

58/59





1856 vol 58x59 each 1/2.



40 25883



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Mittwoch den 2. Januar.

N<sup>o</sup> 1.

## V o r w o r t.

Blicken wir auf das vergangene Jahr zurück, so zieht vor Allen das unsere Aufmerksamkeit auf sich, daß die „drei großen und bösen Plagen“ Gottes während desselben fortgedauert haben. Die Pestilenz ist in ihm über ganz Europa ausgebreitet gewesen und hat allein in den Oesterreichischen Staaten, nach den amtlichen Angaben, Hunderttausende weggerafft. Das Feuer eines Krieges, der sich jetzt um so mehr als ein Verhängniß darstellt, da eigentlich alle Betheiligten seiner überdrüssig sind, hat auch ferner gebrannt wie im dicken Walde und hohen Rauch gegeben. (Jes. 9, 18.) Ein bedeutender Theil von Europa ist „durch den Zorn des Herrn Zebaoth verfinstert, daß das Volk ist wie eine Speise des Feuers: einer schonen sie des andern nicht.“ Auch hier werden „die Erschlagenen des Herrn“ schon längst nach Hunderttausenden gezählt. Endlich, der Reuter auf dem schwarzen Pferde, mit der Waage in seiner Hand, der Hunger, durchzieht fortwährend weit und breit die Lande. Die Ernte des vorigen Jahres hat das Wort wahrgemacht: „Werdet ihr mir nicht gehorchen und mir entgegenwandeln, so will ich euch den Vorrath des Brotes verderben, daß zehn Weiber sollen euer Brot in Einem Ofen backen und euer Brot soll man mit Gewicht auswägen und wenn ihr esset sollt ihr nicht satt werden.“ Das geheime Siechthum, welches so manche Erzeugnisse des Bodens ergriffen hat, von den zur Nahrung nothwendigsten an, bis zu dem Weine, welcher des Menschen Herz erfreut, hat auch in diesem Jahre Fortschritte gemacht. Die Beschränkung: „dem Wein und Del thue kein Leid“ in Offenb. 6, 6, hat keine Anwendung gefunden. Vielmehr heißt es auch hier: „Der Most verschwindet, der Weinstock verschnachtet, und die von Herzen fröhlich waren, seufzen“, Jes. 24, 7. Ueberall ist Wermuth in die Wasserströme und Wasserbrunnen geworfen, in die Quellen der Nahrung und des Wohlbehagens, und viele Menschen sterben von den Wassern, daß sie sind so bitter geworden, Offenb. 8, 10. 11. Die Dreizahl in Matth. 24, 7: „Es werden seyn Pestilenz und theure Zeit und Erdbeben hin und wieder“ ist in diesem Jahre voll geworden.

Was aber noch viel bedenklicher ist, als alle diese Zeichen des Zornes Gottes selbst, was uns den Gedanken mit Gewalt aufdringt, daß alles dies nur der „Anfang der Wehen“ seyn wird, das ist die in der Geschichte der Christenheit fast beispiellose Stumpfheit und Dumpfheit, mit der die Creatur die Schläge

ihres Schöpfers entgegennimmt, ist die schreckliche Thatfache, daß „Niemand sich anschickt, Ihn zu ergreifen“, daß so nirgends im vollen Chöre das: „Ach Herr mich armen Sünder, straf nicht in deinem Zorn, dein ersten Grimm doch linder, sonst ist's mit mir verlor'n“ erschallt, daß das Volk sich nicht kehret zu dem, der es schläget, und fragen nichts nach dem Herrn Zebaoth. O wie anders war es da z. B. in dem Mittelalter. Wie ging da bei solchen ernstlichen Heimfuchungen Gottes ein Geist des Gebetes und des Gnadesehens durch die Völker, daß sie ansahen Den, welchen sie durchstochen hatten, und darob klagten, wie man klagt ein einziges Kind. \*) Ebenso unter uns in den Zeiten

\*) Wer den Unterschied der Zeiten zu würdigen weiß und fähig ist, den durch Zeitvorstellungen, deren Unwahrheit die Reformation aufgedeckt hat, umhüllten ehlen Kern der Gesinnung zu erkennen, der kam nur mit tiefer Erbauung und Beschämung die Schilderungen jener Bußübungen, wie sie im Mittelalter durch die großen Heimfuchungen Gottes hervorgerufen wurden, bei gleichzeitigen Schriftstellern lesen. Einer derselben (bei Förstemann, die christl. Geistesgesellschaften S. 28) sagt: „Im Laufe jener Jahrhunderte überfiel plötzlich eine nie erhörte reuige Stimmung des Gemüthes zuerst die Einwohner von Perugia, dann die Römer, endlich fast alle Völker Italien's (später auch Deutschlands und anderer Länder). Die Furcht Christi kam so sehr über sie, daß Edle und Ueble, Greise und Jünglinge, selbst Kinder von fünf Jahren paarweise in feierlichem Aufzuge durch die Stadt wallten. Jeder hatte eine Geißel aus lebernen Riemen in der Hand, womit sie sich unter Seufzen und Weinen heftig auf die Schulter schlugen bis das Blut danach ging. Unter Strömen von Thränen, als wenn sie mit leiblichen Augen das Leiden des Heilandes sähen, riefen sie in klaglicher Weise zu Gott, dem Herrn der Barmherzigkeit, und um Hülfe zur Mutter Gottes. Es schwiegen zu selbigen Zeit alle musikalischen Instrumente und alle Liebeslieder; nur den Trauergesang der Büßenden hörte man überall, in den Städten und auf dem Lande; seine klagenden Töne rührten steinerne Herzen und die Augen der Versetzten füllten sich mit Thränen. Damals versöhnten sich fast alle Entzweite; Wucherer und Räuber eilten, das mit Unrecht Erworbene zurückzugeben, und wer sonst in Lastern befangen war, beichtete demüthig seine Sünden und entschlug sich der Eitelkeit. Kerker wurden eröffnet, Gefangene entlassen und Verbante durften zurückkehren. Männer und Weiber thaten so große Werke der Barmherzigkeit, als ob sie fürchteten, die göttliche Allmacht werde sie durch Feuer vom Himmel verzehren oder durch ein Erdbeben zertrümmern lassen oder andere Strafen, durch welche sich die göttliche Gerechtigkeit an den Sündern zu rächen pflegt,





des dreißigjährigen Krieges. Wie ist da so manches Lied aus dem Geiste der Gemeinde gesungen worden, trefflich geeignet, dem zürnenden Vater die Ruthe aus den Händen zu winden, Lieder gleich dem: „Herr deinen Zorn wend ab von uns in Gnaden und laß nicht wüthen deine blutige Ruthe richt uns nicht streng nach unsern Missethaten, sondern nach Güte.“ Wie dürfen wir hoffen auf das Heil des Herrn, so lange das zu Gott thranende Auge fehlt, so lange durch die Völker nur die unklaren und unbestimmten Regungen der Furcht vor furchtbaren bevorstehenden Dingen hindurchgehen, die uns allerdings entgetreten als Zeugnisse für das wenn auch schwach sich regende Gewissen.

Wir wissen nicht, ob überall dieser Ernst der Zeiten auch von gläubigen Geistlichen gehörig ins Auge gefaßt und dem Bewußtseyn der Gemeinden eingepägt wird. Der Prediger soll nicht bloß den Katechismus treiben, er soll auch wie die Propheten des A. B. auf der Warte stehen und den Leuten die Zeichen der Zeit deuten, die Thaten des Herrn verständlich machen, die ohne solchen Commentar, der von dem von Gott selbst verordneten Lehramt ausgeht, nicht zu Herzen reden können. Mit vollem Rechte sagt Bengel: „Diejenigen thun wohl, welche die Geschichten von den Jahrgängen, wie einer gegen den anderen gerathen, desgleichen die göttlichen Gerichte, die durch Mißwachs, Theurung, Pest, Erdbeben, Wasserfluten, Feuer, Hagel, Donner und Strahlen ausgeführt werden, fleißig anmerken: und diejenigen Chroniken und Relationen, die desgleichen Materien und Titel noch haben, sind hoch zu achten. Denn sie preisen des Höchsten Werke, dessen Hand sich nicht allein unter den menschlichen Staats-, Kriegs- und Friedenshändeln, sondern auch in dem Laufe der Natur wunderbarlich spüren läßt.“

Zu den erfreulichsten Thatfachen des vergangenen Jahres rechnen wir den mächtigen Fortschritt, den in ihm die Reaction gegen die schriftwidrige Willkür in den Ehescheidungen gemacht hat.

Dieser Fortschritt ist zuerst auf dem Gebiete des Staates zu bemerken.

Es liegt am Tage, daß der von unserer Regierung zunächst der ersten Kammer vorgelegte Entwurf eines Gesetzes in Bezug auf die Ehescheidung den Anforderungen nicht vollständig entspricht, welche die Kirche auf Grund des Wortes Gottes erheben muß. Eine rechtschaffene, nicht der Neigung, sondern dem Worte Gottes dienende Theologie wird zu allen Zeiten nicht anders können, als einstimmen in den Ausspruch D. Gerhards\*): „Es können zwar recht stattliche Gründe dafür angeführt wer-

über sie verhängen.“ Ein ewiges Denkmal dieses Fußgestes ist das Lied dies irae, dies illa, dessen Schauern sich nur tief verhärtete Gemüther entziehen können, in vierfacher Deutsche Bearbeitung zuletzt mitgetheilt in der empfehlenswerthen Sammlung von Stadelmann, altchristl. Hymnen und Lieder, lat. und deutsch, Augsb. 55.

\*) Loci t. 16. p. 177. 179.

den, daß auch wegen anderer Ursachen als wegen Ehebruches die Scheidung zu vollziehen sey; aber dem Gewissen, das auf das einige Wort Gottes sieht, kann durch solche Gründe nicht genügt werden. Es antwortet stets, daß eine göttliche Verbindung nur wegen einer von Gott selbst gesetzten Ursache aufgelöst werden könne, so daß also Gott selbst scheide, was er früher verbunden hat.“ — „Christus erklärt ausdrücklich: Jeder der sein Weib entläßt anders, als um Hurerei willen, begeht einen Ehebruch. Die Obrigkeit darf und kann nichts festsetzen, was dem entgegensteht.“\*) Dagegen wird man sich nicht auf das Zugeständniß berufen dürfen, welches Moses der „Herzenshärte“ gemacht hat.\*\*\*) Jetzt noch solches Zugeständniß zu machen, würde ein Anachronismus seyn. Seit Christus in das Fleisch gekommen und durch sein Sterben und sein Bluten seiner Kirche seinen Geist erworben hat, sind andere kräftigere Mittel vorhanden, der Herzenshärte zu begegnen, und es ist kein Grund mehr da, die dürstige Aushung der Relaxation des Gesetzes zu ergreifen, die nur zu den schwachen Anfängen des A. T. gehörte. Auch darf man nicht geltend machen, der Ausspruch Christi in der Bergpredigt gehe nur die lebendigen Christen an, für die große rohe unerweckte Masse gelte ein anderer Maasstab. In der ganzen Bergpredigt ist kein einziges Gebot oder Verbot, welches nicht unbedingt und unter allen Umständen gültig wäre, von dessen Haltung die Kirche unter Umständen dispensiren dürfte, kein Gebot oder Verbot, was nur den Wiedergeborenen gälte. Man hat dies überall nur angenommen, weil man den Gegensatz gegen die Pharisäische Moral nicht beachtete, welchen der Herr im Auge hat. Die Pharisäer beförderten den Leichtsin im Fluchen und Schwören des gemeinen Lebens. Gegen den Leichtsin und die Sophistik im Schwören erklärt sich der Herr. Er stellt für Kirche und Staat die unverbrüchliche Regel auf, daß der Eid heilig

\*) Die bössliche Verlassung sieht Jo. Gerhard nicht als einen Grund an, auf den hin die Scheidung gesucht wird, sondern er betrachtet sie als ein reines Leiden für den unschuldigen Theil. Christus, sagt er, loquitur de divortio a parte innocente justa ex causa faciendo, Paulus de divortio a parte nocente temerarie et injusto facto. Christus ostendit causam divortii faciendi, Apostolus causam divortii patiendi ac liberationem ob injustam desertionem obtinendi. Er erklärt: fidem non esse desertori serviliter adligatam sed liberam.

\*\*) Dabei ist zu bemerken, daß Moses nicht im eigentlichen Sinne die Ehescheidung erlaubt, sondern es nur unterläßt, der vorhandenen Entartung, die nach 1 Mos. 2, 24 im vollsten Sinne von ihm als solche erkannt wurde, unbedingt entgegenzutreten und sich darauf beschränkt, ihr Gebiet einzuengen, theils indem als ihr möglicher Grund nur die (sittliche) Unanständigkeit gesetzt wird, für welche die Hurerei in dem Ausspruche des Herrn nur der bestimmtere Ausdruck ist — grade in dem absichtlichen Fehlen der scharfen Bestimmtheit lag bei Moses die Zulassung — theils indem er sie an gewisse Formen bindet und also den traurigen Folgen augenblicklicher Aufwulung vorbeugt.



gehalten werden soll. Die Pharisäer eröffneten der Nachsicht freien Spielraum, Christus dagegen verurtheilt jede Handlung der Nachsicht, jedes aus Selbstsicht hervorgehende Bestreben, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, jede Selbstsicht und Kargheit. Als eine bloße Ausflucht aber muß die Behauptung, daß das Verbot der Ehescheidung in der Bergpredigt nur für die Wiedergeborenen oder nach dem Ausdrucke der Schleiermacherianer „für die Sittlichen“ gegeben sey, um so mehr angesehen werden, da der Herr dies Verbot zum zweitenmale in Matth. 19 im Angesichte solcher ausspricht, die gewiß nicht unter die Wiedergeborenen und unter die „Sittlichen“ zu rechnen sind, der Pharisäer, die zu keinem anderen Zwecke kamen, als um ihn zu versuchen. Wie kann aber auch nur daran gedacht werden, daß das Verbot der Ehescheidung nur für die geistlich Geförderten gegeben sey, die seiner gar nicht bedürfen, da der Herr die Ehescheidung ohne Weiteres dem Ehebruche gleichstellt, der in der Schrift überall als ein furchtbares, todeswürdiges Verbrechen erscheint, als dem Morde nahestehend und schlimmer als der Diebstahl, sie als die Verletzung einer heiligen und unverbrüchlichen Ordnung Gottes betrachtet, im Verhältniß zu der Verschiedenheit des subjectiven Standpunktes gar nicht in Betracht kommt. Trefflich hat Dr. Zul. Müller in seinem auf der Gnadauer Conferenz gehaltenen Vortrage \*) gesagt: „Es ist von der allerhöchsten Bedeutung, daß unser Volk, daß wir Alle ohne irgend eine Ausnahme uns von Jugend auf wissen und fühlen lernen innerhalb solcher Ordnungen, welche schlechtthin über uns stehen, welche sich nicht bequemen nach unserem Belieben, sondern von unserm Belieben fordern, daß es sich unbedingt nach ihnen bequeme. Und eine solche Ordnung ist vor allen die der innigsten und rückhaltlosesten Gemeinschaft zweier Menschen, die Ordnung der Ehe. Wer es recht bedenkt, wie die menschliche Natur so voll ist von selbstsüchtigen Neigungen und Gelüsten, die den Zügel nicht dulden wollen und gegen jede Schranke der Willkühr sich aufbäumen, der wird mit uns — wenn wir, wo Alles wunderbar und überschwenglich ist, so reden dürfen — die Kühnheit des göttlichen Gedankens anbeten, in eine solche Natur, deren bevorstehende Verwüstung durch die Sünde ihrem Schöpfer von Ewigkeit her bewußt war, eine so festgeschlossene und ausschlie-

\*) „Ueber Ehescheidung und Wiederverheirathung geschiedener Gatten. Zwei Vorträge von Dr. J. M. Berlin, Herz 55.“ Diese Schrift, so wie die „Ausführungen über das Ehescheidungsgesetz von Dr. J. Stahl“, Berlin, Herz 55, wo möglich auch die ältere gründliche Schrift des sel. C. R. von Gerlach: Kirchenrechtliche Untersuchung u. s. w. Erlangen, Bläsing 39, sollten billig im Besitze aller Deutschen Geistlichen seyn. Es ist die Pflicht Aller, in dieser täglich wichtiger werdenden Sache sich eine selbstständige Ueberzeugung zu verschaffen. Wer sich tiefer einlassen kann, wird in dem Werke des Obergerichtsrathes Strippelmann über die Ehescheidung, Cassel 55, viel brauchbares Material besonders für die juristische Seite der Frage finden.

sende Gemeinschaft zu pflanzen, wie die Ehe ist.“ Wer eine so heilige Ordnung Gottes bricht, eine Ordnung, auf deren hohe Bedeutung die Schrift gleich an ihrer Schwelle in 1 Mos. 2, 24 hindeutet, welche die Wurzel ist für so viele andere Ordnungen, der leidet nicht an einem Gebrechen, gegen das man Schonung üben muß, der begeht vielmehr ein Verbrechen, dem Kirche und Staat mit ernster Mahnung und Strafe entgentreten müssen. Wenn die Protestantische Kirchenzeitung \*) den Eifer für Aufrechterhaltung der Ehe als „pharisaisches Satzungsweisen“ brandmarkt, welches verkehrterweise die Nichtsittlichen zwingen wolle, so zu handeln, als wären sie sittlich, so hätte sie ebenso gut auch das Einschreiten gegen den Diebstahl verurtheilen können, ja noch füglicher. Denn die Ehe steht noch über dem Eigenthum. Solchen „Gesetzlosen“ aber ist mit dem Begriffe einer heiligen Schrift auch der einer göttlichen Ordnung völlig abhanden gekommen.

Anwiefern nun der Gesetzentwurf abweicht von der heiligen Schrift und von der auch in diesem Punkte sich treulich ihr anschließenden Evangelischen Kirche, darüber spricht Dr. Stahl sich also aus: „Insbesondere müssen wir Protestanten dem widersprechen, daß dies neue Gesetz auf protestantischen Principien ruhe im Wesentlichen das Eherecht der Protestantischen Kirche sey. Die Prot. Kirche erkennt keinen Scheidungsgrund an, der nicht bestimmt und unverkennbar in dem Worte Gottes bezeichnet ist. Danach mag man wohl zweifelhaft seyn über die bödiche Verfassung, aber alle anderen Scheidungsgründe, welche der §. 1 und der §. 2 zum Ehebruche hinzufügen, sind durchaus unprotestantisch. Am allermeisten ist es aber antiprotestantisch, daß der schuldige Theil gleichfalls Anrecht auf Wiederverheirathung erlangt.“

Dennoch aber können wir uns von ganzem Herzen des Gesetzentwurfes freuen und ihn als eine That in Gott gethan betrachten, die schon jetzt durch Hebung und Kräftigung des sittlichen Urtheils ihre Früchte getragen hat. — Wenn das Gesetz sich auch nicht ganz bis zur Höhe der in der heiligen Schrift aufgestellten Grundsätze erhebt, so stellt es doch nicht etwa Angesichts dieser Grundsätze eine Theorie auf, wodurch dieselben principiell veräuget würden. Es beschränkt sich darauf, beste-

\*) In Nr. 17 d. J. Am schroffsten tritt die auflösende, der Auctorität des Wortes Gottes entgentretende Tendenz, der dies Blatt, wie überall so auch in der Ehesache huldigt, in einem Artikel in Nr. 47 hervor, der sich darüber ereifert, daß das Consistorium der Provinz Preußen einem Geistlichen, der wegen „unüberwindlicher Abneigung“ geschieden war, mit dem Vermerk in dem Urtheil, „daß keiner von beiden für den überwiegend schuldigen Theil zu halten“, die Wiederverheirathung untersagt hat. Das Consistorium gründet sich auf das klare Wort des Herrn Luc. 16, 18: „Wer sich scheidet von seinem Weibe und freiet eine andere, der bricht die Ehe; und wer die Abgeschiedene vom dem Manne freiet, der bricht auch die Ehe.“ Die Protestantische Kirchenzeitung beruft sich dagegen auf die Preussische Verfassungsurkunde: „Alle Preußen sind vor dem Gesetze gleich!“



hende Scheidungsgründe zu beseitigen und durch Strafbestimmungen dem willkürlichen Gelüste entgegenzutreten. Den bedeutenden Fortschritt, der hier bereits gemacht ist, können wir um so bereitwilliger anerkennen, da der Weg zu weiteren Fortschritten hier nicht versperrt wird, diesen vielmehr hier vorgearbeitet ist.

Die Aufnahme, die der Gesetzentwurf in der ersten Kammer gefunden hat, kann uns im Ganzen nur zum Danke gegen Gott veranlassen. Die einzige Abweichung von durchgreifender Bedeutung ist die, daß in den Entwurf nach den Beschlüssen der ersten Kammer die auf jede Ehescheidung gegen den schuldigen Theil verordneten Freiheitsstrafen nicht aufgenommen sind. Wer in der heiligen Schrift lebt und angehaucht ist von ihrem hohen sittlichen Ernste, erfüllt von der heiligen Scheu vor Gottes Ordnungen und Geboten, zu welcher sie anleitet, der wird es freilich schmerzlich bedauern müssen, daß diese Bestimmung von der ersten Kammer verworfen werden konnte. Erklären läßt es sich aber leicht, ja es konnte leider kaum anders erwartet werden, und wir haben den Muth bewundert, mit dem in dem Entwurf diese Bestimmung ausgesprochen ist. Ihre Annahme wäre ein völliger Bruch gewesen, mit dem durch Schiller, Göthe, und überhaupt fast alle sogenannten deutschen Classiker repräsentirten Zeitgeiste, der durch tausende von Kanälen auf den Einzelnen einwirkt, und am wirksamsten eben durch jene Classiker, mit denen schon ihre Jugend genährt wird. Es ist ein großes Unglück für unsere Nation, daß der Aufschwung ihrer Literatur in die Zeit des tiefsten Verfalles der Kirche fällt. Unter diesen Umständen muß es uns schon als ein Großes erscheinen, daß solche Bestimmungen die Anerkennung der ersten Kammer gefunden haben, wie die: „Jedes Urtheil auf Ehescheidung muß den verklagten Theil, oder wenn die Ehescheidung auf den Antrag beider Theile erkannt wird, beide Ehegatten für schuldig an der Ehescheidung erklären,“ „Der geschiedene Ehegatte, welcher allein oder zugleich mit dem anderen Theile für schuldig erklärt worden ist, darf nicht eher zu einer anderen Ehe schreiten, als bis seit der Rechtskraft des Ehescheidungs-urtheils drei Jahre abgelaufen sind,“ „Von dem Verbote der Ehe zwischen solchen Personen, welche wegen Ehebruches geschieden worden sind, mit den Theilnehmern des Ehebruches findet fernerhin keine Dispensation statt.“ Daß wir uns im Ganzen freuen können über die Beschlüsse der ersten Kammer, zeugt schon der Verdruß unserer Gegner. In ihrer kürzlich in Breslau erschienenen Schrift, welche den Standpunkt des Landrechtes gegen die „Stahlsche Theorie“ vertritt, wird mit tiefem Bedauern gesagt, die Erste Kammer sey der Regierungsvorlage im Wesentlichen beigetreten: 1. Durch gänzliche Aufhebung mehrerer Scheidungsgründe des Landrechtes 2. Durch Annahme des neuen Principes \*) bezüglich der außer Ehebruch,

\*) Dies „neue Princip“ wird von Stahl also bezeichnet: „Der Grundgedanke des nun vorliegenden Gesetzes ist der: „Keine Eheschei-

böhslicher Verlassung und Lebensnachstellung beibehaltenen Scheidungsgründe. 3. Durch zeitweise Unterfügung des Rechtes zu Eheverträgen für den schuldigen Theil. Ein tiefer Psychologe kann der ungenannte Verfasser dieser Schrift nicht seyn. Er wirft der „Stahlschen Theorie“ vor, sie sey „eine tief unsittliche,“ weil nach ihr „auch die tiefste sittliche Zerrüttung des ehelichen Lebens“ kein Scheidungsgrund sey, „sondern nur die Verletzung des ehelichen Verhältnisses nach seiner Naturseite,“ als ob nicht alle Erfahrung lehre, daß keine sittliche Zerrüttung des ehelichen Lebens so tief ist, als diejenige, wo die Sünde sich leiblich vollendet, daß nur sie die Ehe in ihrem eigentlichen Wesen trifft, in demjenigen, was sie von allen anderen Verbindungen unterscheidet. Ein solcher lustiger Spiritualismus hat in völlig gleichem Maaße wie die heilige Schrift, so auch die Erfahrung und das tiefere Denken gegen sich.

Es ist von katholischen Abgeordneten in der ersten Kammer der Antrag gestellt worden, daß die Ehesachen der Katholiken wieder der rein kirchlichen Jurisdiktion übergeben werden möchten. Gewiß hat dieser Antrag manches Bedenkliche. Die Ehe ist eine gemischte Institution, sie gehört zu gleicher Zeit dem Staate und der Kirche an, und der Staat wird sich gar wohl bedenken müssen, ehe er sein selbstständiges Recht an eine Kirche abtritt, die immer darauf aus ist, ihn zu ihrem Knechte zu machen, in einer Zeit, wo dies Gelüste mit neuer Lebhaftigkeit in dieser Kirche erwacht ist, in einem Lande, dessen Regierung eine Evangelische ist, und schon deshalb eine bedeutende Partei von Zeloten in jener Kirche gegen sich hat. Die politische Haltung vieler Katholiken in den letzten Jahren ladet nicht dazu ein, dieser Kirche Zugeständnisse zu machen, die nicht in einem klaren unzweideutigen Rechte begründet sind; man könnte dadurch leicht dem fanatischen Eifer gefährliche Waffen in die Hand geben. Dann würde man bei Herstellung der bischöflichen Jurisdiktion schlimme Verwickelungen in Bezug auf die gemischten Ehen herbeiführen. Es würde alles aufgeboten werden, um diese rein unter das Katholische Kirchenrecht zu bringen. Die Tendenz der Katholischen Kirche in dieser Beziehung erkennt man daraus, daß in ganz Oesterreich die Trennung einer gemischten oder auch nur gemischt gewesenen Ehe unmöglich ist \*). Jedenfalls aber mußte, wenn je diesem Antrage Folge gegeben werden sollte, ein Gleiches für die Evangelische Kirche in Anspruch genommen werden, und diejenigen Abgeordneten, die schon jetzt in der Kammer eventuell diesen Antrag gestellt haben, verdienen den Dank unserer Kirche, deren Ehe sie wahrten.

(Fortsetzung folgt.)

bung ist zulässig, außer schwerer Verschuldung des anderen Theiles, mit anderen Worten: es gibt kein Recht und keinen Grund, die Ehe zu scheiden; aber wenn ein Theil die Ehe wirklich gebrochen hat, wenn es das Band im Innersten zerstört hat, dann soll auch der andere Theil nicht gebunden seyn.“

\*) Kuzmany, Lehrb. des Kirchenr. S. 592.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Donnabend den 5. Januar.

N<sup>o</sup> 2.

## Vorwort.

(Fortsetzung.)

Das Bedenken, welches gegen diesen Antrag aus dem Auseinandergehen der Ueberzeugungen und Ansichten auf dem Evangelischen Gebiete entnommen wird, können wir nicht theilen. Wenn sich auch Anfangs noch gewisse Schwankungen zeigten, so würden sie doch bald schwinden. Die Ueberzeugung würde sich mit Gewalt aufdringen, daß Grund und Boden sich nur gewinnen läßt durch Zurückgehen auf das älteste protestantische Kirchenrecht. In diesem aber tritt uns eine Doctrin in Bezug auf die Ehescheidung entgegen, die nicht minder fest ist, wie die der Katholischen Kirche, und dabei auf solidestem Fundamente ruht, auf der richtigen Deutung der Aussprüche des Neuen Testaments. Jedenfalls aber würde, auch wenn die Kirche Anfangs hie und da unsichere Schritte träte, die Ueberweisung, oder vielmehr Zurückgabe der Evangelischen Ehesachen an die Consistorien sich von Anfang an als ein wesentlicher Fortschritt darstellen. Das Wort Gottes, das Herz und das Gewissen würden wieder zur Bedeutung gelangen in diesen Sachen, die durch eine äußerliche, zum Theil leichtfertige und profane Behandlung so tief heruntergekommen sind, mit unserer gesammten Jurisprudenz, welcher das Bewußtseyn: das Gerichtamt ist Gottes, in kläglicher Weise entschwunden ist. Doch können wir uns wohl darin finden, wenn vorläufig unserer Kirche ihr Recht an der Ehe noch nicht wieder gewärt wird. Was für die Ehesachen jedenfalls förderlich wäre, könnte leicht unseren kirchlichen Behörden gefährlich werden. Diese haben eben angefangen, sich von juristischem Formalismus und büreaukratischem Wesen, denen sie in der Zeit der Herrschaft des Rationalismus anheim gefallen waren, zu einem ächt kirchlichen und geistlichen Standpunkte zu erheben. Die Ueberweisung der Ehesachen, die so sehr zu einer ordinär juristischen Behandlung einladen, könnte leicht einen niederziehenden Einfluß ausüben.

Es steht nun zu erwarten, daß der Entwurf der Regierung dem Hause der Abgeordneten vorgelegt werden wird. Bei der gegenwärtigen Zusammensetzung desselben dürfen wir wohl hoffen, daß die Abstimmungen in demselben ein mindestens eben so günstiges Resultat liefern werden, wie das in der ersten Kammer erzielte. Tritt alsdann das neue Gesetz ins Leben, so ist der Conflict zwischen dem Eherechte des Staates und der Kirche um ein Bedeutendes gemindert, aber aufgehoben ist er

noch keinesweges. Es bleiben noch eine Reihe von Fällen übrig, in denen das bürgerliche Gesetz die Scheidung und das Recht zur Wiederverheirathung ausspricht, die Kirche dagegen beides versagen muß. Wie nun soll dieser Conflict gelöst werden? Wir wissen keinen anderen Ausweg als den, daß die, welche sich in einem solchen Falle befinden, aus der Kirche austreten, mit der sie ja doch schon innerlich gebrochen haben, indem sie willkürlich das Band lösen, welches der Herr der Kirche so nachdrücklich und feierlich für unauflöslich erklärt hat. Für solche, die der Kirche nicht angehören, besteht ja eine Einrichtung, daß sie bürgerlich zusammengegeben werden können. Dem hier und da laut gewordenen Gedanken aber, eine bürgerliche Ehe auch für Glieder der Kirche zu schaffen, müssen wir für einen im hohen Grade gefährlichen halten. Schon gegen jene frühere Concession erheben sich ernste Bedenken, diese aber würde noch viel bedenklicher seyn. Der Staat würde sich dadurch in offene Opposition gegen das treue Festhalten der Kirche an dem Worte Gottes stellen; er würde denjenigen zu ihrem Ziele verhelfen, die gegen ihre mahnende Stimme das Ohr verschließen, und zugleich das Verbleiben in der Kirche für sie in Anspruch nehmen. Es ist sicher nicht die Aufgabe des Staates, allem Gelißte freie Bahn und bequeme Existenz zu schaffen. Dieß Ziel würde aber auch in diesem Falle nicht einmal erreicht werden. Derselbe Geist, welcher jetzt in der aus langem Schläfe erwachenden Kirche die Trauungsweigerung hervorruft, würde sie auch treiben, sofort die Excommunication auszusprechen, gegen die wider Gottes Wort und das Recht der Kirche Vertrauten. Solche bürgerliche Ehen sind schlimmer als Concubinate, sie sind Concubinate, welche sich wider Gottes Wort und Ordnung für Ehen ausgeben. Unter allen Geistlichen, welche jetzt gelobt haben, allen Trauungen gegen Gottes Wort zu entsagen, würde kaum ein Einziger seyn, der einem Solchen die Theilnahme an den Sakramenten gewährte, ihn als Taufpathen zuließe, ihm ein kirchliches Begräbniß gewährte. Dem Staate käme kein Recht des Zwanges zu, da die Kirche nach göttlichem und menschlichem Rechte ihre Angelegenheiten selbstständig verwaltet, und die kirchlichen Behörden würden einen solchen Zwang weder ausüben wollen noch können. An der todten Kirche kann man handthieren wie man will; die lebendige Kirche, der Löwe Gottes, folgt ihren eigenen Gesetzen, unbeugsam in dem, was sie im Gehorsam gegen Gottes Wort zu thun, geduldig wie ein Lamm, in dem was sie dafür



zu leiden hat. Man versuche es nicht, diesen Geist zu dämpfen. Das Jahr 1848 hat gezeigt, was er auch für den Staat zu leisten vermag. Dieselben, welche jetzt für die Integrität der Ehe in die Schranken treten, haben damals wie ein Fels gestanden gegen die Wogen der Revolution, und sind noch jetzt das kräftigste Bollwerk gegen dieselbe. Wer nicht zu Zeiten unbequem wird, der wird auch nicht in kritischen Momenten entscheidende Hülfe bringen können.

Ungleich bedeutender als was sich auf dem staatlichen Gebiete in Sachen der Ehescheidung im vergangenen Jahre ereignet hat, ist die kirchliche Bewegung in derselben Angelegenheit. Es ist wahrhaft erbauend an diesem Beispiele zu sehen, wie das Wort Gottes lebendig und kräftig ist, wie es, nachdem es lange Zeit ohnmächtig und verachtet dagelegen hat, plötzlich sich aufrafft, und mit unwiderstehlicher Gewalt die Gemüther ergreift. Ganze Synoden haben vielfach von Neuem das Gelübde der Treue gegen das Wort Gottes abgelegt. Der Fall kommt schon oft vor, daß solche, die aus kirchlich ungültigen Gründen geschieden sind, nachdem sie vergeblich von Ort zu Ort herumgeirrt, um einen Pastor zu finden, der treulos genug ist, ihre neue schriftwidrige Verbindung einzussegnen, ihr Vorhaben aufgeben. Das Zugeständniß der Proklamation, zu dem sich diejenigen verstanden, welche zuerst heldenmüthig den Kampf gegen die eingerissene Willkür unternahmen, weil sie das in Aussicht stehende schwere Leiden gern so direct wie möglich auf das Wort Gottes zurückführen wollten, ist als eine Inkonsequenz zurückgenommen worden, und die kirchlichen Behörden nehmen davon Abstand, sie weiter zu verlangen. Dieser Berg ist im vergangenen Jahre plötzlich und unvermerkt zur Ebene geworden. Ein Consistorium hat sogar auf die Klage eines Paares, das vergeblich weit und breit umhergezogen, um die Trauung zu erlangen, an den Pfarrer des Ortes rescribirt, er habe ganz Recht gethan, die Trauung zu verweigern, hätte aber, da er dies wollte, auch das Aufgebot versagen, und nicht durch die Gewährung desselben die Leute auf die falsche Einbildung bringen sollen, als hätten sie ein Recht auf die Trauung erlangt.

Wir verachten den Spott über „die souveränen Pastoren“, denn wir finden es ganz in der Ordnung, daß diejenigen zuerst an der Herstellung des Rechtes der Kirche arbeiten, deren Gewissen am unmittelbarsten durch die Einsegnung der schriftwidrigen Ehen beschwert wird. Wir lesen mit Erstaunen Auslassungen, wie die des Herrn Pred. Schweder in der Protest. R. Z.: „Ich kann es nicht verstehen, wie man in einem Amte verbleiben kann, in welchem die bestehenden Gesetze des Staates und der Kirche fordern, was das Gewissen beschwert, und wie man durch Verweigerung des Gehorsams gegen die Gesetze dieser Noth entgehen will, da Gehorsam gegen die Obrigkeit als Gottes Ordnung einer der ersten Grundsätze der evangel. Kirche ist.“ Wir können diese Aeußerung nur als einen Anachronismus betrachten, daraus erklärlich, daß bei den Männern dieser rein subjektivistischen Partei nichts haftet, was nicht in

den Kreis der Anschauungen und Neigungen paßt, in den sie einmal festgebannt sind. Es ist schon vor langen Jahren überzeugend, und ohne erfolgten motivirten Widerspruch, nachgewiesen worden, daß das Preussische Landrecht mit keinem Worte den Evangel. Geistlichen die Pflicht auflegt, Geschiedene zu trauen\*), daß es die Gültigkeit der Kirchenordnungen anerkennt, daß diese nur Ehebruch und bössliche Verlassung als Scheidungsgründe gelten lassen. Die Preussische Verfassung erklärt, daß die Kirche ihre Angelegenheiten selbstständig verwaltet, spricht also die Diener der Kirche von Anforderungen los, welche mit ihren Grundsätzen in Widerspruch stehen. Nach einer Cabinetsordre vom 30. Januar 1846 soll gegen die Trauungsweigernden Geistlichen nicht eingeschritten werden, und nach einem darauf fußenden Rescripte des Oberkirchenrathes vom 15. Juli 52\*\*), besteht auch für die geistlichen Behörden keine Nothigung, „jedem geschiedenen Gatten zur Wiederverheirathung zu verhelfen.“ Nach allen Seiten also haben diejenigen nicht blos, was die Hauptsache ist, das göttliche, sondern auch das menschliche Recht auf ihrer Seite, welche die Trauung der widergöttlich Geschiedenen verweigern. Wie können aber — diese Gegenfrage müssen wir erheben — diejenigen mit gutem Gewissen in den Aemtern der Kirche bleiben, welche den entschiedensten Aussprüchen des Herrn der Kirche entgegenhandeln, ihre Ordnungen mit Füßen treten, und das in einer Zeit, wo auf so mannigfache Weise die Sache angeregt und ans Licht gestellt worden ist, so daß sie nicht in Unwissenheit handeln, sondern sich gegen die lebhaft auf sie andringende Wahrheit verhärten müssen.

Ein schlimmer Punkt ist das Auseinandergehen der Ansichten in Bezug auf die bössliche Verlassung. Wir ermahnen hier aufs neue dringend zur Besonnenheit. Es wäre traurig, wenn die unter Gottes sichtbarem Segen jetzt trefflich gedeihende Sache durch die Schuld ihrer wärmsten Freunde Schaden erlitte. Die Differenz hat vielfach schon einen lähmenden Einfluß ausgeübt. So kam es deshalb auf der Berliner Pastoralconferenz nicht zu einer einmüthigen Erklärung, die sonst ohne Zweifel erfolgt sein würde. Die Welt nimmt, nach unserer Meinung nicht ganz mit Unrecht, an diesem Zwiespalt Anstoß und wird dadurch gegen die ganze Bewegung eingenommen. Sie meint, würde der Kirche auch gewährt, was ihre älteren Ordnungen verlangen, so würden doch bald wieder neue Anforderungen gestellt werden. Besser sey es also, ihr Alles abzuschlagen. Man sollte vor Allem nicht übersehen, daß diejenigen, welche die Verweigerung der Trauung auch auf die wegen bösslicher Verlassung Geschiedenen ausdehnen, rechtlich betrachtet eine bedenkliche Stellung einnehmen. Wer einen Scheidungsgrund nicht anerkennen kann, den die Reformatoren\*\*\*\*) und die älteren Kirchenordnungen ein-

\*) Nach einer Notiz in v. Gerlachs kirchenr. Unterf. S. 35 nahm schon Friedrich II. Prediger in Schütz, die sich geweigert hatten, Geschiedene zu trauen.

\*\*) Stahl S. 11.

\*\*\* Die nach dem Vorgange von Gerlachs von mehreren ausge-



stimmig gutgeheißen haben, auf den finden allerdings die von Pred. Schweder ausgesprochenen Bedenken gewissermaßen Anwendung. Das sind Dinge, die man zu bedenken hat, ehe man ein Amt in der Kirche übernimmt, jedenfalls aber gilt es da, nicht sein Recht zu verlangen, sondern nur zu bitten. Man ist wesentlich in derselben Stellung, als wenn man, wie z. B. Dr. Thiersch, mit der Katholischen Kirche überhaupt alle Scheidung für unerlaubt hielte. Wie wenig Grund man aber hat, diesen Bedenken gegenüber sich auf den klaren und deutlichen Sinn des Wortes Gottes zurückzuziehen, das läßt sich schon einigermaßen aus demjenigen abnehmen, was der Verfasser des besten neueren Commentars zu dem ersten Briefe an die Corinthier, Oslander, nicht im Interesse einer brennenden Frage, sondern offenbar rein vom exegetischen Standpunkte über die in Frage stehende Stelle bemerkt: „δεσφύλωται bedeutet die eheliche Gebundenheit überhaupt und zwar wie δεδεταί B. 39. Röm. 7, 2 die lebenslängliche, wie beim δεῦλος; es liegt darin zugleich das Harte, der Zwang einer solchen Verbindlichkeit, die Unterdrückung der christlichen Freiheit durch sclavisches Hingabe an einen fremden Willen, der als Bedingung der Fortsetzung der Ehe sogar den Abfall vom wahren Glauben verlangt. Keinesweges aber ist οὐ δεσφύλωται nur = sie ist nicht verbunden, sich ihm aufzudringen, ihm nachzufolgen, sondern = Aufhebung der ehelichen Verbindung und zwar absolut, nicht mit der Restriction wie Bengel *μετέω ἀραμος* B. 11; gerade auch das Wegbleiben dieser Restriction, da Paulus in diesem Abschnitte mit so großer, den schwierigen Fragen angemessener Genauigkeit spricht, ist ganz gegen diese Schwächung.“

Das Pfarramt hat im Allgemeinen nicht den Beruf, in Fragen wie die vorliegende selbstständig zu handeln, es soll der kirchlichen Obrigkeit unterthan seyn. Das Bewußtsein, daß es sich hier um eine Ausnahme, um einen Nothstand handelt, sollte überall recht lebendig erhalten werden, wie ja überhaupt auch die Pastoren vor dem in der Zeit liegenden falschen Streben nach Autonomie gar sehr auf der Hut seyn müssen. Man sollte daher auch den Schein eines Herausgehens über dasjenige, was unmittelbar das Gewissen und das Recht der Kirche verlangt, vermeiden. Von diesem Gesichtspunkte aus sind wir nicht ohne Bedenken gewesen bei der auf einer Pommerschen Konferenz proponirten Einrichtung von „Aussträgalinstanzen“ in der Ehescheidungsache. Wir zweifeln nicht, nach dem ganzen Sinne dieser Konferenz, daß der Wille dabei ein ganz guter gewesen ist, aber der Name klingt doch gar behördenhaft und der allerdings sehr gute Zweck, den Uebelständen der Isolirung entgegen zu treten, ließ sich auch wohl in mehr formloser Weise erreichen.

Wir hören, daß auf einer Synode der Beschluß gefaßt ist, daß in jeder Gemeinde eine Predigt über die Ehescheidungs-

sache zu halten sei. Dies Beispiel verdient Nachahmung. Mancher ehelichen Zerrüttung wird abgeholfen, mancher vorgebeugt werden, wenn die Leute erst wissen, daß sie im Fall der Scheidung keine Aussicht haben zur Wiederverheirathung zu gelangen, welche letztere gewöhnlich bei der Scheidung hauptsächlich ins Auge gefaßt wird. Dann, der Sinn für göttliche Ordnung überhaupt wird geschärft, das Bewußtseyn in den Gemeinden erweckt, daß wir einen Herrn des Lebens über uns haben, und ein festes Wort, das unsere Schritte regeln soll, wenn eine einzelne göttliche Ordnung in ein klares Licht gestellt wird.

Die Reaction gegen die Betheiligung der Geistlichen am Freimaurerorden hat auch im vorigen Jahre einen erfreulichen Fortgang genommen, und alle Anzeichen führen darauf, daß sie nicht ruhen wird, bis sie ihr Ziel vollständig erreicht hat. Freilich, die Katholische Kirche hat raschere Erfolge aufzuweisen. Nach einer Mittheilung aus W. in der unteren Rheingegend ist es dort der Katholischen Geistlichkeit gelungen, fast alle Katholiken zum Austritt aus der Loge zu bewegen, welche in Evangelischen Kirchensachen, z. B. bei den Wahlen der Repräsentanten und Prediger, noch fortwährend der Mittelpunkt aller lichtfreundlichen Agitationen ist. Daran, daß jetzt noch ein Katholischer Geistlicher Mitglied des Ordens seyn könnte, was in den ersten Decennien dieses Jahrhunderts häufig der Fall war, u. A. auch in Berlin, ist nirgends mehr zu denken. Die Katholische Geistlichkeit steht dem Freimaurerorden als eine geschlossene Phalanx gegenüber. Doch liegt das besonders an der dem Katholischen Kirchenregimente einwohnenden Energie. Bei uns, wo die Erfolge zumeist durch den Eifer der Pastoren herbeigeführt werden, pflegt die Sache einen langsameren Gang zu nehmen. Dafür aber auch hat die Kirche aus solchen Kämpfen mehr den Gewinn einer innerlichen Förderung. Freilich, es kann auf die Dauer keine guten Folgen haben, wenn die Deutschen Evangelischen Kirchenregimente hinter der Entwicklung der Kirche zurückbleiben, wenn sie im besten Falle sich nur drängen und treiben lassen, wo es vielmehr gilt, im Namen Gottes und kraft der von ihm übertragenen Aemter die Initiative zu ergreifen, in Seiner Furcht und ohne Ansehen der Person, was im Worte Gottes so wiederholt und so schwer verpönt ist, 5 Mos. 1, 17. Mal. 2, 9, und vor dem selbst die apokryphische Weisheit Sirachs dringend warnt: „Laß dich keine Person bewegen, dir zum Schaden, noch erschrecken, dir zum Verderben, sondern bekenn das Recht frei. Denn durch Bekenntniß wird die Wahrheit und das Recht offenbar. Vertheidige die Wahrheit bis in den Tod, so wird Gott der Herr für dich streiten.“ Hier, wo die Augen der ganzen Kirche erwartend auf ihre obersten Behörden hinschauen, ist mit etwaigen geheimen Instructionen die Sache nicht abgemacht. Es gilt auch für das Kirchenregiment, was Bengel sagt: „In einem Augenblicke kann etwas begangen (oder unterlassen) werden, was du durch das ganze Leben büßen mußt.“ Die Kirche unserer Zeit verlangt dringend nach Auctorität, aber eine bloß formelle Auctorität

gesprochene Behauptung, Calvin sey in Bezug auf bösliche Verlassung bedenklich, beruht auf falscher Deutung einer Aeußerung Calvins zu 1 Cor. 7, 15.



kann sich in einer lebendig gewordenen Kirche auf die Dauer nicht behaupten. Müssen die „souverainen Pastoren“ überall vor den Riß treten, so ist die Folge die, daß der Stern des Kirchenregimentes durch seine eigne Schuld mehr und mehr erbleicht, was Gott verhüten wolle! Denn es würde der Kirche zu schwerem Schaden gereichen. Die Wirkung aber ist eine nothwendige, wenn die Ursache nicht aufhört. Der Schwerpunkt der Kirche liegt immer da, wo die Erweisung des Geistes und der Kraft hervortritt. Handelt es sich doch hier um eine klare Sache, um eine offen zu Tage liegende Pflicht. Was die Ev. K. Z. in Bezug auf die Tendenz des Englischen Systemes des Ordens nachgewiesen hat, dem neun Zehnthelle des Ordens angehören, wird von diesen Logen selbst zugestanden, und der Unterschied zwischen ihnen und uns besteht nur darin, daß sie sich derselben Tendenzen rühmen, deren Verwerflichkeit wir (unter Zustimmung der großen Landesloge) behaupten. Neun Zehnthelle der Geistlichen also, die sich im Orden befinden, sind so zu sagen nicht bloß für schuldig, sondern auch für geständig zu halten. In Bezug auf die wenig zahlreichen Logen aber, die sich an die Große Landesloge anschließen, haben wir die immense Majorität des Ordens auf unserer Seite, wenn wir annehmen müssen, daß ihr System auf einer Mystification beruht, an welcher sich zu betheiligen für einen Geistlichen nicht ziemt.

Die große Landesloge hat auf unsere letzte Ausführung geschwiegen und, was noch mehr von Bedeutung ist, die beiden anderen Berliner Großlogen haben unserer Nachweisung, daß sie nach ihren eigenen klaren und unzweideutigen Erklärungen deistifischen Grundsätzen huldigen, keine Protestation, geschweige denn eine Beweisführung entgegengesetzt.

Es sind aber im Laufe des vergangenen Jahres einige nicht officiële, von Freimaurern verfaßte Schriften erschienen, die für die Beurtheilung der Sache von Bedeutung und meist durch unsere Beleuchtung der Freimaurersache veranlaßt worden sind. Die Brochüre: „Die Freimaurerei und Prof. Hengstenberg. Von Dr. Sauffe, Prorector in Guben“, müssen wir als völlig unbedeutend mit Stillschweigen übergehen. Beachtung aber verdient die Schrift: Lessings Ernst und Falk, erläutert von Dr. Merzdorf, Großh. Oldenb. Bibliothekar, Hann. 1855. Der Verf. ist ein klarer Kopf; gelehrte Studien in der Geschichte des Ordens und eine gewisse, wenn auch vorsichtige und nicht unbedingte Offenherzigkeit (eine solche ist einmal innerhalb des Ordens nicht zu finden) treten uns überall entgegen. In Bezug auf die Angelpunkte unserer Ansicht von der Freimaurerei, nämlich die Zeit ihrer Entstehung, de ihr von ihrem Ursprunge an eigenthümliche Ausschließung aller christlichen Elemente, endlich darin, daß das System der Großen Landesloge und alle ähnliche späte Erfindungen sind, stimmt der Verf. vollkommen mit uns überein. Der Unterschied bezieht sich überall

nicht auf die Thatfachen, sondern auf das Urtheil über dieselben. „Mit dem Jahre 1717 — sagt der Verf. \*) — schälte sich aus der operativen Maurerei, die mit Kelle und Kalk arbeitete, die ethische Bruderschaft los.“ Er erkennt an, „daß der Name Free Mason, wo er vor 1717 vorkommt, mit der jetzigen Freimaurerei nichts zu thun hat.“ \*\*) (Er erklärt \*\*\*): „Durch Lessings Gespräche mit gewann im 19ten Jahrh. unsere Bruderschaft ihren alten Grund und Boden (den rein humanistischen) wieder. Möge sie denselben durch alle Zeiten bewahren, und sich nicht durch gewisse Zeitströmungen, Einflüsse und Ansichten von obenher davon ablenken lassen.“ Und ferner †): „Wir müssen bemerken, daß in den Johannisgraden kein Grund für die christliche Auffassung zu finden ist, und daß Lawrie in seiner officiellen Geschichte der Großloge Schottlands folgende Verse zum Ruhme des Bundes anführt: Where Christians, Jews and Turks and Pagans stand — One blended throny, one indistinguished hand.“ Er verweist auf eine früher schon von ihm herausgegebene Schrift, deren Titel schon bezeichnend genug ist: „Die Symbole, die Geschichte, der Zweck der Masonen schließen keine Religion von derselben aus.“ Der Verf. spottet ††) mit deutlicher Beziehung auf die große Landesloge über die Systeme, „die auch jetzt noch von einem Grad auf den anderen verträsten, deren Mitglieder immer weniger werden, bis sie sich auf einige sehr wenige reduciren, denen sich das ganze Mysticismus eröffnet.“ (Er sagt †††): „Die Hochgrade gehören eigentlich nicht zur Freimaurerei und sind derselben aufgedrängt wie ja selbst die große Loge von Schottland (die am wenigsten von dem in Berlin blühenden Schottischen Systeme weis!) ihrem Gesetzbuche nach nur die drei Johannisgrade bearbeitet und im 19ten Cap. verordnet, daß keine Loge mehr als die drei St. Johannesgrade bearbeiten darf.“ Nach Föhrung des geschichtlichen Beweises dafür, daß die ersten Logen in den verschiedenen Ländern Europa's von der im J. 1717 errichteten Londoner Großloge gestiftet worden sind, äußert der Verf. §): „Hiermit ist der Fingerzeige genug gegeben, daß trotz alles Vorgebens einzelner Branchen alle älteren Logen auf der Englischen Großloge basiren und somit auch ihrem Sinne huldigen. — Wenn auch jetzt gewissermaßen zwei Richtungen sich gegenüberstehen, die des Humanismus und des Christianismus, so bildet die erstere, der alten Ueberzeugung treu gebliebene Richtung die überwiegende und letztere nur, auf Preußen (d. h. einen kleinen Theil der Logen in Pr.) und Schweden beschränkt, einen kleinen Bruchtheil, der selbst noch in verschiedene Abstufungen zerfällt.“

(Fortsetzung folgt.)

\*) S. 59. \*\*) S. 64. \*\*\*) S. 10. †) S. 62. ††) S. 58. †††) S. 62. §) S. 66.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Mittwoch den 9. Januar.

N<sup>o</sup> 3.

## Vorwort.

(Fortsetzung.)

Wenn wir uns auch persönlich Gliedern der Großen Landesloge viel näher verbunden fühlen als Männern wie dem Verf., so müssen wir uns doch solcher Ausführungen freuen: denn eine geistesklare und lautere Kirche, wie die Evangelische, die es verschmäht, im Trüben zu fischen, hat überall an Wahrheit und Klarheit Wohlgefallen, wo sie nur sie findet. Der Weg von dem maurerischen System zu Christo geht durch die auf klarer Erkenntniß ruhende Buße, nicht aber durch Wahn und Täuschung, so wohlgemeint sie auch seyn mögen.

Von der Schrift von Merzdorf unterscheidet sich das Werk: „Encyclopädie für Freimaurer, von B. Polak, Bd. 1. Amsterdam, Günst, 55, dadurch, daß es ohne Critik und Geschmack geschrieben ist und einen wilden Charakter trägt, in dem Resultate aber stimmt es vollkommen mit ihr überein. P. führt den Beweis, „daß die Loge eigentlich nur Abbild des Tempels der Natur, daß ihre Lehre die Naturreligion, ihre Symbole die veranschaulichten Lehrsätze dieser Naturreligion sind.“ Die von Polak angeführte Aeußerung des bekannten Deutschkatholischen Predigers Heribert Rau: „Die Freimaurerei ist keinesweges und unter keiner Bedingung ein ausschließlich christliches Institut; sie ist ein Bund der Humanität und steht als solcher über jeder Glaubensform“, fithren wir auch deshalb an, um daran den Ausdruck unserer herzlichen Freude zu knüpfen, daß im vergangenen Jahre Pred. Niehm, derselbe, dem wir im vorigen Vorworte wegen seiner Schrift über das Deuteronomium entgegenzutreten mußten, gegen diesen entschiedenen Feind der Wahrheit in Christo ein entschiedenes und kräftiges Zeugniß abgelegt hat. In einer Stadt, die dem lauterem Evangelium in einem so hohen Grade entfremdet ist, wie Mannheim, gehört zu einem solchen localen Zeugniß Muth und Verläugnung, die aber gar leicht zu gewinnen sind, wenn man das Wort: „Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich bekennen vor meinem himmlischen Vater“, fest ins Herz gefaßt hat. Die Manheimer öffentliche Meinung verliert dann völlig alle Bedeutung.

Der Verfasser der Schrift: über Alter und sittlich religiösen Charakter der älteren und eigentlichen Freimaurerei. Send schreiben an Herrn Dr. Knobel, Prof. der Theologie in Gießen. Auf Anlaß der deistenriecherischen Hengstenb. Angriffe auf dieselbe von Jannes Jambres Misipporus, Freimaurer, hat sich

durch den angenommenen Namen selbst charakterisirt: „Gleicher Weise, wie Jannes und Jambres Mosi widerstanden, also widerstehen auch diese der Wahrheit; es sind Menschen von zerütteten Sinnen, untüchtig zum Glauben“, 2 Tim. 3, 8. Gewiß, es ist dem Verf. angethan, daß er diesen Namen wählen und dadurch seine eigne Verurtheilung aussprechen mußte, ähnlich wie die Spottenden am Kreuze durch den Gebrauch der Worte aus Ps. 22, Matth. 27, 43. Er gehört dem System der Berliner Großen Landesloge an. Gegen die „humanistische Freimaurerei, deren seit 1717 begonnener Prozeß noch fortläuft“, erklärt er sich auf das stärkste, so stark, daß er von dieser Seite (in dem gleich anzuf. Art.) „ein maurerischer Rohrsperling“ gescholten worden ist. „Nach meinem Dafürhalten — sagt er \*) — muß diese Freimaurerei zu Grunde gehen, es mag über kurz oder lang erfolgen.“

Der Mühe der Widerlegung dieser Schrift sind wir in der Hauptsache durch den Aufsat: „Misipporus, ein Misipon in der Harmonie des Maurerbundes, Vortrag des Meisters v. St. der Loge Apollo, Br. Lucius“, in Nr. 45 der Freimaurerzeitung vom vor. Jahre überhoben worden. „Bekanntlich — heißt es dort — weicht im Maurerbunde das Schwedische System, welches in Deutschland durch Eine der drei Preussischen Großlogen, die Große Landesloge zu Berlin, vertreten wird, von sämmtlichen übrigen Maurersystemen darin ab, daß es in der Maurerei eine christliche Anstalt erblickt und daher alle Nichtchristen von seinen Logen ausschließt.“ Diese Schrift nun sey „nur vorgeblich eine Abwehr der H.schen Angriffe, eigentlich aber ein directer öffentlicher Angriff des Schwedischen Systems auf das Englische.“ „Ein umgekehrter Angriff auf das Schwedische System hat von unserer Seite nie öffentlich stattgefunden; nur innerhalb des Bruderkreises sind die Zweifel an dessen Aechtheit ausgesprochen worden.“ „Statt aller Beweise — wird gesagt — finden wir nur Versicherungen, Bethuerungen und allenfalls aus längst bekannten historischen Thatsachen schiefe Schlußfolgerungen, die ebenso von Befangenheit als von Unbekanntheit mit den besten wissenschaftlichen Schriften über Freimaurerei zeugen.“ Für die Sache der Gr. Landesloge kommt alles darauf an, nachzuweisen, daß das Alter der Freimaurerei über das J. 1717 hinausgehe. Gegen ein Argument, worauf der Ungenannte den Beweis dafür gründet, bemerkt Br. Lu-

\*) S. 44.



cins: „Endlich hebt er noch hervor, daß in früheren Zeiten Adelige, oder vornehme Geistliche unter königlicher Bestätigung Großmeister der Freimaurer gewesen wären und daher die in der Innung befindlichen Nichtmaurer auch nicht bloß Ehrenmitglieder gewesen seyn könnten. Das ist ein Umstand, der noch heutzutage in England häufig vorkommt und beweist ebenso wenig, als seine übrigen Argumente, daß der Freimaurerbund als eigentliches und selbstständiges Institut für sittliche Zwecke vor dem J. 1717 schon dagewesen sey.“ Es sind hienach nur wenige Punkte, auf die wir noch etwas näher eingehen müssen.

Misipporus (der Name bedeutet: Hasser Hengstenberg's; es ist eine Ehre, von Jannes und Jambres gehaßt zu werden) behauptet, wenn die Ordensbehörde (der Gr. Landesloge) die Versicherung ausspreche, daß ihre freimaurerische Lehrart schon Jahrhunderte alt sey, so habe ein Ehrenmann nichts anders zu thun, als einfach zu glauben.\*) Er versichert, die Meinung sey „jämmerlich verkehrt, daß sich der Orden wohl gar mit Unterschiebung von Urkunden für sein höheres Alter abgebe.“ Man denke aber nur an das System der strikten Obervanz, dem eine Zeitlang die meisten Logen in Deutschland huldigten und das dann als reine Täuschung entlarvt wurde, ferner an die Eölnur Urkunde. Man schlage die von dem Orden selbst ausgegangene „Encyclopädie der Freimaurerei“ von Penning nach, und man wird die Beispiele von Betrug, Täuschung und Leichtgläubigkeit massenweise vorfinden und gar bald die Ueberzeugung gewinnen, daß es Thorheit ist, hier „einfach zu glauben.“ Eine der bedeutendsten maurerischen Autoritäten, Krause, bezeichnet das officiële Werk von Lawrie, Geschichte der Großloge Schottlands, als ganz auf Täuscherei angelegt. Seine Logengeschichte sey bloß exoterisch, darauf berechnet, den außerhalb der Loge stehenden Sand in die Augen zu streuen. Er redet „von den hergebrachten Grundsätzen der Verheimlichung und der absichtlichen Täuschung“, Penning, 2 S. 251 ff. Man glaubt sich dergleichen um so eher erlauben zu dürfen, da in der Freimaurerei eine seltsame Mischung von Ernst und Scherz vorliegt. Man findet das Gewissen damit ab, daß die Täuschung der letzteren Seite angehört. Unter solchen Umständen gilt es wahrlich nicht, „einfach zu glauben“, sondern vielmehr das Mißtrauen ist heilige Pflicht.

Man meint\*\*), jeder Unbefangene müsse einsehen, „daß, wie wenig auch Sarsena Werth haben möge, und wie sonderbar auch das Ganze erscheine, eine Form der Freimaurerei, welche der dort beschriebenen auch nur entfernt ähnlich sehe, noch einigermaßen einen Rest von mittelalterlichem Anstrich habe und der modernen Freimaurerei gegenüber beinahe einen Eindruck mache, wie Katholicismus dem Puritanismus oder Calvinismus gegenüber!“

Man beachte, wie hier plötzlich Sarsena und das in ihm mitgetheilte Ritual der Großen Landesloge, dessen Aechtheit man uns in officiellen Schriften völlig abgestritten hatte, wieder

zu Ehren kommt. Wir finden hier bestätigt, was schon der Verf. der Schrift: „der aufgezogene Vorhang der Freimaurerei“, unter vollkommener Bestimmung des maurerischen Herausgebers von Penning's Encyclopädie\*) bemerkt hat: „Es ist ein längst hergebrachter Grundsatz unter den Logenbrüthern, daß sie alle von der Freimaurerei handelnden Bücher, worin Wahrheiten gefunden werden, die sie nicht gern dafür angesehen wissen wollen, für unächt, unzuverlässig und ungereimt erklären, ohne jemals zu unterscheiden, was darin wahr und was falsch sey. Thäten sie Dieses, so würden sie sich bloßgeben; und ihre so sehr gepriesenen Geheimnisse würden nicht mehr für Geheimnisse gelten. Daher bedienen sie sich des Ausweges, daß sie alle Bücher, worin dieselben beschrieben sind, wenn nur irgend ein kleiner unbedeutender Fehler mit eingeschlichen ist, oder Umstände, Cerimonien, Worte oder Redensarten darin vorkommen, die ihre Vorfahren eingeführt hatten, welche aber nun nicht mehr unter ihnen im Gebrauche sind, für falsch erklären. Diesen Kunstgriff gebrauchen sie nicht nur gegen „die Profanen“, sondern auch gegen ihre eignen Leute in den unteren Graden.“

Was die Sache selbst aber betrifft, so wird es nicht geläugnet werden können, daß das Ritual der Großen Landesloge einen gewissen katholischen Anstrich hat, womit es natürlich nicht im Widerspruche steht, daß ächte Katholiken diesem Systeme nicht minder abgeneigt sind, als dem entgegengesetzten. Aus dieser Thatfache aber auf den mittelalterlichen Ursprung des Systems zu schließen, würde in hohem Grade übereilt seyn. Dergleichen kann ja auch durch Nachäffung entstehen. Die Thatfache erklärt sich vollkommen, wenn, nach unserer früher aufgestellten Vermuthung, das sogenannte Schottische System ursprünglich von dem aus Schottland gebürtigen Ritter Andreas Michael Ramsay erfunden wurde, der, von Fenelon vermocht, zur katholischen Kirche übergetreten war. Ramsay war in solchen historischen Fiktionen und Mummereien geübt. Nach dem Vorbilde des Telemach von seinem Meister Fenelon schrieb er les voyages de Cyrus. Wir sind seitdem durch manche Umstände in unserer Vermuthung bestärkt worden. Die Zeitverhältnisse stimmen ganz überein. Die ersten Schottischen Logen in Deutschland waren die von Schmettau im J. 1741 gegründete Schottische Loge Judica in Hamburg und die am 30. Nov. 1742 errichtete Loge de l'union in Berlin. Ramsay ferner war eine Zeitlang Erzieher der beiden Söhne des Prätendenten, Sohnes von Jacob II. von England.\*\*\*) Auf einen Zusammenhang des Schottischen Systemes aber mit der Familie Jacobs II. führt die Thatfache, daß der bekannte Rapin de Thoyras, in der Schrift: „Von der Ankunft und Wachsthum einer Secte in Paris, welche anjeko viel Aufsehen erregt hat, aus dem Franz., Hamb. 1739“, von der Absicht vornehmer Schotten redet, mit Hülfe des im katholischen Geiste umgedeuteten Freimaurersystemes, die Familie Stuart wieder auf den Thron zu setzen.

\*) S. 22. \*\*) S. 26.

\*) Th. 2. S. XXI.

\*\*) Penning 3. S. 193.



Der discours prononcé à la reception des Free Maçons par Mr. de Ramsay, Grand Orateur de l'Ordre\*), zeigt nicht nur, welche Virtuosität dieser Mann überhaupt im Erdichten hatte, sondern es liegen darin auch die Grundzüge der Geschichtsfiction der Großen Loge schon vollständig vor.\*\*)

Den Schluß der diesjährigen Betrachtungen über den Freimaurerorden möge die Mittheilung einer Stelle aus einem Briefe an den Herausgeber bilden.

„Einen besonderen Dank fühle ich mich noch gedrungen, Ihnen für Ihre Bekämpfung des Freimaurer-Ordens zu sagen. Als ich Ostern 1806 nach Beendigung meines theologischen Trienniums in Halle einen Ruf nach B. an die damalige Lehranstalt des Dr. B. erhielt, veranlaßte mein ältester seliger Bruder meine Aufnahme in gedachten Orden, meinend, mir die Reise in die Fremde dadurch sicherer und genußreicher zu machen. Ich bin nur fünfmal in der Loge gewesen, davon einmal in der Berliner zu den drei Weltugeln; denn ich sahe sehr bald ein, daß ich mit mir im Widerspruch wäre, wenn ich auf Kanzeln das Evangelium als die höchste Wahrheit verkündete und denn doch als Freimaurer zu verstehen gäbe, ich hätte noch eine höhere, die ich aber nicht verkündigen dürfe. Durch Lindner's Mac Venac wurde ich denn auch überhaupt von der Nichtigkeit

\*) Lenning S. 195.

\*\*) Du tems des guerres saintes dans la Palestine plusieurs princes, seigneurs et citoyens entrèrent en société, firent voeu de rétablir les temples des Chrétiens dans la Terre sainte, et s'engagèrent par serment à employer leur talens et leurs biens, pour ramener l'architecture à sa primitive institution. Ils convinrent de plusieurs signes anciens, de mots symboliques, tirés du fond de la religion, pour se distinguer des infidèles, et se reconnaître d'avec les Sarrasins. On ne communiquait ces signes et ces paroles qu'à ceux qui promettaient solennellement, et souvent même aux pieds des autels, de ne les jamais révéler. Cette promesse sacrée n'était donc pas un serment exécutable, comme on le débite, mais un lien respectable, pour unir les hommes de toutes les nations dans une même confraternité. Quelque tems après, notre Ordre s'unit avec les Chevaliers de St. Jean de Jérusalem. Dès-lors et depuis nos loges portèrent le nom de Loges de St. Jean dans tous les pays. Cette union se fit en imitation des Israélites, lorsqu'ils rebâtirent le second temple. Pendant qu'ils maniaient d'une main la truelle et le mortier, ils portaient de l'autre l'épée et le bouclier. Für diese seine véritable histoire beruft sich Ramsay auf „die sehr alten Annalen der Geschichte von Großbritannien“, die natürlich von dem Allen kein Wort enthalten, noch handgreiflicher falsch auf „die Acten des Parlamentes von England“, und endlich auf die „lebendige Tradition der Britischen Nation, welche seit dem 11. Jahrh. der Mittelpunkt und Sitz unserer Brüderschaft gewesen ist.“ Charakteristisch ist noch der Schluß des discours: „Des isles Britanniques l'antique science commence a repasser dans la France sous le règne du plus aimable des Rois (Louis XV!), dont l'humanité

und Schädlichkeit des Freimaurer-Ordens überzeugt. Hätte ich noch nöthig gehabt, darin befestigt zu werden, so würde mir dazu das väterliche Wort des lieben sel. Barons von Rottwitz in Berlin gebient haben. Dieser treue gesegnete Knecht des Herrn sagte mir einmal: er habe die höchsten Stufen des Ordens, auch die der schottischen Maurerei durchgemacht, er könne mich nur bitten, ja immerfort davon zu bleiben; ich wüßte ja wohl, der Teufel sey des Herrgotts Affe.“

Auch in dem verflossenen Jahre sind eine Reihe von Schriften ans Licht getreten, welche offen dem Materialismus hulbigen. Wir nennen aus der Zahl der Söhne Feuerbachs nur die Namen Vogt, Eulbe, Büchner. Es ist nunmehr mit der falschen Wissenschaft soweit gekommen, daß sie nur noch durch eine fließende Gränze von dem Verbrechen geschieden ist, daß sie unmittelbar als die Erzeugerin desselben betrachtet werden muß. Das wird keinen Augenblick zweifelhaft seyn können, wenn die Summe der Doctrin wirklich die ist: „Der Mensch ist das Product von Eltern und Amme, von Ort und Zeit, von Luft und Wetter, von Schall und Licht, von Kost und Kleidung. Sein Wille ist die nothwendige Folge aller jener Ursachen, gebunden an ein Naturgesetz, das wir aus seiner Erscheinung erkennen, wie der Planet an seine Bahn, wie die Pflanze an den Boden. — Der Mord, den ein Mensch verübt, ist ganz ebenso nothwendig, wie die wohlthätigen Handlungen Anderer.“\*)

Wer im lebendigen Glauben steht, dem muß dies System nicht bloß als im Uebermaße gottlos, es muß ihm auch als im hohen Grade thöricht erscheinen. Der Geist, freigeworden durch den Zusammenhang mit seinem Ursprung, weiß, daß er der Herrschaft der Materie nicht unterworfen ist. Das Daseyn des unbedingt über die Materie erhabenen und gar nicht mit ihr verslochtenen Gottes ist dem Gläubigen ebenso gewiß, wie das eigne, und die Zeugnisse dafür strömen ihm von allen Seiten zu. Die Himmel erzählen die Ehre Gottes und auf der Erde legt das kleinste Gräslein Zeugniß ab von seinem Schöpfer. Die ganze Natur wird ein Räthsel, wenn man den Stoff zum Herrscher erheben will. Nur eine gränzenlose Befangenheit, ein völliges Gefangennehmen der Vernunft durch die Neigung kann in ihr die Spuren des ordnenden Geistes verkennen, der überall nach Zweck und Plan verfährt. Man hat ein gewisses Recht, sich zu freuen, daß der Irrthum endlich nach so manchen Entwicklungsstufen eine so crasse Gestalt angenommen hat, daß er die pflanzenden Hüllen auszog, in denen er so lange die Einfältigen täuschte. Man kann sagen, daß an denen, die

fait l'ame de toutes les vertus sous le ministère d'un Mentor (Cardinal Fleury), qui a réalisé tout ce qu'on avait imaginé de fabuleux u. s. w. u. s. w. Zu allerletzt eine Schmeichelei an Frankreich, als „das wahre Vaterland aller Völker.“ Wer solches schreibt, kann nicht aus der Wahrheit seyn.

\*) Leib und Seele von Jul. Schaller, Weimar 55, S. 33. 64.



sich durch diese Sammergestalt verführen lassen, in der That nicht viel verloren ist.

Dennoch aber dürfen wir es mit dieser Erscheinung nicht leicht nehmen. Daß es sich nicht um Einfälle vereinzelter Individuen handelt, die an dem Deutschen Tiefstn spurlos vorübergehen werden und die namentlich die Kirche völlig ignoriren kann, zeigt schon die Eine Thatfache, daß die elende Schrift von Bogt in kurzer Zeit vier Auflagen erleben konnte. Für unser Volk, wie es leider ist, muß der Materialismus sehr gefährlich seyn.

Die „Seelischen, die keinen Geist haben“, die, „denen der Bauch ihr Gott ist“, die Diener des Mammon, die Knechte der materiellen Interessen sind zu einer Schaar angewachsen, die Niemand zählen kann. Die Schrift bezeichnet Menschen, deren Sinn nur auf die Erde gerichtet ist, als Thiere, Offenb. 13, 1. Solchen Thiermenschen muß die neue Weisheit in hohem Grade einleuchtend und willkommen seyn. Sie leistet ihnen Beistand in der Erstickung der Regungen ihres Gewissens. Daraus, daß die Verklünder derselben dies ihnen günstige Terrain kennen, erklärt sich der zuversichtliche Ton, in dem sie reden. Denn daß sie diese Zuversicht auf die angeblich ihnen günstigen Thatfachen gründen, wie Moleschott ausruft: „Den Beobachtungen kann Niemand entfliehen, die Thatfache herrscht“, ist nur Phrase, darauf berechnet, den Unkundigen zu imponiren. Die Söhne Feuerbachs und der Gehenna wissen gar wohl, daß sich in dieser Beziehung seit den Tagen, wo der Materialismus von unserm noch glaubenskräftigen Volke mit Abscheu und Grauen angesehen wurde, nichts geändert hat. Im Ganzen und Großen lagen die Thatfachen, welche für den Materialismus sprechen, damals ebenso klar vor, wie jetzt. Daß die Beobachtung der Details Fortschritte gemacht hat, kann in der Hauptsache nichts ändern. Daß mit dem Gehirn z. B. auch der Verstand schwindet, das Leben entflieht, wußte man schon früher. Wahrscheinlich hat schon Cain diese Wahrnehmung an seinem Bruder Abel gemacht. Die nähere Erkenntniß, in welchen Proportionen dies der Fall ist, wie nähere Beobachtungen sie gewährt haben, kann für die vorliegende Sache keine Bedeutung haben.

Nicht umsonst wird das sündige Wesen des Menschen in der Schrift Fleisch genannt. Die Sünde hat ihren Ursprung nicht im Körper, sondern im Geiste, aber sie geht von dem Geiste auf den Leib über und setzt sich in demselben fest. Jede Gewohnheitsünde, jedes Laster wird zuletzt körperlich, der Geiz nicht minder wie die Wollust, und darin liegt seine furchtbare Macht, darin sein Fluch. Der elende Mensch wird zuletzt verkauft unter die Sünde, er muß den im Körper wirksamen Lüsten und Begierden dienen, die er selbst durch seinen ursprünglich freien Entschluß hervorgerufen hat. Der Mensch, wie er seyn soll, wie er noch täglich durch die Gnade werden kann, ist frei von der Materie, aber er ist frei von ihr nur durch den

Zusammenhang mit Gott, durch Den stets von neuem das göttliche Ebenbild aufgefrischt wird, in dessen Besitzge der Mensch über die Thiere auf Erden herrscht, und auch über das Thier, das an der Pforte seines eignen Herzens lauert, 1 Mos. 4, 7. Die Thatfache, durch welche ursprünglich die Freiheit des Menschen von der Materie begründet wurde: „Und Gott der Herr blies dem Menschen ein den lebendigen Odem in seine Nase“, muß sich stets erneuern, wenn diese Freiheit fortbestehen soll. Wer sich von Gott, dem Quell des Lebens und der Freiheit abwendet, verfällt eben damit der Herrschaft der Materie. Es bleibt in ihm nur noch das Gewissen übrig, das ihn anklagt wegen dieser Knechtschaft. Diesen letzten Rest des göttlichen Ebenbildes möchte die rohe Masse gern noch los seyn. Er ist ihr in ihrem Jagen nach Erwerb und Genuß ebenso fatal wie dem Belsazar die schreibende Hand bei seinem schwelgerischen Gößenmahle. Darum fällt den Predigern des Materialismus ihr Pöbel zu, und laufen ihnen zu mit Haufen wie Wasser. Die Wünsche ihres Herzens werden ihnen hier zu Resultaten einer fortgeschrittenen Wissenschaft verklärt. Sie ergreifen begierig jede Gelegenheit, den Stachel in ihrem Inneren los zu werden, der sie drückte und quälte und ihnen das Leben in Lüsten und Sünden verbitterte. Sie dünken sich jetzt erhaben über die, vor denen sie sich bis dahin glaubten schämen zu müssen.

Aber nicht bloß in dem Leben, auch in der Wissenschaft der Welt sind die Wege zu dem Ziele des Materialismus gebahnt. In den Naturwissenschaften ist ein geistloser Empirismus an die Stelle der früheren hochfliegenden Naturphilosophie getreten. Die Einzelbeobachtung hat so überhand genommen, daß der Mann der Naturwissenschaft vielfach kaum mehr auf geistig höherer Stufe steht, als der Handwerker. Wer so sein ganzes Leben hindurch mit der ganzen Anstrengung seines Geistes sich an einzelne Partikeln der Materie hängt, z. B. ein Buch schreibt: über den Sandwurm der Frösche, der wird gar leicht selbst nach und nach materiell. Von viel durchgreifenderer Bedeutung aber ist, daß auf dem Gebiete der Philosophie vielfach die Voraussetzungen für den Materialismus gegeben sind. Die Hauptbedeutung der angeführten Schrift des Hegelianers Prof. Schaller ist, daß sie dies zur Anschauung bringt.

Die Schrift lehrt auf ihren ersten Seiten das Daseyn einer besonderen Seelensubstanz, sie stellt von vornherein den Dualismus von Geist und Leib auf. „Der Schöpfungsbericht — sagt Dr. Delitzsch\*) — konnte die Wesentlichkeit dieser Gegensätze gar nicht schärfer bezeichnen, als dadurch, daß er den Menschen aus der Vereinigung eines unmittelbaren Hauches aus Gott mit dem Leibe von der Erde entstehen ließ.“ Diese Trennung von Leib und Seele ist das Fundament der Lehre vom ewigen Leben.

(Fortsetzung folgt.)

\*) Bibl. Psychologie S. 64.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Sonnabend den 12. Januar.

N<sup>o</sup> 4.

## Vorwort.

(Fortsetzung.)

Der Leib kehrt zurück zu der Erde, von der er genommen worden, und der Geist zu Gott, der ihn gegeben hat. Seligkeit und Verdammniß beginnen nach der Lehre der Schrift mit dem Momente des Todes und gehen der Auferstehung voran. Die von Gott abgewandte Philosophie der Neuzeit war unfähig, sich zu dieser unsichtbaren Thatsache des Aufschwunges der Seele zu Gott ihrem Schöpfer und Richter zu erheben. Sie blieb stehen bei der in die Sinne fallenden Erscheinung des Todes. Ihren practischen Unglauben brachte sie in die Form des Systems. Um ihre Läugnung des ewigen Lebens zu beschönigen, bekämpfte sie den Dualismus von Leib und Geist. „Die Annahme einer besonderen Seelensubstanz — sagt Dr. Schaller \*) — wird vollkommen ungerechter Weise der Philosophie aufgebürdet. (!) Es ist diese Annahme, wie der ganze ihr zu Grunde liegende Dualismus zwischen Geistigem und Körperlichem innerhalb der Philosophie so sehr eine antiquirte Ansicht, daß man sich mit der Widerlegung derselben keine Mühe mehr gibt.“

Es liegt am Tage, daß mit dem Aufgeben einer besondern Seelensubstanz und mit dem Läugnen des ewigen Lebens ein Hauptbollwerk gegen den Materialismus zerstört ist. Ist das Geistige nur die eine Seite des ungetheilten menschlichen Lebens, so ist damit die Zuversicht seiner Unabhängigkeit von der andern Seite gebrochen. Muß in dem Proceß des Todes die Seele unbedingt dem Leibe folgen, so wird man nach diesem Ende auch alles Vorhergehende beurtheilen, und alle die Wahrnehmungen und geistreichen Gedanken, wodurch man zu erreichen sucht, daß das Seelenleben nicht unbedingt an den Stoff gebunden sey, daß die geistige Sphäre des menschlichen Daseyns wirklich ihre selbstständige Bedeutung habe, werden keinen tieferen Eindruck machen. An sich haben diese Thatsachen allerdings beweisende Kraft, und wir gestehen gern zu, daß die Schrift von Prof. Schaller in Hinweisung auf solche Thatsachen manches recht Lehrreiche und Beachtenswerthe darbietet, aber sie können nicht diejenige Energie der Ueberzeugung gewähren, welche nöthig ist, um den Thatsachen, welche für das Gegentheil sprechen, auch nur das Gegengewicht zu halten. Ein zweifelnder Geist, ein

geängstetes Gemüth bedarf eines gar starken und kräftigen Anhaltes.

Die Hauptwaffe gegen den Materialismus aber ist der lebendige Glaube an den persönlichen Gott. Ohne diesen Glauben kann die Immaterialität der Seele nicht wahrhaft festgehalten werden. Das schlechthin geistige Daseyn Gottes liefert allein die feste Bürgschaft dafür, daß auch der mit der Materie verbundene Geist nicht dieser Materie unterworfen, nicht eine bloße Erscheinungsform derselben ist. Und nur durch die innerliche Verbindung mit diesem absoluten Geiste kann der endliche in die Leiblichkeit gesenkte, von dem sterblichen und sündigen Leibe beschwerte Geist (Weish. 9, 15) die Zuversicht seiner Selbstständigkeit gewinnen. Wie steht nun die moderne Philosophie zu diesem Glauben an den persönlichen Gott? Die Antwort ist eine trostlose: es ist an ihrem Himmel dunkel geworden. Der Glaube an Den, in dem wir leben, weben und sind, zu dem unser Herz geschaffen ward, der sich Allen zu erkennen gibt, die ihn suchen, ist ihr geschwunden. Unmittelbarer Ausfluß dieses Glaubens ist die teleologische Betrachtung der Natur, die Ueberzeugung, daß alles in ihr nach durchdachtem Rathe geordnet ist, die der Psalmist in den Worten ausspricht: „Herr wie sind deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weislich geordnet und die Erde ist voll deiner Güter.“ Diese Betrachtung nun wird von der modernen Philosophie grundsätzlich verläugnet, zum sicheren Beweise, daß sie Den verloren hat, mit dem Alles verloren ist, wie eben schon die Thatsache zeigt, daß auf diese Philosophie der Materialismus folgen mußte. Es ist der Fluch der Verläugnung des lebendigen Gottes, daß sie stets zuletzt auch dahin führt, daß der Mensch in den Noth getreten wird. Ihre Folge ist immer, daß die Gränze zwischen Mensch und Thier für ein fließende erklärt wird, so sehr auch der Mensch Anfangs sich aufblähen, so sehr er auch Miene machen mag, die Stelle des verläugneten Gottes in der Höhe einzunehmen. — Wir lassen auch hier Dr. Schaller reden. Bei den Engländern — meint er \*) — habe sich die teleologische Naturbetrachtung in Asehen erhalten. Die Bridgewater Bücher verfolgen ausdrücklich die Tendenz, aus der zweckmäßigen Ordnung der Natur die Herrlichkeit Gottes nachzuweisen. Es sey aber nicht zu verkennen, daß der ganze Hintergrund der Betrachtungs-

\*) S. 24.

\*) S. 130.



weise vorzugsweise deistischer (?) Natur ist. (Die alte Hegelsche Unredlichkeit des Sprachgebrauches. Der Gedanke ist kein anderer als der, die teleologische Betrachtungsweise gründe sich auf die veraltete Vorstellung von einem persönlichen Gott). Gott stehe der Welt in ganz äußerlicher Weise gegenüber. (Auch eine jener alten und bekannten Phrasen des Tuzes!). „Wie der Mensch eine Maschine baut, so ordnet Gott die Natur. Diese ist auch nichts anderes als eine höchst zweckmäßig eingerichtete Maschine, welche in ihrem ganzen wunderbaren Räderwerke überall die Weisheit des göttlichen Willens hervortreten läßt.“ Ferner\*): „Unter den Deutschen Naturforschern ist die teleologische Betrachtungsweise jetzt wenig beliebt. (Seider wahr! Prof. Schleiden z. B. redet von dieser Betrachtungsweise ebenso verächtlich wie Prof. Schaller). Schwerlich würden sich unter ihnen Männer gefunden haben, welche, wie es in den Bridgewater Büchern geschieht, alle Zweige der Naturwissenschaften von diesem teleologischen Gesichtspunkte aus zu behandeln Lust und Interesse gehabt. Es hängt dies ohne Zweifel damit zusammen, daß die ganze Entwicklung der Deutschen Philosophie das allgemeine deistische (theistische) Fundament der teleologischen Anschauung nicht unterstützt.“ Endlich\*\*): „Sobald ich den Organismus als ein zweckmäßig construirtes Ganzes auffasse, so entsteht auch die Frage nach dem Subject, welches diese zweckmäßige Construction ausgeführt hat. — Innerhalb der Philosophie wird diese ganze Vorstellung als eine antiquirte angesehen.“

Wie energisch muß doch das Gegentheil der Gottesfurcht, die Theophobie, die Scheu vor dem Daseyn des persönlichen Gottes in dieser modernen Philosophie seyn!\*\*\*) Ehe sie sich dazu entschließt, es anzuerkennen, verwandelt sie lieber die ganze Schöpfung, aus der so deutlich Gottes unsichtbares Wesen, seine ewige Kraft und Gottheit erschen wird, in ein Räthsel, und verschließt die Augen gegen Thatfachen, welche so handgreiflich sind, daß sie selbst den Unmündigen sich aufdrängen, nach dem Worte des Psalmisten: „Aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge (die Gottes Schöpfergröße aus seinen Werken erkennen) hast du eine Macht zugerichtet um deiner Feinde willen.“ Es ist eine schlechte Ausflucht, wenn man im Angesichte der Ordnung und Zweckmäßigkeit in der Natur sich auf die Ewigkeit der Welt zurückzieht. Die Welt, wie sie jetzt ist, kann jedenfalls nicht für ewig ausgegeben werden. Denn, wie schon Cuvier rein vom Standpunkt der Naturwissenschaft erwiesen hat,

\*) S. 131.

\*\*) S. 133.

\*\*\*) Wir verstehen darunter diejenige Philosophie, die, soweit Philosophie überhaupt noch beachtet wird, noch immer als die herrschende betrachtet werden kann, die Hegelsche, und was sich an sie in den Grundgedanken anschließt. Wir wissen wohl, daß es Nebensysteme von besserer Richtung gibt, aber diese sind bis jetzt ohne durchgreifenden Einfluß geblieben. Wäre nicht die Streitschrift von Dr. Mühn gegen Stahl erschienen, so würden wir es für unnötig gehalten haben, diese Bemerkung zu machen.

die gegenwärtige Schöpfung kann nur eine verhältnißmäßig kurze, kann im Ganzen und Großen nur die ihr in der heiligen Schrift zugewiesene Dauer haben.

Wer die Zeiten erlebt hat, wo die Hegelsche Philosophie mit ihren unwahren, heuchlerischen Redensarten fast Alles beherrschte, der kann sich fast freuen über das Aufkommen dieses Materialismus mit seiner vollkommenen Consequenz und Offenheit, freuen auch deshalb, weil diesen Verächtern der Theologie nun in gerechter Vergeltung auch der Boden für ihre gepriesene Philosophie geraubt wird — denn das Denken wandelnder chemischer Apparate ist wirklich der Mühe nicht werth; der Materialismus kann vernünftiger Weise keinen anderen Wahlspruch anerkennen als den: laßt uns essen und trinken; — daß dieselben, welche wähnten, wie Gott zu sein, sich auf einmal von allen Seiten durch Leute ihres eignen Schlages und in consequenter Weiterbildung ihrer Grundfätze in die Kategorie der Thiere herabgesetzt und hochmüthiger Anmaßung beschuldigt sehen, wenn sie einen Vorzug vor dem Ochsen in Anspruch nehmen, der Gras frist. Das ist wahrhaft eine Ironie des Schicksals, eine göttliche Ironie. Aber die Sache bietet auch eine andere Seite dar. Es ist der schaurigste unter allen Irrthümern, mit den Sadduzäern, diesen „unvernünftigen Thieren“, zu sagen, es gebe keinen Geist (Apgsch. 23, 8). Am Rande dieses Abgrundes stand die moderne Philosophie schon früher. Der letzte Schritt aber ist ein verhängnißvoller; das Aufgeben des letzten Restes der Wahrheit, wie hier der geistigen Seite in dem menschlichen Daseyn — denn das ist die einzige traurige Ruine, welche die Philosophie bis jetzt noch stehen ließ — hat immer etwas sehr furchtbares. Es wird damit der Zusammenhang mit der Wahrheit völlig aufgehoben. Wenn das letzte Licht ausgelöscht wird, so ist damit auch die Möglichkeit genommen die übrigen wieder anzuzünden. Wenn Prof. Bischoff neulich gegen die Berufung Moleschott's protestirte, mit dem Bemerken, solchen rohen Materialismus dürfe man nicht aufkommen lassen, so wird man darüber freilich zuerst lächeln müssen, bei weiterem Besinnen aber wird man dem Manne seine Sympathie nicht versagen können. Er muß doch noch nicht so völlig mit der Wahrheit gebrochen haben, wie der Verein Carlsruher Aerzte, der, wenn die Zeitungen recht berichtet haben, neulich dem Dr. Büchner, nachdem er wegen seines Materialismus in Tübingen beseitigt war, eine Adresse zusandte!

Es liegt am Tage, daß eine solche Zerstörung aller Fundamente der Religion und der Sittlichkeit ganz andere Bedeutung hat, eine viel tiefere Versunkenheit voraussetzt, wenn sie jetzt im Schooße der Christenheit, nach Gründung der Kirche des lautereren Wortes Gottes auftritt, sich verhärtend gegen deutlich geoffenbarte und klar erfasste Wahrheit, als wenn sie früher mitten in der Finsterniß des Heidenthums auftrat. Wir können also nur mit besorgtem Blicke auf die Zukunft sehen, um so mehr, da das große Gottesgericht über den Materialismus, welches in der Französischen Revolution vorliegt, seinen mahnenden Ruf vergeblich an diejenigen ergehen ließ, welche jetzt



wieder in die Fußstapfen des „Systemes der Natur“ treten. Wer keine Ohren mehr hat für diese praktische Widerlegung, der muß durch die Bande der Neigung gar fest an dies infernale System gebunden seyn. Mit vollem Rechte sagt Pfarrer Fabri in den interessanten „Briefen gegen den Materialismus“ Stuttg. Liesching, 56, wohl der bedeutendsten unter allen Gegenschriften: „Was ist denn auf die im Epikuräismus gipfelnde geistige Zersetzung der alten Welt gefolgt? Der unter den heftigsten Erschütterungen sich vollziehende Untergang der gesamten antiken Welt und Cultur. Was auf die im 18. Jahrhundert mit Hülfe des neu erweckten Atheismus und Sensualismus tief eingedrungene sociale, kirchliche und politische Fäulniß, besonders Frankreichs? Ein allgemeiner dies Land in seinen tiefsten Gefügen erschütternder Umsturz! Und lastet seitdem nicht auf diesem Lande ein schwüler und bänglicher Druck, wie auf einer Bevölkerung, welche die nachzitternden und dumpfgroßenden Bewegungen eines vulcanischen Bodens in steter geheimer Angst und Sorge halten.“ Was wird unter uns werden, wenn dieser Krebs weiter und weiter um sich frißt, und er wird weiter fressen, wenn ihm nicht durch eine neue Ausgießung des Geistes ein Ziel gesetzt wird.

Wir werden durch die Erscheinung des Materialismus auf bedeutende Versäumnisse der Kirche auch auf dem Gebiete der Wissenschaft aufmerksam gemacht. Die moderne gläubige Gefühlstheologie entfremdet überhaupt den apologetischen Bestrebungen; wir sind weit weniger wie die Engländer mit verständigen Erweisungen der Wahrheit der Offenbarung und ihrer einzelnen Lehren versehen. Eine zu weit getriebene Reaction gegen den Rationalismus ferner hat lau gemacht gegen die natürl. Theologie, welche in älterer Zeit als der nothwendige Unterbau der positiven betrachtet wurde. Es ist Mode geworden, von ihr geringschätzig zu sprechen. Diese Lücken müssen nothwendig ausgefüllt werden. Die Kirche darf sich nicht darauf beschränken, auf Grund des Wortes Gottes gegen diese schwere Verirrung zu zeugen, was freilich die Hauptsache ist, sie muß auch auf sie eingehen, muß sie aus ihr selbst widerlegen, muß auch das Buch der Natur zu deuten und aus ihm die Herrlichkeit des Schöpfers zu erweisen verstehen. Wir freuen uns, daß in Erfüllung dieser Obliegenheit in diesem Jahre ein schöner Anfang gemacht ist. Von evangelischer Seite liegen bereits die Schriften von Euen und von Fabri vor, von katholischer die lezenswerthe und ihrem Inhalte nach den Confessionen gemeinsame Schrift: Menschenseele und Physiologie, eine Streitschrift gegen Vogt von Dr. Froschhammer, München 55, dann auch eine Schrift von dem aus der Zeit der Kölner Wirren bekannten Michelis.

Dr. Thiersch hat kürzlich gesagt: „Das Erlöschen des Sinnes für Philosophie — so willkommen manchen Anhängern der bloßen Reaction — ist gar kein gutes Zeichen, sondern der traurigsten eins. Denn es hängt mit einem Absterben des Sinnes für Wahrheit überhaupt zusammen. Der Glaube an die Wahrheit, daß sie sey und daß sie errungen werden könne, hat

Schaden genommen und der gegenwärtige Standpunct des philosophischen Kampfes ist nicht das Zeichen eingetretener rascher Befriedigung, sondern der Ermattung und überhandnehmender Geistessträgheit.“ Wir stimmen dem bei. Wir gehören nicht zu den „Anhängern der Reaction“, welche den Untergang der Philosophie herbeiwünschen. Wir hoffen vielmehr auf ihre Wiedergeburt, trotzdem daß wir allerdings ihren Schaden für verzeihlich böse halten. Wir halten es für nothwendig, daß die Kirche gründlich in sie eingeht. Zwar die Anforderung, daß alle Diener der Kirche sich mit der Philosophie näher befreundet haben müssen, ist auch nur aus einer Zeit vererbt worden, in der man, an der Theologie verzweifelnd, das Leben glaubte bei den Todten suchen zu müssen, in der, die einst eine Königin war unter den Heiden, dienen mußte und die Magd die Herrin spielte. Unserer Ansicht nach (und sie ist die der Kirche) gehört ein eingehenderes Studium der Philosophie nur für Einzelne, für solche, welche speculative Begabung besitzen, und deren sind verhältnißmäßig nur Wenige. Aber diese müssen ihm auch mit Ernst obliegen. Wenn das bis jetzt weniger geschieht als es wohl seyn sollte, so ist die Schuld gewiß zum großen Theil bei der Philosophie selbst zu suchen, den Schlingen und Stricken, die sie jetzt noch überall einem frommen Gemüthe legt. Kehrete sie zur Gottesfurcht zurück, so würden sich auch die Theologen freudiger ihr nahen. Denn das Bewußtseyn ist sehr allgemein verbreitet, daß Wissenschaft und Kunst in der weitesten Ausdehnung, auch mit Einschluß der Naturwissenschaften, von der Kirche nicht zu meiden, sondern eifrig zu betreiben, liebend zu pflegen und mit ihrem Geiste zu durchdringen sind. Möchte nur die Zahl unserer jungen Theologen eine recht große werden, die ohne der Eitelkeit und dem Ehrgeiz zu dienen, sich doch das Ziel recht weit stecken, die sich dem Herrn der Kirche auf einem recht geräumigen Gebiete zur Disposition stellen und dann geduldig abwarten, wozu er sie brauchen will. Pietistische Einseitigkeit, die oft nichts weiter ist als ein Angeschmeicheltseyn von dem auf das Materielle und unmittelbar Nützliche gerichteten niederen Sinne der Zeit, enbitt damit, auch die Frömmigkeit zu zerstören. Es ist eine wesentliche Bedingung des Sieges der Kirche, daß sie nichts Menschliches sich anmerken achtet. Wird die Kirche einseitig und engherzig, so ist die Folge die, daß sie gar bald in einen Winkel zurückgedrängt wird. Möchten diese der reiflichsten Erwägung entsprungnen Worte bei der theologischen Jugend und auch bei Aelteren, die auf sie Einfluß üben können, ein hörend Ohr finden!

Die „Zeichen der Zeit“ von Geh. Rath Dr. Bunsen führen in doppelter Hinsicht mit Recht diesen Namen. Zuerst: „Wenn der unsaubere Geist von dem Menschen ausgefahren ist, so durchwandelt er dürre Stätte, suchet Ruhe und findet sie nicht. Da spricht er dann: Ich will wieder umkehren in mein Haus, draus ich gegangen bin. Und wenn er kommt, so findet er's müßig, gekehrt und geschmückt. So gehet er hin und nimmt zu sich sieben andere Geister, die ärger sind, denn



er selbst; und wenn sie hineinkommen, wohnen sie allda und wird mit demselben Menschen hernach ärger als es vorhin war. Also wirds auch diesem argen Geschlechte gehen.“ Wie bei der Erscheinung des Erlösers im Fleische, so ist auch in unserer Zeit, da der Erlöser von Neuem im Geiste erschienen ist, die Zahl derer gar groß, die zwar von der christlichen Bewegung ergriffen sind, die aber nicht Wurzel haben, denen die tieferen Heilserfahrungen abgehen, deren Herz nicht gründlich gebrochen und erneuert ist, und die eben deshalb mit der Welt nicht gründlich gebrochen haben, die von der christlichen Ueberzeugung nur oberflächlich berührt und tingirt sind, bei denen im Hintergrunde der naturalistische Zeitgeist und die moderne Bildung lauert. Man darf sich durch den Schein und christlichen Anspruch nicht täuschen lassen, den Fortschritt, den wir aus dem Rationalismus hinaus gemacht haben, nicht zu hoch anschlagen. Es bedarf nur eines kräftigen Anstoßes, so fällt das auf den Sand gebaute Haus dieser Leute zusammen und es wird mit ihnen ärger denn es vorhin war. Dieser Anstoß wird, wenn wir absehen von denen, die durch grobe Lüste in Irrthum sich verderken, manchmal dadurch gegeben, daß das Leben der Kirche sich mehr und mehr energisch und consequent entwickelt. Dadurch fühlen sie sich in ihrer Halbheit gestoßen und der Hintergrund ihres Herzens wird plötzlich offenbar. Manchmal auch werden sie durch eine neue kräftige Regung des Weltgeistes mit fortgerissen und veranlaßt, die ihrem innersten Wesen fremdartigen Elemente abzustreifen und den Spruch von neuem wahrzumachen: „Sie sind von uns ausgegangen, aber sie waren nicht von uns, denn wo sie von uns gewesen wären, so wären sie ja bei uns geblieben.“ Oder ihre Eitelkeit ersieht eine passende Gelegenheit, sich durch Verläugnung der christlichen Wahrheit und durch das Erheben eines lauten Feldgeschreis gegen ihre treuen Befenner einen Namen zu machen auf der Gasse. Das kleine Opfer, aufzugeben, was sie nie wahrhaft besaßen, bringen sie dann gern. Es ist ihnen eine wahre Herzensfreude, wieder mit dem Herrn Omnes völlig eins geworden zu sehn und von ihm geliebt und gehätschelt zu werden. Ihre ausgehungerte Eitelkeit kann davon gar nicht satt werden. Auch schon die Abwechslung hat einen Reiz. Wer es nicht ernst nimmt mit seinen Ueberzeugungen, wer es liebt, mit Redensarten zu spielen, der wird gar leicht einer Nüchternheit überdrüssig, wenn er sie eine längere Zeit verfolgt hat. — Wer die älteren Schriften von Geh. Rath Bunsen, namentlich seine „Zukunft der Kirche“ näher kennt, dem konnte es keinen Augenblick zweifelhaft sehn, daß die soliden Fundamente bei ihm fehlten, daß er also zu der großen Anzahl der „Zeitlinge“ gehörte, deren weitere Entwicklung von Zufälligkeiten abhängig ist. Wer der Rechtfertigung durch den Glauben, d. h. allein durch Christum unsere Gerechtigkeit, den so völlig fremdartigen Begriff der „persönlichen Selbstverantwortung des Menschen vor Gott“ substituiert, wer das Heil der Kirche von den glänzenden Seifenblasen einer neu ausgeklügelten Verfassung erwartet, an wem überall das hohle aufgedunsene Wesen der Phrase zu spüren

war\*), der befand sich offenbar in einem gefährlichen Stande, und es darf uns nicht Wunder nehmen, wenn ihm nunmehr genommen ist, was er damals vermeinte zu haben. Er wird darin nur ein „Zeichen der Zeit“ erblicken. Wie B., so wird es noch gar Vielen ergehen. Darauf führen auch sonst vielfache Symptome. Die Darmstädter Allg. Kirchenzeitung z. B. hat jetzt ein christliches Programm aufgestellt. Von dem rechtschaffenen Wesen in Christo aber ist wenig darin zu spüren. Man sieht überall im Hintergrunde den alten Rationalisten stehen, der sich zu biegen und zu schmiegen weiß, aber nimmer sich zum völligen Sterben hingeben will. Manchmal wünscht man einen Röhr und Genossen zurück. Da wußte man doch, mit wem man zu thun hatte und durfte hoffen, daß aus einem Saulus ein Paulus werden würde, während die lauen Mischlinge, die uns jetzt so vielfach begegnen, menschlich betrachtet, wenig Hoffnung darbieten, obgleich dem Herrn ja kein Ding unmöglich ist.

Ein „Zeichen der Zeit“ sind die Briefe von Geh. Rath Bunsen ferner durch die Aufnahme, welche sie gefunden. Daß zwei Bände, angefüllt mit dem Ostwinde bloßer Phrasen, mit Worten da nichts hinter ist, mit Nebem und Eitlem, zwei Bände, in denen nichts bewiesen ist und aus denen nichts gelernt werden kann, daß ein Werk, welches vom Standpunkte der Wissenschaft aus betrachtet ebenso nichtig sich darstellt, wie von dem des Glaubens, in wenigen Wochen eine dritte Ausgabe erleben, daß es von einer Anzahl von Organen der öffentlichen Meinung gepriesen werden konnte, zeigt, wie mächtig der Geist der Verneinung, der durch das Jahr 48, wo seine Früchte zu Tage kamen, einen Stoß erlitten hatte, wieder geworden ist. Denn die Macht dieses Geistes allein ist es, die einem solchen Buche eine solche Aufnahme bereiten konnte. Es fehlen ihm alle anderen Reize. Diese Thatsache sollte die Diener der Kirche aufmerksam machen, sie auffordern, zu wachen und zu beten. Wir werden noch manches erleben. Möchte uns nur der Feind vorbereitet und in der rechten Waffenrüstung finden!

Was es übrigens mit solchem wohlfeilen Ruhme auf sich hat, der dadurch erworben wird, daß man dem Zeitgeiste schmeichelt und seine banalen Phrasen sich aneignet, das möge dem Verf. der „Zeichen der Zeit“ ein Vorgänger auf dieser Bahn, Uhlich sagen\*), der Mann, der einst auf dem Breiten Wege in Magdeburg noch weit herrlichere Triumphe erlebte. „Bei den Anfechtungen, die wir jetzt eine nach der andern erlebten, hatten wir vielfache Gelegenheit zu merken, wie wir im Publikum standen. Es hatte uns so ziemlich vergessen. Wenn durch irgend ein Ereigniß, durch eine Mittheilung desselben in öffent-

\*) Schon eine im Anfange der vierziger Jahre erschienene Streitschrift gegen Bunsen (von Prof. Schneckenburger und Prof. Hundeshagen) führt das Motto: „Wird wohl ein weiser Mann seinen Bauch mit Ostwind füllen“, und dies Motto wurde von den Sachkundigen in weiten Kreisen für bezeichnend gehalten.

\*\*) Sehn Jahre in Magdeburg 1845 — 55. S. 48.



lichen Blättern, sein Auge auf uns gelenkt wurde, so war in vielen Gemüthern die Frage: sind denn die auch noch da? In solche Gleichgültigkeit hatte sich die Stimmung des Jahres 1847 verwandelt, wo so viele Menschen in allen Ständen, die nicht zu uns getreten waren, in dieser Beziehung nur das Eine zu sagen wußten: ich bin ganz der Eilige, laßt mir nur Zeit. Nicht selten ward jetzt die Frage: ob wir auch noch das sehen, mit Aerger ausgesprochen.“ Es macht einen kläglichen Eindruck, zu sehen, wie der Mann, der, wie er selbst uns erzählt, im J. 1848 vom Gerichte zum Preussischen Minister der Geistlichen Angelegenheiten gemacht wurde — und dies Gerichte, sagt er, wurde geglaubt — jetzt mit seinem Schriftlein in der Hand an die Thüren pocht und bittet, daß man ihn doch nicht ganz vergessen möge. Er leidet Pein, er hat Durst und Niemand taucht auch nur einen Finger in das Wasser, um ihn zu stillen. Er ist darauf reducirt, was ihm die Gegenwart völlig versagt, in der Vergangenheit zu suchen. Der Gedanke aber, in den zuletzt alle übrigen einmündend ist der: „Ach hätte ich doch nie den Breiten Weg gesehen, nie Pömmeltes bescheidene Thäler und Auen verlassen.“ Das liest in seinem Schriftlein zwischen den Zeilen, wer zu lesen versteht. Sie transit gloria mundi. Chronus frist seine Kinder. Das Wesen dieser Welt bleibt, aber seine Erscheinungsformen wechseln wie die Moden. Ist die Zeit einer solchen Mode abgelaufen, so werden die früheren Lieblinge bei Seite geworfen zu den Maulwürfen und Fledermäusen. Welchen Wechsel haben wir nicht in dieser Beziehung in den beinahe drei Decennien des Bestehens der Kirchenzeitung erlebt! Wie viele ausgepreßte Citronen sahen wir in den Winkeln werfen! Um der elenden Silberlinge einer solchen öffentlichen Meinung willen verlohnt es sich wahrlich nicht den Einigen Herrn zu verläugnen, der uns erkaufte hat! Dagegen die in aller Schwachheit doch treulich dem Herrn zu dienen trachten, an denen wird auch hier das Wort wahr: „Wenn sie gleich alt werden, werden sie dennoch blühen, fruchtbar und frisch seyn.“ Sie werden gezüchtigt, aber doch nicht ertödtet, sie werden untergebrückt, aber sie kommen nicht um, sie leiden Verfolgung, aber sie werden nicht verlassen. Das bezeugen sie alle mit freudigem Munde auf Grund ihrer persönlichen Erfahrung. „Lob sey Gott für Alles,“ das ist die Summe ihrer Erlebnisse bei ihrem Scheiden.

Manche unserer Leser werden vielleicht meinen, daß wir der Sache zu viel thun. Sie werden sich an die christlichen Phrasen halten, die auch in dieser Schrift noch sich breit machen. Wenn es sich aber herausstellt, daß Dr. B. in der That mit der christlichen Wahrheit völlig gebrochen hat, daß sein Standpunkt der eines bewußten und consequenten Pantheismus ist, so können diese christlichen Phrasen den schmerzlichen Abscheu nur steigern: „Verräthst Du des Menschen Sohn mit

einem Kuß.“ Eben so schlimm wie der Abfall selbst ist der christliche Schein, in den er sich hüllt, um die Einfältigen zu betören. Leider ist das aber unter unserm tief gefallenem Volke seit beinahe einem Jahrhundert so gangbar geworden, daß das moralische Gefühl gegen diese heuchlerische Unwahrheit, in deren Verabscheuung billig alle Parteien übereinstimmen sollten, fast ganz abgestumpft ist.

Der Beweis für den Pantheismus des Verf. der „Zeichen der Zeit“ ist schon früher in diesen Blättern aus seinem Werke Hippolytus ausführlich gründlich und ohne Widerspruch von seiner Seite geführt worden. Hier wollen wir noch einige Belege anführen, welche der zweite Theil der „Zeichen der Zeit“ darbietet.

Wer in dem Glauben an den persönlichen Gott steht, dem besteht das Wesen der Religion vorwiegend in dem, was dieser Gott in der Fülle seiner herablassenden Liebe und Barmherzigkeit giebt. Dagegen aber dem Pantheismus löst sich das ganze Wesen der Religion in das eigne Thun des Menschen auf; „Gelöbniß — sagt Dr. Bunsen \*) ist das Selbstthätige, also Protestantische im göttlichen Leben des Einzelnen wie der Gemeinde: Ausdrücke wie Taufe, Einsegnung, Weihe sprechen nur das Untergeordnete aus; das zum Gelöbniß von außen hinzutretende Zeichen und Siegel \*\*). Vieles in den Formen jener Handlungen ist noch ein Rest der mittelalterlichen Verpuppung jener leidenden, nicht göttlich = thätigen Auffassung des Glaubens, und behaftet mit Priesterlichkeit.“ Als das Centrum der ganzen Schöpfung wird der Mensch hingestellt in den Worten \*\*\*): „Die Rettung liegt in dem Glauben — an die Persönlichkeit als das Ebenbildliche der Gottheit im Menschen, als das alles Ueberwindende und Neugebährende in der Menschheit, als das Ziel und Ende der Schöpfung und des Lebens.“ An die Stelle des Glaubens der christlichen Kirche, deren drei Hauptbekenntnisse B. für antiquirt erklärt, tritt hier der Glaube an die Menschheit. Gott verwirklicht sich nach S. 268 „in der Entwicklung der Menschheit,“ hat also an sich keine reelle Existenz. Der kraffteste Pelagianismus, welcher die Grundlage alles Pantheismus bildet, verbunden mit der Verläugnung Christi, der bloß als Symbol der edlen Gesehung erscheint, tritt uns entgegen in den Wor-

\*) S. 257.

\*\*) Die Kindertaufe ist dem Verf. nichts weiter, als „feierliches Dantgelöbniß der Eltern und heiliges Angebinde des Täuflings“, S. 106. Von einem „Bade der Wiegegeburt“ kann dabei nicht die Rede seyn. Es wird dabei nichts gegeben, nur versprochen, und zwar ohne zu sagen wem?

\*\*\* S. 265.



ten\*). „Die Persönlichkeit, welche der Mensch in sich findet, ist ihrer natürlichen Wurzel nach eine selbstsüchtige. Aber es lebt im Menschen ein Bewußtseyn, daß aus dieser bitteren Wurzel, unter Leitung des göttlichen Geistes im Menschen, vermittelt Vernunft und Gewissen (die sind eben der „göttliche Geist!“) ein Leben der Liebe und Gerechtigkeit entspringen soll. Das Evangelium bringt dieses Bewußtseyn zur Klarheit für alle Menschen durch die Persönlichkeit Jesu von Nazareth. — Aus der selbstsüchtigen Persönlichkeit wird durch die sittliche Bildung eine innerlich erneute, welche das Gute und Wahre anstrebt. Aus der Willkür wird wahrhaft freier Wille; aus dem Zwange und der Knechtschaft der Selbstsucht geht eine göttliche Freiheit hervor.“ Der Mensch ist hiernach sein eigener Heiland. Das höchste aller Werke, das der Erlösung, wird durch ihn allein vollbracht. Wer daran dem lebendigen Gotte keinen Theil zugesteht, dem muß sein Daseyn entschwunden, der muß ohne Gott in der Welt geworden seyn. Der Glaube ist Dr. B. nichts anders als „die willige Gesinnung“\*\*). Ein Objekt, das er erfassen, ein Heiland, den die Glaubenshand ergreifen könnte, ist für ihn nicht vorhanden. Auch ein Wort Gottes giebt es nicht. Die Bibel ist aus dem Bewußtseyn der Gemeinde hervorgegangen, und findet an diesem Bewußtseyn ihren Richter. „Alles ruht auf der Gemeinde der Bibel und auf der Bibel der Gemeinde.“ Keine Glaubensregel darf der Gemeinde aufgelegt werden, „als das Wort Gottes wie es im Bewußtseyn der Gemeinde lebt“\*\*\*).

Steht die Sache so, so wird man es nicht billigen können, wenn (nach einem Zeitungsberichte) neulich einer unserer berühmtesten geistlichen Redner von der Kanzel Dr. B. als seinen Freund bezeichnet hat, mit dem er in Vielem übereinstimme, in einigem nicht. Wir dürfen auch hier nicht nach eigenem Gutdünkel handeln, wir müssen unsere Stellung nach dem untrüglichen Worte Gottes bemessen, das alle unsre Schritte auf dem Lebenswege leiten, das auch unser unsicheres Urtheil regeln soll. Da finden wir nun eine ganz bestimmte Anweisung in 2. Joh. 10 vor: „So Jemand zu euch kommt und bringt diese Lehre nicht, den nehmt nicht zu Hause und grüßet ihn auch nicht, denn wer ihn grüßet, machet sich theilhaftig seiner bösen Werke.“ Der „Jünger der Liebe“ hat hier dieselbe Richtung im Auge, welche für diesen Moment und bis die Ablösung kommt der Verf. der „Zeichen der Zeit“, unter uns repräsentirt, die sich aufblähende Gnosis, die Einschwärmung des Heidenthums in die christliche Kirche, die sich auf recht grobe Weise auch darin kund giebt, daß er das „Weltkind“ Götze für „einen Bekenner erklärt, und mehr als einen Bekenner, auch für einen Propheten und Apostel.“ (S. 127). Diese Richtung zu hassen erscheint in Offenb. 2, 6 als Christenpflicht, als Erfüllung des Christenberufes: „Aber das hast Du, daß Du die Werke der Nicolaiten hassest, welche ich auch hasse,“ wobei sich von selbst

versteht, daß die Erfüllung dieser Aufgabe nicht von der andern höheren dispensiren kann, die „erste Liebe“ zu bewahren. Auch der Brief des Judas, welcher recht eigentlich gegen diese Richtung geschrieben ist, legt es uns ans Herz, daß wir es mit ihr nicht leicht nehmen dürfen, daß den Herrn lieben, zugleich sie hassen heißt. Liest man diesen Brief mit dem Commentare von Dr. Stier, der doch lange vor dem Erscheinen der „Zeichen der Zeit“ geschrieben wurde, so verwundert man sich, wie genau manches zutrifft. So wird zu den: „Wolken ohne Wasser,“ in B. 12 bemerkt: „Hoch genug fahren sie daher, versprechen prahlerisch Regen und Segen als von oben gebracht, verheißten mit Schwulstworten (B. 16) Freiheit und eitel Gutes, aber nichts halten und nichts geben sie.“ Ferner zu B. 19, diese sind es, die sich absondern, Seelische, die Geist nicht haben: „Hört man ihre aufgeblasenen Reden, so ist bei ihnen lauter Geist und dazu der allein rechte, der überstarke. Meist aber bedarf es für Jeden, der nur etwas des Geistes aus Gott empfangen hat, keiner schweren Untersuchung, um das aufschwellende Fleisch unter dieser Firma zu erkennen.“

Es kann wohl nicht daran gedacht werden, daß ein Mann, dem sich das ganze Wesen der Religion in den Dunst der „Gelöbniße,“ der weiland guten Vorsätze aufgelöst hat, mit denen nach dem Ausdrucke des seligen alten Zänicke der Weg zur Hölle gepflastert ist, fernerhin in kirchlichen Kreisen Gehör finden, wohl gar in einer etwaigen Versammlung zur Entscheidung kirchlicher Fragen Sitz und Stimme erhalten könnte. Aus demselben Grunde erscheint es uns auch als überflüssig, den Verf. der „Zeichen der Zeit“ wegen seiner Angriffe gegen die Lutherische Kirche zur Rede zu stellen\*), die dieser nur in hohem Grade ehrenvoll seyn können, oder mit ihm über Union zu verhandeln. Nur über die sich mehr auf dem Grenzgebiete ergehenden Deklamationen für Religionsfreiheit, welche den Hauptinhalt der beiden Bände ausmachen, wollen wir einige Worte bemerken. Auch diese ruhen auf pelagianisch-pantheistischem Grunde. Die Gewissensfreiheit ist Herrn B. „Freiheit des Göttlichen im Einzelnen und in der Gemeinde, Anerkennung, daß Gewissensdruck Auflehnen gegen Gott ist“\*\*). Luther, der den Menschen nimmt wie er ist, den der heilige Geist in die Tiefen der Erkenntniß des menschlichen Herzens eingeführt hat, sagt: „So Du einen Jungen in seiner Sode aufwachsen lässest, so wird ein wahrer Teufel daraus.“ Dagegen dem Verf. der „Zeichen der Zeit“, der sich den Menschen selbst bildet nach seinem Wohlgefallen, ist der Begriff der Zucht völlig abhanden gekommen, ihm erscheint, den Gottmenschen in seiner Entwicklung, in der vollen Entfaltung desjenigen, was aus seinem Herzen aufsteigt, hemmen zu wollen, als „Gottesmord.“ In der Wirklichkeit ist eine solche schrankenlose Religionsfreiheit, wie er sie einführen möchte, noch nie vorhanden gewesen. Daß

\*) II. A. S. 256: „Das Lutherische Kirchenthum ist das kleinste und unfruchtbarste Kirchenthum in der Geschichte.“

\*\*) S. 33.

\*) S. 279. \*\*) S. 186. \*\*\*) S. 255.



sie in den Vereinigten Staaten nicht statt findet, zeigt ein Blick auf die Geschichte der Mormonen. „Der theoretische Grundsatz der Verfassung — sagt auf Grund persönlicher Anschauungen Dischausen\*) — daß alle religiöse Gesellschaften gleichberechtigt seyen, wird in den vereinigten Staaten praktisch nur in einem sehr beschränkten Umfange anerkannt.“ Was dabei herauskommen würde, wenn diese Grundsätze unbedingte Geltung erhielten, möge der Verf. der „Zeichen der Zeit“ von Uhlisch lernen\*\*), welcher ausführt, „daß das Neue nur durch den Kampf seine Stelle und sein Recht erringen soll“, und daß die freien Gemeinden, wenn ihnen unbedingt freie Entfaltung gewährt wäre, gar bald ein Sammelpunkt für liederliche Subjecte geworden seyn würden. Sey es doch schon jetzt schlimm genug! Da ist doch noch einiger gesunde Menschenverstand. Uns erinnern aber diese Deklamationen an jenen seltsamen Heiligen in Reizens Historie, welcher die Monomanie hatte, Nachts durch die stillen Straßen zu laufen und Feuer zu rufen, wo kein Feuer war, außer in seinem Kopfe. Herr B. hat sich der Gedanken, mit denen er sich in England anfüllte, in Deutschland entladen, wo sie keine Anwendung finden. Für die Engländer, als ein Volk, das mit aller Welt in dem lebhaftesten Verkehr steht, mögen diese Gedanken practische Bedeutung haben. Wird doch mit ihnen mit Erfolg nach Italien und Spanien hin operirt. Für uns als ein Binnenvolk sind sie ebenso unfruchtbar, wie Deklamationen gegen die Sklaverei. Sich für unpractische Ideen zu erhitzen, ist nicht bloß lächerlich, ist auch demoralisirend. In Oesterreich sind allerdings im vergangenen Jahre einzelne Fälle von Glaubensdruck vorgekommen. Vorzinsky hat im Gefängnisse schmachten müssen. Aber in Oesterreich wird wohl Herr Bunsen selbst wenig Gehör erwarten; da könnte noch eher Montalemberts laut erhobene warnende Stimme der aufkeimenden Neigung Schranken setzen. „Allgemeine Religionsfreiheit“ ist auch gegen Oesterreich eine völlig verfehlte Lösung. Da gilt es, das Recht der Evangelischen Kirche geltend zu machen, wie unsere Väter das in solchem Falle stets thaten. Was das übrige Deutschland betrifft, so verzichtet H. B. selbst ziemlich auf die Freien Gemeinden. Es liegt am Tage, daß auf diese der Begriff der Religionsfreiheit nicht anwendbar ist, da sie, dem nackten Atheismus huldigend, aller Religion entsagt haben und ihre Richtung eine politisch = sociale ist. Es bleiben also nur einige vereinzelter Fälle von angeblicher Verfolgung der Baptisten übrig, bei denen sich bei näherer Untersuchung meist herausstellen wird, daß der eigentliche Quell der Intoleranz bei dieser Secte selbst zu suchen ist, daß das Einschreiten durch ihre anmaßenden Eingriffe hervorgerufen wurde.\*\*\*). Mag aber auch hie und da

\*) Geschichte der Mormonen, Gött. 56. S. 2.

\*\*) Zehn Jahre S. 39.

\*\*\*). Ist ja doch auch im Auslande die Intoleranz nicht selten auf einer ganz anderen Seite, als welche derselben bezichtigt wird. Wenn ein Colporteur auf der Treppe einer der Kathedralen Belgiens die aus der Kirche Kommennden haranguiert und unter sie Tractate ver-

die Polizei, deren Hand einmal eine rauhe ist, ihnen zu viel gethan haben, was wir, wenn es geschehen seyn sollte, um so mehr bedauern, da diese Religionspartei so manche redliche Mitglieder zählt, an deren Verirrung vielfach die ihrem Berufe nicht nachkommende Kirche die Hauptschuld trägt; jedenfalls liegt hier keine der brennenden Fragen des Tages vor, um so weniger, da auch in der Theorie keine der einflußreichen Richtungen es sich zum Geschäfte macht, die Verfolgung zu predigen. Von der Ev. K. Z. namentlich wird Niemand dies behaupten können, wenn man nicht solches dahin ziehen will, was gar nicht dahin gehört, wie die Pflicht der Diener der Kirche, ihrem Bekenntnisse treu zu seyn. Sie hat sich stets von der Ueberzeugung durchdrungen gezeigt, daß die Entscheidung in dem großen Kampfe der Zeit auf dem Gebiete des Geistes zu suchen, daß die Irrlehre mit dem geistlichen Schwerte zu bekämpfen ist. Solche windige Deklamationen der Propheten aus ihrem Herzen aber sind gefährlich. Sie verleiten die unerfahrene Menge, gegen die Windmühlen ihrer Einbildungen zu kämpfen, und sich wohl gar auf ihre wohlfeile Tapferkeit in diesem Kampfe etwas einzubilden, während der Kampf in Wahrheit dem gewappneten Mann der Gottlosigkeit gilt, der über unser armes Volk gekommen ist und es gezwungen und gedungen hat. Wie sehr aber der Verf. der „Zeichen der Zeit“ der gewöhnlichsten Begriffe von Recht und Gerechtigkeit entbehrt, das tritt recht grell darin hervor, daß er, der so zartfühlend ist im Verhältniß zu allen Secten und es als einen „Gottesmord“ betrachtet, wenn ihnen auch nur die geringste Hemmung bereitet wird, den treuen Söhnen der Lutherischen Kirche die Thür ihres eignen Hauses eröffnet und ihnen mit gebieterischer Stimme zuruft: „Scheidet aus in Frieden.“\*) Mücken seigen und Kameele verschlucken! Gut, daß der Verf. der Zeichen der Zeit noch in Charlottenberg sitzt (von da aus datirt er seine auf den 15. October verlegte Vorrede), und noch nicht ist, wozu ihn die „Gränzboten“ gern machen möchten, Minister der Geistlichen Angelegenheiten in Preußen.

Wir werden über den zweiten Theil der „Zeichen der Zeit“ nicht wie über den ersten einen eingehenden Artikel bringen. Wir haben der Sache genug gethan und dann erwarten wir, daß die eben erscheinende treffliche Schrift von D. C. R. Stahl: „Wider Bunsen“, (bei Herz) allgemein gelesen werden wird, welche dieser ganzen Schriftstellerei für Alle ein Ende machen wird, die nicht durch die Neigung völlig blind geworden sind. Unser herzlichster Wunsch aber ist, daß der Verf. der „Zeichen der Zeit“ recht bald und so lange er noch auf dem Wege ist, selbst den Irrthum seines Weges erkennen möge!

Das vergangene Jahr hat zwei hervorragende Ge-

theilt, so hat er die Schläge, die er dafür erhält, provocirt und der Quell der Intoleranz ist bei ihm zu suchen. Wir erfahren, daß leider auch in Frankreich solche Provocationen auf evangelischer Seite nicht ungewöhnlich sind.

\*) S. 247.



dächtnistage zu begehen gehabt. Am 5. Juni waren 1100 Jahre verflossen seit dem Märtyrertode des Bonifacius. Es ist dies Jubiläum das erste nach dem Ablauf des in der Offenbarung des heil. Johannes der Kirche gewährleisteten Jahrtausendes ihrer Herrschaft, und mit einem eigenthümlichen Gefühl gewahren wir, wie jetzt der Anfang zum Ende zurückkehrt, doch nur als Vorbereitung für den Endsieg Christi und seiner Kirche. Was Bonifacius einer Aebtissin schrieb, welche ihm Bibeln geschickt hatte\*), sie habe „den nach Deutschland Verbannten mit geistlichem Lichte getröstet; denn wer die finstern Winkel der Deutschen Völker besuchen muß, fällt in die Schlinge des Todes, wenn er nicht das Wort des Herrn zur Leuchte für seine Füße und zum Lichte auf seinen Wegen hat“, das ist jetzt jedem treuen Knechte des Herrn, jedem, der sich, im Namen Gottes und soweit Er es gibt, erkühnt, dem modernen Deutschen Heidenthum mit derselben unbedingten Entschiedenheit entgegenzutreten, mit der Bonifacius dem alten entgegentrat, aus der Seele geschrieben. Ueberall merkt man, daß Satanas wieder losgeworden ist aus seinem Gefängniß und ausgegangen, die Heiden zu verführen. Der Jubelruf über die Umkehr Deutschlands, der auf der Pariser Evangelischen Versammlung erhoben wurde, hatte Gott sehr Dank eine gewisse, aber eine sehr einseitige Wahrheit, wie so Manches, was in Greter Hall und den Dependenzes geredet wird. Wir haben keinen Grund, uns in dieser Beziehung zu täuschen, denn unsere Hoffnung ist nicht auf das Sichtbare gegründet. Sie steht auf dem lebendigen Gott, dem Gotte, in dessen Lichte einst Bonifacius in das Dunkel Deutschlands zog, und auf seinem untrüglichen Worte.

Dem sel. Neander mußte es nach seiner ganzen idealistischen Geistesrichtung schwer werden, sich in Bonifacius, einen Mann der Kirche, zu finden. Um so mehr ist die christliche Liebe und Weitherzigkeit und der darin wurzelnde historische Sinn anzuerkennen, womit er danach trachtete, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. „Bonifacius — sagt er — verdient als der Vater der Deutschen Kirche geehrt zu werden, wenn er gleich keinesweges der erste war, der den Samen des Evangelii nach Deutschland brachte. Schon Manche hatten ihm vorgearbeitet; aber das Zerstreute und Einzelne, das hin und wieder gewirkt worden, reichte nicht hin, um die Fortpflanzung des Christenthums unter so vielen zerstörenden Umständen zu sichern. Es mußte dieselbe an feste kirchliche Stiftungen geknüpft werden, und dies geschah erst durch Bonif., von dessen Wirksamkeit das Heil so Vieler bis auf diesen Augenblick ausgegangen ist.“ Neander betrachtete die kirchliche Richtung des Bonif. als „trübende Vermischung des Fleisches“\*\*), als „Holz, Heu und Stoppeln“\*\*\*), als Gegensatz der „Geistesfreiheit und Reinheit der

christlichen Erkenntniß“\*), meinte aber, daß diese Schwachheit für das Werk, das Bonif. in Gottes Auftrage zu vollbringen hatte, nothwendig gewesen sey.\*\*\*) Wir urtheilen jetzt anders. Die „vielen zerstörenden Umstände“, welche in der Zeit des Bonif. die Anlehnung an die Kirche nothwendig machten, sind in Wahrheit zu allen Zeiten vorhanden, so gewiß, als Satanas und Welt die streitende Gemeinde durch alle Stadien ihrer Existenz begleiten, sind namentlich in unserer Zeit im höchsten Grade vorhanden, in der Satanas recht eigentlich wieder los geworden. Wenn N. das nicht mit voller Klarheit erkannte, so erklärt sich das daraus, daß sein Blick mehr geschärft war für das, was in den Büchern stand, als für das, was das ihm ziemlich fremde wirkliche Leben darbot. Bonif. that also nur das, was noch jetzt jeder Diener Gottes thun muß, der mit der ihm von Gott verliehenen Gabe mehr ausrichten will, als eine flüchtige Anregung. Uns ist es besonders nahe gelegt, dies zu erkennen. Denn hinter uns liegt die große factische Warnung der pietistischen Zeit. Diese bot eine Erweckung dar, so mächtig, wie die christliche Kirche sie kaum früher gesehen und der die gegenwärtige bis jetzt an Tiefe und an Ausdehnung bei weitem nicht gleichkommt; sie verfloß aber wie sie gekommen, weil der Strom des Lebens nicht in das kirchliche Bette hineingelenkt worden, sondern sich eigne Bahnen gesucht hatte.

Mit wahrer Erbitterung hat Bunsen den seligen Märtyrer Bonifacius angegriffen. Er möchte ihm gern seinen edlen Namen rauben. Sein Gedächtniß wird aber trotz dieses für die ganze Richtung, den Mangel an Pietät und die Auflehnung gegen jede Auctorität, mit einem Worte, den revolutionären Sinn, charakteristischen Angriffes in Ehren bleiben. Man kann, meint der Verf. der „Zeichen der Zeit“\*\*\*), aus den Briefen und Berichten des Bonifacius kaum einen einzigen Satz christlicher Weisheit für das geistliche Leben des Menschen anführen, noch irgend einen Spruch, der das tiefere Verständniß des Evangeliums in Bezug auf das Verhältniß der Seele zu Gott und Christo bekundete.“ Es ist wahr, über die Briefe des Bonifacius ist eine gewisse Trockenheit ausgebreitet und der Duft der Salbung tritt uns daraus nicht entgegen. Aber es ist ein großer Unterschied zwischen der Gabe der Salbung und der Gabe, gesalbt zu schreiben. Schon das Beispiel der Apostolischen Väter kann dies klar machen, vor Allem der Brief des Barnabas, wenn seine Aechtheit angenommen wird. Der „Sohn des Trostes“, der Mann voll heiligen Geistes ist darin wenig zu spüren. Man wird es sehr natürlich finden, daß die rauhe Hand, welche mit kräftigen Streichen die Ölgeneiße fällte, die Feder nicht recht zu handhaben versteht.

(Fortsetzung folgt.)

\*) Epist. p. 188. Neander Denkw. 2. S. 176.

\*\*) S. 187. \*\*\*) S. 188.

\*) S. 189. \*\*) S. 190. \*\*\*) S. 80.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Mittwoch den 16. Januar.

N<sup>o</sup> 5.

## Vorwort.

(Fortsetzung.)

Man hat vielfach die Wahrnehmung gemacht, daß die Missionare, welche die reichsten Erfolge aufzuweisen haben, bei persönlicher Bekanntschaft dem Bilde nicht entsprechen, das man sich von ihnen gemacht hatte. Den Schlüssel zu dieser Thatsache erhielten wir von einem solchen Missionare selbst. Er sagte, der Missionsberuf habe etwas gar abstumpfendes; man müsse mit-ten unter solchen leben, bei denen Jahrtausende hindurch das natürliche Verderben seinen ungehemmten Verlauf gehabt habe; Anfangs wolle man mit der Begeisterung durchdringen, aber man erfahre bald, daß man damit nur verläßt werde; es gelte, rohen Gemüthern unablässig die ersten Elemente der heilsamen Lehre vorzubuchstabiren und einzüüben. Daß aber Bonifacius in der That die Salbung von oben hatte, daß das heilige Feuer der Liebe zu seinem Erlöser in seinem Herzen brannte, das erhellte hinreichend schon aus dem Abschnitte: „von der Passion des heil. Bonifacius“, in seinem Leben von dem heil. Willibald. In einem Alter von 70 Jahren zog er mit freudigem Muthe dem Martyrium entgegen. Er predigte mit jugendlicher Kraft unter den Friesen, taufte Tausende und gründete Kirchen. Zu den Jünglingen, die ihn gegen den heidnischen Ueberfall vertheidigen wollten, sprach er: „Hört auf zu kämpfen, denn die heilige Schrift lehrt uns, Böses nicht mit Bösem, sondern mit Gutem zu vergelten. Schon lange habe ich mich nach diesem Tage gesehnt. Seyd stark im Herrn und tragt mit dankbarer Ergebung, was seine Gnade schickt. Hoffet auf ihn und er wird eure Seele retten.“ Er starb, das Evangelienbuch mit den Händen über seinem Haupte haltend. Wir wollen an unserm ehrwürdigen Vater nicht die Sünde Hams begehen, sondern sein Ende anschauen und seinem Glauben folgen.

Es verlohnt sich nicht, näher auf den heftigen Angriff einzugehen, welchen bei Veranlassung dieses Jubiläums Bischof von Ketteler in Mainz gegen die Kirchen der Reformation gerichtet hat. Er wiederholt nur, was längst und vielfach als ungeschichtlich erwiesen worden. Das aber liegt auf der Hand, wer wirklich trauert über die Spaltung der Kirche Christi, der wird nicht Del in das Feuer gießen, der wird danach trachten, bußfertig die eignen Sünden, neidlos die fremden Gaben anzuerkennen. Denn das ist der einzige Weg, auf dem der Schaden der Spaltung vorläufig gemindert und endlich beseitigt wer-

den kann, in der wir übrigens nicht bloß menschliche Sünde erkennen, in der wir auch göttliche gnadenreiche Fügung verehren.

Das Gedächtniß des Augsburger Religionsfriedens feierlich zu begehen, schien auf den ersten Anblick ziemlich fern zu liegen, da diesem Frieden später noch ein dreißigjähriger Krieg gefolgt ist. Doch ist nicht zu übersehen, daß der Westphälische Friede, dessen Gedächtniß im Jahre 48 aus naheliegenden Gründen (wer hat Lust, ein Gedächtnißfest der Genußung zu feiern, wenn er eben fühlt, daß die Krankheit von neuem heftig seine Glieder schüttelt?) Niemand begehen mochte, sich selbst als Erneuerung des Augsburger darstellt. „Der Vertrag — heißt es in dem fünften der Friedensartikel \*) — der im Jahre 1552 zu Passau geschlossen worden, sammt dem Religionsfrieden, der im J. 1555 auf diesen Vertrag gefolgt ist, soll in allen seinen Hauptstücken aufrecht, unverbrüchlich und heilig gehalten werden.“ So besteht also allerdings ein Band zwischen dem Augsb. Frieden und der Gegenwart. Der dreißigjährige Krieg ist nur zwischenein gekommen, damit wir diese Wohlthat Gottes recht schätzen lernen.

Gottes Gnadenhand, welche über der Evangelischen Kirche waltet, gab sich in den Ereignissen, welche den Augsburger Religionsfrieden herbeiführten, recht deutlich zu erkennen, so daß hier das: „Vergiß nicht, was Er dir Gutes gethan hat“, vollkommen Anwendung findet. Es ging dem Kaiser Karl V und den katholischen Reichsfürsten gar schwer ein, die Existenz der Evangelischen als eine berechnete anzuerkennen. Die seit Jahrhunderten herrschende Theorie ließ eine solche Anerkennung nicht zu. Nur das Gottesurtheil, welches in der Gewalt der Umstände liegt, konnte sie dazu vermögen. Dies Urtheil ward wider alles Erwarten und zu einer Zeit, als Alles für die Evangelischen verfahren zu seyn schien, auf einmal laut und deutlich gesprochen. „Wie war — sagt Ranke \*\*) — dem alten Sieger und Herrscher da zu Muthe, als sich in demselben Augenblicke alle Feinde erhoben und alle Mittel versagten.“

Gegen diese Gnade Gottes, die unsere Kirche in den Anfängen ihres Daseyns erfahren hat, bildet der jetzt, auch jetzt

\*) Zuletzt abgedruckt in der Schrift: Der Augsb. Religionsfr., dessen Ausführung, Bestätigung, Fortbildung u. s. w. Osnabrück 55. S. 34 ff.

\*\*) Gesch. Deutschlands im Zeitalter der Reformation. Th. 5. S. 239.



noch, nachdem sie begonnen hat, sich aufzuraffen, in ihr weit verbreitete Abfall einen recht grellen Contrast. Es werden wohl wenige gläubige Prediger seyn, bei denen nicht den Grundton der Festpredigt das Wort gebildet hat: „Dankst du also dem Herrn deinem Gott, du toll und thöricht Volk? Ist Er nicht dein Vater und dein Herr? Ist nicht Er allein, der dich gemacht und bereitet hat? Gedanke der vorigen Zeiten und betrachte, was er gethan hat an den alten Vätern. Frage deinen Vater, der wird dir verkündigen, deine Aeltesten, die werden dir's sagen.“

Nach den Artikeln des Friedens soll „die streitige Religion nicht anders, denn durch christliche, freundliche, friedliche Mittel und Wege zu einhelligem christlichem Verstand und Vergleichung gebracht werden.“ Der Blick auf diese Bestimmung mäßige die Zungen derer, die in dem Streite der Confessionen das Wort zu führen haben. Der erbitterte Streit der Zungen und Federn rief zuletzt den dreißigjährigen Krieg herbei. Jene Bestimmung aber ist nicht Menschenwerk, Gott selbst hat sie dictirt. Er hat es damals also gesagt, daß kein Theil dem anderen Meister werden konnte; er hat später, da man wider Seinen Willen jene Bestimmung brach, aus dem dreißigjährigen Kampfe beide Theile am Ende mit ungeschwächter Kraft hervorgehen lassen, so oft auch mitteninne der eine von beiden zu erliegen schien. Das Heil unseres Vaterlandes, das Wohl auch der Kirche beruht darauf, daß wir fortwährend dieser göttlichen Entscheidung von Herzen uns fügen, wobei, wie sich von selbst versteht, der Wahrheit auch nicht das mindeste vergeben werden darf.

An den Augsburger Religionsfrieden knüpft sich das Gedächtniß Johann Friedrichs des Großmüthigen, des Mannes, den Melancthon mit Daniel unter den Löwen und mit den drei Männern im feurigen Ofen verglich. Seine Befreiung war dem Passauer Vertrage gleichzeitig. Wie wird man doch an den Ausspruch des Herrn über das Bauen der Gräber der Propheten erinnert, wenn der Thüringische, in Jena, dem von den Söhnen Johann Friedrichs zum Schutze der reinen Lehre und wie Dr. Hase sich ausdrückt „als eine Burg des ächten Lutherthums“ gegründeten Jena, sich concentrirende Nationalismus sich für ein Denkmal dieses Bekenners begeistert, [der auf die Zumuthungen des Kaisers „in aller Demuth erwiderte, er sey entschlossen, bei der Lehre der Augsburgerischen Confession bis in seine Grube zu bleiben“, auch um den Preis seiner Freiheit, und wenn von der Protest. R. Z., dieser erbitterten Feindin aller Bekenntnistreue in der Gegenwart, für dies Denkmal gesammelt wurde! „Was hinket ihr auf beiden Seiten“, das ruft Elias der weltlichen Gesinnung nicht bloß seiner, sondern aller Zeiten zu. Es bleibt ihr stets eigenthümlich. Eine stets sich gleich bleibende Consequenz wird nur durch die Wahrheit gegeben, nicht die abstracte, sondern die lebendige, in Christo und seiner Kirche leibhaftig gewordene. Ein wahrhaftiges Denkmal würde man Johann Friedrich in seinem Lande setzen, wenn man seine Worte: „auf guten Grund will bauen, und nicht auf Eis“ [aus seinem Liede: „Wies Gott gefällt, so

gähts mit auch“, Pflerslegen 726 \*)] aufrichtig ins Herz schloße. Es ist ein Jammer, daß in ganz Deutschland kein protestantisches Land ärger kirchlich verwüstet ist, als das frühere Gebiet des treuen Bekenners.

In den Angelegenheiten der Union ist es, wenn irgend, die Aufgabe, die Kirche sich aus sich selbst entwickeln zu lassen und nicht mit rauher Hand eingzugreifen in Verhältnisse der allerzartesten Natur, in denen man gar leicht heilige Rechte verletzen, edle Reime ersticken, den Geist dämpfen, wider Gott streiten und eine schwere Gewissensschuld auf sich laden kann. Diese Wahrheit ist auch im vergangenen Jahre vielfach verkannt worden. Das der absorptiven Union, wie allen widergesichtlichen und widerrechtlichen Existenzen, einwohnende Streben, sich mit Gewalt geltend zu machen, hat sich auch in ihm auf mannigfache Weise kund gegeben. In Baden wurde Pf. Haag, nachdem er 28 Jahre hindurch durch treue und begabte Verkündung des Evangelii der Kirche zum Segen gewesen wie Wenige, seines Amtes entsetzt. Man gedachte ihm nicht, daß er zu der kleinen Zahl der ursprünglichen Bekenner gehörte, die zu einer Zeit austraten, wo es noch nicht so leicht war, sich zu Christo zu bekennen wie jetzt. Das Wort Gottes gebietet, Solche in Ehren zu halten! Der Herr der Kirche aber hat es mit seinem Knechte besser gemeint wie die Menschen. Er hat ihm in der Ferne einen neuen reichsegneten Wirkungskreis eröffnet. Pfarrer Ludwig legte, ermüdet durch das, was er zu erleiden hatte, sein Amt freiwillig nieder und trat zu den separirten Lutheranern über. In Hannover fand die so billige Bitte eines quantitativ und noch mehr qualitativ sehr bedeutenden Theiles der Geistlichkeit um Anstellung eines fest auf dem Grunde des Lutherischen Bekenntnisses stehenden Mitgliedes der Facultät in Göttingen keine Gewährung. Die unter andern Verhältnissen und bei anderer Zusammensetzung der Facultät so erfreuliche Berufung von Prof. Schöberlein mußte doch unter diesen Umständen als bedenklich sich darstellen. Es war recht traurig, daß der gegen diese Berufung gerichtete energische Widerspruch einen Mann treffen mußte, der, abgesehen von der Unionsfrage, in die er vielleicht nur durch seine frühere Anstellung in Baden verwickelt wurde, dem Bekenntnisse der Kirche so von Herzen zugethan ist. In Preußen ist bei vorkommenden Gelegenheiten der Grundsatz ausgesprochen worden, Männer von streng confessioneller Richtung dürfen nicht zu gewissen Stellungen zugelassen werden, weil sie die Gemüther der Zugewandten der Union entfremden könnten. Superint. Otto ist in dasselbe Land gezogen, welches vor ihm schon Dr. Ahlfeld, Dr. Rahnis und Dr. Besser von uns empfangen hat. Am grellsten

\*) Wir wissen, daß in neuerer Zeit dies Lied Johann Friedrich abgesprochen worden ist. Die inneren Gründe sprechen aber mächtig für seine Richtigkeit. Der heroische Geist eines evangelischen Fürsten scheint sich darin zu erkennen zu geben. Auch von den Befreibern der Aechtheit aber wird zugestanden, daß J. Fr. dies Lied besonders werth hielt.



aber tritt diese bedenkliche Richtung der Union, deren Fortdauer nothwendig auch den Fortbestand des Kirchentages in Frage stellen muß — denn mit solchen, die darauf ausgingen, uns mit Gewalt zu unterdrücken, könnten wir auf die Dauer unmöglich Brüderschaft halten — uns in Rheinbaiern entgegen. Dort ist nun definitiv allen neuantretenden Pfarrern die Verpflichtung an Eidesstatt auf die von der Lutherischen Kirche stets perhorrescirte Augsburgerische Confession von 1540 und auf die Bestimmungen der Vereinigungsurkunde vom 3. 1818, die zwischen den Confessionen streitigen Lehrpunkte betreffend, auferlegt worden. Das heilige Abendmahl darf und soll fortan nichts anders seyn, als das, wozu es in einer schlechterdings zu Lehrfestsetzungen unfähigen, völlig verkommenen Zeit eine rationalistische Synode gemacht hat, „das Fest des Gedächtnisses an Jesum und der seligsten Vereinigung mit ihm.“ Gegen die Auctorität dieser Synode kommt das göttliche und menschliche Recht der Wahrheit nicht in Betracht. Sie wird durch den eisernen Arm der Bürokratie aufrecht erhalten. Der Geist, der ein neues Schaffen will im Lande, der den beseligenden Glauben der Väter an das tieffte aller Mysterien wieder erweckt, muß gedämpft werden. Welche seltsamen Verhältnisse auf diese Weise entstehen, zeigt uns die kürzlich erschienene Schrift von Dr. Ebrard, „die Herrlichkeit Gottes im Nachtmahl Jesu“, Bielef. 55. Trotz der §§. 4—8 der Vereinigungsurkunde vertheidigt der Verf. in dieser Schrift die Reformirte Abendmahlslehre. „Seit einigen Jahren — sagt er S. 4 — hat mich der Wille meines Königes in den Dienst einer unirten, ja recht eigentlich amalgamirten Kirche berufen.“ Im Amte und Predigerberufe füge er sich mit freiem gutem Gewissen den Schranken, welche die gesetzlichen Bestimmungen der Pfälzer Union dem Hervortreten confessionalen Differenzpunkte ziehen. „Nur darum vermag ich das Brot dieser Kirche zu essen. Es versteht sich aber, daß ich hiemit meine subjectiv-theologische Privatüberzeugung nicht verkauft habe und daß mir das Recht unbenommen ist, in wissenschaftlichen theologischen Schriften dieselbe geltend zu machen.“ Die Bezeichnung amalgamirte Kirche müssen wir Dr. Ebrard danken. Sie weist recht passend auf das Mechanische, Materielle, der geistlichen Natur der kirchlichen Wahrheit Widersprechende in diesem Unionswesen hin. Diejenigen, welche an der Spitze der Förderung desselben stehen, werden dadurch mit den Directoren eines Amalgamirwerkes auf eine Linie gestellt. Das aber will uns nicht in den Sinn, daß an die Stelle des: „ich glaube, darum rede ich“, des Psalmisten und des Apostels, nummehr, wenn auch auf einem beschränkten Gebiete, das: ich esse Brot, darum rede ich, oder schweige ich, treten soll. Die durch den Rationalismus hervorgerufene, weitverbreitete und tiefgewurzelte Meinung der Welt, daß der Prediger auf der Kanzel anders rede als er im Herzen denke, möchte leicht dadurch neuen Vorschub erhalten. Je mehr in früherer Zeit in der That gehandelt worden ist, so daß die Kirche diese Meinung gar sehr verschuldet hat, desto gefährlicher ist es jetzt, noch solchen Grundsatz aufzustellen. Den Unterschied esoterischer und

exoterischer Lehre, der hier um so sonderbarer erscheint, da die Brochüre einer gedruckten Predigt äußerlich und innerlich sehr ähnlich sieht und denselben Kreisen zugänglich ist, welchen die Predigt angehört, hat die Kirche stets verworfen, eingedenk des Wortes des Herrn: „Was ich euch in das Ohr sage, prediget auf den Dächern.“

Es ist interessant, zu sehen, wie das System der Amalgamirung jetzt zugleich von den Vertretern der Lutherischen und der Reformirten Ueberzeugung bekämpft und recht eigentlich in die Mitte genommen wird. Von dem ersteren Standpunkte aus hat Past. Petri in Nr. 35 des Zeitblattes vom vor. 3. kühnig und wahr gesagt: „Es gibt keine wirksamere Zersehung historischer Kirchen, als eine Union, welche erklärte kirchliche Lehren zu unwesentlichen, für die Kirchenbildung gleichgültigen Bestandtheilen herabsetzen muß, um zum Bestande zu kommen und sich einen Ausdruck zu geben. Das ist etwas Anderes als Maas und Milde in Handhabung der geltenden Lehre innerhalb eines unangefochtenen Bestandes. Man komme mit diesem Geiste, der nicht ja und nein sagen darf, weil er widersprechenden Glauben verbinden und geschiedne Kirchen vereinigen will, unter unser Volk, um sofort auch practisch seine Wirkung zu erfahren. Er wird Alles ins Schwanken und die Kirche um Ansehen und Vertrauen bringen und jedenfalls unfähig seyn, ein mit so vielen Verneinungen ohnehin tödtlich angefochtenes Volk zur Gewißheit des Glaubens und fester kirchlicher Gestalt zu erziehen.“

Als Vertreter der Reformirten Confession sagt C. R. Gillet, in der lehrreichen und auch in der uns vorliegenden ursprünglichen Gestalt durchaus würdig gehaltenen und niedrige Persönlichkeiten meidenden Schrift\*): „Falls Abschiedspredigt und die

\*) Schriften wie diese sollten nicht ohne alle Betheiligung der kirchlichen Behörden Gegenstand der Anklage und Verurtheilung werden können, wie das nach dem bestehenden, so vielfach die Kirche ignorirenden Rechte geschehen kann. Die kirchlichen Behörden sollten jedenfalls als Sachverständige gehört werden müssen. Es kommt darauf an, in dieser Beziehung den Anfängen zu widerstehen, die auch schon sonst mehrfach sich gezeigt haben, in dem gerichtlichen Verfahren gegen Prof. Huschke, Past. Heinrich u. s. w. Unter Umständen können von dieser Seite der Kirche große Bedrängnisse kommen. Was wäre aus der Reformation geworden, wenn Luthers Schriftstellerei die Klagen wegen Injurien, „Beleidigung eines Religionsdieners“ u. s. w. gleich auf dem Fuße gefolgt wären! Besonders aber möge allgemeine Mißbilligung die Männer der Kirche treffen, die mit dazu Anlaß geben, daß geistliche Dinge weltlich gerichtet werden. Auch wenn einmal ein Wort zuviel gesagt worden, sollte man davor Schen tragen. Der Herausgeber der *Ev. R. Z.* ist unzählige Male im eigentlichen Sinne injuriert worden, wie z. B. von dem verstorbenen Prof. Schultz in Breslau, wo der Erfolg einer Klage nicht zweifelhaft seyn konnte. Aber er hat solchen Weg nie betreten mögen, auch aus anderen noch tiefer liegenden Gründen nicht. Den Männern der Kirche geziemt es, Gott ihre Sache anheimzustellen und ihm das Gericht anzubefehlen.



Geschichte“, S. 294: „Aber diese Eine Kirche unternehme nicht ferner, die Geschichte zu verlängnen. Sie greife nicht ferner zu dem gewaltsamen Mittel der Absorption, zu dem leichtfertigen der Mengerei, zu dem selbstmörderischen der Verlängnung und Abrogirung, um die Differenz der Confession aus ihrem Innern zu vertilgen.“

Es sind im vorigen Jahre Versuche gemacht worden, namentlich von E. R. Dr. Sack und noch durchgreifender von E. R. Gillet, der Reformirten Kirche in den östlichen Provinzen wieder aufzuhelfen. Man hat auf Wiederherstellung der reformirten Inspection und des ref. Classcalverbandes gedrungen. Man verlangt, daß die ursprünglich reformirten Gemeinden in ihrer confessionellen Eigenthümlichkeit erfasst, und danach behandelt werden sollen, verlangt den Gebrauch der alten reformirten Kirchenagende, der auch wirklich schon im Jahre 53 drei darum nachsuchenden Gemeinden in Schlesien gewährt worden ist, Beseitigung des Lutherischen Catechismus, ja sogar Entfernung der Leuchter und des Crucifixes vom Altar. Wir können diesen Bestrebungen eine gewisse Anerkennung nicht versagen. Sie haben jedenfalls das geschichtliche Recht auf ihrer Seite. Ob sie aber ihr Ziel erreichen werden? Wir bezweifeln das gar sehr. Daß sich keine Candidaten von Reformirter Ueberzeugung mehr finden wollen, und es daher den Behörden beim besten Willen nicht mehr möglich ist, die reformirten Stellen mit solchen zu besetzen, liegt gewiß nicht blos, wie Dr. Sack nach einem Art. in der Deutschen Zeitschrift zu meinen scheint, daran, daß der reformirten Confession ihre Universität, ihr Candidatenalumnat, ihre Gymnasien verloren gegangen sind. Es scheint vielmehr, daß das Reformirte Wesen sich hier überlebt hat. Die Vorzüge, welche D. E. R. Stahl mit vollem Rechte der Reformirten Kirche nachrühmt: „Die Heiligung der Gemeinde, die Auf-  
erbaung einer in sich geschlossenen Welt christlicher Ordnungen und christlichen Lebens aus dem Innersten des kräftigen Glaubens der Gemeinde heraus, die tiefe Gottesfurcht und ihre unbeugsame Bewährung, das energische lebensgestaltende Christenthum“ sind vorzugsweise nur unter den Völkern hervorgetreten, die für das Reformirte so zu sagen prädestinirt waren, bei denen dasselbe eine Basis in dem natürlichen Charakter hatte und noch jetzt hat. Dagegen bei der Reformirten Kirche in unseren östlichen Provinzen sind diese Vorzüge wohl nie zu spüren gewesen, wie überhaupt nicht in Deutschland, außer etwa in den Gränzgegenden. Die Ursachen, welche hier hauptsächlich das Entstehen der Reformirten Kirche hervorgerufen haben, nämlich auf der einen Seite übertriebene Lutherische Schroffheit, auf der andern eine geheime und sich selbst unbewußte Hinneigung zum Rationalismus (bei den Brandenburger Reformirten hat das Minus immer die Hauptrolle gespielt; die Hofspre diger des 17. und 18. Jahrh. tragen dasselbe mehrfach gar deutlich an der Stirne geschrieben, auch Hinneigung zum Socinianismus kommt bei ihnen vor) sind jetzt geschwunden. Der rationalistische Trieb ist sich seiner selbst bewußt geworden und erkennt, daß er in dem Reformirten Wesen keine wahrhafte Befriedigung

findet, ähnlich wie die Theosophie jetzt nur noch gar wenig geachtet wird, nachdem in der modernen Speculation derselbe Trieb eine reellere Befriedigung gefunden.

Wie mißlich es unter uns um den Reformirten Glauben steht, das erhellt schon daraus, daß die beiden Hauptvertreter der Rechte der Reformirten Confession selbst nicht wagen, sich entschieden auf den Standpunkt dieses Glaubens zu stellen, während uns in den Vertheidigungen der Rechte Lutherischer Confession überall die Sprache tiefster, innerlicher Ueberzeugung entgegentritt. Der von uns verehrte Dr. Sack will principaliter die Union und nur wenn, oder jetzt schon weil diese nicht durchzusetzen ist, die Erhaltung der Reformirten Kirche. E. R. Gillet begeistert sich für eine Kirche der Zukunft und beantragt Erhaltung der Ref., nicht minder wie der Lutherischen Kirche nur für das Interimisticum. „Der Dissensus — sagt er \*) — muß in der unirten Kirche als berechtigt anerkannt werden, bis Wissenschaft und Leben ihn überwunden haben werden.“ Das ist unsers Erachtens ein mißlicher Standpunkt. Nur die feste Ueberzeugung von der absoluten göttlichen Berechtigung einer bedrohten kirchlichen Existenz kann die Energie verleihen, dieselbe zu retten. Wo uns aber auch hie und da etwas von solcher Ueberzeugung entgegenzutreten scheint, da trägt es meist den Charakter des Gemachten und scheint keine recht tiefen Wurzeln im Herzen zu haben. Man wird z. B. schwerlich je den Eindruck einer vollen innerlichen Wahrhaftigkeit und Nothwendigkeit erhalten, wenn Jemand unter uns (anders ist es in Schottland) gegen den Gebrauch von Leuchtern und Crucifix eifert. Doch, wie gesagt, mag das Experiment gemacht werden, damit sich herausstelle, ob die Reformirte Kirche bei uns noch Lebenskraft in sich hat. Wir haben mit ihr keinen Streit, wir gönnen ihr ihre Existenz, wir verbinden uns gern mit ihr gegen den gemeinsamen Feind. Auch Schriften wie die von Gillet, die sich vorwiegend nur auf den Standpunkt des geschichtlichen Rechtes stellen, haben doch unendlich viel voraus vor jenen Producten subjectivistischer Willkür, welche weder göttliches noch menschliches Recht achten.

Man hat dem Herausg. der Ev. R. Z. vielfach vorgeworfen, daß er sich in seiner Stellung zur Union nicht gleich geblieben sey. Dagegen nun ist vor Allem zu erinnern, daß Re-tractationen nie in der Kirche als Schande gegolten haben. Noch in höheren Jahren biegsam und lernfähig zu seyn, ist eine Gabe Gottes. „Die Achillesferse der Ev. R. Z. ist ihre Stellung zur Union“, äußerte schon vor vielen Jahren einer ihrer scharfsinnigsten damaligen Mitarbeiter, Präz. v. G., dessen Hilfe wir seit dem J. 48 ungern entbehren. Es gereicht uns zur Freude und wir rechnen es uns zur Ehre an, daß wir diese Schwäche überwunden haben. An Consequenz wird trotz dem durch Gottes Gnade noch kein Mangel seyn. Nur eine Phantasterei ohne Gleichen konnte dem Herausgeber vorwerfen, daß er alle fünf Jahre seine Ueberzeugungen wechselt.

(Schluß folgt.)

\*) S. 170.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Samstag den 19. Januar.

N<sup>o</sup> 6.

## Vorwort.

(Schluß.)

Die Differenz ist aber bei weitem weniger bedeutend, als wie sie von Unkundigen oder Uebelwollenden vielfach dargestellt wird. Von der Schriftmäßigkeit des Lutherischen Dogmas ist der Herausg. überzeugt gewesen, seit ihm überhaupt auf dem geistlichen Gebiete die Augen eröffnet worden sind. Gegen die Zwinglische Lehre vom Abendmahl hat er stets eine unbedingte Abneigung gehegt. Auch in Bezug auf die Unterschiede zwischen Lutherischer und Reformirter Kirche in Cultus, Verfassung, Kunst u. s. w. hat er stets entschieden auf Seiten der ersteren gestanden. Ein unumwundenes Bekenntniß nach allen diesen Seiten findet sich schon im Vorworte des Jahres 1835 S. 9. Ferner, gegen die Preussische Union hat der Herausg. seit vielen Jahren tiefgreifende kirchenrechtliche Bedenken gehegt. Zum Vorworte des J. 44 wurde fest behauptet und eingehend und bis jetzt unwiderlegt nachgewiesen, „daß von einer auf legitime Weise vollzogenen Union in Preußen nicht die Rede seyn könne.“ Man darf ferner nicht übersehen, daß wir auch jetzt die Union, welche allein in Preußen factisch besteht, die kirchenregimentliche, unter den Beschränkungen, welche die Cabinetsordre vom 6. März 52 verbürgt, für zulässig halten und allen Bestrebungen dagegen fremd sind, nicht aus Anbequemung, sondern in Unterwerfung gegen die göttliche Fügung, auch gegen die gegenseitige Zulassung zum Abendmahl im Allgemeinen und wenn ihr nicht der Charakter eines formellen Rechtes beigelegt wird, kein Bedenken haben. Ebenso, daß der confessionelle Standpunkt, den der Herausg. vertritt, ein durchaus gemäßigter ist, daß er zwar auf Wahrheit und Klarheit und reinliche Sonderung in den kirchlichen Verhältnissen bringt, aber allem zelotischen Eifer abhold ist und danach trachtet, auch den anderen Confessionen und vor allen der Reformirten Kirche gerecht zu werden, endlich, daß er nach wie vor gegen die Lutherische Separation (bei aller Liebe gegen die durch äußere Schranken von uns getrennten Brüder) eine abweisende Stellung einnimmt.

Die wirklich stattfindende Differenz bezieht sich auf zwei Punkte. Zuerst hat eine tiefer eindringende Forschung die Calvinische Abendmahlslehre in ein anderes minder glänzendes Licht gestellt und zugleich auch erkennen lassen, daß dieselbe in der Reformirten Kirche nie recht Wurzel gefaßt hat. Darüber sprachen wir uns schon in unserem vorigen Vorworte aus. Im

engen Zusammenhang damit steht das Zweite, daß wir unsere frühere Ansicht, wonach die streitigen Lehren in der Kirche freizugeben, wobei wir die Hoffnung hegten, daß die Lutherische sich dann von selbst Bahn machen werde, aufgegeben haben und zu der Ueberzeugung gelangt sind, daß der Lutherischen Kirche ein äußerlich gesondertes Gebiet verbleiben muß.

Eine Reihe von äußeren Umständen traf zusammen, um diese bessere Erkenntniß zu fördern.

Die Generalsynode, die sogar das Apostolische Glaubensbekenntniß nicht unangefochten ließ, gründete ihr Recht, Aenderungen in der Lehre zu beantragen, auf den Vorgang der Union, die nicht auf halbem Wege stehen bleiben dürfe.

Die Schleiermachersche Partei, an die sich Alles anschließt, was in der Kirche unten an der Wurzel faul und oben im Wipfel trocken ist, suchte durch die von der absorptiven Union gemachte Bresche in die Kirche einzudringen, und machte somit ihre Blößen völlig offenbar, schnitt die Hoffnung ab, daß die kirchliche Willkühr bei der ersten ihr gemachten Concession stehen bleiben werde. Das Wort: „Mancher Sünden werden erst hernach offenbar“, ist auch in Bezug auf die Union wahr geworden und gereicht uns zur Entschuldigung, wenn wir nicht sogleich ihr Wesen vollständig erkannten. Bietet die Union schon jetzt eine so gefährliche Waffe dar für alle die, welche den Grund der Kirche unterwühlen wollen, was wird dann erst werden, wenn etwa ungünstigere persönliche Verhältnisse eintreten sollten! Manche Freunde der absorptiven Union meinen, daß seit dem Erscheinen von Dr. J. Müllers Buche über Union allen solchen Gefahren gewehrt sey. Ein Dammbbruch aber kann nicht mit einem Buche verstopft werden. Bücher werden gar bald vergessen, das Factum aber, daß die Kirche ohne Berechtigung aus Gottes Wort, ja ohne ein ernstes Zurückgehen auf dasselbe, in einem Zustande, wo ihr alle Grundbedingungen für ein solches Unernehmen abgingen, auch ohne Erfüllung der formellen Erfordernisse, eine Aenderung ihres Lehrbegriffes vorgenommen, bleibt, und in diesem Factum ist allen auf den Unsturz gerichteten Bemühungen eine gefährliche Handhabe geboten.

Das Jahr 48 mahnte die Kirche laut und eindringlich, mit dem: „halte was du hast, daß dir Niemand deine Krone raube“, völlig und unbedingt Ernst zu machen. Wie der Verath des Judas auch die treuen Jünger zur Selbstprüfung veranlaszte, so mußte Jeder sich damals aufgefordert finden, zu



untersuchen, ob er nicht auch durch irgend welche, wenn auch seine Fäden mit dem auflösenden Zeitgeiste verknüpft sey.

Endlich, zu einer Zeit, wo wir selbst die Verhältnisse der Kirche noch kaum dafür angethan hielten, daß eine Sonderung der Confessionen im Kirchenregiment durchgeführt werden könne, wurden wir von der Nachricht überrascht, daß der Evangel. Oberkirchenrath, gedrängt durch die Ereignisse, eine solche beantragt habe. Da das Ziel auch das unsrige war, so konnten wir nun nicht zurückbleiben, wir mußten die neuen Maaßregeln, durch die wir, wie gesagt, im eigentlichsten Sinne überrascht wurden, nach Kräften vertheidigen. Daß später ein Schwanken eintrat, wie es bei vorwiegend durch die Umstände bedingten Entschlüssen so natürlich ist, obgleich eine gewisse bittere Empfindung bei denen nicht ausbleiben kann, welche es auf sich genommen haben, solche Entschlüsse öffentlich zu vertreten, konnte uns nicht bewegen, zu wanken und zu schwanken. Es galt vielmehr, um so fester die einmal eingenommene Stellung zu behaupten, die täglich ein festeres Terrain gewinnt, und der die Zukunft der Kirche so gewiß angehört, als auf der Jugend, so weit sie überhaupt lebenskräftig ist, nicht blos in Preußen, sondern auch anderwärts — man denke nur z. B. an die kräftig aufstrebende jüngere Geistlichkeit im Großherz. Hessen — nicht mehr der Geist der Vermittlung, sondern der Geist eines seiner Sache gewissen Glaubens ruht.

Wir haben uns bis jetzt mit den Thatfachen von allgemeinerer Bedeutung beschäftigt. Wenden wir uns nunmehr zu den einzelnen Ländern, so zieht vor Allem das Concordat zwischen Oestreich und dem Päpstlichen Stuhl vom 18. August, publicirt am 5. November, unsere Aufmerksamkeit auf sich.

Das Publikationspatent leitet Oestreichs Eingehen auf dies Concordat aus dem Bestreben ab, „die sittlichen Grundlagen der geselligen Ordnung und des Glückes unserer Völker zu erneuern und zu befestigen.“ Wir enthalten uns des Urtheils darüber, ob dies Motiv das einzige gewesen. Manche Umstände führen allerdings darauf, daß daneben die Absicht obgewaltet hat, Oestreich, das Reich, das früher sich in den Vordergrund der Opposition gegen das Papstthum stellte, und dadurch nach vielen Seiten Popularität gewann, (es wird sich nicht läugnen lassen, daß diese Joseph II. nicht etwa blos zugefallen ist, sondern daß er ihr eifrig nachgestrebt hat), jetzt auf einmal durch ausgedehnte Zugeständnisse an die Kirche zum Mittelpunkt der Katholischen Welt zu machen, und namentlich die ohnedem schon vorhandenen Sympathien der Katholischen Bevölkerung in den vorwiegend protestantischen Staaten noch zu steigern. Für diese Annahme hat man nicht ohne Schein geltend gemacht, daß Oestreichs Regierung sich gewöhnlich mehr durch Motive politischer Klugheit leiten läßt, als durch sittliche und religiöse. Wurde doch vor nicht langer Zeit in Oestreichischen Blättern die Politik des Interesses als die allein vernünftige bezeichnet, und jede andere Tendenz als eine romantisch phantastische verhöhnt!

Wäre Oestreich ein rein Katholischer Staat, und zählten nicht doch auch seine protestantischen Unterthanen nach Millionen (allein in Ungarn sind bekanntlich gegen 2500 Protestantische Kirchen), so ließe sich zu Gunsten des Concordates gar Manches sagen.

Man beachte vor Allem, daß die Katholische Kirche in dem Katholischen Oestreich ziemlich die einzige geistige Macht, die einzige Quelle höherer Anschauungen und tieferer Gedanken ist. Was sich von ihr abgewandt hat, (und die gebildeten Stände sind ihr in hohem Grade entfremdet), das ist in einem kaum glaublichen Grade geistig verarmt und heruntergekommen. Es läßt sich kaum etwas elenderes denken, wie die meist von einem der Kirche abgewandten Geiste beseelten Oestreichischen Zeitblätter. Man gehe nicht von der Anschauung aus, daß der Römischen Kirche hier Terrain eingeräumt wird, was früher einem höheren Standpunkte angehörte, sondern man fasse ins Auge, daß ihr die flachste Aufklärung, der frivolste Leichtsin, der salzloseste Materialismus, der Geist der Zuchtlosigkeit und Auflösung aller göttlichen Ordnungen, weichen muß, der im Jahre 48 in Wien und anderwärts in so furchtbarer Weise zum Vorschein kam. Aus dem übrigen Deutschland zieht das unkirchliche Oestreich meist nur die ungesundesten Stoffe an sich. Man vergleiche nur was Kohl in seiner Reise durch Oestreich über eine Unterredung mit einem Leihbibliothekar in Gratz berichtet. Wer den Büchervorrath Oestreichischer Buchhandlungen untersucht, wird, abgesehen von der Katholischen kirchlichen Literatur, selten ein Buch finden, aus dem der geistige oder gar der geistliche Mensch Nahrung gewinnen kann.

In den meisten Punkten ferner wird der Katholischen Kirche in dem Concordate nur solches eingeräumt, was jede Kirche im Verhältnisse zu den ihr Angehörigen ihrem Wesen nach in Anspruch nehmen muß. Wenn es z. B. in Art. 6 heißt: „Niemand wird die heilige Theologie, die Katechetik oder die Religionslehre in was für immer einer öffentlichen oder nicht öffentlichen Anstalt vortragen, wenn er dazu nicht von dem Bischöfe des betreffenden Kirchensprengels die Sendung und Ermächtigung erhalten hat, welche derselbe, wenn er es für zweckmäßig hält, zu widerrufen berechtigt ist,“ so ist das nur Anerkennung eines ursprünglichen Rechtes der Kirche, das auch unter uns von dem Kirchenregimente mit Energie in seinem ganzen Umfange geltend gemacht werden sollte, theilweise auch schon unter uns erneute Anerkennung gefunden hat.

Die Zugeständnisse sind aber bei weitem nicht so maasslos, wie man nach dem triumphirenden Ton der Päpstlichen Allocution vom 3. Nov. erwarten sollte. In Punkten von der durchgreifendsten Bedeutung ist den Römischen Ansprüchen nicht nachgegeben worden. Vor allem kommt hier in Betracht, daß der Kaiser sich das Recht der Auswahl der Bischöfe vorbehalten hat, und damit den tiefgehendsten Einfluß, da die Persönlichkeit von ungleich größerer Bedeutung ist, als der todte Paragraph. Wie schnurstracks dieser Vorbehalt den Römischen Ansprüchen widerspricht, zeigt ein Blick in die Denkschrift des



Episkopates der oberrheinischen Kirchenprovinz. (Es heißt dort \*): „Die Befugniß, welche die Bulle *Ad dominici gregis custodiam* den Landesherrn einräumt, besteht in dem Rechte, *personae minus gratae* von der Candidatenliste zu streichen — ein sehr wichtiges und weitgehendes, allen Ansprüchen des Staates vollkommen genügendes Recht. Jede andere und weitere Einwirkung der Regierungen auf die Wahlen müssen wir als rechtlich durchaus unzulässig und verderblich, Aergerniß gebend, und die Gewissen der Wähler und Gewählten beschwerend bezeichnen.“ In diesem wichtigen Punkte hat Preußen der Römischen Kirche schon längst nachgegeben, was ihr hier von neuem versagt wird. Ein zweites wichtiges Zugeständniß ist die Anerkennung des auf dem Religions- und Studienfonds (der bekanntlich aus den Einkünften der vom Staate eingezogenen Geistlichen Güter gebildet wurde), beruhenden landesherrlichen Patronates, unter der Modifikation freilich, daß die Regierung nur Einen aus Dreien auswählt, welche der Bischof präsentiert. Auch hier ist der Regierung gewährt worden, was die erwähnte Denkschrift unbedingt als unzulässig bezeichnet. „Die Bischöfe — heißt es dort \*\*) — nehmen für sich die freie Verleihung der geistlichen Aemter als ein unveräußerliches Recht der Kirche und der Bischöflichen Jurisdiction in Anspruch.“ Eine Beschränkung des freien Verleihungsrechtes finde nur da statt, „wo ein gesetzliches und zu Recht bestehendes Patronat,“ das Präsentationsrecht gebe. Dieß wird ausdrücklich geläugnet in Bezug auf die Pfarren und Pfründen, welche vormalß durch die Stifter und Klöster vergeben wurden. Ein drittes nicht unwichtiges Zugeständniß ist, daß bei den höheren Lehranstalten die Kirche sich mit der Zuweisung des Religionsunterrichtes begnügt, und allem anderen Unterrichte entsagt, der nunmehr vollständig den vom Staate zu bestellenden weltlichen Lehrern überwiesen ist, die der Controlle der Bischöfe nur in so weit unterworfen sind, daß bei keinem Lehrgegenstande etwas vorkommen darf, „was dem Katholischen Glauben und der sittlichen Reinheit zuwiderläuft.“ Es scheint, daß der Katholische Clerus in Oestreich zu der Erkenntniß gekommen ist, daß ihm der höhere Unterricht über den Kopf gewachsen. Auch ein Zeichen der Zeit! Die der Wissenschaft tiefer befreundete Evangelische Kirche kann und wird sich das Ziel höher stellen.

Daß der Clerus sich als eine selbstständige Macht der Regierung gegenüber stellen, und sie zu knechten suchen wird, ist vor der Hand um so weniger zu erwarten, da er an den überaus mächtigen Josephinischen Traditionen einen schlimmen Feind hat, dessen er sich nur mit Hülfe der Regierung erwehren kann. Der Einfluß dieser Traditionen, dessen sich auch die Regierung nicht entschlagen kann, wird wahrscheinlich bewirken, daß nicht Alles, was auf dem Papiere steht, auch ins Leben eindringt. Träte wirklich in fernerer Zukunft ein bedenklicher Conflict ein, so ist es nicht gerade die Weise der Oestreichischen

\*) S. 101.    \*\*) S. 19 ff.

Regierung, sich durch den Buchstaben des bestehenden Rechtes binden zu lassen, und Rücksichten der Klugheit finden für eine Katholische Regierung in solchem Falle weit weniger statt, wie für eine Protestantische.

Im Blicke auf das Katholische Oestreich also müssen wir das Concordat für ziemlich unbedenklich, ja nach mancher Seite für erfreulich halten, für einen Sieg des kirchlichen Principes über Despotismus und Indifferentismus. Sehen wir aber auf die Evangelische Bevölkerung, so enthält dasselbe mehrere Bestimmungen, welche wohl geeignet sind ernste Bedenken hervorzurufen.

Gleich in Art. 1 heißt es: „Die heilige Römische Katholische Religion wird mit allen Befugnissen und Vorrechten, deren dieselbe nach der Anordnung Gottes und den Bestimmungen der Kirchengesetze genießen soll, im ganzen Kaiserthum Oestreich — immerdar aufrecht erhalten werden.“ Mit diesem § wird dem Katholischen Fanatismus eine Waffe in die Hand gegeben, welche unter Umständen, und wenn die Evangelische Kirche nicht mit einer Gegengewehr ausgerüstet wird, ähnlich wie im Buche Esther das Wasser des zweiten Edictes das Feuer des ersten auslöscht, gar gefährlich werden kann. Wie weit die „Befugnisse und Vorrechte“ gehen, welche die Katholische Kirche für sich in Anspruch nimmt, zeigt z. B. der Inhalt einer Schrift, welche die Katholischen im Angesichte des Augsburger Religionsfriedens ausgehen ließen. \*) „Es giebt nur Eine Religion, welche alle, die den christlichen Namen tragen, bekennen müssen. Auf diesen Glauben muß alles bezogen, und das Gemüth genöthigt werden, daß es der Katholischen Kirche gehorche. Wer das nicht will, und sich eine besondere Religion anmaßt, ist, wenn er sich nicht warnen läßt, zu excommuniciren. Die Obrigkeit confiscire seine Güter und dulde ihn nicht innerhalb der Gränzen des Reiches.“ Das war die Anschauung, welche damals Kaiser Karl V. erfüllte, und alle strengen Katholiken beseelte, und zu der die Ansätze jetzt noch überall vorhanden sind, so weit der Katholische Glaube reicht, über die man principiell eigentlich noch gar nicht hinausgekommen ist, auch gar schwer hinauskommen kann. Daß das Herz gläubiger Katholiken besser ist als die Theorie, daß man jetzt auch vor der öffentlichen Meinung Scheu trägt, kann die Vorsicht nicht überflüssig machen.

Art. 9 lautet: „Erzbischöfe, Bischöfe und alle Ordinarien werden die denselben eigne Macht mit vollkommener Freiheit üben, um Bücher, welche der Religion und Sittlichkeit verderblich sind, als verwerflich zu bezeichnen, und die Gläubigen von Lesung derselben abzuhalten. Doch auch die Regierung wird durch jedes den Zwecken entsprechende Mittel verhilt, daß derlei Bücher im Kaiserthum verbreitet werden.“ Danach scheint es, als wollte die Obrigkeit ihren Arm der geistlichen Censur leihen. Die Erzbischöfe u. s. w. könnten auf diesen Art. gestützt z. B. verlangen, daß die den „Gläubigen“ gefähr-

\*) Rahnis, *vindiciae pacis* August. Leipz. 55. S. 28.



liche Lutherische Bibelübersetzung nicht über die Gränzen des Oesterreichischen Kaiserstaates gelassen werde. Diesen § müssen wir für im hohen Grade gefährlich halten. Es könnte auf Grund desselben der Versuch gemacht werden, die Protestantische Kirche Oesterreichs geistlich auszuhungern.

Nach § 11 „wird es den Bischöfen freistehen, wider Geistliche, welche — aus was für immer einer Ursache der Abndung würdig sind, die von den heiligen Kirchengesetzen ausgesprochenen Strafen zu verhängen, und sie in Klöstern, Seminarien oder diesem Zwecke zu widmenden Häusern unter Aufsicht zu halten.“ Wir sehen hier davon ab, daß es überhaupt der Würde und Pflicht des Staates wohl kaum entspricht, Unterthanen, die ihm von Gott zur Beschirmung anvertraut worden sind, in dieser Weise ohne irgend eine Mitwirkung oder Cognition von seiner Seite der Strafgewalt einer Kirche zu übergeben, die unter einem auswärtigen Souverän steht, und die solche Gewalt früher in unzähligen Fällen gar sehr gemißbraucht hat, (Man denke nur an die gräulichen Entdeckungen, die nach P. Wolfs Geschichte der Katholischen Kirche in den Klöstern Oesterreichs zur Zeit ihrer Aufhebung gemacht wurden! so daß ihre Antecedentien keinesweges zu blindem Vertrauen berechtigen. Der Mönchsgeist namentlich bietet Seiten dar, die eine anderweitige Controлле dringend nothwendig machen, und in Bezug auf die eine solche Controлле von dem auch nur von dem Principe der Humanität geleiteten Staate schon in wohlthätiger Weise gelibt werden kann.) Wir heben nur das Eine hervor, daß nach diesem § der Uebertritt zur Evangelischen Kirche keinesweges aus der Strafgewalt des Römischen Clerus erlöst, vielmehr selbst zur Verhängung der Strafe berechtigt, daß danach z. B. das Verfahren gegen Borzinskij als ganz gerechtfertigt erscheint.

Der 16 § bestimmt: „S. M. der Kaiser wird nicht dulden, daß die Katholische Kirche und ihr Glaube, ihr Gottesdienst, ihre Einrichtung, sey es durch Wort oder That und Schrift, der Verachtung preisgegeben werde.“ Nach Römischer Anschauung kann jede Lebensäußerung der Evangelischen Kirche als Ausdruck der Verachtung gegen die Katholische betrachtet werden.

Wie weit nun diesen Besorgnissen Raum zu geben ist, wird sich danach bemessen, ob die in den Zeitungen als nächst bevorstehend angekündigte, „endgültige gesetzliche Feststellung der Verfassung der evangelischen Kirche, durch welche dieselbe nicht bloß theoretisch, sondern auch mit allen praktischen Consequenzen aus der Lage einer bloß geduldeten, zu einer gleich berechtigten erhoben werden soll“\*), wirklich zum Vorschein kommt, und ob in ihr ein sicherer Schutz gegen die nach dem Concordat zu befürchtenden Römischen Uebergriffe gegeben ist. Nach Manchem, was bereits geschehen ist, freilich zum Theil noch in der Nähe des Jahres 48, dürfen wir wohl das Beste hoffen. Erst unter dem jetzigen Kaiser ist die officiële Begehung des Re-

formationsfestes erlaubt worden. Früher durften die Evangelischen keine Kirchen, sondern nur Bethäuser besitzen. Jetzt sind schon an manchen Orten Kirchen mit Thurm und Glocken entstanden. Nach Angabe der Zeitungen sind „erst kürzlich durch eine Kaiserliche Verordnung den Soldaten, welche von der Katholischen Kirche zur Evangelischen übergehen wollen, die früher äußerst strengen Formalitäten des Uebertrittes wesentlich erleichtert.“

Das Territorialsystem hat bis jetzt in Oesterreich, wie auf der Katholischen, so auch und noch mehr auf der widerstandsfähigeren Evangelischen Kirche gelastet. Bis zu welchem Grade dieß der Fall ist, erhellt schon aus der Einen fast komischen Thatsache, daß der Präsident des Protestantischen Consistoriums ein Katholik ist. (Wenigstens war es vor wenigen Jahren noch so, ob in der letzten Zeit eine Veränderung eingetreten ist, wissen wir nicht.) „Superintendenten werden von dem Staatsoberhaupt ernannt, und verwalten ihr Amt im Sinne einer landesfürstlichen Behörde. Die k. k. protestantischen Consistorien in Wien, deren Delegirte die erblandischen Superintendenten sind, stehen unmittelbar im Dienste des Landesfürsten.“ Aller Territorialismus ist geistlos; sein höchstes Streben geht dahin, in der Kirche die Ruhe des Grabes zu erhalten, sie den Zwecken des Staates dienstbar zu machen, jede kräftige selbstständige Regung zu unterdrücken. Deshalb ist ihm der Rationalismus, der nur die Form der Kirche noch stehen läßt, ihr Wesen aber aufgibt, dem alle unerschütterlichen Ueberzeugungen fehlen, der die Menschen fürchten muß, weil ihm alle lebendige Gottesfurcht abgeht, dem Mittel, Titel und Orden mehr werth sind, als alle himmlischen Güter, im hohen Grade bequem. In Oesterreich hat der Territorialismus den Nationalismus durch ziemlich ein halbes Jahrhundert gepflegt, wie sonst nirgends, und dadurch ist die Evangelische Kirche dort in eine fast beispiellose Zerrüttung gerathen, wie man dieß schon aus der einen Thatsache ersehen kann, daß der Entwurf der Röhenschen Richtfreunde, wie Uhlisch sich ausdrückt\*), im Jahre 48 die Ehre hatte, von der Oesterreichischen Protestantischen Kirchenversammlung in Wien angenommen zu werden! Gewiß man muß über das Concordat weit milder urtheilen, wenn man sieht, welche grauenhafte Vermüthungen der Territorialismus, dem es entgegnet, in der Protestantischen Kirche Oesterreichs angerichtet hat. Was mußte aus einer Kirche werden, deren höchste und einflußreichste Stelle lange Jahre einem Manne anvertraut war, wie Wächter, „Conf. Rath, Superint., Direktor der k. k. prot. theol. Lehranstalt,“ der das Innerste seiner Gesinnung in den Worten ausspricht: „Dein, o Mensch ist das Verdienst, wenn du, siegreich im Kampfe gegen das Böse, dich zu immer höheren Stufen sittlicher Vollkommenheit erhebst“\*\*), ja wo alle bedeutenderen Aemter geflüchtlich mit solchen Männern besetzt wurden, und leider meist noch bis auf den heutigen Tag besetzt

\*) Zehn Jahre S. 28.

\*\*) Joh. Wächter, von Wenrich S. 249.

\*) Art. aus Wien vom 28. Nov. in der N. Pr. Z. vom 1. Dec.



sind, wo ein so flacher Geist und leichter Kopf, wie der weiland bekannte Jugendschriftsteller Glatz Vollmacht erhielt, durch seine „Kirchenagende für die evang. Gemeinden des österreichischen Kaiserstaates, auf allerhöchsten Befehl,“ Wien 1829, und durch sein Gesangbuch die armen Gemeinden, deren äußerer kirchlicher Anstand in rührender Weise (die armen verlorenen Schaafe des Hauses Israel!) noch jetzt vielfach (natürlich außer der Hauptstadt) an die alten besseren Zeiten erinnert, der eblen Schätze ihrer Gebete und Lieder zu berauben. Ist die Kirche durch solche Verwaltung in den Zustand des allertiefsten Verfalls gekommen, so wäre es grausam, wenn man nun, wozu bereits ein Ansatz gemacht ist, sie auf einmal der Herrschaft zufälliger Majoritäten überlassen wollte. Oesterreichs Kaiser wird hoffentlich auch hier sich von dem Bestreben leiten lassen, „die sittlichen Grundlagen der geselligen Ordnung und des Glückes unserer Völker zu erneuern und zu befestigen.“ Wo dieses Streben obwaltet, da wird es sich als Pflicht darstellen, so viel wie möglich zur Heilung der schweren Wunden beizutragen, welche der Territorialismus, wie der Katholischen, so auch der Evangel. Kirche geschlagen. Dazu giebt es nur Einen Weg, den, daß die kirchlichen Angelegenheiten der „Begutachtung der Landessynoden und Superintendenden“ entzogen, und der Pflege einzelner mit unbedingter Vollmacht ausgerüsteter, vom Geiste der Kirche erfüllter Männer, übergeben würden, die damit beginnen möchten, eine Allgemeine Kirchenvisitation zu halten. Am besten würden hochgestellte Geistliche des Auslandes zu solchem Werke geeignet seyn, wie einst unter Maximilian II., Joachim Camerarius und der treffliche David Chyträus dazu berufen wurden, das Evangelische Religionswesen in Oesterreich einzurichten, und die von dem letzteren verfertigte Kirchenagende, eine der herrlichsten unter allen und eines neuen Abdruckes im hohen Grade würdig, dem Kaiser von den beiden Ständen in einer öffentlichen Audienz übergeben, und von ihm genehmigt (S. Raupach's evangelisches Oesterreich); wie zu Anfang der dreißiger Jahre der Generalsuperintendent der Provinz Pommern von Sr. M. dem Kaiser von Rußland berufen wurde, um zur Regelung der Verhältnisse der Lutherischen Kirche in den Ostseeprovinzen mitzuwirken. Was für die Evangelische, das geschieht indirekt auch für die Katholische Kirche, die nicht davon unberührt bleiben kann, wenn die Evangelische vom Nationalismus zerfressen wird. Es gereicht König Ludwig von Baiern zur Ehre, daß er seiner Zeit dieß erkannte.

Daß bessere Regungen doch auch schon in der Evangel. Kirche Oesterreichs zu verspüren sind, zeigt ein „Erlaß des k. k. Consistoriums in Wien“ vom 23. Juli, worin vorgeschrieben wird, daß innerhalb 5 Jahren in allen evangelischen Gemeinden ein neues Gesangbuch eingeführt seyn muß. Unter den zur Wahl gestellten Gesangbüchern ist freilich nur eins, das Bayrische,

welches bei Manchen nicht zu billigen Concessionen, die der anderwärts nicht vorhandenen Anhänglichkeit an das bis dahin gebrauchte Bayrische Gesangbuch gemacht sind, (einige Lieder erscheinen wirklich wie hineingeschnitten), doch im Ganzen auf der Höhe des Tages steht, und den jetzt errungenen Fortschritt würdig repräsentirt, und wir freuen uns, daß man sich für dieß wenigstens in den oberösterreichischen Gemeinden zu entschließen scheint. Das Württembergische Gesangbuch, das man in Wien und Brunn zu belieben scheint, gehört einem jetzt bereits übermundenen Standpunkt an, wie das von seinen Verfassern selbst erkannt wird. Wenigstens äußerte sich eins der einflussreichsten und competentesten Mitglieder der Commission schon im J. 50 entschieden in diesem Sinne. Es ist mißlich und schädlich, kirchliche Bücher neu einzuführen, die sich schon nach wenigen Jahren nicht mehr werden halten können. Deshalb muß man es gar sehr beklagen, daß auch in der Provinz Brandenburg, deren Consistorium sonst in der Gesangbuchssache mit ganz besonderem Eifer und mit tiefgehender Sachkenntniß verfährt, das Neue Berliner Gesangbuch, was noch unendlich mehr wie das Württemberger veraltet ist, noch jetzt von Neuem kirchlich eingeführt werden darf. Es möchte kaum der Würde einer kirchlichen Behörde geziemen, dem verdorbenen Geschmack oder vielmehr der Agitation an einzelnen Orten solche Concessionen zu machen. Die Gemeinden und besonders unkirchliche Magistrate mögen lernen, daß sie in solchen Dingen eine kirchliche Obrigkeit über sich haben. Durch ein generelles Verbot der neuen Einführung würde solchen Gelüsten von vornherein der Weg versperrt, und den armen Leuten über sie hinweggeholfen.

Die Evangelische Generalsynode Badens hat wenigstens ein Resultat geliefert, dessen man sich unbedingt freuen kann, die Beseitigung der biblischen Geschichten von dem Prälaten Hebel. Die Schwächen dieses Buches werden in dem als Manuscript gedruckten trefflichen „Vortrag des evangelischen Ober-Kirchenrathes an die Generalsynode, betreffend die biblischen Geschichten für die protestantischen Schulen im Großherz. Baden“ eingehend besprochen. Es entbehrt alles Sinnes für geschichtliche Objectivität, also der ersten Eigenschaft für einen Verfasser biblischer Geschichten, der hierin nur bei der Bibel selbst in die Schule zu gehen braucht, und sich ihr möglichst eng anzuschließen hat, und ist ganz durchwuchert mit Reflexionen, Lehren, Fragen, Nutzenwendungen. Es ist nicht frei von Scurrilitäten (z. B. „Joseph machte ordentlich Staat mit seinem alten Vater“), von kindischem Wesen (z. B.: „Samuel starb zu Rama in seiner Vaterstadt und das war der Knabe, dem seine Mutter ein neues Röcklein brachte, wenn sie auf das Fest nach Silo kam“), ja, trotzdem daß H. dem Glauben nicht ganz fernstand, von den ordinärsten Nationalismen, wie z. B. in der Bergpredigt die geistlich Armen und die,



welche hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit, ausgelassen werden. Es ist wirklich kaum zu begreifen, wie ein solches Buch, dem auch der Name des Verf. nicht zur Empfehlung gereichte (der in noch viel weiteren Kreisen, wie als Verf. der Allemannischen Gedichte bekannt ist als trefflicher Erzähler lustiger Schwänke: „schlägst du mir meinen Juden, schlag ich dir deinen Juden“, „halber vier“ u. s. w.) sich Decennien hindurch behaupten konnte. Der uns vorliegende neue Entwurf ist jedenfalls nach den gesundesten Grundsätzen gearbeitet. Die Ausführung im Einzelnen können wir jetzt nicht prüfen. Im Allgemeinen aber unterliegt die Abfassung solcher officieller Lehrbücher großen Bedenken. Die Fehler kommen gewöhnlich erst zu Tage, wenn es zu spät, die Einführung schon geschehen ist. Um die Auctorität der geistlichen Behörden nicht zu compromittiren, sucht man dann die Fehler zu bemänteln und zu halten, was nicht zu halten ist. Viel gerathener ist es, Bücher zu approbiren, die sich schon durch ihre einwohnende Virtuosität den Weg gebahnt haben, die durch das Feuer der Critik hindurchgegangen sind und Gelegenheit gehabt haben, in wiederholten Ausgaben zu bessern, was ursprünglich versehen war. An guten und bewährten biblischen Geschichten war kein Mangel, also kein Grund zur Abfassung einer neuen Groß. Badischen biblischen Geschichte. Die Herübernahme kirchlicher Bücher aus andern Ländern hat auch das für sich, daß dadurch der Geist der Gemeinschaft in der Evangelischen Kirche Deutschlands gefördert und der Blick über die engen Landesgränzen hinaus erweitert wird. Doch, wie gesagt, hier ist jedenfalls ein wesentlicher Fortschritt anzuerkennen.

Ein Gleiches scheint auch von der dem Großherzog zur Genehmigung vorgelegten „Gottesdienstordnung“ zu gelten, die uns ebenfalls vorliegt, deren nähere Prüfung wir aber Männern vom Fache überlassen müssen. Es würde gerathen sehn, wenn vor der Einführung diese Arbeit der literarischen Critik übergeben würde. Derjenigen, die auf diesem Gebiete tiefgehende Studien gemacht haben, einen sichern Tact und eine reiche Erfahrung besitzen, die nur in einem kirchlich angeregten Kreise gemacht werden kann, sind nicht grade Viele und es läßt sich nicht erwarten, daß Baden allein die Kräfte besitzen wird, die zur Beurtheilung eines solchen Werkes erforderlich sind.

Die einfachste und leichteste aller vorliegenden Aufgaben (wenn man nämlich nicht viele Künste sucht) und zugleich eine der dringendsten, die, der Gesangbuchsnoth abzuhelpen, hat die Generalsynode nicht gelöst, sie hat nur den Oberkirchenrath ersucht, die Lösung vorzubereiten und zwar auf Grund des Eifenacher Entwurfes.

In zwei Sachen hat die Generalsynode, unserer innigsten Ueberzeugung nach, große und schwere Mißgriffe gethan.

Eine der wichtigsten Aufgaben war die, der Badischen Landeskirche eine feste Bekenntnißgrundlage zurückzugeben, mit Beseitigung der ärgerlichen Zweideutigkeit in dem verrufenen Paragraphen der Vereinigungsurkunde. Der Antrag des Oberkirchenrathes, wie ihn der: „Vortrag des ev. D. K. R. an die Gen.-Syn., betr. den Bekenntnißstand der Ev. Prot. Kirche im Groß. B.“ mittheilt, leistete ziemlich, was unter so schwierigen Verhältnissen auf dem schlüpfrigen Boden einer unvorsichtigen Union geleistet werden konnte. Er lautet: „Die vereinigte Ev. Prot. Kirche gründet sich auf die heil. Schrift A. und N. T. als die alleinige Quelle und Richtschnur ihrer Lehre und ihres Lebens und hält unter voller Anerkennung ihrer Geltung fest an den Bekenntnissen, welche sie ihrer Vereinigung zu Grunde gelegt hat. Diese in Geltung stehenden Bekenntnisse sind — die Augsb. Confession — der Katechismus Luthers und der

Heidelb. Katechismus in ihrer übereinstimmenden Bezeugung der Grundlehren heiliger Schrift und des in den allgemeinen Bekenntnissen der ganzen Christenheit ausgesprochenen Glaubens.“

Die Majorität der Synode aber konnte sich in solche Bestimmtheit des Bekenntnisses nicht finden. Sie beschloß einen Zusatz, welcher das eben Gebundene wieder auflöst und an die Stelle der alten Zweideutigkeit, die man besser hätte bestehen lassen, wenn man noch nicht die Freudigkeit gewonnen hatte, in das Bekenntniß der Kirche einzustimmen, unglaublicher Weise eine neue setzt. Dieser Zusatz, wie ihn der in der Darmst. R. Z. mitgetheilte „Hauptbericht über die ev. Gen.-Syn. Badens“ enthält, lautet: „Indem bei dieser Bestimmung des Bekenntnißstandes der Ev. Landeskirche die heil. Schrift als alleinige Quelle und oberste Richtschnur des Glaubens, der Lehre und des Lebens vorangestellt ist, wird eben dadurch zugleich, im Einklange mit der ganzen Evang. Kirche, das Recht des freien Gebrauches der heil. Schrift, so wie der im heil. Geiste gewissenhaft zu übenden Erforschung derselben anerkannt, und für alle Glieder der Kirche, insbesondere aber für ihre mit dem Lehramte betrauten Diener, die Pflicht ausgesprochen, sich solcher Schriftforschung unausgesetzt zu befleißigen.“

Auf der einen Seite also wird die Auctorität des Bekenntnisses anerkannt, als habe die Badische Landeskirche die Wahrheit bereits gefunden, auf der andern Seite wird das unbeschränkte Recht der freien Schriftforschung ausgesprochen, als gälte es das, was Halt und Trost im Leben und im Sterben gewähren soll, erst zu suchen, als sey sie eine Gesellschaft solcher, die immerdar lernen und nimmer zur Erkenntniß der Wahrheit kommen. Wie es zu halten sey, wenn die Gemeinden und die Prediger oder der Oberkirchenrath und die Prediger in der Schriftforschung nicht übereinkommen können, wird nicht gesagt.

Wie weit aber das in Anspruch genommene Recht sich ausdehnt, daß es sich nicht bloß um Nebenpunkte, daß es sich auch um die eigentlichen Wesenslehren handelt, zeigt ein gleichzeitig erschienener Aufsatz eines der bedeutendsten Mitglieder der Synode, des Prof. Dr. Rothe.\*) Dieser bezeichnet es als eine heilige Pflicht, eine Revision aller Dogmen der christlichen Kirche vorzunehmen. (Wir dächten, es wäre gerathener, wenn erst einmal die moderne halbischlachtige Theologie eine ernsthafte Revision ihrer eignen Ueberzeugungen vornähme und in Folge dessen den alten Sauerteig ausseigte, den sie von der Zeitphilosophie überkommen hat!) Diese Critik sey vorzugsweise zu richten gegen die Dogmen, welche allen christlichen Kirchen gemeinsam sind. Diese, meint R., „erweden schon von vornherein den Verdacht, daß etwas faul seyn möge an ihnen“ — die Grunddogmen der Kirche werden auf gleicher Linie gestellt mit dem Staate Dänemark! Denn, so wird in Anwendung einer Schleiermacherschen Klugelei behauptet, „das ist ja überhaupt ganz außer der Ordnung, daß in dem Kreise der Dogmen einer Sonderkirche irgend eins nicht durch sie selbst eigenthümlich bestimmt sey, daß sie irgend eins mit einer andern Sonderkirche schlechthin gemein habe.“ Die Knoten, die Nicäa und Chalcedon vorzeitig geschürzt haben, sollen aufgelöst werden. „Diese mit keinem Finger anrühren und sich mit den confessionellen Unterscheidungslehren bis zum Uebermaße abmühen, heißt Mücken seigen und Kammele verschlucken.“ Man steht, es handelt sich um Artikel der stehenden und fallenden Kirche, um die volle und klare Gottheit Christi, um das Verhältniß der beiden Naturen zu einander, deren Dualismus unseren von der modernen pantheistischen Philosophie insultrirten Theologen ein Gräuel ist (sie wollen die Luft

\*) Zur Dogmatik, Stud. und Crit. 55. Hft. 4.



zwischen dem Haupte und den Gliedern ausfüllen, sie arbeiten auf einen Christus hin, der von den Christen nicht wesentlich, sondern nur gradweise verschieden ist), um das Geheimniß der heiligen Dreieinigkeit. Es wird uns durch diese Abhandlung des in so vieler Hinsicht achtungswerthen Theologen von Neuem zum schmerzlichen Bewußtseyn gebracht, welch ein tiefer Riß noch immer durch unsere Kirche hindurchgeht, daß in ihr Differenzen vorhanden sind, welche die zwischen der Evangelischen und Katholischen Kirche bei weitem überwiegen. Solche Männer, die sich doch billig auf ihren Lehrstuhl beschränken sollten, sitzen auf Generalsynoden zum Gericht über den Lehrbegriff der Kirche! Wie ist es möglich, daß eine solche Kirche bei ihren eignen Gliedern die Achtung genieße, die zur Erfüllung ihrer Aufgabe so durchaus nothwendig ist, daß sie sich mit festem Vertrauen ihr nähern, daß sie in den Stämmen des Lebens bei ihr, der selbst Haltlosen, Trost und Halt suchen. Achtzehn Jahrhunderte haben nicht hingereicht, ihr in den elementarsten Wahrheiten festen Grund zu gewähren. Wer könnte wohl so einfältig seyn, den weiteren Versuchen einer solchen Kirche in der Schriftauslegung noch mit Interesse zu folgen?

Der Vortrag des Oberkirchenrathes stieß in der Synode auf unüberwindliche Neigungen und psychologische Unmöglichkeit (wer solche gegen sich hat, befindet sich in gleicher Situation mit dem heil. Antonius, da er den Fischen predigte), sonst hätte er mit seiner klaren und einleuchtenden Auseinandersetzung der Grundsätze, welche in Bezug auf das Bekenntniß die Ev. K. Z. stets vertreten hat, mit seiner Nachweisung, daß gar keine Erwähnung des Bekenntnisses besser sey, als eine limitirte Verpflichtung auf dasselbe nothwendig Eingang finden müssen. Wir wollen aber zur Ehre des Badischen D. K. K. unten eine Reihe von Stellen aus seinem Vortrage mittheilen. \*) Sie machen jede

\*) „Bekenntnißlosigkeit und Kirche sind geradezu widersprechende Dinge. Verhält sich eine Kirche so zweideutig, daß ihre wirkliche Stellung zum Bekenntnisse nicht klar zu erkennen ist, so giebt sie damit den Grundcharacterzug der Kirche auf.“ — „Die Bestimmung, welche eine Kirche über ihren Glaubensstandpunkt giebt, muß vor Allen klar und ungewandelt, sie muß für jedes Kirchenmitglied, für Freund und Feind verständlich seyn. Ist aber diese Bestimmung so beschaffen, daß sie, kaum gegeben, schon in Betreff ihres Verständnisses Gegenstand des Kampfes wird, — so ist damit die Kirche gewiß nicht wohl beraten. Und auch das wird nicht als eine glänzige Lage für die Kirche überhaupt und deren Regierung insbesondere anzusehen seyn, wenn einer in Lehrwillkür übergehenden Lehrfreiheit auf der einen Seite und dem Vorwurfe der Bekenntnißlosigkeit auf der anderen nicht mit etwas Haltbarerem entgegengetreten werden kann, als mit den Bestimmungen eines Paragraphen, die so unbestimmt sind, daß man sie eben so wohl im Sinne der Geltung als im Sinne der Nichtgeltung der Bekenntnisse auffassen kann und wirklich aufgefaßt hat.“ — „Wenn überhaupt aller böse Schein gemieden werden soll, so muß man meisten die Kirche, welche die Trägerin der Wahrheit zu seyn berufen ist, den Schein meiden, als ob sie ihr Bekenntniß in demselben Augenblick, in welchem sie es ablegt, zugleich wieder so beschränke, daß dieß einer Zurißnahme gleich sähe. Einer halben auf Schrauben gestellten Annahme würde selbst eine Losung vorzuziehen seyn.“ — „Eine ausdrückliche Erwähnung des Principes und Rechtes der freien Schriftforschung gehört nicht an diese Stelle und ist auch nicht durch den Vorgang anderer Bekenntnisse gerechtfertigt. Wollte man doch hierauf eingehen, so würde dieß in solchem Zusammenhange immer so gedeutet werden, als ob dadurch die mit Worten anerkannte Geltung der Bekenntnisse in der That wieder aufgehoben werden solle. Freiheit der Schriftforschung als Beschränkungs mittel für die Geltung der Bekenntnisse heißt nichts anders als Ungebundenheit in Beziehung auf den Inhalt der öffentlich zu verkündenden Lehre.“

weitere Critik über den Antrag der Synode überflüssig und sind auch insofern von Interesse, als sie zeigen, daß es viel leichter ist, gute kirchliche Behörden zu gewinnen, als gute Majoritäten auf Synoden, die allen Zufälligkeiten ausgesetzt sind.

Wir hoffen zu Gott, daß der von Ihm verordnete Schirmherr der Evang. Kirche in Baden einen Antrag nicht genehmigen wird, welcher die gliedliche Gemeinschaft der Badischen Landeskirche mit der gesammten Kirche Christi auf Erden, und speciell mit der Evangelischen schwer bedroht. Die Sache steht dort ebenso, wie in dem verhängnißvollen Momente, da S. Maj. unsern Könige die Beschlüsse der Preussischen Generalsynode zur Bestätigung vorgelegt wurden. Durch die gnädige Leitung des Gottes, der die Herzen der Könige lenkt, wurde die Bestätigung versagt und also namenloser Zerrüttung vorgebeugt. Jetzt sind unter den Mitgliedern der damaligen Majorität der Generalsynode selbst gewiß nur äußerst wenige, die sich nicht freuen, daß ihren Beschlüssen damals das königliche Siegel nicht aufgedrückt wurde.

Der einzige Punkt, bei dem wir uns im Widerspruche nicht bloß gegen die Badische Gen.-Synode, sondern auch gegen den D. K. K. befinden, betrifft den jetzt dem Großherzog zur Genehmigung vorliegenden Katechismus. Wir fürchten gar sehr, es läuft damit doch auf ein „unpractisches Experimentiren mit unerprobten Neuerungen“ hinaus, welches der D. K. K. vermeiden zu wollen erklärt. Eine stückweise Zusammenfassung aus dem Lutherischen und dem Heidelberger Katechismus, wie sie hier vorliegt, ist gegen die Natur, da beide in ihrer Art vortreflich aber im Grundtone verschieden sind, ebenso gegen die Geschichte. Sie lenkt unwillkürlich die Aufmerksamkeit auf Fremdartiges, auf die Frage, was wohl aus dieser und was aus jener Quelle genommen worden, ein Grund, der ja auch gegen die veränderten Lieder gilt, welche bei den Sachkundigen die Erbauung nicht aufkommen lassen. Schon das sollte die Freunde solchen Unternehmens aufmerksam machen, daß jeder unter ihnen nur die eigne Arbeit für gut hält, Keiner die Arbeit eines andern billigt, wie z. B. der Vortrag alle früheren Versuche der Art, die Katechismen von Köster, Erhard u. s. w. verwirft, welche wiederum gewiß nicht zögern werden, ein gleiches verwerfendes Urtheil über die Arbeit des D. K. K. auszusprechen. Möchte man doch in Baden in der Katechismussache aller Macherei vorläufig wenigstens entsagen, und es erst einmal mit der Freiebung der Confessionscatechismen versuchen, auf welche die Kirche ein unveränderliches Recht hat, und zusehen, wie da die Sache sich machte. Wir sind überzeugt, im Ganzen und Großen würde es vortreflich gehen. Einzelne schwierige Fälle würden sich allerdings wohl ergeben, aber das hat unter Verhältnissen, wie die der Kirche in Baden, wenig zu bedeuten, ist unter den unvermeidlichen Uebeln bei weitem das geringste. Die Weisheit eines Commissarius kann hier gar Vieles schlichten. Müßte etwa hier und da ein Prediger wegen Conflictes mit der Gemeinde versetzt werden, so wäre das kein Unglück. Wie viel trauriger aber werden die Folgen der Einführung des neuen Katechismus seyn! Wie er gegen die Confessionscatechismen den ungeheuren Nachtheil hat, keine Geschichte zu haben, so wird er, der im Dunkel geborne, namenlose, sich an keine große Persönlichkeit knüpfende, auch keine Geschichte erlangen. Wir sind überzeugt, er wird nie Wurzel in den Gemeinden schlagen. Ihm wird man nie nachrühmen, was der Vortrag des D. K. K. in der Katechismussache den älteren Katechismen nachrühmt: „Sie sind nicht bloß gelernt, sie sind auch in den Herzen getragen, in den Häusern und Kirchen gebetet worden; ihre Kernsprüche haben Kraft im Leben und Trost im Sterben gegeben.“ Solche Wirkung ist noch nie von Producten ausgegangen, denen alle Naturwüchsigkeit ab-



geht, die nicht der concentrirte Ausdruck einer mächtigen Bewegung des Geistes in einer grundlegenden Zeit sind, sondern vielmehr Erzeugnisse einer berechnenden Klugheit, die immer nur im Auge hat, womit am besten durchzukommen seyn wird.

Wir wollten noch die im Kurfürstenthum Hessen schwebenden kirchlichen Fragen eingehender besprechen, aber Zeit und Raum sind zu Ende. Wir beschränken uns daher auf einige Andeutungen. Wir sind nicht in allen Punkten mit E. K. Dr. Vilmar einverstanden. Wir meinen, der Accent hätte mehr auf das den Confessionen Gemeinsame gelegt, die Reformirte Empfindlichkeit hätte mehr geschont und namentlich das Verbot des Gebrauchs des Heidelberger Catechismus (dessen formelle Berechtigung freilich nicht wird bestritten werden können — was in später Zeit eine Schulordnung halb und eine gewöhnliche Verordnung ganz eingeführt hatte, das wird auch durch ein Ministerialrescript wieder aufgehoben werden können) hätte nicht erlassen werden sollen. In kirchlichen Dingen hat doch auch die Verjährung eine Bedeutung, wie eine Heftische Auctorität das ausdrücklich hervorhebt\*). Wir sind freilich weit davon entfernt zu meinen, daß hier nach bloßen Einfällen und zufälligen Neigungen gehandelt worden sey. Es ist Thatfache, daß das Reformirte Wesen sich in Niederhessen mehr eingeschlichen hat, als daß es offen und ehrlich auftretend zu einem völlig legitimen Bestehen gelangt wäre. Davon hat uns besonders das „Gutachten der Marburger Facultät“ überzeugt, was auf den Prüfungsfähigen und Unbefangenen vielfach einen Eindruck hervorbringen muß, der dem beabsichtigten entgegen ist, wie ebenso auch das die Unparteilichkeit zu sehr zur Schau tragende „Gutachten“ von D. E. K. Richter. Was nun auf solche Weise ins Leben getreten, kann auch durch eine entgegengesetzte Strömung wieder beseitigt werden. Eine solche Strömung ist dem Anfange nach in Hessen unlängst vorhanden. Schon die „an Einstimmigkeit gränzende Majorität“\*\*), mit der Dr. Vilmar zum Superintendenten erwählt wurde, reicht hin, dies zu erweisen. Auch in Hessen bewährt es sich, daß das Reformirte in Deutschland (abgesehen von den eigentlichen Gränzgebieten gegen heimatliches Terrain der Reformirten Kirche) kaum eine Zukunft haben wird. Aber nach unserer Ansicht hätte die Behörde noch weiter die Sache sich selbst machen lassen sollen, und nicht durch zu rasches Eingreifen das relative Recht verlegen sollen, was ein so langjähriger Bestand doch immer hat, und eine Reaction hervorrufen, bei der sich hinter dem Scheine des Eifers für das Reformirte Wesen ganz andere Motive verbergen, die jetzt in Hessen sehr mächtig sind. Als das traurigste Resultat aber sehen wir das an, daß durch diesen Conflict der Mann von dem Regimente der Kirche in Hessen ausgeschloffen worden ist, der durch seine herrlichen Gaben und seinen edlen Eifer wohl vor Allen dazu geeignet war, den wir, obgleich wir nicht in Allem mit ihm gehen können, doch als den Vertreter der guten Sache in Hessen ansehen müssen, und der in der kurzen Zeit seiner Amtsführung fast beispiellose Erfolge hervorgebracht hat, namentlich in persönlicher Einwirkung auf die Geistlichkeit. Wir freuen uns, daß Dr. Vilmar seinem Vaterlande nicht entzogen worden ist, daß er nur eine einflußreiche Stellung gegen eine andere vertauscht hat. Die Marburger Facultät wird wohl nun einen wesentlich von dem früheren verschiedenen Character annehmen. Der gesunde Sinn der studirenden Jugend wird sich durch alle Machinationen, welche jetzt in öffentlichen Blättern angewandt

werden, nicht gegen einen solchen Mann einnehmen lassen, und dankbar die ihr von oben dargebotene edle Gabe benutzen.

Bei uns in Preußen haben die Kirchenvisitationen einen gesegneten Fortgang genommen. Für die Sicherung ihrer Erbsolge ist noch immer nichts geschehen. Die Versorgung der Diaspora mit der Predigt des Evangeliums wird von der höchsten kirchlichen Behörde fortwährend mit Eifer betrieben. Auch in Bezug auf die Hauptstadt fängt dieser Eifer endlich an, sich zu entfalten, noch immer aber findet ein auffallendes und tief betrübendes Mißverhältniß statt, zwischen ihm und der enormen Größe der kirchlichen Nothstände. Es ist das eins der traurigsten „Zeichen der Zeit.“ Wo sich hie und da ein über das Gewöhnliche hinausgehendes Maaß des Eifers findet, da wird der frische Muth doch bald wieder herabgestimmt durch die Schwierigkeiten, die ihm von allen Seiten bereitet werden. Wenn ein Platz möglicherweise noch einmal zum Markte gebraucht werden kann, so ist er jedenfalls zu gut zur Stätte der Anbetung des lebendigen Gottes, trotzdem daß geschrieben steht: „Wo der Herr nicht die Stadt behütet, so wachet der Wächter umsonst.“ Daß es sich um eine schwere Schuld handelt, die noch von den Vorfahren her auf uns lastet, daß Gottes Gerichte nicht ausbleiben können, wenn diese Schuld nicht getilgt wird, will gar wenigen in den Sinn. Man glaubt genug gethan zu haben, wenn man den zehnten Theil von dem thut, was gethan werden sollte. Es ist ein Jammer, wie so wenige lebendige Gottesfurcht in unserer Zeit vorhanden ist, oft auch bei Leuten, die sich zur Kirche halten. Wir sind gar zu sehr geneigt anzunehmen, daß Gott mit Allem vorlieb nehme. Er wirds uns aber seiner Zeit „unter Augen stellen.“ Past. Sinitis, der Mann, der im Jahre 40 dagegen sich erhob, daß in dem Namen Jesu sich beugen sollen alle derer Kniee, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind, ein Unterfangen, das uns nicht anders, ja noch viel seltsamer vorkommt, als wenn ein Magdeburger Pastor die ewigen Ordnungen der Sonne und des Mondes ändern wollte, ist endlich in einen „gezwungen freiwilligen Ruhestand“ eingetreten. Probst Krause in Breslau durfte in demselben Jahre, wo an diesem das frühere Attentat gegen die Majestät unseres Erlösers geahndet wurde, ohne Ahndung ein neues und noch schlimmeres begehen. Die Collecten für arme Studierende sind jetzt, ihrer ursprünglichen Bestimmung gemäß, wieder allein den künftigen Dienern der Kirche zugewiesen worden. Möchten die jetzigen alles aufbieten, um das Herz der Gemeinden für diese Sache zu erwärmen, deren Bedeutung so Manche unter ihnen früher aus eigener Erfahrung erkannt haben. Sie liegt jetzt einzig und allein in der Hand der treuen Pastoren. Was die höher gestellten Pfleger der Kirche für sie thun konnten, ist geschehen. Durch die unter Autorität des Consistoriums erfolgte Revision des Porstischen Gesangbuches haben sich Conf. Rath Bachmann und Seminarlehrer Lic. Schneider ein großes Verdienst um die Kirche von Brandenburg und Pommern erworben. Die Beseitigung des elenden Neuen Dresdener und die Restitution des trefflichen Alten Dresdener Gesangbuches, mit Hinzufügung eines Anhangs, steht wie wir hören, unmittelbar in Aussicht. Das Magdeburger Gesangbuch, was Stier in die allerniedrigste Klasse gestellt hat, wird doch hoffentlich auch wohl recht bald den Ruf vernehmen? „hinunter und lege dich zu den Unbeschnittenen.“ Möchte der Herr der Kirche im Neuen Jahre zu allen solchen Arbeiten Muth und Freudigkeit und Kraft geben. Lasset uns wirken so lange es Tag ist, ehe denn die Nacht kommt, da Niemand wirken kann!

\*) Bickell, über die Verpflichtung auf die symb. Schr. S. 97.

\*\*) Richter S. 65.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Mittwoch den 23. Januar.

N<sup>o</sup> 7.

## Erklärung gegen Dr. Ebrard.

Herr Dr. Ebrard hat sich durch meine Meditationen über die Offenbarungen der Herrlichkeit Gottes u. s. w. als unspränglich und persönlich noch reformirter Theolog „bewegen und erregen“ lassen, ein öffentliches Sendschreiben an mich zu richten, worin er „von der Leber weg, hier und da vielleicht etwas derb und hart mit mir redet“ und der Hoffnung sich hingibt, daß ich kein Bedenken tragen würde, ihm zu antworten. Es erscheint mir als Pflicht, mich öffentlich darüber zu erklären, warum ich, bei aller Achtung, die ich meinem geehrten und gelehrten Gegner schulde, doch auf die Ehre verzichte, dieses Sendschreiben durch ein entsprechendes Gegenschreiben zu erwidern. Meine Gründe sind folgende. Wie überhaupt bei theologischen Erörterungen, so möchte ich auch im vorliegenden Fall gern vermeiden, so schlechtthin von der Leber weg zu reden, weil ich denn meinerseits nicht nur vielleicht, sondern gewiß auch derb und hart zu werden befürchten müßte. Ich kann die Leber, zumal es bald geschieht, daß *difficili bile tumet jecur*, nur zum natürlichen Menschen rechnen, dessen nur zu leicht reizbares und hochfahrendes Wesen ich zu unterdrücken suche, wenn ich mich ansehe, von heiligen Dingen zu reden oder zu schreiben. Insonderheit aber bei Verhandlungen über einen so heiligen und zarten Gegenstand, wie der hier in Rede stehende, trage ich das größte Bedenken, meine Persönlichkeit in einen wahrscheinlich durch weitere öffentliche Correspondenz eher härter als milder werdenden Streit zu verwickeln, wobei das Interesse, mit der angegriffenen Sache zugleich auch die angegriffene Person zu vertheidigen, nur zu leicht jener Eintrag thut, und daher die dem Kampfe zuschauenden Christen um so weniger Belehrung und noch weniger Erbauung dabei finden. Die Geschichte der Abendmahlsstreitigkeiten gibt einen zu schmerzlichen Beweis, welch nachtheilige Folgen für eine friedsam siegende Beendigung derselben die vielfach von der alten Leber weg mit eingelaufenen harten Erzeigerungen gehabt haben, als daß nicht um der hochheiligen Sache willen neue Aufregungen jener von den Theologen sorgfältigst und selbstverläugnend vermieden werden sollten. In meinen Meditationen habe ich ebenda, wo sie in die zu Marburg unverglichene Streitfrage übergehen mußten, auf diese Pflicht mit allem Ernste hingewiesen und sie unter stetem Aufblick zum Gott der Gnade mit fortgehender dankbarer Anerkennung des obwaltenden Consensus auch treulich zu erfüllen gesucht,

ohne darum dem Recht des Dissensus etwas vergeben zu wollen. Daß dies schwierig ist und darum auch leicht dabei gefehlt wird, fühle ich wohl, und wage auch nicht zu behaupten, des alten Menschen so ledig zu seyn, daß es mir „einzig und allein um Erkenntniß der Wahrheit“ und gar nicht mehr um die Ehre meiner Person zu thun wäre. Dennoch werde ich im Dienste des Friedefürsten bei jener Weise beharren und lieber für meine Person, wenn es seyn muß, noch derbere Begegnungen hinnehmen, als sie erwidern.

Abgesehen von diesen Personalien kann ich auch zur Sache selbst eine ausführliche Gegenschrift nicht als nothwendig erkennen. Es hat Herrn Dr. Ebrard nicht gefallen, auf das zusammenhängende Ganze meiner Meditationen über die bis zum Anbeginn hinaufreichenden Offenbarungen der Herrlichkeit Gottes im Erdenstaub, woran die Gegenwart des verherrlichten Christus in den Elementen des Abendmahls sich anschließt, irgend näher einzugehen. Er hat nur einzelne, das confessionelle Interesse zunächst berührende Behauptungen von mir, die mit dem Ganzen stehen und fallen, angegriffen und mich besonders darum etwas hart angelassen, weil ich wider Gegensätze stritte, die nicht reformirt wären\*), gleich als wären sie deshalb

\*) Besonders übel vermerkt es H. E., daß ich den Reformirten „beschränkte Begriffe von der Himmelfahrt“ vorwerfe. Er bezieht sich dabei auf S. 261 meiner Schrift, wo ich eben solche beschränkte Begriffe zwischen beiden Parteien als abgethan erkläre mit Berufung auf das Colloquium Lipsiacum zwischen Lutheranern und Reformirten. Anderweit wird mir vorgeworfen, daß ich der Ubiquitätslehre der Concordienformel den Todesstoß versetzt hätte durch die Behauptung, in Folge seiner göttlichen Verklärung habe der Gottmensch „die Gestalt und Züge des Menschensohnes nicht aufgeben müssen.“ Ich habe hiemit dem ganzen Zusammenhang meiner Worte nach eben das behauptet, was auch die Concordienformel in der von H. E. selbst S. 12 allegirten Stelle behauptet: *hoc (comprehensibili et circumscripto) modo (praesentiae) etiam hodie uti potest, quoties ipsi visum fuerit, id quod post resurrectionem suam aliquoties fecit, et in novissimā die tali ratione praesentiae se manifestabit.* S. 14 erlaubt sich H. E., weil ich eines naheliegenden Gleichnisses von der Sonne mich bedient, das auch Andere vor und nach Calvin gebraucht haben, und dessen bestimmten Gebrauch von Calvin ich S. 255 meiner Schrift ausdrücklich anführe, mich herrlich zu fragen: „Wissen Sie, daß dies ihr Glaubensbekenntniß (?) gradezu ein Plagiat aus — — Calvin ist?“ Ich habe keine Verpflichtung, auf solche



überhaupt nicht, sondern existirten nur in meiner Phantasie, ohne in der Consequenz, oder auch in der Wirklichkeit bei rationalistischen (S. 103 meiner Schrift) Reformirten oder Lutheranern gegeben zu seyn. Besonders auch wird mir vorgeworfen, daß ich zu wenig erkannt hätte, wie nahe mehrere Sätze reformirter Theologen und seiner selbst den lutherischen oder den meinigen ständen. Ich habe dies aber nicht nur erkannt, sondern im Gegentheil vielfach und namentlich auch mit Berufung auf J. Müllers Schrift über die Union und die daselbst reichlich gegebenen Belege dankbar anerkannt, und nur auch gewünscht, daß die aus diesen Annäherungen fließende weitere Consequenz nicht abgelehnt worden wäre, sondern zugegeben werden möchte. Ein sehr wesentlicher Theil meiner Schrift ist allerdings der Erörterung der Verklärung des Leibes Christi gewidmet, die H. D. E. seinerseits unerörtert läßt, während er meinen Versuch folgendermaßen nicht be- sondern verurtheilt S. 23: „Wenn Sie Christi verklärten Leib zur Luft oder zu luftartig leichtem Stoffe sich verdünnen lassen, um hieraus die Möglichkeit einer Mittheilung an unsern Leib zu erklären, so ist das der allerunglücklichste Erklärungsversuch, für welchen die Lutherische Kirche Ihnen wenig Dank wissen wird, da Sie hiermit nur bewiesen haben, zu welchen materialistischen Monstrositäten das Streben, Ihre scholastischen Sätze zu vertheidigen, führen kann. Sie verwandeln die Seele in ein „Abstractum“ und den verklärten Leib Christi in „verdünnte Luft.“ Hiernach sehe ich nicht ein, warum H. E. sich die Mühe genommen, gegen einen so unglückseligen, undankbaren und monströsen Versuch zu schreiben, und habe auch keinen Beruf, meine Erörterungen einer solchen überaus unglücklichen Auffassung gegenüber durch eine Gegenschrift zu vertheidigen, zumal ich daran verzweifeln muß, meinem Gegner mich verständlich machen zu können. Ich wenigstens verstehe nicht, mit welchem Rechte er zuversichtlich behauptet, daß ich die Seele in ein „Abstractum“ und den verklärten Leib Christi in „verdünnte Luft“ verwandele. Wenn ich im Zusammenhang meiner ganzen Darlegung nach bestimmtester Bestreitung der Abstraction der Seele von dem lebendigen Leibe S. 220 ff., so wie der Abstraction der himmlischen von der irdischen Speise im Sakrament, S. 253 mich mißbilligend darüber äußere, daß der Heidelberger Katechismus, welcher die himmlische Speise (Leib und Blut Christi) von der irdischen (Brod und Wein) abstrahirt, die Vereinigung mit Christo „nicht dem ganzen concreten Menschen, sondern nur dem Abstractum der Seele zukommen lasse“, so kann ich mich nur darüber wundern, wie man es mißverstehen kann, daß nicht ich das „Abstractum der Seele“ behaupte, sondern dem Gegner es zuschiebe. Ob mit Recht oder Unrecht, darüber mag man streiten; das ist aber gewiß, daß nur, wem meine Sprache unverständlich, oder wer meinen Worten Gewalt thut, sagen kann, daß ich die Seele in ein Abstractum verwandele, weshalb ich nativ-

Fragen, die mein Gegner selbst wohl nur zu seinen Verheerungen zählt, Antwort zu geben.

lich auch dieses Gegentheil meiner Meinung nicht weiter zu vertreten habe. Aehnlich verhält es sich mit dem Spotte meines Gegners über meine Verwandlung des verklärten Leibes Christi in verdünnte Luft nach Liebig'scher Chemie. Meine Schrift, verwandt mit meiner Lehre von der heiligen Liebe und wesentlich ethischer Natur, steht auf dem Boden der heiligen Schrift. In diesem Heiligthum habe ich als herrlichste Offenbarung der Herrlichkeit Gottes die Verklärung der menschlichen Natur Christi und also auch seines Leibes besonders auf dem Tabor, auf dem Berge der Himmelfahrt, zur Rechten des Vaters und sonst mit sinnender Andacht betrachtet und sie in ihrer einzig-artigen Erhabenheit über alles Aehnliche dargestellt. Doch habe ich zur Widerlegung derer, die dieser Erhabenheit ihre Unmöglichkeit und Undenkbarkeit entgegenzusetzen lieben, das, wenn auch entfernt, doch mehr oder minder Analoge mit in die Betrachtung gezogen und daneben gleichnißweise, wie es auch von älteren Theologen geschehen, auf Naturkörper hingedeutet, die auch unter den größten Metamorphosen substantiell identisch bleiben, insonderheit aber S. 108, „weil wir es hier mit dem Menschen zu thun haben“, auf die durchaus biblische Lehre von der künftigen Verklärung und Verwandlung des menschlichen Leibes, dessen Wesen dadurch immer beseelter wird, mich berufen; so wie sie 1 Cor. 15, 41—52, 1 Thess. 4, 17, Phil. 3, 21 bezeichnet steht. Wenn nun aber dennoch solcher entschieden schriftmäßigen Lehre von Rationalisten und Naturalisten häufig Widernatürlichkeit, Widerspruch gegen alle Naturwissenschaft und Widersinnigkeit vorgeworfen wird, so habe ich beiläufig in einer Note auf „merkwürdige Aeußerungen“ eines berühmten Naturkundigen verwiesen, die ich, je merkwürdiger sie sind, um so weniger zu vertreten habe, die aber jedenfalls Beweis geben, daß von der Seite der Naturwissenschaft biblische Behauptungen nicht anzusechten sind, die weit weniger Auffallendes enthalten, als jene naturwissenschaftlichen von der Verwandlung der Luft in massive Körper und umgekehrt. Diese beiläufige Note hebt H. D. E. als wesentlich in den Text und legt hiernach wiederholt die „Liebig'sche Chemie“ und S. 52 auch den Magnetismus meinen biblischen Deductionen unter, um sie dann als entgeistigte oder entseelte Fiktionen desto tiefer herabzusetzen. Ich darf es mir ersparen, mich wegen solcher Affictionen zu verantworten, und indem ich es für unnöthig halte, mich dagegen zu vertheidigen, muß ich mir auch die Ehre versagen, einen Gegenangriff auf die Ansichten meines geehrten Gegners zu machen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ich zu wenig vermag, sie zu fassen. Ich weiß nicht, ob und wie H. D. E. die Verklärung des wahren Leibes Christi im Himmel zur Rechten Gottes und die durch den h. Geist vom Himmel herab bei der Communion unmittelbar geschehende Mittheilung seiner psychisch-somatischen Substanz oder seiner Substanzausflüsse (S. 21) an das Centrum unserer Seele und durch sie mittelbar auch an unsern Leib in mehr spiritueller oder noch mehr materieller Weise sich denkt, und ob er diese nur vom Glauben zu empfangende Mittheilung auch bei allen Ungleichheiten des Glaubens



immer sich gleich denkt oder nicht. Ich verstehe auch nicht, warum bei der Annahme einer solchen substantiellen Mittheilung sie nicht nach der Analogie der andern Gnadenmittel, welche durch Ohr und Auge die Wirkungen des h. Geistes der Seele vermitteln, auch im h. Abendmahl durch das äußere Organ zum innern sollte bringen können, und warum, wenn sie doch zeitlich mit dem sinnlichen Act coincidiren soll, sie nicht auch örtlich (sine inclusione) jenen Elementen und Aliminten sich sollte communiciren können, auf die doch das testamentarische Stiftungswort des Herrn, wie auch die apostolische Erklärung desselben 1 Cor. 10 bestimmt uns hinweist. Es ist mir auch „die reformirte elevatio animae in coelum, d. h. die Lehre, daß die Seele Christi Leib nicht im Brod zu suchen, sondern ihn unmittelbar vom Himmel herab zu erwarten habe“, S. 59, durch diese Erklärung um nichts klarer oder sicherer geworden; vielmehr bin ich um so bedenklicher dagegen, weil selbst H. D. E. sich nicht erlauben darf, diese Lehre in der „amalgamirten Kirche“ Rheinbaierns als Prediger vorzutragen, ib., so daß sie dort als kirchlich aufgegeben zu betrachten ist. Ich hoffe deshalb auch von ihm „nicht scheel angesehen“ zu werden, wenn ich erkläre, daß ich sie jetzt ebenso wenig, wie früher, als begründet anerkennen kann und meine Argumente dagegen nicht umgestoßen erachte. Auf die S. 32 ff. von meinem nur als Schriftsteller noch eifrig reformirten Gegner gegen die objective Gegenwart Christi unter Brod und Wein ganz besonders urgirte Instanz aus Joh. 6, 54, worin er die Worte des Herrn nicht bloß vom idealen Glaubensgenuß, sondern vom gläubigen Essen und Trinken des realen Fleisches und Blutes Christi versteht, habe ich einfach nur zu erwidern, daß auch ich die Stelle in ähnlicher Weise verstehe und dazu dadurch berechtigt bin, daß der Herr kurz zuvor B. 47 und 40, vgl. auch 35 und 29, wiederholt den Glauben zum ewigen Leben als nothwendig erfordert, ohne den die himmlische Speise ebenso wenig zum ewigen Leben fruchtet, wie die irdische Speise ohne die rechte Assimilation zum zeitlichen. Ebenso ist zum Wort und zur Taufe auch der Glaube und zum Glauben auch die Taufe und das Wort nothwendig, um selig zu werden, während ohne hinzukommenden Glauben doch auch weder Taufe noch Abendmahl leere Zeichen sind, sondern, je größer ihr objectiver Gehalt, um so mehr zum Gericht gereichen, gleichwie auch der heilige und gnadenreiche Name Gottes dem, der ihn unnützlich im Munde führt, Strafe wirkt, und derselbe Christus zugleich der Heiland der Gläubigen und der Richter der Ungläubigen ist.

Wohl uns, daß es in Preußen die wohlbegründete Achtung vor dem geschichtlichen Recht der alten Kirchenordnungen, die noch immer für das Kirchenregiment der Gegenwart, welches ebendarum, wenn auch nicht geschieden, doch in seinen Gliedern unterschieden ist, bindend sind, nicht zu einer solchen amalgamirten Kirche hat kommen lassen, in der uns verboten wäre, die praesentia Christi in, cum et sub pane, oder auch die elevatio animae in coelum kirchlich zu lehren, und in der wir unsern geschichtlich confessionellen Charakter verleugnen müßten, und nicht mehr die ursprüngliche Augsburgerische Confession be-

kennen dürften. Fern bleibe uns solche uneinige und unfreie Union. Lasset uns aber festhalten an aufrichtiger Conföderation der Liebe und erstreben die wahrhaftige Union des Glaubens und Bekenuens.

Dr. Sartorius.

## Nachrichten.

Aus einer mit dem „Neuen Dresbner Gesangbuche“ heimgesuchten Gemeinde.

Wie soll ich dich empfangen,  
Heil aller Sterblichen,  
Du Freude, du Verlangen  
Der Trostbedürftigen!  
Gieb selbst mir zu erkennen,  
Wie deiner Güte voll,  
Dich meine Seele nennen,  
Dich würdig preisen soll.

haben wir in der Adventszeit den einziehenden Heiland gefragt und die „Tugendsfreunde“ unter uns sind in dem Schlußverse mit folgendem Troste nach Hause geschickt:

Er kommt zum Weltgerichte  
Und bringt, wenn er erscheint,  
Glück jedem Bösewichte  
Und Heil dem Tugendsfreund.  
Wohl ewig allen denen,  
Die seine Wege gehn,  
Und einst mit Freudenthränen  
Zu seiner Rechten stehn.

Bösewichte kennt also das 19te Jahrhundert noch; aber Leute, die dem Herrn Jesu fluchen, giebt's nach unserm G. B. nicht mehr. Es giebt aber auch keine „Snab“ und süßes Licht“ mehr von ihm.

Und nun haben wir Weihnachten gefeiert. Das Weihnachtsevangeliem haben sie uns nicht nehmen dürfen. Fröhlichen Kindern gleich haben wir mit den Hirten nach Bethlehem eilen dürfen, uns Weihnachtsfreude zu holen. In die leuchtenden Augen unserer Kinder, die über 18 Jahrhunderte hinweg das Christkindlein, das den Kindern gleich geworden, im Stall und in der Krippen erschaut haben, haben wir blicken dürfen. Wir haben auch die alten Weihnachtsmelodien gehabt, die in den dichtgefüllten Kirchen von festlichem Posaunenschall begleitet gar schön klangen. Aber was haben wir denn gesungen? „Vom Himmel hoch da komm ich her?“ Ach nein, das steht nicht in unserm Gesangbuche. Aber „Fröhlich soll mein Herze springen?“ Wie sollte ein Herz im „Neuen Dresbner Gesangbuche“ springen können! Das weiß es besser:

Fröhlich laßt uns Gott lobsingen!  
Hocherfreut laßt uns heut  
Ihm Anbetung bringen.

Und weshalb diese Anbetung?

Er, er will für unsre Schulden,  
Armuth, Noth, Schmach und Tod  
Göttlich groß erdulden.  
Lernt den Menschenfreund erkennen!  
Gnadenreich will er Euch  
Seine Brüder nennen.

Dankt ihn, der das inn're Sehnen  
Sehen kann! betet an!  
Opfert Freudenthränen.

Von „Gelobet seist du Jesu Christ“ gebe ich nur folgendes Specimen: (B. 1.) Es folgte dir von deinem Thron der Engel Schaar, und sang den Sohn, des Menschen Sohn.



Die Krone aber verdienen unter den Weihnachtsliedern folgende Verse:

Menschen, berufen, sich untereinander zu lieben,  
Folgt den Zwietracht und Bitterkeit schändlichen Trieben.  
Jesus erschien, lehrte den Menschenhaß fliehen,  
Lehrte den Frieden uns lieben!

Wohlthun und Segen nur folgten des Göttlichen Schritten,  
Trost und Erquickung trug er in der Weinenden Hütten,  
Selbst er, ihr Freund, hatte vielfältig geweint,  
Selber geduldet, gelitten.

Und das habe ich bei einem Festgottesdienste singen hören!! Aber mitsingen konnte ich nicht. Statt dessen habe ich bei dem Christkindlein uns für's nächste Jahr unser „altes Dresdner Gesangbuch“ zum heil. Christ bestellt und ich denke, wenn wir solchen Wunsch und Bitte dem Jesuskinde fleißig vortragen, wird's durch die Dunkelheit der nächsten heiligen Weihnacht aus der hell erleuchteten Kirche bei der Christmette fröhlich erklingen: Vom Himmel hoch da kommt ich her.

Jetzt geht's in die Passionszeit hinein. Gott sey es geklagt! unser Gesangbuch wird sie uns zu einer rechten „Passionszeit“ machen.

Neu.

Alt.

Du der tausendfache Schmerzen Nun ich danke dir von Herzen  
Mir zur Liebe gern ertrag, Herr für die gesamte Noth,  
Deinem großmuthvollen Herzen Für die Wunden, für die Schmerzen  
War mein Heil Belohnung g'ung. Für den herben, bitteren Tod,  
Trost in meinen letzten Stunden Für dein Zittern, für dein Zagen,  
Floß auch mir aus deinen Wunden, Für dein tausendfaches Plagen,  
Herr ich dank, ich danke dir Für dein Ach! und tiefe Pein  
Einst im Tode noch dafür. Will ich ewig dankbar seyn.

Die Krone der Passionslieder, „O Haupt voll Blut und Wunden“, gleicht einem schmählich entstellten Leichnam: V. 2 beginnt:

Wie viel hast du erduldet  
Erhabner Menschensohn,  
Als du, der nichts verschuldet,  
Empfingst der Sünden Lohn &c.

Wer kennt nicht den letzten Vers! An tausend und aber tausend Sterbebetten ist er gelesen oder gesungen und das sterbende Auge hat auf ihn, den Heiland, geblickt, der uns zum Schilde, zum Trost in unserm Tod erschienen ist. Das darf nach dem Neuen D. G. nicht so bleiben. Da heißt's: Belege dann mein Hoffen,

Zum Himmel einzugehn.  
Laß mich im Geist ihn offen,  
Und dich verherrlicht sehn.  
Da ruß ich dann mit Freuden:  
Nimm meinen Geist Herr auf!  
Und du nimmst ihn im Scheiden  
Zu deiner Wonn' hinauf.

Dies als Probe der Passionslieder. So hat man die alten Lieder behandelt. Zwei oder drei sind wohl noch so ziemlich erhalten. „Nur eine hohe Seele zeugt von vergangener Pracht“ könnte man von ihnen ausrufen, aber „auch diese geborsten“ muß man hinzusetzen. An den Schmutzstellen, die auch ihnen ankleben, kann man erkennen, durch was für Hände sie bei der Redaction des G. B. gegangen sind. Die neuen Passionslieder sind in der Weise jenes „herzrührenden“ Weihnachtsliedes. Wir dürfen davon schweigen.

Ich darf hier noch nicht abbrechen. Ich muß zur Charakteristik des wahren Geistes uns. G. B., der gemeiniglich schlaue genug ist, sich hinter zweideutigen Wendungen zu verbergen, einige Verse aus dem Confirmationsliede bringen.

Die Versammlung:

Die Kinder:

4. Heil Euch, wenn ihr's redlich meint, 5. Ja wir wollen uns ergeben  
Daß ihr christlich wollet leben! Unserm Gott und nicht der Welt,  
O dann ist Gott Euer Freund, Thun in unserm ganzen Leben  
Wird Euch seinen Beifall geben! Willig das, was ihm gefällt.  
Wohl Euch, Kinder! dann wird Heil Wer hier sät in der Zeit,  
Euch in Ewigkeit zu Theil. Erntet einst in Ewigkeit.  
Dort, dort wird der Herr der  
Welten  
Jedem nach Verdienst vergelten.

7. Herr stärke uns in unsrer Jugend,  
Zu thun nur das, was dir gefällt,  
Stets heilig sey uns Pflicht und Tugend,  
Die ewig ihren Werth behält,  
Damit nicht unsre Lebenszeit  
Im Tod uns einst zu spät gereut.

Es ist überraschend, in diesem Gesange eine fast wörtliche Uebereinstimmung mit einzelnen Stellen aus Mozart's „Zauberflöte“ zu finden. Ich erinnere nur an „In diesen heiligen Hallen kennt man die Rache nicht“ und an den Chor: „O Isis und Osiris schenke der Weisheit Geist dem neuen Paar.“

Es ist gar traurig anzusehen, daß der kirchliche und christliche Sinn, der in den vormal's sächsischen Landestheilen doch noch zu finden, durch dies Gesangbuch sonntäglich mehr untergraben oder doch zum wenigsten irre gemacht wird, daß der Sinn für reine Poesie, der noch immer unseres Volkes Zierde ist, durch diese gereimte und verzerrte Prosa zerstört wird. Noch ist in unserer Gemeinde in sehr vielen Häusern das „alte Dresdner G. B.“, noch wird bei Leichen fast ohne Ausnahme das Lied aus dem „alten“ Gesangbuch bestellt; diese Notiz überhebt mich der Kritik der Sterbelieder. Noch haben die alten Leute, die mit den alten Kernliedern groß gezogen sind, ein sehr deutliches Bewußtseyn davon, daß die neuen Lieder verwässert sind. Aber die Alten sterben nach und nach weg. Mit jedem neuen Jahr also verliert das alte G. B. seine Freunde und das neue gewinnt Terrain. Denn die folgende Generation ist mit dem neuen Gesangbuch aufgewachsen und bei ihr ist — selbst bei erwachten Leuten — der Sinn für den Vorzug der alten Gesänge mehr oder weniger abgestumpft. Und wird nicht dadurch der Glaube selbst gefährdet? — Freilich macht man den Einwurf: wir hätten ja noch Gottes lautres Wort. Darauf erwidere ich mit einem Verse aus unserm Gesangbuch, damit man doch sehe, welche Anschauungen es über Gottes Wort hat:

So kann kein andres Buch  
Die Größe Gottes preisen,  
So fälschlich rührend nicht  
Den Weg zur Tugend weisen.  
Durch keine Rednerkunst  
Wird so das Herz erquickt,  
Zu jeder guten That  
So willig und geschickt.

Das reicht hin. — Mit einem Verse aus einem Adventsliede begannen wir diese Zeilen. Wir schließen sie auch mit einem solchen, — aber nicht aus dem N. Dresdner Gesangbuch. Er lautet:

Ach daß der Herr aus Zion kam  
Und unsre Bande von uns nahm!  
Ach daß die Hülfe brach herein,  
So würde Jakob fröhlich seyn.

Jetzt singen wir noch Kyrieleis dahinter, vielleicht heißt's bald  
Gallusjah.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Sonnabend den 26. Januar.

N<sup>o</sup> 8.

## Ueber Göthes Verhältniß zu Religion und Christenthum. Von Ludwig von Lantze, Legationsrath. Berlin, 1855. 8.

Der Verf. obiger Schrift berührt ein hohes Interesse und ist sich dessen vollständig bewußt, schlägt aber zu dessen Befriedigung einen Weg ein, der uns nicht der zum Ziel führende scheint. Was zunächst das Interesse anbetrifft, so beginnt er sein Büchlein mit folgenden sehr einleuchtenden Worten: „Die Frage, wie verhält sich Göthe zu Religion und Christenthum? wird schwerlich als eine ganz müßige angesehen werden, wenn man bedenkt, welchen großen Einfluß auf die gesammte gebildete Welt der Deutschen Göthe über ein halbes Jahrhundert ausgeübt, und aller gegen ihn gerichteten Anfeindungen ungeachtet, noch lange auszuüben fortfahren wird. Es erscheint daher als ein Widerspruch, wenn viele Göthe'n (und ebenso Schiller'n) das Christenthum absprechen, und doch nicht umhin können, sie als die Gipfelpunkte unserer Literatur hinzustellen und zu empfehlen. Soll damit gesagt seyn, daß die Poesie auf ihrer höchsten Stufe das Christenthum ersetzen oder dafür entschädigen könne, was schwerlich gemeint ist, oder wie soll jenes widersprechende Urtheil gedeutet werden?“ — Wir stimmen vollkommen mit dem Anfange dieser Sätze überein, daß die Frage nach dem Stande unserer großen Dichter zum Christenthum eine sehr wichtige sey — aber weniger ist sie wichtig wegen der Personen dieser Dichter, als wegen unserer Nation — denn die Frage nach dem Stande dieser Dichter zur Religion ist eine Frage nach dem Stande unserer Nation zur Religion in ihrer Zeit — oder glaubt ein Mensch, daß ein großer Dichter erwachsen könne, ohne daß er getragen werde von einer ganzen nationalen Bildung? Kein Dichter kann zu dem allgemeinen Bewußtseyn seiner Zeit und seines Volkes polemisch oder von demselben (auch nur friedlich) völlig isolirt stehen, denn wo jener polemische Standpunkt der herrschende ist, wendet sich die productive Kraft, wendet sich das Dringen des Geistes nicht der Gestaltung, sondern der Umgestaltung und Bekämpfung zu; und wo die Umgestaltung mit Bewußtseyn und Reflexion in die Hand genommen wird, hat die Dichtung (mit Ausnahme der Spott-, Kampf- und Strafgedichte, die nimmermehr einen wahren Dichter bilden) ein Ende. Es werden dann wohl Verse gemacht, aber niemals große dichterische Werke geschaffen, die vielmehr immer einen bereits vorhandenen, verstandenen mächtigen Bildungstoff

voraussetzen. So wenig Sophokles irgendwo und irgendwann anders als zu seiner Zeit in Athen seine großen Werke schaffen konnte, so wenig Göthe irgendwo und irgendwann anders als zu seiner Zeit in Deutschland; und wie uns Sophokles das religiöse Bewußtseyn der ihm gleichzeitigen Athener in edelster Fassung darstellt, so exponirt uns Göthe in seinem Verhalten die Gestalt des religiösen Bewußtseyns in den Schichten des Deutschen Volkes, mit und unter denen er lebte. Die Beantwortung der Frage nach Göthe's religiösem Verhalten wäre eine Arbeit vom höchsten historischen Interesse, die aber niemandem, in einer Bücheranzeige geben zu wollen, einfallen kann. Nur einige Gedanken, wie sie uns gelegentlich und in subcässonen Stunden über den Gegenstand, der der großartigsten Behandlung fähig ist, gekommen sind, wollen wir hier mittheilen. Wir verwahren uns dabei von vornherein gegen die Art, wie gewöhnlich solche Besprechungen von beschränkten Menschen genommen werden, als wollten wir mit unseren Bemerkungen Göthe etwas an seiner Größe nehmen — im Gegentheil, diese erscheint erst recht in ihrer Wahrheit, wenn wir ihn als Exponenten der Religion seiner Zeit betrachten; wenn wir sehen, wie er auch die tieferen Regungen, die noch in seiner Zeit waren, zu erkennen und zur Sprache zu bringen verstanden hat, und wie er den flacheren Richtungen immer noch den geistvollsten Gesichtspunkt abzugewinnen wußte. An dem eiteln Bewunderungsdampf Unverständiger hat Göthe'n sein Lebenlang selbst nichts gelegen, und uns kommt es gar nicht in den Sinn, da gegen unsere Pfeile zu richten — wir gehen einfach durch den Qualm, der sich nirgends greifen läßt, hindurch, denn wir wissen, er verzieht sich mit der Zeit von selbst — uns ist die Frage nach Göthe's Religion identisch mit der Frage nach der Religion seiner Zeit und da sind jetzt schon alle darin einig, daß diese Religion aller dringenderen, wahrhaft tiefsten Interessen des Christenthums fast vollkommen baar und ledig gewesen sey. So erträgt man auch den Satz bereits. Gegen eine Erlebigung des Themas in der Weise, wie es eine Sammlung von religiösen Aeußerungen in Göthe's Gedichten, die in Breslau unter dem Titel: Göthe's religiöse Poesie erschienen ist, versucht, müssen wir Einspruch erheben; durch einzelne herausgerissene Stellen, die den verschiedensten dramatischen Gestalten in den Mund gelegt, oder bei dichterischer Entwicklung der verschiedensten Kunstmotive zur Anwendung gekommen sind, wird über Göthe's eignes Verhalten zu den so ausgesprochenen Ueberzeu-



gungen und Ansichten nicht das Mindeste festgestellt. So ist z. B. unter der Rubrik: „Allgemeines Gottesgefühl“ jene Auslassung Faust's aufgeführt, als er von Gretchen catechisirt wird; und man wird nicht umhin können, hinter dem, was Göthe Faust sagen läßt, eine geheime, feine Ironie Göthe's selbst zu erblicken, der hier grade, und ganz aus der Sache, den Bombast und die leere Gefühlsphrasologie der Verlegenheit eines in Einbildungen hochfliegenden Pantheisten, gegenüber den einfachsten, wahrhaft religiösen Fragen, hat zur Anschauung kommen lassen wollen. Solche Dinge als seine eigne Beichte anzusehen, würde sich Göthe ohne Zweifel höchlichst verbeten haben. Daß aber unsere heutigen Pantheisten grade solche Dinge, wo Göthe ihrer schwerfälligen Zunge zu Hülfe kommt, ohne daß sie die Ironie fühlen, als ganz besonders göthisch preisen, darf man ihnen nicht so übel nehmen. Sie spotten ihrer selbst und wissen nicht wie! — 's ist auch ein Stück des oben bezeichneten Dampfes.

Um zu Göthe's wirklichem religiösen Verhalten in dessen bleibenden Grundlagen (denn in Beziehung auf Einzelnes hat er ja wie jeder geistig Lebendigere nach dem Wechsel der Studien und Stimmungen in den verschiedenen Lebensperioden auch mannigfach gewechselt, und ließe sich an diesen Wechsel fast eine Geschichte des religiösen Bewußtseyns in Deutschland von 1750 bis 1830 anknüpfen) — um also zu Göthe's wirklichem, religiösem Verhalten in dessen bleibenden Grundlagen vorzudringen, sey uns vergönnt, ein Paar Worte über sein politisches Verhalten voranzuschicken: Göthe kennt vollkommen die Bedingungen gesunden, politischen Lebens. Er weiß, daß die wahre Freiheit im Gehorchen besteht; daß alle Verhältnisse unserer Zeit am Subjectivismus leiden; daß alles Große und Gescheide in der Minorität existirt, und die Aeußerungen der Vernunft dann erst wirklich popular werden, wenn sich ihnen wieder etwas Unvernünftiges zugesellt hat oder vielmehr, daß sich ihnen dies jedesmal durch das Popularwerden selbst anhängt; er weiß, daß die Ueberlieferung eines positiven Lebensgrundes der höchste Segen für die eigne Thätigkeit des Menschen ist, weil ihm, wo er auf diesem steht, das sittlich freie Verhalten, das Gehorchen, was dann unbefinnlich geschieht, leicht wird; er weiß, daß die heilige Allianz die größte That des Jahrhunderts, und weiß, daß alles Gewaltthame, Sprunghafte nicht naturgemäß ist und deshalb zerstörend, desorganisirend wirkt, selbst wo es auf organisirende Ziele gerichtet ist — Alles das weiß er und dabei sind alle diese Einsichten nur wie *notitiae causa* in ihm aufgenommene Dinge. Er verspürt weder Trieb noch Pflicht, sie praktisch geltend zu machen (außer vielleicht, wie weit er als Minister mit der Regierung zu thun hat, nach welcher Seite uns seine Thätigkeit unbekannt ist) — vielmehr schüttelt er nur den Kopf oder wird verstimmt, wenn er zu schwer dagegen sündigen sieht, ist also selbst ganz subjectiv und denkt im Grunde: wer kann's ändern! Gott wird weiter helfen! — ja! er läßt sich sogar durch den glänzenden oder unterhaltenden Eindruck, den die einzelne Erscheinung auf ihn macht, oft bestimmen, sein Wohlgefallen an Personen und Dingen zu äußern, die jenen

allgemeinen Einsichten feindlich entgegen stehen; läßt sich dadurch bestimmen, seine Hoffnung auszusprechen, daß es auch auf diesen Wegen fortgehen könne, ohneachtet die Erscheinung im directesten Widerspruche steht mit dem, was er sonst als das Richtige proclamirt. So erkennt er Byrons Subjectivismus, bezeichnet ihn als das Verderbliche in diesem Dichter, auch für den Dichter selbst, und doch rühmt er Byron bei jeder Gelegenheit über alle Zäune.

(Fortsetzung folgt.)

### Ein Wort zu schuldiger Dankfagung für empfangene Wohlthaten.

Von den Lesern der *Ev. R. Z.*, welche ihr von ihrem ersten Anfang an angehört haben, sind zur Zeit noch Etliche übrig geblieben, die sich gewiß noch mit Freuden der ersten Liebe erinnern, in welcher das Blatt seinen Kreis vereinigte. Sie erinnern sich unter andern gewiß auch noch der „Mittheilungen aus dem Reiche,“ die uns durch manches Jahr begleitet, manche Seele erquickt, gestärkt, getröstet, belehrt haben. Sie kamen aus dem Reiche im doppelten Sinne, nämlich aus Franken und aus dem Reiche Gottes. Wie wurde damals von Woche zu Woche, von Monat zu Monat auf die weiteren „Mittheilungen aus dem Reiche“ gewartet, zu immer neuer freischer Nahrung! Es waren ja recht eigentlich Mittheilungen, die aus einem reichen Schätze „Neues und Altes“ hervortrugen. Matth. 13, 52. — Vielleicht erinnern sich auch noch Etliche des Anfangs im Jahre 1828, den uns der 27. September brachte. Der Anfang war „ein lehrreicher Reisebericht.“ Da erzählt ein Greis einem in Zweifel verstrickten Jünglinge aus seinem langen Leben. Der Jüngling zweifelte damals an Allem, auch an der Glaubwürdigkeit der heiligen Schrift. — Der Alte erzählte Viel von den wunderbaren Wirkungen des Wortes Gottes unter den Heiden, und „wie es den gesprächigen Greisen zu ergehen pflegt, so gerieth er unvermerkt in das Erzählen seiner eigenen merkwürdigen Erfahrungen und Schicksale bis in's Einzelne, so daß er gänzlich vergessen zu haben schien, wodurch und wie er zu seiner Erzählung gekommen.“ — Aber eben diese einfältige, treue Redseligkeit des Greises machte einen großen Eindruck auf den jungen Zweifler: dem Alten kam Alles so ehrlich aus dem Herzen, daß der Jüngling an der Wahrhaftigkeit der Erzählungen nicht zweifeln konnte: er faßte sofort ein unbedingtes Vertrauen zu dem Manne. Da sagte der Greis: Mir armen Sünder traust du also, und den Jüngern des Herrn, die Ihn Selbst gesehen, gehört, berührt haben, die sein Geist erfüllt hat, willst du nicht trauen? — Das Wort ist dem Jünglinge zum Segen geworden für das ganze Leben und darüber hinaus.

So lautete die erste Erzählung jener „Mittheilungen aus dem Reiche.“ Seitdem sind 28 Jahre vorüber gegangen, und nun ist der Mann, der von jenem redseligen Greise erzählt,



selbst ein Greis geworden, seit 50 Jahren vielfältig beschäftigt, zu lernen und zu lehren, zu dienen und zum Segen zu wirken für Viele. Seine zahlreichen Schriften gehören recht eigentlich zu den heilsamen Kräften der Zeit, welche, ihrer Aufklärung müde, nach Erleuchtung ringt. Jetzt erzählt uns nun der ehrwürdige Greis in München ausführlich aus seinem eigenen Leben, unter dem Titel: „Der Erwerb aus einem vergangenen und die Erwartungen von einem künftigen Leben. Eine Selbstbiographie von G. H. von Schubert.“ Der erste Band ist bereits in der Ev. K. Z. begrüßt worden: inmitten ist auch ein zweiter Band in Abtheilungen erschienen. Und nun warten schon unser Viele, wie einst auf die Fortsetzung der „Mittheilungen aus dem Reiche,“ mit Spannung auf die Fortsetzung der Erzählungen aus dem vergangenen Leben, welche den Verfasser und uns zugleich nach Mecklenburg an den Hof führen wird\*). Es hat sich schon ein großer Kreis von Lesern zusammengefunden, der wird noch größer werden. Wird doch hier Alles so treu und arglos erzählt, daß man hätte meinen sollen, es würden alle Leser unwillkürlich demselben Eindrucke sich hingeben, den vor Zeiten jener Jüngling von den Erzählungen des gesprächigen Greises erhielt und — nicht abwehrte. — Der Verfasser hat wirklich in diesen seinen Bekenntnissen am Abend so viel von seinen Lebenserfahrungen heimlichster Art zu erzählen, um daran — sich selbst zu richten, daß er sich aller und jeder Kritik über Andere entschlägt: er sieht überall nur das Gute an den Personen, und das Gute, was ihm von ihnen widerfahren ist, indem er Alles Andere Dem anheimstellt, der sich das Richteramt vorbehalten hat. Wer hätte sich wohl denken sollen, daß dennoch gegen einen solchen mit Ehren grau gewordenen Greis — 3. Mos. 10, 32. Spr. 16, 31; 20, 29. — 1. Tim. 5, 1 — eine schonungslose Kritik sich erheben würde, welche ausdrücklich nicht „gutmüthig“ seyn will, um der Kritik nichts zu vergeben, aber eben deswegen auch nicht als Kritik sich erweist, denn absprechendes Urtheilen ist nicht Kritik, sondern das Gegentheil davon. Am schmerzlichsten ist es, daß wir dieser Kritik in einem Blatte begegnen, von dem wir uns in guter Hoffnung Anderes, Besseres versprochen hätten — nicht allein neben den problematischen „Wappen-Sagen“ die historischen Hausmarken und dergleichen, sondern auch und vor Allem thatsächliches Bekenntniß zu Wurzel und Wipfel alles socialen und politischen Lebens. — Sollten wir uns getäuscht haben? — Wir wollen um eines Versehens willen den Muth nicht so schnell

sinken lassen. — Aber was ist es eigentlich, was den Kritiker in solchen Zorneseifer versetzt, daß er schimpft und schmätzt? — Es ist wirklich, als müßte auch diese harmlose Erscheinung aus dem Reiche, ihren Gegenpol herausfordern. — So viel scheint gewiß, daß nach den äußeren Zeichen — in's Innere können wir nicht sehen, — unser Selbstbiograph in Berlin vor 37 Jahren anwesend mehr Liebe erfahren hat, als jetzt abwesend. Aber innerlich mag's doch wohl anders seyn, und darum fragen wir noch einmal: Was ist denn die Veranlassung zu der äußeren Berliner Unart? — Der alte Verfasser seiner eigenen Lebensbeschreibung hat von jeher ein inneres Leben geführt, das nicht Jedermanns Ding ist. Es ist ihm alles Heimliche und Unergründliche bedeutsam, so daß er auch das Kleinste, was ihm begegnet, darauf ansieht, was es ihm zu sagen hat: es wird ihm Alles zu „zufälliger Andacht.“ Dabei ist es ihm wohl ein und das andermal begegnet, daß er, wie er sich selbst anklagt, nicht wachsen genug gewesen ist, wiewohl er viel gerungen und gearbeitet hat, mitten unter den wunderbaren Räthseln des Lebens nüchtern zu bleiben und vorsichtig zu wandeln. — Aber das Hauptverbrechen, woran sich die „Kritik“ stößt, ist dieses, daß der theure alte Mann schon von Jugend an bedeutsame Träume an sich und anderen erlebt hat, er hat ja auch vor Zeiten eine Symbolik des Traumes geschrieben. — Wir wollen indessen die Gefahr nicht verkennen, in welche die Traumdeutungen verstricken können, vor welcher auch nicht allein das apokryphische Buch des Jesus Sirach (34) warnt; aber das schlechteste Mittel, dieser Gefahr zu entgehen, ist und bleibt doch die feichte Verstandes-Aufklärung, welche weder die Gesichte der Jünglinge, noch die Träume der Ältesten — Ap. G. 2, 17. — Joel 3, 1—5 — achtet, und auf keine Stimme hört, die aus einer andern Welt kommt. — Solche Aufklärung verwirft nicht allein alles, was über die fünf Sinne geht, sondern sie weiß auch im Bereich der fünf Sinne nicht Bescheid, welche selbst über sich hinaus weisen. — Darum gilt es nur um so mehr, auch am „Schlafen, Wachen und Träumen“ täglich zuzulernen. — Eben hat sich darüber ein gelehrter Theolog (Dr. Delitzsch: System der biblischen Psychologie, S. 231—241) in beherzigungswerther Weise ausgesprochen, worauf wir beiläufig, und mit Vorbehalt künftig darauf zurückzukommen, aufmerksam machen müssen: aber wir bleiben heute bei unserm alten theuern Selbstbiographen, der uns schon vor Zeiten, nämlich in jenen Mittheilungen aus dem Reiche, auch von einem Traume des jungen Fräuleins Anna Elisabeth von Schönberg in Freiberg erzählt hat, der ihren Tod in goldenen Farben ankündigte. Das Mädchen hat gar herzlich: „man sollte ihr doch diesen schönen Traum nicht zweifelhaft machen.“ Der Traum traf wirklich ein (Ev. K. Z. 1831, Nr. 86). So hoffen wir denn auch ferner, mit ihm dem Wunder der Träume nachzudenken, gleich ihm dem Segen der Erinnerung zu leben, welche das Äußere verinnert, das Vergangene vergegenwärtigt, das Dunkle verklärt, und, unter seinem Geleite in festem Glauben dem zukünftigen Leben erwartungsvoll ent-

\*) Indem wir dies schreiben, ehe wir noch zu Ende gekommen sind, erscheint des dritten Bandes erste Hälfte, welche mit der Reise von Nürnberg über Bärenwalde nach Ludwigslust (1816) beginnt, und mit der Rückreise über Berlin und Dresden nach Erlangen (1819) schließt, und zwar nicht ohne lebhafteste Erinnerungen an Berlin, an Baron v. Kottwitz und Prof. Neander, an die schönen Tage der ersten Liebe, wobei auch — der evangelischen Union in allerlei Bildern und Gleichnissen gedacht wird. — Das nächste Mal werden wir nun in Erlangen eingeführt werden: darauf freue ich mich besonders.



gegen zu sehen, aber horchend und — schweigend. — Der Glaube macht wach und nüchtern, und — sieht doch auf das, das man nicht sieht. —

Hiermit schließen wir; wir sind in der guten und gewissen Zuversicht, daß der theure Greis in München von der ihm widerfahrenen Unbill sich so wenig und noch weniger erbittern läßt, als der alte Jeremias Flatt in seiner Jugend von dem unartigen Schüler (Ev. R. Z. 1830, Nr. 65): sondern er betet wie der alte Schöner in Nürnberg (das. Nr. 95): „Trage Du mich auch ferner, o mein Gott, in meinem Alter, da das Haar grau geworden, das Herz aber wie sonst noch immer ein trotzig und verzagtes Ding ist: Gieb Du in dieses alte, träge Herz Liebe, — Liebe zu Dir.“ — Die Liebe zu Jesu wirkt auch Liebe zu denen, für die Er sich erniedrigt hat — bis zum Tode am Kreuze. \*)

E. F. Göschel.

## N a c h r i c h t e n.

### Zur Ehescheidungsfrage.

Aus dem in den als Manuscript gedruckten Verhandlungen der Kreissynode Halle im Ravensbergischen enthaltenen Berichte des Superintendenten dieser Synode.

„Den Lehrern wird in den Jahresberichten im Allgemeinen ein gutes Zeugniß gegeben. Nur in Bezug des früheren Lehrers H. zu W. ist zu bedauern, daß gegen denselben wegen seines Verhältnisses zu einer geschiedenen Frau daselbst hat eingeschritten werden müssen und daß derselbe in Folge davon zunächst aus dem Lehrerstande und dann auch, um auf dem Wege bürgerlicher Trauung die ohne allen biblischen Grund Geschiedene heirathen zu können, aus der Evang. Kirche ausgetreten ist. Der Presbyterialbericht äußert über diese bedauerliche Angelegenheit noch Folgendes: „Ausgesprochener Maßen hat der r. H. die Absicht, nach Erreichung seines Zwecks zur Kirche wieder zurückzutreten, und obwohl er bereits darüber belehrt worden ist, daß dieses nimmermehr gestattet werden könne, so lange er in einer Verbindung verharren würde, die die Kirche auf Grund des Wortes Gottes nicht gut heißen könne, so ist er dennoch nicht zu bewegen gewesen, den gethanen Schritt zurück zu thun. Wir enthalten uns aller Betrachtungen über diesen Vorgang und machen nur darauf aufmerksam, daß, wenn das Gesetz von 1847 in diesem Punkte nicht geändert wird, bei Anwendung einer strengeren Praxis in Betreff der Wiederverheirathung geschiedener Personen, Austritts-

erklärungen aus der Kirche das gewöhnliche Mittel seyn werden, um seine Zwecke dennoch zu erreichen.“

Ich erinnere bei dieser Gelegenheit nicht allein an die Beachtung der den Herren Amtsbrüdern per Circular zur Kenntniß gebrachten Consistorial-Verfügung vom 30. Januar c. Nr. 253, sondern fühle mich auch gedrungen, aus der vom Hochwürdigem Consistorio in jenem besondern Falle unterm 13. Juni c. Nr. 1440 an mich erlassenen Verfügung die Hauptpunkte mitzutheilen. Ich bemerke vorab, daß nach dem Scheidungskenntnisse die Trennung der Ehe, angetragener Maßen, wegen Trunksüchtigkeit des Ehemanns und der Frau zugesügelter Thätlichkeiten und wörtlicher Beschimpfungen ausgesprochen war, so daß, vom Standpunkte des bürgerlichen Rechts aus, der Wiederverheirathung der geschiedenen Frau mit dem Lehrer H., nachdem das Erkenntniß auch die Rechtskraft beschritten hatte, kein Hinderniß entgegen stand. Nachdem nun das Consistorium dies anerkannt hat, fährt dasselbe wie folgt fort: „Anders aber stellt sich die Sache vom kirchlichen Standpunkte aus betrachtet. Von diesem aus kann die Evang. Kirche, ohne sich selbst zu negiren, Angesichts der Vorschrift Matth. 19, 6: „was nun Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden“, keinen Scheidungsgrund anerkennen, der nicht bestimmt und unverkennbar in dem Worte Gottes verzeichnet ist. Von diesem Gesichtspunkte aus können die in dem Erkenntniß vom 28. März c. geltend gemachten Scheidungsgründe nach den ewigen Ordnungen Gottes als gerechtfertigt nicht angesehen werden und ist demnach das zwischen den Eheleuten B. unter Mitwirkung der Kirche geknüpfte Band der Ehe von der Kirche, der erfolgten bürgerlichen Trennung ungeachtet, auch jetzt noch als fortbestehend und somit die Schließung einer neuen Ehe von Seiten der geschiedenen Ehefrau B. nach Matth. 19, 9 als Ehebruch zu betrachten. Eine solche Ehe inmitten der christlichen Gemeinde und von der Kanzel herab unter Anwünschung des göttlichen Segens kirchlich zu proclamiren, erscheint demnach als eine sittliche Unmöglichkeit. Wir beauftragen Sie daher, dem vormaligen Lehrer H. in W. zu eröffnen, daß wir durch die Prediger E. und B. von seinem Verlangen, mit der geschiedenen Ehefrau B. in üblicher Weise proclamirt zu werden, und von dem Bedenken, welche diesem Antrage entgegen stehen, in Kenntniß gesetzt seyen; daß wir aber die ihm von Seiten seiner Seelsorger gemachten Vorhaltungen, von der beachtigten Ehe abzustehen, nur als pflichtmäßige, in den Vorschriften des Evangeliums gegründete Ermahnungen ansehen, und uns daher in keiner Weise veranlaßt finden könnten, im Widerspruche mit diesen Vorhaltungen seine kirchliche Proclamation anzuordnen.“ Noch habe ich mitzutheilen, daß der r. H. zwar gegen diese Consistorial-Entscheidung durch einen Rechtsanwalt bei dem Evang. Oberkirchenrathe remonstrirt hat, aber ohne allen Erfolg. Ist die Veranlassung zu einer solchen Entscheidung auch noch so sehr zu beklagen, so ist die Entscheidung selbst eben so erfreulich als dankenswerth.

Beschluß 10. Synode spricht dem Hochw. Consistorium für sein Verfahren in dieser Angelegenheit ihren ehrerbietigsten Dank aus, und erwartet, daß alle ihre Geistlichen bei etwa vorkommenden ähnlichen Fällen sich streng an die biblischen und kirchlichen Grundsätze binden werden.“

\*) Die vorstehende Zurückweisung einer jedes christliche Gemüth betreibenden literarischen Nothheit ist von uns ausdrücklich von dem Herrn Verf. erbeten worden. Zu unserer Freude hat die Redaction der „Berliner Revue“ den betr. Artikel in einem späteren Hefte völlig besabouirt und erklärt, daß er nur aus Versehen Aufnahme gefunden habe.

Ann. der Red.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Mittwoch den 30. Januar.

N<sup>o</sup> 9.

## Ueber Göthes Verhältniß zu Religion und Christenthum. Von Ludwig von Lantzi- zolle, Legationsrath. Berlin, 1855. 8.

(Fortsetzung.)

So hebt er Byrons Symbolum: viel Geld und keine Obrigkeit! was nachgrade das Symbolum des Pöbels aller Stände geworden ist, in seiner ganzen Verderblichkeit hervor, und doch entschuldigt er auch nach vielen, vielen Seiten sein politisches und sittliches Verhalten. Ebenso verhält er sich zu Béranger und hundert anderen, so daß einem zuweilen sogar der alte Böttiger ins Gedächtniß kömmt, so weit treibt er es mit dem Durcheinanderloben von Leuten. So werden ihm die Franzosen im Ganzen immer lieber; Napoleon wird in immer höherem Grade der Gegenstand der Bewunderung, ohngeachtet er recht gut erkennt, daß dessen bedeutendere Bewunderer und Anhänger bei Lebzeiten hauptsächlich nur dadurch an ihn geknüpft waren, daß sie in ihm das Mittel sahen, für ihre subjectiven Pläne den Raum zu schaffen; daß sie auf ihn setzten, wie auf eine Karte, und ihren Einsatz zurückzogen, als die Karte kein Glück mehr hatte. Er preist aber die Franzosen immer höher, ohngeachtet er die Heillosigkeit ihres politischen Treibens an anderen Stellen sehr präcis darlegt. Ja! er nennt gradezu Voltaire eine allgemeine Quelle des Lichts. Kurz! die Liberalen seiner Zeit können ihn auch zu den Ihrigen zählen und werden nur darüber zu klagen haben, daß er doch persönlich sich zu pflegmatisch und servil gehalten habe; daß er von dem mit ihm großgewachsenen aristokratischen Wesen nicht gelassen habe. Die Conservativen aber werden anerkennen haben, daß er fast alle ihre Grundsätze auch ausgesprochen und anerkannt habe, ohne einem einzigen dieser Sätze weitere Folge zu geben, als ihm bequem war. Kurz! recht betrachtet verhält er sich als ein Spiegel seiner Zeit — aber als ein besonders rein geschliffener, der alle auf ihn fallende Bilder mit bewunderungswürdiger Klarheit reflectirte — innerlichst ohne alle Theilnahme, abgerechnet die der Erkenntniß des verschiedenartigsten Wissenswürdig, und practisch doch nur durch das Nächste jedesmal bestimmt — indem er die Dinge eben werden und gewähren ließ, sie aber studirte und sich ihres Kernes notitiae causa zu bemächtigen suchte. Er ist hierin ein rechter Flügelmann der bedeutenderen Persönlichkeiten in den hundert kleinen Deutschen Staaten des vorigen Jahrhunderts — wie sollte den Leuten auch ein groß-

artiges practisches Dringen kommen? Sie wußten in voraus, es half ihnen doch nichts, und wuchsen in Kreisen auf, die alle von der Einsicht durchdrungen waren, daß der zur Caricatur werde, der in den drei Quadratmeilen seines Vaterlandes etwas durchaus Neues schaffen wolle, und daß der als Narr zu Grunde gehe, der anders als theoretisch in Deutschland eine allgemeine Wirkung suche.

Ganz analog aber, wie Erkenntniß und practisches Verhalten in politischen Dingen nun einmal bei Göthe von Jugend auf einen entschiedenen Charakter beibehielten des Gewährenlassens bei weitgreifender Notiznahme, ist auch sein Verhalten in der Religion. Er weiß auf eine Menge Erscheinungen der religiösen Empfindung und Erkenntniß, auch auf grundlegende Dinge einzugehen, so daß man, wenn man solche Stellen allein vor Augen hätte, annehmen könnte, er müsse in reichster religiöser Klarheit dastehen — dabei aber mangelt ihm aller Trieb für eine einzige dieser Empfindungen und Erkenntnisse mit seinem Handeln und Leben, ja! nur mit einem festen, das Gegentheil ganz ausschließenden Bekenntniß einzustehen. Er hat einen feinen Sinn, das Seelische in der Natur zu finden und wird lebhaft und dichterisch davon angeregt, daß der Ruck nur in insectenfressender Vögel Nester seine Eier legt, und daß die Ruckseier, damit das geschehen kann, so klein sind — die harmonia naturae ergreift ihn, wie die Nähe der Gottheit selbst; die Entelechie in den Schicksalen der Menschen bewegt ihn tief — aber im eigentlichen Sinne fehlt ihm der Glaube. Zwar spricht er oft vom Glauben, aber wo er das thut, versteht er darunter eine innere Harmonie der subjectiven Einsicht und des objectiven Verhältnisses, und in diesem Sinne ist sogar sehr viel Glaube bei ihm zu finden — aber daß das, was die christliche Kirche den Glauben nennt, eine bringende, eine weltbezwingende und weltgestaltende Kraft, eine Energie aus Gott sey, die gleich im Einzelnen damit anfängt, daß sie den Einzelnen selbst bezwingt, fest richtet und ihn dazu bringt, von Allem, woraus nicht noch ein göttliches Licht strahlt, sich loszusagen, davon will er nichts wissen und weiß er nichts; es würde ihn in seinem allgemeineren Verhalten beengen und bedrücken. Er sieht ein, und hat es in einer der Erläuterungen zum west-östlichen Divan prächtig ausgeführt, daß, wo das, was er Glaube nennt, geherrscht habe, Alles groß und herrlich in Gestaltungen fortgeschritten sey; wo dagegen die Kritik, das Auseinandertreten der subjectiven Einsicht und des objectiven Ver-



hältnisses, geherrscht habe, daß da Alles erlahmt und zerfallen sey. Den tieferen Grund aber, daß sich mit seiner Art Glauben in den Zeiten, wo er ihn herrschen sah, eben jene Kraft des Glaubens (im Sinne der Kirche), die eine göttliche, weltbezwingende Energie ist, verbunden habe, oder vielmehr, daß nur das Thätigseyn dieser Energie jenen Glauben (wie er ihn meinte) als einen herrschenden möglich gemacht habe, das erkennt er nicht einmal. Er sagt einmal bei Eckermann: „Dante erscheint uns groß, aber er hatte eine Cultur von Jahrhunderten hinter sich; das Haus Rothschild ist reich, aber es hat mehr als ein Menschenalter gekostet, um zu solchen Dingen zu gelangen. Diese Dinge liegen aber tiefer, als man denkt“ — und dabei läßt er es bewenden. Daß er selbst sich für Etwas mit einiger ausschließenden Macht interessiren sollte, damit daraus mit der Zeit ein Rothschildischer Reichthum auf dem betreffenden Gebiete erwachsen könnte, fällt ihm, außer nach naturwissenschaftlicher Seite hin, gar nicht ein, denn dazu gehörte, daß er zuerst seine Seele bände, was ihm unbequem seyn würde. Ob er selbst etwas organisch weiter Wachsendes geschaffen, scheint ihm außer auf naturwissenschaftlichem Gebiete gleichgültig — er hat genug daran, daß er der Cultur hinter ihm in aller ihrer Bunttheit und Zerfahrenheit als formengestaltender Reflector dient. Er vertieft sich in den Genuß des Vorhandenen. Nicht ein Funke von Prophetie ist in ihm, wie doch in anderen Dichtern; es ist, als wäre die ganze Schöpfung nur feinewegen vorhanden, um ihre Strahlen durch sein neutrales Medium hindurchgehen zu lassen. Im Grunde versteht er unter einem vollkommenen Menschen nur einen solchen, der schön denkt und schön empfindet. Alles kann man natürlich nicht schön denken und empfinden, und das, was man nicht so brauchen kann, meidet er — wo möglich auch ohne sich bei der Flucht davor zu sehr zu echauffiren — aber was man Alles schön denken und empfinden kann, das hat ihm fast gleichen Werth. — Denen gegenüber, die in Göthe's Bewunderung so aufgehen, daß sie bestürzt und feindlich erregt werden, wenn man ihm den Glauben abspricht, erklären wir nochmals, daß wir ihm auch nicht das Allergeringste von dem nehmen wollen, was sie an ihm sehen und bewundern — aber das, was wir ihm absprechen, den Glauben in unserem Sinne, sehen und kennen sie ja selbst nicht weder an Göthe, noch an sich — und wenn sie sich darüber ereifern, machen sie es grade wie Leute niederer Extraction, denen man Bildung abspricht. Sie behaupten mit Macht, sie hätten grade so gut Bildung — und beweist man ihnen endlich mit Mühe, daß sie wirklich gewisse Dinge, die zur Bildung gehörten, nicht besäßen — so werden sie wüthend und sagen, solche Bildung sey dummes oder verderbliches Zeug und deshalb, wie sie sie nicht hätten, dürfe sie auch niemand anders haben. Es ist immer die alte Geschichte von dem Buckligen, der den Apoll von Belvedere nicht schön gewachsen findet — es ist die eigentlich pöbelhafte Demokratengeimmung auf geistigem Gebiete. Göthe selbst wäre nicht so gewesen, sondern würde sich bei sich und anderen wohl wegen des vorgeworfenen

Mangels ins rechte Licht zu setzen gewußt haben. Referent war als junger Professor einmal so glücklich, sehr freundlich von Göthe aufgenommen zu werden; das Gespräch bewegte sich bald um die Geschichte des Mittelalters. Für alle die großen Gestaltungen und Umgestaltungen, die durch das Christenthum in die Europäischen Völker eingedrungen waren, hatte der alte Herr kein Wort; aber dringend legte er die letzten Vertheidiger der antiken Weltanschauung Ref. ans Herz; sie sehen noch so wenig gewürdigt und begriffen und doch sey es so rührend, diese Tapferkeit der Pietät für eine untergehende sittliche Welt. — Und doch hatte in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts noch niemand Ursache anzunehmen, die Kräfte und Erscheinungen der christlichen Welt sehen grade übermäßig gepflegt oder gewürdigt. Es war eben des alten Herrn neutrale Art so, welche die Griechische Welt vor allen schön fand. In einem Gespräche mit Eckermann sagt er: „Es ist eigen, ich habe doch so Mancherlei gemacht und doch ist keins von allen meinen Gedichten, das im Lutherischen Gesangbuche stehen könnte.“

Die, welche Göthe so bewundern, müßten sich eigentlich für dies Hervorheben seiner Neutralität in Lebensfragen sehr bedanken, denn es wäre doch unnatürlich, wenn sie Göthe bewundern könnten, ohne selbst an dieser Neutralität Theil zu nehmen. Daß sie sich aber doch nicht bedanken, rührt nur von ihrem schlechten Gewissen bei der Sache her. Die gewöhnliche Lebensart, die gegen ein strengformulirtes christliches Bekenntniß, wie gegen ein strengformulirtes politisches Bekenntniß gebraucht wird, ist die, daß dergleichen engherzig sey und daß es hochmüthig sey — engherzig, weil man damit sich von Allem losage, was mit dem Bekenntniß nicht übereinstimme und weil man also den großen, freien, allgemein menschlichen Standpunkt verlasse — hochmüthig, weil zu Grunde liege die Ueberzeugung, daß nur das wahr sey, wozu man sich bekenne und daß also alle diese Wahrheit nicht anerkennenden entweder irrenbe oder bewußt fehlgehende, folglich entweder zu bemitleidende oder möglichst zu meidende seyen. So recht bedenken die Leute nun freilich nicht, was sie damit aussprechen, denn Alles in gleicher Geltung zu lassen, Allem das Prädikat der Wahrheit zusprechen, wollen diese Leute auch nicht. Wenn irgendwo ein einzelner Mord oder Diebstahl oder ein anderes allgemein anerkanntes Verbrechen vorgekommen ist, was den Einzelnen als solchen verletzt, schauern sie zusammen und drücken ebenfalls ihren Abscheu aus. Soweit die Dinge handgreiflich sind, stimmen sie ein und nehmen ihrerseits die leidenschaftlichste Partei gegen das Verbrechen. Rücken die Dinge aber aus dem Gebiete der Handgreiflichkeit heraus; bedient sich das Verbrechen, um zu Stande zu kommen, nur geistiger Mittel, wie bei der Aufreizung zur politischen Unzufriedenheit und bei dem Hochverrathe so oft der Fall ist, und bei der Verführung zum Unglauben und bei der Gotteslästerung fast immer, dann ist die Parteinahme schon gebrochen und man soll dem verschiedenen geistigen Standpunkte, wie sie sagen, Rechnung tragen und die Berechtigung zu geistiger Freiheit anerkennen. Daß das bür-



gerliche Verbrechen auch einen geistigen Standpunkt im Rücken zu haben pflegt, und daß ungekehrt jene politischen und kirchlichen Verbrechen fast immer zum Zielpunkt Krisen haben, die Mord, Raub und andere Schandthat in colossalem Umfange im Geleite führen, bedenken sie schon nicht. Daß Unsicher-  
machung des Eigenthumes durch socialistische Theorien, durch Bannbelegung auf ganze Theile des Rechtsgebietes, durch Verhöhnung aller historisch erwachsenen Grundlagen des sittlichen Lebens eines Volkes, in Folge abstracter Richtungen im politischen und religiösen Denken, nur zu dem unaussagbarsten Unglück führen müssen — das verbirgt sich ihnen vermöge der zwischen der Theorie und der That noch stehenden Vermittelungen so sehr, daß sie in der That noch gar keine Empfindung davon haben — hätten sie diese, so würde sie ein so großer Schauer ergreifen, wie bei der einzelnen Mord- oder sonstigen Frevelthat. Also in der That ist es nur die Denkfaulheit, die Dickhäutigkeit und das schlaffe Gehenlassen, was die Leute hindert, die solidarische Natur jeder Art Sünde mit der Sünde überhaupt — und, was sie in weiterer Instanz abhält, die specifisch christlichen Lehren von Sünde und Erlösung, von Glauben und Rechtfertigung, von Strafe und Buße, von Freudigkeit in Gott und von der Gefahr der Versuchung zu erkennen und ebenso lebhaft für die Grundlagen unseres sittlichen Lebens in Staat und Kirche Partei zu nehmen, wie gegen den einzelnen Mord und Diebstahl. Diese Faulheit wird allerdings bei vielen Einzelnen genährt durch Schöffsünden, durch die Verdunkelung ihres Geistes in Folge von Sünden, die sie gar nicht als solche erkennen oder erkennen wollen. Bei Mord und anderen bürgerlichen Verbrechen empfinden sie sofort auch die Macht der Wahrheit, verlangen von niemandem erst einen logischen Beweis, der ja auch ebenso kräftig für das Gegentheil, wie für das, was sie bewegt, zu führen wäre (das heißt also nicht zu führen wäre), sobald man von den unmittelbaren, nicht logisch beweisbaren und keines Beweises bedürftigen Voraussetzungen, die der Glaube und die durch ihn begründete göttliche Ordnung in der sittlichen Welt festhalten, absteht. Daß die Wahrheit überhaupt in letzter Instanz nicht bewiesen, sondern nur unmittelbar geglaubt und dann durch das Leben bewährt werde, erfahren sie also in einzelnen Fällen recht wohl; aber im Ganzen es zugeben, zuzugestehen, daß in allen sittlichen Fragen der Mensch sich in gleicher Weise für oder gegen die Wahrheit zu entscheiden habe, das nennen sie bornirt und bornirend — also: gegen den großen, freien, allgemein menschlichen Standpunkt gerichtet; und an seinen eignen Wahrheitsglauben fest zu glauben, nennen sie Vermessenheit, weil sie Wahrheit und Richtigkeit verwechselnd, und für die Wahrheit den logischen oder mathematischen Richtigkeitsbeweis fordernd, auch annehmen, wer fest an der Wahrheit hänge, habe die Eitelkeit, seiner Einsicht überall und allein die Fähigkeit des richtigen Erweises zuzuschreiben, während von dem Hin- und Hergerede der Einsicht gar nicht die Rede ist. Dabei aber können sie doch das lebendige Gefühl, daß die Sache in der That

grade so sey, wie die Gläubigen behaupten, nicht los werden — und darin eben besteht ihr böses Gewissen; so daß sie einerseits immer Neutralität und Toleranz predigen und andererseits dennoch wüthend werden, wenn man über ihre Flügelmäner im Grunde nichts behauptet, als sie hätten eben jenes Wesen auch befeßen, was sie (mit sich selbst verhöhnender Phrase) den großen, freien, allgemein menschlichen Standpunkt nennen.

Uns aber fällt in der That gar nicht ein, über den christlichen Standpunkt den wahrhaft großen, freien, allgemein menschlichen Standpunkt aufzugeben; vielmehr gewinnen wir ihn als einen festen, sichern, nicht mehr (wie bei ihnen der Fall ist) moralische Seerkrankheit und schwindelndes Herumtaumeln im Geleite habenden, durch das Christenthum, welches dem Menschen erst ein rechtes Maas ebenso sehr als die rechte Liebe für Alles und die Freude an Allem, was Menschen Schönes und Großes hervorgebracht haben, zuführt. Ohne das Christenthum würde uns die ganze Menschengeschichte nur als ein wirres Chaos des Zufalles oder als die Exemplification eines logischen Processes erscheinen; mit dem Christenthum erscheint sie uns als ein Gedicht im höchsten Stile zu Ehren des lebendigen Gottes. Glaubt doch nur, wir freuen uns an allem Herrlichen und Tiefen in Homer und Sophokles und Plato, so gut wie sich Göthe daran gefreut hat, und das Christenthum erhöht uns diese Freude noch, denn auf der einen Seite suchen und finden wir wie Tertullian Christum ante Christum und auf der anderen harmoniren wir mit den Wegen Gottes, denn wir sind nicht voll Trauer, daß gerichtet ist, was gerichtet ist, und daß die Weltgeschichte gerichtet hat über Griechenland könnt Ihr nimmermehr läugnen wollen — wo Ihr die Herrlichkeiten Griechenlands mit Trauer genießt, genießen wir sie mit reiner Freude und mit Dank, denn, was wirklich herrlich daran ist, leuchtet auch in unserer christlichen Welt; es ist eben das, was fähig ist, auch vom Lichte des Christenthums durchleuchtet zu werden.

Doch wenden wir uns von dieser Abschweifung ins Allgemeine zu unserem Thema, zu Göthe's religiöser Erfüllung zurück. Wir haben ausgesprochen, daß Göthe in großer Neutralität, dabei aber auch mit größter Virtuosität die Richtungen und Thatfachen des religiösen Bewußtseyns seiner Zeit, wie sie bis zu den Zeiten unserer Befreiungskriege waren, in sich wiedergespiegelt habe. Fassen wir, um das näher zu belegen, einige besondere Theile der Religionslehre ins Auge — wir werden bei der engen Beziehung Göthe's zu seiner Zeit dabei vorweg nehmen dürfen, daß die Lehre von der Sünde und Erlösung, folglich von Christo weniger zum Ausdruck kommen werde, als die Lehre von Gott im Allgemeinen, denn jene ganze Zeit war ja geneigt, eigentlich nur die Theile der christlichen Religion zu accentuiren, die mit dem, was man natürliche Religion nannte, zusammenzutreffen schienen. Die ganze Gotteserkenntniß jener Zeit concentrirte sich eigentlich in der Lehre von den Eigenschaften Gottes. Die Kirche hat diese Eigenschaften immer genommen als nur von der Betrachtung des Menschen einzeln zum Gegenstand herausgehobene, in sich aber untrennbare Seiten



seiner vollkommensten Realität. Etwas davon hing selbst noch der Betrachtungsweise des vorigen Jahrhunderts an; doch hatte sie schon wesentlich die einzelnen Prädicate Gottes isolirt und abstract gefaßt. Während eine strenge Consequenz in dieser letzteren Richtung auf allen Punkten zu Paralogismen führen mußte, glaubte eine philisterhafte Verstandesbildung wirklich damit auskommen zu können, und lehrte z. B., Gottes Allmacht bestehe in der Macht, Alles zu können — den Einwand, daß er dann auch können müsse, was er nicht könne (z. B. Sünde thun), suchte diese dadurch zu entkräften, daß er zwar die Macht habe, aber vermöge seiner anderen Eigenschaften, z. B. der Heiligkeit, diese Macht nicht übe. Daß auf diese Weise der Unsinn des Paralogismus nur für denkfaule Leute zugebedekt werde, sahen die Leute nicht. Grade so verhielt es sich mit Gottes Allwissenheit, neben welcher, sobald sie in abstracter Weise gefaßt wird, die menschliche Freiheit vernichtet, oder in einem pantheistischen Entwicklungsproceß aufgehoben, also auch vernichtet wird. Es ist ganz einfach, daß Göthe, solchen Dingen gegenüber, hinlängliche Fähigkeit tieferer Auffassung besaß, um, wenn er wollte, zu dem richtigen und wie wir hinzufügen auch biblischen und kirchlichen zu kommen. So enthält z. B. der zweite Band von Eckermanns Gesprächen unter dem Datum des 20. Februar 1831 eine Aeußerung, die zeigt, daß Göthe Gottes Allmacht, als den Inbegriff und den Quellpunkt aller wahrhaften Macht im Himmel und auf Erden und nicht als jenes abstracte caput mortuum des Alleskönnens, folglich auch dessen, was man nicht kann, richtig gefaßt, und diese Fassung unbefinnlich, auch nahezu richtig, ausgesprochen hat, indem er sagt: „man verehere ferner den, der dem Vieh sein Futter gibt und dem Menschen Speise und Trank, so viel er genießen mag. Ich aber bete den an, der eine solche Produktionskraft in die Welt gelegt hat, daß, wenn nur der millionteste Theil davon ins Leben tritt, die Welt von Geschöpfen wimmelt, so daß Krieg, Pest, Wasser und Brand ihr nichts anzuhaben vermögen. Das ist mein Gott!“ — Ebenso spricht sich Göthe lebendig und eindringend in einem Gespräche vom 29. Mai 1831 über die Allgegenwart Gottes aus — und daneben ist es ihm sichtbar höchst unbequem, über diese Dinge, wenn sie ihm nicht grade, wie Allmacht und Allgegenwart Gottes, bei seinen naturwissenschaftlichen Studien im Wege lagen, seine Gedanken in eine strenge Bewegung zu setzen; er begnügt sich vielmehr, gleich anderen guten Philistern seiner Zeit, im Unbestimmteren hängen zu bleiben, und sich abwechselnd mit abstracter Verstandeserkenntniß und, wo diese zu einem Paralogismus führt, mit der Unergründlichkeit des göttlichen Wesens (auf welche dann die Unergründlichkeit der menschlichen Flachheit geschoben wird) zu trösten. So finden wir den ganzen schwindelnden Standpunkt in einem Gespräche vom 15. Oct. 1825 wieder, wo Göthe ausspricht: „Sobald wir dem Men-

schen seine Freiheit zugestehen, ist es um die Allwissenheit Gottes gethan; denn sobald die Gottheit weiß, was ich thun werde, bin ich gezwungen zu handeln, wie sie es weiß. Dieses führe ich nur an, als ein Zeichen, wie wenig wir wissen, und daß an göttlichen Geheimnissen nicht gut zu rühren ist.“ Eckermann sagt in einer Aufzeichnung vom 28. Februar 1831: Göthe habe früh einen höheren Standpunkt der Ansicht in Spinoza gefunden, und er habe fortwährend mit Freuden erkannt, wie die Ansichten dieses großen Denkers den Bedürfnissen seiner Jugend gemäß gewesen seien. Er habe sich in Spinoza selber gefunden und so an ihm auf das Schönste befestigen können. Nun ja! Spinozistische Auffassungen mögen Göthe manche Anregungen gegeben haben — sicher aber gehörte Göthe nicht zu den Naturen, die ein Behagen darin finden, sich in ein fertiges, strenges System hineinzudenken. Den Standpunkt im Ganzen, den die Zeit einnahm, vorwaltend pantheistischer Denkweise, mögen bei Göthe auch spinozistische Studien gefördert haben. Kant, der ihm das religiöse Gebiet im Grunde frei und seiner Neigung überließ, wird aber an zehn anderen Stellen von Göthe ganz anders gefeiert, als Spinoza, und allerdings mit Recht — nur wie Göthe nun das, was wir oben in unserem Sinne Glauben nannten, unter diesen bei ihm im Denken vorwiegenden kantischen Einflüssen in unkenntlich abgemagerter und verschwinduchtelter Weise allein noch zu denken vermochte, muß man berücksichtigen, um eine Vorstellung davon zu erhalten, mit welchen Gedanken Göthe den ihm von Kant freigelassenen Raum erfüllte. Es ist in einem Gespräche vom 13. Februar 1831 die Rede vom Neuen Testamente und dessen Lectüre — und daß dessen hohe Anforderungen an unsere Willenskraft (die doch im Grunde nur darin bestehen, unseren Eigenwillen sterben zu lassen) auch eine Art kategorischer Imperativ sei — da äußert Göthe: „Besonders finden Sie den kategorischen Imperativ des Glaubens, welches sodann Mahomet noch weiter getrieben hat.“ An andern Stellen, wie gesagt, versteht er hauptsächlich unter Glaube nicht eine Kraft, sondern ein Verhalten der Ueberzeugung, was ihm viel Empfehlendes zu haben scheint vom Standpunkte der Bequemlichkeit aus, wie etwa ein berühmter Historiker, bei dem Referent noch Collegia gehört hat, nachdem er Niebuhr's Gründe gegen die Glaubwürdigkeit der ältesten Römischen Geschichte in deren herrschender Auffassung taliter qualiter dargelegt hatte, seine Kritik über diese Dinge damit schloß, daß er sagte: „man mag nun über das Einzelne denken, wie man will, am bequemsten bleibt es doch, die historische Existenz eines Romulus anzunehmen und daran wollen wir uns halten!“

(Schluß folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Donnabend den 2. Februar.

N<sup>o</sup> 10.

## Ueber Göthes Verhältniß zu Religion und Christenthum. Von Ludwig von Lantziolle, Legationsrath. Berlin, 1855. 8.

(Schluß.)

Von diesem selben Standpunkte aus allein rührt sich auch Göthe gegen eine Kritik der gläubigen Auffassung der heiligen Geschichte, indem er in einem Gespräche, was am 1. Februar 1827 aufgezeichnet ist, sagt: „Die Menschen können keine Ruhe halten und ehe man es sich versteht, ist die Verwirrung wieder oben auf. So rütteln sie jetzt an den fünf Büchern Moses, und wenn die vernichtende Kritik irgend schädlich ist, so ist sie es in Religionsfachen; denn hiebei beruhet Alles auf dem Glauben, zu welchem man nicht zurückkehren kann, wenn man ihn einmal verloren hat.“ Weshalb das nicht geschehen könne, sagt Göthe nicht — die Sache ist aber einfach, wer einen faulen Glauben hat und durch eine faule, nicht völlig zu Ende geführte Untersuchung darum gebracht ist, der wird ohne Zweifel auch zu faul seyn, die Untersuchung nun wirklich zu Ende zu führen und dadurch zum Glauben zurückzukehren.

Wenn wir Göthe nun schon hinsichtlich der Eigenschaften Gottes ganz in derselben bequemen Confusion finden, die seine Zeit im Ganzen auszeichnet, so noch entschiedener da, wo er sich in dem zweiten Theile seines Faust, der uns immer hat vorkommen wollen, wie versiffrirte, fragmentarische Studien über Religionsgeschichte, an die tieferen Lehren des Christenthums heranmacht. Da weist er z. B. im Juni 1831 einmal Eckermann auf die Verse hin:

Gerettet ist das edle Glied  
Der Geisterwelt vom Bösen:  
Wer immer strebend sich bemüht,  
Den können wir erlösen,  
Und hat an ihm die Liebe gar  
Von oben Theil genommen,  
Begegnet ihm die sel'ge Schaar  
Mit herzlichem Willkommen.

— und fügt hinzu: „in diesen Versen ist der Schlüssel zu Faust's Rettung enthalten. In Faust selber eine immer höhere und reinere Thätigkeit bis ans Ende und von oben die ihm zu Hülfe kommende ewige Liebe. Es steht dieses mit unserer religiösen Vorstellung durchaus in Harmonie, nach welcher wir

nicht bloß durch eigene Kraft selig werden, sondern durch die zukommende göttliche Gnade.“ — Wie äußerlich und wie herzensbürr hat sich hier Göthe an das tiefste Thema der christlichen Religion gemacht und wie schematisirend führt er seinen Gewinn dem Leser vor! Man sieht, er hat von der Römischen Rechtfertigungslehre Notiz genommen, sie sich *notitiae causa* zu eigen gemacht, aber in trockenster, oberflächlichster Fassung. Wie seine Zeit im Wesentlichen nach allen Seiten vom Pelagianismus gefangen war (was ja bei einer wesentlich pantheistischen Auffassung im Ganzen auch gar nicht anders seyn kann), so hängt ihm dieser Pelagianismus auch als Centnergewicht an den Füßen, wo er einmal zu einem höheren Gedanken emporsteigen will.

Kurz! Göthe's Macht und Kraft wurzelt nirgends im religiösen Gedanken, — womit einerseits nicht geläugnet seyn soll, daß er über einzelne sittliche Triebe und Verwickelungen, unsinnlich und aus einer unvermittelten, tieferen Fähigkeit heraus, zuweilen ein sehr gutes Wort gesagt habe, noch andererseits irgend seiner Schöpferkraft bei Production lebendiger, dichterischer Gestalten zu nahe getreten werden soll. Hätte ihn seine Zeit mit einer Atmosphäre tieferer Gedanken umgeben, die er in natürlicher Weise, wie im Athemholen die Luft in seiner Brust, so in seinem Geiste hätte bewegen müssen, so würde er ohne Zweifel ein ebenso herrlicher Reflector dieser tieferen Auffassungen gewesen seyn, wie er jetzt ein herrlicher Reflector der religiösen Flächheit seiner Zeit gewesen ist, der er in seinen Werken ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat — wobei nur auch das hervorzuheben ist, daß er auch für die Reste tieferen Geisteslebens, die eben bequem in seinem Wege lagen, Sinn bewiesen und dadurch andere nach dieser Seite angeregt hat. Die f. g. romantische Schule, diese Richtung des Durchprobirens aller Formen und Gattungen der Dichtung und zwar der Dichtung aller Völker und Zeiten auf einen tieferen Gehalt, bei welchem Durchprobiren Caricaturen genug erwachsen sind, aber — und das soll man nie vergessen, auch edlere Nahrungstoffe in Menge den Geistern unsern Volkes wieder zugeführt worden sind, wurzelt ja doch hauptsächlich in solchen von Göthe ausgegangenen Anregungen, wodurch er dann (außerdem, daß er seine Zeit klar wieder gespiegelt hat) auch den ersten leisen Schritt zu der in ihr beginnenden Entwicklung zum besseren zugleich gethan hat. So etwas mußte ihm aber natürlich, unbefinnlich, unmittelbar aus der Hand kommen, wo er dessen



fähig seyn sollte — und das führt uns zum Schlusse wieder dazu zurück, daß Göthe's religiöse Gedanken überall den Charakter der Bequemlichkeit an sich tragen und nicht weiter reichen als die Bequemlichkeit. Er hat darüber auch selbst ein gewisses Bewußtseyn, denn z. B. ein am 25. Februar 1824 von Edermann aufgezeichnetes Gespräch über Unsterblichkeit schließt er unter anderem mit den Worten: „Die Beschäftigung mit Unsterblichkeits-Ideen ist für vornehme Stände und besonders für Frauenzimmer, die nichts zu thun haben. Ein tüchtiger Mensch aber, der schon hier etwas ordentliches zu sehn gedenkt, und der daher täglich zu streben, zu kämpfen und zu wirken hat, läßt die künftige Welt auf sich beruhen und ist thätig und nützlich in dieser.“ —

Das Beste, was er nach der religiösen Seite gesagt hat, findet sich vom 4. Februar 1829 in folgenden Worten: „Die christliche Religion ist ein mächtiges Wesen für sich, woran die gesunkene und leidende Menschheit von Zeit zu Zeit sich immer wieder emporgearbeitet hat; und indem man ihr diese Wirkung zugesieht, ist sie über aller Philosophie erhaben und bedarf von ihr keiner Stütze“ — und doch wie unfruchtbar erweist sich in seinem Herzen dies ungeheure Wort, was zeigt, daß er im Stande gewesen wäre, das Christenthum als welthistorische, weltbezwingende, als die realste Thatsache zu begreifen — wie unfruchtbar bleibt ihm dies Wort, da er im Stande ist, in dem unmittelbar Folgenden die Auferstehung Christi als eine Legende zu bezeichnen. Als wenn jemals, so lang und breit die Geschichte ist, aus einer Lüge eine Macht hätte erwachsen können!

H. L e o.

## Wie sieht es in den Deutschen Gefängnissen aus?

### Ein Reisebericht.

Durch die Munificenz des Königl. Hannov. Justizministeriums veranlaßt, die bedeutendsten Strafanstalten Deutschlands zu besuchen, entspreche ich gern der Aufforderung der Redaction, die gesammelten Erfahrungen und die daran sich knüpfenden pia desideria hier auszusprechen.

Alle Strafanstalten haben den Zweck, der Gerechtigkeit zu dienen, in ihnen straft der Staat diejenigen, die von ihrer Freiheit einen gesetzwidrigen Gebrauch gemacht haben also, daß er ihnen die Freiheit entzieht und sie auf einen bestimmt abgegränzten Raum, auf ein bestimmtes Haus beschränkt. Damit thut die Obrigkeit im Staate nach der ihr von Gott gegebenen Vollmacht, als Stellvertreterin Gottes auf Erden Recht zu sprechen. Als solche hat sie nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht zu strafen. Dieser Pflicht ist aber keinesweges schon dadurch genügt, daß die Strafe vom Richter erkannt werde, sondern es ist eben so nothwendig, für deren sorgfältige Vollstreckung Sorge zu tragen. Eine Criminal-Justiz, welche diesen letzten Punkt nicht eben so sorgfältig ins Auge faßte, als den ersten, müßte ganz entschieden als eine mangelhafte bezeichnet

werden, und schon im Interesse der öffentlichen Sicherheit würde gefordert werden müssen, daß diesem Mangel abgeholfen werde. — Will nun aber der Staat kein heidnischer, sondern ein christlicher seyn, so kann er auch dabei nicht stehen bleiben; sondern er muß nun auch die Strafe im christlichen Sinne vollziehen, d. h. so, daß sie dem Gefangenen zur Besserung, zur Bekehrung dienen könne. Indem der christl. Staat einem Menschen, zur Strafe, die Freiheit, nach eignen Entschliessungen zu handeln, entzieht, übernimmt er damit die heilige Verpflichtung, nun selbst für diesen Menschen zu sorgen, ihn so zu leiten, wie es seinem wahren Heile am förderlichsten ist, alles das zu thun und zu unterstützen, wodurch die Strafe bessernd einwirken kann.

Es müssen demnach in jeder Strafanstalt zwei, und nur zwei, leitende Principien bestehen: 1. Strafe, 2. Besserung. Der Erwerb darf niemals als drittes Grundprincip neben diesen beiden auftreten, wo dies in einer Strafanstalt geschieht, ist es als unchristlich, ja unsittlich zu verwerfen. Der Erwerb darf in der Strafanstalt niemals Selbstzweck werden, sondern ist stets nur als ein Mittel zu gebrauchen, um die beiden andern Zwecke zu unterstützen.

Welche Mittel hat denn nun der Staat, um durch die Strafe zu bessern?

Wir antworten: der Staat hat in sich selbst gar keine Mittel, um in der Strafanstalt wahrhaft bessernd einwirken zu können, denn die Bekehrung eines Menschen ist ein Act der höchsten sittlichen Freiheit, kann mithin nicht befohlen werden. Es gibt auf der ganzen weiten Erde nur ein einziges Mittel, welches im Stande ist, den Menschen zu bessern, welches ist: das Wort Gottes. Dieses Mittel zu gebrauchen ist aber nicht Sache des Staates, sondern der Kirche. Durch die Diener der Kirche allein kann Gottes Wort den Herzen der Menschen nahe gebracht werden. Will also der Staat wirklich mit ganzem Ernst in den Strafanstalten Besserung erzielen, so bleibt ihm nichts Anderes übrig, als sich zu diesem Zwecke aufs Innigste mit der Kirche zu verbinden. Er muß also in den Strafanstalten der Kirche Raum lassen, durch Darreichung der Gnadenmittel, ihre kranken Glieder zu warten, zu pflegen und wo möglich zu heilen. Es wird also dem Staat gar sehr daran gelegen seyn müssen, daß die Mahnung: „Laßt euch versöhnen mit Gott!“ jedem Einzelnen nicht nur nahe gebracht, sondern auch verständlich gemacht werde; mithin alles das zu gewähren, was dieses Verständlichmachen des Gnadenrufs erfordert, d. h. er wird Sorge tragen müssen, daß der Gefangene in Allem belehrt, unterrichtet werde, was ihm zu diesem Verständniß helfen kann. Wird aber die Thätigkeit der Kirche mehr beschränkt, als der Strafzweck erfordert, so ist der Staat verantwortlich dafür, wenn die Besserung nicht erreicht wird; denn von dem guten Baum der Kirche sind nur dann gute Früchte zu erwarten, wenn dieser in seiner Ausbreitung und seinem Wachsthum nicht gewaltsam gehemmt wird. —

In welcher Weise nun diese beiden Zwecke, Strafe und Besserung vom Staat wie von der Kirche in den Strafanstalten



Deutschlands verfolgt werden, darüber soll der folgende Bericht einige Mittheilungen enthalten.

### I. Wie wird dem Strafzweck entsprochen.

Werfen wir zuerst einen Blick auf alle Strafanstalten mit gemeinschaftlicher Haft, wie sie in Berlin, Cöln, Brandenburg, Celle, Hameln u. s. w. sich finden, so müssen wir bekennen, daß in allen diesen Anstalten der erste Zweck der Strafanstalten, die Strafe, nur höchst mangelhaft erreicht wird, und zwar mangelhaft in doppelter Hinsicht, insofern ein Theil der Gefangenen von der Strafe härter, ein anderer, der größere Theil, viel geringer betroffen wird, als der Urtheilsspruch der Richter beabsichtigt. An Andern dagegen wird der Strafzweck gar nicht erreicht, weil sie in diesen Anstalten keinerlei Strafe erleiden.

Zu hart, d. h. härter als das Strafurtheil beabsichtigt, werden alle diejenigen betroffen, die aus den s. g. gebildeten Ständen herkommen, alle, die eine gute Erziehung genossen haben und nun zum ersten Mal in eine solche Strafanstalt kommen. Das Criminalgericht hat verfügt, sie auf eine gewisse Zeit von der bürgerlichen Gesellschaft auszuschließen, sie der mißbrauchten Freiheit zu berauben, und die Gerechtigkeit ersorderte, daß die Vollstreckung der Strafe nicht härter ausfiele, als das Gericht beabsichtigte. Aber was geschieht? Man entzieht diesen Menschen nicht bloß ihre Freiheit, sondern man bringt sie in eine Gemeinschaft der verworfensten, der rohesten Menschen, die sich eine Lust daraus machen, grade solche mit ihren Gemeinheiten zu quälen, zu verspotten, zu ärgern, zu verläumden und auf alle mögliche Weise zu belästigen, und das um so mehr, je weniger sie mit einzustimmen geneigt sind. Es gibt auch kein Mittel, sie gegen diese Rohheit zu schützen, so lange sie in dieser Gemeinschaft bleiben. Dieser Uebelstand beginnt schon in den Untersuchungsgefängnissen, von wo aus die verderblichen Folgen oft durch die ganze Lebenszeit des Gefangenen sich hinziehen. Wie oft hat Schreiber dieses es selbst aus dem Munde solcher Gefangenen gehört: die Strafe der Gefangenschaft wollte ich gern tragen, wenn ich nur nicht in solcher schrecklichen Gemeinschaft zubringen müßte. Diese Härte ist aber vom Gericht nicht beabsichtigt und trifft deshalb den so Gestraften mit Unrecht.

Während diese zu hart von der Strafe getroffen werden, so ist ein anderer, größerer Theil, der zu gering, oder gar nicht davon betroffen wird, das sind fast alle wiederholt rückfälligen Diebe und Säufer. Man braucht einen solchen nur zu beobachten, wenn er die Anstalt betritt, um sich sofort zu überzeugen: dieser leidet hier keine Strafe. Da ist keine Spur von Verlegenheit oder Befangenheit, mit sicherem Schritt tritt er in die alten wohlbekannten Räume ein, begrüßt rechts und links alte Freunde und Bekannte, die ihm die Hände zum freundlichen Willkommen entgegen strecken. Mit leichter, sicherer Hand ergreift er die ihm zugewiesene Arbeit, er kennt die Handgriffe aus früheren Strafzeiten aufs Genaueste, und während der Neuling mit Angst an sein zu lieferndes Pensum denkt, ist ihm das nur Spielwerk. Kommt der Schluß der Arbeit, so beginnt

in den verschlossenen gemeinsamen Localen der Bericht über alle Erlebnisse seit seiner Abwesenheit. So bleiben sie Alle stets in genauester Kunde von Allem, was sich draußen irgend für sie Interessantes begibt, und was so in einem Local berichtet ist, macht mit unglaublicher Schnelligkeit die Kunde durch das ganze Haus. — Ich bin oft gefragt, wie es zugehe, daß die Gefangenen so genau Bescheid wissen von den Ereignissen draußen, was zumalen in aufgeregten Zeiten, wie im Jahre 1848, seine Gefahren hat; das geht ganz natürlich zu, die neu Ankommenen bilden allemal die lebendige Zeitung. — Zur Strafe sind sie hergesandt, aber sie fühlen sich im Kreise ihrer Bekannten und Gesinnungsgenossen so wohl, sie sind hier auf öffentliche Kosten in einem ihnen so sehr zusagenden Clubb vereinigt, daß sie oft beim Abgange schon die Zurückbleibenden mit ihrer baldigen Wiederkehr trösten. So manche haben es mir schon offen bekannt, daß sie lieber blieben, als fortgingen, Viele denken mit Schrecken an den Tag ihrer Entlassung. Was ist natürlicher, als daß diese bei der ersten Gelegenheit irgend einen Diebstahl begehen, um sich dadurch das Recht des Eintritts in diese Strafanstalt aufs Neue zu sichern. Diese Alle leiden also entweder gar keine Strafe, oder doch nicht in dem Maaße, als sie erkannt ist, und das ist wiederum ein Mangel in der Criminal=Justiz.

Was soll nun aber geschehen, damit die Strafe als solche empfunden werde?

Man hat wohl gesagt, die Gefangenen haben es zu gut in den Anstalten, man muß sie härter behandeln, um ihnen dadurch die Lust des Wiederkommens zu verleiden. Dieses ist aber unmöglich. Soll der Staat etwa die Rohheit und Verunsicherheit dieser Leute mit noch größerer Roheit bekämpfen? das würde zur Barbarei führen und — wehe dem Sieger in diesem Kampfe! Will man die Gefangenen nicht etwa in langsamer Weise tödten, so müssen sie satt essen und trinken, müssen Wärme und Kleidung haben. Das ist freilich oft mehr, als ein armer Arbeiter draußen sich verschaffen kann; das ist aber nicht zu ändern. Der freie Arbeiter kann im schlimmsten Falle Andere um Hilfe ansprechen, sich sein Brod suchen, dem Gefangenen aber muß das Nöthige gebracht werden. Von dieser Seite läßt sich eine gerechtere Strafvollstreckung nicht herstellen. Soll dies geschehen, so bleibt nichts Anderes übrig, als daß wir die Gefangenen wirklich von aller Gemeinschaft gänzlich abschließen, sie isoliren. Die Strafe wird demnach schwerlich anders in gerechter Weise vollstreckt werden können, als wenn ein großer Theil der Gefangenen beständig, außer der Arbeitszeit aber Alle isolirt werden. Das empfindet man, so wie man die Anstalten in Bruchsal (Baden) oder in Dreierbergen (Mecklenburg) betritt. Hier hat Keiner unter der Gemeinschaft zu leiden, aber auch an Keinem wird der Strafzweck durch die Gemeinschaft vereitelt. Man begegnet in diesen Anstalten nur ernstern Gesichts, denen man es anmerkt, daß sie nicht um des Vergnügens willen hier sind.

Aber die Kosten? Isolirgefängnisse sind theure Anstalten,



sagt man, das ist freilich wahr, läßt sich aber nicht ändern, wenn man gerecht strafen will. Scheut doch der Staat keine Kosten, so lange es gilt, einen Menschen zur Strafe zu bringen. Immer größer wird die Zahl der Ober- und Unterbeamten, welche die Criminal-Justiz beschäftigt, und es fällt keinem Menschen ein, zu sagen, man müsse hier sparen. Man würde es lächerlich finden, wenn Jemand forderte, man solle lieber gewisse Verbrechen aus der Zahl der criminalia streichen, unbestraft lassen, um den Criminalkosten-Fonds nicht zu sehr zu belasten. Was nützt es aber, alle möglichen Kosten aufgewendet zu haben, um im Stande zu seyn, einen Menschen zur Strafe zu ziehen, wenn diese Strafe nachher entweder gar nicht oder nicht gerecht vollzogen wird? Dann hätte füglich auch die ganze, theure erste Proceßur unterbleiben können. Fordert aber die öffentliche Sicherheit, solche Menschen unschädlich zu machen, so fordert sie eben so sehr eine gerechte Strafe, denn sonst kehrt derselbe Mensch immer als gewandterer Dieb wieder in die bürgerliche Gesellschaft zurück und wird immer gefährlicher. — Wird hiernach dem Strafzweck nur mangelhaft entsprochen, so fragt sich weiter:

## II. Wie wird dem Zweck der Besserung entsprochen?

Hier kommen beide Faktoren, Staat und Kirche in Frage. Wir prüfen zuerst, was thut der Staat zu diesem Zwecke?

Die Regierungen aller Deutschen Staaten erkennen an, daß das Wort Gottes ein Mittel zur Besserung ist. Deshalb ist an fast allen größeren Strafanstalten ein Prediger des Wortes und meistens auch ein Lehrer angestellt, welche vom Staate besoldet werden. Zu dieser Erkenntniß mußten die Regierungen schon auf dem ganz natürlichen Wege der Erfahrung gelangen. Man hat es auf alle mögliche Weise versucht, man hat in der Behandlung der Gefangenen die ganze Stufenleiter von der größten Härte bis zur größten Milde durchgemacht und — Nichts erreicht. Die Verschlechterung in den Gefängnissen ward immer größer, immer allgemeiner. Man wurde gezwungen, diesem Gegenstande mehr Aufmerksamkeit zu schenken, und überzeugte sich bald, daß nach dem bisherigen Verfahren eine Besserung der Gefangenen nicht zu erwarten sey. Man erkannte und mußte erkennen, daß auch durch die härteste Behandlung ein Gefangener wohl furchtsamer, vorsichtiger, raffinirter, aber nicht gebessert werde. Ganz natürlich, mit Schlägen und Rodspeisen kann man auch Bären zähmen, zum Gehorsam bringen, aber was hilft's? Die Bärennatur bleibt und wird, kommt die Gelegenheit, sicher wieder hervorbrechen. Wie sollen dieselben Mittel hinreichen, die verderbte Natur eines Menschen zu ändern?

Dies erkennt der Staat an und läßt deshalb allen, oder doch fast allen (denn die Untersuchungs- und Polizeigefangenen sind leider noch in einzelnen Staaten davon ausgeschlossen) Gefangenen Gottes Wort predigen. — Ist's denn nun seitdem besser geworden?

In etlichen Anstalten wohl, aber bei Weitem in den meisten nur wenig, sehr wenig. Wie geht das zu? Ist Gottes

Wort auch wirkungslos? O nein, das kommt daher, daß man wohl Gottes Wort, oder die Gnadenmittel der Kirche als ein Mittel zur Besserung neben andern gelten läßt, aber noch nicht als das einzige Mittel. Erst wenn diese Wahrheit anerkannt wird, wird man auch dahin kommen, dieses Mittel zur ganzen, vollen Anwendung zu bringen, und erst dann kann man auch mit Recht bessere Resultate erwarten. (Daß damit die Arbeit nicht aus-, sondern recht eingeschlossen seyn soll, versteht sich von selbst und wird später bei der Beschäftigung der Gefangenen hiervon zu reden seyn.) Schreibt doch jeder Arzt seinem Kranken neben der Arznei eine bestimmte Diät vor, und erklärt die Arznei für unwirksam, wenn diese nicht beobachtet werde. Also auch im Geistlichen, werden nicht die großen Hindernisse hinweggeräumt, die der Wirkung des Wortes Gottes in den meisten Strafanstalten entgegenstehen, so kann man auch keine Frucht erwarten.

Was muß nun zu diesem Zwecke geschehen?

1. Der Gefangene muß so gestellt werden, daß das gehörte oder gelernte Wort Gottes ihm nicht durch die Bosheit oder den Muthwillen seiner Umgebung geflüßentlich geraubt werde, er muß von seinen verderbten Genossen abgesondert, isolirt werden. Forderte dieses schon der Strafzweck, so muß der andere Zweck, die Besserung, dieselbe Forderung noch viel dringender geltend machen.

Werfen wir zu dem Ende einen Blick in eine Strafanstalt mit gemeinsamer Haft. Es ist Sonntag, der Gottesdienst ist zu Ende; die Gefangenen werden nun je 10, 20, ja 40 bis 50 in eine gemeinsame Zelle eingeschlossen. Gearbeitet wird heute nicht, lesen können oder wollen Viele nicht, man sucht sich die Zeit mit allerlei Unterhaltung zu vertreiben. Kein besserer Stoff, als die eben gehörte Predigt; der Zungenfertigeste führt das Wort und läßt kein gutes Haar weder an der Predigt, noch an dem Prediger. Der innere Trotz, der natürliche Hochmuth, der Haß gegen alle göttliche und menschliche Ordnung macht sich hier Luft; da ist der Prediger ein Lügner, der nur so reden muß, weil er dafür bezahlt wird, aber selbst nicht daran glaubt. Wer wollte noch so dumm seyn, sich daran zu kehren. Dann, fährt irgend ein Bösewicht fort, jetzt will ich euch eine Predigt halten, wie man geschickt stehlen, rauben, huren, faulen und fressen kann. Er erzählt, wie geschickt er's anzufangen wisse, die Obrigkeit und die Vorgesetzten zu belügen und zu betrügen. Dabei stellt er sich viel schlechter dar, als er ist; er renommirt mit seiner Schlechtigkeit, um sich dadurch bei den Andern in Respect zu setzen, was ihm auch leicht gelingt. Wenige werden den Muth haben, ihm zu widersprechen. Je öfter er schon in den verschiedenen Strafanstalten gewesen ist, je mehr gilt er als eine Auctorität, um so größer ist sein Ansehen unter seines Gleichen. — Die Besseren, die in der Kirche wirklich von Gottes Wort ergriffen waren, schweigen still, um sich nicht dem Spott jener Bösewichter auszusetzen. Wagt es gar Jemand, solches zu verbieten oder mit Anzeige zu drohen,

**Beilage.**



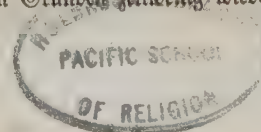
so heißt es: hier sind wir nicht in der Kirche, hier können wir reden, was wir wollen; du bist nichts besser, dafür trägst du eine Nummer so gut als wir. Wirklich Anzeige zu machen wagt nicht leicht Jemand, weil es unter den Sträflingen kein schlimmeres Verbrechen gibt, als Verrath. Wagt er es doch, so sieht er sich der schlimmsten Behandlung ausgesetzt. Es kommt vor, daß ein solcher beim Hinabsteigen der Treppen Abends niedergeworfen und ihm eine Rippe zerbrochen wird, ohne daß man den Thäter zur Strafe ziehen kann, weil er behauptet, er sey selbst gefallen, wozu es ihm an Zeugen nicht fehlt. So wird es in den meisten Fällen schwer halten, die Wahrheit zu ermitteln. Ich wünschte nichts sehnlicher, als daß die regierenden Herren, oder alle Gegner der Isolirung Sonntags einmal unbemerkt durch die Gänge einer gemeinsamen Strafanstalt wanderten und die in den Zellen geführten Gespräche mit anhörten, sie würden bald überzeugt werden, daß in diesen Räumen die Predigt des Wortes Gottes nicht viel Frucht schaffen kann. So vorbereitet kommen sie dann zum nachmittäglichen Gottesdienst und man wird gestehen müssen, daß es immer nur eine wunderbare Ausnahme seyn kann, wenn an einem so situirten Gefangenen das Wort Gottes Segen bringen soll. Dasselbe Spiel wiederholt sich nun an jedem Abend.

Es ist billig und durchaus wünschenswerth, daß man dem Gefangenen nach geendeter Arbeitszeit noch ein oder zwei Stunden Zeit lasse, ein Buch zur Hand nehmen zu können. So geschieht es auch in allen Hannoverschen Anstalten. Aber was dem Gefangenen zum Heil gegeben, wird ihm, grade wie so vielen Menschen der Sonntag, eine Ursach des Verderbens; denn das ist jetzt eben die Zeit, wo die alten Zuchthäusler die jungen recht systematisch zu Verbrechern ausbilden, wo Compote gestiftet und gemeinsame Verbrechen nach beendeter Strafzeit verabrebet werden. Es ist eine Sache der Erfahrung, daß alle schweren, raffinirten Verbrechen von entlassenen Sträflingen verübt werden. Die Geschichte des Carsten Hinz wiederholt sich oft. — Dieser Uebelstand kann und wird nicht anders beseitigt werden, als durch Zerstörung dieser Gemeinschaft, durch Isolirung aller Sträflinge außer und vieler auch während der Arbeitszeit. So geschieht es in Bruchsal, in Dreiebergen und theilweise auch in Moabit bei Berlin.

In Bruchsal ist das Isolirsystem am consequentesten durchgeführt. Alle Gefangenen, mit wenigen Ausnahmen, bleiben von ihren Mitgefangenen gänzlich, aber nicht von ihrem Geistlichen und andern Personen, von denen man eine gute Einwirkung hoffen kann, ausgeschlossen. Auch in der Kirche und Schule sitzt jeder in einem besondern Bretterverschlag, worin er Niemand anders, als seinen Prediger und Lehrer sehen und von diesen gesehen werden kann. Wenn nun auch die Durchführung der Isolirung bis zu dieser äußersten Consequenz nicht überall noth-

wendig, ja nicht einmal räthlich ist, so wird doch das Princip selbst von Allen als das einzig richtige anerkannt werden müssen; sowohl um gerechte Strafe, als um Besserung zu erzielen. Welcher Geistliche einer Strafanstalt mit gemeinsamer Haft wird von seiner Anstalt sagen können, was der jetzige D.R.R. Heintz, der 6 Jahre an der Strafanstalt zu Bruchsal gestanden, von dieser bezeugt, daß, soweit menschlicherweise sich dergleichen beobachten lasse, er überzeugt sey, daß kein Sträfling die Anstalt schlechter verlassen, als er sie betreten. Meine Erfahrung zwingt mich zu dem Bekenntniß, daß unsre Anstalt gewiß Vielen eine Schule des Verderbens geworden ist, und alle Geistlichen an Anstalten mit gemeinsamer Haft werden mehr oder minder dasselbe bezeugen.

Es ist sonach wohl mit Sicherheit anzunehmen, und der bestimmte Ausspruch so vieler Anstaltsbeamten berechtigt dazu, daß unter 100 Männern von Fach, die das Gefängnißwesen aus eigener Erfahrung kennen, sich mindestens 90 für das Princip der Isolirung mit größeren oder geringeren Modificationen entscheiden werden. Der Widerspruch des allerdings genialen Obermaier zu München wird am besten dadurch gehoben, daß sein ganzes künstliches Strafsystem noch von Keinem nachgeahmt ist, und sicher mit ihm selbst sterben wird, weil es eben gar kein System, sondern nur eine künstlich durchgeführte Phantasie des in seiner Weise genialen Herrn Obermaier ist. — Allerdings möchte ich das System nur bedeutend modificirt zur allgemeinen Geltung gebracht sehen. Dahin rechne ich, daß in jeder Anstalt mit strenger Einzelhaft, mehr oder weniger, je nach der Strafdauer, Raum für gemeinsame Arbeit unter Aufsicht gelassen werde. Nicht alle Gefangene sind gleich zu behandeln, so wenig wie alle Kranke. Der Director Fueslin zu Bruchsal sagt in der Vorrede zu seinem Buche: „die Einzelhaft“, S. VIII: „ich erkenne keineswegs die Nothwendigkeit, in jedem Zellengefängnisse eine Abtheilung mit gemeinschaftlicher Haft für gewisse zur Einzelhaft weniger geeignete Charaktere und für die zu langer Strafe Verurtheilten beizubehalten.“ Danach hat man auch in Bruchsal einige Wenige zu gemeinsamer Arbeit zusammengebracht, und ich zweifle nicht, daß ihre Zahl sich mit der Zeit vermehren wird. Also beides muß neben einander möglich seyn, schon damit der Einfluß der Bessern auf die Andern nicht unmöglich gemacht werde. Der Uebergang von der Einzelhaft zu gemeinsamer Arbeit darf aber niemals von der Subjectivität weder des Gefangenen, noch der Beamten abhängig gemacht werden, sondern muß gesetzlich geregelt werden, sonst würde die Heuchelei, wie das Drängen und Treiben bei Vielen, nie aufhören. Gesetzlich müßte etwa feststehen: jeder Gefangene muß zuerst eine bestimmte Zeit, vielleicht das erste Jahr seiner Haft, isolirt bleiben, tritt dann in gemeinsame Arbeit unter Aufsicht, kann aber aus disciplinarischen Gründen zeitweilig wieder





isolirt werden. Außer der Arbeitszeit bleiben in der Regel Alle isolirt.

Besonders wohlthätig, ja dringend nothwendig wäre diese Isolirung für alle zum ersten Mal criminell Bestraften, um diese vielleicht noch Rettbaren nicht gradezu dem Verderben Preis zu geben. Wiederholt rückfällige Verbrecher können freilich nicht mehr anders gestraft werden, als durch Isolirung, aber man muß dabei allerdings bekennen, daß es eine ziemliche Zahl alter in Sünden ergrauter Spitzhuben gibt, für die, menschlicherweise geredet, die Kosten einer Isolirzelle eine offenbare Verschwendung wären, weil voraussichtlich doch kein günstiger Erfolg zu erwarten ist; für diese wäre anderweitig Sorge zu tragen, davon unten sub 3.

(Fortsetzung folgt.)

## Nachrichten.

### Württemberg. Bericht über die „Gesellschaft für die Sammlung des Volkes Gottes in Jerusalem.“

Ihrer an mich ergangenen Aufforderung suche ich nachzukommen, indem ich Ihnen über die „Gesellschaft für die Sammlung des Volkes Gottes in Jerusalem“ Bericht erstatte, die sich vor einiger Zeit bei uns gebildet und in das Leben unserer religiösen Gemeinschaften viel Bewegung gebracht hat.

Die „Gesellschaft für die Sammlung des Volkes Gottes in Jerusalem“, an deren Spitze der Herausgeber der „Süddeutschen Warte“, Christoph Hoffmann, ein Sohn des bekannten Gründers der Gemeinde Kornthal, ein begabter und wissenschaftlich sehr gebildeter Theologe steht, der jedoch nie in den Kirchendienst getreten ist, trifft darin mit den in unserer Zeit besonders zahlreichen außerkirchlichen Parteien und Secten zusammen, daß sie eine vom Weltwesen völlig gereinigte, einzig und allein auf das göttliche Gesetz gegründete und von Christi Geist erfüllte Gemeinschaft der Auserwählten nach dem Muster der ersten apostolischen Gemeinde gründen will. Die Kirche, die Evangelische wie die Katholische, in ihrer Verbindung mit dem irdischen Staat ist ihr Babel und der Verfall derselben erscheint ihr so groß, daß sie eine Erneuerung und Wiederbelebung für durchaus unmöglich, einen völligen Neubau dagegen für unerläßlich nothwendig erklärt. Hierbei bleibt sie aber nicht stehen, sie geht einen höchst bedeutungsvollen Schritt weiter, indem sie sagt, dieser Neubau sey innerhalb der bestehenden geselligen, bürgerlichen und politischen Zustände gar nicht möglich, weil auch diese, wie die kirchlichen, so heillos seyen, daß ihnen der unabwendbare Untergang drohe. Sie erklärt darum beides für nothwendig, nicht nur eine kirchliche, sondern auch eine staatliche Neuschöpfung, und nimmt mithin nicht blos das kirchliche Gebiet, sondern auch das Feld der Politik für sich in Anspruch. Sie betrachtet mit einem Wort Gründung eines neuen Volks, eines Volkes Gottes als ihre Aufgabe; sie will einen theokratischen Staat aufrichten, in welchem das göttliche Gesetz zu seiner vollkommenen Geltung gelangen und alle menschlichen Verhältnisse im Großen wie im Kleinen ordnen und beherrschen soll. Dies und dies allein mit Ausschluß aller anderen Bestrebungen sieht sie als ihre Aufgabe in

unserer Zeit an. Was auch in der Kirche durch das ordentliche Amt oder durch die freien Thätigkeiten der inneren Mission möge gethan werden, wie wohlgemeint es auch sey, wie viele der edelsten Kräfte sich auch darin verzehren mögen, das alles bringt nie und nimmer eine durchgreifende Wirkung hervor und ist nicht im Stande, den drohenden Untergang zu verhindern oder auch nur aufzuhalten; es können dadurch höchstens einzelne gerettet werden, im Ganzen bleibt es doch beim alten. Wir müssen vielmehr ins Große wirken, auf die Rettung des Ganzen hinarbeiten und daher nicht mehr mit kleinen Mitteln operiren, sondern ein System großer Mittel in Anwendung bringen. Das Predigen von Buße, das Vorhalten des göttlichen Gesetzes hilft nichts; wir müssen ein Volksleben herstellen, in welchem thatächlich Buße gethan ist und das göttliche Gesetz in Vollzug gesetzt wird. Da dies aber, wie gesagt, in unseren hieutigen Zuständen und Verhältnissen nicht möglich ist, da zudem die Weissagungen der Heiligen Schrift das Gelobte Land als den Schauplatz bezeichnen, auf welchem diese kirchlich-politische Neuschöpfung vor sich gehen müsse, so erklärt die „Gesellschaft“ Auswanderung in das Heilige Land für die unerläßliche Bedingung zur Ausführung ihres Plans.

Es erhellt aus dem Gesagten, daß die „Gesellschaft“ den Ausdruck „Volk Gottes“ nicht etwa blos in dem üblichen geistlichen Sinn nimmt, nach welchem man die in der Welt zerstreuten, nur durch unsichtbare Geistesbände verbundenen Kinder Gottes darunter versteht, sondern daß sie einen streng politischen Begriff damit verbindet, daß sie somit vor einem Unternehmen nicht zurückschreckt, welches nicht blos mit dem Jüdischen und Solonischen, sondern sogar mit dem Mosaischen auf eine Linie sich stellt. Wenigstens hat der Leiter der „Gesellschaft“ von diesem Character seines Unternehmens ein klares Bewußtseyn. Dasselbe ist somit auch wohl zu unterscheiden von dem Auswanderungs- und Colonisationsversuchen im Heiligen Land, die neuerdings z. B. vom Rhein und von Hessen aus gemacht worden sind, sofern diese blos Gründung einzelner Gemeinden im Auge hatten. Und sicher muß unsere Verwunderung noch mehr steigen, wenn wir bedenken, daß es sich bei diesem Plan nicht blos um die Schöpfung eines, sondern des Volkes Gottes handelt, des Volkes Gottes im eminenten Sinn, welches nach der Weissagung die Wohnung Gottes unter den Menschen seyn wird, von dem der schöne Glanz Gottes über die Nationen der Erde anbrechen und durch welches das Geheimniß Gottes, das Er den Propheten verkündigt hat, vollendet werden soll.

Die Unternehmer sind fest versichert, nicht nur, daß dieses heilige Volksleben, dieser ideale Gottesstaat, zu dessen Gründung nach der allgemeinen und auf die Schrift gegründeten Ansicht der Gläubigen die Zukunft Christi nöthig ist, durch sie hergestellt werden könne, sondern daß dadurch auch dem allgemeinen Verderben und drohenden Untergang sicher gesteuert werden würde; denn bald, glauben sie, würde dieser blühende Musterstaat die Augen der Welt auf sich ziehen und die Völker zur Nachahmung reizen und so das Wort der Weissagung erfüllt werden: „In den letzten Tagen wird der Berg, darauf des Herrn Haus stehet, gewiß seyn höher denn alle Berge und über alle Hügel erhoben seyn. Und die Völker werden herzufliehen und viele Heiden werden gehen und sagen: kommt, laßt uns hinauf zum Berge des Herrn gehen und zum Hause des Gottes Jakobs, daß er uns lehre seine Wege und wir auf seiner Straße wandeln; denn von Zion wird das Gesetz ausgehen und des Herrn Wort von Jeru-



Jerusalem. Er wird unter großen Völkern richten und viele Heiden strafen in fernen Ländern. Sie werden ihre Schwerter zu Pflugschaaren und ihre Spieße zu Sicheln machen. Es wird kein Volk wider das andere ein Schwert aufheben und werden nicht mehr kriegen lernen“ (Micha 4, 1—3). „Wir wollen also, sagt Chr. Hoffmann, nicht nach Jerusalem fliehen, um Deutschland und die Christenheit dem Verderben zu überlassen, sondern gerade in Jerusalem wollen wir für unser Volk erspriesslich und erfolgreich wirken; den feindlichen Mächten, welche der Erreichung der Absicht Gottes an der Menschheit im Wege stehen, wollen wir am entscheidenden Platz und mit der Gewißheit des Siegs entgegen treten.“

Schon daraus, daß die „Gesellschaft“ sich berufen glaubt, die auf die Sammlung des Volks Gottes in Jerusalem bezüglichen Verheißungen in Ausführung zu bringen, so wie daraus, daß sie sich mit ihrer Aufforderung zur Sammlung vorzugsweise an die jetzigen Christen, also an die „Heiden,“ wendet und nothwendig wenden muß, geht hervor, daß sie die auf die Sammlung des Volkes Gottes in Jerusalem und auf den Besitz des Heiligen Landes bezüglichen und die anderen damit zusammenhängenden Verheißungen nicht, wenigstens nicht vorzugsweise, auf das Volk Israel bezieht. Ihre Ansicht über diesen Punkt scheint mir nicht klar und in sich widersprechend zu seyn. Hoffmann gibt ausdrücklich zu, daß „die Sammlung in Jerusalem von den Propheten einstimmig dem Volk Israel verheißen sey, dem Volk also, das nicht nur von Abraham, sondern insbesondere von dessen Sohn Isaak stamme“; dann aber erklärt er wieder, es stehe das Recht, nach den Verheißungen Gottes für Israel und zwar für diese, wie für die künftige Erde, zu streben, jedem ganz ebenso sehr zu, wie einem Abkömmling des jüdischen Stammes“; denn die Verheißungen in Betreff des Besitzes Canaans seyen dem geistlichen Israel gegeben, welches aus Juden und Heiden bestehe; ja es kommen Aeußerungen bei Hoffmann vor, aus welchen man schließen kann, er sehe es für gleichgültig an, wenn auch Juden an dem Besitz Canaans gar keinen Antheil nehmen würden.

Ich glaube im Bisherigen das Nöthige zur Characterisirung des Unternehmens gesagt zu haben und gehe nun zur Geschichte desselben über. Diese führt uns auf den Vater unseres Hoffmann, den Gründer Kornthals zurück, von welchem der Sohn die Elemente seiner Idee geerbt hat. Es ist bekannt, daß Hoffmann, der Vater, als er sich mit dem Gedanken trug, die Gläubigen aller Parteien in einer eigenen Gemeinde zu sammeln, sein Auge gleichfalls nach Jerusalem, als den Ort der Verheißung, richtete. Da ihm jedoch die Schwierigkeiten, die eine Uebersiedlung in's Heil. Land unmöglich machten, bald klar wurden, so begnügte er sich nach seiner ausgezeichneten practischen Klugheit, das zu thun, was unter den gegebenen Verhältnissen möglich war. Er beschränkte sich vorläufig auf das Vaterland und gründete hier einen provisorischen Ansiedlungspunkt, den Zug in's Heil. Land sich vorbehaltend, sobald der Herr durch die Umstände deutliche Winke zum Ausbruch dahin geben würde. Der Sohn, welchem von den eminenten Fähigkeiten des Vaters zwar wohl der scharfe Verstand und die Energie des Characters, aber gerade jene practische Klugheit und Lebenserfahrung, jenes organisatorische Talent, dem der Vater seine großen Erfolge zu danken hatte, nicht gegeben war, bildete die Idee in seiner Weise seiner vorherrschend logischen und speculativen Geistesrichtung gemäß weiter fort und gab ihr insbesondere jene politische Färbung, die wir oben schon kennen gelernt haben. Einen günstigen Boden für die Ausspinnung dieser Idee, die die Idee seines Lebens

werden sollte, fand er an dem Lebenskreis, dem er nach Vollendung seiner Universitätsstudien mit voller Liebe sich hingab und den er sich zur Sphäre seiner Wirksamkeit erwählte, an der Familie der Gebrüder Paulus und ihrer wissenschaftlichen Bildungsanstalt auf dem Salon bei Ludwigsburg. In diesem Kreise kam ihm die regste Empfänglichkeit für seine Ideen, so wie immer neue Anregung für dieselben entgegen. War ihm hier auf der andern Seite die Möglichkeit abgeschnitten, das Leben, dem er von jeher ferne stand, kennen zu lernen und sich jene Erfahrung zu erwerben, welche nur die unmittelbare Stellung im Volk und der unmittelbare Verkehr mit dem Volk bringt; so mußte er bei der Energie seines Characters nur um so geneigter seyn, seine Ideen mit starrer Consequenz festzuhalten und ohne Rücksicht auf das Wirkliche und Mögliche, auf das von ihm als nothwendig Erkannte loszugehen. So trat ihm die Jerusalemidee, die sein Vater mit weiser Berechnung immer nur gleichsam in der Reserve behalten hatte, in den unmittelbarsten Vordergrund. — Um aber klar zu machen, wie es allmählich hierzu kam, müssen wir auf die Geschichte des „Salons“ kürzlich eingehen.

Es war im Frühjahr 1836, als die Gebrüder Paulus das realistisch-humanistische Knabeninstitut zu Kornthal übernahmen, welches daselbst seit der Gründung der Gemeinde unter der Leitung des Lehrers Johannes Kullen bestanden hatte. Die wachsende Zahl der Zöglinge war aber die Veranlassung, daß die Anstalt schon im Herbst des folgenden Jahres auf den Salon bei Ludwigsburg, ein Gut, das die Gebrüder Paulus vom Staat künstlich an sich gebracht hatten, übersiedelte. Das Institut kam zusehens von Jahr zu Jahr immer mehr in Aufnahme. Es war eine in ihrer Art einzige Erscheinung, hier eine Familie von 4 Brüdern (wovon 2 Theologen, 1 Arzt, 1 Bergmann ist) und 3 Schwestern um eine ehrwürdige, vielgeprüfte und glaubensstarke Mutter versammelt und in lieblicher Eintracht und heiterer Gemüthlichkeit für die Anstalt zusammen wirken zu sehen. Auch als die Brüder nach und nach sich verheiratheten, zwei der Schwestern sich mit Lehrern der Anstalt, wovon einer der obengenannte Christoph Hoffmann war, verbanden, die eine Familie somit zu einem ganzen Complex von Familien sich erweiterte, erlitt das Leben des Ganzen so wenig einen Eintrag, daß es vielmehr nur vielseitiger und belebter wurde. Jeder, der in diesen Kreis eintrat, fühlte sich durch die überall einem entgegenkommende Freundlichkeit und die nie getrübbte Heiterkeit wohlthuenend angesprochen. Wie befriedigt mußten sich diejenigen selbst fühlen, welche diesem Kreis angehörten. Hier in dieser schönen Natur, wo man wie auf einer Warte täglich einen großen Theil des lieblichen Beckens des Württembergischen Unterlandes überblickte, abgeschlossen von der Außenvwelt, um deren Convenienzen man sich nicht zu kümmern brauchte und deren große und kleine Misere man nur in perspectivischer Form erblickte, gehoben durch die Familientradition ehrwürdiger Aenen, unter denen die beiden „süddeutschen Originalien“, der Pfarrer Flattich und Matthäus Hase, von welchen jener als Erzieher, dieser als Mathematiker und Mechaniker berühmt waren, glänzten, getragen von lauter sympathisch fühlenden Gemüthern, wo man eine Ansicht nur auszusprechen brauchte, um der Einstimmung aller gewiß zu seyn, umgeben von einer munteren Schaar von Knaben, welche mit begeisterter Liebe an ihren Lehrern hingen, im Schoß endlich eines von Jahr zu Jahr wachsenden äußeren Wohlstandes — unter solchen Umständen, sage ich, mußte denen, die dieses halbparadiesische Leben lebten, eine Art königlichen Bewußtseyns angeeignet. Und was mußten nicht sechs junge Männer von tüchtiger wissenschaftlicher Bildung, lebhaftem



Geist und inniger gegenseitiger Sympathie, was mußten die nicht, wenn sie mit der Anstaltsregierung fertig waren und nun an die Weltregierung kamen, die schon damals im Argen lag, mit einander zusammenorganisiren und wegericisiren! Kein Wunder, daß sie über den engen Anstaltskreis hinausstrebbend es unternahmen, sich an der Reformirung der Welt zu betheiligen. So wurde denn im Jahr 1845 die Herausgabe einer „Zeitschrift für das gesammte Volksleben Deutschlands“, der „Süddeutschen Warte“, unternommen, welche es sich zur Aufgabe setzte, „die Lebensansicht, die aus dem christlich evangelischen Glauben hervorgeht, auf die Zustände und Zeitverhältnisse unseres deutschen Volkslebens anzuwenden“ und „zugleich alles das zu bekämpfen, was für unser Volk zur Störung seines göttlichen Berufs gereicht.“ Das deutsche Volk zu einem wahrhaft christlichen Volk, zu einem Volk Gottes zu machen, dazu beizutragen, daß im Staat und in der Kirche das christliche Princip immer reiner und entschiedener zur Geltung komme, das war der Zweck des Blatts. Mag dabei vielleicht in der Polemik hier und da zu viel geschehen, mag es nicht ohne Anwandlungen eines überstürzenden christlichen Radicalismus abgegangen seyn, der, der eigenen Unvollkommenheit mit zu wenig Beugung eingedenk, mit den öffentlichen Gebrechen schnell rein abmachen möchte, ohne Schwierigkeiten zu ahnen, die auch beim besten Willen denen, die die Dinge practisch anzufassen haben, im Wege stehen; mag namentlich die vielfach gemachte Ausstellung nicht ganz ungegründet seyn, daß, wo es sich um die Kirche im Gegensatz zu den Malcontenten und Secten handelte, die „Warte“ in der Regel schon a priori eine Vorliebe für die letzteren verrathen habe: so viel ist jedenfalls gewiß, sie ging dem Feinde muthig zu Leib und führte den Kampf mit entschiedener Haltung und ohne Menschenfurcht, und die Zeugnisse, die sie gegen Revolution und Demokratie, sowie gegen den Liberalismus, dessen Verwandtschaft mit jenen sie mit Erfolg ins Licht stellte, ferner gegen das Lichtfreundthum, gegen den Deutschthöricismus, gegen die Berliner kirchliche Mittelpartei und namentlich im Wischer'schen Streit ablegte, sind von allen Gläubigen mit Freuden aufgenommen worden. Eine so entschiedene Haltung, wie die der „Warte“, mußte, wie dies immer und überall der Fall zu seyn pflegt, beim Volk Beifall finden. Der „Salon“ wurde der Mittelpunkt einer christlichen Bewegung, namentlich schlossen sich die Mitglieder der religiösen Gemeinschaften vielfach an ihn an. Das Jahr 1848 kam; mit ihm sah der „Salon“ den Zeitpunkt gekommen, an welchem es sich entscheiden sollte, ob das christliche Princip im Deutschen Volksleben zur Herrschaft kommen oder für immer unterliegen sollte. Auch jetzt, wo der Kampf practisch werden sollte, wich er nicht vom Kampfsplatz. Seine Existenz aufs Spiel setzend (denn diese war wirklich bedroht) stieg er persönlich in die politische Arena herab und brachte es durch das christliche Landvolk dahin, daß der Herausgeber der „Südd. Warte“, Christoph Hoffmann, in dem Wahlbezirk Ludwigsburg-Marbach als Abgeordneter zum Frankfurter Parlament über seinen Mitbewerber, den bekannten Dr. Dav. Fried. Strauß, den Sieg davon trug. Hoffmann bewegte sich nun längere Zeit in dem politischen Leben des Parlaments. An keine Partei sich anschließend, stand er ziemlich einsam, hielt aber bei seinen Abstimmungen stets seine Idee, die Idee eines christlichen Volkslebens, fest. Der Ausgang der Catastrophe von 1848 u. ff. ist bekannt. Auf die „Warte“ machte derselbe den Eindruck, daß sie erklärte: das Deutsche Volk ist kein christ-

liches Volk mehr, es hat sich des christlichen Namens unwürdig erklärt, Völker und Regierungen sind von Christo abgefallen, das Mene, Mene ist über Deutschland ausgesprochen. Fortan müssen wir unser Verfahren ändern; wir müssen uns der Politik entschlagen, es ist völlig eitle Mühe, das Deutsche Volk zu einem Volk Gottes machen zu wollen. Es kann nunmehr nur noch unsere Aufgabe seyn, diejenigen, welche zum Volk Gottes gehören, aus der Masse des Verderbens herauszuziehen und für sie einen Sammelpunkt mitten in der antichristlich gewordenen Christenheit zu bilden.

Mit gewohnter Energie wurde die Sache in Angriff genommen. Es wurde ein Verein, der sog. „evangelische Verein“ gebildet, dessen Ausschuß das Werk der Sammlung der Gläubigen betreiben sollte. Man wandte sich an die religiösen Gemeinschaften, machte Reisen und hielt Vorträge in Kirchen, in Schulen, unter freiem Himmel, schilderte die Noth und den Abfall der Zeit und forderte zum Eintritt in die Rettungsarche des Vereins und zur Bildung von Lokalvereinen auf. Die Zahl der Mitglieder und der Vereine stieg zu einer beträchtlichen Höhe; nur die micheliansischen Gemeinschaften hielten sich fern. Um jedoch die einzelnen Vereine in fortwährender Verbindung mit dem Centralverein auf dem Salon zu erhalten, so wie um alle diejenigen, die etwa noch aus der Welt heraus sich retten lassen wollten, zu gewinnen, wurde für nöthig erachtet, das Land fortwährend durch Sendboten des Vereins durchziehen zu lassen, welche theils nach Art der Diasporabrüder der Brilbergemeinde die Vereine besuchten und durch Vorträge erbauen, theils einzelner noch nicht erweckter Seelen und Familien sich annehmen sollten. Man gab ihnen den Namen „Evangelisten.“ Um aber wiederum junge Leute für den Evangelistenberuf zu bilden, wurde eine Evangelistenschule auf dem Salon gegründet und Hoffmann zum Vorsteher und Lehrer derselben berufen, zu welchem Zweck er seine Lehrstelle an der wissenschaftlichen Bildungsanstalt aufgab. Als weiteres Bindemittel zwischen dem Centralverein und den Lokalvereinen sollten die „Monatsberichte“ dienen, welche gedruckt an letztere versandt und in welchen neben allgemeinen Zeitbetrachtungen Nachrichten über das Wirken des Vereins und seiner Evangelisten, so wie über die Evangelistenschule gegeben wurden. In jedem Bericht wurden die Punkte namhaft gemacht, welche von den Vereinen „ins Gebet genommen“ werden sollten. Die Berichte sollten dann in den Vereinen vorgelesen, besprochen und darüber gebetet werden, zu welchem Behuf ein gedrucktes Gebet beigegeben war. Zum Unterhalt der Evangelisten und der Evangelistenschule spendeten die Vereine ihre Beiträge. Indessen, so geräuschvoll der Anfang war, so wollte die Sache doch keinen rechten Fortgang gewinnen; der Eifer der Vereine erlahmte oder war nie recht in Fluß gekommen. Die Schule brachte es nur auf einige Zöglinge und die Zahl der Evangelisten, die der Verein ansandte, beschränkte sich auf 3 bis 4. Man glaubte einen neuen Weg einschlagen zu müssen. Des Volks war zu viel, man wollte nun aus dem Verein wieder einen Auszug machen, eine Auswahl der besten und eifrigsten. Als aber auch dies nicht gelingen wollte und im Centralverein selbst sich Stimmen dagegen erhoben, Stimmen, welche schon bis hieher nicht ohne inneres Widerstreben gefolgt waren; so war die entscheidende Crisis gekommen und die Sache nahm eine neue Wendung.

(Fortsetzung folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Mittwoch den 6. Februar.

N<sup>o</sup> 11.

## Wie sieht es in den Deutschen Gefängnissen aus?

(Fortsetzung.)

Zu den wünschenswerthen Modifikationen der Einzelhaft ist besonders zu rechnen: die Gemeinschaft in der Kirche und in Folge dessen auch in der Schule, wie sie in dem trefflich eingerichteten Isolirgefängnisse zu Dreierbergen (Mecklenburg), wahrlich nicht zum Nachtheil des Systems, besteht. In Bruchsal isolirt man die Sträflinge auch in Kirche und Schule, wo eine Einwirkung der Schlechteren doch nicht zu fürchten ist, um das Wiedererkennen nach der Entlassung zu verhüten. Würde dies wirklich erreicht, so wäre das ein für das spätere Fortkommen der Entlassenen so wichtiges Resultat, daß dies Opfer wohl zu bringen wäre. Allein in den meisten Fällen wird dies Resultat doch nicht erzielt werden, da mancherlei, auch die Deffentlichkeit des Gerichtsverfahrens, mitwirkt, daß die Sträflinge entweder in der Anstalt selbst, oder doch vor- und nachher Kunde erhalten von denen, die mit ihnen in der Anstalt sind oder gewesen sind. Dann aber ist kein Grund, um einen so wesentlichen Bestandtheil des Gottesdienstes, die Gemeinschaft, dem zum Opfer zu bringen. Dazu ist diese Art der Gemeinschaft doch immer ein bedeutendes Mittel, um den Seelenstörungen in Folge der Isolirung vorzubeugen. Man geht in Dreierbergen noch weiter, man läßt etwa die Hälfte der Gefangenen, unter gehöriger Aufsicht, gemeinsam arbeiten. Auch dagegen läßt sich Nichts einwenden, sofern außer der Arbeitszeit Alle isolirt bleiben. Nach seinem Eintritt wird auch hier Jeder isolirt; wie lange diese Isolirung dauern soll, das freilich müßte gesetzlich geregelt seyn und nicht in das Ermessen der Verwaltung gestellt werden; so daß Jeder, der sich in der festgesetzten Zeit Nichts hat zu Schulden kommen lassen, dann zu gemeinsamer Arbeit übergeht, und aus dieser nur aus Disciplinargründen wieder zur Isolirung zurückkehrt. Wer aber freiwillig isolirt bleiben will, dem wäre es zu gestatten.

In beiden Anstalten macht die herzliche Theilnahme aller Angestellten für ihre Gefangenen einen besonders wohlthätigen Eindruck. Neben dem gemessenen Ernst gibt sich durchweg ein herzliches gegenseitiges Wohlwollen kund, wie man es in andern Anstalten nicht so findet. Die Gefangenen ehren ihre Vorgesetzten, diese erwidern das mit Liebe und Wohlwollen. Ich habe mir das, wie ich glaube, richtig so erklärt: die Angestellten reden meist nur unter vier Augen mit den Gefangenen, wodurch schon

die natürliche Noth von beiden Seiten sich mildert. Die Gefangenen können nicht renommiren vor ihren Mitgefangenen durch Trotz und Widerspenstigkeit, und die Aufseher können nicht meinen, sie müßten sich durch Schimpfen und barsches Wesen in Respect setzen. Dieses Verhältniß zwischen Aufseher und Gefangenen ist für die Besserung dieser von nicht geringem Einfluß.

Die Strafanstalt zu Moabit bei Berlin ist ein wahres Prachtgebäude, ganz geeignet, um eine wahre Musteranstalt für Deutschland werden zu können, schade nur, daß man dort das Princip der Isolirung so gänzlich aufgegeben, daß man auch nicht einmal in der ersten Zeit die Gefangenen isolirt. Bei der großen Anzahl schwerer Verbrecher, die dort sich befinden, ließe sich das herrlich eingerichtete Gebäude gar trefflich benutzen.

Im Allgemeinen wird man wohl sagen können, nur in der Isolirzelle wird der Gefangene dahin kommen, die Strafe als eine Ordnung Gottes anzusehen und sich, um Gottes Willen, darunter zu beugen. Kommt der Gefangene nicht zu dieser Erkenntniß, so trägt er seine Strafe nur mit innerm Trotz, mit heimlichem Widerstreben, als ein Unterdrückter, der nur der Gewalt weichen muß. Es steht damit grade so, wie mit der Armut. So lange der Arme die Verschiedenheit des Standes und Vermögens nicht als eine Ordnung Gottes anerkennt, sondern als eine menschliche Einrichtung, so lange wird er auch nicht einsehen, warum nicht auch das Verhältniß einmal umgekehrt werden sollte, so lange wird er, eben so wie der Gefangene, bei Aufruhr und Empörung stets willige Dienste leisten, um sich das mit Gewalt zu nehmen, was ihm, nach seiner Meinung, ohne einen genügenden Grund vorenthalten wird. Man kann sich freilich nicht wundern, daß diese Meinung so weit verbreitet ist, nachdem man Jahre lang mit der Aufklärung Gözendienst getrieben und unter Predigern, Beamten und Lehrern wo möglich immer die aufgeklärten gewählt hat; ja selbst bei Anstellung von Strafanstalts-Beamten auf christliche Gesinnung, auf geistliche Befähigung am wenigsten Rücksicht genommen hat, sondern mit Fabrikanten- oder Zuchtmeistergaben völlig zufrieden gewesen ist. Mit bloßer Humanität, ohne den Ernst christlicher Zucht, wird weder den Armen, noch den Gefangenen wahrhaft geholfen, da auch die allerhumanste Einrichtung immer nur als eine Abschlagszahlung hingenommen wird, die zu Mehrerem berechtigt.

So sehr hiernach zu wünschen, zu hoffen, zu beten ist, daß



alle Strafanstalten ganz oder doch theilweise zu Isolirgefängnissen umgewandelt werden, so ist's eben so gewiß, daß sich dieses nicht so bald überall wird herstellen lassen. Der Kostenpunkt sollte freilich eigentlich kein Hinderniß seyn, wo es sich um das leibliche und geistliche Wohl vieler Tausende handelt, und das um so weniger, da die für diesen Zweck aufgewendeten Kosten dem Staat die allerreichsten Zinsen tragen. Durch die verminderten Rückfälle muß die Zahl der Verbrecher abnehmen. Berechnet man nun, wie viel Kosten jeder Criminalfall dem Staate verursacht, bis der Verbrecher die verdiente Strafe erleidet, so läßt sich durch ein einfaches Rechenexempel beweisen, daß die auf Isolirgefängnisse verwandten Kosten eine wahre Ersparniß für den Staat sind.

Lassen wir zur Bekräftigung des Gesagten einige Auctoritäten in diesem Fache reden: Fueslin berichtet in seinem genannten Buche, die Einzelhaft, S. 377: „Nach zuverlässigen statistischen Nachweisungen kann angenommen werden, daß aus 50 größeren Gefängnissen in Deutschland jährlich 20 bis 25000 entlassene Verbrecher in die Gemeinden zurückkehren; in Berlin befanden sich im Jahre 1846 allein 35000 Menschen, die nach amtlichen Angaben als entlassene Verbrecher unter polizeilicher Aufsicht standen.

Wenn also in 10 Jahren 250,000 und in 20 Jahren eine halbe Million Menschen in Deutschland aus den Strafanstalten zum größten Theil verschlechtert, in Laster und Verbrechen verhärtet, auf die Gesellschaft losgelassen werden, bedarf es da noch weiterer Erklärung der Zunahme der Verbrechen und allorts sich steigender Rückfälle? Sollte man da nicht erwarten dürfen, daß auch die nöthigen Summen zur Erbauung von Strafanstalten aufzubringen wären, welche wenigstens nicht gradezu den Namen der Hochschulen aller Laster und Verbrecher verdienen?“ Ferner S. 376:

„Es ist eine in der That auffallende und betrübende Erscheinung, daß grade bei Einrichtungen, welche zur Verwahrung und Besserung der Verberbesten und sittlich Verwahrlosten des Volks dienen sollen, aus Rücksichten der Sparsamkeit das allgemein als besser Anerkannte unterlassen, und ein allort verdamntes Haftsystem beibehalten wird, während bei Unternehmungen zur Beförderung des Handels, des Verkehrs, der Kunst und des Vergnügens Geldmittel in Hülle und Fülle bewilligt, und jährlich Millionen für Eisenbahnen, Straßen, öffentliche Gebäude, Kunsthallen, Theater u. s. w. ausgegeben werden. Es ist dies nur zu erklären durch die vollkommene Verkennung der sich stets steigenden sittlichen Ansteckung der Freien durch die verschlechtert aus den Strafanstalten Entlassenen, durch Mißachtung der hundertfältigen Erfahrungen über die Unwirksamkeit und das Verwerfliche des nur auf Abschreckung berechneten bisherigen Strafvollzugs, und besonders durch die verkehrte, rein materielle Richtung unserer Zeit, welche nur dem Erwerb, dem Luxus und Vergnügen sich zugewendet, und alle höheren, humaneren Bestrebungen zur Bildung, Verebelung und Besser-

ung des Menschengeschlechts in den Hintergrund gedrängt, und am meisten zu den unheilvollen Bewegungen der verflorenen Jahre beigetragen hat.“ Ferner S. 379: „Die vermehrten Kosten der Zellengefängnisse werden weitaus durch die günstigeren Resultate der Einzelhaft, so wie durch die mögliche Abkürzung der Strafbauer für die Regierungen und die bürgerliche Gesellschaft wieder aufgewogen!“ S. 383: „Ein erfahrener Staatsmann sagt: Nicht bloß die Gerechtigkeit verlangt die Milderung, auch die Klugheit gebietet sie. Alle in den Strafhäusern Verschlechterten kehren in die bürgerliche Gesellschaft zurück und vergelten die ihnen zu Theil gewordene Demoralisation durch schlechtes Leben, neue und kühnere Verbrechen, verführen Andere, und der Staat erntet die Früchte von dem, was er gesät hat: Vermehrung der Verbrechen, Steigerung der Rückfälle, dadurch Nothwendigkeit der Vermehrung der Haftlocale, vermehrte Kostensummen, — und so erzeugt sich eine Wechselwirkung, furchtbar und unabsehbar in ihren Folgen, deren geringste die enormen Summen sind, die in immer zunehmender Progression von den Strafhäusern verschlungen werden, man kann wohl sagen nicht bloß nutzlos, sondern gradezu aufgewandt, um Verbrecherschulen zu unterhalten.“

Hubtwaller sagt (cf. S. 382): „Es wäre doch eine Schmach für Deutschland, wenn wir in einer so wichtigen Angelegenheit das anerkannt Bessere deshalb unterlassen wollten, weil wir die Kosten nicht aufbringen könnten. Die kurzichtigste Sparsamkeit ist immer die, welche an Gegenständen geübt werden soll, die mit der öffentlichen Sittlichkeit in näherem oder entfernterem Zusammenhange stehen, sie will Früchte pflücken, ohne den Baum zu pflanzen.“ Suringar, ein Mann, der auf diesem Gebiete ein Recht hat, mitzureden, wie Wenige, da er aus Liebe zur Sache diesem Gegenstande sein ganzes Leben gewidmet, sagt (cf. 380): „Durch Einzelhaft entsteht:

1. Ersparung vieler 1000 Jahre Haft bei einigen 1000 Gefangenen. Diese Jahre können zu nützlicheren Lebenszwecken vermöge einer verbesserten Willenskraft angewendet werden;
2. Ersparung eines großen Capitals für den Staat in Bezug auf Unterhalt der Gefangenen;
3. Ersparung dessen, was die meisten Freigelassenen jetzt dem Staate kosten; denn, nachdem sie lange Jahre, während der Haft demselben zur Last gelegen, bleiben sie es der menschlichen Gesellschaft auch nach Abbüßung der Strafe, indem derjenige, welcher Jahrelang gefesselt, selten wieder ein nützlicher Staatsbürger werden wird, sondern mehr oder weniger seinen Mitbürgern eine Bürde bleibt.“

Wie dem nun aber auch sey, die Ausgaben müssen doch einmal gemacht werden, und das wird beim besten Willen nur nach und nach geschehen können. Da fragt sich, womit ist der Anfang zu machen?

Ganz gewiß doch da, wo nach menschlicher Einsicht die meiste Frucht zu hoffen ist; das ist mit den weniger Gravirten, zum ersten Mal mit kürzeren Strafzeiten, bis zu 2 oder 3 Jahr



höchstens, belegten, im Alter von etwa 18 bis 30 Jahren befindlichen Gefangenen. Diese sind es, die, wenn nicht gebessert, die Kunde durch alle Strafanstalten des Landes machen und ihr Lebenlang die Criminal-Justiz beschäftigen werden. Für die Jüngeren unter 18 Jahren bedarf es keiner Isolirungsfängnisse, wenn sie bei Tag und Nacht unter geeigneter Aufsicht gehalten werden. Die schwer Gravirten und in älteren Jahren zum ersten Mal Bestraften pflegen durchweg seltener rückfällig zu werden und mögen warten, bis die Erfahrung mit jenen Andern zu Gunsten des Isolirsystems ausgefallen ist. Die alten Zuchthäusler aber werden anderweitig untergebracht werden müssen.

Wir werden also im günstigsten Falle immer noch eine ziemliche Reihe von Jahren eine Anzahl Strafanstalten mit gemeinsamer Haft behalten müssen. Da wird es darauf ankommen, das Uebel der gemeinsamen Haft wenigstens so viel als möglich zu mildern, welches nicht flüchtig anders geschehen kann, als durch zweckmäßige Classification der Gefangenen. Es wären demnach ohne Rücksicht auf den Arbeitsbetrieb bei Tag und Nacht zusammenzubringen: 1. die früher noch gar nicht (auch nicht polizeilich) bestraften Gefangenen, 2. die wegen f. g. nicht entehrender Verbrechen (Insubordination, Widerseßlichkeit, Schlägerei u. dergl.) Bestraften, 3. mit Zuziehung des Geistlichen eine besondere Sorgfalt auf das Zusammenlegen überhaupt zu verwenden. — So geschieht es in der Stadtvoigtei zu Berlin und bestimmt §. 9 des dortigen Reglements darüber das Nöthige; so auch theilweise in Celle, wo die vom Kriegsgericht Bestraften, auf Anordnung des Directors, eine besondere Abtheilung bilden. Die Eintheilung nach Sittenklassen bleibt immer sehr precär, und die ganze Einrichtung immer nur ein Nothbehelf. Ist hiernach Isolirung eine *conditio sine qua non*, um dem Worte Gottes Eingang zu verschaffen, so ist

2. eben so nothwendig, daß der Staat nicht bloß einen Geistlichen anstelle, sondern auch dem Gefangenen wie dem Geistlichen Raum und Zeit gönne zu geistlicher Thätigkeit.

Hieran fehlt es aber leider in den meisten Anstalten, nur in Bruchsal und ganz besonders in Dreiebergen hat man von vornherein in den betreffenden Reglements die geistliche Wirksamkeit gebührend berücksichtigt. Abgesehen davon, daß in einzelnen Anstalten, wie in der Stadtvoigtei zu Berlin, im Zuchthause zu Köln u. a. durch die Bereitwilligkeit der leitenden Persönlichkeiten dem Geistlichen ein freies Feld der Wirksamkeit gelassen ist, so hört man in den meisten Anstalten grade von den treuesten und begabtesten Geistlichen nur Klagen darüber, daß die geistliche Thätigkeit an allen Ecken und Enden beschränkt sey, aus Furcht, der Geistliche möchte zu viel thun. Man vergißt ganz, daß durch die ohnedies schon sehr in Anspruch genommene Zeit der meisten Gefängnißgeistlichen hinlänglich für das Gegentheil gesorgt ist. — Man stellt einen Geistlichen an, mit der Verpflichtung, für das geistliche Wohl der ihm anvertrauten Gefangenen nach besten Kräften zu sorgen;

man legt es ihm auf Herz und Gewissen, ihr Seelenheil stets im Auge zu haben. Damit legt man ihm aber häufig eine Last auf, die er in Wirklichkeit nicht tragen kann. Entgegenstehende Vorschriften hindern ihn, er seufzt darunter, klagt es denen, die helfen könnten, und hört dann oft: thue was du kannst, ultra posse etc. Aber das ist ein gar schlechter Trost; würde man damit wohl einen Vater trösten wollen, der seine Kinder Hunger leiden sieht und nicht im Stande ist, ihnen Brod zu schaffen, oder würde er sich dadurch trösten lassen? Nimmermehr, wenn ihm auch die Hände gebunden sind, er wird nicht aufhören zu klagen; also wird auch ein geistlicherhirt sich nicht beruhigen können, wird nicht aufhören zu klagen, zu seufzen, Abhülfe zu bitten, so lange ihm gewehret wird, den ihm von Gott Befohlenen die geistliche Speise, das Wort Gottes, in vollem Maße reichen zu können. Könnten die Herren, welche in den höchsten Behörden die Ordnungen für die Strafanstalten entwerfen, einem Geistlichen nachempfinden, wie er seufzt, mit schwerem Herzen sein Amt verrichtet, wenn er so viele aus Unwissenheit Verirrte vor sich sieht, denen vielleicht durch rechte Belehrung noch zu helfen wäre; er thäte es so gern, es ist ja seine Pflicht, aber er darf nicht, weil sie unterdeß ja nicht spüren oder wehen können; gewiß, sie würden Abhülfe schaffen.

(Fortsetzung folgt.)

## Nachrichten.

**Württemberg. Bericht über die „Gesellschaft für die Sammlung des Volkes Gottes in Jerusalem.“**

(Fortsetzung.)

Hoffmann erklärte: es ist in dem entchristlichten Deutschland nichts mehr zu machen, es ist eine Unmöglichkeit, hier ein christliches Volksleben herzustellen, ja eine Unmöglichkeit, auch nur privatim ein dem Worte Gottes entsprechendes Leben zu führen; auch das christliche Gemeinschaftsleben sieht unheilbar und ist unfähig, einen neuen Aufschwung zu nehmen; wir müssen diesen Boden verlassen; Auswanderung und Gründung eines neuen Volkslebens auf einem neuen Boden ist das einzige Rettungsmittel. Dieser neue Boden ist das heilige Land, auf dieses sind wir durch die Verheißungen der Propheten hingewiesen und unsere Sache ist es, mit aller Macht und mit Hinzusetzung aller anderen Thätigkeiten auf die Erfüllung dieser Verheißungen hinarbeiten. Diesen Schritt that Hoffmann etwa um die Mitte des Jahres 1853, und die „Südd. Warte“ wurde von nun an zum „Organ für die Sammlung des Volkes Gottes in Jerusalem“ erklärt.

Hoffmann spricht sich über diese Wendung im Vorwort seiner „Warte“ zum Jahre 1854 folgendermaßen aus: „Indessen nahte das Jahr 1848 und Gott eröffnete eine kurze Zeit die Schleusen, hinter denen bis dahin die Fluth des Zeitgeistes gehalten worden war. Die wahren Gesinnungen der Masse wurden offenbar. Es wurde vollkommen klar, daß jenes auf Gottes Wort gegründete Volksleben, das wir suchten, nicht existirt, daß seine tiefsten Grundlagen in den Gemüthern der christlichgenannten Völker fehlen, daß, was wir davon



zu haben glaubten, nur schöne Formen waren, denen aber das Leben fehlte. Wir erkannten, daß der seitherige Weg der Warte ein Ende habe; man konnte nicht mehr ein christliches, auf Gottes Wort gegründetes Volksleben zu erhalten suchen unter einem Volke, wo es gar nicht bestand. — Aber was nun thun? Eine Zeitlang konnte man noch gegen die zerstörenden Kräfte der Revolution ein Zeugniß ablegen, aber bald kam es dahin, daß die Revolution gebändigt und die Ordnung hergestellt wurde. Gegen die Revolution brauchte man nicht mehr zu kämpfen; ebensowenig aber konnte die Warte in der Art, wie die Ordnung hergestellt wurde, eine Herstellung eines christlichen Volks erkennen. Dazu fehlten die Grundlagen; nicht auf Gehorsam gegen das Wort Gottes, nicht auf tiefe Erkenntniß der Sünden, die das christliche Volksleben zerstört haben, nicht auf eine ernste Umkehr zu der ewigen Wahrheit wurden die neuen Zustände gegründet, sondern auf den Schrecken vor dem Umsturz und auf das Verlangen nach äußerer Ruhe und ungestörtem Fortgang der Erwerbsthätigkeit. Das sind aber keine Fundamente, auf denen das Leben eines Volks dauerhaft erbaut werden kann. Die Warte konnte es also nicht für ihren Beruf halten, an diesem Neubau nach dem Sturm der Revolution Theil zu nehmen. Sie konnte nichts thun, als auf die Unzuverlässigkeit dieses Friedens hinweisen. — Eine Zeitlang ließ sie daher die politischen und geistlichen Zustände fast unberührt; sie hoffte auf dem Gebiet des religiösen Lebens etwas ausrichten zu können und wies auf das unvergängliche Vorbild einer christlichen Gemeinschaft, auf die erste apostolische Gemeinde hin; sie suchte für Einigung der Gläubigen zu wirken; sie erinnerte an die Schäden unserer mit den Volkszuständen so tief zusammenhängenden Kirche. — Aber ein Wirken auf religiösem und kirchlichem Gebiet widersprach ihrer eignen Grundrichtung, sie mußte entweder aufhören, ein Blatt für das Volksleben zu seyn, oder sie mußte einen Weg finden, wo sie für ein auf das Wort Gottes gegründetes Volksleben in seinem ganzen Umfang thätig seyn konnte. In dieser Zeit der Ungewißheit über das Ziel, nach welchem hingesteuert werden sollte, trat auf einmal (!) folgende Wahrheit in ihrem vollen Licht hervor: ein auf Gottes Wort gegründetes Volksleben ist die göttliche Bestimmung der Menschen — ein solches Volksleben ist bei uns nicht vorhanden und daher kommt die Zerrüttung, das Elend und die Noth unserer Zeit — also ist die große Aufgabe die, daß ein solches Volk gegründet werde und darin liegt zugleich das einzige Heilmittel für jene Zerrüttung. — Wenn aber ein Volk Gottes zu Stande kommen soll, so ist doch auch zu erwägen, ob das ein mögliches Ziel ist, ob und wie es erreicht werden kann. Daß es erreicht werden kann, ja daß die Bestimmung der Menschheit diese ist, daß ein Volk Gottes aus ihr werde, diese Ueberzeugung gründet sich auf die Aussprüche der Propheten, die unaufhörlich diese Aussicht als die einzige Hoffnung für alle, denen das Wohl der Menschen am Herzen liegt, verkündigen. Aber ebenso unaufhörlich weisen sie darauf hin, daß Jerusalem der Ort sey, wo dieses Ziel verwirklicht werden soll. — Mit dieser Aussicht auf die Gründung eines Volks Gottes ist also der Blick auf Jerusalem, als die gottgewollte Stätte dieses großen Ereignisses, unzertrennlich verbunden.“

So hatte nun der politisch-radicaler Gedanke, welchen Hoffmann von Anfang an in sich getragen und zu verwirklichen gesucht hatte, seinen bestimmten Ausdruck und endlichen Abschluß gefunden. Eben damit mußte sich aber auch die schon früher begonnene Scheidung unter denen vollenden, welche bisher der „Warte“ gefolgt waren und

die practischen Zwecke des Salons unterstützt hatten. So sehr nämlich die Hinweisung auf Jerusalem der eschatologischen Richtung des Württemberg'schen Pietismus zusagen mußte, so fremd war ihm von jeher das Gebiet politischer Organisationen, auf welches man ihn jetzt hinabziehen wollte. Vor allem kam es denn in dem Saloner Familienkreis selbst zur Scheidung. Nur einer der Gebrüder Paulus, der Bergmann, folgte seinem Schwager Hoffmann und mit ihm der Gatte der anderen Schwester, welcher bisher Elementarlehrer an der Saloner Anstalt gewesen war. An sie schloß sich noch ein Bürger von Ludwigsburg an, dessen politische Antecedentien aus früheren Zeiten bekannt waren. Und diese vier Männer constituirten sich nun zu einem „Ausschuß für Sammlung des Volkes Gottes in Jerusalem.“ Der erste Schritt, mit welchem dieser „Ausschuß“ vor die Öffentlichkeit trat, war die Einladung an die „Freunde Jerusalems“ zu einer am 24. August 1854, dem Tag des Stuttgarter Missionsfestes, zu Ludwigsburg zu haltenden Versammlung. In dieser Versammlung führte Hoffmann den Vorsitz. Gegenstand der Verhandlung war eine Bitte, welche der „Ausschuß“ an die Deutsche Bundesversammlung zu richten beschloß, deren wesentlicher Inhalt folgender war:

Der Deutsche Bund wolle durch seine Vererbung oder durch die der beiden Deutschen Großmächte den Türkischen Sultan dazu veranlassen, daß derselbe den Gemeinden, welche die „Gesellschaft für Sammlung des Volkes Gottes in Jerusalem“ beabsichtigt, im Heil. Land zu errichten,

1. die Ansiedlung daselbst unter folgenden Bedingungen gestatte:

a) Selbstregierung in allen bürgerlichen und religiösen Angelegenheiten, um dieselben nach dem Wort Gottes ordnen zu können,

b) Sicherheit der Person und des Eigenthums gegen Gewalt von Seiten der Türkischen Beamten und gegen willkürliche oder drückende Besteuerung,

c) Freiheit vom Türkischen Militärdienst,

d) Zusicherung derselben Rechte für jeden, der Mitglied der Gemeinde wird, sey er vorher Christ, Jude oder Muhamedaner, Türkischer Unterthan oder Ausländer;

2. daß er den Gemeinden zu ihrer Ansiedlung das Heil. Land, insoweit sie es zur Erreichung ihrer Zwecke bedürfen, und insoweit der Boden nicht im rechtlichen Besitz von Privatpersonen ist, einräume. — Der Deutsche Bund wolle ferner nicht nur den Schutz der einzelnen Mitglieder der Gemeinden, welche als Bürger Deutscher Staaten von selbst unter Oesterreichischen oder Preussischen Schutz gehören, sondern auch den Schutz der Gemeinden selbst in den oben namhaft gemachten Rechten übernehmen und durch die Vertreter der Deutschen Mächte im Orient ausüben.“

Diese Bittschrift erhielt bis zum 30. Sept., bis zu welchem Tag der Beitritt offen gehalten wurde, 439 Unterschriften, größtentheils aus Württemberg, darunter auch 14 katholische, und wurde am 31. Oct. an den Bundespräsidialgesandten abgeschickt. Um ihr bei den Bundesbesandtesandten eine gute Aufnahme zu bereiten, hatte der „Ausschuß“ zur Zeit des Kirchentags (im Sept. 1854) auch zwei seiner Mitglieder nach Frankfurt abgeordnet. Der Erfolg der Bittschrift war jedoch, wie vorausgesehen war, kein glänzender. Es wurde der „sogenannten Gesellschaft für Sammlung des Volkes Gottes in Jerusalem“ vom Bundeskanzleibirector unterm 21. Dec. 1854 einfach eröffnet, „daß die Bittschrift zu einer Verlichthigung von Seiten der Bundesversammlung nicht geeignet befunden wurde.“

(Fortsetzung folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Sonnabend den 9. Februar.

N<sup>o</sup> 12.

## Wie sieht es in den Deutschen Gefängnissen aus?

(Fortsetzung.)

So lange der Geistliche so beschränkt ist, so lange er erst besonderer Erlaubniß bedarf, um eine ihm nothwendig scheinende Unterrichtsstunde einzuführen; so lange kann man doch wahrlich nicht viel Frucht von seiner Wirksamkeit erwarten. Man überläßt ja sonst gern einem Jeden, in seinem Fache thätig zu seyn, so weit seine Kräfte reichen, warum nicht auch dem Geistlichen in Unterricht und Seelsorge, nach gewissen vorgeschriebenen Normen, das Nöthige zu bestimmen, ohne ihn von den Anschauungen und Meinungen des jedesmaligen Vorstehers abhängig zu machen. Es wäre nur nöthig, ihn dem Arzt der Anstalt gleich zu stellen, also daß des Geistlichen Anordnungen zur Seelenpflege ebenso bereitwillig Gehör fänden, wie die des Arztes zu Leiblicher Pflege. Eine solche Forderung wird doch Niemand unbillig finden können. Ist die Frucht der geistlichen Wirksamkeit problematisch, die des Arztes ist es wahrlich nicht minder. — In dieser Beziehung könnte die vortreffliche Instruction für den Geistlichen der Strafanstalt zu Dreibergen (Mecklenb.) zum Muster dienen. Das Verdienst um diese segensreiche Einrichtung gebührt wohl besonders dem um das Gefängnißwesen hochverdienten Criminalrath von Wief zu Bülow. Dieser bezeichnet in seiner Schrift: „Ueber Strafe und Besserung, Schwerin 1853“, den leitenden Grundsatz für die Stellung eines Geistlichen an Strafanstalten richtig also: „Es ist durchaus nicht nothwendig und nicht rathsam, den Geistlichen der Strafanstalt der weltlichen Anstaltsbehörde gegenüber abhängiger zu stellen, als bei einer freien Gemeinde der Ortsgeistliche gegen die Ortsobrigkeit steht, insofern nicht die Rücksicht auf Sicherheit und Ordnung in einer Strafanstalt und auf das engere Zusammenleben in derselben eigenthümliche Anordnungen und Beschränkungen nothwendig macht. — Nur wo die bürokratische Tendenz unbedingt vorherrscht und wo dem Zweck der Besserung nicht die gebührende Berücksichtigung zu Theil wird, kann man darauf kommen, den Geistlichen abhängiger von der Verwaltungsbehörde zu machen.“ Von dem segensreichen Erfolge einer solchen freien Entfaltung der kirchlichen Thätigkeit sagt Derselbe S. 46: „Herrscht unter den Sträflingen der Strafanstalt Dreibergen im Allgemeinen ein guter Geist und hat diese Anstalt manche Fälle innerer Besserung aufzuweisen, so kann man dies nur dem Umstande zuschreiben, daß in derselben von den reli-

giösen und kirchlichen Heilmitteln ein ernstlicher und umfassender Gebrauch gemacht wird.“ Und S. 49: „In der Strafanstalt Dreibergen erkennt man für das Wirken für die Besserung der Sträflinge keinen andern Grund und Boden an, als den des positiven Christenthums. Ein solches Wirken kann denn auch nicht ohne gute Früchte bleiben. Es herrscht ein guter Geist unter den Sträflingen dieser Anstalt u. s. w.“ Der Einwand, daß durch Seelsorge und Unterricht die Strafe an Strenge verliere, wird treffend beseitigt durch das, was Verf. S. 51 sagt: „Kehrt die Buße in das Herz des Sträflings ein, so gewinnt die Strafe das wiederum zehnfach an sittlicher Strenge, was sie durch jene unerheblichen Milderungen an äußerlicher Strenge verliert.“ Will aber der Staat nur einigermaßen das Seine thun, um die Gefangenen zur Buße zu leiten, so muß er die Strafanstalten freigebig mit persönlichen Kräften für Unterricht und Seelsorge ausstatten.

Erwägungen dieser Art müssen es wohl gewesen seyn, welche jetzt die Oesterreichische Regierung veranlassen, das ganze Strafanstaltswesen in neue Bahnen zu leiten. Man hat dort kürzlich die gesammte innere Einrichtung der Strafanstalten (ich bin nicht gewiß, ob für's erste nur der weiblichen oder auch der männlichen) der Pflege der geistlichen Orden übergeben, nachdem man vorher mit der Strafanstalt zu Neudorf bei Wien den über alle Erwartung günstig ausgefallenen Versuch gemacht. Diese Anstalt weiblicher Sträflinge wurde im Jahre 1852 unter die Leitung der Schwestern „vom guten Hirten“ gestellt, welche darüber an ihre Generaloberin in Paris unter Andern berichteten: „Gleich anfangs war die Ordnung und die Reinlichkeit, welche wir in unser Haus einführten, für die Sträflinge eine große Wohlthat. Die sanfte und freundliche Behandlung ließ das verkümmerte Herz neu aufleben und weckte menschliche und sanftere Gefühle. Die Gnade drang durch, Gottes Wort fiel wie der Morgenthau auf die verdursteten Pflanzen und das Herz erschloß sich mit Freudigkeit dem heilbringenden Thau.“ Ferner: „Noch immer bewundern wir die Macht der Gnade, welche in unserer Herde große Dinge wirkt; Sie, geliebte Schwestern, werden mit uns Gott preisen, wenn wir Ihnen sagen, wie unsre Gefangenen sich so still verhalten, daß Weltleute es nicht begreifen können und nicht glauben wollen. Personen, welche gewohnt waren zu sprechen, zu schreien, zu zanken den ganzen Tag, halten sich nun bei ihrer Arbeit und beobachten das vollkommenste Stillschweigen; Personen, welche sich



kaum dem Befehle bewaffneter Mannschaft fügten, gehorchen nun dem geringsten Zeichen einer schwachen Magd des Herrn. Diese lieben Kinder, welche uns so ganz anhangen, begreifen selbst die Veränderung nicht; sie sagen mit den Propheten: „Welche Macht hemmt die Wogen unserer Leidenschaft? Wer hat ändern können unsere Stimme?“ Wir preisen dann im Herzen den, der das tobende Meer beruhigte, der da befahl und die Stürme legten sich.

Wir beschäftigen sie mit Anfertigung von Hemden für's Militär und Kaufmannsläden, indeß sind sie noch nicht so fleißig wie unsere Büsserinnen in Frankreich.“ Und weiter: „Obwohl wir nun gehalten sind, die Strenge des Gesetzes zu beobachten, so läßt uns doch die Regierung viel Freiheit in der Leitung; es ist von großem Nutzen, daß diese Personen sich nur abhängig von den Ordensschwestern wissen und daß sie nirgends anders Schutz finden.

Die Regierung unterstützt uns mit ihrem ganzen Ansehen und ihrer ganzen Macht; ihre Chefs begegnen uns mit größter Artigkeit; nie haben wir eine gegründete Bitte ausgesprochen, ohne daß sie bewilligt worden sey; man kommt sogar unsern Bedürfnissen zuvor. Ebenso haben wir uns hohen Wohlwollens von Seite des Kaiserlichen Hofes zu erfreuen.

Die Behörden wünschten nun nichts so sehr, als uns eine große Zahl Gefangener zu übergeben; deshalb faßten die geachteten Stifter den Entschluß, ein altes Haus in ein Kloster umzuändern, damit das, welches wir schon bewohnten, ganz und allein für die Büsserinnen bleiben und wir deren wenigstens 200 aufnehmen könnten. Alle Hindernisse wurden durch den Eifer dieser Herren überwunden; im Vertrauen auf die göttliche Fürsorge begannen sie den Bau mit 2000 Fl., welche die Kaiserin-Mutter geschenkt hatte. Ueber unsere Hoffnung hinaus wurde ihr Vertrauen gekrönt. Das Kloster steht nächstens zu unserer Aufnahme bereit; wir gedenken im Frühjahr einzuziehen; man hat auf 30 Schwestern gerechnet. Noch mehr, man war im Stande, noch einen Flügel anzubauen für 200 Gefangene aus dem Correctionshause.“

Haben wir in der Evangelischen Kirche auch keine geistlichen Orden, so dürfte es sich doch wohl der Mühe verlohnen, auch in unsern Landen einen Versuch der Art zunächst mit einer kleinen Anzahl weiblicher katholischer Sträflinge zu machen, um aus den gemachten Erfahrungen zu lernen, in welchem Maaße die kirchliche Thätigkeit in den Strafanstalten vom Staate zuzulassen sey. Man wird sehr bald dahin kommen, einzusehen, daß der Staat ohne die volle Mitwirkung der Kirche wohl strafen, aber nicht bessern könne, und wird für Unterricht und Seelsorge Raum und Zeit schaffen. Ich meine auch Raum im eigentlichen Sinne des Wortes. In gar vielen Anstalten ist für alles Mögliche Raum vorhanden, nur für den Unterricht entweder gar nicht oder doch unzweckmäßige, unwürdige Localitäten.

In keiner Strafanstalt sollte ein eigentliches Schulzimmer, mit dem nöthigen Apparat an Tischen und Bänken, wie jedes andere Schulzimmer, fehlen. Dazu muß dem Gefangenen Raum

und nöthigenfalls Licht gewährt werden, um sich in seinen Freistunden mit Lesen und Schreiben beschäftigen zu können. Auf das Schreiben ist Gewicht zu legen, weil es sich eher controliren läßt. Dazu aber ist durchaus nothwendig, daß dem Gefangenen Papier und Feder gereicht werde, wie dies in Bruchsal geschieht. Die Furcht vor Mißbrauch zu heimlicher Correspondenz ist mehr eingebildet, als wirklich. Es werden etwa je dem Gefangenen monatlich 6 Bogen Papier gereicht, die er beschrieben wieder abzuliefern hat; fehlt etwas daran, so würde ja der Mißbrauch augenblicklich entdeckt werden.

Wie soll aber der Gefangene seine freie Zeit nützlich verwenden, wenn er nicht dazu angeleitet wird, und wenn andererseits durch mangelhafte Einrichtungen jede Controle unmöglich gemacht wird. Ist er aber angewiesen, sich geistig zu beschäftigen, so werden die schriftlichen Arbeiten am besten bald ausweisen, wer dazu willig ist, wer nicht, um danach auch die Leute zusammenbringen zu können, die zusammen passen. Den gefährlichen Unterredungen und allerlei Kurzweil, oft aus purer Langweile, ist dadurch ein bedeutender Damm entgegengesetzt. So lange aber nicht dafür gesorgt ist, daß die Gefangenen in ihren freien Zeiten sich geistig beschäftigen können und müssen, so lange werden diese Zeiten immer dazu benutzt werden, daß die Alten die Jungen in geschickter Ausübung von Verbrechen unterrichten.

Daneben ist aber auch ein anderer Punkt, den ein Geistlicher aus Delikatesse am liebsten mit Stillschweigen überginge, nicht zu übersehen. Der Staat ist verpflichtet, den Geistlichen an Strafanstalten so zu besolden, daß er davon ohne Nahrungsorgen ganz seinem Amte leben kann. Am besten ist in dieser Beziehung wiederum in Mecklenburg gesorgt. Der Gehalt des Geistlichen zu Dreierbergen beträgt circa 900 Thlr. nebst Dienstwohnung und Garten (S. 74 der gen. Schrift), in Baden 900 Fl. und Dienstwohnung, in Preußen ist der Gehalt der Gefängnißgeistlichen durch's ganze Land auf mindestens 600 Thlr. fixirt, mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß sie bei etwaigen Versetzungen besonders günstig berücksichtigt werden sollen. In andern Ländern dagegen sind die Geistlichen, auch an den größten Strafanstalten, zum Theil noch so gestellt, daß sie, zumal in theuren Zeiten, ohne anderweitige Zuschüsse gar nicht subsistiren können. Sie müssen daher darauf bedacht seyn, auf andere Weise, durch Unterricht u. dergl., ihre Einnahme zu erhöhen, was natürlich der Anstalt immer zum Nachtheil gereichen muß. Man erkennt an, daß der Geistliche an einer großen Strafanstalt, zumal mit raschem Wechsel, ein schweres Amt hat, das ist richtig, und doch besoldet man ihn verhältnißmäßig geringer, als die meisten andern Geistlichen des Landes. Dazu befinden sich die Strafanstalten meistens in Städten, wo oft Miete und Feuerung einen großen Theil des Gehalts absorbiren. Man sollte doch auch in dieser Beziehung so billig seyn, dafür Sorge zu tragen, das das schwere Amt, das man dem Geistlichen und Lehrer einer Strafanstalt auflegt, ihn auch ernähre.



3. Würde es unstreitig für alle Sträflinge des Landes von segensreichem Erfolge seyn, wenn man die alten routinirten Zuchthausgänger völlig sonderte und zu diesem Zweck in jedem Lande ein gemeinsames Werkhaus errichtet würde, wo diese Subjecte lebenslänglich detenirt würden. Eine ähnliche Einrichtung besteht in Baden. Das Heilsame derselben liegt so klar am Tage, daß man sich wundern müßte, wenn sie nicht überall Eingang fände.

Es gibt wohl in jedem Lande eine gewisse Anzahl Leute, die von Jugend auf ihren Cursus durch die verschiedenen Strafanstalten des Landes gemacht werden, nicht eigentlich gefährliche Verbrecher, sondern meistens f. g. Gewohnheitsdiebe. Diese sind, wenn sie erst ein gewisses Alter (40 bis 50 Jahre) erreicht haben, nicht mehr im Stande, sich im freien Zustande zu ernähren und stehlen beständig wieder, um dadurch das Recht der Aufnahme in eine Strafanstalt zu erlangen. Nach menschlicher Aussicht ist eine Besserung bei ihnen kaum noch zu hoffen. Sie werden aus der Anstalt entlassen nur, um eine Zeit lang herum zu vagabondiren, die Polizei, unter deren Aufsicht sie stehen, beständig in Athem zu erhalten, dann aufs Neue zu stehlen, abermals die Criminaljustiz, Richter, Zeugen u. s. w. zu beschäftigen, bis sie in der Anstalt wiederum für einige Zeit Ruhe finden. Dies ist der beständige Kreislauf ihres Lebens. Da wäre nun für sie selbst keine größere Wohlthat, als sie gleich lebenslänglich in ein Werkhaus zu deteniren, wo sie ganz zweckmäßig auch mit Arbeit im Freien beschäftigt werden könnten.

Dadurch würde 1. dem Staate eine offenbare Ersparniß erwachsen, sofern sie dann keine Criminalkosten mehr verursachen, 2. in den Strafanstalten eine Ursache des Verderbens weniger seyn; weil diese alten Diebe nicht allein die Lehrmeister der jungen werden, sondern durch ihre Gefühllosigkeit gegen die Strafe auch die Andern mit abstumpfen. In unserer Anstalt befindet sich gegenwärtig z. B. ein Mensch zum ersten Mal, der, so lange er in der Anstalt ist, still und fleißig arbeitet, nie sich Strafe zuzieht; aber nur entlassen wird, um bald zurückzukehren, wie er das selbst nicht läugnet. Mehrere Andere sind zum fünften, sechsten und siebenten Mal hier, darunter Manche, die gewiß gern freiwillig sich lebenslänglich in ein Werkhaus bringen ließen. Dort könnten sie auch beschäftigt werden, aber im freien Zustande wird entweder der Branntwein oder wirkliche leibliche Schwäche sie unfähig machen, sich zu ernähren. Will man aber etwa die Gemeinden veranlassen, solche Menschen zu unterhalten, so ist das völlig unnütz, weil diese es weder wollen noch können; man lasse lieber die Gemeinden einen jährlichen Zuschuß an das betreffende Werkhaus zahlen, was durchaus in der Billigkeit begründet ist. — Es bleibt also nichts übrig, als daß festgestellt werde: zum vierten oder fünften Mal rückfällige Diebe werden nach verbüßter Criminalhaft auf Verwaltungswege lebenslänglich oder bei Jüngeren 10 bis 20 Jahre in ein Werkhaus detenirt. (Schluß folgt.)

## Nachrichten.

### Württemberg. Bericht über die „Gesellschaft für die Sammlung des Volkes Gottes in Jerusalem.“

(Fortsetzung.)

Dieser erste Versuch, dem Unternehmen einen Boden in der Wirklichkeit zu gewinnen und vom Speculiren zum Handeln überzugehen, war also mißglückt; man zog sich sofort vom practischen Handeln wieder auf das Feld der theoretischen Speculation zurück. „Der ungünstige Erfolg überzeugte den Ausschuß, daß zunächst das Ziel, nach welchem bei der Sammlung des Volkes Gottes getrachtet wird, noch bestimmter als bisher ausgesprochen, also — ein Entwurf der Verfassung dieses Volkes der Welt vorgelegt werden müsse.“ Dieser Entwurf wurde ausgearbeitet und im Frühjahr 1855 herausgegeben unter dem Titel: „Entwurf der Verfassung des Volkes Gottes. Herausgegeben von dem Ausschuß für Sammlung des Volkes Gottes in Jerusalem. Stuttgart 1855.“ Die Hauptpunkte derselben sind folgende: Die Gesellschaft erkennt es als ihre Aufgabe, ein heiliges Volk und priesterliches Königreich zu werden und weil es dazu eines der Größe des Zwecks entsprechenden Gesetzes bedarf, so hält sie fest an dem Gesetz, das Gott durch Mose gegeben, von dem sie nur die Bescheidung und die Gebote über Opfer, Speisen und Tage für aufgehoben erkennt (nach Apgsch. 15, 29). Nachdem Christus durch die freiwillige Hinopferung seines Leibes für den Willen Gottes das allein ewig gültige Opfer gebracht und den wahren Gottesdienst gestiftet hat, glaubt sie, daß unser Gottesdienst bestehen soll in der Nachahmung dieses Beispiels, in der Aufopferung unserer Leiber für den Willen Gottes, nämlich für die Herstellung und Vollenbung des Volkes Gottes. Um zu diesem Gottesdienst sich zu ermuntern und zu verbinden, hält sie regelmäßige Versammlungen; zur Führung des Wortes in denselben erwählt jede Gemeinde sich einen Mann, in welchem sie die hiezu nöthige Ansrüstung des Geistes erkennt. Die Sorge für die Seelenzustände und geistlichen Bedürfnisse liegt den Häuptern der Familien und Gemeinden ob. Die Schließung der Ehen geschieht in der Versammlung der Gemeinde vor Gott. Die Kinder gehören nach 1 Cor. 7, 14 durch ihre Geburt der Gemeinde an, daher die Sitte der Kindertaufe beibehalten wird, obgleich es denen, die Bedenken dagegen haben, freigestellt wird, dieselbe aufzuschieben. Um jedem Glied des Volkes eine freie Zeit zu den höchsten Angelegenheiten des Menschen und Gelegenheit zur Erhebung des Geistes in der Gemeinschaft mit andern zu geben, wird ein wöchentlicher Sabbath gehalten, an welchem die irdische Arbeit ruhen soll und die regelmäßigen Gemeindeversammlungen gehalten werden. Die christlichen Festtage werden gefeiert als Denkmale der großen Thaten Gottes und als Tage der Freude in dem Herrn. Bei den gemeinsamen Mahlzeiten theils in den Häusern, theils in der öffentlichen Gemeindeversammlung wird das Brod gebrochen und getrunken der gesegnete Kelch der Gemeinschaft des Leibes und Blutes Christi zum Gedächtniß seines Todes. Damit keine Aergernisse kommen, die den Sinn der Jugend beflecken, und für das Heilige abstumpfen, wird der heil. Geist in der Jugend geweckt und genährt mit dem Worte Gottes. Die Kinder werden nicht mit unverbautem, aufblähendem Wissen belästigt; die Geschichte des Volkes Gottes und die richtigen Grundbegriffe von Gott, dem Menschen und der Natur werden die Hauptgegenstände des Volksunterrichts und die Grundlagen der höheren wissenschaftlichen Bildung



seyn. Vorläufig, bis Gott einem Erbfürsten aus dem Hause Davids die oberste Leitung des Volkes Gottes in die Hände legt, gelten folgende Bestimmungen: das Haupt jedes Hauses ist der Familienvater, je 10 Familien wählen ein Haupt, je 100 einen Gemeinderichter, je 1000 einen Bezirksrichter, die Bezirksrichter bilden zusammen das oberste Gericht und wählen den Landrichter, dessen Sitz Jerusalem ist. Ihm steht das Bestätigungsrecht für alle nachherigen Wahlen von Bezirksrichtern zu, so wie er auch das Volk bei den Behörden und Regierungen vertritt, mit denen es in Beziehung steht. Uebertretungen des Gesetzes bestrafen die Richter, außerdem haben die Gemeinden das Recht, nach Matth. 18, 15—17 unwürdige Glieder auszuschließen. Da Grundbesitz die Grundlage der Bedingungen des äußeren Daseyns ist und nach dem Urtheil Sachverständiger eine Familie von einem Gut von 25 Würtemb. Morgen mittelguten Landes leben kann, so werden einer jeden Familie so viel zugetheilt, wobei natürlich auf möglichst gleich gute Beschaffenheit des Bodens Rücksicht zu nehmen ist. Jede Familie, weiß Standes und Berufs sie ist, behält für immer dieses Erbgut bei, darf nicht mehr und auch nicht weniger haben. Der Erstgeborne ist der Erbe, die Nachgeborenen haben, sobald sie volljährig sind, ein eigenes Erbgut anzusprechen. Bei jeder Markung wird der zu gemeinnützigen Zwecken erforderliche Grund und Boden vorbehalten, außerdem zur Bestreitung gemeinnütziger Ausgaben der Zehnten erhoben.

Durch diesen Verfassungsentwurf, der den Charakter eines papierneuen Fabrikats nur zu deutlich an der Stirne trägt, ist natürlich die Gesellschaft ihrem Ziele um keinen Schritt näher gekommen. Ebenso wenig scheint auch damit bezweckt worden zu seyn, daß drei Mitglieder des „Ausgusses“ sich zu der im August d. J. stattgehabten Versammlung der evangelischen Allianz nach Paris begaben, um dort ihre Sache in Anregung zu bringen. Es gelang ihnen zwar, eine Specialconferenz zu Stande zu bringen, in welcher Hoffmann „eine kurze Darlegung des Wesens der Sammlung des Volkes Gottes“ vortrug und ein anderes Ausschußmitglied einen Bericht über den bisherigen Gang der Sache gab; dagegen drang der Vorschlag, daß sich für diese Sache ein Ausschuß für Frankreich und ebenso für England bilden möge, nicht durch, da dieser Gegenstand längerer Ueberlegung bedürfe. — Das Neueste, was vom Ausschuß zur Erreichung seines Ziels geschah, ist ein „Anruf an Christen und Juden zur Unterstützung der Sammlung des Volkes Gottes in Jerusalem. Stuttgart 1855.“ Diese kleine Schrift schildert zuerst die „verkommenen Zustände“ unserer Zeit, sucht dann nachzuweisen, daß gegen die drohenden Gefahren „die Sammlung des Volkes Gottes, der Bau des Tempels das unschleibare Heilmittel“ sey, und wendet sich sofort mit der Aufforderung zur Unterstützung der Sammlung des Volkes Gottes „an alle, die die Hoffnung einer besseren Zukunft in sich tragen, an alle, die durch ihre Stellung oder ihre Mittel den Beruf haben, für das Wohl der Gesellschaft zu sorgen“, speciell an „alle Staatsoberhäupter“, an die „Hirten und Vorsteher der Kirchen, an die Priester und Prediger“, an die „Reichen und Wohlhabenden“, an „alle Klassen des Volks und namentlich an die Armen und Nothleidenden“, denen zugerufen wird, „sich des Heils und der Rettung zu freuen, die allen Mühseligen und Beladenen bereitet sey, und endlich „auch an die Juden“, „weil dieses Werk auf die Vollendung dessen hingehe, was den Stammvätern ihrer

Nation als Verheißung und Aufgabe gegeben worden und somit geeignet sey, die Wiederauferstehung Israels herbeizuführen, welche der Prophet Ezechiel weissagt und auf welche auch der Apostel Paulus als auf ein mächtiges Förderungsmittel für das Heil der übrigen Völker hinweise.“ Um aber dem aufgeforderten Publikum eine Vorstellung von den Leistungen zu geben, die von ihm zur Unterstützung des Unternehmens erwartet werden, wird zum Schluß ein Kostenüberschlag beigelegt. „Die nächste bedeutende Ausgabe, wird gesagt, welche wir voraussehen, ist für die Absendung einer Commission zur Erforschung der örtlichen Verhältnisse im Heil. Lande und zur Anknüpfung von Unterhandlungen für den Erwerb des zur Ansiedlung erforderlichen Bodens. Da diese Commission aus 6 bis 8 Personen bestehen sollte, so würde die Absendung einen Aufwand von circa 10,000 Fl. erfordern. Der Anfang der Ansiedlung selbst sollte nach unserem Dafürhalten mit 8—10,000 Familien oder selbstständigen ledigen Männern gemacht werden, von denen die Mehrzahl voraussichtlich zu unbemittelt ist, um die Kosten selbst bestreiten zu können; wir berechnen den Bedarf für den Zug und den Unterhalt bis zur ersten Aernte auf circa 5,000,000 Fl.“ An dieser Summe sind bis August d. J. 500 Fl. eingegangen, welche bei dem Bankierhause Benedict in Stuttgart niedergelegt sind.

So stehen die Sachen für jetzt und es ist zu erwarten, ob es dem „Ausguss“ möglich seyn wird, den Schritt zur Ausführung seines Planes, den er selbst als den nächsten und ersten bezeichnet, Absendung einer Commission ins Heil. Land, zu thun, was sich wohl bis zum nächsten Frühjahr entscheiden wird. Daß es dazu möglicherweise kommen könnte, wird man nicht zum Voraus bestreiten dürfen; nur wäre damit in der Hauptsache noch nichts gewonnen, ja selbst dann nicht, wenn es sogar zum wirklichen Ausbruch der 8—10,000 Familien käme, die man allerdings ohne alle Frage zusammenbringen könnte, wenn die 5 Millionen parat lägen, für einen Zug nach Jerusalem so gut als für einen Zug nach Amerika oder Australien. Ich sage, es wäre damit in der Hauptsache nichts gewonnen; denn die Sache würde eben auf einen einfachen Auswanderungs- und Colonisationsversuch hinauslaufen, der möglicherweise gelingen, höchst wahrscheinlich aber täglich mißglücken würde. Ein Volk Gottes aber, vollends das Volk Gottes, an dessen Wiederherstellung nach den Weissagungen der Propheten die Vollendung des göttlichen Rathschlusses mit der Menschheit für diese Erde geknüpft ist, würde dadurch so wenig zu Stande kommen, als diese Vollendung vom Belieben der Menschen abhängig ist. Das steht jedem fest, der einen freien Blick in das göttliche Wort hat. Doch dem sey, wie ihm wolle, lassen wir die Zukunft dahin gestellt seyn; so viel ist gewiß, daß die Früchte, welche die Sache bis jetzt getragen hat, nicht erfreulicher Art sind. Auch dieser Versuch, dem Elend der Zeit abzuweichen, wie alle derartigen Versuche, welche im menschlichen Eigenthum unternommen werden und die Schranken der göttlichen Ordnung durchbrechen, hat dazu beigetragen, die Verwirrung zu vermehren und die Uebel in Staat und Kirche statt zu heben, noch zu vergrößern. Man darf sich freilich nicht wundern, daß die Sache ihre Anhänger gefunden hat.

(Fortsetzung folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Mittwoch den 13. Februar.

N<sup>o</sup> 13.

## Wie sieht es in den Deutschen Gefängnissen aus?

(Schluß.)

Sehen wir nun, was die **Kirche** für ihre kranken Glieder in der Strafanstalt thut.

Wie der Staat, so hat auch die Kirche heilige Verpflichtungen gegen ihre abgefallenen und entarteten Glieder. So lange dieselben noch ein Glied am Leibe der Kirche sind, so lange will und kann die Kirche nicht aufhören, durch alle ihr zu Gebote stehenden Mittel der Gnade, wie der Zucht zu helfen, daß ihre erstorbenen Glieder wieder lebendig werden. Dies erkennt die Kirche an, indem sie dem Staate zu Hülfe kommt und ihre Diener in die Strafanstalten sendet. Die Vertreter der Kirche suchen nach bestem Wissen und Gewissen die geeigneten Personen zu diesem Dienste aus, bevollmächtigen und verpflichten sie, Namens der Kirche die Gnadenmittel den Gefangenen zu bringen. Damit ist freilich die Hauptsache geschehen; es müßte nun noch hinzukommen, daß die Kirche durch ihre Organe sich überzeuge, nicht nur, ob ihre Diener ihre Schuldigkeit thun, sondern ob ihnen auch die nöthige Freiheit zum Gebrauch der Gnadenmittel nicht beschränkt werde, ob auch nichts unterlassen werde, was zur Heilung dienen könnte. Hier- nach wäre es wünschenswerth:

1. Daß die Kirche sich ihren Antheil bei Entwerfung der Ordnungen für die Strafanstalten, in Beziehung auf Lehre und Seelsorge, sichere. Sie kann es nicht dem Staate allein überlassen, ihre Lehrer und Prediger mit Instructionen zu versehen, Stundenpläne zu entwerfen und Lehrbücher einzuführen, sondern hat sowohl bei Entwerfung, als bei etwaigen Aenderungen ihr Votum abzugeben.

Zu diesem Zwecke sollten alle dergleichen Angelegenheiten von einer Commission, bestehend aus einem Mitgliede der geistlichen, wie der weltlichen Behörde, geprüft und durch deren Vermittlung vor die höchste Instanz, das Ministerium, gebracht werden. Etwas der Art wird jetzt in Preußen angebahnt, da man damit umgeht, für jede Provinz einen Gefängnißprobst zu ernennen, der dann beauftragt werden soll, die geistlichen Zustände aller Strafanstalten seiner Provinz von Zeit zu Zeit zu inspiciren und darüber sowohl der geistlichen, wie der weltlichen Behörde zu berichten. Eine derartige Stellung hat man bereits dem Geistlichen der Stadtvoigtei zu Berlin übertragen. So wird die Kirche wenigstens in geeigneter Weise von dem geist-

lichen Stande der Strafanstalten Kunde erhalten. Eine Einrichtung, die offenbar von Segen seyn muß, da jetzt die Geistlichen der meisten Anstalten ohne alle specielle Beaufsichtigung ihrer geistlichen Vorgesetzten sind, und doch eine ersprießliche Visitation hier nur von Solchen vorgenommen werden kann, die selbst in der Sache stehen. Dadurch erhält der Geistliche auch eine passende Gelegenheit, Mancherlei zur Kenntniß seiner vorgesetzten Behörde zu bringen, was auf dem Wege der Berichte oder gar der Beschwerde sich nicht gut erledigen läßt.

2. Daß die Kirche ihre Theilnahme für die gefallenen Glieder in den Strafanstalten dadurch an den Tag lege, daß sie derselben in besonderer Fürbitte gedenke. „Wenn ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit.“ Danach betet die Gemeinde für ihre Kranken, warum nicht auch für die in öffentliche grobe Sünde gefallenen Glieder? Für diese sollte die Fürbitte der Gemeinde aus zweifachem Grunde nicht unterlassen werden. Einmal für die Gefangenen selbst, denn von dem Werthe solcher Fürbitte zu reden, ist wohl an diesem Ort nicht nothwendig; genug, daß wir den Befehl unseres Herrn haben: „Bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen; auf daß ihr Kinder seyd eures Vaters im Himmel“ (Matth. 5, 44. 45), und 1 Tim. 2, 1 sq.: „So ermahne ich nun, daß man vor allen Dingen zuerst thue Bitte, Gebet, Fürbitte und Danksgiving für alle Menschen“ u. s. w., also doch gewiß auch für die Gefangenen. Dazu haben wir aber auch die Verheißung, daß es nicht vergeblich seyn soll: Jac. 5, 14—16: „Das Gebet des Glaubens wird dem Kranken helfen und der Herr wird ihn aufrichten; und so er hat Sünden gethan, werden sie ihm vergeben seyn“, cf. 2 Cor. 1, 10 u. 11. — Dann aber auch für die Gemeinde, daß sie bei solcher Fürbitte sich erinnere und prüfe, ob sie nicht auch ihr Theil Schuld an solchem Falle trage, sey es durch böses Beispiel, durch Verführung, oder durch Vernachlässigung und Theilnahmslosigkeit, wie dies in der That nicht selten der Fall ist. — Die Form möchte ungefähr die seyn, wie sie Baxter: „Der evangelische Geistliche. Reutlingen 1837“, S. 81 u. 82 für einen analogen Fall vorschlägt.

Danach wäre zu wünschen, daß die kirchliche Behörde allen ihren untergebenen Geistlichen solche Fürbitte zur Pflicht machte, damit sie nicht der Subjectivität der Geistlichen überlassen bleibe, was Unzuträglichkeiten zur Folge haben könnte. Der Modus ließe sich dann näher bestimmen, jedenfalls wäre aber eine namentliche Bezeichnung nothwendig, weil er auch öffentlich Ver-



gerniß gegeben, vielleicht am ersten und letzten Sonntage seiner Haft, hier mit der Aufforderung, den gefallenen Bruder, so er als ein Bußfertiger zurückkehrt, mit Liebe aufzunehmen. Es wäre nur die betreffende Behörde zu veranlassen, daß dem Ortsgeistlichen sofort Anzeige gemacht werde, wenn und wie lange ein Glied seiner Gemeinde zur Strafhast gebracht ist.

So übt die Kirche zugleich heilsame Zucht in einer Weise, die dem Gefangenen zum Heile der Seele wie des Leibes gereicht. Es wird für das Herz manches gefallenen Sünders sicher nicht ohne Eindruck bleiben, wenn er weiß, daß seine Gemeinde für ihn bete; ebenso wird diese Fürbitte die Theilnahme der Gemeinde für diese Unglücklichen erwecken, so daß sie nach ihrer Entlassung nicht von allen Seiten verstoßen werden.

3. Daß die Kirche auch der in den Strafanstalten Verstorbenen in irgend einer Weise wahrnehme. — Diese werden an vielen Orten der Anatomie überliefert. Man könnte dabei freilich die Frage aufwerfen: hat der Staat ein Recht, über den Leib eines Menschen nach seinem Tode zu verfügen? „Das Gesetz herrscht über den Menschen, so lange er lebt“ (Röm. 7, 1), gilt auch von der Obrigkeit. Sie hat ein Recht, den Menschen am Leben zu strafen, aber damit sollte doch wohl ihre Gewalt zu Ende seyn, der Leib gehört der Kirche (cf. Kliefoth: Liturg. Abhandlungen). Man denke sich einen Menschen wegen eines geringen Vergehens zu 3 Monat Gefangenschaft verurtheilt, der während dieser Zeit in Buße und Glauben mit dem heil. Sakrament versehen in der Strafanstalt stirbt, ist es da nicht hart, ihn nun der Anatomie überliefern zu müssen? Sehr häufig gilt freilich die Bestimmung, daß er von den Angehörigen losgekauft werden kann; aber das ist eigentlich noch schlimmer, weil dann nicht die Strafe, sondern Armuth der bestimmende Grund ist, weshalb der Mensch nicht zur Erde bestattet wird.

Wie dem nun auch sey, es wird sich dieses schwerlich so bald ändern lassen, da die Wissenschaft der Leichen bedarf und andere Wege, dieselben herbeizuschaffen, oft noch üblere Folgen haben. — Wird nun aber auch der Gefangene der Anatomie überliefert, so sollte er doch nicht wie ein Stück Vieh aus den Augen der Menschen hinweggeschafft werden. Die Kirche kann es nicht dulden, ihre Glieder also bei Seite schaffen zu lassen. Das hat man in manchen Ländern schon erkannt. So lautet die Instruction für den katholischen Seelsorger an der Straf- und Correctionsanstalt zu Köln:

§. 18. „Stirbt ein Sträfling, so wird ein Trauer-Gottesdienst in der Anstaltskapelle von sämmtlichen katholischen Gefangenen, verbunden mit einer passenden Anrede, gehalten.“

Köln, den 1. Februar 1845.

Der Erzbischof von Konium, Coadjutor und Apostolischer Administrator des Erzbisthums Köln.

gez. Johannes.

Ferner die Dienst-Instruction für den evangelischen Geistlichen der Straf- und Correctionsanstalt zu Köln:

§. 12. Sterbefälle. Bei stattgefundenen Sterbefällen hat der Geistliche im Beiseyn sämmtlicher evangelischen Gefan-

genen eine öffentliche Leichenfeier zu halten. Es wird ihm dies eine ungesuchte, aber höchst erwünschte Gelegenheit geben, zu den um die Leiche Versammelten auf eine besonders ergreifende Weise reden zu können.

Köln, den 6. März 1854.

Königl. Regierung, Abtheilung des Innern.  
gez. Birk.

Zu beachten ist nebenbei die Unterschrift beider Instructionen. —

So verfügt das Justiz-Ministerium zu Karlsruhe vom 9. Mai 1853:

„So oft künftighin Leichname von Sträflingen an die anatomische Anstalt nach Heidelberg abgeliefert werden, sind dieselben vorher in den Hof der betreffenden Strafanstalt zu verbringen und dort in Gegenwart sämmtlicher Sträflinge durch den betreffenden Hausgeistlichen nach dem Ritus seiner Religion einzusegnen.“

Ferner wünscht man, daß für den Verstorbenen bei Katholiken eine Seelenmesse und bei Protestanten ein Fürbittengebet in dem zunächst darauf folgenden Gottesdienste abgehalten werde.  
gez. Wechmar.“

Hiernach wird in Köln der Sarg mit schwarzem Tuch bedeckt, vor seiner Fortschaffung in die Kirche gebracht, 6 schwarze Leuchter werden angezündet und der Geistliche hält in Gegenwart sämmtlicher der Confession des Verstorbenen angehörigen Sträflinge eine Art Leichenpredigt oder einen liturgischen Act. In andern Anstalten ist die Form eine andere. Ohne alle kirchliche Feier dürfte keine Leiche aus einer Strafanstalt fortgeschafft werden, und es ist Sache der Kirche, dies anzuordnen.

4. Daß auch die Kirche das Ihre thue, um Verbrechen zu verhüten; das würde sie namentlich bei Eidesleistungen vermögen, wenn sie durch die weltlichen Behörden in den Stand gesetzt würde, dabei ihre Rechte und Pflichten wahrzunehmen.

Geistliche an Strafanstalten werden mit mir gewiß schon mehrfach die Erfahrung gemacht haben, daß junge Leute wegen Meineid bestraft worden, von denen man moralisch überzeugt seyn muß, daß sie keine klare Vorstellung gehabt haben, weder von dem, was sie beschwören sollen, noch von der Wichtigkeit des Eides überhaupt. Auch die Richter müssen in den von mir gemeinten Fällen ähnlicher Ansicht gewesen seyn, weil sie die Betreffenden statt mit der in der Regel für Meineid hier gesetzlichen Strafe von 6 Jahr Zuchthaus mildernder Umstände halber nur mit ein oder zwei Jahr Arbeitshaus bestraft haben. Aber eine schwere Sünde ist einmal geschehen, die vielleicht hätte verhütet werden können, wenn der Geistliche Gelegenheit gehabt hätte, vorher mit den Betreffenden Rücksprache zu nehmen, wozu er aber völlig außer Stande, weil er gar nichts davon erfährt, daß ein Glied seiner Gemeinde einen Eid leisten soll. Dazu häufen sich in neuerer Zeit die Anklagen auf Meineid in einer Grauen erregenden Weise.



Was ist deshalb zu thun? Die Anwesenheit des Geistlichen bei den Eidesleistungen wird bei den vielen Eiden, die das öffentliche Gerichtsverfahren nöthig macht, kaum möglich seyn, und wenn auch, in dem Augenblick in der Regel wenig nützen. Statt dessen sollten die kirchlichen Behörden die Staatsanwaltschaften durch Vermittelung des Justiz=Ministerii veranlassen, daß mit jeder Citation zu einer Eidesleistung auch der betreffende Ortsgeistliche gleichzeitig wenigstens davon in Kenntniß gesetzt werde, daß das und das Glied seiner Gemeinde zu der bestimmten Zeit werde einen Eid leisten müssen, wobei natürlich in der Regel einige nähere Umstände aus den Acten mitzutheilen sind. Es möchte dann, wenn weiter nichts zu erreichen, dem Gewissen des Geistlichen überlassen bleiben, ob er eine besondere Vorbereitung oder Ermahnung oder sonst seelsorgerische Einwirkung für nöthig halte. Es ist gar nicht zu bezweifeln, daß auch schon hierdurch manchem falschen Eide werde vorgebeugt werden, und wäre es auch nur einmal im Jahre von Erfolg segnet, so wäre das doch schon reichliche Veranlassung, um die dazu nothwendigen Schritte nicht zu unterlassen.

Hameln.

Ville,

Pastor an der Strafanstalt.

## N a c h r i c h t e n.

### Württemberg. Bericht über die „Gesellschaft für die Sammlung des Volkes Gottes in Jerusalem.“

(Fortsetzung.)

In der Zeit der Noth, wie die gegenwärtige, wo Alles nach Hülfe sich seht und Niemand ausgiebige Hülfe zu bringen weiß, wird es nie an solchen fehlen, welche sich durch jeden Schimmer von Hoffnung, den man ihnen zeigt, bethören lassen, um so mehr, wenn die Sache im religiösen Gewand auftritt und auf die Bibel sich stützt. Zeiten, wie die unsrigen, sind so recht die Aernztezeiten für falsche Propheten. Wenn nun gleich mit Fug behauptet werden darf, daß unter dem Anhang Hoffmanns kein einziger Mann von Bedeutung sich befindet, namentlich keiner, dem ein selbstständiges Urtheil zuzutrauen wäre\*), so wird eben doch auch durch diese neue Volksagitation der Same der kirchlichen und politischen Unzufriedenheit ausgestreut, welche sofort, wenn das glänzende Zukunftsideal, das man sich hat vormalen lassen, nicht in Erfüllung gehen will und unübersteigliche Schwierigkeiten sich in den Weg stellen, den Grund davon nicht in dem himärischen Charakter des Projects selbst, sondern im bösen Willen derer sucht, welche man ihres Amtes und ihrer Stellung hal-

\*) Dies sieht man namentlich auch daran, daß alle Stimmen, die außer Hoffmann in der „Warte“ sich hören lassen, nur Echo's von ihm selbst sind, denen man es anmerkt, mit welcher Mühe sie sich in die Idee hineinzuarbeiten suchen, und die sich deshalb über die Worte des Meisters nicht hinauswagen dürfen. Uebrigens wurden die Leute durch das große Vertrauen, das sie lange und in Vielem mit Recht der Warte geschenkt hatten, so allmählig in diese Kreise hineingezogen.

ber zur Mithilfe für verpflichtet hält. Namentlich scheut man sich nicht, die richterische Unterstellung auszusprechen, der Grund der Verweigerung der Theilnahme an dem Unternehmen sey eben Liebe zur Bequemlichkeit, Anhänglichkeit an die irdischen Güter, an das Einkommen und die Befolgung, und Mangel an jenem Eifer, der das Trachten nach dem Reiche Gottes zur Hauptsache mache. Dies wird hauptsächlich auch den gläubigen Geistlichen vorgeworfen, eine Verbächtigung, die sicher zu den bedenklichsten Zeichen dieser Bewegung gehört. Zu diesem beklagenswerthen Miß kommt endlich noch die Spaltung, die dadurch unter den Gläubigen überhaupt angerichtet wird. Denn wenn auch auf der einen Seite grade diejenigen unserer „Gemeinschaften“, unter denen unfreiwillig am meisten Erkenntniß des Wortes Gottes und nüchterner Sinn zu Hause ist, namentlich die Michelianischen und die auf der Ab, sich von Hoffmanns Sache fern halten; wenn auf der anderen Seite unter Hoffmanns Subscribenten aufs Heil. Land nicht wenige sind, welche zu den Gläubigen nicht gezählt werden können, Leute von entschieden unlauteeren Absichten, solche nämlich, die Gründe haben, eine Verbesserung ihrer Lage zu wünschen: so hat sich doch auch unter den Gläubigen vielfach eine Parteiengreifung für und wider gestaltet, und es ist zu den bereits vorhandenen Elementen der Zerflüftung des religiösen Gemeinschaftslebens ein neues hinzugekommen.

Uebrigens hat es auch nicht an Bemühungen gefehlt, das Christliche Volk über das Treiben Hoffmanns zu verständigen und vor demselben zu warnen. Essentielle Blätter, namentlich der Christenbote und das Evang. Kirchen- und Schulblatt, suchten in verschiedenen Aufsätzen die Sache zu beleuchten, jedoch ohne sich in eine eingehende Controverse mit Hoffmann einzulassen, welche sie wohl absichtlich vermieden, theils um der Sache nicht zu größerem Aufsehen zu verhelfen, als sie bereits unverbintener Weise erlangt hat, theils weil es bei dem bekannten starren Festhalten Hoffmanns an seinen Meinungen doch zu nichts führen konnte. Außerdem wurde die Sache in einer größeren „Brüderconferenz“ zur Sprache gebracht, welche am 29. Mai d. J., dem Vortag der halbjährlichen Predigerconferenz, zu Stuttgart gehalten wurde. Nach einem Beschluß der Stuttgarter Predigerconferenz wird nämlich jährlich einmal eine Versammlung von Gläubigen aus dem ganzen Lande, Nichtgeistlichen und Geistlichen, am Tage vor der Predigerconferenz selbst in Stuttgart gehalten und dabei neben allgemeiner Erbauung über verschiedene zur Zeit grade besonders hervortretende Angelegenheiten des Reiches Gottes, hauptsächlich über Missionsachen, verhandelt. Bei der diesjährigen Versammlung nun, bei welcher Prälat Kapff den Vorsitz führte und die von den Vertretern einer großen Zahl von „Gemeinschaften“ des Landes besucht war, kam auf den Vorschlag des Ausschusses des Stuttgarter Missionsvereins unter Anderem auch die „Sammlung des Volkes Gottes“ zur Besprechung. Da der Vortag, mit welchem dieselbe eingeleitet wurde, die Bestimmung der großen Versammlung erhielt (von 400 Anwesenden sprach sich nur eine Stimme für Hoffmann aus), so erlaube ich mir, Ihnen die Hauptpunkte desselben mitzutheilen.\*) Sie mögen daraus entnehmen, wie der bei weitem überwiegende Theil der Gläubigen in unserem Lande über die Sache denkt.

\*) Der Vortag ist einem Beschluß der Konferenz gemäß im Christenboten erschienen und in einem besonderen Abdruck, der bei der Evang. Gesellschaft in Stuttgart zu haben ist, verbreitet worden.



Der Vortrag charakterisirt zuerst das Unternehmen in derselben Weise, wie es Eingangs dieses Berichts geschehen ist, und hebt dann das hervor, was daran Wahres sey, nämlich daß wir allerdings eine sichtbare Erscheinung und Darstellung des Reiches Gottes auf Erden zu erwarten haben, bei welcher ein wahrhaft christliches, durchaus auf die Gesetze des göttlichen Wortes und Geistes gebautes Volksleben zur Wirklichkeit kommen werde, daß ferner das heil. Land von Gott die Bestimmung habe, der Schauplatz für die Entfaltung eines solchen verklärten Volkslebens zu werden, und endlich, daß unsere jetzigen Kirchen und Staaten dem unausbleiblichen Untergange geweiht und unfähig seyen, durch allmähliche Uebergänge und Verbesserungen sich so umzubilden, daß sich aus ihnen endlich das Reich Gottes in seiner irdischen Vollenbung herausarbeiten könnte. Demungeachtet bezeichnet der Vortrag den Plan als einen durchaus verwerflichen. Die Gründe hiefür faßt er unter folgende drei Gesichtspunkte zusammen.

Fürs Erste nämlich beruhe der Plan auf einer unstatthaften Vermischung der Weltzeiten, er wolle das tausendjährige Reich, dessen Aufrichtung nach den Weissagungen der Schrift der zukünftigen Weltzeit vorbehalten sey, schon in der gegenwärtigen Weltzeit aufrichten. In der mit der zweiten Zukunft Christi anbrechenden Weltperiode nämlich werde ein solcher Gottesstaat, wie er von den Freunden der Sammlung des Volkes Gottes angestrebt werde, verwirklicht seyn; in der gegenwärtigen dürfe eine solche herrliche Neuschöpfung gar nicht erwartet werden. Sage ja der Herr selbst deutlich genug, daß in dieser Periode, der Zeit der Heiden, Waizen und Unkraut gemischt seyn und daß dieser Zustand bis zur Aenzeit, d. h. bis zu seiner Zukunft, fortbauern werde. Er verbiete sogar seinen Knechten ausdrücklich, in dieser Periode eine Ausscheidung des Unkrauts und Sammlung seines Volkes vornehmen zu wollen und heute an, daß jeder, auch der wohlmeinendste Versuch dieser Art das Uebel nur ärger machen würde. Die Absicht des Herrn in dieser Weltzeit gehe gar nicht auf eine sichtbare, räumliche, sondern nur auf eine unsichtbare, geistige Sammlung der Kinder Gottes, nicht auf Aufrichtung eines äußerlichen, sinnlich wahrnehmbaren Gottesstaats, sondern bloß auf Zurichtung der Materialien zu einem solchen. Er erwarte selbst durchaus keine massenhafte innerliche Bekehrung und Wieergeburt der Welt im Großen, sondern nur einzelner Seelen, der Seelen, welche zur Fülle der Heiden gehören, und um diese rettungsfähigen Seelen aus der Welt heraus zu gewinnen, sende Er seine Boten in alle Welt mit dem Auftrag, zu taufen und das Evangelium zu predigen aller Creatur. Einen Plan, wie den in Rede stehenden, auszuführen, sey auch in der That eine Unmöglichkeit, theils weil die jetzt bestehenden, die ganze Erde einnehmenden Weltreiche nirgends Raum zur Errichtung eines solchen selbstständigen Gottesstaats geben würden, theils weil die augenfällige Uneinigkeit der Gläubigen untereinander unübersteigliche Hindernisse in den Weg legte, wesswegen die Gläubigen selbst erst durch die antichristliche Trübsal zuvor von der Fälschheit und Eigenheit gereinigt werden müssen.

Fürs Zweite liege in Hoffmanns Plan eine Verkennung des königlichen Majestätsrechts Christi, ein anmaßender Ein-

griff in das, was Er sich selbst vorbehalten habe. Wer nämlich vor der Zukunft Christi ein sichtbares Volk und Reich Gottes zu gründen unternehme, der erkläre die Zukunft Christi und die ganze von Ihm ausgehende Wirksamkeit, die mit denselben verbunden seyn werde, für überflüssig und sey der Meinung, daß das, was Er seiner Macht vorbehalten habe, auch ohne Ihn, bloß durch Menschen geschehen könne. Dies sey aber den entschiedensten Aussprüchen der ganzen heil. Schrift entgegen, welche das Werk der Sammlung überall für einen unmittelbaren Act seiner königlichen Souveränität erkläre (Jer. 29, 14, 31, 8, 32, 37. Jes. 43, 5. Ezech. 11, 17. Jes. 56, 8). Daß es dies sey, liege auch ganz in der Natur der Sache; denn 1. wer das Volk Gottes sammeln wolle, müsse die Seinen kennen, was keines Menschen Sache sey. Hoffmann suche sich freilich über diesen Punkt dadurch hinwegzuhelfen, daß er jeden, der sich für sein Unternehmen melde, ohne weiteres annehme; damit setze er sich aber eben in Widerspruch mit des Herrn Wort, daß nicht alle, die zu Ihm sagen: Herr, Herr, ins Himmelreich kommen werden; 2. müsse, wer sammeln wolle, die Zeit genau wissen, wann die Sammlung zu geschehen habe; diese aber habe der Vater seiner Macht vorbehalten und wenigstens bis jetzt noch niemandem geoffenbart; 3. endlich müsse man, wenn man sammeln wolle, den Gang der Weltereignisse in seiner Hand haben. Die Sammlung des Volkes Gottes setze nach Matth. 13, 30 die Sammlung des Unkrauts, d. h. jene Weltkatastrophe voraus, in welcher es zur Centralisation der gesammten Weltmacht unter ihrem antichristlichen Haupt und zur Vereinigung ihrer Heere kommen und durch welche ihr schließlicher Untergang herbeigeführt werden werde. So wenig nun diese Catastrophe durch Menschen herbeigeführt werden könne, so wenig auch die Sammlung des Volkes Gottes. Beides gehöre zum Ressort des geheimen Cabinets des Königs aller Könige, wesswegen es auch völlig unnütz sey, „an die Mächtigen und Begüterten der Erde die Aufforderung“ zu richten, „dieses wichtige Unternehmen mit den Mitteln, welche Gott in ihre Hand gelegt, zu unterstützen.“ Ja selbst, wenn Welterschütterungen eintreten, welche möglicherweise nach unserer Ansicht auf das ersehnte Ziel der Sammlung des Volkes Gottes und der Aufrichtung seines Reiches hinausziele könnten, auch dann hätten wir noch nicht unserer gewohnten Thätigkeit zu entsagen und zum Ausbruch zu blasen und uns dazu zu rüsten; wir könnten uns ja auch wohl täuschen und die Sachen falsch ansehen, fumental die Wege des Herrn unerforschlich seyen; und es würde dann nichts nützen und den Dingen die gewünschte und erwartete Wendung nicht geben, wenn wir auch Tausende von Unterschriften gesammelt, Verfassungsentwürfe für das Volk Gottes zu Papier gebracht, unsere Habseligkeiten in Geld verwandelt, unsere Bündel geschnürt und den Tag zum Ausmarsch festgesetzt hätten. Unsere Aufgabe sey nur die, auf die Zeichen der Zeit zu merken, die Zeitereignisse im Licht der Weissagung zu betrachten, im übrigen aber in unserem Beruf fortzuarbeiten und zu warten, bis der Herr unzweideutige Winke geben würde.

(Schluß folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Sonnabend den 16. Februar.

N<sup>o</sup> 14.

**Ämtliches Gutachten der theologischen Fakultät zu Marburg über die Hessische Katechismus- und Bekenntnißfrage. Marburg, Elwertsche Universitäts- Buchhandlung, 1855. S. 82 S.**

Zwei Metropolitane der Grafschaft Ziegenhain (von Roques zu Trehsa und Stolzenbach zu Ziegenhain) hatten der theologischen Fakultät zu Marburg zwei Fragen, die erste den Gebrauch des Heidelberger Katechismus, die zweite den lutherischen oder reformirten Charakter der in dem Hessischen Katechismus enthaltenen Lehre betreffend, mit dem Verlangen vorgelegt, das Gutachten der theologischen Fakultät über dieselben zu vernehmen. Die Fakultät hat diesem Verlangen unter dem 10. September v. J. entsprochen und ihr Gutachten kurz darauf (gegen die Mitte des Octobers v. J.) auch veröffentlicht. Es ist dasselbe somit der öffentlichen Besprechung ausgesetzt worden, und der Unterzeichnete, kurz nach dem Erscheinen des Gutachtens in die theologische Fakultät eingetreten, darf am wenigsten anstehen, seine Stellung zu dem Gutachten, welche, wäre dasselbe nicht veröffentlicht worden, höchstens zu einer Verhandlung mit seinen Collegen Anlaß gegeben haben würde, dem theologischen Publikum gegenüber zu bezeichnen. Es geschieht dies hiernit — zugleich auch, um wiederholten Anforderungen und Mahnungen der dringendsten Art, welche von Außen und von Seiten her, denen ich jede innere und äußere Rücksicht schuldig bin, mir zugekommen sind, zu entsprechen — indem ich erhebliche Bedenken, welche mir bei der erst vor wenig Wochen möglich gewordenen aufmerksamen Lesung des Gutachtens entgegengetreten sind, und die, wie ich glaube, vor der weiteren Behandlung der in dem Gutachten besprochenen Angelegenheit einer reiflichen Erwägung bedürfen, zu dem Zwecke hier mittheile, um die gedachte Erwägung nicht allein in meinem Vaterlande, sondern auch außerhalb desselben zu veranlassen. Nur muß ich bevormorten, daß dies keineswegs sämtliche Bedenken sind, welche ich gegen die Grundlage und Ausführung des Gutachtens mit gutem Fuge hegen zu müssen glaube, daß ich mich namentlich in dieser meiner Besprechung nicht auf den innern Gehalt und das Wesen der hier in Rede stehenden Lehre, auch nicht auf die Bedingungen einlasse, unter welchen, wie ich glaube, allein eine Kirche existiren kann, welche mit zweifelloser Ge-

wisheit ihre Glieder dem ewigen Frieden unter der Hut des Erzhirten entgegenführen will, Bedingungen, welche bei der hier zu beantwortenden Kirchenfrage von der ernstesten Bedeutung sind, ja gradezu in den Vordergrund treten — und daß ich nicht einmal die historischen Bedenken in ihrem ganzen Umfange hier anzugeben, geschweige denn zu erörtern die Absicht habe. Es kann dieses wie jenes künftiger Zeit und Muße, so Gott will, vorbehalten bleiben, um so mehr, als schon das Detail, auf welches ich mich, im Ganzen dem Gange des Gutachtens folgend, einzulassen genöthigt bin, für die Ev. K. Z. fast als eine Ueberladung erscheinen kann.

Die wichtigere Frage, die nach dem Bekenntnißstand des Hessischen Katechismus, oder vielmehr der Hessischen Kirche überhaupt — da das Gutachten selbst diese Erweiterung der Frage vorgenommen hat — stelle ich voran, die weniger wichtige und nach Außen wohl schwerlich hinreichend interessirende, welche den Umfang des von dem Heidelberger Katechismus in den Dorfschulen zu machenden Gebrauchs betrifft, werde ich nachher und kürzer behandeln.

Der zweite und umfangreichere Theil des Gutachtens (S. 12—82) hat die Beantwortung der Frage zum Gegenstand: „Ist die vornehmlich in dem Hessischen Katechismus dargelegte Lehre der Hessischen Kirche lutherisch oder reformirt?“ und beantwortet dieselbe S. 81—82 dahin:

„Nachdem sich so ergeben, daß die Unterscheidungslehren, wie sie im Hessischen Katechismus vorgetragen und in Kirchenordnungen und im Synodalbekenntniß erläutert sind, mit den unbestritten reformirten, nicht aber mit den lutherischen Confessionen übereinstimmen, daß diese ihre Erklärung sich nicht im Widerspruch befindet mit den in Hessen anerkannten Bekenntnißschriften, namentlich der locupletirten Augustana und der Wittenberger Concordia, welche authentisch nach Bucers Declaration verstanden ward, sondern daß sie durch dieselben, wie auch durch die von den Trägern des Kirchenregiments ausgegangenen Kundgebungen bestätigt und durch die Organisationen der Landgrafen Moritz und Wilhelm IV.“ (soll wohl heißen VI.) „aufrecht erhalten ist; daß endlich die vom zehnten Artikel der ursprünglichen Augsburger Confession, welchem in Hessen niemals rechtliche Geltung gegeben ist, so wie von dem angeblichen symbolischen Ansehen der Schmalkalder Artikel und des lutherischen Katechismus hergenommenen Gegenbeweise auf irrigen Voraussetzungen beruhen: so geben wir unser Urtheil über die zweite Frage dahin ab,



daß die in ihrem Katechismus dargelegte Lehre der Hessischen Kirche nicht lutherisch, sondern reformirt ist."

Dieses Ergebnis wird auf dem, bereits in den Streitigkeiten über die Verbesserungspunkte des Landgrafen Moritz (1605) eingeschlagenen Wege\*) gefunden, daß behauptet wird, es sey bereits zu des Landgrafen Philipp Zeit (1526—1567) die reformirte Lehre in Hessen die kirchlich geltende gewesen, mithin durch den kirchlichen Organisationsact des Landgrafen Moritz in Hessen-Cassel eine Veränderung der Lehre nicht bewirkt worden; grade das Festhalten am Bestehenden habe im Jahre 1605 die Auscheidung der lutherisch gesinnten Theologen veranlaßt (S. 75), so daß die Letzteren somit als Gegner des Bestehenden, als Abfallende von der hergebrachten Lehre (S. 48), als Neuerer betrachtet werden müssen.

Wie bedenklich dieser Weg schon im Allgemeinen sey, ergibt sich leicht für einen jeden, welcher sich die Mühe nehmen will, den von 1606—1647 gepflogenen Verhandlungen nachzugehen, und die weitschichtige Privatliteratur, so wie die kaum minder weitschichtige officiële Darstellung (Kasselscher Seits die Wechselschriften 1632 und die Acta Marpurgensia; Darmstädtischer Seits vornämlich die Specialwiderlegung 1647) mit einiger Aufmerksamkeit durchzulesen.

Mit demselben Schein, mit welchem in den Wechselschriften und in dem vorliegenden Gutachten die Geltung der reformirten Lehre während der Regierungszeit des Landgrafen Philipp im damaligen Hessen dargethan werden will, kann man die Geltung der lutherischen Lehre zum Beweise bringen; jedenfalls setzt man sich in dem ersten Falle bei jedem vorgebrachten Beweise einem Gegenbeweise aus, so daß zuletzt auf das mindeste die Sache als unentschieden beruhen muß, wenn sie nicht gar in schlimmere Lage für die reformirte Lehre geräth, als sie vor Beschreitung dieses Weges war.

Diese Bedenklichkeit würde mich bestimmt haben, selbst wenn ich mit dem zuvor festgestellten Resultate (daß die Lehre des Hessischen Katechismus nicht lutherisch, sondern reformirt sey) einverstanden gewesen wäre, mich gegen die Einschlagung dieses Weges Seitens der Fakultät auf das Nachdrücklichste zu erklären, indem ich namentlich daran hätte erinnern müssen, daß selbst die Wechselschriften (in der „wohlgegründeten Rettung“) haben eingestehen müssen: „die Kasseler Theologen behaupteten, es sey das, was sie jetzt lehrten, schon zu Landgraf Philipps

\*) Doch wurde dieser Weg nicht gleich vom Anfange an betreten. Die ersten Äußerungen der Befürworter der Verbesserungspunkte und des Landgrafen Moritz selbst waren radical und sagten sich von jedem Zusammenhange mit früheren Bekenntnissen los; erst als man diesen Weg als einen für die Marburger Erbschaft und das Eingeschlossenseyn in den Religionsfrieden von 1555 gefährlichen erkannte, entdeckte man jenen klüglicher einzuschlagenden Weg und hielt denselben bis zum Westphälischen Frieden beharrlich ein. Seitdem wurde dieser Weg verlassen und erst in dem vorliegenden Gutachten wieder beschritten.

Zeit gelehrt worden, aber sie behaupteten nicht, man lehre und glaube jetzt und im Niederfürstenthum Hessen eben dasjenige, was bei Zeiten und Regierung Landgraf Philipps geglaubt und bekannt worden.“ Der Sinn dieser spitzfindigen, aber nicht unrichtigen Äußerung ist der, daß zwar zu den Zeiten des Landgrafen Philipp hin und wieder das gelehrt worden, was seit 1605 in Niederhessen bekannt und gelehrt werde, daß aber das Ganze der Lehre und des Bekenntnisses, wie solche in jenen Zeiten vorhanden gewesen, seit 1605 in Niederhessen nicht mehr vorhanden sey; oder mit andern Worten: Zu Landgraf Philipps Zeiten habe man officiël lutherisch gelehrt, bekannt und sich genannt, privatim aber auch abweichend (bucersisch, calvinisch, zwinglisch) lehren können.

Die obgedachte und so eben näher bezeichnete Bedenklichkeit ist durch das vorliegende Gutachten der theologischen Fakultät mir nicht benommen, im Gegentheil um ein sehr Bedeutendes verstärkt worden, wobei ich übrigens auf die Lehre von der Prädestination, welche von den Niederhessen in ihrer eben citirten Äußerung mit in Rechnung gebracht war, selbstverständlich keine Rücksicht nehme, da diese Lehre im Bekenntniß der Niederhessischen Kirche rechtlich keine Stätte hat, wie denn auch das Gutachten dieselbe ganz richtig außer allem Betracht läßt.

Das Gutachten kehrt nun ausschließlich die eine Seite, die der Meinungen, Absichten und Gesinnungen, welche neben den Thatfachen hergehen, die gelegentlichen und privaten Äußerungen über den Bekenntnißstand, wie diese Meinungen, Absichten und Äußerungen während der Regierungszeit des Landgrafen Philipp vorhanden waren, heraus; die officiellen Thatfachen bleiben entweder ganz unberücksichtigt, oder sie werden an den Meinungen und Absichten gemessen: ein Verfahren, durch welches jene Bedenklichkeit auf das Höchste gesteigert wird. Ein theologisches Gutachten hat, wo zwei Parteien sind, beide zu verhören und sein Urtheil erst nach vollständiger Anhörung beider Theile: der Meinungen und Absichten auf der einen, der Thatfachen auf der andern Seite, auszusprechen, ohne die Einen im Voraus zu zwingen, sich an den Andern messen zu lassen und denselben sich unterzuordnen. Aber noch mehr. Ein theologisches Gutachten ist, als wesentlich kirchliches Gutachten, vor allen andern Dingen darauf gewiesen, den öffentlich anerkannten Thatfachen, durch welche zwar nicht die Meinungen der Einzelnen, aber die kirchlichen Rechte, wozu auch das öffentliche Bekenntniß gehört, bestimmt werden, eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen, und darf dieselben jedenfalls nicht völlig unerwähnt lassen. Jenes Parteienverhör und diese Berücksichtigung des kirchlichen Rechtes sind in dem Gutachten noch weniger als in den Wechselschriften, mit denen dasselbe im Uebrigen auf fast gleichem Boden steht, beachtet worden, wenigstens nicht in demselben zu entdecken.

Eine vollständige Aufzählung der hierher gehörigen Belege würde einen ansehnlichen Band füllen; ich beschränke mich auf das Allernothwendigste, schicke aber die Bemerkung voraus, daß



ich mich auf das Gegeneinanderhalten derjenigen Privataußerungen Philipps und sonstiger „maßgebender“ Personen, welche sich im Schweizerischen oder Calvinischen, oder auch, da das Gutachten auf Bucer einen besondern Accent legt, Bucerischen Sinne aussprechen, und derjenigen, welche im Gegensatz der letztern auf Seiten der lutherischen Lehre stehen, nicht einlassen will, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil, will man diese Aeußerungen zählen, jedesmal einer Schaar der erstern eine gleich starke Schaar der letztern gegenübertritt, und auch das Gewicht der einen dem Gewichte der andern ziemlich gleichstehen möchte; die stärkeren Aeußerungen für die Schweizer stehen im Anfange, die stärkeren Aeußerungen für Luther am Ende der Regierungszeit Philipps. Nur daran darf ich nicht vorbeigehen, daß der Geschichtschreiber Wigand Lauze, der sich in allen politischen und kirchlichen Händeln unter Philipp sehr wohl unterrichtet zeigt, in seinem Werke (geschrieben von 1546—1561) ein sehr zu beachtendes und viele andere Zeugnisse aufwiegendes Zeugniß für die wenigstens officiell lutherische Richtung des Landgrafen Philipp ausstellt.

In sämmtlichen öffentlichen Acten, in den Reichshandlungen sowohl, wie in den Separathandlungen der evangelischen Fürsten und Stände, tritt Landgraf Philipp in Gemeinschaft mit den die s. g. lutherische Lehre bekennenden Fürsten und Ständen auf, wird von ihnen als zu ihrer confessionellen Gemeinschaft gehörig anerkannt und handelt mit ihnen gemeinsam; nicht ein einziges Mal tritt er ihnen gegenüber, selbst damals nicht, als er die Schwabacher Artikel zu unterzeichnen verweigerte, nicht, als er in den Schweinfurter und Nürnberger Verhandlungen (1532) dissentirte, und nicht, als es sich um die Theilnahme Friedrichs III. von der Pfalz an den confessionellen Acten handelte: er stand damals (1566), wie sonst, mit den übrigen evangelischen Ständen zusammen, folglich dem Kurfürsten von der Pfalz gegenüber; auch wird in dieser Beziehung nicht eine einzige Privataußerung des Landgrafen, welche das Gegentheil besagte, aufzubringen seyn: auch privatim spricht er allezeit wir, wenn er die auf der s. g. lutherischen Stände, sie, wenn er die Schweizer, Oberländer oder Pfälzer bezeichnen will. Von den übrigen Reichsständen seiner Seite unterscheidet er sich nur dadurch, daß er einer (kirchlichen) Verbammung der Andern beharrlich entgegengetreten ist und sich ebenso beharrlich bestrebt hat, diese Andern in die Gemeinschaft der übrigen Stände herüberzuziehen, oder wenigstens aufgenommen zu sehen. Es sey hier nur erinnert an die vielfältigen Convente in Sachen des Schmalkaldischen Bundes 1530 und 1531, an die Schweinfurter Verhandlungen 1532 und den Nürnberger Religionsvergleich (wo Philipps Dissens sein Verhältniß zu den Ständen lutherischen Bekenntnisses nur desto klarer herausstellt), an den Frankfurter „friedlichen Anstand“ von 1539, an die Schmalkalder Convente von 1537 und 1540, an die Religionsgespräche zu Hagenau und weiter, an den Tag zu Raumburg im Mai 1554, so wie an die folgenden Verhandlungen zu Worms, Frankfurt, Raumburg, Augsburg von 1557 bis 1566, und

vieles Andere, mehr Untergeordnete, was hier anzuführen nicht möglich ist. Diese Thatsache nebst Belegen ist in dem Gutachten gänzlich übergangen, und doch ist die bezeichnete Stellung des Landgrafen für die Stellung der Kirche seines Landes, welche er in jenen öffentlichen Handlungen vertrat, entscheidend. Kaiser und Reich bekamen durch diese Stellung, welche Philipp sich selbst gab, das Recht, ihn dahin zu rechnen, wohin er sich selbst stellte, und die Pflicht, ihn nicht anders zu behandeln, als diejenigen Stände des Reichs, mit welchen er zusammenstand, seine Confession also, so lange er nicht ausdrücklich und in reichsrechtlich gültiger Form ein Anderes erklärte, der Confession der übrigen Stände, auf deren Seite er stand, gleich zu erachten. Die Hessische Kirche hatte reichsrechtlich kein anderes Recht, als das, welches der Landgraf im Reiche und unter den Ständen vertrat, oder sie hätte ihre von der des Landgrafen abweichende Stellung öffentlich documentiren müssen. Des Landgrafen etwaige private Sympathieen und Antipathieen aber, so lange er von denselben keinen reichsrechtlichen Gebrauch machte, welcher ihm eine andere, abgesonderte Stellung angewiesen haben würde, kommen rechtlich in ganz und gar keinen Betracht, so hoch man dieselben auch vom biographischen, literarischen und culturgeschichtlichen Standpunkte aus immerhin anschlagen möge. Einen solchen Gebrauch aber hat Landgraf Philipp auch in den Zeiten seiner stärksten Sympathieen mit den Schweizern und Oberländern in seinen Reichshandlungen niemals gemacht. Die Aeußerung des Gutachtens S. 51: „Was die Augsburgerische Confession zum Bekenntniß der Hessischen Kirche machte, war der Willensact Philipps, mit dem er sie unterschrieb“, ist, um nicht mehr zu sagen, jedenfalls eine solche, durch welche eine jede rechtliche Geltung eines öffentlichen Bekenntnisses unmöglich gemacht oder zerstört wird, und kann nur als die Grundlage einer bekennnißlosen Kirche, wenn eine solche möglich ist, betrachtet werden.

Trotz seines Widerwillens gegen den zehnten Artikel der Augsburgerischen Confession hat Philipp dieselbe unterzeichnet, ohne einen öffentlichen Vorbehalt hinsichtlich jenes Artikels weder an dem Reichstage zu Augsburg zu documentiren, noch jemals in seinem Lande zu publiciren. Dieser zehnte Artikel der Invariata ist deshalb in Hessen nicht für abrogirt zu halten, wenn man nicht den Stimmungen und Wünschen, den Neigungen und Gesinnungen eine völlig ungehörige Stellung nicht allein neben, sondern über den rechtlich gültigen Handlungen einräumen will. Daß derselbe aber nicht abrogirt worden sey, auch nicht durch die Wittenberger Concordie, geht aus einer langen Reihe von officiellen Acten hervor. Ich erinnere hierbei vor Allem an die abermalige Unterzeichnung der Confession und Apologie zu Schmalkalden 1537, an welcher sich sämmtliche anwesende Hessische Theologen und zwar ohne Vorbehalt (wie einen solchen Dionysius Melander in versteckter Weise hinsichtlich derjenigen Unterschrift machte, welche als ein Bekenntniß zu den Schmalkalder Artikeln angesehen wird) theilnahmen, ganz wie Bugenhagen, Regius, Amsdorf u. f. w., sodann an das



Protocoll des Schmalkalder Convents von 1540 (die sogenannten zweiten Schmalkalder Artikel), wo Anton Corvinus und Johann Rymens (wiederum wie 1537 in Gesellschaft Bucers) in Gemeinschaft mit Luther selbst, mit Amsdorf, Sarcerus u. A. sich wiederholt zur Augsburger Confession und Apologie und zu der Lehre derselben, „wie sie in unsern Kirchen verstanden und gelehret wird“, bekennen (Salig: 1, 477; 4, 196 — 207), so daß ohne den ärgsten rechtlichen Verstoß nicht anzunehmen ist, es habe die Unterschrift des Fontanus, des Adam Kraft, des Corvinus, des Rymens, eine andere Geltung, als die Unterschrift Luthers, Amsdorfs, Spalatins und der Uebrigen. Selbst wenn man so weit gehen wollte, Bucer, Fontanus, Kraft, Corvinus, Rymens für Mentalreservisten, also im rechtlichen Sinne für Lügner und Betrüger zu erklären, würde diese ihre moralische Eigenschaft an der rechtlichen Geltung ihrer Unterschrift, welche einfach und unbedingt gezeichnet ist, auch nur das Mindeste zu ändern nicht im Stande seyn, abgesehen davon, daß das Bleiben in einer Kirche, welche auf Mentalreservationen, Täuschung und Betrug gegründet wäre (wenn dies überhaupt denkbar seyn sollte), für jeden Mann von bürgerlicher Unbescholtenheit, geschweige denn von christlichem Glauben unmöglich seyn würde.

Ebenso verhält es sich mit den folgenden, oben aufgezählten Handlungen: der zehnte Artikel der Invariata ist durch dieselben in Hessen nicht abrogirt worden, und insbesondere verhält es sich ebenso damit auch hinsichtlich des Raumburger Fürstentages; ja im Gegentheil: es wird die Anerkennung der Thatsache, daß mit der Zustimmung zu der Weimarschen Formel die Geltung des zehnten Artikels der Augustana und zwar im Sinne der lutherischen Lehre festgestellt werde, von keinem Rechtskundigen versagt werden; Landgraf Philipp hat aber das Gutachten seiner Theologen, welche in zweiter Stelle auch die Weimarsche Formel anerkannten, gebilligt, die Unterzeichnung hernach vollzogen und die entsprechende Weisung an die Geistlichkeit des Landes durch die Superintendenten ergehen lassen, wie dies letztere von Lauze am Schlusse seines Werkes (2, 546) erzählt wird, auch nach den Vorgängen mit dem jüngern Geldenhauer (Hassencamp, Hessische Kirchengeschichte 2, 473, Anm.) wirklich vollzogen worden seyn muß. Ob die zur Begutachtung der Raumburger Präfation berufene Generalsynode gern oder ungern ihre Billigung auch der Weimarschen Formel ausgesprochen habe (wie darauf das Gutachten S. 45 hinweist), darauf kommt nichts an, ist auch nach dem Schlusse dieser Synodal-Begutachtung nicht einmal anzunehmen; genug, seit jener Weisung des Landgrafen, beziehungsweise der Superintendenten war jeder Pfarrer des Landes in der gültigsten und unanfechtbarsten Weise berechtigt, den zehnten Artikel der Augustana nach der Invariata zu acceptiren und im Sinne der lutherischen Lehre von demselben Gebrauch zu machen. Bei dieser Berechtigung aber ist es geblieben (vgl. z. B. das Gutachten der Generalsynode von 1576, Heppe, Gen.-Syn., Anhang 8. 21, nach welcher Stelle sogar mit gutem Fug angenommen werden kann, es sey

bis 1576 von der Variata in Hessen überall kein Gebrauch gemacht worden) nicht nur bis zu der Synode von 1607, sondern auch nachher und bis auf den heutigen Tag: die Anerkennung der Invariata ward von den Hessen auf dem Leipziger Colloquium 1631 ausgesprochen, und der Superintendent Theophil Neuburger zu Cassel erklärte in einem oft aufgelegten Buche (Handbüchlein, 1630, Ausg. 1675, zusammengeedruckt mit dem Glaubenspiegel, S. 167), daß er den zehnten Artikel der Invariata, dessen (lateinischen) Text er zur Vermeidung des Mißverständnisses vollständig beidrucken ließ, annehme („von Herzen glaube und lehre“). Beide eben aufgeführte Zeugnisse sind zwar keine öffentlichen Zeugnisse (da das Leipziger Colloquium nur halbofficieller Charakter hatte), doch wären beide nicht möglich gewesen, wenn der zehnte Artikel der Invariata für Hessen-Cassel in den Jahren 1630 und 1631 förmlich abrogirt gewesen wäre. \*)

Wenn die Abneigung oder der Widerwille eines bei einem öffentlichen Rechtsacte Betheiligten gegen den einen oder andern Artikel dieses Actes mit der Ungültigkeit oder der nachfolgenden Abrogation dieses Artikels gleichbedeutend seyn sollte, so würden wenig öffentliche Acte rechtsbeständig seyn; namentlich würde weder der Nassauer Vertrag, noch der Augsburger Religionsfriede, noch der Westphälische Friede für den Kaiser und die katholischen Reichsstände bindend gewesen seyn.

Wie die Stellen aus der Erklärung des Landgrafen Philipp auf dem Frankfurter Congresse 1557, welche bei Heppe, Gesch. des Deutschen Prot. 1, 151, stehen, für die Annahme der Abrogation des zehnten Artikels angeführt werden können, wie dies das Gutachten S. 34 thut, ist nicht wohl zu begreifen. Die gedachten Stellen, wenn schon (aber nach einer ganz andern Seite, den Katholiken gegenüber) allenfalls bedenklich, da dieselben die A. E. preisgeben, falls man eines bessern berichtet werden könne, beziehen sich auf die Propositionen des Congresses: „was man den Papisten nachgeben oder nicht nachgeben könne?“ und die darauf von den Theologen vorgelegte Forderung der abermaligen Unterzeichnung der A. E., welcher sich die Fürsten in dem Abschied unter dem 30. Juni, und Landgraf Philipp mit ihnen, ohne Vorbehalt fügten, wie übrigens auch von Heppe auf den folgenden Seiten richtig erzählt wird; der hierhin gehörige Passus des Abschieds, welcher directe

\*) Privatzeugnisse sowohl als öffentliche Urkunden für die fortwährende Geltung der Invariata in Hessen lassen sich noch in großer Zahl aufzählen; es möge nur an eines erinnert werden: an das Benehmen des Professors Wigand Orth zu Marburg († 28. April 1566) welches derselbe sich bei Gelegenheit der durch Dietrich Schnepf 1564 in Marburg vorgenommenen Doctorpromotion erlaubt hat (Specialwiderlegung S. 278 — 279); er würde nicht nöthig gehabt haben in so niedriger Weise zu heucheln, noch seine Unterzeichnung der A. E. gegen Bullinger zu entschuldigen, wenn eine förmliche Abrogation des 10. Artikels in Hessen statt gefunden hätte oder nur angenommen worden wäre.



Beziehung auf die obige Erklärung des Landgrafen nimmt, lautet: „Die Unfrigen sollen sich einhellig erklären, daß sie so lange bei der Augsburgerischen Confession, in Ansehung und aus dieser Hauptsache, daß dieselbe auf das Fundament der h. Schrift gebaut, bleiben würden, bis man sie eines Abgangs von göttlicher Schrift überweise“ (Salig. III. 270). Jene Stellen aus der bezeichneten Erklärung können mithin für den angetretenen Beweis nicht als brauchbar betrachtet werden. Die Schreiben Philipps an Albrecht von Preußen, welche im Gutachten S. 35 angeführt werden, beweisen nicht mehr, als daß Philipp keine klare Anschauung von dem Streitpunkt über das Abendmahl hatte, und aus der Stelle, welche aus Hassencamps Hessischer Kirchengeschichte, II. 110, aber mit Verschweigung der Hauptsachen, von dem Gutachten angeführt wird, ergibt sich sogar, daß Philipp die leibliche Gegenwart Christi im Abendmahl geglaubt habe, wodurch sichtlich auch dieses Beweismittel gänzlich hinfällig wird, gesetzt auch, es wären die gedachten Schreiben an den Herzog Albrecht mehr als Privatäußerungen, was nicht der Fall ist.

Gegen die Bedeutung der hier erwähnten, von dem Gutachten ganz unberücksichtigt gelassenen Reichshandlungen und sonstigen öffentlichen Acte des Landgrafen Philipp kommt auch die Wittenberger Concordie von 1536 nicht in Betracht, weder an und für sich, noch in dem Sinne, welchen das Gutachten der Geltung derselben in Hessen zuschreibt.

Nicht an sich, denn das Gutachten sagt selbst S. 35, dieselbe habe den Streit nicht entscheiden können, sondern nur als eine Waffenstillstandsformel angesehen werden wollen. Ist dies der Fall, und es wird sich schwerlich etwas Erhebliches dagegen einwenden lassen, zumal da die entscheidenden Stellen der Testamente der beiden Landgrafen, Philipps d. Gr. und Wilhelms IV., für diese Auffassung sprechen, so konnte dieselbe nicht bestimmt seyn, geschweige denn die Befugniß in sich tragen, der Geltung der A. C. im zehnten Artikel zu derogiren, so wenig wie, um innerhalb des von dem Gutachten gewählten Bildes zu bleiben, ein Waffenstillstand über das Object des Krieges eine Entscheidung zu treffen vermag.

Aber auch nicht in dem Sinne, in welchem das Gutachten der Concordie eine Bedeutung für Hessen zuschreibt. Eine Derogation hinsichtlich des zehnten Artikels der A. C. könnte der gedachten Formel höchstens nur in dem Falle zugesprochen werden, wenn Bucers Erklärungen, welche er derselben (immerhin in Gemäßheit seiner frühern Doctrin) späterhin mitzugeben für gut fand, in Hessen gleich der Concordie selbst öffentliches Ansehen erlangt hätten. Daß diese Erklärungen (von einer doppelten Art der Unwürdigkeit zum h. Abendmahl: gänzlich Ungläubiger und solcher Gläubigen, welche Gottes Gnadengabe im h. Abendmahl nicht tief genug erwägen) den Wortsinne der Con-

cordie auf unwürdige Weise eludiren und noch dazu gänzlich schriftwidrig sind, soll hier nicht weiter erörtert werden, als durch die einzige Bemerkung: auf dergleichen unlautere und schriftwidrige Sätze läßt sich keine Kirche gründen; wäre aber wirklich die Hessische Kirche auf dergleichen gegründet, so würde sie den Verfall in sich selbst tragen und früher oder später eine schimpfliche Auflösung zu erwarten haben. Vielmehr soll nur gefragt werden: sind wirklich in der Hessischen Kirche diese Erklärungen Bucers zu der Concordie mit öffentlicher Auctorität beileidet?

Das Gutachten führt dafür an:

1. S. 40 den Ausdruck der Kasseler (Ziegenhainer) Kirchenzucht von 1539 (Richter, Kirchenordnungen I. 290 f.): „daß der Herr sich selbst, seinen Leib und Blut und das zum ewigen Leben im heil. Sacrament mittheile“, woraus eine Anerkennung und Publication der Bucerischen Erklärung der Concordie nicht einmal indirect abgeleitet werden kann.

2. Ebendas. den Auszug aus derselben Kirchenzuchtordnung, „daß man sich bei der Taufe durch Ungeschicklichkeit und Mißbrauch des Todes des Herrn schuldig mache“, wobei jedoch das Gutachten unterläßt, die gleich folgenden Worte anzuführen: „in den (den Herrn) sie doch die Kinder durch den heiligen tauff begraben“, wodurch die Stelle erst ihren Sinn bekommt, und sich als hierher durchaus nicht gehörig auf den ersten Blick ausweist.

Im Gegentheil läßt sich aus der für die Communicanten in der gedachten Ordnung vorgeschriebenen „Unterrichtung, Beforschung und Ermahnung“ (Richter, I. 293. 294) mit Bestimmtheit folgern, daß man bei Abfassung dieser Kirchenzucht an die Bucerischen Erklärungen nicht gedacht habe.

Zu welchem Endzweck diese beiden, dem versuchten Beweise so ganz undienlichen Punkte aufgenommen worden, ist nicht wohl abzusehen.

(Fortsetzung folgt.)

## Nachrichten.

Württemberg. Bericht über die „Gesellschaft für die Sammlung des Volkes Gottes in Jerusalem.“

(Schluß.)

Fürs dritte endlich nennt der Vortrag den Plan ein Attentat gegen die in der Weissagung feierlich verbrieften und versiegelten Rechte Israels, sofern er dem leidlichen Israel jeden Vorzug, jedes Vorrecht, jede besondere Bestimmung im N. B. für alle Zukunft abspreche und alle ihm im A. T. gegebenen Verheißungen, namentlich auch die vom Besitz des Heil. Landes, ohne weiteres auf



das aus den Heiden gesammelte nentestamentliche Bundesvolk, das geistliche Israel übertrage. Der Vortrag gibt nun zwar zu, daß das leibliche Israel des Genußes der ihm gegebenen Verheißung verlustig gegangen und in Folge davon das geistliche Israel an dessen Stelle im Reich Gottes getreten sey. Er läugnet aber zweierlei, 1. daß alle Israel gegebenen Verheißungen im N. B. an das geistliche Israel übergegangen seyen. Das geistliche Israel sey nur in den Genuß der geistlichen Verheißungen eingetreten; die leiblichen, irdischen Verheißungen, also namentlich der Besitz des Gelobten Landes, verbleiben dem leiblichen Israel. Einem Volk, das nur im geistlichen Sinn ein Volk sey, könne kein leibliches, irdisches Land zum Besitz verheißt seyn. 2. Wird geläugnet, daß Israel der ihm gegebenen Verheißungen für alle Zeiten verlustig geworden sey, was aus der Stelle Röm. 11. bewiesen wird.

Auf Grund der hier in Kürze gegebenen Ausführung erklärt es der Vortrag für erlaubt, mit der größten Zuversicht vorherzusagen, daß der Plan in sich selbst zerfallen und nicht zur Ausführung kommen werde, indem er hinzufügt: „Sollte es ja, was allerdings nicht zu den Unmöglichkeitlichkeiten gehört, in dieser Sache zu einem weiteren Schritt kommen, als bisher, sollte sogar ein Zug ins Heil. Land ins Werk gesetzt werden, so wäre das — dies kann mit der größten Bestimmtheit behauptet werden — keine „Sammlung des Volks Gottes“, auch nicht ein Anfang dazu; es würde sich vielmehr um einen ordinären, gewöhnlichen Auswanderungs- und Colonisationsplan handeln. Da ließe sich dann allerdings fragen, ob es thöricht und rüthlich sey, sich anzuschließen und ob ein Plan, nach Palästina auszuwandern und dort Colonieen zu stiften, Aussicht auf glücklichen Erfolg habe“. Auf diese Frage geht der Vortrag dann noch zum Schluß näher ein, indem er zugibt, daß in jenem Land allerdings Raum genug für neue und zahlreiche Ansiedlungen zur Disposition stünde, daß man vielleicht von der Pforte auch die Genehmigung und das nöthige Land dazu bekommen könnte, daß es vielleicht auch, wie manche behaupten, nichts so Abschreckendes habe, Türkscher Rajah zu werden, dagegen aber geltend macht, 1. daß die Auswanderung nach Palästina und die Ansiedlung daselbst die kostspieligste unter allen sey, 2. daß unsere Landleute das Klima im Gelobten Land, namentlich bei strenger Feldarbeit, nicht ertragen könnten, und 3. die Unsicherheit des Landes betont, welche es nöthig machte, die beabsichtigte Colonie zu einer förmlichen Militärcolonie zu machen. Der Vortrag schließt mit der Anführung eines Warnungsrufs des Bischofs Gobat in Jerusalem.

Dieser durchaus ruhig und leidenschaftlos gehaltene Vortrag hatte eine persönlich sehr gereizte Erwiderung Hoffmann's in der Südb. Warte zur Folge, in welcher er nicht sowohl die ihm gemachten Einwürfe zu entkräften sucht, als vielmehr die schwersten und aufs tiefste verletzenden Anklagen auf den Verfasser des Vortrags wie auf die ihm zur Seite stehenden Brüder häuft. Was er auf die 3 Punkte des Vortrags zu erwidern weiß, ist nur Folgendes: gegen 1. repiciert er mit der Beschuldigung, der Vortrag „verbiete, vor Christi Wiederkunft auf ein christliches Volksleben hinzuwirken“ (was eine offenbare Verdrehung ist, indem ja der Vortrag vielmehr gerade dies ausdrücklich für unsere Aufgabe erklärt; das ist aber etwas ganz anderes, als was Hoffmann will, wie jeder Unbefangene ohne weiteres einseht); gegen 2. beruft er sich, um die Stellen, nach welchen Gott sich die Sammlung selbst vorbehalten hat, zu entkräften, auf die zwei Stellen, Ps. 50, 5. („versammelt mir meine Heiligen“) und Jer. 16, 16. („ich will viele Fischer aussenden, spricht der Herr, die sollen sie fischen

und danach will ich viele Jäger aussenden, die sollen sie fangen“); gegen 3. behauptet er, in der Schrift stehe nichts davon, daß die leiblichen Verheißungen (d. h. der Besitz Canaans) allein die Juden, nicht die Christen angehen. Man kann wohl sagen, daß Hoffmann durch die Erwiderung sich in der allgemeinen Meinung der Gläubigen weit mehr geschadet hat, als er dadurch bei seinen Anhängern, denen natürlich das leidenschaftliche Fulminiren für siegreiche Widerlegung galt, etwa gewonnen haben mag. Es hat sich nunmehr allgemein eine Stimmung mitleidigen Bedauerns festgesetzt, daß eine so schöne Kraft, welche so viel Segen im Reich Gottes hätte stiften und jeden Posten im Dienst der Kirche zieren können, nun so nutzlos brach liegt und an einem in sich selbst verlorenen Project sich verzehrt. Man kann nicht umhin, den edlen Schmerz, mit welchem Hoffmann vom Anblick des Glücks unsers Volks erfüllt ist, zu achten, den uneigennütigen, zu jedem Opfer bereiten Eifer, der ihn befeelt, anzuerkennen, man muß, selbst wenn man ein Gegner seiner Ansichten ist, seine lebenswürbige Person lieben; bei dem allen aber kann man sich nicht verhehlen, daß es mit ihm zu solchen Verirrungen nicht gekommen wäre, wenn er von Anfang an in der Bestimmung seines äußeren Lebensgangs den Winken der göttlichen Leitung und nicht eigenem Belieben gefolgt wäre. Schwerlich wird übrigens die Sache bei uns zu weiteren öffentlichen Besprechungen Veranlassung geben, man wird sie ihrem Schicksal überlassen, nachdem das Nöthige zur Belehrung und Warnung geschehen ist. Viele werden wohl mit der Zeit wieder nüchtern werden; aber mit Wehmuth erfüllt uns der Blick auf diejenigen, welche sich, wie von einer unwiderstehlichen Macht getrieben, zu Opfern einer so verlorenen Sache geweiht haben.

### B a d e n.

Vor der evangelischen Gemeinde in Mannheim entwickelte sich im Jahre 1855 ein literarischer Streit, an sich selbst von keiner großen kirchlichen Bedeutung, aber nicht unwichtig durch die Folgerungen und Betrachtungen, die sich daran knüpfen lassen.

Der deutsch-katholische Pfarrer daselbst, Heribert Rau, schon seit Jahren fruchtbarer Schriftsteller, gab nämlich zu Frankfurt a. M. einen „Katechismus der Kirche der Zukunft“ heraus, worin er den fresten Naturalismus lehrt, und der nach seiner ausgesprochenen Absicht „ein Apostel der Zukunft im weiten, großen, schönen Vaterlande“ werden soll. Die darin ausgesprochene und unter das Volk gestreute Unglaubenslehre ließ es dem dortigen Garnisonsprediger E. Niehm als eine Christenpflicht und eine Aufgabe seines Berufes erscheinen, der evangelischen Gemeinde in Mannheim ein „Zeugniß wider die Irrlehre des Herrn Heribert Rau“ vorzulegen. Dieser legte darauf eine „Entgegnung auf die Verdächtigungen des Herrn Garnisonspredigers Eduard Niehm“, der „evangelischen Gemeinde Mannheims zur Würdigung“ vor. „Den irdigen Urtheilen“ über beide Schriften „zu begegnen“, und „auf den von Gott gelegten Glaubensgrund“ seine Gemeindeglieder „hinzuweisen“, ließ Dr. W. Schwarz, erster Stadtpfarrer an der Trinitatiskirche in Mannheim eine dritte Schrift erscheinen: „die evangelische Lehre gegenüber der deutsch-katholischen“, die er nach dem Titel nicht weniger „zunächst der evangelischen Gemeinde in Mannheim“ übergab. Dem Verfasser des Katechismus selbst und seinen Lesern brachte zuletzt noch Pfarrer Karl Klein zu Nonnenweiler „Worte ernster Liebe“ dar.



Die Kirche der Zukunft, wovon es sich im ganzen Streite handelt, ist ein in Baden viel besprochenes und beliebtes Thema. Hat doch hier das sogenannte Fortschrittsprincip in der Kirche so viele begeisterte Anhänger, als im Staate! Der kecke Jugenmuth, der sich in Idealen mancherlei Art versucht, und darüber bestehende und heilige Ordnungen und Bande bei Seite setzt, ist in Baden recht daheim. Cupidissimi novarum rerum findet man hier fast in allen Parteien. Für ihre Kirche der Zukunft schwärmt die theologische Fakultät in Heidelberg. Man lese z. B. Dr. Dan. Schenkel's Gespräche über Protestantismus und Katholicismus! Für ihre Kirche der Zukunft schwärmt eine ansehnliche Partei unter der glänzigen evangel. Geistlichkeit. Man denke an die a. 1849 von dem sogenannten Vereine für innere Mission A. C. ausgegebene zweite Weststimme von dem oben genannten Pfarrer Rein und an Stern's Katechismus und Lehrbüchlein! Noch viel mehr spricht eine zahlreiche rationalistische und liberalistische Partei unter der evangel. Geistlichkeit von ihrer Kirche der Zukunft. Ein Theil derselben, der sich auch an der Politik in entsprechender Weise betheiligte, mußte zwar a. 1849 vor den preussischen Waffen das Land räumen oder wurde durch selbstverschuldete Strafe auf das Empfindlichste geheilt. Die klügeren und biegsameren unter ihnen erhielten sich aber in Aemtern und Würden, lenkten zu guter Zeit in politischer Hinsicht ein und setzten den Kampf für ihre Kirche der Zukunft in der protestantischen Kirchenzeitung, im Gustav-Adolf-Vereine und in anderer ungefährlicher Weise gestroft fort.

Wie nahe diese letzteren Freunde der Kirche der Zukunft dem Geiste nach denen stehen, die es auf einen Staat der Zukunft absehen, liegt am Tage. Auf beiden Gebieten gibt es freilich Abstufungen je nach der persönlichen Stellung der Einzelnen und nach dem Grade der allgemeinen Verkehrtheit. Im Allgemeinen wird der tiefer Blickende nicht verkennen, welchen erwünschten Vorwand die „Kirche der Zukunft“ abgeben muß, um sich seiner Pflichten gegen die Kirche der Gegenwart, die bestehende Kirche, zu entschlagen! Alle Fraktionen der Freunde der Kirche der Zukunft haben mit einander gemein, daß sie die vorhandene reale Kirche des Herrn einem Ideale ihrer eigenen Conception nachsetzen, daß sie die ewige Kirche des Herrn und das ewige Reich und das ewige Theil mehr oder weniger verkennen. Darum suchen sie das Reich Gottes in einer irdischen Zukunft und reden geringschätzig von der Kirche der Vergangenheit, von der in der Geschichte reel gewordenen Kirche, wie sie in den verflossenen Jahrhunderten, sey es auch oft unscheinbar und bestäubt, als eine Braut des Herrn ihrem Manne nachfolgte. Wir finden überall, wo die Kirche der Zukunft die Gemüther einnimmt, daß das königliche Regiment unseres Herrn Christus, wie er es bisher an seiner Kirche geübt hat, nicht recht verstanden, erkannt und geglaubt wird. Alle Freunde der Kirche der Zukunft suchen und glauben die Herrlichkeit der Kirche nicht sowohl oder doch nicht in dem Maße, als es der Fall ist, in ihren geistlichen Sültern und Vorzügen, vielmehr in ihren äußerlichen Einrichtungen, in ihrer irdischen Gestalt, in Kult und Verfassung.

Das Forum, vor dem der Mannheimer Religionsstreit geführt wird, die dortige evangel. Gemeinde, ist unseres Wissens die einzige im Lande, die nach altem Herkommen und Vertrage bei der Ernennung ihrer Geistlichen mitzuwirken hat. Allein gerade daraus sehen wir den herrschenden Geist dieser Gemeinde. Als im Jahre 1848 von den vier ordentlichen Stadtpfarrern zwei abtraten, wurden zwei Candidaten der „freieren“ Richtung einstimmig oder mit großer Mehrzahl gewählt.

Eine Tobtenfeier für Robert Blum wurde von einem der neu ernannten Stadtpfarrer auf Anordnung des evangelischen Kirchengemeinderathes, wobei Dr. Schwarz allein widersprochen haben soll, in der St. Trinitatiskirche abgehalten.\*) Und selbst der Eingang der beregten Schrift von Dr. Schwarz, des einzigen dem positiven kirchlichen Bekenntnisse entschieden zugethanen Stadtpfarrers in Mannheim, läßt uns durchfühlen, daß Pred. Niehm sich täuschte, wenn er (S. 4) voraussetzte, die Mehrzahl dieser Gemeinde wolle von Herrn Rau und seinen Bestrebungen nichts wissen und theile mit Niehm die Enttäuschung und den Abscheu vor Rau's Lehren.

Niehm hofft, die evangelischen Gemeindeglieder durch seine Schrift von den gottesdienstlichen Versammlungen und von der Lektüre der Schriften des Heribert Rau abzuhalten. Wir wollen ihm nicht guten Erfolg bei Einzelnen absprechen. Aber so lange die evang. Gemeinde in Mannheim von der Kanzel aus mehrentheils mit matter Vermittlungstheologie und mit Nationalismus bedient wird, haben die verständigeren und gebildeteren Glieder derselben in ihrer Art Recht, wenn sie den deutsch-katholischen Gottesdienst vorziehen, worin sie doch über die neuesten Fortschritte in der „Chemie, Physik und Geographie“ etwas Anziehendes und Belehrendes hören oder zu hören vermeinen. Heribert Rau predigt nämlich „das Evangelium der Natur“, wie er selbst in seiner Entgegnung anführt. Gibt er der gebildeten Klasse in Mannheim „das Wissenswerthe im Reiche der Chemie“, so kommt der evangelische Pfarrer Schmelzer von Ziegelhausen bei Heidelberg ihm nun auch mit „dem Wissenswerthe aus dem Reiche der Astronomie“ und andern naturwissenschaftlichen Gegenständen zu Hülfe. Dieser, ein Geistesverwandter von Heribert Rau, hatte ebenfalls schon seit Jahren in Heidelberg ein zahlreiches Publikum und läßt sich in dem laufenden Winter mit Vorlesungen über den Kosmos von Humboldt hören. Wer möchte aber nicht lieber einem Manne zuhören, der bei allem ausgesprochenen Antichristenthume etwas allgemein Anregendes und Lehrreiches in angenehmem Vortrage zu bieten weiß, als einer Predigtweise, die überall nach der Schule schmeckt, und zwar nach welcher Schule? — und die vielleicht aus Rücksichten noch Manches zurückhält, was a. 1848 und 1849 auf eine Zeitlang zum Vorschein kam, und was Andere noch ungeschont vortragen? Oder sollten wir den „würdigen“ Stadtgeistlichen in Mannheim Unrecht thun? Man höre nur, was Heribert Rau in der Entgegnung S. 4 sagt:

„ob er, der junge Mann, bedacht hat, wie sehr er durch diese Beschulbungen gegen mich, der hiesigen evangelischen Geistlichkeit zu nahe tritt? — Sechs Jahre sind es bereits, seitdem ich in Mannheim als Pfarrer, — nicht als „sogenannter“ Pfarrer, wie Herr Niehm liebevoll meint, sondern als „wirklicher“ Pfarrer — angestellt und von der Regierung bestätigt bin. In diesen sechs Jahren habe ich offen und vor Jedermanns Augen im Kreise meiner Gemeinde gewirkt, mir, wie ich glaube, die Achtung meiner Mitbürger erworben und mit meinen evangelischen Herren Kollegen in Frieden und Einigkeit gelebt!“ — „Wahrlich, diese Ehrenmänner brauchten nicht auf Ihr Erscheinen zu warten!“ u. f. w.\*\*).

\*) Sollte diese Angabe ungenau seyn, so bittet man die Betreffenden um nähere Auskunft über diesen jedenfalls ärgerlichen Vorgang.

\*\*) Hr. Rau hätte aber noch mehr sagen können. Er hätte sich darauf berufen dürfen, daß der Großh. Bad. Oberkirchenrath selbst



Das gewährt uns einen hellen Einblick in den faulen Fleck der öffentlichen Zustände der Evangel. Landeskirche in Baden. Der Zulauf zur Predigt des Evangeliums an einem abgelegenen Landorte nach dem lutherischen Bekenntnisse wurde unzulässig befunden, der Abendmahlsbesuch durch Verweigerung der Beichtscheine und Befehl an den administrirenden Geistlichen, der von der Kanzel verkündigt werden mußte, gehemmt, Pfarrer Haag zuletzt abgesetzt, nach officieller Angabe, weil er die Ordnungen der Evangel. Landeskirche durch übertriebenen konfessionell lutherischen Eifer verletzte. In einer Hauptstadt des Landes lehrt unterdessen in Friede und Einigkeit mit seinen evangelischen Kollegen unter ziemlichem Zulaufe evangelischer Gemeindeglieder, geschützt von der Staatsregierung, in einem von den evangel. kirchlichen Behörden verstatteten evangel. Schulsaale ein Heribert Rau nach der Darstellung von Rein:

„Aus ist es mit dem persönlichen Gott im Himmel!“ S. 5.

„Auch kein Gebet mehr!“ S. 9.

„Auch keine persönliche Fortdauer mehr nach dem Tode!“ S. 10.

„Auch kein Heiland mehr, nicht einmal ein Sittenlehrer!“ S. 14.

In Mannheim lehrt, bestätigt von der Regierung, seit sechs Jahren ein deutsch-katholischer Pfarrer, beliebt bei einem großen Theile der kirchlich, wie politisch „frei“ gesinnten Bevölkerung, den Riehm uns schildert als „einen geflüchteten Zerstörer der Grundlagen unserer Kirche“, als „einen offenen und entschiedenen Feind unserer Kirche“ (S. 8), einen „Christuslästerer“ (S. 9), einen „Gottesläugner“ (S. 12) mit dem Ansprüche, durch seine amtliche Wirkksamkeit „Menschenglück und Menschenwohl zu fördern.“ Heribert Rau theilt uns selbst S. 11 seiner Entgegnung zum Beweise, daß Riehm den Katechismus von Rau geflüchtend entstellt habe, folgenden wörtlichen Auszug aus seinem Katechismus mit:

281. Wen sollen wir bitten? — Uns selbst.

282. Warum uns selbst? — Weil der Gottesgeist sich für Jeden am Deutlichsten im eigenen Geiste offenbart, und, wenn wir selbst nur recht wollen, wir auch schon die Kraft haben, gotteswürdig zu seyn.

283. Wo sollen wir suchen? — In unserm Innern.

284. Warum hier? — Weil der Weltengeist in unser Inneres die Quelle der höchsten Erkenntnisse gelegt hat.

284. Wo sollen wir anknöpfen? — Bei unserer Vernunft.

289. Warum hier? — Weil uns geholfen ist, wenn sich diese auflüht.

Dennoch kann Heribert Rau mit einem gewissen Rechte, wenn auch in anderer Weise, als er selbst es in seiner „Entgegnung“ thut, dem Prediger Riehm zurufen: „Was siehst du den Splitter in deines Bruders Auge, und des Balkens in deinem Auge wirfst du nicht gewahr?“ — denn in der deutsch-katholischen Verbindung ist es Rechtsens, also zu lehren. Der in Baden so oft für die Unglaubenslehre als Banner vorgetragene sogenannte „Grundsatz der freien Forschung in der heiligen Schrift“, gilt doch in der unierten Landeskirche bis dahin nur unter gewissen positiven Voraussetzungen

indirekt seine Lehre Jahre lang geduldet habe, denn es ist bekannt, daß die Deutschkatholiken seit Jahren das evang. Schulhaus in Mannheim, das der Aufsicht der evang. kirchlichen Behörden untersteht, zu ihren gottesdienstlichen Versammlungen benützt haben, und daß ihnen die Concession erst im Laufe des letzten Herbstes entzogen wurde, da der kirchliche Anstand es nicht länger gestattete.

und in bestimmter Beziehung zur Confession der Kirche. Was also für die Deutschkatholiken ein Splitter ist, wie z. B. die Gottesläugnung\*), das ist für die Evangelischen ein Balken. Dieser Balken ist da und sitzt ruhig im blöden Auge unserer Evangel. Landeskirche. In ihr wurde z. B. der „geheime Kirchenrath“ Paulus, ein Vater und Geistesverwandter unseres Heribert Rau, mit allen „kirchlichen“ Ehren begraben, in ihr wurde bei einem öffentlichen kirchlichen Akte a. 1855 im Beiseyn eines geistlichen Mitglieds der obersten Kirchenbehörde, das Witschel'sche Unser Vater gottesdienstlich gebraucht. In ihr gilt es für vereinbar mit der würdigen Führung eines kirchlichen Amtes, mit Heribert Rau in kollegialischer Einigkeit zu leben.

Wir können, dieses erwägend, die Verwunderung des Pfarrers Rein nicht theilen (S. 3), daß „es nun so weit mit der Christenheit gekommen sey, daß solche Schriften, wie die des Rau, aus ihrer Mitte entstehen können und sogar Leser finden!“ Wir verwundern uns im Gegentheil darüber, daß nach so vielen und großen Aergernissen innerhalb unserer Evangel. Landeskirche noch „ein Häuslein im Weinberge“ und „eine Nachthütte in den Kirbisgärten“ vorhanden ist, daß wir nicht sind „wie Sodom und gleich wie Gomorra.“ Die Güte des Herrn ist's, daß wir nicht gar aus sind. Uns fällt „die Befestigung unseres treubewährten Gottes“ im Katechismus von Rau keineswegs „am schmerzlichsten auf das Herz,“ vielmehr unsere eigene Schmach und Schande in unserer Evangel. Landeskirche, wo man „Mücken seigt und Kamele verschluckt,“ wo „die Aufträge der Ältesten“ hoch und heilig gehalten, „Gottes Gebote“ aber ungerührt übertreten werden. Wir möchten „das schwer betroffene Herz“ des Pfarrers Rein (S. 11) zu dem Geständnisse hinleiten, das er selbst in früheren Jahren in seinen beiden Schriften, über den innern Nothstand der Badischen Evangel. Landeskirche und der ersten Weckstimme, nach dem Vorbilde von Daniel 9 abgelegt hat. Was haben wir die zu richten, die da draußen sind? —

Wir möchten aus dem schönen Beitrage, den Pfarrer Dr. Schwarz zur Sache gegeben hat, der „Kirche der Zukunft“ gegenüber besonders auf S. 24 aufmerksam machen, wonach allezeit eine christliche Kirche seyn und bleiben muß, die da ist die Gemeinschaft der Heiligen und die Versammlung aller Gläubigen, bei welchen das Evangelium rein gepredigt, und die heil. Sakramente laut des Evangeliums gereicht werden (A. C. Art. VII. Ap.-Gesch. 2, 42). Wir hätten gewünscht, daß darin auch auf die Geistesverwandtschaft wäre hingewiesen worden (zu S. 27), die zwischen der deutsch-katholischen Abendmahlsfeier und derjenigen besteht, die innerhalb unserer Evangel. Landeskirche immer noch bei einem großen Theile der Geistlichen und Gemeinden, wo nicht bei der Mehrzahl derselben, gehandhabt wird. Haben wir auch auf dem Papiere unserer Unionsurkunde die Möglichkeit, die von Schwarz entwickelte reine evang. Lehre öffentlich zu bekennen, so ist doch die Wirklichkeit in unserer Landeskirche leider dem Deutschkatholicismus nicht so fremd, als es nach der schönen Darstellung bei Schwarz erscheinen könnte. Der ganze Streit über den Katechismus der Kirche der Zukunft offenbart zugleich die Schande unserer Blöße. Möge er zur heilsamen Beschämung und zur Erweckung eines heiligeren Sinnes und Lebens in Mannheim bei recht Vielen dienen!

\*) für sie, weil sie grundsätzlich keinen Werth auf den Glaubensinhalt legen.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Mittwoch den 20. Februar.

N<sup>o</sup> 15.

**Ämtliches Gutachten der theologischen Fakultät zu Marburg über die Hessische Katechismus- und Bekenntnißfrage. Marburg, Elwart'sche Universitäts - Buchhandlung, 1855. 8. 82 S.**

(Fortsetzung.)

3. S. 42 den Gebrauch des Wortes „mit Brod und Wein“ in der Kasseler Kirchenordnung von 1539. Daraus mag eine Berücksichtigung der Concordie zu folgern seyn, auf Bucers Auslegungen bezieht sich dies mit auch nicht im mindesten.

4. S. 42 die Thamerischen Händel im J. 1544, in welchen die lutherische Auslegung der Bucerischen Concordie verboten worden seyn soll. Nicht die Lehre, sondern der gehässige Streit, das Schimpfen wurde verboten; von einer öffentlichen Auctorität, mit welcher die Bucerischen Erklärungen bekleidet gewesen seyen, ja von diesen selbst, enthalten die betreffenden Verhandlungen, auf welche sich das Gutachten beruft (Anal. hass. 10, 426 sq.), nichts.

Ob nicht dieser Beweispunkt besser weggeblieben wäre?

5. S. 44 einen Brief des Superintendenten Pistorius zu Nidda an Joh. Sturm in Straßburg vom 18. August 1561 in der Angelegenheit des Zanchius. Die angeführte Stelle, jedenfalls nur ein Privatzeugniß, sagt nicht einmal mit Bestimmtheit aus, daß Pistorius ein Anhänger der Bucerischen Lehre sey, und gar nicht, daß die Erklärungen Bucers zur Concordie in Hessen Geltung haben; zudem erklärt er weiter (aber diese Stelle des Briefs wird vom Gutachten weggelassen), er wolle sich in den Straßburger Streit nicht mischen, sondern habe nur dem Zanchius seine Privatmeinung zu erkennen gegeben.

6. S. 45 die Erklärung der Hessischen Synode vom 8. December 1561 über die Raumburger Präfation. Daß diese nicht nur nichts für die Bucerischen Erklärungen, sondern alles gegen dieselben beweise, ist bereits vorher angeführt worden.

7. S. 47 die Erklärung der Abfasser des Gutachtens über das Maulbronner Colloquium vom J. 1566, welche von denselben auf der Synode von 1581 dahin abgegeben ward, daß sie dasselbe in Beziehung auf die Lehre von der Person Christi

jetzt als nicht gehörig erwogen erachten müßten. Hierbei ist aber außer Acht gelassen, daß

a) diese Erklärung sich lediglich auf den zweiten Theil des Gutachtens, die Lehre von der Person Christi, bezieht, nicht auf den ersten Theil, die Lehre vom h. Abendmahl, in welcher auf das Nachdrücklichste die lutherische Lehre vom Abendmahl in Uebereinstimmung mit den Württembergern gegen die Heidelberger von den Hessischen Kirchenthäuptern bekannt wird;

b) daß zur Zeit der Synode von 1581 von den sechs Abfassern zwei, Kaufunger und Roding, bereits todt, zwei andere, Pistorius und Crispinus, als abständig und dem Tode nahe nicht anwesend, Meier und Grau also die einzigen waren, welche jene Erklärung abgaben, grade von diesen beiden aber bekannt ist, daß sie ihre Meinung nach und nach den Absichten des Landgrafen Wilhelm IV. accomodirt und endlich gänzlich umgewandelt haben. Im Jahre 1576 nämlich berufen sich Grau und Meier neben Pistorius und Roding ausdrücklich auf das Gutachten von 1566 und zwar auch auf dessen zweiten Theil, von der Person Christi (Heppe, Gen.-Syn. I. Anhang S. 23).

Daß Meier überhaupt einen tüchtigen Zeugen nicht abgeben könne, wie S. 49 doch angenommen wird, möchte schon hieraus sich zur Genüge ergeben, wenn man auch auf die sonstige variable Haltung dieses Mannes keine Rücksicht nehmen will. Es würde vorzuziehen gewesen seyn, diesen mehr als bedenklichen Beweispunkt gänzlich wegzulassen.

8. S. 47—48 das Gutachten der Generalsynode von 1576 über das Torgische Buch. Daß in demselben von den Bucerischen Erklärungen kein Wort vorkomme, zeigt der Augenschein (bei Heppe, Gen.-Syn. I. Anhang S. 10—30), vielmehr wird in demselben die Invariata so citirt, als sey sie allein in Hessen rechtsgebräuchlich, mithin Maßstab für die Wittenberger Concordie. Daß die Antwort der Sachsen auf dieses Gutachten die Bucerischen Erklärungen in dem Gutachten finden will, beweist nicht, daß sie darin stehen, vielweniger daß dieselben Auctorität, geschweige denn kirchlich beglaubigte Auctorität in Hessen gehabt haben.

9. S. 49 das Project des L. Wilhelm IV. von 1574, betreffend ein Colloquium zwischen den Lutheranern und den Französischen, Schweizerischen und Pfälzischen Reformirten, in



welchem Project auf die declarationes Bucer's zu der Concordie Bezug genommen wird, so aber (was in dem Gutachten hinzuzufügen unterlassen worden), daß von allen Seiten die Erklärungen und Ausstellungen, welche bei der Grundlage des Colloquiums, der Concordie und Bucer's Erläuterungen, würden vorzubringen seyn, entgegengenommen werden sollten. Es war und blieb dies — ein Project.

Daß man in Hessen auch einer mehr Zwinglischen Lehre, als die Concordie sammt den Erläuterungen Bucer's mit sich brachte, Freiheit verstattet habe, wie dies das Gutachten S. 42 bis 44 zum Beweise der Auctorität der Bucer'schen Erläuterungen beibringt, kann nicht bezweifelt werden, die Beweisfähigkeit dieses Umstands aber für das zu Beweisende ist mehr, als auch dem Zweifel zugemuthet werden darf; daraus könnte wohl folgen, daß die Bucer'sche Concordie gar keine Auctorität in Hessen gehabt habe, nicht aber, daß ihr sammt Bucer's Erläuterungen öffentliche Auctorität zugekommen sey.\*)

Daß dieser Beweis nirgends das Object dieses Beweises trifft, dürfte aus dem Vorstehenden sich ohne Weiteres ergeben. Es kommt hier nicht auf Folgerungen und Annahmen an, am wenigsten auf künstliche und mißlungene, sondern auf klare, unzweifelhafte, kirchenrechtlich gültige Vorschriften, daß die Bucer'schen Erklärungen Lehrnorm seyn sollen. An solchen Vorschriften fehlt es. Man darf fragen, ob es der Fakultät mit diesem Beweise Ernst gewesen sey.

Die Behauptung, welche das Gutachten von S. 50 an durchzuführen unternimmt, als habe nur die Variata in Hessen Geltung gehabt und als sey der zehnte Artikel der Invariata durch die Wittenberger Concordie abrogirt worden, ist in dem Vorhergehenden bereits zur genügenden Erörterung gekommen. Wo die zweite (Weimari'sche) Formel in der Naumburger Präfation neben der ersten acceptirt wird, wie dies in Hessen geschehen ist, da ist die Variata wenigstens nicht ausschließliche Auctorität, wo sie in der Weise acceptirt wird, wie dies in Hessen geschehen (die Formel der Synode in Beziehung auf die zweite Ausgabe der Variata, mit Berufung auf den deutschen unverändert gebliebenen Text steht bei Lauze 2, 540), da richtet sich die Auctorität, welche die Variata haben mag, nach der Invariata, und daß die Variata nicht einmal im Gebrauche gewesen seyn mag, geht aus der schon angeführten Stelle des Gutachtens der Generalsynode von 1576 (Heppe, Gen.-Syn. I. Anhang S. 21) deutlich genug hervor: es wird sich hier ohne weitem Beisatz auf die A. C. berufen, und aus dieser das

improbant secus docentes ohne alle Beziehung darauf, daß dieser Satz in einer andern Ausgabe der A. C. fehle, zu weiterer Erörterung citirt.

Daß die in neuerer Zeit so vielfach wiederholte Behauptung, als sey jedesmal die Variata gemeint, wenn gesagt wird, „die A. C., wie sie von denen, so sie gestellet, verstanden und erklärt (locupletirt, stattdessen ausgeführt) worden ist“, keineswegs unbedingte Annahme verdiene, also auch in der Hessischen Kirchenordnung von 1566 diejenige Stelle, welche den eben angegebenen Ausdrücken conform ist (Bl. CLXIII b.), nicht nothwendig auf die Variata bezogen werden müsse, ergibt sich deutlich aus dem bereits angeführten Gutachten vom 19. October 1566, das Maulbronner Colloquium betreffend. Nachdem nämlich hier ausgeführt worden ist, daß, worin und warum sich die Hessen in der Lehre vom Abendmahl von den Heidelbergern absondern, und die Irrthümer der letztern von der bloßen Kraft u. s. w. des Sacraments, von dem nur scheinbaren Bekenntniß derselben zu der Gegenwart Christi und von dem Nichtempfangen des Leibes und Blutes des Herrn durch die Unwürdigen auseinandergesetzt und widerlegt worden sind — alles im Sinne der lutherischen Lehre, im bestimmtesten Sinne der Invariata — heißt es (Leuchter, S. 197): „Dieses sind die Ursachen, welche uns bewegen, daß wir in diesen ersten Punkten, die wahre Gegenwärtigkeit des Leibs und Bluts des Herrn Christi im Abendmal betreffend, mit den Heidelbergischen Theologen und allen ihren Consorten und Mitgenossen nit halten, sondern die Worte der Einsetzung dieses Sacraments an derst nicht, dann wie sie in der augspurgischen Confession geendet, und von denen, so die augsp. Confession zum theil selbst gestellet, zum theil aber in jenem rechten Verstande haben und behalten, declarirt und erklärt wird, verstehen, glauben und bekennen können.“

Hier ist die Invariata unzweifelhaft gemeint, und gibt diese Stelle außerdem einen etwas auffallenden Beleg zu der Behauptung des Gutachtens S. 53: „daß die verbesserte Confession in Hessen sofort Auctorität erhalten habe, konnte nur die Unkunde bezweifeln“; hiernach steht noch sehr in Frage, ob wirklich die Unkunde diese Zweifel gehegt habe.

Noch mehr steht in Frage, ob aus Unkunde behauptet werden könne, es sey der kleine lutherische Catechismus während der Regierungszeit des Landgrafen Philipp das die Lehre für den Schulunterricht kirchenordnungsmäßig normirende Buch gewesen. Wenn die Kirchenordnung von 1566 in einer allgemein gehaltenen, nicht präceptiven Stelle beispielsweise als die Hauptartikel christlicher Lehre des Catechismi enthaltend die Bücher von Luther, Melancthon und Brenz nennt, und dann in vier speciellen und präceptiven Stellen Luthers Catechismus als der im Unterricht des Pfarrers zu gebrauchende bezeichnet wird, so mögte es schwer fallen, den Schluß zu ziehen, welchen das Gutachten S. 60 — 61 glaubt ziehen zu dürfen, Luthers Catechismus sey nur neben andern gleichberechtigten Catechismen

\*) Beklagt kann werden, daß die Fakultät bei dieser Gelegenheit (S. 43) es sich nicht versagt hat, auf Lening sich zu berufen. Schlimm genug, daß seine Unterschrift gar manche Hessische Kirchendocumente besetzt; möge man diese Schmach mit Stillschweigen bedecken; zu einer eigens hervorgehobenen Berufung auf dieses schmutzige Subject als eine Auctorität hätte es bei der Fakultät nicht kommen sollen.



von der Kirchenordnung gemeint. Am schwersten möchte es fallen, diesen Schluß mit dem vorliegenden Gutachten S. 60 aus dem die Kirchenordnung vorbereitenden Synodalgutachten von 1559 zu ziehen, wo es (Hassencamp, 2, 496) heißt: „Zum Ersten, was den Catechismus betrifft, so begehren wir — daß derselbige aufs fleißigst und treulichst — von den Predigern und Kirchendienern getrieben, dem Volke fürgetragen und eingepredigt werde, auch das Volk und die Zuhörer alle, vornehmlich aber die Jugend zu demselbigen angehalten und gezo-gen werde, auch der kurze Catechismus Lutheri in solchem vor-genommen werde.“

Durch ein solches Interpretationsverfahren, welches kaum einer Partei im hitzigen Parteistreite zuzugestehen seyn dürfte, wird das Vertrauen zu der Facultät als einer unbefangenen prü-fenden, richterlich verfahrenen Corporation wenigstens nicht ver-stärkt, und es gewährt diesem Vertrauen auch keine Kräftigung, wenn, um die Geltung einer nicht lutherischen Abendmahlslehre in Hessen zu beweisen, sich S. 54 auf das Gutachten derselben Synode von 1559 berufen wird, wo es heißt, es solle gelehrt werden nach Augsburger Confession, wie diese Lehre vornämlich in locis communibus Philippi summam bestimmt sey, und die Ansicht der citirten Stelle (Hassencamp 2, 473. 521) dann zeigt, daß hier nicht von der Abendmahlslehre, sondern von der Lehre vom Gesetz und Evangelium die Rede sey. Eben so wenig kann das Vertrauen wachsen, wenn S. 59 be-hauptet wird, es sey ein von Leuchter S. 103 für den Ge-brauch des lutherischen Catechismus angeführtes Document von Hassencamp (2, 568) unbrauchbar gemacht worden, und sich dann durch Ansicht der betreffenden Stelle bei Hassencamp er-gibt, daß dieser nur den leicht beizubringenden Nachweis gelie-fert hat, es seyen 1545 die Sächsischen und Hessischen Theolo-gen nicht persönlich in Spangenberg zusammengekommen, daß das Document aber (die Wittenberger Reformation) von den Sächsischen und Hessischen Theologen unterzeichnet, bekanntlich allerdings vorhanden sey.

Die Anerkennung der Schmalkalder Artikel, welche unzwei-felhaft seit dem Jahre 1571 in Hessen stattfand und noch von Landgraf Moritz bei der Einführung seiner Verbesserungspläne und in seinen Propositionen an die Generalsynode von 1607 durch die bestimmteste Berufung auf den Abschied der General-synode von 1581, in welchem die Anerkennung der Schm. Art. förmlich fixirt ward, festgehalten wird, sucht das Gutachten, von welchem diese Anerkennung auch zugestanden wird, dadurch zu schwächen, daß ausgeführt wird, diese Anerkennung beruhe lediglich auf den Zerbst'schen Verhandlungen und Andreä's Vor-spiegelungen\*), habe sich mit andern gleichzeitigen oder vorher-

gehenden Erklärungen der Synoden nicht vertragen (ruhe auf unrichtigen historischen Voraussetzungen der Bekenner), und be-ziehe sich nur auf einen dieser Artikel (die Lehre von der Per-son Christi). Es thun die erstern Einwendungen der Thatsache der Anerkennung keinen Eintrag, und daß diese Thatsache vor-handen und älter als das Jahr 1571 sey, beweist nicht allein die Theilnahme der Hessischen Theologen an den Unterschriften zu Schmalkalden, welche letztere man doch nicht allzu gering anschlagen darf, sondern auch die Behauptung zweier Hessischen Superintendenden auf der Synode von 1576, es habe sich die Hessische Kirche von jeher zu den Schmalkalder Artikeln gehal-ten (eine Behauptung, welcher auf der Synode nicht wider-sprochen ward, wie das Gutachten S. 73 sagt, welche vielmehr in der Aeußerung des Sup. Meier [Heppel, Gen. Syn. 1, 202] Bestätigung findet). Die Beziehung auf die Schmalk. Art. aber, welche sich vor dem Jahre 1581 in dem Bekenntnisse der Hessi-schen Kirche zeigt, ist eine ganz allgemeine, nicht auf einen einzelnen Artikel eingeschränkte, und eben so allgemein, nicht auf die Lehre eines einzelnen Artikels beschränkt, erscheint sie auch von 1581 bis 1607, vielmehr war das, was die Synode von 1581 in Beziehung auf den Artikel von der Person Christi festsetzte, welcher nach Maßgabe der Schmalk. Art. in Hessen gelehrt werden sollte, nichts anderes als eine Anwendung des allgemeinen Bekenntnisses auf eine einzelne Lehre. Ohnehin ist es in der Geschichte der Kirche unerhört, weil in sich widersprechend, daß in einer Kirche aus einem sonst nicht acceptirten Bekenntniß ein einzelner Artikel zum Symbol der Kirche gemacht wird; schon das umgekehrte Verfahren, aus einem im Ganzen angenommenen Bekenntniß einen einzelnen Artikel, als nicht mit bekannt, auszuschneiden, ist bedenklich, doch nicht grade unmöglich; jenes Verfahren wäre monströs.

Bis dahin ist der von dem Gutachten versuchte Beweis, es sey die Hessische Kirche bis zum Jahre 1567 oder auch bis zum Jahre 1605 reformirten Bekenntnisses gewesen, in seinen mehr äußerlichen Momenten, dem Pfade des Gutachtens fol-gend, einer Musterung unterworfen worden; das Resultat

nehmster Theologen gestellt, als eben diese Artikel“, so sollte diese Aeußerung von dem Gutachten nicht, wie S. 68 geschieht, „eine berbe historische Unrichtigkeit“ genannt worden seyn.“ Das von An-dreä Gesagte findet wirklich weder auf die A. C., noch auf die Apo-logie, noch auf den Catechismus, wohl aber auf die Schm. Art. An-wendung, welche in dem unlesbar zahlreichsten theologischen Convent, der zu Luther's Lebzeiten gehalten worden, zur Berathung gebracht worden sind. Gegen die A. C. machte bekanntlich die Admonitio Nevstadiensis den Einwand geltend, sie sey nicht in einem hin-reichend zahlreichen Convente (Synode) von Theologen berathen wor-den. — Man ist zweifelhaft, wo dasmal die „berbe historische Un-richtigkeit“ liegt.

\*) Wenn Andreä dem Kurfürsten August von den Schmalkalder Artikeln gesagt hat, „unter allen Schriften unserer Confession sey keine in so ansehnlicher stattlicher Verhandlung und Berathschlagung vor-



desselben kann insoweit nicht zweifelhaft seyn, als durch das Gutachten die Sache noch nicht spruchreif geworden ist.

Man thut sogar nicht zu viel, wenn man behauptet, es sey durch das Gutachten die Angelegenheit wo nicht in eine weit ungünstigere Lage, als sie vorher war, gebracht, doch von der Spruchreise viel weiter entfernt worden, als es vor dem Erscheinen des Gutachtens vielleicht den Anschein hatte. Ehe und bevor namentlich nicht das Gewicht der Thatfachen, welche am Eingange dieses Aufsatzes bezeichnet worden sind, in umfassender und gründlicher Weise erwogen worden ist, wird sich eine Zugehörigkeit der Hessischen Kirche zu der reformirten Lehre während Philipps Zeit und der Zeit der Generalsynoden (bis 1582), ja bis zum Jahre 1605 nicht kurzweg behaupten lassen.

Es sind aber noch andere, von dem Gutachten augenscheinlich gleichfalls nicht erwogene Thatfachen mehr innerlicher Art vorhanden, welche einer genauen Erwägung bedürfen, ehe ein Schlußurtheil abgegeben werden kann, welches übrigens nicht von der theologischen Fakultät, sondern nur von der in Hessen altberechtigten Generalsynode gefällt werden kann, wozu letztere, beiläufig gesagt, sich auswärtige Gutachten als Hilfsmittel, vielleicht Schiedsmänner zu erbitten haben würde, da die Generalsynode möglicherweise in zwei Parteien ohne geistlichen Obmann zerfallen könnte.

Die eben ange deuteten Thatfachen sind: erstlich, daß die Hessische Kirche reformatorisch auf die Kirchen anderer Länder, welche von Anfang an lutherisches Bekenntniß gehabt und dasselbe behalten haben, eingewirkt hat. Die Grafschaft (jetzt Fürstenthum) Waldeck ist von Hessen aus durch Adam Kraft der evangelischen Lehre zugeführt worden, und bis auf die Zeit der Unionen lutherisch geblieben, hat sich auch funfzig bis sechzig Jahre lang in nächster Beziehung zu dem lutherischen Hessen gewußt (s. Phil. Nicolai; Calvinische Lehre 1597 in der Vorrede); Grubenhagen (Göttingen) ist durch Winther und Johann Sutel, Calenberg durch Anton Corvinus, Schweinfurt durch Joh. Sutel, Würtemberg durch Schnepf und Detingen in das Evangelium eingeführt und kirchlich organisiert worden. Wie ist es, noch abgesehen von allen hierher nicht gehörigen historischen Zeugnissen, daß und warum diese Lande vom Anfange an der lutherischen Lehre zugehörig gewesen sind, denkbar, daß von einer Kirche, in welcher die Schweizerische oder Calvinische Lehre, oder auch eine unsichere, auf Schrauben stehende Mischlehre kirchliche Auctorität gehabt haben soll, solche Colonieen haben ausgehen können? Wer Sinn für kirchliches Leben, nicht bloß für wissenschaftliche **Doctrin** hat und weiß, daß im 16. Jahrh. das erstere, welches im Volke wurzelt, vor der Doctrin, so mächtig dieselbe auch empormocherte, den unbestreitbaren Vorrang behauptete, der wird sehr bedenklich werden, dem lutherisch colonisirenden Lande Hessen in jener Zeit die reformirte Lehre zuzusprechen. Diese Rücksichtnahme auf das

wirkliche, kirchliche Leben kann an dem vorliegenden Gutachten in der eben ange deuteten und noch in anderer Beziehung schmerzlich vermißt werden.

Sodann hat das Gutachten begreiflicherweise das von ihm angetretene Beweisverfahren nicht anders abschließen können, als durch die Behauptung, es sey die Kirchenordnung von 1566, so wie die von 1573 der reformirten Lehre zugehörig. Durch diese Behauptung tritt das Gutachten in Widerspruch mit der Lutherischen Kirche in dem Kasselschen Oberhessen und im Großherzogthum Hessen nicht allein, sondern mit der gesammten Lutherischen Kirche Deutschlands, welche diese Kirchenordnungen bis daher als ihr angehörig betrachtet hat. Ehe man einer ganzen Kirche entgegentritt, ihr die Berechtigung ihrer Existenz abspricht und somit ihr Bewußtseyn auf das Tiefste verletzt, sollte man doch eine gründlichere Prüfung der ganzen Sachlage, als sie in diesem Gutachten angestellt worden und überhaupt in dem Bereiche eines Gutachtens auch nur möglich ist, anzustellen sich verpflichtet gehalten und wenigstens dieses Beweisverfahren aufgegeben haben, welches nur dazu dienen kann, neue Spaltungen zu erzeugen und alte weiter auseinander klaffend zu machen. Gewissenshalber würde ich für meine Person mich wenigstens zu diesem Verfahren, wohl auch zu dem ganzen Beweise nicht haben verstehen können.

Ist nun die Behauptung des Gutachtens richtig, daß mit den Vorgängen von 1605 — 1607 eine neue Lehre nicht in die Kirche der Landgrafschaft Hessen-Cassel (die Niederhessische Kirche) eingetreten, sondern die seit des Landgrafen Philipps Zeiten herrschende Lehre als die berechtigte Lehre lediglich beibehalten worden, was einstweilen als richtig gelten mag, so folgt aus dem Bisherigen wohl unwidersprechlich, daß der Beweis dafür, es sey die Lehre der Niederhessischen Kirche (abgesehen von dem, nach allseitigem Eingeständniß, wesentlich oder doch in den Hauptsachen reformirten Cultus derselben), eine reformirte Lehre, noch nicht unwidersprechlich gemacht sey, und vor der Hand und bis zu besserem Beweis Niemanden die Berechtigung abgesprochen werden könne, diese Lehre, auf die dem Gutachten gegenüber liegenden Gründe gestützt, eine lutherische Lehre zu nennen. Das äußerste, was zuzugestehen ist, ist das, daß man diese Lehre, weil sie nicht in die Concordienformel ausläuft, als eine der reformirten Lehre nicht mit einem damnant, sondern nur mit einem improbant gegenüberstehende Lehre, und die Kirche, welche solche Lehre führt seit 1605, nachdem sie reformirte Cultuselemente in sich aufgenommen, als eine sogenannt reformirte Kirche bezeichnen dürfe, welcher letztere Ausdruck in Niederhessen während der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts ziemlich häufig, und auch noch bis gegen 1670 hin einzeln, vorkommt.

(Schluß folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Sonnabend den 23. Februar.

N<sup>o</sup> 16.

## Ueber das Buch Hiob.

Ein Vortrag gehalten im Auftrage des Evangelischen Vereins in Berlin.

Warum es sich in dem Buche Hiob handelt, das sagt uns gleich der erste Vers desselben: „Es war ein Mann im Lande Uz, Hiob sein Name. Derselbe war schlecht und recht, gottfürchtig und meidete das Böse.“ Hiob heißt der sehr befeindete. Wir verwundern uns nach diesem Namen nicht mehr, wenn wir nachher den Mann auf allen Seiten von Feinden umringt und angegriffen sehen, mit dem bösen Feinde, dem Satan an der Spitze, dessen Name, den Widersacher bedeutend, sich zu dem Namen Hiob verhält wie das Activum zu dem Passivum. Der sehr befeindete wird als durchaus gerecht bezeichnet: vier Bezeichnungen der Gerechtigkeit, um auf ihre Vollständigkeit und Allseitigkeit hinzuweisen. Danach nun wird das Thema des Buches kein anderes seyn, als das Leiden des Gerechten, wie es zu erklären und mit der göttlichen Gerechtigkeit in Einklang zu bringen sey, wie man sich darin zu verhalten und womit man darin sein Herz zu stillen habe.

Die Wichtigkeit dieses Themas und die große Bedeutung des Buches, welches in dem wundervollen Organismus des Canons der heiligen Schrift die Mission hat, es eingehend zu behandeln, leuchtet ein. Wenn es wahr ist, was P. Gerhard singt: „Des Kreuzes Stab schlägt unfre Lenden, bis an das Grab, da wird sichs enden“, so wird es großer practischer Bedeutung seyn, daß wir über diesen Gegenstand im Klaren sind. Daß aber diese Klarheit gar nicht leicht zu gewinnen, daß das Kreuz ein tiefes unergründliches Geheimniß ist, daß es gehört in das Reich „der großen Heimlichkeiten, die nur Gottes Geist kann deuten“, das erkennen wir aus der offen zu Tage liegenden Erfolglosigkeit aller Bemühungen der natürlichen Vernunft auf diesem Gebiete. Wie wollen einige der aus diesem Quell hervorgegangenen Ansichten etwas näher ins Auge fassen.

Die berühmteste unter den weltlichen Beantwortungen der Frage, wie das Leiden der wirklich oder vermeintlich Gerechten anzusehen sey, ist hier die der Stoiker. Diese behaupteten, es gebe in Wahrheit kein Leiden. Der Schmerz sey etwas Gleichgültiges, kein Uebel. Das Leiden sey bloßer Schein. Es komme darauf an, daß man dies erkenne, daß man sich kühn darüber erhebe, im Bewußtseyn der Hoheit des Geistes, dem durch äußeres Glück nichts gegeben, durch äußeres Leid nichts genommen werden könne. Gegen diese Theorie nun spricht zuerst ihre Unwahrhaftigkeit. Es gilt hier Hiobs Wort: „Ist Kraft der Steine meine Kraft oder ist mein Fleisch von Erz?“ Der Schmerz, das Leiden sind nicht von der hier behaupteten Beschaffenheit. Es ist nicht wahr, daß man sich so ohne weiteres über sie hinwegsetzen kann. Gemalte Leiden mögen sich mit solchem Troste beschwichtigen lassen, ebenso wie gemalte Sünden, solche, die dem Sünder noch nicht auf das Herz gefallen, durch die pantheistische Lehre von der Sünde, welche dieselbe für bloßen Schein erklärt, dessen man los sey, sobald man eben nur erkenne, daß es sich um bloßen Schein handelt — aber wirkliche Leiden gewiß nicht. Das haben schon manche aus schmerzlicher Erfahrung lernen müssen, welche dieser Ansicht zugethan waren. Von ihren eignen Söhnen wird sie gerichtet. Lipsius, der berühmte profane Philologe des 16ten Jahrhunderts, ein „äußerst wirksames Werkzeug des Satans zur Ausrottung der christlichen Religion“, wie Denois ihn nennt, war in guten Tagen ihr vollkommen zugethan gewesen. In der schmerzhaften Krankheit, die seinem Leben ein Ende machte, sprach einer seiner Freunde zu ihm: es würde wohl nicht nöthig seyn, ihn zu trösten, da die Philosophie, der er mit Eifer obgelegen, ihm schon genugamen Trost darreichen könnte. Lipsius seufzte darauf und sprach: „Herr gib mir christliche Geduld.“ Friedrich II., der kein anderes Trostmittel kannte, als einen „gemäßigten Stoicismus“, äußert sich an einer Menge von Stellen mit der einem großen Geiste eignen Offenheit über die Unzulänglichkeit desselben. So sagt er z. B. in den Briefen an d'Allembert\*): „Es ist unangenehm, daß alle, welche leiden, dem Zeno gradezu widersprechen müssen; da ist keiner von allen, der nicht eingestünde, daß der Schmerz ein großes Uebel ist.“ — Ferner\*\*): „Edel ist es, sich über die unangenehmen Vorfälle zu erheben, denen wir ausgesetzt sind, und ein nicht übertriebener Stoicismus ist das einzige Trostmittel des Unglücklichen. Sobald sich aber die Gicht, der Stein oder des Phalaris Stier darein mischen, so bezeugt das durchdringende Schreien, welches den Leidenden entwischt, daß der Schmerz ein sehr wesentliches Uebel ist.“ Endlich\*\*\*): „Der Stoiker sagt freilich: Du mußt keinen Schmerz fühlen,

\*) Th. 12 der nachgel. W. S. 9.

\*\*) Ebenbas. S. 12.

\*\*\*) S. 16.



aber ich fühle ihn wider meinen Willen, er verzehrt, er zerfleischt mich, ein inneres meine Kräfte überwältigendes Gefühl entreißt mir Klagen und vergebliche Seufzer.“ Was die große und starke Seele des Königs bei diesem Trostmittel nicht gefunden hat, das werden Andere gewiß noch weit mehr vergeblich bei ihm suchen. Der Stoische Trost ist aber nicht bloß unzulänglich, er ist auch gefährlich und verderblich, und wenn er auch anschlägt, so würde er doch durch das Wort gerichtet werden: „Was hülfte es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele.“ Du schlägst sie, aber sie fühle nicht, sagt Jeremias klagend. Die Schläge Gottes nicht fühlen, erscheint hier als schwere Verschuldung. Der Heiland preist diejenigen selig, welche arm sind am Geiste, die nicht bloß äußerlich arm und elend sind, sondern sich auch arm und elend fühlen. Er spricht: „selig sind die da Leiden tragen, denn sie sollen getröstet werden.“ Schon im N. T. erscheinen „die Elenden“, diejenigen, die das Leid zu Herzen nehmen, durchweg als die alleinigen Erben der himmlischen Güter. Nicht elend seyn heißt kein Theil am Reiche Gottes haben. „Ich bin elend und arm“, so spricht David nicht minder, da er auf dem Throne sitzt, wie da er von Saul gejagt wurde, wie ein Rebhuhn auf den Bergen. Diese Grundstimmung eines Gläubigen nun, diese Bedingung der friedlichen Frucht der Gerechtigkeit, welche das Kreuz schaffen soll, wird durch den Stoicismus beseitigt. Er bietet alles auf, das Leiden innerlich nicht an sich heranzulassen und also Gottes Rath zu vereiteln, und die sanfte und milde Betrübniß, welche mit der Buße Hand in Hand geht, läßt er gar nicht aufkommen. Man erhebt sich ferner über das Leid nur so, daß man die Einbildung der eignen Würde, Hoheit und Vortrefflichkeit so stark wie möglich aufregt. Und endlich: man ist genöthigt, die zartesten und edelsten Gefühle in sich zu ersticken, die heiligsten Liebesbände zu verletzen. Bei dem Tode der nächsten Angehörigen z. B. wird der Stoiker zu Gunsten des Stolzes die Liebe verläugnen müssen.

Ein anderes weltliches Trostmittel ist die Behauptung, es gebe ein äußeres Uebel, welches unterschiedslos Böse und Gute treffe, es sey unvernünftig, sich dem Ungemach nicht unterwerfen zu wollen, welches von der Natur eingeschränkter Wesen unzertrennlich sey. Die Absicht ist, Gott außer Angriff zu stellen, aber das Heilmittel ist schlimmer wie die Krankheit. Wer solche Ansichten hegt, ist auf dem directen Wege zum Atheismus. Er schließt das Walten dessen von den irdischen Dingen aus, der alle Haare auf unserm Haupte gezählt und ohne dessen Willen kein Sperling fällt, und verläugnet die großen und tröstlichen Wahrheiten, welche David in dem Psalme: Herr du erforschest mich und kennest mich, im Namen der Kirche bekennst. Wenn man anfängt, Gott einzuschränken, so ist man nahe daran, ihn ganz zu verlieren. Denn jede solche Einschränkung zerstört die Grundanschauung von dem Wesen Gottes.

Auch denjenigen aber werden wir uns nicht anvertrauen dürfen, welche bei den Leiden der Gerechten, dem Glücke der

Gottlosen einzig und allein auf eine in jenem Leben zu erwartende Ausgleichung verweisen. Der Blick auf die zukünftige Herrlichkeit ist allerdings im hohen Grade tröstlich und die Schrift leitet uns dazu an, diesen Trost zu suchen. Sie weist uns darauf hin, daß dieser Zeit Leiden nicht werth sind der Herrlichkeit, die an uns soll geoffenbart werden; daß unsere Trübsal, die zeitlich und leicht ist, eine ewige und über alle Maasse wichtige Herrlichkeit schafft; sie preist den Mann selig, der die Anfechtung erduldet, weil er, nachdem er bewähret ist, die Krone des Lebens empfangen wird. Aber man reicht mit diesem Trostmittel allein nicht aus. Es bedarf vielmehr, wenn es wirksam seyn soll, eines soliden Unterbaus. Dies erhellt schon daraus, daß in Bezug auf das ewige Leben der Gemeinde Gottes erst nach und nach Klarheit gegeben wurde. Wir werden dadurch darauf hingewiesen, daß das dießseits auch seine selbstständige Bedeutung hat, daß es zunächst gilt, in ihm die Spuren Gottes zu erkennen und zu verstehen. Man blicke nur in das Leben der Gläubigen, welchen die Lehre vom ewigen Leben zum klarsten Bewußtseyn gekommen ist und es wird sich zeigen, daß der durch das Leiden verursachte Kampf sich auch bei ihnen stets wiederholt, daß seine glückliche Entscheidung vielmehr die Basis des lebendigen Glaubens an Vergeltung nach dem Tode bildet, daß, wo sie nicht gegeben werden kann, dieser Glaube nothwendig wankend werden muß. Nur wo in der Geschichte ein fortgehendes Weltgericht erkannt wird, ist der Glaube an das Weltgericht ein begründeter und vernünftiger. Vollmachtsbriefe zum Glücke in der Ewigkeit sind werthlos, wenn der Aussteller sich nicht schon in diesem Leben hinsichtlich seiner Macht und seines guten Willens ausweist. Ist Gott der Heilige und Gerechte, so muß er den Willen haben, dies sein Wesen schon in diesem Leben in dem Verhalten gegen die Seinen und gegen seine Feinde zu entfalten. Ist er der Allmächtige, so kann schon in diesem Leben ihn nichts an dieser Aeußerung hindern. Läßt sich nun diese Aeußerung durchaus nicht wahrnehmen, so steht es mit dem Glauben an Vergeltung nach dem Tode sehr schlimm. Ist die Sünde nicht schon hier der Leute Verderben, so gibt es keine Hölle, ist Heil nicht schon hier der Gerechtigkeit Begleiter, so gibt es keinen Himmel. In jenem Leben wird überhaupt nicht angefangen, sondern nur vollendet. Wehe dem, der auf ein absolutes Jenseits hofft, in jeder Beziehung und auch in dieser! Er betrügt sich selbst. Wer weiß, ob der Gott, der hier unthätig sich in den Himmel einschließt, dort zu besserem Willen und zu größerer Macht gelangen wird! Auch die zeitliche Ungerechtigkeit streitet gegen das Wesen eines heiligen und gerechten Gottes. Ein Gott, der etwas wieder gut zu machen hat, ist kein Gott. Die heilige Schrift weiß nichts von einem solchen Gott, der erst nach diesem Leben zur Kraft gelangt. Ihr Gott ist durchweg ein lebendiger. Gottes gerechte Vergeltung auf Erden wird durch das ganze N. T. gepriesen, in einer so lebhaften überzeugungsvollen Weise, daß die Kirche aller Zeiten in dieser Beziehung stets an ihm ihren Glauben auffrischen muß. Mit diesem Leben beginnt der Herr selbst,



wenn er den Lohn derjenigen beschreibt, die um seinetwillen Alles verläugnet haben.

Nicht selten hat man auch als das Heilmittel für die aus dem Leiden der Gerechten hervorgehende Anfechtung die Resignation empfohlen. Der Mensch könne nicht eindringen in Gottes Rath und thue daher am besten, sich blindlings und ohne Murren Allem zu unterwerfen. Dieser Rath aber, so fromm er sich gebehret, stammt doch nicht aus dem Heiligthum, sondern aus der Welt. Der Nationalismus hat ihn aufgebracht. Er zerbrach muthwillig den Schlüssel zu der Pforte des Geheimnisses und behauptete nun, daß es für den Sterblichen keine Auflösung desselben gebe. Die Schrift weiß nichts von solcher Resignation. Die heiligen Schriftsteller, welche sich mit dieser Materie beschäftigen, wissen sämmtlich Gott wegen des Leidens der Gerechten zu rechtfertigen und denken nicht daran, sich durch die Anforderung der Resignation aus der Sache zu ziehen, die mit der Thatsache der Offenbarung und der göttlichen Eingebung im Widerspruche steht. Schon daß ein ganzes Buch der heiligen Schrift von dem Leiden des Gerechten handelt, zeigt, daß sie weit entfernt ist, hier die Anforderung eines blinden Glaubens zu stellen, welcher dem Unglauben viel näher steht, als es wohl scheinen möchte. Darüber wären nicht viele Worte zu machen.

Was soll man nun aber gar zu Trostgründen sagen, wie der Schmerz sey Bedingung der Freude, der Genuß des Vergnügens werde durch Leiden schmachtbarer, oder der, es sey zur Beförderung des allgemeinen Wohles nöthig, daß einzelne Subjecte eine Zeitlang leiden. Dergleichen Fünklein der „nichtigen Merzte“ und „elenden Tröster“ verdienen gar nicht, daß wir uns bei ihnen aufhalten.

Die Weisheit dieser Welt erweist sich also auf diesem Gebiete überall als Thorheit. Die heilige Schrift dagegen bewährt sich auch hier als unseres Fußes Leuchte und ein Licht auf unsern Wegen. Sie legt das Fundament für die Lösung der wichtigen Aufgabe schon sehr frühe, dadurch, daß sie gleich in ihren Anfängen über die Thatsache des Sündenfalls berichtet, von der die heidnische Weltweisheit nichts weiß. „Durch Adams Fall ist ganz verderbt menschlich Natur und Wesen,“ das ist der Schlüssel, wie zu vielen anderen Geheimnissen, so auch zu dem Leiden der Gerechten. Es ist von großer Wichtigkeit, diesen Schlüssel zu besitzen. Denn die Austheilung der Schicksale beruht einmal auf dieser Thatsache. Wer sie verkennet, der muß an Gott irre werden. Welche grauenhafte Kämpfe entstehen, wenn Mangel an Sündenkenntniß mit schwerem Leiden zusammentrifft, das zeigt in ergreifender Weise das Leben Carls von Hohenhausen, geschrieben von seiner Mutter. Sein Ende war Selbstmord, weil er sich in das vermeintlich unverdiente Leiden nicht finden konnte. Gar Viele, die so weit nicht fortschreiten, gerathen doch durch die Leiden in einen Zustand fortwährender Empörung gegen Gott, werden irre an dem einigen Tröster in aller Noth und schleppen ein kümmerliches Leben mühsam fort. Byron nennt Gott „den allmächtigen Tyrannen,

dem er kühn ins Angesicht schauen und ihm sagen wolle, sein Uebel sey nicht gut.“ Was er so frech war zu sagen, das ist der Gedanke, der unausgesprochen wie ein nagender Wurm in den Herzen Unzähliger sitzt.

Die Lösung des Problems in der heiligen Schrift beruht auf einer doppelten Wahrheit. 1. Wir müssen nothwendig durch viele Trübsal in das Reich Gottes eingehen. Denn auch in dem Gerechten, demjenigen, bei dem die Grundrichtung des Gemüthes Gott zugewandt ist und der sein Gesetz in seinem Herzen hat, wohnt noch die Sünde, und deren nothwendige Folge ist das Leiden. Die göttliche Gerechtigkeit ruft es als Strafe herbei, die göttliche Liebe als Mittel der Förderung. Das gemeinsame Erzeugniß beider, das Ineinander der Strafe, welche überall von dem Principe der Vergeltung ausgeht, und der Liebesabsicht, welche uns im Heile fördern will, ist die Züchtigung, welche als die nothwendige Bedingung unseres Heiles willig auf uns zu nehmen uns die heilige Schrift so dringend und liebevoll ermahnt. „Mein Kind — spricht Salomo — verwirf die Zucht des Herrn nicht und sey nicht ungeduldig über seiner Strafe. Denn welchen der Herr liebet, den straft er und hat Wohlgefallen an ihm, wie ein Vater am Sohne.“ Und daran schließt sich der Brief an die Hebräer wörtlich an und fügt noch hinzu: „So ihr die Züchtigung erduldet, so erbeut sich euch Gott als Kindern; denn wo ist ein Sohn, den der Vater nicht züchtigt. Seyd ihr aber ohne Züchtigung, welcher sie alle sind theilhaftig geworden, so seyd ihr Bastarde und nicht Kinder.“ Im Sinne der heiligen Schrift sagt Luther in seinen so viel Tiefes und Schönes darbietenden Tischreden: „Darum taugt dies Argument nicht, so die Vernunft aus der Philosophie vorgibt: den Frommen und Gerechten soll es wohlgehen. Das ist nicht recht christlich geschlossen. Weil noch Sünde im Fleische übrig ist, darum werden sie gezüchtigt und geplagt, damit dieselbe von Tag zu Tage ausgelegt werde bis in die Grube.“ In gleichem Sinne äußert sich einer der ungerechtesten Gegner Luthers, Graf Maistre, in den Abendstunden von St. Petersburg\*): „Ich gestehe es ihnen ohne Scheu, ich kann nie über diesen furchtbaren Gegenstand nachdenken, ohne versucht zu seyn, mich wie ein Verbrecher, der um Gnade bittet, zur Erde zu werfen; oder im Voraus alle Uebel, die über mein Haupt kommen könnten, als eine leichte Vergeltung der unermesslichen Schuld, die ich gegen die ewige Gerechtigkeit eingegangen bin, hinzunehmen. Dessen ungeachtet können sie nicht glauben, wie viele Menschen mir in meinem Leben gesagt haben, daß ich ein sehr rechtschaffener Mann sey.“

2. Das Kreuz oder die verhüllte Gnade Gottes ist bei den Gerechten nie allein. Seine offenbare Gnade ist stets in seinem Geleite und seinem Gefolge. Obschon im tiefsten äußeren Elende, sind sie doch glücklicher als die Gottlosen. „Du gibst Freude in mein Herz“, spricht David, da er vor Absalom fliehen muß und von Allem entblößt ist, „ob jene gleich viel Wein und

\*) Th. 1, S. 212.



Korn haben" (Ps. 4, 8). Und in derselben schweren Zeit singen die Söhne Korah's aus seiner Seele: „Der Herr verordnet des Tages seine Güte und des Nachts singe ich ihm und bete zu dem Gott meines Lebens“, was zu können und zu dürfen eine große Gnade ist (Ps. 42, 9). Wenn aber das Leid seinen Zweck erreicht hat, so wird es von dem Herrn gewandt. Das Ende scheidet überall den Gerechten und den Bösen. Wenn die Propheten nach 1 Petr. 1, 11 in Bezug auf Christum „die Leiden und die Herrlichkeit danach“ verkündeten, so thaten sie dies auf Grund der Erfahrungen an den Gerechten. Wer aufrichtig in den Wegen des Herrn wandelt, der wird es erfahren haben, wie jedesmal, wenn er am Rande des Abgrundes stand, die rettende Hand von oben ihn ergriff und vor dem Sturze bewahrte, wie stets die Rettung dann eintrat, wenn es soweit mit ihm gekommen, daß „nur ein Schritt, ja nur ein Haar ihm zwischen Tod und Leben war.“

(Fortsetzung folgt.)

**Ämtliches Gutachten der theologischen Fakultät zu Marburg über die Hessische Katechismus- und Bekenntnißfrage. Marburg, Schwartzsche Universitäts- Buchhandlung, 1855. S. 82 S.**

(Schluß.)

Es wird hiernach zulässig seyn, die Formel des noch jetzt geltenden Katechismus von 1607 (und der noch jetzt geltenden Kirchenordnung von 1657): „die Sacramente sind göttliche Handlungen, darinnen uns Gott mit sichtbaren Zeichen die unsichtbare Gnade und verheißene Güter nicht allein anbildet, sondern auch versiegelt und übergibt,“ genau so zu verstehen, wie die Formel der Kirchenordnungen von 1566 und 1573: „Es sind göttliche Handlungen, darinnen Gott mit sichtbaren Zeichen die unsichtbare verheißene Gnade versiegelt und übergibt“, zu jener Zeit verstanden worden ist, und von der Lutherischen Kirche im Kasselschen Oberhessen und im Großherzogthum Hessen noch jetzt verstanden wird, mithin auf das Objective, auf das Geben, das ausschließliche Gewicht zu legen, und hiernach auch die ganz ähnlichen, die beiden Sacramente insonderheit betreffenden Formeln der gedachten drei Kirchenordnungen aufzufassen. Es wird hiernach weiter zulässig seyn, das Bekenntniß von 1607 (welches einen Theil des in der Niederhessischen Kirche als norma docendi geltenden Synodalabschiedes bildet) namentlich da, wo dasselbe von einem dreifachen Essen des Sacramentes redet (es wird ausgeführt: 1. das mündliche Essen des Sacraments, 2. die geistliche Niesung des Leibes Christi, 3. das mündliche Essen des Leibes Christi auch seitens der Gotteslästerer, Zauberer und anderer Ungläubiger, welches jedoch ohne Nut und Frucht bleibe, und wird sodann das dritte Essen als schriftwidrig bezeichnet und an seinen Ort gestellt, ohne daß jedoch mit einer Kirche, welche dasselbe etwa glaubt, gestritten oder dieselbe verdammt

werden soll), nach dem Maaßstabe zu richten, nach welchem dasselbe gerichtet zu werden verlangt („es ist dies Bekenntniß, wie wir wissen, der Augsburgerischen Confession, deren Apologie und unserer Kirchenordnung nicht zuwider“), mithin, da eine dritte Niesung, welche ohne Erfolg sey, überhaupt nicht vorkommt, diese dritte als eine dritte und erfolglose zu verwerfen, die erste hier genannte Niesung aber für zusammenfallend mit der dritten zu erklären, indem nur auf diese Weise mit der damals geltenden und der bisherigen Lehre entsprechenden Kirchenordnung (von 1573) und der A. Conf. und deren Apologie, beziehungsweise mit der noch jetzt geltenden Kirchenordnung vom Jahre 1657 (welche fast durchaus eine wörtliche Wiederholung der Kirchenordnung von 1573 ist, so weit die Vorschriften derselben die heiligen Handlungen und den Katechismus betreffen) die geforderte Uebereinstimmung zu erzielen ist; — denn eine neue Lehre soll ja 1605 — 1607 nicht eingeführt worden seyn. Es ist vielleicht sogar noch Mehr zulässig.

Uebrigens sind in Beziehung auf die Lehre, welche seit 1607 eingeführt ist, noch manche Punkte einer näheren Erörterung zu unterziehen, wohin namentlich die Frage gehört, ob die Abschiede der Generalsynoden, von welchen der von 1578 so wie der Treysauer Conventsabschied von 1577 in die Norma docendi 1610 und 1657 ausdrücklich aufgenommen und in derselben geblieben sind, unveränderte Gültigkeit behalten haben? Es muß dies von dem Abschied von 1581 (wie dies auch das Gutachten annimmt) kategorisch behauptet werden, und es werden mithin auch die übrigen Abschiede, welche die Voraussetzungen der Abschiede von 1577, 1578 und 1581 sind, in Geltung seyn. Daraus folgt dann weiter ein sehr erheblicher Umstand für die Bestimmung der kirchlichen Lage in Hessen: es wird nicht allein das Negative, was die Abschiede von 1577 und 1578 enthalten (daß über die Lehre von der Person Christi nicht über die Schriftlehre hinausgegangen, d. h. daß die Lehre von der Unbilität nicht vorgetragen werden solle), sondern auch das Positive derselben und der Abschiede von 1581 und rückwärts in Geltung stehen, wobei denn insbesondere auf die den Abschieden zum Grunde liegenden Glaubensbekenntnisse (Erklärungen des Confessionsstandes) in Erwägung kommen, mithin z. B. die unlimitirte Erklärung der Niederhessen auf dem Treysauer Convent von der Niesung der Würdigen und Unwürdigen, und Anderes, was in der schließlichen Entscheidung über den Bestand der Niederhessischen Kirchenlehre mit in Rechnung zu bringen ist.

Eben dahin gehört auch noch die Ermittlung, ob die Verbesserungspunkte des Landgrafen Moritz und deren Einführung von lutherischer Seite, sofort als voller Calvinismus (directer Uebergang in das gegenüberstehende reformirte Lager), oder vielleicht nur als Vorbereitung dazu aufgefaßt worden seyen? Die Schrift von Vincenz Schmuck, auf welche sich das Gutachten bezieht und die allerdings als Zeugniß gebraucht werden kann, nimmt das letztere an, und auch in der Streilitteratur der Gießener Theologen ist, wenigstens in den ersten Jahren, die letztere Ansicht noch immer vorhanden. Daran knüpft sich die

**Beilage.**



weitere Frage, wann die Niederhessische Kirche von Außen her als eine Reformirte anzusehen begonnen worden sey, und wodurch dies herbeigeführt worden (bekanntlich wird bis zum Westphälischen Frieden das „reformirt“ in offiziellen Niederhessischen Actenstücken vermieden, und auch in nicht offiziellen, z. B. Privatstiftungsurkunden, möchte es vor 1621 nicht zu finden seyn). Daß dieses Material sorgfältig gesammelt und bekannt gemacht werde, ist für die bereinstige Entscheidung der streitig gewordenen Frage unerlässlich.

Ich schließe mit einigen Bemerkungen über den ersten Theil des Gutachtens (S. 1—12). Dasselbe enthält eine Beantwortung der Frage: „bestimmt das positive Kurhessische Kirchenrecht, daß der Heidelberger Katechismus, und zwar seinem ganzen Inhalte nach, in den reformirten Schulen von Kurhessen gebraucht werden soll?“ und beantwortet dasselbe bejahend.

Der Heidelberger Katechismus ist durch die Schulordnung von 1656 für die drei oberen Klassen der lateinischen Schulen (der jetzigen Prima und Secunda der Gymnasien, nach dem Maßstab der geleseenen Autoren, gleichstehend) eingeführt worden, während für die unteren Klassen der Hessische (d. h. der kleine Lutherische nach der Redaction der Kirchenordnung von 1566, mit späterer Wiederaufnahme zweier damals weggelassener Fragen aus dem kleinen Lutherischen Katechismus) Katechismus vorgeschrieben blieb. Eine Vorschrift des Consistoriums zu Cassel vom 1. Februar 1726, welche sich als eine Vollzugsvorschrift der bestehenden Gesetzgebung ankündigt, schrieb weiter vor, daß auch in den Landschulen von dem H. R., welcher hier „ein von denen Reformirten Kirchen approbirtes symbolisches Buch“ genannt wird, in der Weise Gebrauch gemacht werden solle, „daß diejenige, so 7 oder 8 Jahre alt, die 5 Hauptstücke der christlichen Religion zu lernen haben, mit denen erwachsenen aber stoffelsweise in Erklärung sothanen Catechismi fortzugehen, und nachgehends selbige allgemählich und gleichsam ohnvermerkt, in den Heidelbergischen Catechismus zu führen, mithin ihnen zuerst die zehen Gebote Gottes, sodann das apostolische Glaubens-Bekenntnis, auch die Lehre vom Gebät, der Taufe und vom heiligen Abendmahl daraus zu erklären, jedoch aber das auswendig daher sagen derer Fragen, ohne Verstand, gar nicht vor genugsam gehalten werden mag, sondern die Catechumeni sobald durch eine deutliche Erklärung auf den Grund der Wahrheit zu leiten seynd und ihnen, nach dem Maas jedweder Capacität, einen Eindruck von ihrem Elend, Erlösung und Dankbarkeit, beizubringen ist; was aber die erwachsenen Schüler, zumalen aus denen Dorffne betrifft, so seynd selbige eben nicht zu zwingen, daß sie alle und jede Fragen und Antworten aus dem Heydelbergischen Catechismo recitiren müssen, sondern allenfalls genug seyn kann, wann dieselbe die fürnehmsten davon aus-

wendig gelernt, im übrigen aber die Lehrgründe aus sothanem Heydelbergischen Catechismo nicht allein wol begriffen, sondern auch durch Sprüche aus heiliger Schrift (als worauf fürnehmlich ein Catecheta zu dringen hat) zu befestigen und solche selbst aufzuschlagen wissen, wie wolen, denen Umständen nach, sich dem Captui jedweden Schülers zu accomodiren ist und mit denen ganz dum- und einfältigen über die fünf Hauptstück christlicher Lehr sich nicht wol fortgehen läßt.“

Eine obere Schulbehörde des Landes (die Regierung zu Cassel) verstand diese Vorschrift dahin, daß

- 1) in den unteren Klassen der Dorffschule der Hessische Katechismus (die fünf Hauptstücke) ausschließlich gebraucht, und
- 2) zu dem Heidelberger Katechismus nicht fortgeschritten werden dürfe, bevor nicht der Hessische Katechismus gehörig gelernt und begriffen sey;
- 3) in den obern Klassen der Dorffschulen jedenfalls nur einzelne Fragen aus dem Heidelberger Katechismus zu lernen seyen, und glaubte zu Vorschriften, welche diesen Inhalt hatten, um so mehr berechtigt zu seyn, als der Heidelberger Katechismus nicht symbolisches Buch der Hessischen Kirche (indem kein kirchlicher Act vorhanden ist, in welchem sich über den Heidelberger Katechismus in diesem Sinne, wohl aber mehrere, in welchen sich direct und indirect im gerade entgegengesetzten Sinne ausgesprochen ist) und das gedachte Ausschreiben vom 1. Febr. 1726 nur die Vollzugsschrift einer Behörde zweiten Rangs sey, an welcher eine derselben gleichstehende Behörde innerhalb ihrer Competenz Abänderungen vornehmen darf (wie denn, was eben dieses Ausschreiben betrifft, Abänderungen der Vollzugsbestimmungen desselben, schon seit 100 Jahren successiv in größerer Zahl vorgenommen worden, theils von dem Consistorium selbst, theils von den Regierungen).

Darüber entspann sich eine Controverse zwischen der genannten Regierung und dem Inspector der 2. (reformirten) Diöcese Marburg, in welcher das Ministerium des Innern um Entscheidung angegangen wurde. Letztere fiel für die Regierung aus und mit dieser Entscheidung war man anderer Seits nicht zufrieden, äußerte auch diese Unzufriedenheit, angeblich aus Besorgniß für die Integrität des reformirten Confessionsstandes, auf sehr laute und stürmische Weise. Das Gutachten der theologischen Facultät bejaht das, was von der Kasseler Regierung und dem Ministerium des Innern verneint worden war. Es muß hierbei die nicht gewöhnliche Geschicklichkeit anerkannt werden, mit welcher die Worte jenes Ausschreibens vom 1. Febr. 1726, welche das Gegentheil von einer Bejahung der vorgelegten Frage auszusagen scheinen, S. 10 des Gutachtens dahin vermoht werden, sich in ihr eigenes Gegentheil zu verkehren, und wenn man das Verfahren, welches für den Heidelberger Katechismus S. 5—12 des Gutachtens angewendet wird, mit dem,



welches gegen den kleinen lutherischen Katechismus S. 56—63 in Anwendung kommt, zusammenhält, so ergibt sich ein ganz eigenthümliches Resultat, welches nicht völlig geeignet seyn möchte, die Ueberzeugung zu begründen, es sey in dem Gutachten allezeit mit demselben Maaße gemessen worden. Indes — der Leser ist durch vollständige Mittheilung des Textes in den Stand gesetzt über diese, außerhalb der Grenzpfähle von Hessen wenig interessirende Streitfrage selbst zu entscheiden.

Auf dem Wege der Argumentation, zumal demjenigen, welchen das Gutachten einschlägt, wird eine Ueberzeugung davon, daß der Confessionsstand der Niederhessischen Kirche ein in der That reformirter sey, schwer oder gar nicht zu erzielen seyn. Vielleicht würde der umgekehrte Weg der Argumentation einen etwas besseren Erfolg erzielt haben: man fange nicht vom Anfange, sondern vom Ende, dem jetzigen Bestande und dem geltenden Namen der Niederhessischen Kirche an, und argumentire, unter Vorbeilassung der Fragen über Lehre und Kirchenordnung, kühnen Muthes rückwärts bis zum westphälischen Frieden und dem Keceß zwischen Kassel und Darmstadt vom 14. April 1648, sodann, wenn auch mit einiger Vorsicht doch herzhast — es handelt sich ja jetzt nicht mehr um eine Marburger Erbschaft — wiederum rückwärts bis zum Jahre 1618, nehme dann die Prädestinationslehre mit in den Bekenntnißstand der Hessischen Kirche Kasselschen Theiles auf, — wie dieselbe denn im Leipziger und im Kasseler Colloquium factisch (gleichviel ob berechtigt oder nicht) von den Niederhessischen Theologen vertreten worden ist — und gehe dann wiederum mit etwas größerer Vorsicht, aber allezeit unerschrocken bis zu dem Jahre 1605 zurück. Eine solche rückwärts gehende, lediglich auf die vorhandenen Thatsachen sich stützende und das kirchliche Recht, sowie den Glaubensinhalt nicht berücksichtigende Argumentation, hat für manche handfeste Gemüther erfahrungsgemäß weit mehr Beweisraft als die beste historische Beweisführung, wäre auf jene auch weniger dialektische Kunst verwendet, als in dem vorliegenden Gutachten auf diese verwendet worden ist. Sollten aber dennoch einige widerharige Seelen sich finden, welche auch auf eine solche Argumentation hin nicht zu der Ueberzeugung kommen könnten, es sey die Niederhessische Kirche eine in der Lehre wirklich Reformirte, so bleibt auf dem Wege dieser Beweisführung immer noch die auf dem gegenwärtig eingeschlagenen Wege fast gänzlich verschlossene Zuflucht zu dem kräftigsten, alle beschwerliche und wirkungslose Argumentation beseitigenden Beweisgrunde übrig: zu dem, welchen der Geheimrath von der Malsburg und Landgraf Moritz selbst im Jahre 1607 anwendeten, und der bei Heppe, Verbesserungspunkte S. 84 Z. 4—9 v. u. zu lesen ist, zu demselben, welchen in diesen Tagen der Freikirchenmann Bunsen für die Preussische Monarchie zur Anwendung gegen die „Lutheranischen“ empfohlen hat. Dieser Grund wirkt. Ein ehrlicher Hessischer Schullehrer im Ziegenhainischen, welcher längere Jahre Unteroffizier gewesen war, fragte seine Schulkinder: warum werden die kleinen Kinder getauft? und als eine Antwort nicht erfolgte,

antwortete er unverzagt selbst: „weil es obrigkeitlicher Befehl ist.“ Der Schulmeister ist vor einigen Jahren gestorben, seine Sinnesart aber lebt ohne Zweifel noch jetzt. Sollte es unmöglich seyn, die Antwort des tapferen Schulmeisters auch auf die weit leichtere Frage zu geben: warum sind wir reformirt?

Marburg im Januar 1856.

A. F. C. Wilmar.

## Nachrichten.

### Aus der Mark. Schreiben an den Herausgeber.

Nach Ihrer mündlichen Äußerung würde es Ihnen nicht unwillkommen seyn, wenn ich Ihnen von den baptistischen Bewegungen in meinen früheren Gemeinden etwas mittheilte. Es war im Februar oder März 1851, als eines Morgens früh ein Mann mit einer Reisetasche in die Stube trat, mich freundlich begrüßte und sich als einen Christen zu erkennen gab, der gern selig werden wolle und den Segen der christlichen Gemeinschaft suche. Seinem äußerlichen Berufe nach war er Gerichtsbote beim Kreisgericht, hatte den Feldzug in Holstein und Baden mitgemacht und war, wie er sich ausdrückte, beim Donner der Schlachten erweckt worden. Er war in der Schrift wohl bewandert und nicht ohne Herzenserfahrung, mir aber eine um so liebere Erscheinung, als mir ein gläubiger Exekutor noch nicht vorgekommen war, und er vermöge seines Berufs, der ihn oft in die sittlich am meisten verwahrlosten Familien führte, nach meiner Ansicht Vielen zum Segen gereichen konnte, zumal es ihm an Zeugnemuth und an der Gabe der Rede nicht fehlte. Dazu kam, daß er auch ein entschiedener Feind und Bekämpfer des Brantweins war, und da unser dortiger Enthaltungsverein damals gerade in heißen Kämpfen stand, war er mir doppelt willkommen. Wer das Elend der Armut und Noth kennt, weiß, wie ein Exekutor dort ein ganz besonders gesuchter Mann ist, den man oft, wenn er seinen harten Pflichten genügen soll, durch dargereichten Schnaps milder gegen sich zu stimmen meint; wenn nun ein solcher ihn nicht nur nicht annimmt, sondern sogar noch entschieden Zeugniß dagegen ablegt und dabei das Schwert des göttlichen Wortes wohl zu führen weiß, so kann, dachte ich, manche liebliche Frucht daraus hervorgehen. Wir wurden bald gar sehr befreundet, wöchentlich kam er zu uns, zumal meine Gemeinden in seinem damaligen Bezirk waren; öfter kam er auch des Sonntags, um am Gottesdienste, an Missions- und Enthaltungsstunden Theil zu nehmen. Ich betrachtete ihn damals als einen lieben Laiengehilfen am Bau des Reiches Gottes, nannte ihm die verkommensten Familien meiner Gemeinde, um dort zu zeugen von dem Einen, was noth thut (denn wir wissen ja, wie solche Seelen gegen ihren Pfarrer oft am widerspenstigsten sind und meinen, er rede nur so, weil er müsse und weil er dafür sein Gehalt und seinen Decem bekomme, und wie sie den Vorstellungen eines schlichten Laien deshalb oft viel zugänglicher sind); nannte ihm aber auch solche Familien, die den Herrn lieb haben, wenn er sich auch mal wieder in christlicher Herzensgemeinschaft erquicken wolle. Es diente damals ein junges Mädchen aus meinem Filiale bei uns, die Tochter eines Arbeitsmanns, ein empfängliches Gemüth, das auch bald anging, um ihr Seelenheil bekümmert zu werden; sie wurde auch in unserem Hause mit dem Exekutor bekannt. Dieser war bald ein Familienfreund geworden, Alles freute sich, wenn er kam; er berichtete dann oft, was für Erfahrungen er gemacht,



welche Aufnahme er in diesem oder jenem Hause gefunden, wo sich eine offene Thür gezeigt habe; in seiner Reisetasche trug er neben den Vorladungen und Exekutions-Mandaten stets das Neue Testament und andere kleine Schriften erwecklichen Inhalts, sowie Enthaltensamkeitsschriften, von welchen allen er treulich Gebrauch machte. So mochte ungefähr ein Jahr im lieblichen Verkehr vergangen seyn, als er mir einst klagte, der Dachdecker G. in B. (einem Dorfe c. 2 Meilen von uns) sey sehr hart gegen ihn gewesen: dieser G. (jetzt selig im Herrn entschlafen) gehörte zur Diaspora der Brüdergemeinde, die im dortigen Kreise sehr ausgebreitet ist, und auf die ich ihn auch aufmerksam gemacht hatte, weil mir und meiner Familie viel Segen und Erquickung aus dem Verkehr mit ihr geworden war. Da möchte er vielleicht nicht ganz ohne Schuld seyn, meinte ich, denn ich hielt den G. für ein demüthiges, liebes Gotteskind, ich wolte gelegentlich mal selbst mit ihm sprechen. Dies geschah, und G. kam mir dann gleich mit den Worten entgegen: „Herr Prediger, mit dem \* ist es nicht ganz richtig; neulich ist er wieder bei uns und fängt unter anderen an, von der Kindertaufe verächtlich zu reden, worüber wir bald in großen Eifer gegen einander gerathen, bis ich dann sagte, wir wollen hierüber gar nicht mehr mit einander sprechen, und seitdem hat er sich nicht mehr bei mir sehen lassen.“ Sobald der Exekutor zu mir kam, theilte ich ihm das von G. Gehörte mit und fragte ihn, was er denn von der Kindertaufe hielte? ob er etwa ein Baptist sey? Als er es bejahte, scheinbar etwas verlegen, vielleicht weil er es uns bisher vorenthalten hatte, erklärte ich ihm, daß dies von meiner Seite kein Grund seyn solle, den bisherigen freundlichen Verkehr abzubringen, daß ich jedoch bestimmt von ihm erwarte, er werde diesen Differenz-Punkt nie im Verkehr mit meinen Gemeindegliedern berühren, es müsse uns doch nur darum zu thun seyn, die Seelen zu Christo zu führen. Der Umgang dauerte fort, doch kam er seitdem allmählich spärlicher, wie sonst: aber ich erfuhr, daß er viel in meinem Filiale verkehre, wo außer jener, unterdeß ins elterliche Haus zurückgekehrten W., auch besonders die Tochter des Kossäthen B. vom Herrn angefaßt war, ja, daß er fast sonntäglich Nachmittags im Hause des B. Erbauungstunden halte. Ich forschte nun hie und da bei den einzelnen Familien, auch bei dem B. nach, was der Exec. lehre, erhielt aber immer die Antwort, er predige nur das reine Evangelium, die Nothwendigkeit der Buße und das Heil bei dem gekreuzigten Erlöser. So ließ ich ihn gewähren, obwohl es mir nicht ganz recht war, daß er ohne mein Vorwissen jene Erbauungstunden angefangen hatte. Wie man es überhaupt bei den Secten findet, daß sie gerne da erndten, wo andere gesäet haben, so suchte er besonders die erweckten Seelen auf, um diese an sich zu ziehen und deren Vertrauen zu gewinnen; um die ungläubigen Familien, bei denen ich seine Mithilfe wünschte, kümmerte er sich nicht, weil natürlich bei denen nicht viel auszurichten war. In C. war es besonders eine arme gottselige Topfschinderfamilie, die er viel aufsuchte, deren Klarheit und Festigkeit des Glaubens aber alle seine und seiner Gehülfen spätere Bemühungen, sie zu den Baptisten zu führen, vereitelte. Da die meisten Gläubigen im Kreise sich zur Diaspora hielten, die Versammlungshalter derselben aber nach Anweisung ihres Pflegers ihm nicht gestatteten, in ihren Versammlungen zu reden und die Schrift auszulegen, nachdem er einmal als Baptist bekannt war, so hielt er sich besonders an die Gläubigen, die mit der Diaspora noch nicht verbunden waren. Deren hatte er auch bald mehre in meinem Filiale und in dem benachbarten Dorfe U. an sich gezogen, — die sich in dem Hause des Bauern Th.

sonntäglich versammelten, dessen Frau auch angefaßt war. Jene beiden jungen Mädchen waren nun besonders Gegenstand seines Bemühens, weil er bei ihnen wohl am ersten Erfolg hoffte. Sie befanden sich damals in einem Zustande von Schwermuth und Gedrückteyn; seufzten sehr viel, waren still und in sich gekehrt, saßen mit niedergesenkten Augen und klagten, wenn sie sprachen, nur über ihre Sünden, wofür sie keine Vergebung finden könnten, so viel sie auch darum seufzten und beteten. Die W. kam noch viel und oft ins Pfarrhaus, um dort ihr Herz auszuschütten, scheute selbst den weiten Weg in finsterner Nacht nicht — aber so viel sie auch auf den Sündenheiland hingewiesen wurde, so viel sie auch an den gemeinsamen Erbauungen und Gebeten Theil nahm, ja auch für sie gebetet wurde, — sie versicherte immer, sie könne keinen Frieden finden, denn sie könne nicht glauben und der Herr schenke ihr den Glauben nicht. Als indeß der Exec. festen Fuß gefaßt zu haben glaubte, kam er nach und nach mit Angriffen auf die Landeskirche, insbesondere auf die Lutherische Kirche unbemerkt hervor, fing auch an, die Kindertaufe als unvernünftig und schriftwidrig darzustellen, jedoch nur vorsichtig und behutsam, schob ihnen besonders 2. Cor. 6, 14—18 ins Gewissen, um ihnen darzutun, daß sie keinen Segen von der Kirchengemeinschaft haben könnten, die so viel Unreine, Gottlose und offenbare Sünder in sich schließe, ja, daß sie ganz bestimmt gegen Pauli Wort am fremden Vochte mit den Ungläubigen ziehen würden, wenn sie mit solchen das heil. Abendmahl feierten. Wie natürlich, mied er nun jede Annäherung an mich; ich suchte die Mädchen, so oft sie kamen, zu warnen, sich nicht irre machen zu lassen vom rechten Wege, daß es hienieden keine Gemeinde der Reinen und Heiligen gäbe, wies sie hin auf das Gleichniß vom Unkraut unter dem Weizen, bat sie, doch nur vor Allem ihr eigenes Seelenheil zu bedenken, ehe sie anfangen, zu richten, — sie waren dann still, aber es schien doch, als wenn die Worte des Gerichtsboten schon zu tief Wurzel bei ihnen geschlagen hätten. Ich suchte sie selbst und die andern, welche sich mit ihnen dem Exec. angeschlossen, oft in der Woche auf, hielt Unterredungen und Gebetsstunden mit ihnen, auch des Sonntags Nachmittags, wenn ich nicht anderwärts in einem meiner 4 Kirchdörfer beschäftigt war, besondere Hausgottesdienste in ihrem Hause, — aber bald mußte ich gewahr werden zu meinem Leidwesen, daß sie, je öfter ich sie aufsuchte und ihnen nachging, desto hochmüthiger wurden; das Gefühl, so angelegentlich von ihrem Pastor aufgesucht zu werden, erweckte und nährte die Hoffart in ihnen. Als der Exec. sich darauf verehelichte, trat seine Frau sogleich ganz entschieden für den Baptismus auf, meinte, wenn sie die Mädchen nur erst dahin hätte, daß sie nicht mehr zu mir ins Gotteshaus gingen, und erreichte endlich ihren Zweck; seit Anfang des Winters 1852 besuchten sie nicht mehr die Kirche. Ich suchte sie noch einige Male auf, aber alle Belehrungen blieben fruchtlos, vielmehr suchten sie so Viele als möglich aus der Gemeinde zu ihren Versammlungen heranzuziehen. Der Exec. wurde darauf nach C. versetzt; statt seiner kam ein Bauer aus dem Dorfe Manschnow im Oderbruche, und übernahm die Leitung der Versammlung im baptistischen Sinne; zuweilen erschien auch der Baptistenprediger Meßko aus Frankfurt selbst. Ich ließ diesen einladen, mich mal zu besuchen, um ihn vielleicht in einer ernstern, aber freundlichen Unterredung von seinem Vorhaben, für die Baptisten zu werben, abzubringen, und die Verwirrung in meiner Gemeinde nicht zu nähren und zu unterhalten; überdies bekümmerte mich der Seelenzustand jener beiden jungen Mädchen, die, erst wirklich um ihr ewiges Heil be-



klimmert, nun in gefährlichen Hochmuth gefallen waren. Er kam auch wirklich; ich fand in ihm einen ernsten, ruhigen, schriftersfahrenen Mann, mit dem ich unter anderen Verhältnissen gern verkehrt haben würde; wir hatten eine lange Unterredung; als ich ihn am Schlusse derselben bat, mich öfter zu besuchen, dagegen meine Gemeindeglieder nicht im baptistischen Sinne zu bearbeiten, es solle uns nur darum zu thun seyn, sie Jesu zuzuführen, erklärte er mir offen und bestimmt: er werde auch ferner für seine Gemeinde dort wirken, worauf ich ihm dann erwiderte, ich könne ihn dann nur, so oft ich ihn in dieser Absicht in meiner Gemeinde träfe, als einen Wolf ansehen, der in eine fremde Heerde brähe und dort Verwirrung anrichtete. — Mit Eifer suchten die Baptisten nun für ihre Zwecke fortzuwirken; unter andern wurde ein Schneider A. von ihnen geschickt, der unter dem Vorwande, Bibeln zu kopistiren, die gläubigen Seelen in jener Gegend aufsuchte, Versammlungen und Gebetsstunden hielt, und sich sehr eifrig für die Zwecke seiner Gemeinde zeigte. Er mochte auch wohl nicht ohne äußere Gebetsgabe seyn; denn es entstand eine immer größere Aufregung; die Schaar derer, die aus meinem Filial und der Umgegend zusammenkamen, mehrte sich, und es schien eine kurze Zeit, als wollte die ganze Gemeinde abtrünnig werden, obwohl sie den Kirchenbesuch nicht verabsäumte. So viel hatte ich erfahren, daß ich durch Belehrungen und Nachgehen nichts ausrichten könne, so beschloß ich denn, mich einfach auf die lautere Predigt des Evangeliums im Gottesdienste, in Bibel- und Missionsstunden zu beschränken, und die Sache im Uebrigen dem Herrn im Gebet anheimzustellen. Um aber den Rath eines erfahrenen Geistlichen zu wissen, da ich selbst noch nie etwas mit Sectirern zu thun gehabt hatte, wandte ich mich an den Hrn. G. S. Büchel, der mich dann auch in meinem Entschlusse befestigte. Es gab auch Widersacher der Baptisten in der Gemeinde, außer den ehrenwerthen, auch solche, besonders unter der Jugend, welche durch Lärmen und Tumult die Versammlungen der Baptisten zu stören suchten, — diese mahnte ich ernstlich von solchem unwürdigen Verhalten ab. Eines Tages theilte mir der Küster in meinem Filial bei meinem Dortseyn mit, daß der Schneider A. Tags zuvor wieder eine große Versammlung beim Bauer Th. gehalten habe, in der große Aufregungen stattgefunden hätten; die Magd des Bauern habe sich im Nebenzimmer niedergeworfen, mit Händen und Füßen geschlagen und fortwährend geschrien; die Tochter des Kossäthen R. sey auch mit einem lauten Schrei umgestürzt und dies sey als ein Zeichen angesehen, daß der heil. Geist über sie gekommen sey.

Ich ging zu dem jungen Mädchen W., um von ihr selbst das Nähere zu erfahren, und diese bestätigte dann das Gehörte mit der Frage an mich: dies sey doch wohl gewiß Wirkung des heil. Geistes gewesen? Sie erzählte: nachdem der A. am Nachmittag eine große Versammlung bis an den späten Abend gehalten, sey dieselbe entlassen, er habe aber sie, die W., die S. (ein Mädchen von 15 Jahren) und die Bauersfrau allein noch um sich behalten; sie hätten sich dann alle auf die Knieen geworfen und bis spät in die Nacht hinein der Reihe nach abwechselnd gebetet; erst A., dann die W., dann sie, dann die S., dann die Bauersfrau; dann wieder A. u. s. w.; und als die Reihe zum 31sten Male an die S. gekommen, sey sie, vom Schweisse triefend, wie ohnmächtig mit einem lauten, anhaltenden Schrei, den man weit ins Dorf hinein hätte hören können, umgestunken, und A. hätte erklärt: bei ihr sey es nun zum Durchbruch gekommen. Die

W. selbst, die als Mitbetheiligte mir dies Alles erzählte, blieb auch mir gegenüber dabei, es sey dies Wirkung des heil. Geistes gewesen, die S. habe nun überwunden und sey ihr vorgekommen. Ich konnte dies arme Mädchen in seiner hartnäckigen Verblendung nur bemitleiden, erkannte aber auch zugleich, daß die Sache der Baptisten in einen Zustand der Ueberspannung gerathen sey, in der sie nicht bleiben könne. Dazu kam, daß der Baptisten-Prediger Meßko bald darauf einen Brief nach meinem Filialorte an einen Kossäthensohn schrieb, worin er ihm mittheilte, der Schneider A. habe die Bibelgelder vertrent, sie sollten ihn daher nicht wieder aufnehmen, wenn er käme; er solle dies aber Niemandem weiter mittheilen, damit ihre Sache keinen Schaden dort litte. Der Kossäthensohn, des Lesens unkundig, eilt mit dem Brief zum Lehrer, ihn sich vorlesen zu lassen und ist nicht wenig erschreckt, das Geheimniß so selbst verrathen zu haben; denn der Lehrer erklärte ihm, er werde die Sache in der Gemeinde nicht verschweigen, weil sie selber sich immer für die Auserwählten und die Gemeinde der Reinen erklärten und die Andern neben sich verachteten und mit ihnen keine Gemeinschaft haben wollten. Dies, so wie jene Ueberspannungen, gaben der Sache der Baptisten dort doch einen ernsten Stoß; viele ernstern Gemüther zogen sich zurück, wandten sich wieder zu mir und sprachen den Wunsch aus, noch Sonntags Nachmittags für sich eine Erbauungsstunde zu haben, um von der Welt mehr abgezogen zu werden. Gern ging ich darauf ein; wenn es mein Amt erlaubte, hielt ich selbst noch des Sonntags in dem Filiale die Erbauungsstunde, wenn ich auch schon mehrmals zu predigen hatte; war ich verhindert, so hielt sie der auch innerlich angefaßte Lehrer nach meiner Anweisung in der Art, wie sie in den Versammlungen der Diaspora Statt findet. Diese Versammlungen bestehen auch jetzt noch und finden im Schulzimmer statt. Die Zahl derer, die sich zu den Baptisten hinneigten, verminderte sich immer mehr und schmolz zu einem sehr kleinen Häuflein zusammen. Bei den beiden Mädchen B. und W. haben sie zwar ihre Absicht erreicht, sie haben sich wiedertaufen lassen; jenes junge Mädchen, die S., aber nicht; bei ihrer sehr kleinen Zahl werden sie fast gar nicht mehr beachtet, und auf die Zeit der Aufregung ist die Ruhe und Mäßigkeit wiedergekehrt. Seit Jahresfrist bin ich hierher nach der Ufermark bernsen an eine Gemeinde, wo früher Kämpfe anderer Art stattgefunden, aus denen eine kleine altlutherische Gemeinde hervorgegangen ist, bestehend aus Lutherischen und Reformirten in den Filialen. Nach meinem Abgang haben die Baptisten versucht, noch in anderen Gemeinden der Umgegend L. Eingang zu gewinnen; doch wie ich erfahren, mit geringem oder gar keinem Erfolge. — Dies sind die Erfahrungen, die ich in den letzten Jahren meiner Amtsführung in B. machen mußte; sie haben mir oft viel Sorge gemacht, aber mich auch oft ins Gebet getrieben; zuletzt konnte ich dem Herrn nur danken und Ihn loben, daß er auch hieraus nach seiner Gnade einen Segen werden liesse, indem doch so manche anderen Seelen dadurch aus ihrer Sicherheit aufgeweckt wurden und anfangen zu fragen: was muß ich thun, daß ich selig werde? Gern hätte ich mit den Baptisten einen freundlichen Verkehr gepflegt, wenn es ihnen nur um die Seligkeit der Seelen, nicht aber um Vermehrung ihrer Secte zu thun gewesen wäre; ihr Prediger Meßko schien mir ein nüchterner, aufrichtiger Christ zu seyn; der Exec. freilich benutzte auf unantere Weise die freundliche Aufnahme, die er lange Zeit in unserem Hause gefunden, dazu, um desto sicherer festen Fuß in meiner Gemeinde zu fassen. Jedemfalls möchte ich die Brüder im Amte warnen, vorsichtig gegen die Zulassung der Baptisten in ihren Gemeinden zu seyn, wenn sie auch erst nur mit dem Worte vom Kreuze auftreten; es soll ihnen dies nur den Weg für ihre späteren Einwirkungen bahnen; wie ja doch ein lieber Bruder in der Nähe von L. auch schon bereit war, einen Baptisten in der Privat-Versammlungen seiner Gemeinde reden zu lassen, obwohl er Alles, was in meiner Parodie geschehen war, erfahren und miterlebt hatte, so sehr hatte er sich durch das scheinbar unverfängliche Benehmen desselben täuschen lassen.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Mittwoch den 27. Februar.

N<sup>o</sup> 17.

## Ueber das Buch Hiob.

(Fortsetzung.)

Diese Lösung nun, welche überall in der Schrift angedeutet wird, so oft sie das Problem berührt, wird in dem Buche Hiob vollständig entfaltet. Es war ein großer Mißgriff, wenn Manche meinten, zur Ehre der heiligen Schrift dies Buch, welches im Hebräischen Canon mitten zwischen Erzeugnissen heiliger Dichtung steht, vorher Psalmen und Sprichwörter, darnach das Hohelied, für ein rein historisches erklären zu müssen. Das Vorhandenseyn eines poetischen Elementes erkannte schon Luthers gesunder Sinn. „Ich halte — sagt er in den Tischreden \*) — das Buch für eine rechte Historia; daß aber Alles also sollte geschehen und gehandelt seyn, glaube ich nicht; ich halte, daß etwa ein frommer und gelehrter Mann habe es in solche Ordnung alsobracht und sey zur Zeit Salomonis geschrieben.“ Doch dabei werden wir nicht einmal stehen bleiben können. Wie sehr der Lehrzweck Alles beherrscht, das ersehen wir schon daraus, daß selbst der Name in seinem Interesse gebildet worden. Die runden und die heiligen Zahlen spielen in der scheinbaren Geschichte eine Rolle, wie das in der wirklichen kaum stattfindet. Hiob z. B. hat vor seinem Leiden sieben Söhne und drei Töchter, zusammen zehn Kinder, und genau so viel bekommt er nachher wieder, und so durchgängig. Die Verhandlungen ferner zwischen Gott und Satan erfordern gebieterisch eine Scheidung zwischen dem Gedanken und seiner Einkleidung, wie sie nur dann vorgenommen werden kann, wenn die Darstellung als eine dichterische erkannt wird. Das Reden Gottes aus dem Wetter steht, wenn man es geschichtlich fassen will, völlig isolirt da: Ein Wunder von rein persönlicher Beziehung findet sich im ganzen A. T. nicht und Hiob steht außerhalb der Gemeinde Gottes, welche der natürliche Boden für alle Wunder der heiligen Schrift ist. Der Schauplatz der Wunder ist stets die Kirche. Von noch durchgreifenderer Bedeutung ist, daß eine Persönlichkeit, wie die Hiobs, unmöglich innerhalb der Heidenwelt existirt haben kann. Hält man sie für historisch, so verliert man die Gränzen zwischen der Heidenwelt und dem Reiche Gottes und erklärt die Heilsanstalten Gottes für überflüssig. Hiob steht an Tiefe der religiösen Erkenntniß höher als Abraham. Konnte das Heidenthum solche Charaktere aus sich erzeugen, konnte es so tief in

die Gottesweisheit einbringen, so war keine Offenbarung ferner nothwendig. Auf Melchisedech sollte man sich nicht berufen. Denn abgesehen davon, daß dieser mit Recht als die untergehende Sonne der Offenbarung bezeichnet worden, hier ist mehr als Melchisedech mit seinem reinen Monothetismus, hier ist eine Fülle und Tiefe göttlicher Erkenntnisse, wie sie überall nur auf dem Gebiete der Offenbarung gefunden wird, wie sie überall nur dem Heiligthum des Herrn entspringt, wie sie nur der Kirche eigenthümlich ist, dem alleinigen Salze der an sich salzlosen Erde. Der Grund aber, weshalb der Verfasser, wenn man sein Werk als freie Dichtung betrachtet, die Scene ins Ausland verlegt hat, ist nicht schwer zu erkennen. Er ist derselbe, der ihn auch bewog, über Moses hinaus in das patriarchalische Zeitalter zurückzugehen, und ebenso den Israel eigenthümlichen theuren Jehovanamen zu meiden. Er will die Sache nicht aus dem Gesetze Gottes entscheiden. Er läßt das: es steht geschrieben, vorläufig bei Seite. Er verläßt das Gebiet, welches von dem Gesetze beherrscht wird, weil er den Vernunft hat, selbstständig und durch unmittelbare Offenbarung eine Lösung des Problems zu geben, die dann mit den im Gesetze bereits vorliegenden Andeutungen freundlich zusammenstimmt. — Die geschichtliche Wahrheit des Buches liegt auf einem ganz andern Gebiete, als wo sie gewöhnlich gesucht wird. Der Verfasser muß selbst ein Hiob, ein Kreuzträger gewesen seyn, muß selbst mit der Verzweiflung gerungen haben, muß selbst mit dem Troste getröstet worden seyn, mit dem er Andere hier tröstet, muß selbst im Saß und Asche Buße gethan haben. Denn nur die eigne Erfahrung befähigt so über ein Geheimniß Gottes zu schreiben, wie dies hier geschieht. Diese höhere ideale Wahrheit der Erzählung reicht vollkommen hin, die Anführungen bei Ezechiel (14, 14—20) und bei Jakobus (5, 11) zu erklären.

Das Buch beginnt mit der Schilderung von Hiobs Leben und Wesen vor der Catastrophe, nach den beiden Punkten, die für die Aufgabe allein von Bedeutung waren, seiner in der Frömmigkeit wurzelnden Gerechtigkeit und seinem Glücke. Es wird hier zum Schlusse die zarte Gewissenhaftigkeit Hiobs geschildert, der selbst scheinbar kleine Verübungen, sündige Gedanken, leichte Reden, unnütze Worte, wie sie in der Fröhllichkeit des geselligen Zusammenseyns gesprochen zu werden pflegen, Anwandlungen und Aufwallungen weltlichen Sinnes nicht ungefühlt lassen kann. Hiob selbst nimmt an den Gastmahlen seiner Kinder nicht Theil; er hält sich in heiliger Stille und prie-

\*) B. B. 22. S. 2093.



sterlicher Zurückgezogenheit. Wenn aber die Gastmahl ihren Kreislauf vollendet haben, so tritt er reinigend und sühnend in die Mitte seiner Kinder, denen er seinen Standpunkt nicht aufbringt, aber zugleich darauf bedacht ist, daß sie die höheren Beziehungen des Lebens nicht aus den Augen verlieren. Wer so in der Mitte der Seinen als Priester da steht, der sollte, so scheint es und so meinte Hiob selbst, gegen alle Schläge des Schicksals geborgen seyn. Aber es kam anders, und daß das geschah, erklärt sich daraus, daß Gott das menschliche Wesen anders anfiehet, als wir Menschen dies thun, daß er auch an seinen Heiligen Fehle findet. „Es bleibet das Leben am Kleinsten oft kleben und will sich nicht gänzlich zum Sterben hingeben.“ Das Lob, welches der heilige Geist Hiob ertheilt: „Derselbe war schlecht und recht, gottfürchtig und meidete das Böse“, muß ja wohl seine volle Wahrheit haben. Aber wenn jemand diese Stufe erreicht hat, wenn er mit Wahrheit sprechen kann: „Von der Welt, Ehr, Lust und Geld, wonach so viel sind beflissen, mag ich gar nichts wissen“, so nimmt die Sünde gar leicht eine neue Gestalt an, es droht die Gefahr, daß er sich auf seine Gerechtigkeit etwas einbildet, daß er nicht mehr ein armer Sünder seyn mag, daß er ein stolzer Heiliger wird. Da muß dann Gott von Neuem mit seiner Ruthe zuschlagen und zwar recht scharf. Denn diese Krankheit ist gar schwer zu bewältigen. Die geringeren Heimsuchungen dienen oft nur dazu, sie zu steigern. Der geistliche Hochmuth findet seine Nahrung darin, daß er solcher Anfechtung Weisler wird, daß sie nicht vermag, seine Treue gegen Gott wankend zu machen.

Die Scene wird nun in den Himmel versetzt. Bei einer feierlichen Versammlung der Engel vor Gottes Throne erscheint auch Satan, erhebt Zweifel gegen Hiobs Tugend und verlangt, daß Gott sie durch Leiden prüfen solle. Gott gibt ihm Gewalt über Hiob, nur mit der Beschränkung, daß er ihm nicht am Leibe schaden soll.

Daß der Satan Hiob zu verderben trachtet, ist ein Zeugniß, daß Hiob es redlich meint, daß er nicht zu denen gehört, welche Herr Herr sagen, sondern zu denen, welche aufrichtig danach trachten, den Willen des himmlischen Vaters zu thun. Daß Gott ihn dem Satan preisgibt, zeigt, daß noch was an ihm zu strafen und zu bessern ist, daß er noch gar harter Schläge bedarf, wenn er den Gefahren entfliehen soll, von denen sein geistliches Leben bedroht ist.

Daß der Satan wie die Engel vor Gottes Throne erscheinen und sich Hiob erst förmlich ausbitten muß, ehe er ihm ein Leid anthut, bildet die tröstliche Wahrheit ab, daß er mit seinem Hasse unbedingt in Abhängigkeit von Gott steht, dessen Barmherzigkeit und Huld den Seinen verbürgt und bewährt ist. Er hat zwar seine schlechten Absichten in der Verhängung des Kreuzes, aber wider Willen muß er doch Gottes Absicht realisiren, die zuletzt immer die siegende bleibt. Das Kreuz führt bei Hiob eine Crisis herbei, deren letztes Resultat das ist, daß die Schladen der Selbstgerechtigkeit und des Hochmuthes von ihm ausgeschieden werden. Das war bei ihm die Sünden-

wurzel, die in seinem Innersten noch sitzen geblieben war. Bei Anderen ist es eine andere. Jeder aber hat die Seine und keiner darf vom Satan sagen, was der Eingeborne Sohn Gottes von ihm sagte: „Er hat Nichts an mir.“ Auch die vertrauesten Jünger des Herrn, auch die heiligen Apostel mußten es sich gefallen lassen, daß der Satan sie sich ausbat, sie zu sich ten wie den Weizen, und zufrieden seyn, daß nur ihr Glaube nicht ausging.

Bengel sagt: „Der Satan steckt oft als Feind dahinter, wo man ihn gar nicht vermuthen sollte.“ Die Strafen gegen die Bösen werden in der heiligen Schrift unmittelbar auf den Herrn und seinen Engel oder auf Christum zurückgeführt. Der Welt, die ihm befreundet ist, sucht der Satan nichts anzuhaben. Dagegen aber bei den Züchtigungen, welche über die Gerechten verhängt werden, ist der Satan theilhaftig. Der himmlische Vater wendet gleichsam sein Angesicht ab und überläßt ihm die nothwendige Execution wider seine Kinder. Unter der Voraussetzung der unbedingten Abhängigkeit Satans von Gott liegt etwas gar Tröstliches darin, daß er im Kreuze also zwischen uns und Gott gestellt wird. Das Leid, das über uns verhängt wird, trägt nicht selten einen so zu sagen malitösen Charakter. Es muß das seyn, weil jeder an der empfindlichsten Seite angegriffen werden soll, die oft kein Anderer kennt, als Gott und der Betroffene selbst und dann der leidige Satan, der für die Nachtseite der menschlichen Natur ein gar scharfes Auge hat. Aber es ist doch gut, daß die Sache nicht so unmittelbar auf Gott zurückgeht, daß der himmlische Vater nur zuläßt, der Satan ausdenkt und ausführt. Die Frage eines Wilden: Warum schlägt Gott denn den Satan nicht todt, konnte nur von solchen als vermeintlich geistreich wiederholt werden, die geistlich mit den Wilden auf gleichem Standpunkte stehen. Der Satan ist in der Oeconomie Gottes sehr wichtig. Gott braucht ihn, darum erhält er ihn so lange, bis er ihn nicht mehr braucht. Dann wird er an seinen Ort gebannt. Die Schrift nennt den boshaften heidnischen Tyrannen Nebucadnezar einen Knecht Gottes. Sie könnte auch den Satan so nennen.

(Fortsetzung folgt.)

## Nachrichten.

### Pommern. Ein Visitationsbescheid.

Hochwürdig, im Herrn unserm Gott geliebte Amtsbrüder!

Es ist mir ebenso Bedürfniß, als es meine Pflicht ist, auf Grund der mannichfachen, bei der jüngst gehaltenen Visitation Ihrer Kirchengemeinden gemachten, Erfahrungen neben dem Erlasse des königlichen Consistoriums ein besonderes Wort an Sie zu richten. Mein Amt führt ja die, freilich mit vielen Schwierigkeiten verknüpfte, eigenthümlich günstige Stellung mit sich, daß die officiële Aufsicht über das kirchliche Leben der Provinz von einer amtsbrüderlichen Einwirkung nicht bloß begleitet, sondern durchzogen seyn soll. Es ist mir darum



möglich, auch nach der erwähnten Visitation Ihnen unmittelbar und specieller als die Provinzial-Kirchenbehörde zu nahen, gleichsam den Schlag meines Herzens vor Ihnen hören zu lassen, daneben mich aber auch an Ihr Herz zu wenden und gleichsam Ihre Hand zu erfassen. Alles wahre Leben wurzelt in der Liebe und wird dadurch gefördert; das ist aber nur die Liebe, die nicht der Ungerechtigkeit, sondern der Wahrheit sich freuet. Indem ich drum nur solcher Gesinnung voll jetzt zu Ihnen rede, so erwarte ich, daß Sie auf meine Worte mit „männlichem“ Ernste eingehen.

Ich erkenne zuerst das mannichfache, zum Theil hervorragende Gute an, was sich in den Pfarrern und den Gemeinden der Synode C. findet; ich ehre namentlich die Gnade, daß viel Empfänglichkeit für das Leben und Wirken in Gott gewedt ist; unbeschadet des Dogmas von der Erbsünde, dieses Urtheil wiederhole ich, gleicht der Synodalkreis einem guten Boden, der selbst sechzig-, ja hundertfältige Frucht tragen kann. In dieser Beziehung rufe ich Euch zu, geliebte Amtsbrüder, erwecket die Gaben, die in Euch sind; führt das Feuer weiter, das bereits angezündet ist, pflegt die Keime, die überall sprossen, und Ihr, Ihr Stärkeren, greift Schwächeren unter die Arme.

Dieses Bekenntniß bin ich Ihnen schuldig. Es ist etwas Leichtes, tabellistisch überall Gebrechen zu sehen; es bleibt aber eine heilige, wenngleich schwere Pflicht, der Wahrheit nach den entgegengesetzten Seiten hin ihr Recht zu lassen. In der Synode C. verdient also vieles geistliche Gute die theilnehmende Anerkennung der Kirchenbehörden, und es gilt, auf gutem Grunde frisch und freudig fortzubauen; aber — es gilt auch, Grund zu legen. Drum mache ich Sie, hochwürdigste Amtsbrüder, auch auf das aufmerksam, was Sie Alle, namentlich mehrere Einzelne unter Ihnen, zur Hebung des geistlichen, kirchlichen Lebens Ihres Kirchentheiles zu thun haben.

Mit Ausnahme des geistlichen Lebens in einer Gemeinde und des Erwachens in einer andern, der Christlichkeit so mancher Gottesmenschen und der Empfänglichkeit mehrerer Gemeinden, ferner: neben der Anerkennung des kirchlichen und ehrbaren Lebens in einzelnen Gemeinden muß man doch sagen, die Gemeinden stellen sich bei der Visitation im Allgemeinen als unlebenbig und ohne tieferes Geistesleben, wenn auch für glaubensernste Einwirkung empfänglich dar. Worin dieses Geistesleben besteht, wodurch es sich kund thun muß, darüber entscheidet keine Sitzung einer Behörde, keine Moral eines Theologen, keine Manier eines Asceten, allein das Wort Gottes, unsere Richtschnur beim ewigen Gerichte; das thut es aber auch klar und unzweideutig, — z. B. in den Stellen Matth. 5, Röm. 8, 1 Cor. 1, 1 Petr. 1 und 2.

Nach dieser Norm müssen die Gemeinden Ihrer Synode sich heben, oder sie stehen nicht als Licht im Herrn da. Dies aber mit allen seinen ernstlichen Folgen und Folgerungen ist ernst zu erwägen. Ich bringe deshalb in Sie, gegen die Oberflächlichkeit, Stumpfheit, zum Theil grelle Unsitlichkeit, Unlebenbigkeit in den Synodalgemeinden, wie an sich, so durch gemeinsame Entschließungen einzuwirken. Der Herr ist der Geist, wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit, dann aber Freiheit von Sündenmächten, Geistesböde, Halbbunkel, Fleischesinn, Creaturliebe. Daß die Seelen den Herrn gewinnen, also durch Wort und Sacrament mit Ihm „auf dem Wege erster Buße“ in Lebensgemeinschaft treten, drum aus dem Tode zum Leben hindurch bringen, daran liegt Alles. Wie in der größten Synodal-Gemeinde die Pfarrer dieselbe behufs der seelsorgerlichen Hausbesuche

in drei Bezirke getheilt haben, so müssen von Ihnen Allen die Hausbesuche trotz aller Schwierigkeiten neben lebenskräftiger Predigt vor Allem in Angriff genommen werden. Es ist doch ein großer Unterschied, wenn das: Du bist der Mann! nur von der Kanzel aus oder wenn es Auge gegen Auge zugerufen wird. Wie diese Hausbesuche einzurichten sind, dürfte wohl ein geeignetes Thema einer besonderen Synodal-Conferenz seyn; — ich füge dazu bloß einen Gesichtspunkt, der rechtshaffene Seelsorger muß kommen, sehen, gehen, als sey es für beide Theile das letzte Mal. Von diesem Gesichtspunkte aus bitte ich denn auch Einzelne unter Ihnen, im Herrn geliebte Amtsbrüder, sich zu ermannen. Einzelne haben es an einem brennenden Seelsorger-Eifer fehlen lassen, ich sage noch mehr, bei Einzelnen streift dies an eine Besorgniß erregende Schwäche, die ein menschliches Auge vielleicht Siechtum nennen möchte, wenn nicht darüber dem Herzensklinbiger das Urtheil zustünde. Ich spreche dies unbestimmt aus, weil das Wort Gottes auch für solche Eröffnungen Liebe und Demuth forbert; aber weil ich's als nicht zurück. Die Einzelnen mögen richten, was ich sage. Lassen Sie uns bedenken, von Ohnmacht zum Tode ist nur ein Schritt und unser Amt hat eine unendliche Bedeutung. Unsere weiche Zeit mag die Ansprüche an Pfarrer immerhin abschwächen; man muß von Ihnen Viel verlangen, ja in Kraft der evangelischen Amtsgnade ruht die Belebung der Kirche vorzugsweise in ihren Händen.

Was die unter Ihnen gehörten Predigten betrifft, so gebietet Wahrheitsstrenge und Gerechtigkeit mir das Zeugniß: drei Zeugnisse ragten hervor, das eine (einen Irrthum ausgenommen) durch treffliche exegetische Solidität, das andere durch technische Vollendung, das dritte durch seelsorgliche Inbrunst; mehrere Amtsbrüder machten ferner den Eindruck, daß sie bei allseitigem Fleiß, zu einer hervorragenden Tüchtigkeit im Predigen gelangen können. Bei Einigen zeigte sich ein durch liebethätigen Bekenntnißseifer sich offenbarender geistlicher Ernst; Einige sind auf dem Wege dazu. Mehrere aber zeigten einen völlig unlebenbigen Christglauben und einzelne wenige haben nach ihren Zeugnissen in ihrem Herzen mit dem rationalistischen Wesen nicht völlig gebrochen. Eigentliche homiletische Liebes-sorge und Akririe scheint Vielen abzugehen. Ich will durch dieses Urtheil nicht reizen, sondern bessern, drum umhülle ich's nicht. Das in unserer Zeit, selbst unter gläubigen Pfarrern übliche Extemporiren halte ich für eine Befleckung des homiletischen Amtsgewissens. Schon aus seelsorglicher Treue und geistlicher Klugheit, noch mehr aus ehrfurchtvoller Dankbarkeit gegen Gott den heiligen Geist, der grade an homiletische Meditationen allseitige Einwirkungen knüpft, sollte man diese seine Funken durch Concipiren der Predigten auf sicherem Heerde sammeln, nicht aber dem Strome der Vergessenheit Preis geben. Nicht bloß mein Amt, sondern meine Liebe zu Ihnen gibt mir das Recht, von Einzelnen unter Ihnen bei der nächsten officiellen Unterredung auch hierüber Rechenschaft zu fordern. Der unscheinbarste Landmann hat ein Gefühl davon, ob die Würde der Kanzel durch eine solide Entwicklung und Darstellung der Gedanken vertreten wird, oder nicht. Achten Sie darum auch darauf, daß kein Candidat sich untersteht, den heiligen Predigtstuhl durch ungeordnete Herzensergießungen zu entweihen. Ich lege Ihnen darum überhaupt nahe, durch gegenseitige Einwirkung das Predigtwesen in der Synode zu heben. Schriftlicher homiletischer Gedanken-Austausch, der sich auch auf Casual-, namentlich Beichtreden beziehen könnte, wäre sicher sehr



gesegnet, ebenso das in Umlaufsetzen von homiletischen Musterwerken. Ich erinnere an Wölfs, Theremins, Harms, zum Theil an Kappfs Predigten, an Einzelnes von Dräseke und Reinhard, an Petri's Predigten und die Älteren von Luther, Nieger, Spener, Rambach, in vieler Beziehung an neuere Erzeugnisse aus Baden, Württemberg und der Vergischen Schule. Das Studium derselben, mit exegetischen Studien verbunden, würde reiche Früchte tragen. Den Bußton, das Unterscheiden der Seelenstände, die Seelsorge von der Kanzel aus lege ich Ihnen ans Herz. Die Zeugnisse des Wortes dürfen nicht überbracht werden, wie Briefe von einem Boten, sie müssen ins Herz gesät werden, wie die Milch von der Mutter. Es gibt im Predigen eine Kunst, die — wenn man sie in der Schule des heiligen Geistes erlernt und mit lebendiger Erfahrung, wie mit wissenschaftlicher Sorgfalt verbindet — zur Natur wird und weil sie dann Leben ist, wirkt sie auch Leben.

Hierbei bringe ich, theure Amtsbrüder, zur Sprache, daß unsere Gottesdienste mehr Erhebung bekommen müssen, nicht bloß durch den liturgischen Dienst und die Predigt, sondern durch ihre ganze Gestalt.

Die Behörden werden die Reparatur mehrerer Kirchgebäude der Synode einleiten; wirken Sie dann mit, daß denselben der heilige Charakter gegeben werde, sorgen Sie auch für abgesonderte Sacristie-Räume, — der priesterliche Charakter des Geistlichen, auch als Liturgen bleibt doch etwas Wichtiges, und bei dem Heiligen — wie das A. T. lehrt — hat auch das Äußere sein gutes Recht. Der Sonntag muß als Palme in der Woche hervorragen, der Gottesdienst aber unter den Weihstunden des Sonntags. Wie wichtig die Hebung des Kirchengesanges und die Wahl der Lieder, namentlich einzelner Strophen ist, leuchtet von selbst ein. In vielen Fällen, um eine Einzelheit zu nennen, verräth es Mechanismus, wenn ein Lied in mehreren Abschnitten einer Kirchenandacht zum Grunde liegt, während ein passender Schlußvers wie ein Blitz wirkt, in dem sich das ganze unter der Predigt gesammelte Feuer entladet. Die Reinlichkeit der Kirchengebäude werde darum auch sorgsam beachtet. Mehrere Dorfkirchen der Synode leben mir fortwährend im Herzen, deren Gottesdienste mich „an die Vorhöfe des Herrn“ erinnerten; andere aber erinnerten mich an das Schriftwort: „Jerusalem zum Steinhäufen.“

In Bezug auf das Unterrichtsweisen, seine Hemmungen und Förderung, brauche ich wohl das oft erwähnte nicht zu wiederholen. Die Synodal-Lehrer bedürfen — mehrere vorzügliche Männer ausgenommen — besonderer Hebung, Stützung und Begründung. Anderer Seits habe ich den bestimmten Eindruck, daß diese Einwirkung Ihnen durch den demüthigen, willigen Sinn derselben sehr erleichtert wird. Gerade von der Schule aus kann der Stumpfheit der verschlossenen Gemeinden nachhaltig entgegen gewirkt werden; aber wie viele Versäumnisse oder, daß ich das eigentliche Wort nur nenne, wie viele schweren Unterlassungssünden hat in dieser Beziehung die Kirche auf ihr Gewissen geladen. Die rechte Einrichtung der monatlichen Lehrer-Conferenzen ist ein fruchtbares Thema des Synodalconvents. Ich erachte es für nöthig, daß der Behandlung des Catechismus ein ganzes Jahr gewidmet werde. Auch rücksichtlich des Synodallebens will ich nicht meine mündlichen Mahnungen wiederholen, nur die zwei Bemerkungen hinzufügen, erstens daß es statthaft und geeignet wäre,

wenn einzelne Pfarrer Einzelnes besonders zur Behandlung in Vortrag und Veranstaltung übernahmen. Ich weise dabei auf: homiletischen Gedankenaustausch — die Enthaltensamkeitsache — die Sonntagsheiligung — die Arbeiterverhältnisse — das Liturgische (Reformationsfeier) — die Unterrichtspläne und Lehrerconferenzen — die Bibelerklärung — die Vervollständigung der Synodallbibliothek — das Missionswesen — die Sorge für uneheliche Kinder und deren Mütter, — entlassene Verbrecher — die Hebung der Abendmalsfeier und Fortleitung ihrer Segnungen hin. Was Sie aber thun, thun Sie frisch und durchgreifend.

Hochehrwürdige, im Herrn geliebte Amtsbrüder, halten Sie fest, wie Sie mir dieses Vertrauen schuldig sind, daß ich Sie Alle liebe, daß ich das Gute an jedem Einzelnen unter Ihnen würdige, selbst derer, deren amtliche Haltung auf mich einen höchst schmerzlichen Eindruck gemacht hat, daß ich zu fast Allen von Ihnen ein, zum Theil freudiges Vertrauen habe, halten Sie fest, daß ich bei Beurtheilung der Ursachen von Jammerständen in der Synode der Sittlichkeit einzelner Individuen nicht in Lieblosigkeit zu nahe trete und Alles in Anschlag bringe, was entschuldigend kann — um so offener aber schließe ich dieses Wort an Sie: Verdecke Keiner sich die Schanden, ja die Todeswunden des Kirchentreibes — greife Jeder die Heilung frisch an — betrachte Keiner die Amtssünden des Nachbarn gleichgültig — schreite Jeder im Ernste persönlicher Befeuerung fort! Die Synode in allen ihren Gliedern halte an Allen Gericht und zwar ein Gericht der Liebe, wie der Wahrheit. Kein Bann darf bleiben; um unserer Todesfreudigkeit willen, um der Ehre des Herrn willen, der auch an den Dfseestrand den Preis Seines Blutes gewandt, kein Bann darf bleiben. Die Synode von E. muß ein Licht im Herrn werden.

Bedenken Sie alle unsere Pflichten und zwar die schwersten sind zugleich unsere Hülsen und zwar mächtige: Sacramentsverwaltung, Beichtgespräche, Catechisation und Predigt, die preces specialissimae für die Gemeinde. Bedenken Sie, das Wort, das durch unsern Mund geht, wird uns Geistliche richten am jüngsten Tage, also über das *παις* 1 Cor. 4, wie über das *νόμος* 1 Tim. 3. Diesem Worte verfällt die Gebundenheit vieler Pfarrer unserer Zeit, welche die innere Mission für sich wirken und schalten lassen, aber auch das Kartespielen, womit sich „Haushalter über Gottes Geheimnisse“ beflecken.

Kann ich Ihre Amtssorgen und Mühen erleichtern, so sey Ihnen dies hierdurch zugesagt, so weit dies die Kraft eines armen, dazu viel beschäftigten Menschen vermag; anderer Seits bin ich's meiner kirchlichen Obrigkeit, der Provinzialkirche, ja dem Haupte der Gemeinde schuldig, daß ich ohne Ansehen der Person im kommenden Sommer nach Früchten Ihres vielgesegneten Weinbergs frage, wozu ich schließlich auf die beigefügten Punkte hinweise, die ohne besondere Consistorial-Verfügung ins Werk zu setzen Sie sich verpflichtet haben.

Der Herr der getreue Gott sey mit Ihnen Allen, segne Sie in Ihren Gemeinden und Familien, welchen letzteren, wie den Herren Patronen, ich auch hier den Gruß meiner Liebe entsende!

Stettin, den 21. Januar 1856.

Der General-Superintendent.  
Jaspis.

An

die Herren Geistlichen der Synode E.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Sonnabend den 1. März.

N<sup>o</sup> 18.

## Ueber das Buch Hiob.

(Fortsetzung.)

Hiob verliert Alles, was er besitzt, erst seine Habe, dann seine Kinder. Er steht aber unerschütterlich fest in dieser schweren Heimsuchung. Der Herr, spricht er, hats gegeben, der Herr hats genommen, der Name des Herrn sey gelobt! Der Herr habe ihm nichts von dem Seinigen genommen, denn er habe von Haus' aus nichts gehabt und habe kein Recht, etwas zu verlangen. Er habe nur zurückgefordert, was er ihm aus reiner Gnade verliehen. Wie könne er sich darüber beschweren, so schmerzlich es ihm auch falle? Statt zu murren über das, was er verloren, wolle er danken für das, was er empfangen. Eins aber fehlt doch. So weit ist Hiob nicht fortgeschritten, daß er in seinem Leiden die gerechte Strafe seiner Sünden, die für sein Heil nothwendige Züchtigung erkennt. Das ist seine Achillesferse. Und das ist es, was er jetzt lernen soll und zu Ende des Buches nach harten und schweren Kämpfen und traurigen Niederlagen gelernt hat. Das Ende ist, daß er aus einem stattlichen Gerechten in einen armen Sünder verwandelt wird. Da wird auf einmal alles hell, sein Schicksal wird durchsichtig, und er ist viel besser daran, als wer sich mit einem wehmüthigen: „Da werd' ich das im Licht erkennen, was ich auf Erden dunkel sah“, in das Jenseits flüchtet.

Auch bei dem zweiten Anlauf Satans, der gegen Hiobs Gesundheit gerichtet ist, wird sein Schaden noch nicht offenbar. Die Schwachheit seines Weibes, die bis dahin ausgehalten und den Verlust aller ihrer Kinder in williger Ergebung ertragen hat, muß dazu dienen, seine Stärke ins Licht zu stellen. „Hältst du noch fest an deiner Frömmigkeit — spricht sie zu ihm — segne Gott und stirb.“ Der Tod ist dir unvermeidlich und nahe, Gottes Gnade für dich unwiederbringlich verloren. So laß doch wenigstens Gott segnen und sterben in einen Moment zusammenfallen. Klüger hättest du gethan, Gott längst ein Lebewohl zu sagen! Die arme Frau ist wegen dieser Worte von den Auslegern hart mitgenommen worden. Spanheim nennt sie eine zweite Kathanne und behauptet, sie sey Hiob nach seiner Wiederherstellung als ein Pfahl im Fleisch gelassen, J. D. Michaelis, sie sey ihm nur deshalb geliebt, um das Maas seiner Leiden voll zu machen. Es muß wohl beachtet werden, daß die Verzweiflung der Frau aus der herzlichsten und innigsten Liebe zu Hiob hervorgeht. Bei allen früheren Verlusten hat

sie sich durch Hiobs Ergebung in den Schranken halten lassen. Sie würde wahrscheinlich auch dann der Verzweiflung widerstanden haben, wenn der Krankheitschmerz sie selbst getroffen hätte. Hiob aber läßt sich durch die Frau nicht mit herabziehen, sondern er versteht es, sie aufzurichten. „Du redest wie die närrischen Weiber reden“ — spricht er zu ihr. Nicht etwa: Du bist ein thörichtes Weib, sondern du wirst dir selbst ungleich und trittst ein in einen dir fremden Kreis. „Das Gute nehmen wir an von Gott und das Böse sollen wir nicht auch annehmen?“ Es ist derselbe Geber, der beides darbietet. Er verdient wohl, daß wir unbefehens Alles von ihm hinnehmen. Wie bei dem ersten Stadium des Leidens, so wird auch bei diesem zweiten wieder ausdrücklich bemerkt, daß Hiob in allem diesem sich nicht versündigte mit seinen Lippen. Wir erwarten, daß nun bald etwas eintreten wird, wodurch Hiobs Standhaftigkeit gebrochen und er verleitet wird zu sündigen mit seiner Zunge. Es bietet sich aber nicht sogleich dar, was dies seyn könnte, da Hiob scheinbar schon Alles verloren hat, ohne dadurch in seiner Gottergebenheit wankend geworden zu seyn. Doch der Erfolg wird es lehren.

Drei Freunde Hiobs, Eliphaz, Bildad und Zophar, hören von seinem Unglück und kommen ihn zu trösten. Sie finden ihn in dem traurigsten Zustande, setzen sich zu ihm in die Asche und bleiben sieben Tage lang sprachlos neben ihm sitzen. Danach that Hiob seinen Mund auf und verfluchte seinen Tag.

Wie ist es zu erklären, daß mit Hiob plötzlich eine so große Veränderung vorgeht, daß er, der so eben noch ganz Hingebung war, und seiner Frau, dem schwächeren Gefäße, stärkend beispringen konnte, nun auf einmal losbricht: „Es komme um der Tag, da ich geboren bin“ und so weiter fort. Sein Daseyn verwünschen, heißt mit Gott rechten, der es gegeben, heißt über dem Schmerze undankbar den Segen vergessen, der sich zwar oft tief verbirgt, niemals aber ganz schwindet, heißt unglaublich an dem glücklichen Ausgange der Leiden und somit an Gottes Gnade und Gerechtigkeit verzweifeln.

Die Lösung des Räthsels ist die. Wo Luther bloß hat: Und Hiob sprach, da heißt es im Grundtexte: „Und Hiob antwortete und sprach.“ Die Freunde hatten kein Wort gesprochen, aber durch ihre Mienen hatten sie deutlich genug geredet. Hiob las in ihnen, daß sie es auf seine Gerechtigkeit abgesehen hatten, daß sie ihm eine Strafpredigt halten wollten, daß sie nur die Gelegenheit abwarteten, um die Advocatur für Gott



anzutreten. Er las von vornherein in ihrer Seele Alles, was sie nachher aussprechen. Daß ihr Stillschweigen nicht etwa aus der Tiefe ihres Mitgefühlles abzuleiten ist, erhellt schon aus den Worten, womit es motivirt wird: „denn sie sahen, daß der Schmerz sehr groß war“, nicht etwa: denn ihr Schmerz war sehr groß. Sie konnten Hiob nicht gradezu trösten. Sie mußten ihn nach ihrer Ansicht vor Allem zu dem Bewußtseyn seiner schweren Schuld führen. Für solche Strafrede warteten sie eine günstige Stimmung ab. Sie schwiegen daher, bis Hiob, eben durch ihr langes Schweigen aufs Aeußerste gereizt, die Rede begann und sie zwang, mit ihrer Ansicht herauszutreten.

Hiob war jetzt an seiner schwachen Seite angegriffen. Allem anderen Leiden war er gewachsen gewesen, aber daß es nun gar als Zeuge seiner Schuld dienen, daß ihm sein letztes krampfhast festgehaltenes Gut, seine Gerechtigkeit noch geraubt werden soll, von der er selbst spricht: „Meine Gerechtigkeit halte ich fest und lasse sie nicht, mein Herz schmächt keinen meiner Tage“ war ihm zu viel. Weil Gott, der die Leiden gesendet, auf deren Zeugniß hin er angeklagt wurde, auch zu diesem letzten und schwersten Verluste die Veranlassung gegeben, so wendet sich sein Unmuth gradezu gegen ihn. Die Freunde betrachteten er nur als Ausleger des von Gott verfaßten Textes.

Die Anklage, welche Hiob gegen Gott erhebt, bildet den Ausgangspunkt eines mit steigender Leidenschaft geführten Streites zwischen ihm und den Freunden. Dieser Streit ist in drei Kreise abgetheilt. Die beiden ersten Kreise zerfallen jeder wieder in drei Unterabtheilungen, die Reden jedes der drei Freunde gegen Hiob und Hiobs Antworten auf die Rede jedes Einzelnen. Der letzte Kreis besteht nur aus zwei Unterabtheilungen, indem der dritte Freund Zophar nichts mehr zu sagen weiß. Durch sein Stillschweigen bezeichnet der Verf. die Niederlage der Freunde überhaupt, welche eine gemeinschaftliche Sache vertreten.

Die Ansicht der Freunde ist die: Sünde und Leid werden von Gott gleichsam lothweise gegeneinander abgemessen. Jeder ist grade so weit besser als der andere, als er glücklicher ist. Wer so unglücklich ist wie Hiob, der muß nothwendig nicht bloß ein Sünder, sondern ein Verbrecher seyn. Daran zweifeln heißt Gottes Ehre zu nahe treten. Weiß man bei einem schwer Leidenden, wie Hiob, nicht historisch von einer schweren Schuld, so muß man sie doch, damit Gottes Ehre nicht gefährdet wird, annehmen. Auch der blendendste Schein darf in dieser Beziehung nicht täuschen. Er beweist nur, daß der vermeintliche Gerechte ein recht gewandter Heuchler ist.

Diese Ansicht ist die einer oberflächlichen Frömmigkeit (offenbare Gottlosigkeit schließt Gott ganz von den irdischen Dingen aus und leitet das Leiden aus dem Zufall ab; auf dem Gebiete der Gottesfurcht wird der ganze Streit in dem Buche Hiob geführt). Eben weil die Ansicht der oberflächlichen Frömmigkeit angehört, ist sie die populäre. In der Rede Elihu wird sie (32, 9) ausdrücklich als die der „Vielen“ bezeichnet: „Nicht die Vielen sind weise“, sagt Elihu dagegen; auf religiösem Gebiete gilt nicht: Volkess Stimme Gottes Stimme, da ist

vielmehr gewöhnlich das Populäre das Flache, das Seichte. Auf das Volksmäßige der Ansicht weist der Verf. schon dadurch hin, daß er ihr nicht weniger als drei Repräsentanten gibt. Der Grundfehler bei den Freunden ist eine roh äußerliche Auffassung der Sünde. Nach ihr schließen sie aus dem Leiden Hiobs auf ein handgreifliches Vergehen. Sie kennen nur einzelne Sünden, das Wesen der Sünde ist ihnen verborgen. Deshalb können sie in den Leiden nur dann Vernunft finden, wenn sie einzelnen Böthaten Stück für Stück zugezählt werden. Sie haben nur ein Auge für solche Gebote wie das: du sollst nicht stehlen, du sollst nicht ehebrechen, die sie nicht in ihrer Wurzel auffassen, wie nach dem Vorgange der Propheten, ja Mose's selbst der Herr in der Bergpredigt das gelehrt hat, sondern nach ihrer äußeren Erscheinung. Dagegen von dem: Du sollst lieben Gott deinen Herrn von ganzem Herzen, von ganzer Seele und allen Kräften, lenken sie den Blick ab oder überlassen sich in Bezug darauf den seltsamsten Täuschungen. Deshalb sind sie mit ihrer eignen Gesetzeserfüllung vollkommen zufrieden und finden es ganz in der Ordnung, daß es ihnen wohlgeht. Wenn aber ihren Nächsten schweres Leid trifft, so sehen sie von oben auf ihn herab und suchen so lange an ihm herum, bis sie die Wirklichkeit oder wenigstens die Möglichkeit einer schweren Schuld entdecken. Das Leiden ihres Nächsten hat für sie etwas Wohlthundes. Es ist ein Siegel auf ihre eigne Vortrefflichkeit. Hätten Hiobs Freunde die menschliche Natur, sich selbst recht erkannt, so würden sie beim Anblicke der Leiden Hiobs ausgerufen haben: „geschieht das am grünen Holze, was soll am dürren werden?“ Und: „Gott sey mir Sünder gnädig.“ Charakteristisch ist noch für die Freunde der Mangel an barmherziger Liebe. Mit schonungsloser Konsequenz wenden sie auf ihren armen, in der Asche sitzenden, von der Hand Gottes getroffenen Freund ihre theologischen Vorurtheile an. Sie nehmen gar keinen Anstoß dazu, sich in ihn zu versenken, sie reden immer nur auf ihn hinein. Barmherzigkeit üben kann nur, wer Barmherzigkeit empfangen hat, und dazu gehört, daß man seine Sünden erkennt. Aller Pelagianismus, oder wenn man einen biblischen Namen will, aller Pharisäismus, ist im tiefsten Grunde, wo es nicht auf Redensarten, Almosen und andere Aeußerlichkeiten ankommt, unbarmherzig. Hätten die Freunde wahre barmherzige Liebe gehabt, so würden sie eben an dem vorliegenden Fall ihre Ansicht berichtigt haben. Daß der Verf. uns eine so anschauliche Kenntniß dieses weit verbreiteten Standpunktes gewährt, beruht wahrscheinlich darauf, daß er früher selbst ihn eingenommen und es trefflich verstanden hat, arme Leidende zu richten. Die drei Freunde, Hiob, Elihu bezeichnen ja verschiedene Stadien in den Wegen des Herrn und wir dürfen nicht zweifeln, daß der Verf. selbst sie durchgemacht, daß er erst hochmüthig neben anderen Leidenden gestanden, dann selbst im Leiden mit der Verzweiflung gerungen hat, weil er seine Selbstgerechtigkeit nicht aufgeben wollte, bis er endlich mit Elihu zur vollen Klarheit durchdrang.



Bei alle dem ist aber nicht zu verkennen, daß in den Reden der Freunde ein bedeutendes Element der Wahrheit ist, und daß sie gewöhnlich nur in der Anwendung des allgemeinen Gedankens auf den vorliegenden Fall irren, welche der Verf. sie in der Regel stillschweigend machen läßt, so daß ihre Reden dem Wortlaute nach meist nur Wahrheit enthalten. Diese hohe Wahrheit ist die Erkenntniß von dem innigen Zusammenhange von Sünde und Leid, dessen Ahnung sich durch das ganze Alterthum hindurchzieht und unauflöslich dem Menschenherzen eingeprägt ist. Die Lösung des Problemes hat die Aufgabe, das Moment der Wahrheit, was sich bei den Freunden findet, mit dem Momente zu versöhnen, was auf Hiobs Seite ist, dem Festhalten seiner Gerechtigkeit gegen die Freunde, welche ihm grobe Vergehungen aufbürdeten, und zugleich die beiderseitigen Abirrungen auf eine gemeinsame Quelle zurückzuführen, der sie offenbar angehören, den Mangel an tieferer Erkenntniß der Sünde. Daß der Verf. Wahrheiten in den Reden der Freunde erkannte, erhellt schon aus dem großen Spielraume, den er ihnen gestattet, und aus der günstigen Beleuchtung, die er ihnen im Ganzen verleiht, so sehr, daß man in der Kirche aller Zeiten auch aus diesen Reden Aussprüche als reine Darstellungen der göttlichen Wahrheit angeführt hat, wie dies schon der Apostel in 1 Cor. 3, 19 in Bezug auf einen Ausspruch des Eliphas C. 5, 13 thut.

In den Reden Hiobs gegen die Freunde muß man unterscheiden, was aus seiner Grundansicht fließt und was dem Gebiete angehört, von dem er selbst sagt: „In den Wind sind die Worte des Verzweifelten.“ Und: „Mein Leid ist schwerer denn Sand am Meere, darum sind meine Worte unverständlich“, C. 6, 3. In der Hitze des Affectes schreitet Hiob mehrfach so weit fort, daß er Gott als den grimmigen Feind und Verfolger aller Gerechten auf Erden, den Freund und Patron aller Bösen, als die allmächtige Willkühr und Ungerechtigkeit darstellt und demgemäß die unbedingteste Verzweiflung an einer günstigen Wendung seiner Sache und die Ueberzeugung ausspricht, daß Gott nicht ruhen werde, bis er ihn völlig zu Grunde gerichtet. Es ist ein heiliger Kunstgriff des heiligen Geistes, von dem die Schrift ihren Ursprung hat, daß er alle, auch die aus der ärgsten Schwachheit des Fleisches hervorgegangenen Gedanken der Frommen zu Worte kommen läßt, und zwar in der vollsten Schärfe, und dann zeigt, wie sie überwunden werden. Selbst ein Byron hat unser Buch nicht überbieten können, er ist noch hinter ihm zurückgeblieben. Dann wieder erkennt Hiob ruhiger geworden an, daß sich gewöhnlich Gottes Gerechtigkeit in der Weltregierung zu erkennen gebe, stellt sein Leiden nur als eine unbegreifliche Ausnahme dar, erhebt sich auch hier und da zu freudiger Hoffnung, am herrlichsten in dem Bekenntniß: ich weiß, daß mein Erlöser lebt, in C. 19, wo die Sonne des Glaubens plötzlich in völliger Klarheit durch die Wolken des Schmerzes und der Empörung hindurchbringt, freilich aber gar bald wieder von ihnen verhüllt wird.

Hiob bringt die Freunde zuletzt zum Schweigen. Ihre

Sache scheitert daran, daß sie völlig unfähig sind, den Beweis zu führen für die Verbrechen, die sie Hiob Schuld geben müssen, daß sie in dieser Beziehung nicht bloß gegen den Augenschein, sondern auch, wie ihnen endlich zum Bewußtseyn kommt, gegen ihr eignes Gewissen streiten. Auf der bezeichneten Beschaffenheit der Reden Hiobs, dem Zueinander von Leidenschaft und Ueberzeugung, beruht es aber, daß Hiob nicht sogleich, da die Freunde vom Kampfplatze abtreten, auch denselben verlassen darf. Er gibt erst noch in einer Schlußrede in C. 27—31 eine vollständige, ruhige und affectlose Darlegung seiner Ansichten. Da gewinnen wir den Maassstab für alle seine früheren Reden. Hiob erklärt hier, daß er in der Behauptung seiner Unschuld beharre, daß er aber nichtsdestoweniger erkenne, wie gewöhnlich der Schuld die Strafe folge, und Alles zurücknehme, wodurch er früher diesen Satz zu bestreiten geschienen hatte. Thäte er dies nicht, erklärte er dem ewig wahren Satze: die Sünde ist der Leute Verderben, dessen lebendige Durchführung den Reden der Freunde einen so hohen Werth verleiht, überhaupt den Krieg, wie er das früher allerdings mehrfach in der Hitze der Leidenschaft gethan hatte: so würde er den Freunden nachstehen, und das Endurtheil Gottes, wodurch das Gegentheil erklärt wird, würde als unbegründet dastehen. Eigenthümlich ist die Begründung, die Hiob diesem Satze in dem 28. Cap. gibt, das so oft mißverstanden und im Interesse der Unbegreiflichkeit der Fährungen Gottes ausgebeutet ist, welche der Rationalismus mit dem Scheine der Frömmigkeit umgab. Hiob führt dort in einer glänzenden Schilderung aus, daß die Weisheit nicht zu den von dem Menschen auf eigne Hand erreichbaren Gütern, sondern zu den herrlichen göttlichen Privilegien gehört. Daraus zieht er den Schluß, daß nur auf sittlich-religiösem Wege zu ihr gelangt werden kann, dadurch, daß man sich mit Gott in Verbindung setzt und seines Geistes theilhaftig wird. Ist dies, so ist der Gottlose von ihr ausgeschlossen. Eben damit aber ist er rettungslosem Verderben preisgegeben. Denn wer der Weisheit entbehrt, rennt blindlings in dasselbe hinein. Das Meer der Welt bietet so viele Klippen dar, daß man nothwendig bald zer scheitern muß, wenn die Weisheit nicht am Steuerruder des Schiffleins des Lebens sitzt.

So sehr aber Hiob auch einlenkt, das Problem bleibt noch immer bestehen, das Räthsel seines Leidens noch immer ungelöst, eine weitere Entwicklung noch unbedingt nothwendig. Hiob selbst stellt uns dies klar vor Augen, indem er in dem zweiten Theile seiner Schlußrede in Cap. 29—31 ausführlich seine Rechtschaffenheit und seinen schuldlosen Wandel schildert und damit sein schweres Leiden in schroffen Contrast stellt. Wer oberflächlich die Sache ansieht, erblickt keine Möglichkeit einer befriedigenden Lösung des Räthfels und kann gar leicht auf den Gedanken kommen, man müsse sich auf die Unbegreiflichkeit der Wege Gottes zurückziehen, was der halbe Weg zum Atheismus ist. Dringt man aber tiefer ein, so bietet sich ein Ausweg dar. Bei aller scheinbaren Vollständigkeit in Aufzählung der von ihm



gemiedenen Sünden, bei aller Erhabenheit des sittlichen Standpunktes, nach der Hiob 3. B. das Vertrauen, das auf das Gold gesetzt wird, nicht minder als fluchwürdiges Vergehen betrachtet, wie den gewöhnlich so genannten Götzendienst, nach der er es als schwere Sünde betrachtet, sich zu freuen, daß man groß Gut hat, ebenso auch, wenns dem Feinde übel geht, trotz der unverkennbaren innerlichen Betrachtungsweise der Sünde, nach der ihm nicht bloß die sündige That als verdamulich und fluchwürdig erscheint, sondern auch der erste verborgene Keim derselben, die sündige Lust (C. 31, 1), übergeht Hiob doch eine Hauptclasse von Sünden mit Stillschweigen, offenbar weil ihm über sie die Augen noch nicht aufgegangen sind, wie es denn Gottes Weise ist, uns die Aussicht in die Tiefen unseres Verderbens erst nach und nach zu eröffnen: würden sie uns gleich offenbar, so würden wir gar leicht verzweifeln. Es sind dies die Sünden des Hochmuthes, der Selbstgerechtigkeit, des Tugendstolzes. Wir erwarten, daß die bevorstehende Entscheidung des Streites bei diesem Punkte einsetzen wird. Auf diese Entscheidung muß die neue vollständige Darstellung der Schwierigkeit, wie sie in dieser Schlußrede Hiobs gegeben wird, aufs Höchste gespannt machen. Diese unterscheidet sich auch durch ihre ruhige Haltung wesentlich von den früheren. Die stürmische Leidenschaft schweigt hier, nachdem die Freunde, die sie aufregten, zum Schweigen gebracht sind. Die Stelle des Trostes, des aufgeregten Murrens gegen Gott, des Pöchens auf sein Recht, des Herausforderns hat stille Wehmuth eingenommen. Ueberall zeigt sich, daß Hiob jetzt in der Stimmung ist, die Lösung, welche er selbst nun einmal nicht zu finden vermag, wie denn der arme Mensch überall sich nichts nehmen kann, es werde ihm denn gegeben vom Himmel, wenn sie ihm dargeboten wird, freudig aufzunehmen; überall dringt sich die Ahnung auf, daß wir jetzt an der Schwelle der Lösung stehen müssen. Wir empfinden das sanfte Wehen der vorbereitenden Gnade, die der durch Elihu zu ertheilenden Belehrung den Boden bereitet.

Zum Schlusse von C. 31 heißt es: „Die Worte Hiobs haben ein Ende.“ Dadurch wird angedeutet, daß nun ein ganz neuer Abschnitt beginnt. Die Worte gränzen das Gebiet Hiobs, der gegen die Freunde sich gar breit machen konnte und sie zuletzt zum völligen Verstummen brachte, so daß er nur noch allein auf dem Kampfplatze vorhanden war, ab gegen das Gebiet Elihus, des Dieners Gottes, und Gottes selbst, die ihm unbedingt überlegen sind. Für Hiob hört jetzt das Reden auf und das Gebiet des Schweigens beginnt. Er redet fortan nichts weiter, als daß er feierlich erklärt, schweigen und die Hand auf den Mund legen zu wollen. Die drei Worte (so viel sind es im Grundtexte) haben einen reichen Sinn. Alle Worte, die wider Gott geredet werden, nehmen nach kurzer Frist ein Ende, entweder in Gnaden, wie hier bei Hiob, der zuletzt um Vergebung bittet für die Thorheit seiner Reden oder im Zorn, so daß der Mund, welcher Großes redet, mit Gewalt geschlossen wird.

Elihu tritt nun aus dem Kreise der Zuhörer heraus, in dem er sich bis dahin still verhalten hat. Weshalb der Verf. ihn als Jüngling zeichnet, sehen wir aus den Worten, die er ihm in den Mund legt: „Ich dachte, laß die Jahre reden, und die Menge des Alters laß Weisheit beweisen. Aber der Geist ist's im Menschen (auf ihn kommt's an!), und der Odem des Allmächtigen macht sie verständig. Nicht die Vielen sind Weise und die Alten verstehen nicht das Recht.“ Majoritäten sind in der Kirche ohne Bedeutung und auch das Alter hat auf dem geistlichen Gebiete durchaus nicht die Bedeutung, die ihm in Dingen des gewöhnlichen Lebens gebührt. Ein unerfahrener Jüngling mit dem Geiste Gottes ist klüger wie helle Häufen und greise Häupter, dazu noch Coryphäen der Weisheit ohne denselben. Ein Jüngling paßt zudem auch am besten als Träger einer Wahrheit, die hier in jugendlicher Frische in die Mitte der Gemeinde Gottes tritt.

Das Auftreten Elihus wird also eingeleitet: „Und es hörten die drei Männer auf, Hiob zu antworten, denn er war gerecht in seinen Augen. Da entbrannte der Zorn Elihus, gegen Hiob entbrannte sein Zorn, weil er seine Seele für gerechter erklärte, denn Gott. Und gegen seine drei Freunde entbrannte sein Zorn, weil sie keine Antwort fanden und darum Hiob verdammt.“ Damit ist die Situation scharf bezeichnet. Als der Fehler bei Hiob erscheint, daß er gerecht war in seinen Augen. Das führt, wenn man von schweren Leiden heimgesucht wird, immer nothwendig zu dem traurigen Resultate, daß man sich für gerechter erklärt als Gott, was wenn irgend etwas das Unerste zu oben lehren heißt. Die Selbstgerechtigkeit meint alle ihre Obliegenheiten gegen Gott erfüllt zu haben. Und da sie in den Leiden, welche Gott auf Grund der Sündhaftigkeit verhängt, und die nur aus derselben gerechtfertigt werden können, nur ungerechte Willkür erblicken kann, so läßt sie Gott in dem Verhältniß zu dem Menschen als ungerecht erscheinen und kehrt also das natürliche Verhältniß des Schöpfers zu seiner Creatur völlig um. Damit ist der Zugang zu dem Quell alles Trostes abgeschnitten und der Rückkehr des Heiles der Weg versperrt. Das ist eine sehr gefährliche Seite des Pelagianismus. Die meisten leben in dieser Beziehung nur von der Barmherzigkeit. Wenn Gott ihrer nicht schonte und sie ebenso heimsuchte wie Hiob, so würden sie in den Zustand einer förmlichen Empörung gegen Gott gerathen und sich für seine „persönlichen Feinde“ erklären, oder gar, was die allertiefste Stufe ist, die Stufe der eigentlichen Entmenschung, sein Dasein läugnen. Die Freunde konnten die Krankheit nicht heilen, weil sie selbst eine zu oberflächliche Kenntniß der menschlichen Sündhaftigkeit besaßen. Weil sie der Anmaßung Hiobs nicht auf die rechte Weise zu begegnen wußten, so warfen sie ihm einzelne schwere Frevel vor. Hiob von dem Verwerflichen seiner Selbstgerechtigkeit zu überführen, an der sich die Kraft der Freunde gebrochen hatte, das stellt sich hiernach als die Aufgabe dar, welche Elihu zu lösen hatte. (Schluß folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Mittwoch den 5. März.

N<sup>o</sup> 19.

## Ueber das Buch Hiob.

(Schluß.)

Elihu nun stimmt mit den Freunden darin überein, daß er in allem Leiden Strafe erblickt, aber er weicht darin von ihnen ab, daß er dem Leiden noch eine andere Seite abgewinnt. Es gibt ein Leiden, das nicht blos in der göttlichen Gerechtigkeit seinen Ursprung hat, das zugleich aus dem Princip der Liebe fließt, und das daher auch über den Gerechten verhängt werden kann, ja das über ihn verhängt werden muß, damit er die auch ihm noch anklebende Sündhaftigkeit erkenne und von ihr gereinigt und zu höherer Heilsfähigkeit geführt werde. Dem Begriffe der bloßen Strafe stellt also Elihu den der Züchtigung entgegen, in den sich die neuere Zeit gar wenig finden kann. Sie weiß gewöhnlich nur von der Prüfung zu reden, meist ohne dabei sich etwas recht bestimmtes zu denken.

Da hier das schlagende Herz des Buches ist, so müssen wir die Hauptstellen wörtlich ausheben.

„Denn einmal redet Gott — sagt Elihu\*) — und zweimal, wenn man nicht achtet darauf. Im Traume des nächtlichen Gesichtes, wenn tiefer Schlaf auf die Menschen fällt, im Schlummer auf dem Lager. Da öffnet er das Ohr der Menschen und versiegelt ihre Mahnung. Daß er den Menschen von seinem Thun entferne und den Hochmuth vor dem Manne verdecke. Er bewahret seine Seele vor der Grube und sein Leben, daß es nicht ins Geschloß gerathe.“

Auch wer steht, muß zusehen, daß er nicht falle. Namentlich an dem Hochmuth hat auch der Gerechte noch immer einen gefährlichen Feind. Gottes barmherzige Liebe läßt daher von Zeit zu Zeit nachdrückliche innerliche Mahnungen an den Menschen ergehen, wie durch bedeutsame Träume, die hier durchaus nur beispieisweise genannt werden.

Doch dabei bleibt die Sache nicht stehen. Die innerlichen Mahnungen sind nur das Vorspiel der Heimsuchungen und sollen für sie den Boden bereiten. Wer aufrichtig in den Wegen des Herrn wandelt, wird es erfahren haben, daß schweres Kreuz selten den Unvorbereiteten trifft, daß es gewöhnlich in eine Zeit fällt, wo das Herz sich besonders nach oben gezogen fühlt, daß es aber auch selten ausbleibt, wenn ein solcher kräftiger Zug der Gnade sich verspüren ließ. Elihu sagt weiter\*\*):

„Und er wird gezüchtigt durch Schmerz auf seinem Lager und der Streit in seinen Gebeinen ist beständig. Und es eßelt ihn vor aller Speise und seine Seele verschmäheth köstliches Gericht.“ Und so weiter die Beschreibung schwerer Krankheit, die hier als einzelnes Beispiel herausgegriffen wird aus der ganzen Zahl schmerzlicher Heimsuchungen, ebenso wie der Traum die innerlichen Mahnungen repräsentirt.

Daß es aber nicht auf den Untergang des Gerechten abgesehen ist, daß in der Verhängung des Leidens mit der Gerechtigkeit die Liebe Hand in Hand geht, das zeigt, wenn der Leidende nicht durch eigne Schuld dem Heile den Weg versperret, der Ausgang, der den Gerechten von dem Sünder scheidet. Elihu fährt fort\*): „Wenn dann sein sich annimmt ein Mittlerengel, einer aus Tausenden, daß er anzeige dem Menschen seine Pflicht. So begnadigt Er ihn und spricht: erlöse ihn! daß er nicht fahre zur Grube, erhielt ich Lösegeld. (Die Buße!) Er fleht zu Gott und dieser zeigt sich gnädig ihm und er schaut sein Angesicht in Jubel und Gott gibt dem Menschen seine Gerechtigkeit zurück.“ Der Mittlerengel repräsentirt alle Einflüsse von oben, wodurch das Herz des Leidenden zu aufrichtiger Buße erweckt wird. Die dienstbaren Geister, welche ausgesandt werden zum Dienste um derer willen, die ererben sollen die Seligkeit (Hebr. 1, 14), umstehen unsichtbar das Schmerzenslager des Leidenden und flüstern ihm ins Ohr. Wäre dies nicht, so würden die irdischen Voten Gottes, wie Elihu, in den Wind reden. Diese aber dürfen nicht fehlen, wie eben das Beispiel Elihus uns dies zur Anschauung bringt.

Die zweite Hauptstelle\*\*) lautet: „Und wenn sie gefesselt werden in Ketten, gefangen in den Stricken des Elendes. So zeigt er ihnen an ihr Thun, und ihre Vergehungen, daß sie stolz geworden. (Das war wieder ein Notabene für Hiob.) Und öffnet ihr Ohr für die Mahnung, und spricht, daß sie sich befehren von Bosheit. Wenn sie dann hören und dienen (sich Gottes Willen unterwerfend Buße thun), so verbringen sie ihre Tage in Gutem und ihre Jahre in Wonne. Und wenn sie nicht hören, so gerathen sie ins Geschloß, und sterben durch ihre Thorheit. — Er errettet den Elenden durch sein Elend und entblößet durch die Bedrängniß ihr Ohr.“ In diesen letzten Worten haben wir die Quintessenz dieser ganzen Ausführung Elihus. Die Freunde stellten auch, im Falle der Bekehrung,

\*) C. 33, B. 14—18. \*\*) B. 19—22.

\*) B. 23—25. \*\*) C. 36, 8—15.



Hioh eine Rückkehr des Heiles in Aussicht. Aber das Leiden selbst war ihnen nur Strafe und in ihm einen Ausfluß der Liebe Gottes, in ihm verhillte Gnade zu erkennen, waren sie weit entfernt.

Während diese Ausführung den Inhalt der ersten unter den vier Reden Elihus bildet, zeigt er in der zweiten, wie die Stellung, welche Hioh zu Gott einnimmt, indem er behauptet, von ihm ungerecht behandelt zu sehn, im Widerspruch steht mit dem Wesen Gottes, soweit dasselbe auch von Hioh anerkannt wird. Hiobs bornirter Angriff gegen die göttliche Gerechtigkeit scheitert an der Herrlichkeit des göttlichen Wesens, wie sie durch die Schöpfung bezeugt wird. Tritt uns überall in dieser die Allmacht und Weisheit Gottes entgegen, so wird indirect dadurch auch seine Gerechtigkeit bezeugt. Denn die einzelnen Eigenschaften Gottes sind alle nur Radien, die von demselben Centrum ausgehen. Wo die eine ist, da müssen nothwendig auch die anderen sehn. Wie könnte das Wesen, das sich überall als das allervollkommenste zeigt, in diesem einzelnen Punkte sich solche Blößen geben. Jedes Zeugniß von Gottes Schöpfergröße in der Natur also erhebt sich gegen den frechen Ankläger von Gottes Gerechtigkeit. Wer Gottes Gerechtigkeit anklagen will, der muß es erst versuchen, sich mit seiner Allmacht zu messen. Zeigt diese Argumentation, wie Gott nothwendig gerecht sehn muß, so wird man um so geneigter sehn, einzugehen auf die in der ersten Rede Elihus enthaltene Nachweisung, wie er gerecht sehn und doch der Gerechten leiden kann. Es muß auf den ersten Anblick befremden, wenn der leidende Gerechte hingewiesen wird auf die wunderbare Bildung der Wolken, des Blitzes und Donners, des Schnees, nachher in der Rede Gottes auf das Streitroß, den Habicht, den Raben, den Behemoth oder das Nilpferd, den Leviathan oder das Crocodil. Und doch zeigt sich bei tieferer Betrachtung, daß die Hinweisung volle Beweiskraft hat. Ein allmächtiger, allwissender, allweiser und nicht zugleich gerechter Gott ist in der That ein undenkbarer Gedanke. Daher auch diejenigen, welche an der Gerechtigkeit Gottes irre werden, immer auf dem Wege sind, zugleich an seinem Daseyn zu zweifeln, der Pelagianismus nicht nur zur Vernichtung der reinen Gottesidee führt, sondern auch zum vollendeten Atheismus. Es ist hiernach ein großer Segen, wenn man wie Hioh überhaupt fest in Gott gewurzelt ist. Wird man an der einen Seite des göttlichen Wesens irre, so kann man sich dann dadurch aufrichten, daß man sich um so fester an die andere anklammert. Nach und nach wird dann auch die dunkle Partie wieder licht.

Die dritte Rede Elihus (C. 35) greift Hioh wieder von einer neuen Seite an. Hioh war also aufgetreten, als wäre er ein Inhaber von Ansprüchen und Verdiensten. Er hatte gegen Gott die Stellung eines ungedulbigen Gläubigers eingenommen. Wie verkehrt! So wenig der Mensch Gott durch seine Sünde schaden kann, so wenig kann er ihm durch seine Tugend nützen. Wenn Gott also die Gerechtigkeit des Menschen belohnt, so thut er es nur aus Gnade; wenn er es nicht

thut, so kann sich Niemand über erlittenes Unrecht beklagen. Das allgenugsame Wesen bedarf des Menschen nicht und es ist thöricht, hier zu fordern, zu pochen, zu marren. Wenn Leiden uns treffen, so kann es nur gelten, wehmüthig zu klagen, demüthig zu bitten, geduldig zu harren, gläubig zu hoffen. Wer das nicht mag, der hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn Gott das Eitle, die in das Gebet übergehenden leeren Präntensionen, nicht hört und der Allmächtige es nicht ansieht.

Die vierte und letzte Rede Elihus zerfällt in zwei Abschnitte. In dem ersten (bis zu C. 36, 21) führt Elihu weiter aus, was er schon in der ersten Rede zur Rechtfertigung der göttlichen Gerechtigkeit in der Verhängung der Leiden gesagt hatte, indem er zeigt, wie Gott die Leiden zur Züchtigung und Läuterung über den Gerechten verhängt und ihn durch dieselben zu größerer Herrlichkeit führt, wenn er sie ihrem Zwecke gemäß benützt. In dem zweiten Abschnitt knüpft er an den Inhalt der zweiten Rede an. Groß ist Gott in der Natur: darum muß er auch gerecht sehn. Siehe Gott ist groß von Kraft und darum auch groß von Recht und Gütlichkeit der Gerechtigkeit, er mißhandelt nicht. Darum müssen ihn fürchten die Leute; er siehet nicht auf die, welche sich weise dünken, nicht auf die, welche in ihrer Selbstgerechtigkeit ihn meistern wollen.

Elihu hatte scheinbar den Streit beendet. Denn die Freunde waren schon früher vom Schauplatz abgetreten, und Hioh, der ihr Sieger gewesen, erklärt sich jetzt durch sein Schweigen für besiegt. Denn sein Schweigen hatte er früher selbst wiederholt als das Merkmal seiner Niederlage bezeichnet, C. 6, 24, 25. 19, 4 ff. Und ebenso hatte Elihu das Schweigen Hiobs zum Zeichen gesetzt, daß er sich gefangen gebe, C. 33, 31—33: „Hast du nichts zu sagen, so höre mir zu und schweige, ich will dich Weisheit lehren.“ Allein was noch fehlte, war die göttliche Sanction. Diese allein konnte die Gewißheit gewährleisten, daß Elihu wirklich als Redner Gottes aufgetreten. Es kam aber auch nicht auf die bloße Lehre an. Hioh mußte zu einem neuen Leben wiedergeboren werden, und das konnte nicht durch die bloße menschliche Bemühung geschehen. Dazu mußte Gott sich ihm unmittelbar kund geben. Eine wahrhaftige und gründliche Heilung des Irrthums in religiösen Dingen, eine wahrhaftige Erhebung zu einer neuen Stufe des inneren Lebens kann überall nur durch das Gottschauen geschehen. Hioh selbst erklärt dies in C. 42, 5: „Durch das Gerücht des Ohres vernahm ich von dir — spricht er zu Gott — jetzt aber sah dich mein Auge.“ Dadurch wird der frühere religiöse Standpunkt Hiobs, bei aller seiner Frömmigkeit, doch als ein niederer, durch die Tradition der Väter und durch die Kirche vermittelter bezeichnet, der nun, da er, durch das Leiden und die Bußpredigt Elihus vorbereitet, einer Erscheinung Gottes gewürdigt worden, einem vorwiegend unmittelbaren Verhältnisse zu Gott Platz macht. Aller Religionszweifel geht aus einem solchen bloßen Vernehmen mit dem Ohre hervor. Hat man erst mit dem Auge gesehen, so schämt man sich der früheren unbegreiflichen Thorheit. Das ist das größte Unglück unserer Zeit, daß so wenige



mit dem Auge gesehen haben. Deshalb sind auch unter den Wohlmeinenden so wenige, die feste und sichere Tritte thun. Deshalb sind auch hinter der Rechtgläubigkeit oft tiefe Abgründe des Zweifels verborgen. In einer Zeit des Abfalls, wie die unsrige, einer Zeit, wo der Satanas wieder losgelassen ist aus seinem Gefängnisse und die Heiden verführet an den vier Ecken der Erde, ist das bloße Hören mit dem Ohre, das bloße Anlehnen an die Kirche noch viel unzulänglicher, wie es in den Zeiten der Herrschaft des christlichen Glaubens war, in denen die Versuchung weit geringer. Jetzt sollte wahrlich Jeder, dem seine Seele lieb ist, mit Moses flehen: „Herr laß mich deine Herrlichkeit sehen“ und nicht ruhen, bis dies Flehen Erhörung gefunden. Das Hören mit dem Ohre ist freilich das erste. Hätte Hiob hochmüthig sein Ohr gegen die Auctorität der Kirche verschlossen, so würde sein Auge nicht gesehen haben. — Der persönlichen Kundgebung Gottes muß aber überall gründliche Belehrung vorhergehen. Der nicht wahrhaft überwundene Irrthum steckt ihr einen Kiegel vor. Es ist die Weise Gottes, diese Belehrung durch Menschen an die Menschen ergehen zu lassen. Er hat dazu die heilige Schrift eingegeben und das Lehramt in der Kirche gestiftet. Hier versteht Elihu diesen Dienst. Nach dem Bemerkten ist die Hauptsache, daß Gott erscheint, nicht was er spricht. Doch kann Gott nicht stumm auftreten. Eine Rede muß seiner Erscheinung als Commentar zur Seite gehen. Da Elihu als Redner Gottes aufgetreten war, so kann natürlich die Rede Gottes nicht mit der seinigen in Widerspruch stehen, auch nichts materiell Neues enthalten. Auch wird man von vornherein erwarten, daß der Inhalt der Rede Gottes weniger umfassend ist, als der der Rede Elihus. Elihu hatte in dem einen Theile seiner Reden eine Theorie über den Zweck der Leiden aufgestellt. In diese einzugehen würde für die Majestät Gottes kaum passen. Für diese gehört nur die Ausführung der Grundgedanken des anderen Haupttheiles, die Nachweisung, wie Hiobs ganzes Betragen auf einer Verkennung der durch die ganze Schöpfung bezeugten Herrlichkeit Gottes beruhe, von der nimmermehr die Gerechtigkeit abgesondert werden kann. Dieser Gegenstand ist ein mehr practischer. Hier findet sich überall Gelegenheit zu strafen, zu demüthigen. Wer bin ich und wer bist du? Diese beiden Fragen beherrschen die Rede Gottes, welche überall aus Fragen zusammengesetzt ist, recht eigentlich die Sprache der erzürnten Majestät. Hatte Hiob erst innerlich die richtige Antwort auf diese beiden Fragen gefunden, hatte er erkannt, daß Gott, weil der Allmächtige, auch der Gerechte seyn, daß Gott also nothwendig Recht, er Unrecht haben muß, so mußte ihm auch der zweite Haupttheil von Elihus Rede immer tiefer ins Herz dringen. Denn Gott konnte nur dann Recht haben, wenn die von Elihu aufgestellte Ansicht von dem Zwecke der Leiden die richtige war, die nachher dann durch den Ausgang förmliche Bestätigung erhielt. Durch das den Reden Gottes und Elihus gemeinsame Element allein konnte übrigens keine gründliche Beseitigung von Hiobs Schaben stattfinden. Der unterdrückte Zweifel würde sich immer wieder geltend ge-

macht haben, wenn nicht neben dem: Gott muß Recht haben, weil er Gott, er muß der Gerechte seyn, weil er der Allmächtige ist, auch das klar gezeigt worden wäre, wie er Recht haben könne.

Gott erscheint im Wetter und redet mit Hiob. Das Wetter hat in der Symbolik der Schrift immer drohenden Charakter. Daß Gott zu Hiob aus dem Wetter redet, zeigt, daß er sich versündigt hat. Die Rede Gottes ist Ausdeutung des Wetters, in dem er erscheint. „Willst du mich verdammen, auf daß du gerecht seyst“, das ruft dies Wetter, wie Hiob, so Allen zu, die gleich ihm im Leiden wider Gott murren.

Das Siegel der göttlichen Mission wird den Reden Elihus dadurch aufgeprägt, daß die Rede Gottes nicht bloß im Gedanken, sondern auch in der Ausführung unmittelbar an sie anknüpft. Elihu hatte aus den Wundern Gottes in der Höhe, der Bildung der Wolken, des Blizes, des Donners seine Herrlichkeit und somit seine Gerechtigkeit erwiesen. Die Rede Gottes beginnt bei demselben Punkte, und steigt dann herab zu der Erde, zu der Offenbarung der Herrlichkeit Gottes in der belebten Schöpfung, wo z. B. der Löwe und der Rabe, der Adel und das Proletariat in der Thierwelt, als Zeugen für Gott gegen Hiob auftreten.

Hiob thut Buße in Staub und Asche. Diese Buße bezieht sich zunächst auf seine Reden, zugleich aber auf seinen ganzen Wandel. Hätte er früher vollkommen rein vor Gott da gestanden, so würden auch seine Reden rein seyn. Was ihn jetzt in seinen Reden tief schmerzt, ist eben die Behauptung seiner vollkommenen Gerechtigkeit. Die Einbildung, diese zu besitzen, hatte ihn an Gott irre gemacht und also ihm namenloses Leid bereitet. Jetzt war ihm seine Gerechtigkeit zu Staub und Asche geworden. Bemerkenswerth ist die Kürze der Rede Hiobs im Gegensatz gegen seinen früheren Redefluß. Die Tiefe der Empfindung und besonders die gründliche Buße ist in ihren Aeußerungen einfach und das Wort gleicht in ihr einem eng und knapp anschließenden Gewande.

Der Herr erklärt nun den drei Freunden seinen Zorn und weist sie an, Hiob um seine Fürbitte und Vermittlung anzugehen, der durch seine Erweckung zur Buße in ein viel innigeres Verhältniß zu Gott getreten war, als früher. Sie hatten diese Demüthigung verdient. Sie hatten sich in ihrer Verblendung für ebenso viele Procent besser wie Hiob gehalten, als sie glücklicher waren. Wer sich selbst erhöht, der soll erniedrigt werden, und wer sich an der Tafel des Reiches Gottes obenan setzt, muß den Ruf vernehmen: „Weiche diesem.“ Hiob aber wurde auf diese Weise Gelegenheit geboten, durch seine selbstverläugnende Liebe zu zeigen, welchen innerlichen Gewinn ihm das Leiden gebracht hatte. Wenn die vergebende Liebe gegen die Beleidiger gradezu als die Bedingung seiner Wiederherstellung erscheint, so haben wir die alttestamentliche Grundlage für den Ausspruch des Herrn: „So ihr den Menschen ihre Fehle vergebet, so wird euch euer himmlischer Vater auch vergeben.“



Elihus Verheißung, daß Hiobs Buße die Wiederkehr des Heiles zur Folge haben werde, geht nun in Erfüllung. Elihus aber wird nicht weiter gedacht. Der Sprecher Gottes tritt zurück, da Gott selbst redet in Wort und That. Lob kommt ihm nicht zu. Er hat nur geredet, was Gott ihm gegeben. Er hat kein Verdienst, er hat nur zu danken für die hohe Gnade, daß Gott ihn gewürdigt hat, Träger seiner Offenbarungen zu seyn und seinen irrenden Bruder von dem Irrthum seines Weges zurückzuführen zu können. „Wenn ihr Alles gethan habt, so sprecht: wir sind unnütze Knechte“, die Erfüllung dieser Anforderung macht Gott seinen Dienern dadurch leichter, daß er sie selbst recht gründlich als unnütze Knechte behandelt.

Die Summe des Buches gibt der heilige Jakobus in den Worten an: „Die Geduld Hiobs habt ihr gehört und das Ende des Herrn habt ihr gesehen; denn der Herr ist barmherzig und ein Erbarmender.“ Die Geduld oder Standhaftigkeit Hiobs bewährte sich besonders darin, daß er, da der Satan ihn wirklich bei seiner schwachen Seite gefaßt hatte, noch zu rechter Zeit Buße that in Staub und Asche, so daß der Satan beschämt abziehen mußte und die Wette verloren hatte, die er gleichsam zu Anfang Gott angeboten hatte: „was gilt, er wird dich ins Angesicht segnen?“ Das ist ein fröhlicher Ausgang, wenn von allen Betheiligten zuletzt Niemand zu Schaden kommt, als der Satan.

Das Buch Hiob hat seine Wahrheit, so wie für den einzelnen Gläubigen, so auch für das Ganze der Kirche, und wir dürfen nicht zweifeln, daß es von dem Verf. mit bewußter Mitbeziehung auf dasselbe geschrieben ist. Gott züchtigt die Kirche wohl, aber er übergibt sie dem Tode nicht, er sendet ihr, nachdem er sie durch seine Heimsuchungen vorbereitet hat, den Geist der Buße und Erweckung, und dann kehrt er in Huld und Gnade zurück zu ihrem Gefängniß. Das geschah z. B. da Juda in das Exil nach Babel geführt und dann in Freuden heimgeleitet wurde. Das wird am herrlichsten geschehen, wenn an die Stelle der streitenden Kirche zuletzt die triumphirende tritt. Die zeitliche Wiederherstellung ist im Buche Hiob Bild, Vorspiel und Unterpfand der ewigen. Gottes Walten in dem Diesseits ins Klare zu setzen, das war zunächst die Mission des A. T. Ist diese Grundlage gelegt, so wird es leicht, das Dunkel zu erhellen, womit für die natürliche Vernunft das Jenseits bedeckt ist.

Wir sind eben in die Passionszeit eingetreten. Die Geschichte Hiobs bildet den Heiland vor in seinem Leiden und der Herrlichkeit darnach. Insbesondere ist das brennende Verlangen Satans nach dem Verderben des sehr Beseindeten ins Auge zu fassen, dem er auf allen Seiten Feinde erweckt. Zog schon Hiobs mangelhafte und dürftige Gerechtigkeit solchen Haß Satans auf sich, wie mußte dieser denn gegen den Gerechten schlechthin entbrennen! Gleich nach dem Antritte seines Berufes ward der Erlöser vierzig Tage lang von dem Teufel versucht, und da der Teufel alle Versuchung vollendet hatte, wick er von ihm nur „eine Zeitlang.“ In dem Leiden Christi ist der

Satan überall im Hintergrunde. Da die Zeit herannah, wo Er in die Hände der Sünder überantwortet werden sollte, spricht Er: „es kommt der Fürst dieser Welt.“ Wie aber der Satan an dem vorbildlichen Hiob eine Beschämung erleiden muß, so erwuchs ihm aus seinem Angriff auf den gegenbildlichen Hiob eine definitive Niederlage. „Und er siegte nicht, auch ward seine Stätte nicht mehr funden im Himmel. Und es ward geworfen der große Drache, die alte Schlange, der da heißet der Teufel, und der Satanas, der die ganze Welt verführet: er ward geworfen auf die Erde und seine Engel wurden mit ihm geworfen.“

## N a c h r i c h t e n.

### Ein Gutachten der theologischen Facultät in Berlin, die Irrlehre des Propstes Krause in Breslau betreffend.

Das Hochwürldige Königl. Consistorium für die Provinz Schlesien hat uns unter dem 28. Januar d. J. ersucht, uns in einem motivirten Gutachten darüber äußern zu wollen,

„ob der Inhalt der von dem Senior Krause in der Kirche zu St. Bernharden in Breslau gehaltenen und in Druck gegebenen Predigt: der Meinungsstreit über die Person Jesu, annehmen lasse, daß derselbe noch auf dem Grunde der Evangelischen Kirche stehe.“

Indem wir dieser Aufforderung entsprechen, bemerken wir, daß die von dem Senior Krause offen bestrittene Lehre von der Gottheit Christi ohne allen Zweifel zu den Grund- und Hauptlehren der Evangelischen Kirche gehört. In Uebereinstimmung mit der ganzen christlichen Kirche wird die wahre Gottheit Christi bekannt im ersten Artikel der Grundurkunde der Evang. Kirche, der Augsburgerischen Confession, ebenso in dem dritten, von dem Sohne Gottes, wo es heißt: „Es wird gelehrt, daß der Sohn Gottes sey Mensch geworden, geboren aus der reinen Jungfrau Maria, und daß die zwei Naturen, göttliche und menschliche, in einer Person also unzertrennlich vereinigt, ein Christus sind, welcher wahrer Gott und Mensch ist.“ Die Apologie der Augsburgerischen Confession beginnt sogleich mit den Worten: „Den ersten Artikel unseres Bekenntniß lassen ihnen die Widersacher gefallen, in welchem angezeigt wird, wie wir glauben und lehren, daß da sey ein ewiges, einiges, unzertheilt göttlich Wesen und doch drei unterschiedene Personen in einem göttlichen Wesen, gleich mächtig, gleich ewig, Gott Vater, Gott Sohn, Gott heiliger Geist. Diesen Artikel haben wir allezeit also rein gelehrt und verkostet, halten auch und seyn gewiß, daß derselbe so starken, guten gewissen Grund in der heiligen Schrift hat, daß niemals möglich, den zu tabeln oder umzuwerfen. Darum schließen wir frei, daß alle diejenigen abgöttisch, Gotteslästerer und außerhalb der Kirche Christi seyn, die da anders halten oder lehren.“ Gewarnt wird zugleich, „daß man sich hüte vor des Teufels Lügen, die sich bei etlichen erängen wider die Gottheit Christi.“ In den Schmalkaldischen Artikeln ist der erste unter „den hohen Artikeln der göttlichen Majestät“ „daß Vater, Sohn und heiliger Geist, in einem göttlichen Wesen und Natur, drei unterschiedliche Personen, ein einiger Gott ist, der Himmel und Erde geschaffen hat;“ der „erste und Haupt-

Beilage.



artikel“ unter „den Artikeln: so das Amt und Werk Jesu Christi oder unsere Erlösung betreffen.“ → daß „Jesus Christus unser Gott und Herr sey, um unserer Sünde willen gestorben, und um unserer Gerechtigkeit willen auferstanden.“ „Von diesem Artikel — wird gesagt — kann man nichts weichen oder nachgeben, es falle Himmel und Erde, oder was nicht bleiben will! Denn es ist kein anderer Name den Menschen gegeben, dadurch wir können selig werden, spricht Petrus Act. 4. Und durch seine Wunden sind wir geheilet, Jes. 53. Und auf diesem Artikel stehet Alles, das wir wider den Pabst, Teufel und alle Welt lehren und leben. Darum müssen wir des gar gewiß seyn, und nicht zweifeln, sonst ist es alles verloren, und behält Pabst und Teufel und Alles wider uns den Sieg und Recht.“

Luther spricht sich an zahlreichen Stellen über die hohe Bedeutung und den fundamentalen Charakter des Glaubens an die Gottheit Christi aus. Z. B. in den Bemerkungen zu den drei Symbolen des christlichen Glaubens. „Ich hab' erfahren und gemerkt in allen Geschichten der ganzen Christenheit, daß alle diejenigen, so den Hauptartikel von Jesu recht gehabt und gehalten haben, sind fein und sicher im rechten christlichen Glauben geblieben, und ob sie sonst daneben geirret und gesündigt haben, sind sie doch zuletzt erhalten. Denn wer hierinne recht und fest stehet, daß Jesus Christus rechter Gott und Mensch ist, für uns gestorben und auferstanden, dem fallen alle anderen Artikel zu, und stehen ihm fest bei; also gar gewiß ist's, das St. Paulus sagt: Christus sey das Haupt-Gut, Grund, Boden und die ganze Summa, zu dem und unter welchem sich Alles sammlet und findet.“ Ferner in dem Commentar zu Gal. 3, 13: „Hiebei merke gar eben, wie groß daran gelegen, und wie hoch es vonnöthen sey, daß man diesen Artikel von der Gottheit Christi glaube und bekenne. Denn wo der verdunkelt oder verborgen ist, können wir der anderen keinen behalten. Solches lehrt uns das Exempel des Keizers Arii: da er die Gottheit Christi verleugnete, konnte er nicht vorüber, er mußte kurzum den Artikel von der Erlösung auch verleugnen. Wenn der weg ist, glaube darnach was du willst, so bist du verloren.“

In der Predigt über das dritte Capitel des Jeremias sagt er: „Laßt uns diesen Text wohl merken, wenn nun die Keger und Secten aufstehen werden, und diesen Artikel unsers Glaubens anfechten, daß Christus nicht ein wahrer natürlicher Gott ist, wie denn gewiß diese Kegerlei noch kommen wird, daß wir dann gerüßet seyn, und ihnen diesen Spruch können vor die Nase halten, dawider sie nichts leichtlich können aufbringen. Mit solchen gewissen, starken Sprüchen muß man sie fassen, sonst entweichen sie uns und fahren durchhin, wie die Fische durch ein Netz wißen. Es ist ein schlüpfrig Ding um einen Keger, man kann sie schwerlich halten, und sind leichtfertig in göttlicher Schrift zu handeln. Das macht alles, daß sie ihren Gützümel in die Schrift tragen, und die Schrift muß sich nach ihrem Kopf und Verstand richten, beugen und lenken lassen. Derhalben sollen wir Gottes Wort mit Furcht hören und mit Demuth darinnen handeln, und nicht mit unserm Gützümeln darein plumpen.“

Es liegt klar am Tage, daß dieser entschiedene Glaube der Reformatoren an die Gottheit Christi kein toter oder überlieferter, aus der Kirche der Vergangenheit roh herübergenommener, daß er vielmehr ein lebendiges Erzeugniß ihrer Hingabe an die heilige Schrift und

der Tiefe ihres christlichen Bewußtseyns war, daß er überall neu und ursprünglich hervorkeimen muß, wo nur diese Bedingungen vorhanden sind, und daß er eine durchgreifende practische Bedeutung hat. Vor allem steht dieser Glaube in innigem Zusammenhange mit der lebendigen Anschauung, welche die Reformation auf Grund der Schrift und der Erfahrung von der Tiefe der menschlichen Sündhaftigkeit und der Verdammlichkeit der menschlichen Sünde gewonnen hatte. Wo diese Erkenntniß fehlt, da reicht man mit einem menschlichen oder halb göttlichen Erlöser aus, wenn man überhaupt eines solchen zu bedürfen meint; wo sie zum Durchbruch gelangt ist, da wird zugleich erkannt, daß, wie man selbst völlig unfähig ist, einen solchen Schaden zu heilen, so auch kein anderer Heiland ihn heilen kann, als nur der Sohn Gottes, der zugleich Gott. Auf diese Weise wird das Gemüth offen und empfänglich gemacht für die Eindrücke von der Gottheit Christi aus der heiligen Schrift und aus den Einwirkungen des heiligen Geistes. Auf diesen Quellpunkt des Glaubens an die Gottheit Christi weisen zahlreiche Stellen in Luthers Schriften hin, die uns die Genesis dieses Glaubens in seinem Gemüthe deutlich vor Augen stellen. So sagt er z. B. in der Kirchenpostille, in der Auslegung der Epistel vom Christtage: „Die Sünde ist also ein groß Ding und ihre Reinigung kostet allzuviel, daß eine solche Person, wie Christus hie gepreiset wird, muß selbst dazu thun, und durch sich selbst reinigen, Hebr. 1: und hat gemacht die Reinigung unserer Sünden durch sich selbst. Was sollte denn in solchen großen Sachen vermögen unser arm und nütziges Thun, die wir Creaturen, dazu sündige und untüchtige, verdorbene Creaturen sind. Das wäre doch eben, als wenn ihm Jemand fürnehme, mit einem ausgeleschten Brande Himmel und Erde verbrennen. Es muß so große Bezahlung der Sünde hier seyn, als Gott selbst ist, der durch die Sünde beleidigt ist.“ Ferner, von den letzten Worten Davids: „Soll nun dieser Saame Abrahams solchen starken, thatlichen Segen geben und schaffen unter den Heiden, so wird er nicht müssen ein lauter Mensch, der nicht mehr könne oder wisse, denn guten Morgen zu sagen, welches alle Menschen können, sondern muß der rechte, natürliche, ewige und einige Gott seyn, der solchen Segen gewaltiglich in der Hand habe; denn Sünde und Tod aufheben, Gerechtigkeit und Leben geben, sind nicht Menschen noch Engel-Werk, sondern allein der einigen und ewigen göttlichen Majestät, Schöpfer Himmels und der Erden.“ Endlich zu Gal. 3, 13: „Daß Christus wahrer und natürlicher Gott sey, beweist sich klärllich aus dem Grunde: soll Jemand in ihm selbst oder durch sich selbst überwinden der ganzen Welt Sünde, Tod, Fluch, das muß freilich geschehen durch keiner Creatur Hülfe, sondern allein durch göttliche Macht, darum muß auch der, so diese Tyrannen in und durch sich selbst überwunden hat, von Natur rechter und wahrhaftiger Gott seyn. Denn wider die großmächtige und unüberwindliche Gewalt der Sünden, des Todes und Fluches, welche die ganze Welt und alle Creaturen inne haben und aufreiben, muß man freilich eine andere Gewalt haben, welche größer und mächtiger sey, denn sie. Solche Macht aber kann nirgend seyn noch erfunden werden, denn allein bei Gott.“ Wie also aus der Tiefe der Sündenkenntniß der Reformatoren ihr lebendiger und entschiedener Glaube an die Gottheit Christi hervorgewuchs, so verdanken sie auch diesem Glauben ihre unerschütterliche Zuversicht der Vergebung der Sünden, ihre hohe Freude zu Gott



und ihren stolzen Muth, mit dem sie, derselben gewiß, durch's Leben gingen.

Die durchgreifende practische Bedeutung des Glaubens an die Gottheit Christi gibt sich auch sonst auf allen Seiten kund. Nur wo sie erkannt wird, tritt uns die unendliche und unaussprechliche Liebe Gottes entgegen, welcher seinen eigenen Sohn uns und für uns dahingegen hat, Joh. 3, 16. Die Weihnachtsworte Luthers, z. B. Gelobet seyst du Jesus Christ, Christum wir sollen loben schon, Vom Himmel hoch da komm ich her, und der anderen Meister des heiligen Gesanges in der Evangelischen Kirche sind voll von anbetender Freude über diese Tiefe der göttlichen Liebe und Herablassung. M. Weiß singt: O große Gnad und Gültigkeit! o tiefe Lieb und Milbigkeit! Gott thut ein Werk, das ihm kein Mann, auch kein Engel verdanken kann. — Der Schöpfer aller Creatur nimmt an sich unsere Natur, verachtet nicht ein armes Weib, zu werden Mensch in ihrem Leib. Nur an diesem Feuer der Liebe Gottes zu uns entzündet sich die rechte Gegenliebe zu Gott, nur wo sie erkannt wird, wird das: lasset uns ihn lieben, denn er hat uns zuerst geliebt, mit wahrer Innigkeit gesprochen. Ebenso quillt nur aus dem Vorne des Glaubens an die wahre Gottheit Christi, die wahre Liebe zu Christo, welcher, da er wohl hätte mögen Freude haben, erduldet das Kreuz und achtete der Schande nicht, welcher, ob er wohl in göttlicher Gestalt war, hielt er es nicht für einen Raub, Gott gleich seyn, sondern äußerte sich selbst, und nahm Knechtsgestalt an, ward gleichwie ein anderer Mensch und an Gehehrden als ein Mensch erfunden; Er erniedrigte sich selbst und ward gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuze. Mit der wahren Liebe zu Christo geht eine heilige Scheu vor ihm Hand in Hand. Die Frage: wie erinnert uns aber Christi Gottheit unserer Schuldigkeit? beantwortet der ehrwürdige Spener auf Grund von Hebr. 10, 28 — 31, 12, 25 also: „daß wir unseren Heiland nicht verachten, als der nicht ein bloßer ohnmächtiger Mensch, sondern selbst der gerechte Gott ist, welcher diejenigen strafen wird, welche seine Gnade muthwillig verachtet haben. Also auch, daß wir ihm göttliche Ehre erweisen, an ihn glauben, ihn anbeten und alle Seligkeit von ihm erwarten.“ Ebenso erwächst aus dem Glauben an die Gottheit Christi die rechte Zuvorsicht in allen Nöthen seiner Kirche und den eignen. „Es streit' für uns der rechte Mann, den Gott selbst hat erforscht. Fragst du, wer der ist, er heißt Jesus Christ, der Herre Zebaoth, und ist kein andrer Gott, das Feld muß er behalten.“ Das „Wirf deine Sorgen auf den Helden, den Erd' und Himmel scheuen,“ ist das allein sichere Gegenmittel gegen alle Ver zweiflung. Nur die Erkenntniß der wahren Gottheit Christi ferner bringt uns in ihm Gott, der unsere Natur angenommen, wahrhaft nahe und fordert uns kräftig auf, Gottes Sinn und Art an uns zu nehmen. Endlich, wie aus der Erkenntniß unserer Sündhaftigkeit der Glaube an die Gottheit Christi erwächst, so führt uns hin wiederum dieser Glaube in die Tiefen der Erkenntniß unserer Sünde hinein, und macht uns frei von allen vergeblichen Anstrengungen, uns durch uns selbst zu helfen. Treffend sagt Luther zu Gal. 1, 4: „Der meiste Haufe der Menschen auf Erden sind gute Gesellen, gehen auf's sicherste dahin und schlagen die Sünde in den Wind, als ein schlecht gering Ding, das wenig Fahr auf sich habe, ja wenn es schon etwa dazu kommt, daß die Sünde beginnt das Gewissen zu beißen, acht man es nicht groß, sondern gedenket einer, ey, es hat kein Noth, ich will der Sachen wohl rathen, will dieß oder das thun, die Sünde zu küssen und also damit Gott zufriedensstellen. Wir sollten aber ansehen die Größe des theuern unmaßigen Schatzes, so

dafür gegeben ist, so würden wir denn wohl gewahr werden, daß der Sünde Last so überaus groß und schwer ist, daß sie aller Welt unerschwinglich ist; wie sollten sie denn mit ihren Kräften und Werken bezahlen und dafür genug thun können?“

Nach mehreren Stellen der vorliegenden Predigt scheint der Senior Krause in dem Gegenfage gegen diese hochwichtige fundamentale Lehre der gesammten christlichen, und speziell der Evangelischen Kirche, doch nicht bis zum äußersten Extreme zu gehen. Er redet S. 8 von der „unendlichen Erhabenheit Jesu über alle Andern, die je auf Erden gelebt haben.“ Er bezeichnet ihn S. 11, als den, „der in der Mitte steht zwischen Gott und Menschen.“ Er sagt ebendasselbst: „Fragt uns daher Jemand, wenn ihr Jesum nicht für Gott haltet, so haltet ihr ihn wohl für einen gewöhnlichen Menschen? so antworten wir darauf entschieden: nein, das ist er nicht.“

Obgleich eine solche vage Göttlichkeit, von der man nicht recht weiß, worin sie besteht und woher sie kommt, nur ein schlechtes Surrogat ist für die von der Kirche bekannte wahre Gottheit Christi, und ihr an erbaulicher und erwecklicher Kraft unendlich nachsteht, obgleich dieselbe unfähig ist, das Fundament einer blühenden und gedeihenden Kirche Christi zu bilden, wie das Beispiel der Socinianer dies deutlich zeigt, von denen A. F. Franke sagt, sie sehen die einzige christliche Gemeinschaft, welche keinen Saamen der Wiedergeburt in sich habe, obgleich die Evangelische Kirche stets den Socinianern, eben weil sie an die Stelle der Gottheit Christi die Göttlichkeit setzten, die Anerkennung entschieden versagt hat: so kann man diesen Standpunkt, wenn er wirklich von Herzen eingenommen und mit Eifer gegen diejenigen vertheidigt wird, die Christum noch tiefer herabsetzen, doch immerhin als Vorstufe für den wahren und vollen Glauben an Christum betrachten.

Es finden sich aber andere Stellen, wonach es scheinen möchte, daß es mit diesen Aussprüchen nicht genau zu nehmen, daß Christus dem Senior Krause ein bloßer, jedoch ausgezeichneteter Mensch, ein religiöses Genie ist. So scheinen die Worte S. 15: „er, der aller Freude, aller Herrlichkeit, die bei seiner Begabung auf Erden für ihn zu erreichen stand, freiwillig entsagte und sich erniedrigte, um seinen Brüdern zu helfen aus ihrem Verderben,“ Christum ganz an die Erde zu binden, um so mehr, wenn bedacht wird, daß der Herr Senior also redet im Angesichte der Stelle Phil. 2, 7. 8. und mit deutlicher Beziehung auf sie, welche von der göttlichen Würde und himmlischen Herrlichkeit handelt, deren Christus sich zu unserer Erlösung entäußerte. In einer Reihe von Stellen wird die Erhabenheit Christi nur darauf gegründet, daß er von Gott mit seinem heiligen Geiste ausgerüstet war, ohne irgend einer natürlichen, angestammten Würde zu gedenken.

Besonders bedenklich aber ist es, daß der Verfasser es wiederholt für ziemlich indifferent erklärt, was man von Christo halte, im graden Widerspruche gegen den Herrn, welcher den Petrus selig preist wegen seines Bekenntnisses: du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn, und dies Bekenntniß als ein solches bezeichnet, das nur aus göttlicher Wirkung hervorgehen kann, und es hinstellt als den festen Felsen Grund, auf dem die Kirche ruht. Dieser Indifferentismus spricht sich schon gleich in Titel und Thema der Predigt aus: Der Meinungsstreit über die Person Jesu. Ebenso in den Worten S. 7: „Natürlicher und dem Sinne Jesu angemessener wäre es gewiß, wenn das Gewicht mehr auf den ersten Theil unseres Evangeliums gelegt und zum Erweise der Christlichkeit vielmehr verlangt würde, daß Jeder in seinem Leben und Thun die Liebe als das erste Gebot übe.“ Am



entschiedensten aber S. 14: „Wenn Jemand mit dem größten Eifer versicht: Jesus ist Gott, der Andere aber sagt: mir erscheint er als Mensch, und noch Andere mit mir seine Stellung in der Mitte zwischen Gott und den Menschen suchen zu müssen glauben, wird der Eine dadurch besser, der Andere dadurch schlechter?“ Hat der Verfasser an diesen Stellen mit vollem Bedachte geredet, so muß es als ziemlich gleichgültig erscheinen, was er von Christo hält, ob er geneigt ist, einen Theil der ihm gebührenden Ehre ihm noch zuzuerkennen. Es gehört dies dann nicht dem Gebiete des Glaubens, sondern des Meinens an. Wie es nicht aus der Wurzel innerlicher Erfahrung hervorgewachsen ist, so kann es auch unmöglich Andere zur Erfahrung von der Herrlichkeit Christi hinführen.

Doch wenn auch darüber verschiedene Ansicht stattfinden kann, ob der Verfasser sich in Bezug auf die Lehre von Christo gänzlich von dem Boden der Evangelischen Kirche entfernt habe, wenn wir auch gerne geneigt sind, hier die mildeste Ansicht obwalten zu lassen, und anzunehmen, daß er sich mehrfach übereilt und einseitig ausgesprochen habe, wenn wir es einem Hochwollbigen Consistorio überlassen müssen, zu entscheiden, ob er zu solcher Einseitigkeit vielleicht durch die Opposition gegen andere einseitige Richtungen in seiner Umgebung verleitet worden ist, worüber wir uns jedes Urtheiles enthalten; wenn zu einer definitiven Entscheidung noch nothwendig wäre zu wissen, welche Stellung der Senior Krause zu den einzelnen Heilsthatsachen einnimmt, so kann darüber doch kein Zweifel seyn, daß er ganz seine Stellung verkannt hat, wenn er eine Grundlehre der Kirche, der er dient, vor versammelter Gemeinde offen und entschieden bekämpfte, wenn er dieser Kirche mit Worten in's Angesicht schlug, wie die S. 11: „Wer behauptet, Christus sey Gott, der stellt sich mit den Worten Jesu und seiner Jünger in einen unbedingten Widerspruch.“ „Wir verlieren unsern Heiland, wir verlieren den Kern des ganzen Christenthums, wenn wir Jesum seinen eignen Worten zuwider als einen (!) Gott betrachten.“

Wir verkennen nicht, daß unsere Zeit als eine solche der Gährung und des Ueberganges mit einem besonderen Maasstabe gemessen werden muß. Wir sind weit davon entfernt, zu wünschen, daß gegen alle diejenigen Diener der Kirche eingeschritten werde, welche sich in einem theilweisen Gegensatz gegen ihre Lehre befinden. Aber das muß zur Abwehr einer völligen Auflösung der Kirche verlangt werden, daß solche sich damit begnügen, auf öffentlicher Kanzel in den Zuhörern die ihnen zugänglich gewordenen Seiten der christlichen Wahrheit lebendig zu machen, daß sie nicht darauf ausgehen, in der Gemeinde die von ihnen nicht erkannten Grundwahrheiten, vor Allem diejenigen, welche die gesammte christliche Kirche einmüthig festhält, zu zerstören, welche ihr zu predigen sie berufen sind.

Zwar keineswegs aufgehoben, aber doch gemildert würde die Verschulbung des Verfassers, wenn er sich wenigstens mit tiefem Ernste mit der betreffenden Frage beschäftigt, und Alles aufgeboten hätte, ihrer mächtig zu werden. Dies aber müssen wir leider sehr bezweifeln. Was er vorbringt, trägt gar sehr den Character der Unreife, Oberflächlichkeit und Leichtgläubigkeit. Dieser tritt uns vor Allem in der Auslegung der einzelnen Schriftstellen entgegen. So substituirt er S. 6 in der Stelle Matth. 22, 41—45 der klar vorliegenden Absicht des Herrn, den Pharisäern aus Ps. 110 nachzuweisen, daß ihre Verleumdung der göttlichen Natur des Messias im Widerspruch mit dem göttlichen Worte stehe, gewaltsam die andere, zu zeigen, daß dieser Psalm nicht Messianisch gedeutet werden dürfe, ohne zu bedenken, daß diese willkürliche Auffassung schon von vornherein durch die Entschie-

denheit unmöglich gemacht wird, mit der die Apostel und die Verfasser des N. T., die auf diesen Psalm so viel bauen, die auf ihn die ganze Lehre von dem Eigen Christi zur Rechten Gottes gründen, denselben auf Christum beziehen, vgl. Act. 2, 34, 7, 55, 56. 1 Petr. 3, 22. Röm. 8, 34. Hebr. 1, 3 und v. a. St. So will er in dem Aussprüche des Herrn Joh. 10, 30: „ich und der Vater sind eins“ die Einheit Jesu mit dem Vater auf „die treue Sorge für die Seinen“ beschränken, ohne zu bedenken, daß dann der Ausspruch Jesu keine solide Grundlage bildete für seine Verheißung: ich gebe ihnen das ewige Leben u. s. w., daß er dann aus dem Zusammenhange mit allen übrigen gleichartigen bei Johannes, dem „wer mich sieht, sieht den Vater“ in S. 14, 9, dem in S. 16, 15 u. v. a. ja dem gleich nachfolgenden „glaubet, daß der Vater in mir ist und ich in ihm“, S. 10, 38, gerissen wird, daß Jesus dann den Juden gar keine Veranlassung zur Beschuldigung der Blasphemie gab, und daß Jesus, wenn er die Worte in dem von dem Verf. behaupteten Sinne gesprochen, jener Beschuldigung in ganz anderer Weise hätte entgegenzutreten müssen, wie er in S. 34 ff. thut, wo er in S. 36 die Einzigkeit und Einzigartigkeit seines Verhältnisses zum Vater von Neuem nachdrücklich hervorhebt, und wo er aus dem N. T. den starren Dualismus von Gott und Mensch widerlegt, in dem die pharisäische Opposition gegen den Gottmenschen wurzelte. — So macht er gegen die Gottheit Christi den Ausspruch Joh. 10, 29 geltend: „der Vater, der sie mir gegeben hat, ist größer, denn Alles“, während nach dem Zusammenhange das *πάτερ* hier offenbar nicht den Sohn mitbezieht, sondern sich einzig und allein auf diejenigen bezieht, welche die Schaafe Christi aus seiner Hand reißen wollen. — So argumentirt er gegen die Gottheit Christi aus Röm. 1, 4 nach der unrichtigen Deutschen Uebersetzung: nach dem Geiste, der da heiligt. — Ebenso aus den Stellen Mr. 13, 22. Joh. 14, 28, ohne irgend darauf Rücksicht zu nehmen, daß aus ihnen nicht ohne weiteres auf das ursprüngliche Verhältniß des Vaters und des Sohnes geschlossen werden kann, daß der Sohn Gottes hier in seiner Selbstentäußerung und Erniedrigung (Phil. 2, 7. 8) redet. — Die Oberflächlichkeit des Verf. in Behandlung der Schriftweise zeigt sich auch darin, daß er grade die Hauptstellen für die wahre Gottheit Christi, Stellen wie Joh. 1, 1, 3, 13, 17, 5. Matth. 28, 18. Phil. 2, 6. 10. Col. 1, 15 ff. Hebr. 1, 3. 4 u. a. ganz mit Stillschweigen übergeht.

Ebenso oberflächlich wie in seinen Beweisen aus einzelnen Schriftstellen verfährt der Verf. auch in seinen anderweitigen Argumentationen: er überhebt sich überall jeder Mühe des Denkens und scheut jede Tiefe des Sinnes, das nach Luthers Aussprüche, neben dem Gebete und der Versuchung, das nothwendige Merkmal eines wahren Theologen ist. So argumentirt er, S. 8, gegen die Gottheit Christi aus der Lehre von der Einheit Gottes, als ob nicht die gesammte christliche Kirche mit dem entschiedensten Bekenntnisse zu der Gottheit Christi, mit dem sie dem Judenthum und dem Mohammedanismus entgegentritt, stets ein ebenso entschiedenes zu der Einheit Gottes im Angesichte des Heidenthums verbunden hätte, und nicht bedenkend, daß grade diejenigen, welche der Gottheit Christi eine gewisse Göttlichkeit substituiren, falls es ihnen damit wirklich Ernst ist, die Einheit Gottes gefährden, indem sie dem wahren und höchsten Gott einen Quasi- und Untergott an die Seite stellen. — So macht er S. 11 gegen die Gottheit Christi Instanzen geltend, die nur dann von Bedeutung wären, wenn die Kirche nicht neben der wahren Gottheit Christi ebenso entschieden seine wahre Menschheit bekännte,



wenn ihr Jesus Gott, und nicht vielmehr der Gottmensch wäre. — So fragt er ebenfal.: „Kann der Unendliche, der Himmel und Erde erfüllt, kann er in einem kleinen Menschenleibe sich einschließen?“, als ob es der Kirche je eingefallen wäre, dies zu behaupten, als ob sie nicht nach Joh. 3, 13 erkannt hätte, daß der vom Himmel herniebergekommen doch dabei stets im Himmel, daß seine göttliche Natur nicht in die engen Schranken seiner Leiblichkeit gebannt war, und als ob es nicht vielmehr den Unendlichen verendlichen hieße, wenn man ihm die Fähigkeit abspricht, sich im Endlichen kund zu geben. — So behauptet er ebenfal., Jesus könne für uns nicht ein Vorbild seyn, wir können nicht den Muth gewinnen, ihm nachzustreben, „wenn er Gott war, also nicht sündigen konnte, und seiner ganzen Stellung nach über alle und jede Versuchung weit hinaus war“, ohne zu bedenken, daß damit dem: „ihr sollt heilig seyn, denn Ich bin heilig“ des A. T., und dem: „ihr sollt vollkommen seyn gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist“ des N. T. die Bedeutung abgesprochen wird, zu bedenken, daß ein wahrhaftiges menschliches Vorbild nur also gewonnen werden konnte, daß der Schöpfer aller Creatur unsere Natur annahm, und sie auf diesem einzig möglichen Wege vollkommen rein und heilig darstellte.

Auch das endlich gereicht dem Verf. zum Vorwurfe, daß die Negation nicht etwa beiläufig neben vorwiegender Position vorkommt, welche zur Erbauung der Gemeinde auf ihren allerheiligsten Glauben dienen könnte, sondern durch die ganze Predigt allein vorwaltet. Wir können nicht glauben, daß eine solche Predigtweise irgend geeignet sey, den Zweck des evangelischen Predigtamtes an den Herzen der Glieder der Gemeinde zu realisiren.

Schließlich sprechen wir unser Bedauern aus, daß die Absendung unseres Gutachtens durch Hindernisse, deren Beseitigung nicht in unserer Macht lag, verzögert worden ist.

Berlin, den 18. Mai 1846.

Dekan und Professoren der theologischen Facultät h. U.

### **Vommern. Aus einem Schreiben an den Herausgeber.**

In Bezug auf eine Stelle in Ihrem Vorworte erlauben Sie mir noch einige Bemerkungen. Das Wort „Austrägal-Instanz“ hat Sie veranlaßt, von unseren in Raugarb in Bezug auf die Ehe-Angelegenheit gefaßten Beschlüssen eine ungünstigere Auffassung sich zu bilden. Dies Wort fällt aber nicht der Raugarbter Versammlung, sondern mir, dem Berichterstatter, zur Last. Dasselbe ist allerdings in den Vorversammlungen der Camminer Synode, in welchen die qu. Denkschrift eingehend berathen wurde, der Kürze halber zum öfteren gebraucht, und in sofern nahm ich auch keinen Anstand, dasselbe in dem von mir gelieferten Berichte ebenfalls der Kürze halber anzuwenden. Aber dieser Ausdruck steht weder in dem Actenstück selbst, noch ist er in der Raugarbter Versammlung, so viel ich mich entsinne, bei den Verhandlungen gebraucht worden. — Auf den Vorversammlungen, der Camminer Synode aber haben wir mit jenem Ausdruck nichts anderes besagen wollen, als, daß wir in Rücksicht dessen, daß den kirchlichen Oberbehörden vermöge ihrer Stellung zum Staat die Hände gebunden sind, unsererseits so viel als möglich thun wollten, um in dem uns durch die R. Cabinets-Ordre belassenen Gebiet persönlichen Entscheidens in der Frage, ob Trauen oder nicht, alle subjective Willkür

auszuschließen. Dies Wort sollte also, weit entfernt den bestehenden Behörden irgend eine willkürlich gebildete eigene Instanz entgegenzustellen, nur der persönlichen Willkür des einzelnen Geistlichen eine Schranke, und seinem Gewissen eine Stütze darbieten. — Wir befinden uns hiebei auch formell durchaus auf gesetzlichem Boden; denn wenn die bekannte Cabinets-Ordre es dem Gewissen des einzelnen Geistlichen frei giebt, ob er die Trauung verrichten will oder nicht, so kann es doch nur lobenswerth sein, wenn dieser einzelne Geistliche, um seiner Sache vor Gott gewisser zu sein, in zweifelhaften Fällen sich des Beiraths erfahrener Amtsbrüder aus der Nähe bedient. Dieser Beirath kann durch einen etwaigen Entscheid des Consistorii nicht überflüssig gemacht werden, denn die Personen des Beiraths sind an Ort und Stelle und können alle kleinsten Umstände reiflich in Erwägung ziehen, während grade diese Spezialkunde in einem amtlichen Bericht an die Behörde sich nicht so genau mittheilen läßt. — Aber der Ausspruch dieses Beiraths, weit entfernt, ein officiell bindender Beschluß für alle Glieder des Vereins zu seyn, bindet nicht einmal den Geistlichen, der denselben nachsucht, indem demselben durch unseren Beschluß ausdrücklich im Falle abweichender Meinung der Recurs an das R. Consistorium angewiesen wird. — Wie weit wir in unseren Kreisen entfernt sind, den bestehenden kirchlichen Behörden vorüberzugehen bei unseren Beschlußnahmen, können Sie z. B. daraus ermessen, daß wir selbst in der Freimaurerfrage, so wie in allem, was öffentliche Adresse und Proteste ic. heißt, nie persönlich an die Oeffentlichkeit treten, sondern unsere Bedenken und Wünsche immer dem R. Consistorium vorlegen. So ist auch diese gegenwärtige Denkschrift §. 1—7 eine Aufforderung und Bitte an das R. Consistorium, und nur §. 8 bezeichnen wir das, was wir zu thun gedenken, so lange eben die kirchlichen Behörden noch durch die Abhängigkeit vom Staate gebunden sind. — Bedenklich könnte nur etwa seyn, daß wir uns verpflichten, Niemand, dem in einer Pfarodie die Trauung versagt ist, zu trauen. Dies ist aber ein ganz einfacher Synodalbeschluß der Camminer Synode, der um so unverfänglicher war, als wir sämmtlich ohne Ausnahme in dieser Synode eines Sinnes sind in dieser Angelegenheit. — Wir glauben daher mit §. 8, worin wir ausdrücklich nur eine freie Vereinbarung, und zwar auf Grund der Cab.-Ordre vom 30. Januar 1846, geschlossen haben, die Befugniß unserer Stellung den R. Behörden gegenüber weder formell, noch materiell überschritten zu haben. Wir können es daher nur mit tiefem Schmerze ansehen, daß, wenn, wie es doch der Fall zu seyn scheint, in dem warnenden Erlaß des D. R. Rathes in Betreff der Ehescheidungsache, auch dieser unser Beschluß mißbilligend erwähnt wird, unserem Beschluß eine Deutung gegeben worden ist, die gar nicht in unserer Absicht lag. Aus diesem Grunde wird auch durch jenen Erlaß des D. R. Rathes in unserem Verhalten nichts geändert werden; nur in dem einen Punkte wird eine Aenderung eintreten, daß nicht der betreffende Geistliche oder die betroffene Partei direct, sondern die R. Superintendentur officiell in vorkommenden Fällen den Bericht an das R. Consistorium absendet; im Uebrigen ist unsere „freie Vereinbarung“ durch jenen Erlaß nicht betroffen. — Sonst kann ich Ihnen mittheilen, daß bereits die Synoden Cammin, Trepow, Greifenberg, Raugarb, letztere drei mit unwesentlichen Modificationen, dieser Vereinbarung beigetreten sind. Die Synode Wollin ist nicht in pleno beigetreten, sondern nur in einzelnen Mitgliedern — eben auf Grund jenes Erlasses des D. R. Rathes.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Sonnabend den 8. März.

N<sup>o</sup> 20.

## Erinnerung an den Markgrafen Johann von Küstrin.

Ein Vortrag gehalten im Auftrage des Evangelischen Vereins  
in Berlin.

Der Markgraf Johann von Küstrin ist geboren im Jahre 1513, und zwar an einem Tage, den wir lange mit großer Freude in unserm Vaterlande gefeiert haben, dessen wir noch immer mit Dankbarkeit gedenken, am 3. August. Der Ort, wo er geboren wurde, wird verschieden angegeben, bald Angermünde, bald Tangermünde, auch Peitz wird genannt und Küstrin; die meisten Geschichtsforscher aber nennen Tangermünde als seinen Geburtsort. —

Johann hat das mit vielen großen und bedeutenden Männern gemein, daß er die ganze Richtung seines Lebens der Erziehung und den Gebeten seiner Mutter verdankt, weshalb wir auch zunächst bei ihr stehen bleiben. — Sein Vater Joachim I., mit dem Beinamen Nestor, Churfürst von Brandenburg, war in seinem 15ten Lebensjahre, im Jahre 1499, seinem Vater, Joh. Cicero, in der Churwürde gefolgt. Er war ein weiser und einsichtsvoller Fürst, der mit strenger Gerechtigkeit Recht und Ordnung im Lande pflegte. Seine Gemahlin war Elisabeth, eine Schwester des Königs Christian von Dänemark; sie war eine seltene Frau, geschmückt mit wahrer und aufrichtiger Frömmigkeit, und ihrem Gemahl insofern überlegen, als sie frei war von den Vorurtheilen und dem Aberglauben ihrer Zeit, denen der Kurfürst so weit ergeben war, daß er, als ihm von einem Sterndeuter prophezeit war, daß am 25. Juli 1525 die Städte Berlin und Cöln in einem furchtbaren Unwetter untergehen werden, jenes Tages sich sehr früh mit seinem Hofstaat und seiner Familie auf den jetzigen Kreuzberg begab, und den ganzen Tag vergebens auf den Untergang Berlins wartete.

In die Zeit seiner Regierung fällt der Anfang der Reformation. Joachim war keineswegs blind gegen die Mißbräuche und Irrlehren der Katholischen Kirche, und gehörte zu den Fürsten, die im Jahre 1521 auf dem Reichstage zu Worms die 101 Beschwerden Deutscher Nation übergaben, in welchen über die Willkürlichkeiten des Römischen Hofes, über den traurigen Zustand der Kirche, über die Untüchtigkeit der Geistlichen und über die Gelderpressungen durch Ablass u. s. w. bitter geklagt ward. Auf diesem Reichstage sah Joachim zum ersten Male Luther, und sein entschiedenes und Glaubens=zuversichtliches

Auftreten machte wohl einen tiefen Eindruck auf ihn, denn es wird erzählt, daß er zu den Fürsten gehörte, die Luther zum Widerruf zu bewegen suchten. — So streng Joachim auch in der Mark Brandenburg der Ausbreitung der Reformation entgegentrat, und auch Luthers Bibelübersetzung verbot, so konnte er doch nicht hindern, daß Luthers Schriften viel gelesen wurden, und daß viele Familien, besonders in den Städten, sich dem neu aufgegangenen Lichte des Evangelii zuwandten. Am Schmerzlichsten für ihn war es, daß er selbst von seinem Schloß zu Berlin die Bewegung, die Aller Herzen ergriff, nicht hatte zurückhalten können. —

Christian II. von Dänemark, der Bruder der Kurfürstin, war 1523 aus seinen Staaten geflohen, und hatte erklärt, er wolle lieber Land und Krone verlieren, als von Luthers Lehre weichen. Joachim nahm ihn in Berlin auf, und durch ihn wurde die Kurfürstin immer mehr in der Lehre der Reformatoren befestigt. Bei seinem Einzuge in Berlin ritt ihm seine Schwester, die Kurfürstin, mit ihrem Hofstaate entgegen, und neben ihr ritt Prinz Johann, sein unruhig Pferd warf ihn ab, und schleifte ihn — die Mutter sprang entschlossen vom Pferde, und rettete ihren lieben Sohn.

Weihnacht 1527 begaben sich der Kurfürst, die Kurfürstin und die drei Kinder Joachim, Johann und Elisabeth in das schwarze Kloster, die damalige Domkirche von Berlin, die zwischen der Brüderstraße und der Breitenstraße auf dem Schloßplatze lag; zu ihr konnte man durch einen verdeckten Gang vom Schloße aus gelangen. Der Mönch, der die Predigt hielt, wußte, daß die sogenannte lutherische Ketzerei auch bis in das Schloß gedrungen war; und da Luther sich nur auf St. Paulum berief, so suchte er nachzuweisen, daß Paulus ein arger Irrlehrer gewesen, und kein Vertrauen verdiene. Er führte zu dem Ende den 4ten Vers aus dem 4ten Kapitel des Galaterbriefts an: „Da aber die Zeit erfüllet war, sandte Gott seinen Sohn, von einem Weibe geboren und unter das Gesetz gethan.“ „Seht da, rief er aus, wie Paulus ein schamloser Vagner ist, denn die h. Jungfrau ist nie ein Weib gewesen, sondern immer eine Jungfrau geblieben. Wie kann nun noch ein Mensch die Rechtfertigung aus dem Glauben für richtig halten, wie sie der Keger in Wittenberg lehrt, und sich dabei immer auf Paulum beruft?“ Plötzlich verstummte der fanatische Mönch, schwankte hin und her, und vom Schlage getroffen, stürzte er nieder. — Dies Ereigniß machte in Berlin großes Aufsehen. Die Kur-



fürstin sah darin ein Gericht Gottes, und es kam darüber zwischen ihr und dem Kurfürsten zu einem heftigen Austritt; doch sie wurde durch die Leiden, die sie um ihres Glaubens willen zu erdulden hatte, noch immer mehr in ihrem Glauben befestigt. — Oftern 1528 wußte sie es zu veranstalten, daß ihr im Schlosse heimlich durch einen evangelischen Geistlichen das heilige Abendmahl nach der Einsegnung Christi unter beiderlei Gestalt gereicht wurde. Die Prinzess Elisabeth erzählte es dem Vater, der darüber in heftigen Zorn gerieth, und starke Drohungen gegen seine Gemahlin austieß. Die Kurfürstin entschloß sich zur Flucht. Zwei Edelleute, Joachim v. Gütze und Achim v. Bredow, waren ihr behülflich; in der Nacht des 25. März 1528 verließ sie, als eine Bauerfrau verkleidet, das Schloß, und bestieg am Thor einen schlechten Bauernwagen. Ein Diener und eine Kammerfrau waren ihre einzige Begleitung. Es kam darauf an, so schnell als möglich die Sächsische Gränze zu erreichen. Bei den schlechten Wegen brach etwas am Wagen, die Kurfürstin riß ihr Tuch ab, und der Fuhrmann band damit das Zerbrochene zusammen. — An der Gränze empfing sie der Bruder Christian von Dänemark, und geleitete sie nach Torgau. Der Kurfürst von Sachsen wies ihr das Schloß zu Lichtenberg, nahe bei Wittenberg, zum Wohnsitze an, und sie kehrte nicht eher in die Mark zurück, als bis Joachim II. zur Regierung kam. In Lichtenberg hörte sie Luther oft predigen, hatte viele Gespräche mit ihm, und soll sogar drei Monate in seinem Hause gewohnt haben. Ihre Liebe und Anhänglichkeit zu dem großen Mann war so stark, daß sie auch später, als sie schon ihren eigentlichen Wohnsitz in Spandow hatte, noch oft nach Lichtenberg zurückkehrte, und erst nach Luthers Tode blieb sie beständig auf ihrem Wittwensitze zu Spandow. — Nachdem sich der erste Zorn des Kurfürsten gelegt hatte, erlaubte er, daß die Kinder die Mutter in Lichtenberg öfters besuchen durften, und sie benutzte diese Gelegenheit sehr fleißig, sie im Glauben zu stärken und zu bekräftigen; vorzüglich war es Johann, der jüngere Sohn, an dem sie viel Freude erlebte, und der ihrem mütterlichen Herzen besonders theuer war.

Die beiden Prinzen Joachim und Johann erhielten eine sorgfältige Erziehung, und wurden von geschickten und berühmten Lehrern in allen Künsten und Wissenschaften unterwiesen. Bei ihren guten und vortrefflichen natürlichen Anlagen erwarben sich beide eine ausgezeichnete und in damaliger Zeit seltene Bildung. Johann hatte eine besondere Vorliebe für die Mathematik, und seine Kenntnisse darin kamen ihm später, da er die Festungen Küstrin und Peitz baute, besonders zu Statten. — Beide Brüder begleiteten den Herrn Vater öfters auf seinen Reisen. Joachim und auch Johann waren beide schon auf dem Reichstag zu Worms, und sahen dort Luther vor Kaiser und Reich, und es machte einen tiefen Eindruck auf die jungen Herren, als Luther ein so treues und festes Bekenntniß ablegte.

Von der berühmten und zahlreich besuchten Universität Wittenberg ging das helle Licht des Evangelii immer heller auf, und die Mark konnte dagegen nicht abgesperrt werden. Hand-

werker trugen auf ihren Reisen Luthers kräftige und gewaltige Lieder von Ort zu Ort, und reisende Kaufleute brachten die Kunde von den großen Thaten der Reformatoren in ihre Heimath. Joachim gab 1527 in Folge eines Landtags zwar die strenge Verordnung, daß weder evangelische Geistliche angestellt, noch Aenderungen in den Ceremonien des Gottesdienstes vorgenommen werden sollten, doch so weit gab er den Bitten der Stände nach, daß in Häusern und Schlössern der Gottesdienst in evangelischer Weise durfte eingerichtet, und Luthers Bibelübersetzung durfte gelesen werden.

Im Jahr 1529 nahm Joachim seine beiden Söhne mit nach Speier zum Reichstag, und als dort der Kurprinz Joachim hörte, wie die katholischen Geistlichen wider die lutherische Abendmahlsfeier unter beiderlei Gestalt eiferten, indem sie behaupteten, daß, wenn der Heiland sage: „Trinket Alle daraus“, sich dies „Alle“ nur auf die Jünger, oder jetzt auf die Geistlichen beziehe, da fragte Joachim, ob denn auch bei Joh. 13, 10, wo der Herr sage: „Ihr seyd nun rein, aber nicht Alle“, das „Alle“ bloß von den Geistlichen zu verstehen sey. —

Auch zum Augsburger Reichstag durften die beiden Prinzen den Herrn Vater begleiten, und brachen dazu in seiner Begleitung am 25. Mai 1530 mit 456 wohlgeputzten Pferden von Berlin auf.

Vor dem großen Tage, an welchem das Bekenntniß der Evangelischen übergeben wurde, fand eine Verhandlung zwischen dem Kaiser und den evangelischen Kurfürsten Statt wegen der Theilnahme der Lektoren an der Frohenleichnams-Procession und Markgraf Georg von Brandenburg erklärte im Namen der Evangelischen, daß sie solch gottlose offenbärlische Menschenfägungen nicht durch ihr Erscheinen zu stärken gesonnen wären, derenhalber, setzte er hinzu, „ehe ich meinen Gott und sein heiliges Evangelium verleugnete, wollte ich lieber hier vor Ew. Kaiserlichen Majestät niederknien, und mir den Kopf abschlagen lassen.“ Der Kaiser ernannte eine Commission zur Unterhandlung mit den Evangelischen, und wählte zum Mitglied derselben auch den Kurprinzen Joachim.

Noch während des Reichstags brachen in der märkischen Stadt Stendal Unruhen aus. Mehrere Gesellen sangen Luthersche Lieder, und ein Mönch, mit Namen Kuchenbäcker fing an, das Evangelium zu predigen. Die Unruhen wurden so ernstlich, daß der Rath der Stadt fliehen mußte, bis die beiden Kurprinzen Joachim und Johann mit 1000 Reitern in Stendal einzogen, die Ruhe wieder herstellten und bei dem Herrn Vater um Gnade für die Stadt baten.

Durch alle diese Eindrücke erstarkten die fürstlichen Brüder immer mehr im Glauben an die evangelische Lehre und Wahrheit, und je mehr sie in der Nähe des Vaters ihre Ueberzeugung verbergen mußten, desto lieber gingen sie zur Mutter nach Lichtenberg; und in der Nähe dieser klaren und erleuchteten hohen Frau wuchsen sie in der Liebe zum Worte Gottes. Johann, der jüngere Prinz, hatte schon frühe sich zum Wahlspruch das Wort des Propheten Jesaja gewählt: „durch Stilleseyn und



hoffen werden wir stark sehn“, das er später, als er in Küstrin Thaler prägen ließ (1545), als Umschrift darum schrieb: „in silentio et in spe fortitudo mea.“

Nachdem Joachim I. 1534 noch einen wichtigen Landtag zu Berlin gehalten hatte, auf dem viele Gesetze gegeben wurden — einige der wichtigeren Urkunden sind auch von den beiden Prinzen unterfertigt — kam 1535 am 11. Juli sein Todestag. Er starb zu Stendal, und wurde beigesetzt zu Lehnin, nachmals aber wurde seine Leiche nach Berlin gebracht. — In seinem Testament war bestimmt, daß der ältere Sohn, Joachim, die Kurmark mit der Kurwürde, der zweite Sohn, Johann, die Neumark und einen Theil von der Lausitz erhielt. Die Verschiedenheit der beiden Brüder war wohl sehr groß, aber doch lebten sie in beständig friedlichem Verhältniß bis zum Ende ihrer Regierungen, das fast zu ganz gleicher Zeit erfolgte, Johann lebte nur wenige Tage länger als sein Bruder. Ihre Verschiedenheit zeigte sich besonders darin, daß Joachim sich viel lieber an Melanchthon wandte und seinen Rath einholte, während Johann ein warmer Freund Luthers war und blieb.

Der Vater hatte die Söhne noch auf seinem Sterhebette ermahnt, der alten Religion treu zu bleiben, aber nicht blos die Liebe zum Evangelio und das Beispiel der Mutter nöthigte sie, der Reformation die Mark zu öffnen, sondern eben so sehr die Unterthanen selbst. An allen Orten war die überwiegend größere Zahl der Bevölkerung dem reinen Worte Gottes zugethan, woraus sich auch allein erklärt, daß wie mit einem Schlage in der Kur- und Neumark das Evangelium über die katholischen Sagen und Mißbräuche den Sieg davon trug. Die Reformation war in den Gedanken und Herzen längst vollzogen, daher brach der katholische Kultus so schnell zusammen. Das ist der gesunde Weg aller Reform, daß erst die Gemüther den Gedanken zur Reife ausgetragen haben, bevor er in die äußere Erscheinung tritt. —

Johann war 22 Jahre alt, als der Vater starb, und 8 Jahre jünger als sein Bruder, der Kurfürst Joachim II. Nach des Vaters Tode begab er sich zunächst zu seiner Mutter, und hatte dort eine längere Besprechung mit Luther und den übrigen Reformatoren über die von ihm zu ergreifenden Maßregeln, und dann ging er nach Küstrin, von wo aus er sein Land zu regieren beschlossen hatte. Ein großer Ernst, eine besondere Entschlossenheit, ein fester unbeugbarer Wille und große Strenge in den Sitten zeichneten ihn schon in seiner Jugend aus und unterschieden ihn sehr von seinem Herrn Bruder.

Zuerst durchreiste er sein Land, und nahm überall die Huldigung entgegen. In Cottbus huldigten ihm die Stände der Lausitz am 6. Januar 1536. Schon damals bat der Rath und die Bürgerschaft, ihnen die öffentliche Annahme des evangelischen Bekenntnisses zu gestatten, und erhielt willig die erbetene Erlaubniß. Sofort wurden evangelische Geistliche berufen. In Königsberg huldigten ihm die Stände der Neumark; am 21. Januar 1536 hielt der neue Landesherr seinen Einzug. Die Mönche des dortigen Augustiner Klosters hatten schon vor seiner Ankunft

das Kloster verlassen und sich mit ihren Schätzen und Kostbarkeiten nach Lebus begeben. Johann besetzte die erledigten Pfarrstellen mit evangelischen Geistlichen, und machte aus dem Kloster ein Hospital. Bald folgten die Städte Jülichau, Drossen, Croßen, Arnswalde und viele Andere, in denen zum Theil schon früher das Evangelium verkündigt war. Am Vorsichtigsten verfuhr Johann in Küstrin selbst, wo er vorläufig nichts änderte, und erst 1538 in seiner Schloßkirche zum ersten Male das h. Abendmahl in evangelischer Weise feierte. An keinem Orte seines Landes führte er die reine Lehre mit Zwang und Gewalt ein, sondern förderte ihre Einführung nur da, wo er darum gebeten wurde. In Soldin war die Bürgerschaft der Reformation zugethan, nur die Domherren widerstrebten. Mit dem reichbegüterten Dom in Soldin waren 12 Domherrenstellen verbunden, die gewöhnlich den nachgeborenen Söhnen des Neumärkischen Abels verliehen wurden, die jedoch die Güter des Stifts in Müßiggang und Wohlleben verzehrten. Johann schickte im Jahre 1538 den ersten General-Superintendenten der Neumark Heinrich Frame nach Soldin, und ließ durch ihn das Evangelium im Dom predigen, und gab den 6 noch vorhandenen Domherren den bestimmten und ernsten Befehl, daß sie selbst sollten Luthers Katechismus lernen, und das Volk fleißig daraus unterrichten. Da die Herren dazu wenig Lust hatten, verließen sie das Vaterland, und der Markgraf ließ ihnen ihre Einkünfte nachschicken. So wurde auch in Soldin von der Zeit an das Evangelium gepredigt. Den meisten Widerstand fand die Einführung der Reformation in Lebus. Hier residirte der Bischof Georg von Blumenthal, ein geschwornener Feind der Lutherschen Ketzerei. Es kam zwischen ihm und dem Markgrafen zu einem heftigen Conflict, weil die Stiftsdörfer mit Steuern belegt, und die Stiftsbauern zu den Arbeiten bei dem Festungsban von Küstrin mit herangezogen wurden. Als der Bischof sich darüber beschwerte, daß seine Einwilligung dazu nicht nachgesucht sey, antwortete Hans, daß die Stiftsdörfer nicht anders behandelt werden könnten, als seine übrigen Unterthanen, und daß sie leisten müßten, was die Stände des Landes beschlossen hätten. Daß der Bischof seine Einwilligung dazu nicht gegeben, darauf komme es nicht an, er habe sie weder gesucht noch für nöthig gehalten. Der Bischof starb 1551, gleich darauf ließ Johann in den Stiftsdörfern eine Kirchenvisitation halten, und stellte überall evangelische Geistliche an. — Im Jahre 1540 ließ der Markgraf eine Kirchenordnung entwerfen, die sich eng an die Wittenbergische Kirchenordnung anschloß, und Luthers volle Zustimmung hatte. Sie unterschied sich insofern von der in der Kurmark von Joachim II. in demselben Jahre eingeführten Kirchenordnung, daß sie viel entschiedener die katholischen Ceremonien beseitigte, und mit großer Bestimmtheit auf reine Lehre in seinen Landen drang. In der Vorrede dazu preist er selber die Barmherzigkeit Gottes, der aus besonderer Vorsehung und Güte ihn zur Erkenntniß seiner göttlichen Wahrheit, und zum rechten christlichen Glauben an das reine Evangelium gnädiglich berufen habe, wodurch er verursacht sey, das reine Evangelium und das



klare Wort Gottes nach Form der apostolischen Lehre ohne Verfälschung durch menschliche Zusätze in seinen Landen predigen zu lassen, damit seinen Unterthanen das Wort Gottes hell und klar vorgetragen und der Weg zur Seligkeit gewiesen werde.

Schon im Jahr 1537 am 16. Mai hatte sich der Markgraf verehlicht mit der 19 Jahr alten Prinzessin Catharine von Braunschweig-Wolfenbüttel, Tochter des Herzogs Heinrich, mit der er eine überaus glückliche und gesegnete Ehe führte. Seine Gemahlin nahm den innigsten Antheil an seinen Arbeiten und Sorgen. Sie war von Herzen dem Evangelio zugethan, und das Schloß zu Küstrin war der Sitz des seltensten häuslichen Glücks. Sie wurde im ganzen Lande bald nicht anders genannt, als die liebe Mutter Rätthe, und unter diesem Namen lebt noch heute ihr Andenken in den Städten und vielen Dörfern der Neumark, besonders in Neudamm, Grosse und Küstrin fort. Die beiden Töchter, die sie gebar, Elisabeth, geboren 1540, und seit 1558 Gemahlin des Herzogs Georg Friedrich v. Anspach, und Catharine, geboren 1549, seit 1570 mit dem Markgrafen Johann Friedrich vermählt, wurden mit großem Ernst in Gottes Wegen erzogen. Der Markgraf hielt sehr strenge auf häusliche Zucht und Ordnung. Seine Zeit war genau eingetheilt. Morgens früh las er mit seiner Gemahlin und den Kindern in Gebetbüchern, und besonders in der h. Schrift. Dann erschienen die Rätthe, die ihm die Angelegenheiten des Landes vortrugen, und dann ließ er sich Bericht erstatten über das, was sich sonst in der Welt zutrug. Er war unermüdet in der Arbeit, bekümmerte sich um Alles, und sorgte mit großer Gewissenhaftigkeit, daß Jedem sein Recht werde, und Niemandem Unrecht geschehe. Wiederholentlich scharfte er den Amtleuten und Rätthen ein, daß sie keine Geschenke und Gaben nähmen, damit sie nicht nach Gunst, sondern nach Recht das Volk regierten und richteten. —

Zur Erholung diente ihm die Jagd, Abends ließ er oft in seinem Schlosse musiciren und unterhielt sich auch hin und wieder mit seinem Arzt im Brettspiel. — Er liebte es, oft kleinere Reisen in seinem Lande zu machen, um überall nachzusehn, wie seine Befehle ausgeführt wurden, bei welcher Gelegenheit auch der Geringste frei und offen mit ihm reden durfte. Um zu erfahren, wie man über ihn und seine Regierung urtheile, verschmähte er es auch nicht, sich zu verkleiden. So wird erzählt, daß er, wie ein dänischer Soldat gekleidet, in eine Schenke in der Nähe von Sternberg gegangen sey, und als er dort hörte, wie sich die Leute über allerlei, namentlich über die Biersteuer und die schweren Abgaben zum Festungsbau sehr beschwerten, sagte er zu dem Edelmann, der ihn erkannte: „so deutsch spricht man in Küstrin nicht mit mir.“ Auch als ein Schlächter verkleidete er sich einst, um die Treue und Ehrlichkeit seiner Schäfer zu erproben; und als er bei dieser Gelegenheit von einem Schäfer thätlich angegriffen wurde, belohnte er ihn fürstlich für seine Treue. Sein Vertrauen war schwer zu erwerben. — Ueber die Thür seines Schlafgemachs hatte er geschrieben:

„Einem Jeden sollst du freundlich seyn,  
Jedoch mach dich nicht allzu gemein,  
Unter Tausenden trau kaum Einem recht,  
Bis du ihn erkannt hast treu und schlecht.  
Mancher stellt sich, wie er es nicht meint,  
Jetzt ist er Freund, und bald wieder Feind,  
Er zeigt sich dir wohl treu und gut,  
In Noth er dich doch verlassen thut.“

Er liebte es überhaupt, die Wände seiner Wohnung mit allerlei Inschriften zu versehen, und sein Biograph Hänfler be-

richtet, daß er selbst noch die nachstehenden Verse an allen Wänden des Schlosses gelesen habe:

Psalm 17, v. 4 und 5. Ich bewahre mich in dem Wort deiner Lippen vor Menschen Werk. Erhalte mein Herz auf deinen Fußsteigen, daß meine Tritte nicht gleiten. — Ferner Psalm 119, v. 11. Ich behalte dein Wort in meinem Herzen, daß ich nicht wider dich sündige. —

Sowohl er als die liebe Mutter Rätthe waren sehr sparsam und lebten sehr einfach, dabei aber waren sie doch oft sehr wohlthätig, nahmen sich der Armen an, und gaben nicht unbedeutende Summen zum Kirchen- und Schulnbau her; so ließ er z. B. 1544 in der Hauptkirche von Küstrin einen schönen Altar aus weißem Marmor bauen, der ihm 192,000 Gulden kostete. Vor dem schönen Bilde des Auserstandenen knieten in Lebensgröße der Markgraf, seine Gemahlin und beide Töchter. Alle Rechnungen ließ er sich vorlegen und sah sie genau durch. Oft schrieb er eigenhändig darunter: „An Gottes Segen ist Alles gelegen!“ Er selbst trug Strümpfe und Wäsche, die ihm seine Töchter gestrickt und genäht hatten. An seinen Kanzler Barthold von Mandelsloh, der täglich in seidenen Strümpfen ging, schrieb er einst: Bartholde, ich hab' auch wohl seidne Strümpfe, aber ich trage sie nur an Sonn- und Festtagen. Die Markgräfin und ihre Tochter gaben überall das Beispiel der Sparsamkeit und der bürgerlichen häuslichen Tugenden. Sie bekümmerte sich nicht bloß im Schlosse um die Dienerschaft und um die tägliche Tafel, sondern ging auch selbst in die Küche und gab heraus, was gebraucht wurde, — als etwas Auffallendes wird bemerkt, daß der Haushalt in einem Jahre 23,291 Thlr. gekostet habe — sie ordnete auch auf dem Markte den Verkauf der Erträge ihrer Güter und Gärten an. — Als die Festungswerke von Küstrin gebauet wurden, ließ der Markgraf eine Münze, Düttchen (2 g Gr. 3 Pf.), prägen, mit der die Arbeiter bezahlt wurden, seine Gemahlin aber sorgte durch den Verkauf von allerlei Lebensmitteln dafür, daß das Geld immer wieder in ihres Herrn Gemahls Kasse zurückkam. Nach einer alten Chronik von Soldin, die auch Hänfler bestätigt, waren der kahlen Düttchen, wie man sie nannte, so viele, daß man sie wie Getreide im Schlosse aufgeschüttet hatte, und sie auch so messen mußte, weil sie nicht zu zählen waren. Es sollen ihrer aber 24 Wispel oder 4,866,048 Thlr. gewesen seyn, die nach seinem Tode gefunden wurden. Mit großem Ernst, oft auch mit vieler Strenge, hielt Johann auf christliche Zucht und Ordnung im Lande. Die Uebertretung des dritten Gebots wurde nachdrücklich mit Geld- und Gefängnißstrafen gerügt. Der Mißbrauch des h. Namens Gottes war in seinen Augen eine ganz besonders schwere Sünde, und er hielt sich verpflichtet, sein Land und seine Unterthanen zu schützen gegen den Zorn Gottes, der durch das Fluchen nothwendig herbeigezogen werde. Jeder, der im Fluchen betroffen wurde, mußte 4 — 5 Tage im Gefängniß sitzen bei Wasser und Brod, und für jeden Tag außerdem noch einen Thaler zahlen; war er vom Adel, so wurde die Strafe bedeutend geschärft und erhöht: das erste Mal mußte der Edelmann 2 Schock Groschen, das zweite Mal 4 Schock, das dritte Mal 6 Schock zahlen, und außerdem noch nach Gutbefinden des gnädigen Herrn nachdrücklich gezüchtigt werden. Wenn diese Strafen nicht halfen, so sollte der Flucher ohne Gnade aus dem Lande verwiesen werden. Wie genau und scharf er es mit den Sünden gegen das sechste Gebot nahm, davon zeugen viele Verordnungen und besonders die Hausordnung, die er für sein Schloß entworfen hatte. —

(Fortsetzung folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Mittwoch den 12. März.

N<sup>o</sup> 21.

## Erinnerung an den Markgrafen Johann von Küstrin.

(Fortsetzung.)

Für die Behandlung und Befoldung des Gesindes hatte er bestimmte Gesetze gegeben. Der Hausvater war verantwortlich für das Umhertreiben und die Aussweisungen seiner Diener, und wurde gestraft, wenn er seine Schuldigkeit nicht that. Der jährliche Lohn des Gesindes war festgesetzt. Ein Großknecht erhielt 6 Gulden, ein Jungknecht 3 Gulden, und außerdem Hemden, Schürzen, Stiefeln und Schuhe. Die Großmagd erhielt 3 Gulden, und die kleine Magd 1—2 Gulden, und außerdem 7 Ellen Leinwand, Hemden, einen Schleier und einen Kittel.

Auch den Aufwand bei Hochzeiten und Kindtaufen beschränkte er. Ein Bürger durfte nur 5 Tische voll Gäste bitten, den Tisch zu 12 Personen gerechnet; ein Bauer durfte nur 6 Familien einladen. Bei Kindtaufen sollten höchstens 12 Gekrönten gebeten werden. Beim Kirchgang der Wöchnerin sollte nur stehend etwas Kuchen gegessen werden. Wer in seinen Landen Wein trinken wollte mußte, mit dem Croßner Wein vorlieb nehmen, wie auch er selbst nur solchen trank, und überhaupt sehr mäßig lebte. In fürstlicher Pracht und Herrlichkeit sah man seinen Hof in Küstrin selten und nur bei ganz besondern Veranlassungen, so z. B. bei der Verheirathung der beiden Prinzessinnen; auch auf seinen Reisen an fremde Höfe trat er in glänzender Weise auf, und sparte kein Geld.

Besondere Aufmerksamkeit verwandte er auf die Besetzung der Pfarrstellen. Einst schrieb er an Luther, und forderte von ihm, daß er ihm einen tüchtigen Prediger schicken sollte. Luther schlug ihm 2 Männer vor, von dem Einen schrieb er, er sei ein sehr gelehrter und in den Wissenschaften wohlversandter Mann, der Andere, schrieb er, lese viel in der Bibel und wisse sie fast auswendig. Hans antwortete, Luther solle den schicken, der die Bibel auswendig wisse. Er befahl dem Adel auf den Dörfern und den Räten in den Städten, nur solche Geistlichen anzustellen, die reine und gesunde Lehre vortrügen, und die reine Lehre mit gutem Wandel bekräftigten. Den Geistlichen war verboten, solche Häuser zu besuchen, wo Bier und Wein geschenkt wurde. —

So sehr nun auch des Markgrafen Fürsorge und Sorgfalt auf die Verwaltung und den Flor seines Landes gerichtet war, so behielt er doch auch die Angelegenheiten Deutschlands

so im Auge, daß ihm seine Zeitgenossen den Beinamen „das Auge und der Rath Deutschlands“ gegeben haben. Bei den großen Ereignissen seiner Zeit wurde sein Rath viel und oft gesucht und befolgt. Seines Geistes Klarheit und Festigkeit zeigte sich besonders in den Bewegungen, die durch das Augsburger Interim hervorgerufen wurden. Kaiser Carl V wollte in gleicher Weise des Papstes Macht beschränken, und den evangelischen Fürsten gegenüber seine Macht erheben. Er benutzte die Zerrissenheit Deutschlands zur Vermehrung seiner Gewalt, und suchte die Fürsten in größere Abhängigkeit zu bringen. Es lag nicht in seinem Plan, die evangelische Lehre ganz zu unterdrücken, sondern nur den Papst sich willig zu erhalten; ebenso wollte er auch der Reformation nicht freien Lauf lassen, nur mit den katholischen Ständen es nicht verderben, denn seine Politik nach außen hin, Frankreich und England gegenüber, erforderte, daß er seine Kraft nicht durch einen Krieg in Deutschland schwäche. — Johann von Küstrin wünschte aufrichtig den Frieden, und seine Maßregeln waren immer darauf gerichtet, den Krieg von seinen Gränzen fern zu halten. Dabei ging er von dem Grundsatz aus, daß, wer den Frieden wolle, zum Krieg müsse gerüstet sein. Daher betrieb er mit großem Eifer und großen Opfern den Bau der beiden Festungen Küstrin und Peitz, und war immer darauf bedacht, den Staatsschatz zu mehren, und seine Unterthanen in Gebrauch der Waffen zu üben. Bald nach seinem Regierungsantritt schloß er sich dem Schmalkaldischen Bunde, einem Schutz- und Trutz-Bündnisse der evangelischen Fürsten unter einander, an, sagte sich jedoch später, als die Häupter des Bundes, der Landgraf von Hessen und der Kurfürst von Sachsen, seinen Schwiegervater Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel mit Krieg überzogen und gefangen nahmen, wieder von dem Bunde los.

So lange Luther lebte hielt er durch sein Gebet den Krieg zwischen den evangelischen und katholischen Reichsständen zurück, und Markgraf Hans war des guten Glaubens, daß Gott der Herr Seine Kirche mit Seiner Hand schützen werde. Als aber bald nach Luthers Tode der Schmalkaldische Krieg ausbrach, und der Kaiser auch von dem Markgrafen Hans Hülfsstruppen forderte, kam er in eine sehr üble Lage. Die evangelischen Fürsten verlangten seinen Beistand, und besonders schrieb seine verehrte und geliebte Mutter von Spandow aus in beweglicher Weise an ihn, daß er nicht möge zur Unterdrückung des Evangelii sein Schwerdt ziehen. Da ihm der Kaiser die Versicherung



gab, daß er durchaus nicht um der Religion willen wolle Krieg führen, sondern einzig und allein um Ruhe und Ordnung im Reich aufrecht zu erhalten, entschloß er sich, ihm 700 Reiter zu stellen, aber in welchem Sinne er das that, bezeugte er dadurch, daß er auf ihre Fahnen mit deutlicher Schrift schreiben ließ: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gotte, was Gottes ist“, und daß es ihm damit ein Ernst war, hat er später in der glänzendsten Weise bewiesen. — Das Wort der Schrift: „man muß Gott mehr gehorchen, denn den Menschen“, ist oft gebraucht worden, um den Ungehorsam gegen die von Gott geordnete Obrigkeit zu rechtfertigen. Johann aber wollte, so treulich und ernstlich er auch das Evangelium liebte, und so ein heiliger Ernst es ihm auch mit der reinen Lehre war, dennoch lieber thun, was ihm sehr schwer wurde, besonders um seiner lieben alten Mutter willen, als sich gegen seinen Kaiser auflehnen, der ihm bestimmt versprochen hatte, daß er nicht zur Unterdrückung des Evangelii zu den Waffen greife. Gegen die Anklagen, die deshalb von mehreren Seiten und besonders von den Fürsten des Schmalkaldischen Bundes gegen ihn erhoben wurden, rechtfertigte er sich in einer sehr ruhigen und klaren Erklärung, die von ihm selber ausging. Der Erfolg des Schmalkaldischen Krieges ist bekannt. Der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen waren tief gedemüthigt in des Kaisers Macht, da berief der Kaiser den Reichstag zu Augsburg 1548 zusammen, und hielt ihn selber ab. Er befand sich auf der Höhe seiner Macht; seine Gegner Heinrich VIII. von England und Franz I. von Frankreich waren kurz nach einander gestorben, aus dem Schmalkaldischen Kriege war er siegreich hervorgegangen — Deutschland und seine Fürsten sollten ihre Abhängigkeit fühlen. Die sechs Kurfürsten, viele Grafen und Herren, auch Markgraf Hans waren in Person erschienen. Der Kaiser hatte mehrere tausend Mann auserlesene Truppen mitgebracht, und führte eine festere und stolzere Sprache, denn je zuvor, gab dabei aber doch ganz deutlich zu verstehen, daß er nicht gesinnt sey, die Protestanten dem Papst zu Gefallen zu unterdrücken oder gar auszurotten. Er gedachte, nur seine Macht zu befestigen und zu vermehren, und dazu konnte er dem Papst gegenüber die religiösen Kämpfe in Deutschland vortrefflich gebrauchen. Daher forderte er auch nicht die unbedingte Unterwerfung unter das zu Trient versammelte und zu seinem großen Aerger nach Bologna verlegte Concil, sondern verlangte nur, daß in Betreff der Religionsfreiheit ein Vergleich zu Stande gebracht werde, der bis zum künftigen definitiven Abschluß Gültigkeit haben sollte. Für das künftig zu haltende Concil eröffnete er den Protestanten im Ganzen günstige Aussichten. Diesen Vergleich nun zu Stande zu bringen, hatte sehr große Schwierigkeiten. Der Landgraf von Hessen meinte, er wisse keinen andern Ausweg zur Wiedervereinigung des gespaltenen Deutschlands, als wenn die eine Hälfte die Andern umbrächte. Die Kurfürsten von Brandenburg und von der Pfalz aber waren mit dem Kaiser der Meinung, daß eine Vereinigung immer noch möglich sey; und so wurde unter besonderm Einfluß des

Berliner Hofprediger Agricola das Interim — so genannt, weil es nur provisorisch gelten sollte — entworfen. Es hatte das Schicksal, was allen dergleichen Vereinigungsversuchen zu Theil geworden ist. Es ward die unverstehbare Quelle von neuem Haß und Streit. Was beiden Parteien gefallen sollte, gefiel keiner von beiden, und was den einen Theil zufrieden stellte, diente zum Mißvergnügen des Andern. Dennoch wurde das Interim unter des Kaisers Namen publicirt, und nur wenige wagten es, sich dagegen zu erklären; zu diesen wenigen nun gehörte vor Allen der Markgraf Hans. Das Zureden seines Herrn Bruders zur Nachgiebigkeit blieb ohne Erfolg; er reichte dem Kaiser seinen Protest schriftlich ein, und bat dann noch mündlich für sich und seine Neumark um Verschonung mit dem Interim; der Kaiser aber forderte seine Unterwerfung, weil die übrigen Reichsstände zugestimmt hätten. Markgraf Hans wurde noch einmal vor den Kaiser geladen, und um ihn einzuschüchtern, wurde, wie Hänfler berichtet, viel Spectakel gemacht, und von dem Kaiserlichen Kriegsvolk eine Gasse gebildet von der Wohnung des Markgrafen bis zu des Kaisers Saal. Hier fand er Carl V. und König Ferdinand und den Bischof von Arras. Der Kaiser sprach heftige Drohungen aus, als wollte er ihm Land und Leute, und selbst die Freiheit nehmen. Hans blieb aber fest, und entschlossen antwortete er: „Ich kann und werde das Interim nicht annehmen, denn es ist wider mein Gewissen, dagegen will ich nicht handeln, und nie von dem Augsburger Bekenntnisse weichen.“ Sollte er sich dadurch des Kaisers Unhuld zuziehen, fuhr er fort, so müsse er es Gott befehlen. Es sey das eine Sache, die Seel und Seligkeit betreffe, darüber nicht der weltlichen Macht, sondern Gott allein zu urtheilen und zu richten zustehe, auch sey er Gott für seine armen Unterthanen verantwortlich und könne sie nicht mit falscher Lehre beschweren.“

(Schluß folgt.)

## Nachrichten.

Wir vernehmen aus sicherer Quelle, daß E. R. Falk zu dem in Nr. 5 d. J. berührten gerichtlichen Verfahren gegen E. R. Gillel nicht die mindeste Veranlassung gegeben hat.

Die Redaction.

### Die Wahl des Propst Krause aus Breslau zum Pastor an St. Nicolai in Hamburg.

Am 27. März des vorigen Jahres starb der damalige Senior des geistlichen Ministerii zu Hamburg und Pastor an der St. Nicolai-Kirche, Dr. Ludwig Gottl. Christian Strauch, ein treuer Zeuge des Herrn, in welchem die Demuth und Milde des Jüngers Christi mit entschiedenem Muthe auf das Köstlichste verbunden war. Sein Andenken bleibt im Segen! Es wurde mit der Wahl eines Nachfolgers besonders um deswillen gezögert, weil bei dieser Gelegenheit



zuerst von einem Wahlmodus Gebrauch gemacht werden sollte und dieser deshalb vorher gesetzlich festzustellen war. Früher nämlich hatte ein kleines Collegium, die Beede, bestehend aus fünf Personen unter dem Vorsteher des Seniors, den weiten Wahlaussatz gemacht. Aus diesem hatte ein größeres, das sogenannte kleine Kirchencollegium, einen engen Aufsatz von vier Wahlcandidaten angefertigt, und aus diesem hatte schließlich ein größerer Körper, das große Kirchencollegium — meistens aus etwa zwanzig Personen bestehend — gewählt. Dies war als Beschränkung der Freiheit angesehen; es war deshalb schon seit mehreren Jahren wiederholt in Anregung gebracht, daß es besser sey, wenn von Anfang an der wählende Körper sich bei der Angelegenheit theilnähme. Diese Meinung trug den Sieg davon; die alte Weise, bei welcher doch noch ein logischer Fortschritt in den einzelnen Acten wahrzunehmen war, ward aufgegeben, und es wurde Gesetz, daß hinfürro auch schon der wählende große Körper erst den weiten, dann den engen Wahlaussatz anfertige. Die erste Pastorenwahl, bei welcher nun dieser neue Wahlmodus zur Anwendung kam, war die eben vollzogene. Nachdem einige Wochen vorher ein weiterer Aufsatz angefertigt war, der noch Männer wie Superint. Lund, Schuldirector Bertheau aus Hamburg, Superint. Nielsen aus Oldenburg enthielt, wurde am 6. Decbr. v. J. der enge Aufsatz gebildet. Auf diesem standen die Wahlcandidaten Kirchenrath Schwarz aus Jena, der frühere Prediger zu Ottsen Heinsen, Dr. Gesschen, Diaconus an der St. Michaeliskirche in Hamburg, und der Probst Krause in Breslau. Ehe nun aus einem solchen Aufsatze gewählt wird, muß derselbe von dem Wahlcollegio dem geistlichen Ministerium ad scrutinium et procos vorgelegt werden; „des Endes“, wie der Senat sich 1728 selbst darüber ausgesprochen hat, „soll er vor der Wahl namkundig gemacht und angezeigt werden, damit es, wenn ihm bewußt, daß an der Aufgesetzten Lehre, Leben und Wandel etwas auszufallen, solches den Wählenden in Zeiten eröffnen, sonst aber erstere in deren Gebet einschließen und wegen der Wahl selbst die gewöhnliche Fürbitte in den Kirchen verrichten möge.“ Dies Scrutinium wurde dem Herkommen nach schriftlich gehalten; der Senior schickte den Aufsatz bei allen Mitgliedern des Ministeriums herum und zählte hernach die Zahl der Stimmen, welche für, und diejenigen, welche wider die Betreffenden gestimmt hatten; die Majorität der Stimmen entschied und bestimmte das Urtheil, das dem Wahlcollegio als Ministerial-Entscheidung abgegeben ward. Jeder Unbefangene kann hierin nur ein höchst unzumuthbares Verfahren erblicken. Denn da es sich hier offenbar um die Ablegung eines Zeugnißes handelt, billigen die Zahlen der Stimmen ebensowenig gegen einander gehalten werden, wie man, wenn Brautpaare proclamirt werden, sagen kann: die Einsage rührt ja nur von Einer Stimme her; alle Uebrigen haben nichts einzuwenden, die Majorität gilt. Ueberdies erfuhr auf diesem Wege Niemand die triftigen Aussagen seines Nachfolgers, die ihn selbst zu einem andern Urtheil könnten bestimmt haben. Als schon früher einige Mitglieder des Ministeriums auf diese Mangelhaftigkeit hingewiesen hatten und Abänderung begehrten, hatten sie aus der Antwort Gelegenheit, zu sehen, daß das Scrutinium nur als leere Form angesehen wurde. — Der enge Aufsatz wurde also auch diesmal in der angeführten Weise zum Scrutinium vorgelegt. Da fanden sich nun sieben Mitglieder des Ministeriums, denen der Propst Krause nicht bloß anderweitig aus früheren Jahren bekannt war, sondern namentlich seine im Jahre 1845 gehaltene Predigt: „der Meinungs-freit über die Person Christi“, vorlag. Auf Grund der in dieser

Predigt enthaltenen Irrlehren sprachen sie sich dahin aus, daß sie ihn für zulässig zum geistlichen Amte nicht erachten könnten, und mehrere von ihnen verlangten, ihr Protest solle dem Ministerio vorgelegt werden, damit nicht bloß die nach ihnen votirenden Mitglieder Kunde von demselben erhielten. Die letztere Bitte wurde nur Einem gewährt; aber schon der Anfang einer zweiten Umfrage hatte zur Folge, daß noch ein anderes Mitglied des Ministeriums sein früheres Botum zurücknahm. So hatten nun acht Geistliche Zeugniß wider Krause abgelegt. Es wurde aber nach dem Herkommen verfahren; die Majoritäts-erklärung — aus vierzehn Stimmen bestehend — ging an das Wahlcollegium ab, wurde freilich mit dem Berichte des Seniors begleitet, daß acht Mitglieder protestirt hätten, aber dieser Bericht suchte den Protest zu entkräften durch den Zusatz „aus dogmatischen Gründen“ und durch die Bemerkung, daß man den Propst in Preußen trotz jener Lehre nicht bloß in seinem Amte belassen, sondern auch befördert habe. Die protestirenden Geistlichen konnten sich Gewissenshalber nicht bei dem beruhigen, was geschehen war. Sieben von ihnen traten zusammen und reichten der obersten Kirchenbehörde, dem Senate, eine Vorstellung und Bitte ein. Sie erklärten, ein Mann, der, wie dies in der beigelegten Predigt geschehen war, sich über die Person Christi äußere, sey nicht einmal im Stande, den Schluß des verordneten Kirchengebets zu sprechen und könne unmöglich sich anheischig machen, der formula committendi nachzukommen. Diese enthält nämlich folgende Stelle: „Die Gemeinde, zu der Sie berufen sind, erwartet mit Recht von Ihnen, daß Sie Ihren Unterricht nach der unveränderten Augsburgerischen Confession und den übrigen öffentlichen Bekenntnißbüchern unserer Evangelischen Kirche und dieser Stadt abfassen und nicht durch Abweichungen von denselben Verwirrung und Aergerniß unter Ihren Zuhörern oder Uneinigkeit unter den übrigen Lehrern anrichten. Alle Lehren, zu welchen wir uns öffentlich bekennen, müssen auch von Ihnen freiwillig bekannt und nie aus Menschengefälligkeit oder Menschenfurcht verheimlicht, verdröht oder gar geläugnet werden. In keinem Fall dürfen Sie Irrthümer verbreiten oder auch nur zweifelshafte Meinungen statt erwiesener und in dem Worte Gottes gegründeter Wahrheiten vortragen. Vielmehr müssen Sie alle dem Worte Gottes widersprechende Irrthümer, wie sehr sie auch durch das Ansehen der Menschen begünstigt werden, gründlich widerlegen und vor denselben Ihre Zuhörer warnen.“ Weil nun Propst Krause in jener Predigt gefährliche Irrthümer verbreitete und in dem inzwischen verflossenen Zeitraume von zehn Jahren nicht bloß keine Zurücknahme derselben erfolgt, sondern von dem Verfasser mehrfaches Aergerniß gegeben war, so baten jene Geistlichen, der Rath möge ein Eingehen thun und geeignete Maßregeln ergreifen. Der Senat ging auf diese Eingabe nicht ein; ihm war durch das Majoritätsvotum des Ministeriums vollkommen genügt. Doch war ihm inzwischen zu Ohren gekommen, daß Propst Krause vor seinem Eintritte in die Union der Reformirten Kirche angehört habe. Das gab Veranlassung dazu, daß die Fürbitten, die bereits angekündigt waren, wieder abgesagt wurden; es sollten erst Erkundigungen eingejogen werden. Darüber vergingen mehrere Wochen. Diese wurden von den sogenannten freisinnigen Blättern benutzt, um Allerlei zu Gunsten des Propst Krause und als Anklage wider die protestirenden Geistlichen zu sagen. Doch trat in diesem Zeitraume noch ein Mitglied des Ministeriums den Protestirenden bei, so daß ihrer acht nun ihre Bedenken vor dem Rathe ausgesprochen hatten. Nach längerer Zeit ging von Berlin die erbetene Auskunft



ein; die Angabe, daß Krause früher reformirt gewesen, hatte sich als eine irrige herausgestellt. Doch sollen mit dieser Mittheilung zugleich Belege über den Standpunkt des Hr. Krause verbunden gewesen seyn, welche für das Urtheil der Petenten wohl hätten zur Stütze dienen können. Der Rath beendete die Sache damit, daß er dem Wahlcollegio die eingegangenen amtlichen Mittheilungen communicirte und dem Ministerio bedeutete, seine bisherige Art, das Scrutinium zu halten, sey eine mangelhafte, es müsse für die Zukunft Aenderung getroffen werden. Damit war deutlich genug erklärt, er wolle mit dieser Sache nichts weiter zu thun haben. Die Supplicanten erhielten keine Antwort, wie sie auch nach der Fassung ihres Petitionis keine erwarten konnten. Sie waren auf den Standpunkt der Bitte — den einzigen, den sie einnehmen konnten — getreten; diesen durften und mußten sie gewiß noch einmal einnehmen, als der ganze Hergang in ein zweites Stadium trat. Das Erste, was sie erreicht wünschten, war Verhinderung der Wahl; diese konnten sie bei ihrer Obrigkeit nicht erreichen. Das Zweite mußte seyn, für den Fall, daß die Wahl auf den Betreffenden fallen sollte, um Verjagung der Vocation beim Senate anzuhaken. Zu diesem Schritte vereinigten sich ihrer sechs. Es war ihnen freilich schon bekannt, daß der Senat selbst die Vocation nicht als einen besonderen Act anzusehen pflegt, sondern nur als seine Erklärung über die formelle Richtigkeit der vorgenommenen Wahlhandlung. Zu hoffen hatten sie demnach von diesem Schritte nicht viel. Aber sie gingen bei ihm von dem Gedanken aus, daß zunächst nicht auf den Erfolg, sondern auf Salbierung des eigenen Gewissens zu sehen sey, daß aber auch jener mit Sicherheit noch nicht festgestellt werden könne, weil er ja ein Werk dessen ist, welcher der Menschen Gedanken lenkt wie Wasserbäche. Mit diesen Gedanken thaten sie den zweiten Schritt. Sie beriefen sich darauf, daß der Rath doch selbst anerkannt habe, daß der bei dem Scrutinio gewählte Weg nicht von der Art sey, daß durch ihn ein sicheres Resultat erzielt werden könne; sie wiesen darauf hin, daß es sich darum handle, einen Mann zur Unterschrift der symbolischen Bücher herbeizuziehen, der vor einigen Jahren die Beseitigung dieser Verpflichtung an der Spitze vieler Gesinnungsgenossen gefordert habe; und sie baten, Aergernisse und Reibungen solcher Art, wie sie an manchen Orten gewesen und wie sie in Aussicht ständen, von der Hamburgischen Kirche fern zu halten. Die Eingabe wurde gemacht; auch sie veranlaßte den Senat zu keinem Einschritte. Krause wurde am 2. März, auf den Vorschlag des Seniors Dr. Schmalz, gewählt und Tags darauf von einem Hochedlen Rathe vocirt. So liegt die Sache jetzt. Es fragt sich nun, welchen Verlauf wird sie ferner haben? Was werden diejenigen thun müssen, welche bisher protestirt haben — oder ist überhaupt nichts mehr zu thun? Nach altem Herkommen muß der Vocirte vor seiner Amtsübernahme ein Colloquium halten und die symbolischen Bücher unterschreiben. Billig sollte man erwarten, daß ein Mann, der die Verpflichtung auf die Symbole 1848 vor seiner Behörde als ein Leiden und eine Fessel bezeichnete und auf ihre Beseitigung drang, sich widersetzen müßte, wenn ihm die neue Unterschrift zugemuthet würde. Das wäre ehrlich und aufrichtig. Das wäre aber freilich auch hinreichend, um ihm den Eintritt in das geistliche Amt der Hamburgischen Kirche zu versperren. Denn ein Eintritt ohne diese Unterschrift oder auch nur mit einer Limitation ist durch das Gesetz ausgeschlossen. Der Buchstabe des Gesetzes von 1603 lautet hinsichtlich des Corpus doctrinae: „Es ist auch unser ernster Wille und

Meinung, daß es auch künftiger Zeit von allen und jeden Successoribus im Ministerio, wenn sie berufen und ehe sie noch angenommen und eingeführt werden, in allen Punkten und Artikeln, ohne einigen Vorbehalt, Exception oder Ausflucht angenommen, bewilliget und subscribiret werden soll.“ — Aber wir sind weit entfernt, anzunehmen, daß diese Bestimmung den Neuerwählten abhalten sollte; im Gegentheil glauben wir, daß er durch den Blick auf Gesinnungsgenossen, die trotz ihrer entschiedenen Abweichung von den Symbolen sich auf dieselben verpflichten ließen, über etwaige Scrupel sich hinwegsetzen werde. Von dem Colloquium hoffen wir in gleicher Weise nichts; und dies thut uns besonders weh, daß wir auch in dieser Hinsicht unsere Hoffnungslosigkeit aussprechen müssen. Wir denken uns das Colloquium, welches ermitteln soll, ob die Lehre des Vocirten genügende Garantien für die Uebernahme des Amtes biete, müsse, recht gehandhabt, in der vorliegenden Angelegenheit den Ausschlag geben. Indem es nach der Vocation steht, ist ausgesprochen, daß jene nur bedingungsweise erteilt sey, nämlich unter der Voraussetzung, daß der Vocirte im Colloquium besthehe. Aber leider wird das Colloquium nur als todte Form angesehen und von seiner Wirkung erwarten wohl diejenigen, die es halten, am allerwenigsten. Würde es seiner Bestimmung gemäß aufgefaßt, würden, wie das ja grade so nahe liegt, grade diejenigen Grundwahrheiten des Evangeliums, gegen die der Propst Krause sich ebenso unwissenschaftlich, wie unwahr ausgesprochen, zum Gegenstande der Besprechung gemacht, würde dann die Commission, die das Colloquium zu halten hat, zur Hälfte seiner Mitglieder — denn die Hälfte hat beim Senate mitprotestirt — erklären müssen, das Ausgesagte stimme nicht mit dem Bekenntniß der Kirche: so wäre die Angelegenheit in ein Stadium gebracht, von dem sich noch nicht mit Gewißheit aussagen ließe, ob sie auch in diesem zu Gunsten des Unglaubens ausfallen würde. Es wäre auf diesem Wege gar nichts Unerhörtes gethan, sondern einfach den Forderungen der Wahrheit entsprochen. Wir zweifeln aber, wie gesagt, daran, daß auch diesmal das Colloquium mehr als eine leere, todte Form seyn werde. Da aber solche todte Theile den Tod nur noch weiter verpflanzen, was wäre da die Pflicht aller derer, die sie als erstorben betrachten und Hand an sie zu legen berechtigt sind? — Wenn nun aber der Vocirte die Symbole unterschrieben, das Colloquium unter Zustimmung derer, die es beurtheilen, gehalten hat: was haben dann diejenigen zu thun, welche von Anfang den Weg des Protestirens betreten haben? — Sie können es nicht verbergen, es waren schon Bestandtheile derselben Art im Ministerio, ehe Krause eintrat, theils unter ähnlichem, theils unter keinem Proteste in dasselbe aufgenommen. Das konnte freilich von einem Proteste gegen den zu Wählenden sie nicht abhalten; denn ein solcher stand offenbar anders da, als die bereits Gewählten. Ist nun aber der frühere Propst Krause im Ministerio, so ist er aus dieser Stellung heraus. Aber ob dann nicht die vorhandenen Anfänge zugleich den Ausgangspunkt bilden könnten für den Kampf wider alles ihm Verwandte — das ist eine andere Frage. Geschähe dies, käme es endlich zu einem Bruche der verschiedenen äußerlich zusammengefügten, innerlich von jeher feindlichen Elemente, rückte die Hamburgische Kirche in dieser Weise der Wahrheit näher, so hätten die nach einer Seite hin erfolglos scheinenden Schritte doch einen Erfolg gehabt und zwar einen solchen, für den man von ganzem Herzen danken müßte. Das walte Gott!

Hamburg. Eu.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Samstag den 15. März.

N<sup>o</sup> 22.

## Erinnerung an den Markgrafen Johann von Küstrin.

(Schluß.)

Als am 13. Mai 1548 das Interim den Fürsten zur Vollziehung vorgelegt und auch dem Markgrafen Hans gebracht wurde, warf er die Feder weg und sprach laut und kräftig, wie erzählt wird: „Nimmermehr werde ich dies giftige Gemengsel annehmen, und mich auch keinem Concil unterwerfen; lieber Schwerdt als Feder, lieber Blut als Dinte.“ Der Kaiser war sehr erzürnt, aber Hans bestieg noch an demselben Tage sein Pferd, verließ Augsburg, und reiste über Wittenberg, wo er sich mit Melancthon, der gleichfalls das Interim verwarf, besprach, nach Küstrin zurück.

Wie sehr ihn die Sache beschäftigte und bewegte, ist daran zu sehen, daß er bei seiner Ankunft in Küstrin in seinem Schlosse an die Wand schrieb: „Joh 5, 17 und 18. Selig ist der Mensch, den Gott straft, darum weigere dich der Züchtigung des Allmächtigen nicht, denn er verlegt und verbindet, er zerschmeißt und seine Hand heilet“, und dazu den folgenden Vers:

„Willst du Gott dienen alle Zeit,  
Schicke dich zu Kreuz und Traurigkeit.  
In Ansehung halt dich fest, dich drück',  
Hab guten Muth, weich nicht zurück.  
In steter Hoffnung leb und trag,  
Was auf Erden dir begegnen mag.  
Bei Gott halt an mit Gebet um Gnad,  
Der gibt dir Trost, Stärk, Hülf und Rath,  
Denn gleich wie's Gold durch's Feuer probirt,  
Also auch Gott sein Volk regiert,  
Bewahret durch Angst, Noth und Pein,  
Die doch sein liebste Schäflein seyn;  
Drum thu dich demselben ergeben,  
Der hilft stets zum ewigen Leben.“

Er berief mehrere Prediger, 16 an der Zahl, zu sich, und trat, als sie versammelt waren, wie ein Ohrenzeuge, Pfratius, erzählt, mit diesen Worten unter sie: „Ihr sollt euch dies zu mir versehen, daß ich mich dem Interim nicht unterworfen habe und auch nimmermehr unterwerfen will, sondern will bei der geoffenbarten Lehre des Evangelii und bei der Augsburgerischen Confession bleiben, will daran halten, und auch zusehen Leib Gut, Weib und Kind, Land und Leute. Ihr aber seyd ernst-

lich ermahnt, daß ihr euer befohlen Amt wollet treulich ausrichten, fleißig lehren, fleißig beten, heilig seyn im Leben. So wollen wir unserm Gott vertrauen, der wird uns wohl schützen.“ Pfratius sagt: „Diese Worte unsers gnädigen Herrn gingen uns so zu Herzen, daß wir sie bis in die Grube nicht vergessen werden. —

Merkwürdig und ein Zeichen seiner Zeit ist ein von ihm selbst verfaßter satyrischer Katechismus, in dem er in sehr derber Weise das Interim und den Papst verspottet. Er folgt dabei ganz der Anordnung des kleinen lutherischen Katechismus, macht die heißendsten und heftigsten Ausfälle auf Papst und Interim, aber in so derben Ausdrücken, daß sie sich nicht gut zur Mittheilung eignen. Doch eine Probe davon! Das 7te Gebot lautet danach: „Du sollst stehlen.“ Was ist das? „Wir sollen den Babest fürchten und lieben, daß wir alles Geld und Gut gegen seine falsche Waare als Ablassbriefe, Pallium und Bullen nebst andern welschen Practiken aus Deutschen Landen bringen, seine sodomitische Heiligkeit zu erhalten und unser Vaterland damit in Grund zu verderben, aber sein Reich dadurch bessern und behüten.“ — Das 8te Gebot: „Du sollst falsch Zeugniß reden wider deinen Nächsten.“ Was ist das? „Wir sollen den Babest fürchten und lieben, aber wider unsere Brüder und Schwestern allerlei falsch Zeugniß reden, und dieselben an den Höfen fälschlich belügen, verrathen und dazu helfen, daß sie um Ehre, Leben und Gut kommen.“

Während in ganz Deutschland die Durchführung des Interim die größten Bewegungen hervorrief, und die schrecklichsten Kämpfe die Familien und Gemeinden zerrissen, während hier in Berlin und der Kurmark Haß und Feindschaft die Gemüther ergriffen hatte, und besonders viel Geistliche vertrieben wurden, blieb die Neumark in guter Ruh und das Volk unter Hans Regiment brachte seine Tage in stillem, gottseligem Frieden zu.

Der Markgraf fuhr fort, sein Küstrin immer stärker zu besetzen. Seine Neigung, Inschriften zu machen, verließ ihn auch hierbei nicht. Die Kanonen, die er gießen ließ, erhielten Namen, so hieß z. B. die eine „das Rebhuhn“ mit der Inschrift:

„Wenn das Rebhuhn thut mit seinem Schnabel picken,  
Soll mancher drob zu Tob erschrecken.“

Auf einem Zwölfpfünder, auf dem der Papst als wilder Mann abgebildet war, stand geschrieben:



„Al andere Herrschaft ist von Gott  
Zu Hülf den Menschen in der Noth;  
Ohn Satan und sein päpstlich Rott  
Sind Herrn zu stiften Sünd und Tod.  
Der Papsi heist recht der wilde Mann,  
Der durch sein falsches Schalkes Bahn  
Al Unglück hat gerichtet an,  
Das Gott und Mensch nicht leiden kann.“

Mehrere Male entwickelte er seine Kriegsmacht, um der Welt zu zeigen, daß er gerüstet sey, und ließ dann auch, besonders wenn fremdes Kriegsvolk sich in der Nähe aufhielt oder vorüberzog, an den Gränzen mit seinen Kanonen schießen.

So oft auch der Kaiser in ihn drang, das Interim einzuführen, und ihn wegen seines Ungehorsams hart bedrohte, er ließ sich nicht einschüchtern, sondern ging fest und entschlossen auf dem betretenen Wege weiter. Als Kurfürst Moritz von Sachsen wider den Kaiser zog, erhielt er auch aus der Neumark 2000 Mann Hülfsstruppen. Endlich kam der Augsburger Religionsfriede zu Stande, am 25. September 1555, und auch Johann feierte mit seiner Neumark das Friedensfest in herzlicher Freude. Seine von ihm so hoch verehrte Frau Mutter erlebte den Tag des Friedens nicht mehr, sie war am 11. Juni 1555 heimgegangen.

Indem wir der Kürze der Zeit wegen andere Dinge übergehen, die uns das Bild des edlen Herrn vergegenwärtigen könnten, können wir es uns doch nicht versagen, einen höchst merkwürdigen Brief, den er in seinen letzten Lebensjahren geschrieben, hier mitzutheilen. — Im Jahre 1564 war Kaiser Maximilian zur Regierung gekommen, und weil er von Herzen der evangelischen Lehre zugethan war, fragte er bei Markgraf Hans an, ob er dazu rathe, daß er sich öffentlich zur Reformation bekennen solle. Der Markgraf antwortete darauf: „Ew. Kaiserliche Majestät wissen, was Sie für die evangelische Religion gelitten, und daß Sie in Lebensgefahr gestanden, daß man Ihnen nach dem Leben und Gesundheit getrachtet, daß man Sie von aller Würde hat abbringen wollen. Noch haben Sie ausgehalten. Wenn ich Ihnen aber einen Rath geben soll, so will ich zuvörderst als Staatsmann, nachher aber als Christ selbigen geben. — Als Staatsmann und nach der Vernunft kann ich Ihnen nicht zu solcher Gefahr rathen. Wer könnte rathen, daß Ew. Majestät des Königs von Spanien Macht, der Könige von Frankreich und England, des Papsies, aller Papisten und ihres Anhanges Hülfe entsagen sollten? Diese würden Sie alle verlassen, wenn Sie die evangelische Religion annähmen. Wollen Sie auf den Beistand der Reichsstände Augsburgerischer Confession sehen und hoffen, so sind diese in Ansehung der Stärke mit jenen Mächten gar nicht zu vergleichen; außerdem sind die Reichsstände unter sich nicht einig. Aus diesem Gesichtspunkte kann ich Ew. Majestät der Vernunft nach keine Hoffnung zeigen zu der Ausführung Ihres Planes. — Wenn ich aber als Christ gefragt werde, so muß ich grade das Gegentheil rathen, denn es heißt: „Glaube, wo keine Hoffnung

auf Menschenvermögen ist.“ Ew. Majestät müssen bedenken, Sie sind ein Mensch sowohl als ich; Sie müssen sterben, nackt und bloß sind Sie auf die Welt gekommen, also müssen Sie wieder davon, dafür kann Sie kein Kaiserthum, kein Königreich, noch einige Gewalt schützen. Sie müssen also ihres Gewissens wahrnehmen, mehr als des Zeitlichen, und denken: man muß nie gegen die erkannte Wahrheit handeln. Mir scheint es, daß Sie auf Gott sehen sollten; so wollen Sie zuerst auf Menschen sehen und bauen, das heißt, die Pferde hinter den Wagen spannen.“ Sehr häufig wurde von fremden Fürsten sein Rath eingeholt, und sein Ansehen in Deutschland war so groß, daß er häufig bei den schwierigsten Fragen und den verwickeltesten Streitigkeiten dringend gebeten wurde, die Sache zu schlichten. Er reiste dann gewöhnlich persönlich zu denen, die in Streit lagen, und durch seine herzwinnende Gabe zu reden und durch seine seltene Weisheit wußte er die Gemüther zu versöhnen. So hat er oft dem Zorn und der Rache die Waffen aus der Hand genommen.

Nun noch, was ich in ältern Nachrichten und besonders bei Hänslers von seinem erbaulichen Ende gefunden habe. — Zu Ende des Jahres 1570 machte ein alter Schaden am Fuß, deswegen er in kommandem Sommer nach Carlsbad reisen und dort die Bäder gebrauchen wollte, ihm viel Schmerzen. Sein Herr Bruder war sehr besorgt um ihn, ohne zu ahnen, daß er selbst seinem Ende näher sey, und schickte ihm seinen Leibarzt, den Dr. Paul Luther — einen Sohn des Reformators — der ihm zugleich die Nachricht brachte, daß der Kurfürst am 13. Januar zum Besuch in Kilstrin eintreffen wolle. — Am 2. Januar hatte sich der Kurfürst zur Jagd nach Cöpnick begeben, am Abend ließ er sich aus Luthers Predigten vorlesen, über die Weissagung des alten Symeon, und redete gar erbaulich über den Tod und die Auferstehung. Als er um 2 Uhr zu Bette ging, nahm er ein Stück Kreide und zeichnete über seinem Bette an die Wand das Bild des Gekreuzigten. Ein heftiger Husten und ein sehr starkes Herzklopfen weckten ihn bald wieder, und gegen Morgen, zwischen 4 und 5 Uhr, am 3. Januar 1571 starb er mit den Worten 1 Timoth. 1, 15: „Das ist je gewißlich wahr und ein theuer werthes Wort, daß Christus Jesus gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen, unter welchen ich der vornehmste bin. Mir ist Barmherzigkeit widerfahren. — Die ganz unerwartete Nachricht von dem Tode seines Herrn Bruders machte auf den Markgrafen einen sehr tiefen Eindruck und erschütterte ihn heftig. Er wollte von da ab nur noch von der Vorbereitung zum Tode sprechen. Der General-Superintendent Coelestinus wurde oft zu ihm gerufen, und er sprach mit ihm, wie dieser berichtet, von den vornehmsten Artikeln des christlichen Glaubens. Die weltlichen Angelegenheiten wies er entschieden zurück, so ernst und sorgfältig er auch sonst darin war, und gebrauchte alle seine Kräfte, sich zur großen Reise zu rüsten. Ein Schreiben, das noch vom Kaiser einging, wollte er nicht mehr lesen, weil er jetzt mit einem höhern Herrn, mit dem Herrn Jesu Christo zu verhandeln habe. —



Am Tage vor seinem Ende hatte er noch eine Predigt gehört über Psalm 31 und den Coelestinus zu Tische befohlen. Als das Essen aufgetragen und gebetet war, und der Markgraf angefangen hatte, zu essen, sprach er zu seiner lieben Rätthe: „Hilf Gott! wie arme Leute sind wir! wär' ich doch schier in Ohnmacht dahin gegangen, ach, was ist das Leben? dolor et labor (Mühe und Arbeit). Hilf Gott, daß wir selig sterben!“ Er wurde zu Bette gebracht, seine Schmerzen nahmen zu und er rief öfters: „Hilf Gott, hilf o barmherziger Gott, komm o lieber Herr, komm o Herr Jesu, du hast mich erlöst, du Gott der Wahrheit.“ Als er nach einem kurzen Schlaf erwachte, sprach sein Arzt zu ihm: „Gnädigster Fürst und Herr, Gott ist so treu und wahrhaftig, daß er seines eignen Sohnes nicht verschonet hat, sondern ihn zum Opfer für unsere Sünden hat an das Kreuz schlagen lassen, auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren gehn, sondern das ewige Leben haben. Wollen Ew. Gnaden diesen Jesum, den Sie im Leben bekannt haben, auch im Sterben im Herzen behalten?“ Der Markgraf antwortete vernehmlich: Ja; worauf der Arzt noch sprach: „Der Herr ist nahe denen, die ihn anrufen.“ Des Morgens um 3 Uhr rief der Markgraf noch einmal: „Komm o Herr Jesu, in deine Hände befehle ich meinen Geist!“ und gleich darauf schloß er sanft und selig ohne allen Kampf und Zuden ein, am 13. Januar 1571. — Am 1. Februar wurde seine Leiche mit großem Gepränge und unter großer und aufrichtiger Trauer des ganzen Landes in der Stadtkirche zu Küstrin beigesetzt. Schon 16 Jahre vorher hatte er sich dort ein schönes Grabmal erbauen lassen, und darüber die Inschrift gesetzt, die er sein Leben lang auf seinem Brustharnisch getragen hatte:

Solus spes mea Christus.

Christus allein, soll meine Hoffnung seyn.

An der Wand des Gewölbes war eine Tafel von Messing befestigt, auf der zu lesen war:

„Johannes, Markgraf zu Brandenburg, hat durch Gottes Vorsehung im Jahre nach Christi Geburt 1536 angefangen, die reine Lehre des heiligen Evangelii und Wortes Gottes nach der Augsburgerischen Confession in der Neumark öffentlich lehren lassen, und ist solchem Bekenntniß aus Gnaden des Allmächtigen beständig treu geblieben.“

So lebte und so starb Markgraf Hans von Küstrin.

Die Neumark fiel zurück an die Kurmark und ist seitdem nicht wieder davon getrennt worden. Die liebe Mutter Rätthe nahm ihren Wohnsitz in Croffen, wo sie noch drei Jahre lang ihr erbauliches Leben fortsetzte und viele Spuren ihrer Wohlthätigkeit zurückließ. — Sie starb am 16. Mai 1574.

Durch Freundes Hand ist mir ein Bild des seligen Markgrafen vom Jahre 1569, also eben zwei Jahre vor seinem Tode, zugegangen. Er scheint darnach eine untersekte, kräftige und gebrungene Gestalt gehabt zu haben, und seinem Herrn Bruder wenig ähnlich gewesen zu seyn.

Wenn man sein ganzes Leben bei sich vorübergehen läßt, so wird man unwillkürlich darauf hingewiesen, daß es Zu-

genden gibt, die in einzelnen Familien durch Jahrhunderte hin forterben. Seine unermüdliche Sorgfalt, selbst um kleine Dinge in der Regierung seines Landes sich zu bekümmern, seine Sparsamkeit und Ordnung in seinem Haushalt, seine Gabe, die Menschen leicht und richtig zu beurtheilen, seine leutselige Gülmithigkeit, und dazu seine ritterliche Tapferkeit und feste Entschlossenheit, seine Fähigkeit, die Umstände und Verhältnisse schnell aufzufassen, und wie von einem sichern Takt geleitet, die Lösung aller Aufgaben auf der rechten Stelle anzufassen, seine Gabe, klar und schön und überzeugend, auch die Herzen gewinnend zu reden, finden wir oft in seiner hohen Familie in frühern und spätern Jahrhunderten. — Johann von Küstrin war durch und durch ein Hohenzoller.

Ich habe bei der Darstellung seines Lebens freilich vorzugsweise nur die eine Seite hervorgehoben, wie die großen religiösen Bewegungen seiner Zeit von ihm aufgefaßt sind, und wie er sich dazu gestellt hat, und mich dabei jeder Beziehung auf unsere Zeit enthalten, um nicht den Eindruck seines Bildes abzuschwächen. Es ist auch nicht schwer, die Anwendung selbst zu machen. Ich möchte mir nur noch erlauben, auf zwei Punkte aufmerksam zu machen.

Zuerst ist es klar, daß der ganze Mann, Markgraf Hans, wie er selbst sich zu nennen und zu unterschreiben pflegte, der Richtung, die ihm seine Mutter gegeben, unwandelbar treu gefolgt ist. Der Keim, den sie mit ihren Gebeten durch Gottes Gnade in seinem Herzen gelegt und mit ihren Thränen reichlich begossen hat, ist die lebendige Kraft seines Lebens geworden. Sodann ist's das überaus schöne und erbauliche Familienleben, das er mit seiner Rätthe und seinen Töchtern geführt, darin dieser Keim gepflegt und erstarkt ist. Aus diesem häuslichen Leben ging der Muth und die große Festigkeit des seligen Herrn hervor. — Wenn man in unsern Tagen oft darüber klagt hört, daß den Männern der fröhliche Muth und die feste Kraft der Zuversicht fehlt, so dürfte der Grund darin zu suchen seyn, daß sie nicht von frühester Kindheit an die Milch des göttlichen Wortes gesogen und von betenden Händen gepflegt sind, und daß später im Leben das rechte Familienleben und der Hausaltar ihnen gefehlt, an dem sie das gesunde Lebensbrod essen konnten. Erst rechte Mütter, dann auch rechte Männer, erst ein gesundes Familienleben, dann auch rechte Thaten.

Das Andere, worauf ich kurz hinweisen will, ist dies:

Hans von Küstrin kämpfte in seiner Weise gegen den Papst und das Interim; und am Wenigsten konnte er die leichten, die in schwächlicher Weise den Kampf scheuten und zwischen Wahrheit und Lüge vermitteln wollten. Freilich gilt es auch für uns noch immer, gegen den Papst und seinen Anhang gerüstet zu seyn, aber ein anderer gewaltiger Feind hat unsern Vaterlande große Gefahren und Schaden bereitet, das ist der Rationalismus, oder die sogenannte vernunftgemäße Auffassung



des Christenthums mit seiner für das bürgerliche Leben notwendigen Folge des Liberalismus, oder in weiterer Entwicklung der Pantheismus und Atheismus mit der Revolution. Das ist der Feind, der in unsern Tagen überwunden werden muß. Wie weit diese Richtung noch verbreitet ist und wie groß ihr Anhang in den höhern Ständen ist, davon zeugen die öffentlichen Blätter, in denen sie sich ausspricht; und noch in diesen letzten Wochen haben wir gesehen, wie ein Buch, das selbst ein Zeichen der Zeit ist, von einem Ende Deutschlands bis zum andern, nicht mit einem Schrei des Entsetzens, sondern mit Freuden begrüßt wird.

Dagegen muß unser Kampf gerichtet seyn. Freilich ist dieser Kampf nicht so einfach; der Liberalismus und sein unvermeidliches Ziel, die Revolution, haben ihre Stütze im Fleisch, in der Gottlosigkeit, Feigheit und geistigen Beschränktheit, und mit negativen Größen läßt sich bekanntlich schwer rechnen und noch schwerer streiten, weil sie eben die Negation der Wahrheit sind. — Wir dürfen in diesem Kampfe nicht die Freunde und Feinde zählen, sondern müssen zählen und rechnen auf den lebendigen Gott. Wir werden aber einen Sieg nach dem andern erringen, wenn wir auch auf unserer Brust und in unserm Herzen den Wahlspruch des edlen Markgrafen, des treuen Kämpfers für Licht und Recht tragen werden:

Solus spes mea Christus.

## N a c h r i c h t e n.

### Großherzogthum Hessen. Erklärung.

Durch einen Artikel in Nr. 194 und 195 der Allgemeinen Kirchenzeitung vom Jahre 1855 sehen sich die unterzeichneten lutherischen Geistlichen des Landes veranlaßt, zu erklären:

1. daß sie die jüngst erschienene Schrift des Pfarrers Reich, die Evangelisch-Lutherische Kirche des Großherzogthums Hessen nach Entstehung, Recht und gegenwärtiger Lage, als eine äußerst verdankenswerthe Darlegung des urkundlichen Rechts und der faktischen Verhältnisse unserer Lutherischen Kirche in Hessen und damit allerdings als ein kirchliches Ereigniß begrüßt haben;

2. daß sie auch die in den angegriffenen Correspondenzartikeln der Evangelischen Kirchenzeitung kundgegebene Tendenz als eine nur der Kirche und ihren Interessen dienende betrachten und sich dafür der Redaction zu Dank verpflichtet wissen.

Müller, Pfarrer zu Boorfelden. Schaffnit, Mitprediger zu Erbach. Georg Anthes, Pfarrer in Bielbrunn. Heinrich Anthes, Kaplan in Erbach. Dr. Friedr. Haupt, Pfarrer zu Rimhorn. G. Simon, Oberpfarrer in Michelstadt. Th. Bindewald, Pfarrverweser in Rothenberg. F. Meyer, Pfarramtsanbidat

in Erbach. C. F. Bingham, Pfarrer zu Höchst a. d. M. G. Baist, Pfr. in Ulfa. W. Ulrich, Pfr. in Genterkirchen. S. Henrici, Pfr. in Böghen. G. Schloffer, Postaplan in Schönberg.

### Kirchliche Zustände im Großherzogthum Hessen.

Der Darmstädter Allg. R. Z. hat es (in Nr. 194 ff.) gefallen, die hier niedergelegten Berichte über das Hessische Kirchenwesen, insbesondere die des letzten Jahres, und ganz besonders den letzten (in Nr. 90), einer Besprechung zu unterziehen. Wie diese, wenn sie aus Gründen einmal vorgenommen werden sollte, ausfallen mußte, konnte im voraus nicht zweifelhaft seyn. Unsere Berichte konnten die Gunst der Allg. R. Z. nicht haben. Darin hinderte sie schon, abgesehen von anderen nahe liegenden Beziehungen, ihr kirchlicher und theologischer Standpunkt. Der ist bekanntlich ein anderer, als der der Ev. R. Z. und ihrer Berichterstatter; darüber läßt auch jene Besprechung nicht im Zweifel. Der angezogene Artikel redet einmal von rationalistischer Frömmigkeit. Er kennt also eine Frömmigkeit, die den Sohn nicht ehrt, wie sie den Vater ehrt, die in dem Sohne nicht den Vater sieht, die mithin, weil nicht in dem Sohne, darum auch überhaupt nicht den Vater hat; oder er steht auf einem Standpunkte des Subjektivismus, der, den — christlichen — Menschen von Gott und gottgesetzter Wahrheit losmachend, diese letztere allein nach menschlichem Maaße, menschlichem Denken, menschlicher Einsicht und Erkenntniß bemißt und gestaltet, oder, die Wahrheit in nichts Anderes, als die jeweilige Vorstellung von ihr, in die, auch noch so unähnliche, noch so entgegengesetzte Spiegelung derselben setzend, aller Wahrheit und ihrer Energie, auch allem graden und bestimmten Ausdruck derselben auf verwirrende Weise ein Ende macht. Das können wir nicht. Unsere Berichte sind von einem anderen Standpunkte aus geschrieben, als jener Artikel der Allg. R. Z. Wir sehen mit anderen Augen, und darum wird sich auch Niemand wundern, wenn wir die Dinge in Hessen anders ansehen und anders darüber berichten und — klagen, als die angezogene Besprechung der Allg. R. Z. Und um das letztere handelt es sich recht eigentlich. Unsere Berichte wollen nichts Anderes seyn, als eine Klage, eine an das Licht der Öffentlichkeit, vor das Forum der gesammten Evangelischen Kirche gebrachte Klage. Und daß wir dazu Grund haben, daß insbesondere die Klagen unseres letzten Artikels — die Allg. R. Z. nennt ihn die Krone aller anderen — wohlbegründete sind, das kann doch nur, wer die Augen und Ohren des Unglaubens hat, in Abrede stellen. Aber die Allg. R. Z. thut das auch nicht eigentlich, was unsere Hauptklagen betrifft. Sie übergeht, von diesen zu reden, und hält sich an Nebenbänge. Um so mehr sehen wir uns genöthigt, noch einmal darauf zurückzukommen. So werden wir am besten die ganze Weise jenes Artikels zu rechter Einsicht und Würdigung bringen, zugleich dem der Sache zu leistenden Dienst am ersten ein mögliches Genüge thun, endlich auch uns selbst rechtfertigen.

(Fortsetzung folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Mittwoch den 19. März.

N<sup>o</sup> 23.

## Ueber Lessings Nathan den Weisen.

Lessings Verdienste um Deutsche Sprache und Literatur und um Wissenschaft überhaupt, seine Kunst der Dialektik und Polemik, seine Bedeutung als Dichter, als einer der Helden in unserer Dichtermwelt — sind so unbezweifelt richtige, auch so allgemein anerkannte Sachen, daß wir es eigentlich an dieser Stelle gar nicht zu erwähnen brauchen. Wenn wir es dennoch thun, so geschieht es lediglich deshalb, um manche Einwendungen und Invectiven, wie sie sehr häufig, in manchen Fällen stereotyp gegen die *Ev. K. Z.* gerichtet werden, wenn es möglich ist, von vornherein abzuschneiden. Da nämlich in dem Folgenden von Lessings Nathan dem Weisen die Rede seyn soll, so können lediglich Lessings Schwächen und Verirrungen zur Sprache kommen; und wenn sich nun bei genauerer Untersuchung ergeben sollte, daß Lessing überhaupt nicht gewußt habe, was christlicher Glaube sey, so weiß ich im voraus, daß manche Leute, um den Eindruck, den ein solches Resultat, das mit ihrer bisherigen Verehrung und Bewunderung des großen Dichters im grellen Widerspruch steht, sich vom Leibe zu schaffen, in die Welt hineinschreien, die *Ev. K. Z.* habe beweisen wollen, Lessing habe — einen ganz schlechten Stil geschrieben und überhaupt wenig Verstand gehabt. Und wenn sie nun lange genug geschrieben haben: „groß ist die Diana der Epheser“, so meinen sie, den Angriff gründlichst zurückgewiesen zu haben. Ich gebrauche also die Vorsichtsmaßregel, welche Vernunft und Erfahrung mir anrathen, ohne mich Illusionen über deren Erfolg hinzugeben und sage ganz ausdrücklich: bloß deshalb, weil Lessing in Wirklichkeit mit so überaus großen Geistesgaben ausgerüstet war, weil er ein so überaus bedeutender Mann war, daß er jetzt noch fortwirkt und noch lange fortwirken wird, bloß deshalb sollen aus den sofort folgenden Gründen seine Schwächen und Verirrungen auf dem Gebiete der Religion und Theologie einer eingehenden Untersuchung unterworfen werden. Diese Schwächen und Verirrungen — es ist der mildeste Ausdruck, den wir brauchen können — sind nämlich an sich ganz gewöhnlicher Art, es sind dieselben, welche wir bei den Aufgeklärten von dem vorigen Jahrhundert an bis auf diese Zeit, also vor und nach ihm, bei ganz gewöhnlichen Menschen finden, auch bei anderen Völkern und in früheren Zeiten finden. An Großartigkeit und Eigenthümlichkeit der Verirrung steht er weit unter

den großen Geistern der letzten hundert Jahre. Man würde deshalb am besten an dieser Seite des Mannes mit der kurzest Bemerkung, daß er in religiöser Beziehung in dem vorherrschenden Irrthum seiner Zeit befangen gewesen sey, vorübergehen, wenn nicht seit einigen Jahren mit ganz besonderem Nachdruck von gewisser Seite her gerade die religiöse Gesinnung und Ueberzeugung hervorgehoben und gepriesen würde; — was sage ich, gepriesen — man hat sogar seine religiösen Ansichten, so zu sagen, seine Theologie als das reinste und edelste Christenthum, als eine nothwendige Fortbildung des Christenthums, mindestens des Protestantismus bezeichnet. Von welcher Seite allein diese wahrhaft monströsen Behauptungen ausgehen können, weiß jeder Leser der *Ev. K. Z.* Aber diese Monstrosität wäre nicht gut möglich gewesen, wenn nicht auch auf der gläubigen Seite viel unrichtige Ansichten, ein großes Schwanken und große Unsicherheit des Urtheils über Lessings religiöse Ueberzeugungen vorhanden wären, was alles eine Aufklärung und Berichtigung dringend nothwendig macht. Nachdem nun aber das Urtheil bis zu dem Extrem sich verirrt hat, daß die christliche Kirche in Lessing eine ihrer edelsten Blüthen anerkennen solle, ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß bald auf allen Seiten eine richtige Erkenntniß durchbrechen wird. Im Folgenden soll ein Versuch dazu gemacht werden. Wir sprechen zuerst von dem Drama Lessings: „Nathan der Weise.“

„Der Nerv des ganzen Stücks liegt offenbar in dem Märchen von den drei Ringen; — hier ist der doctrinäre Inhalt, die theologische Grundlage des ganzen Stücks aufs schärfste zusammengefaßt“ — so sagt vollkommen richtig und übereinstimmend mit allen Beurtheilern des Dramas Schwarz in seinem neulich erschienenen Buche über Lessing als Theologe, auf welches wir später noch besonders kommen werden. Diese Partie haben wir also besonders ins Auge zu fassen. Claus Harms soll die Ringe dieses Märchens Satansringe genannt haben: insofern dieses Märchen gebraucht wird, um schwache Köpfe und schwache Herzen zu verwirren, und zwar in der allerheiligsten Angelegenheit des Lebens zu verwirren, ist der Ausdruck richtig; sieht man übrigens dieses Märchen nur etwas genauer an, so zeigt sich auch bald, daß man darüber nicht in Eifer zu gerathen braucht. Lessing hat das Märchen, wie er selbst sagt, aus dem Decameron des Boccaccio (1. Buch, 3. Novelle) genommen, aber dasselbe seinem Zwecke gemäß verändert. Vergleicht man nun dasselbe in seiner ursprünglichen Gestalt bei



Boccaccio mit der Lessingschen Verarbeitung, so ergeben sich für uns gleich ganz bestimmte Resultate.

Bei Boccaccio lautet das Märchen also \*): „Saladin, der durch Kühnheit und Tapferkeit zahlreiche Siege über die Sarazenen und Christen davon getragen und sich dadurch aus der Niedrigkeit bis zum Sultan von Babylon emporgeschwungen, hatte in den verschiedenen Kriegen, so wie durch ungeheuern Luxus seinen ganzen Schatz geleert, so daß er, wenn plötzlich eingetretene Verhältnisse bedeutende Summen erforderten, nicht wußte, wo er sie schnell aufreiben sollte. Da fiel ihm ein reicher Jude, mit Namen Melchisedech, ein, der in Alexandrien Buchergeschäfte trieb und ihm zu dienen wohl im Stande seyn dürfte, wenn er nur wollte; allein dieser war so geizig, daß er niemals freiwillig etwas that. Gewaltig wollte Saladin nicht verfahren, und doch war das Bedürfniß dringend, weshalb er beschloß, daß auf eine oder die andere Weise der Jude helfen müsse. Er überlegte dann, unter welchem Vorwande er ihn dazu zwingen könne.

Hierauf ließ er ihn zu sich rufen, empfing ihn auf das Herzlichste, ließ ihn neben sich sitzen und sprach: „Lieber Freund! Ich habe bereits von mehreren Personen vernommen, daß du ein großer Weiser sehest und in der Gottesgelahrtheit viele Kenntnisse besähest; von dir möchte ich einmal hören, welchem von den drei Gesezen du den Vorzug geben würdest, dem jüdischen, dem muhammedanischen oder dem christlichen?“

Der Jude, der in der That ein Weiser war, bemerkte bald, daß Saladin ihm deshalb eine solche Frage stellte, um ihn in seinen eigenen Worten zu fangen; ja er sah wohl ein, daß, welchem Gesez er auch vor allen anderen Lob spenden möchte, Saladin dessen ungeachtet doch seine Absicht erreichen würde. Darum raffte er geschwind seinen ganzen Scharfssinn zusammen, um eine schlagende Antwort, wie sie seyn mußte, zu finden, und begann, als er plötzlich eine Idee gefaßt hatte:

„Mein Herr und Gebieter! Die Frage, die Ihr mir stellt, ist weitumfassend; doch wenn ich meine Meinung darauf sagen soll, so muß ich zuvor ein Märchen erzählen, das Ihr sogleich hören sollt. Ich erinnere mich, häufig gehört zu haben, daß vor grauen Jahren ein reicher und vornehmer Mann lebte, der unter den vielen ausgesuchtesten Juwelen, die er in seinem Schatze hatte, auch einen wunderschönen und kostbaren Ring besaß. Damit dieser nun seinem Werthe und seiner Schönheit gemäß gewürdigt werde, und ewig in dem Besitze der Nachkommen bleibe, ordnete er an, daß von seinen Söhnen derjenige, der den Ring als vom Vater empfangen würde vorzeigen könnte, für seinen Erben gehalten und von allen andern als der Vornehmste geehrt werden sollte. Der Besitzer dieses Kleinods

traf darauf unter seinen Kindern auf die nämliche Weise, wie sein Vorfahr, dieselbe Einrichtung. So ging der Ring von Hand zu Hand auf viele Nachkommen über. Endlich gelangte er in den Besitz eines Mannes, der drei schöne und tugendhafte Söhne hatte, die dem Vater unbedingt gehorchten, und deshalb auch alle drei von ihm auf gleiche Weise geliebt wurden. Die Jünglinge kannten die herkömmliche Sitte in Betreff des Ringes, und da sich jeder für den geehrtesten unter den Seinigen hielt, so baten sie alle den Vater, der schon alt und der Auflösung nahe war, einzeln um die Erbschaft des Ringes. Der brave Mann liebte sie alle gleichmäßig und gerieth deshalb in die peinlichste Verlegenheit, welchem er das Erbstück zuerkennen sollte; indessen versprach er es einem jeden und überlegte nun, wie er alle drei befriedigen könne. Hierauf ließ er durch einen geschickten Meister nach dem einen noch zwei andere Ringe verfertigen, die aber dem ächten so ähnlich waren, daß er, der den Auftrag erhalten hatte, selbst nicht einmal im Stande war, den ächten von den unächtigen zu unterscheiden. Bei Herannahung des Todes gab er jedem seiner Söhne einen Ring. Nach des Vaters Tode wollte nun jeder die Erbschaft und den Vorrang in Besitz nehmen; einer leugnete es dem andern ab und producirte, um seine Forderung zu bekämpfen, seinen Ring, den er bekommen hatte. Indessen zeigte sich bald die ungeheure Ähnlichkeit aller drei Ringe, so daß keiner es vermochte, den ächten zu erkennen, worauf die Frage, wer der rechtmäßige Erbe des Vaters sey, unentschieden blieb und noch heute ist. — Auf dieselbe Weise, sage ich, verhält es sich, mein Herr und Gebieter, mit den drei Religionen, die Gott der Vater den drei Völkern gegeben, und worüber Ihr die Frage an mich richtet. Jede ist im Wahn, seine Erbschaft, sein wahres Gesez und seine Gebote zu haben; wer aber der wirkliche Besitzer, die Frage ist, wie bei den Ringen, bis heute noch nicht entschieden.“

Sultan Saladin sah wohl ein, daß jener geschickt über die Grube gesprungen sey, die er ihm gegraben hatte, und entschloß sich, ihm jetzt offen sein Anliegen zu gestehen; wobei er ihm zugleich entdeckte, was zu thun er Willens gewesen sey, wenn nicht jene Antwort mit so viel Geistesgegenwart erfolgt wäre. Der Jude gab nun freiwillig dem Saladin eine bedeutende Summe, um welche dieser ihn ersuchte, und Saladin zahlte jenem nicht nur vollkommen die Anleihe zurück, sondern überhäufte ihn sogar mit Geschenken, ertheilte ihm in seiner Nähe ein wichtiges Amt und nannte ihn immer seinen Freund.“

So lautet das Märchen bei Boccaccio. Wenn diese Geschichte arglos dargeboten wird \*) und wenn man sie unbe-

\*) Eb. Niemeyer, Lessings Nathan d. Weise mit histor. kritischer Einleitung und fortlaufendem Commentar. Leipzig 1855. S. 2. Das zur Erklärung nöthige Material ist in diesem Buche mit vielem Fleiße zusammengestellt; den Standpunkt des Verfassers, der ein großer Verehrer des „Nathan d. Weisen“ ist, theilen wir natürlich nicht.

\*) In welcher Absicht und Gesinnung Boccaccio dieses Märchen geschrieben hat, weiß ich nicht, geht uns hier auch nichts an. So viel aber ist bekannt: Boccaccio hat seinen Decameron 1348 geschrieben in einer Zeit des tiefsten Verfalls nicht nur der Kirche, sondern auch der gewöhnlichen Sittlichkeit — der fürchterliche schwarze Tod kam damals als Strafe nach Florenz —; Boccaccio hat lange ein ausgelassenes Leben geführt, hat aber in späteren Jahren sehr tiefe



fangen lieft, so kann man herzlich darüber lachen, wie hier ein schlauer Fuchs von einem noch schlaueren Fuchse überlistet wird; denn die Tendenz der Novelle ist offenbar — man lese sie nur noch einmal, wenn man daran zweifeln sollte — Triumph der Schlaueit und Geistesgegenwart; die Religionsfrage ist bloß Mittel zum Zweck, ist bloß Staffage; bloß weil sie für den Juden dem Sultan gegenüber eine verfängliche ist, bloß deshalb wird die Religionsfrage gebraucht; es könnte jemand auch eine andere verfängliche Frage aussinnen und an diese Stelle setzen: Boccaccio würde nichts dawider haben, denn seine Tendenz wird dadurch nicht gestört. Der Sultan braucht Geld — er weiß von einem reichen Juden, der Wuchergeschäfte treibt, aber so geizig ist, daß er niemals etwas freiwillig thut; Gewalt will er wenigstens nicht gleich gebrauchen; (ganz deutlich merkt man jedoch: „und folgst du nicht willig, so brauch ich Gewalt“) er will dem Juden eine Falle legen, in welcher er jedenfalls, so denkt er, sich fangen muß. Der Sultan will nicht etwa die Wahrheit in Betreff der Religion hören (selbst der parteiische Interpret kann das nicht behaupten), sondern nur Geld haben, und die Religionsfrage muß in ächt Sultanscher Art nur den Vorwand bilden, um den Juden zu fangen. Der Jude aber ist schlauer als der Sultan, er merkt die Absicht und — wird nicht verstimmt, sondern setzt List gegen List. Der Sultan hat bei aller Schlaueit und Klugheit in Religionsdingen doch eben nur einen Sultansverstand und ein Jude wird ihm darin doch immer überlegen seyn. So geschieht es auch; der Sultan wird sofort übertölpelt — ja die List imponirt ihm sogar! Nur bei einem, der in Religionsfachen einen Sultansverstand hat, ist so etwas möglich. Ja selbst ein Sultansverstand würde sich, wenn die Frage nach dem Werthe der drei Religionen ernst gemeint wäre, nicht so leicht verblüffen lassen, wie in dem Märchen geschieht, aber weil er die Sache bloß als ein Spiel ansieht, so paßirt es ihm, daß der Jude mit ihm ein Spiel treibt. Wir können dabei lachen, indem wir für den Juden Partei ergreifen, der aus der Falle, die ihm gelegt ist, so überaus schlan herauskriecht, daß der Sultansverstand geblendet wird, ja daß selbiger Sultan dergestalt in seinem Herzen gerührt wird, daß er das Geld, was er nun als freiwillige Anleihe erhalten hat, mit reichen Geschenken zurückzahlt. Ich sagte, selbst ein Sultansverstand würde unter anderen Umständen sich

schwerlich so leicht verblüffen lassen, denn selbst ein Sultansverstand muß einsehen, daß, wenn man auch viele falsche, verkehrte, unsinnige und dumme Behauptungen über diese drei Religionen zulassen wollte, man doch wenigstens das nicht sagen könne, diese drei Religionen seyen einander so ähnlich, wie ein Ei dem anderen. So kann z. B. jemand behaupten, alle diese drei Religionen sind falsch; diese Behauptung hat noch einen Sinn, d. h. man kann sich denken, daß ein Mensch so urtheilen kann; die Behauptung jedoch, diese drei Religionen seyen einander so ähnlich, daß man sie gar nicht unterscheiden könne, ist nur möglich, wenn man überhaupt alle, aber auch nur alle Functionen der sämtlichen Geistesvermögen suspendirt. — Ferner: auch ein Muselmann hat von Gott wenigstens so viel Erkenntniß, daß er weiß, man darf im Spiegelbilde des Märchens an seine (Gottes) Stelle nicht einen Menschen setzen, der in seiner schwachen Gutmüthigkeit selbst die gewöhnliche Redlichkeit und Rechtlichkeit in dem Maße verleugnet, daß er wenige Schritte vor dem Grabe einen argen Betrug treibt und ganz absichtlich seinen Kindern als Erbe einen Zankapfel hinterläßt, einen Menschen, der einen so schwachen Verstand hat, daß er nicht einsieht, wie durch sein Verfahren das Uebel, das er beseitigen wollte (er wollte nicht zwei Söhne kränken und nur einen beglücken) nothwendigerweise verdoppelt und verdreifacht werden müßte (er kränkt sie alle drei, erbittert sie gegeneinander und natürlich doch auch gegen sich selbst).

(Fortsetzung folgt.)

## Nachrichten.

### Kirchliche Zustände im Großherzogthum Hessen.

(Fortsetzung.)

Wir hatten geklagt, im Großherzogthum Hessen, dessen kirchliche Zustände schon lang her bekannt sind, seyen zwar, im Zusammenhang mit der allgemeinen kirchlichen Rückfrömmung, auf einzelnen Punkten Veränderungen zum Besseren zu bemerken (und hatten diese ausdrücklich aufgeführt); aber in der großen Hauptsache fehle es. 1. Die Hessische Kirche sey ohne, kirchenregimentlich geltend gemachtes und gehandhabtes Bekenntniß. — 2. Das hänge wesentlich damit zusammen, daß die vorhinige Ev. Lutherische Kirche der Landgrafschaft Hessen-Darmstadt, deren Recht noch ungebrochen sey, nicht diesem Rechte gemäß behandelt werde, daß vielmehr in dem ganzen Großherzogthum für alle kirchenregimentliche Akte die Union maßgebend sey, der doch erklärtermaßen nur ein Viertel der evangelischen Gemeinden des Landes angehören, während die noch rein lutherischen beinahe drei Vierteltheile derselben ausmachen, — für diese letzteren, wie für die sie umfassende Lutherische Kirche, ein offenkundiger Unrechts-Zustand auf dem Boden eines guten, wohlverbrieften Rechtes. — 3. Das sey wiederum weiter begründet darin, daß es mit jener stillschweigenden, untergeordneten Umkehr und Umwand-

und aufrichtige Reue über die freche Leichtfertigkeit seiner Jugend, auch über seinen Decameron gefühlt. Mit welcher Gesinnung aber auch Boccaccio die obige Novelle geschrieben haben mag, so viel ergibt sich aus ihr selbst, daß er mindestens nicht die Tendenz dabei verfolgte, welche Lessing ganz offenbar hatte. Auch in der lieblichsten Epoche seines Lebens würde Boccaccio nicht daran gedacht haben, mit einer solchen Geschichte im vollen Ernste die Unächtheit des Christenthums zu beweisen, oder im vollen Ernste zu behaupten, das Christenthum lasse sich seinem inneren Wesen nach nicht von dem Islam und dem Judenthum unterscheiden.



lung kein rechter Ernst sey, daß sie keinen rechten Grund habe, sondern daß allerlei Rücksichten, Umstände und Verhältnisse noch viel mächtiger seyen, als der bis dahin geoffenbarte gute Wille. Natürlich, daß sich in diesem letzten, übrigens auch schon als Schluß aus den beiden ersten sich ergebenden Punkte der Bericht nur andeutend verhalten und nicht alles das sagen konnte und wollte, was der Correspondent (aus guten Quellen) weiß.

Das war der Hauptinhalt unseres letzten, allerdings wichtigsten, weil allgemein resumirenden Artikels. Und das wurde auch in den beiden ersten Punkten im Einzelnen bewiesen. Wir erinnern nur für 1. noch einmal an das Verhalten der Behörden in der Credner'schen Angelegenheit, in der das kirchliche Bekenntniß, obwohl auf das Schmählichste herabgewürdigt und in den Staub getreten, völlig ignoriert, ja seinem Gegenteil — Credner'schen Ansichten — gleichgesetzt worden; und für 2. an den der ganzen Hessischen Landeskirche, auch den lutherischen Gemeinden, noch immer, trotz aller Bitten von Geistlichen, Patronen und Kirchenvorständen, aufgedruckten unritzen (um nichts weiter zu sagen) Badischen Katechismus. Gewiß, unser Beweis war vollständig erbracht, und die Klagen doch wahrlich stark und wichtig genug. Handelte es sich doch dabei um die Grundlagen alles geordneten Kirchenwesens. Und darum, wer über unsere Berichte aus der Hessischen Landeskirche öffentlich sprechen wollte, wenn es ihm anders um die Sache zu thun war, der mußte sie in diesem ihrem Mittelpunkt erfassen. Aber in dem Artikel der Allg. R. Z., wie er vorliegt, nichts von all dem. Der Allg. R. Z. war es nicht um die Sache zu thun. Sie hatte andere Interessen, sie hatte nur abwehren wollen. Und dazu war es freilich erforderlich und ganz geeignet, daß sie die Aufmerksamkeit auf Nebenpunkte lenkte und an ihnen mit allerlei trivialen Künsten die Person des Correspondenten zu verdächtigen suchte.

Sollen wir nun der Allg. R. Z. darin folgen, sollen wir noch besonders versuchen, uns dem gegenüber zu rechtfertigen? Sollen wir u. A. besonders darauf hinweisen, wenn uns jener Artikel einer zwiefachen Unwahrheit beschuldigt — und man bemerke wohl, daß dies der einzige faktische Versuch dieser Art ist — daß dies im zweiten Punkt nur auf der etwas schülerhaften Befangenheit des Artikelschreibers beruht, der nicht überlegt hat, daß manchmal Einer etwas thun muß (und so hatten wir von dem vorhinigen Redakteur des Kirchenblattes gesagt, der die Redaktion desselben hat niederlegen — „müssen“, wie wir wiederholen), ohne dazu durch einen Befehl, sondern nur durch die Umstände gezwungen zu seyn; so wie daß wir in dem ersten Punkt mit vielen Zeugen immer noch bei unserer ersten Angabe verharren, ganz die nächste Quelle benutzend, die uns der Artikel genannt hat? Und sollen wir weiter ein andermal die sehr übelwollende Verdrehung und daran sich schließende kriminelle Denunciation unserer Worte noch anders auf den wahren Sinn derselben zurückführen, als indem wir jeden unbefangenen und verständigen, nicht gereizten Leser auf unsere betreffende Aeußerung selbst verweisen? Oder sollen wir noch besonders versichern, daß es uns bei unsern öffentlichen Klagen und Berichterstattungen gar nicht um irgend eine Person, sondern nur um die Sache zu thun ist, und daß wir keine

Person nennen und genannt haben, außer da und so, wo und wie sie durch ihre öffentliche, vor aller Welt Augen liegende Stellung in dieselbe unabtrennbar verwickelt ist? Sollen wir überhaupt sagen, daß der so mißliebige Correspondent alle diese Artikel nur schreibt mit Schmerz und Mißbehagen? Und sollen wir endlich noch fragen, wo nun, nach den oben verhandelten Punkten, das wahre Interesse, der aufrichtige Eifer, der Wunsch, der Evangelischen Kirche des Landes zu nützen und aufzuhelfen — und die Allg. R. Z. spricht das Alles dem Correspondenten auf recht häßliche Weise ab — dennoch zu finden, ob bei der Allg. R. Z. und ihrem Artikelschreiber, der übergeht und zudeckt, was schreiende Schäden der Kirche sind, oder bei denen, die in wohl bemessener, sachlicher Weise, was offen vorliegt, auch offen zur Sprache bringen? Wir wollen das Alles nur flüchtig andeuten, wir wollen das Publikum mit dergleichen persönlichen Dingen verschonen, wir könnten sonst, gegenüber der Isolierung, in welcher die Allg. R. Z. den Correspondenten auch gern darstellen möchte, und zu der in diesen Blättern abgedruckten Erklärung von ev. lutherischen Geistlichen unseres Landes, auch noch manches briefliche Wort fügen, u. A. eines, das — am 1. December v. J. — unseren letzten inkriminierten Artikel „durch und durch wahr“ nennt: aber wir eilen, wieder auf die Sache selbst zu kommen.

(Schluß folgt.)

### Provinz Sachsen. Erklärung.

Nachdem ich die Schrift: „Wider Bunsen von Stahl“. Berlin, 1856. Verlag von Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung), gelesen habe, läßt mir mein Gewissen keine Ruhe, als bis ich öffentlich, gewiß in Uebereinstimmung mit vielen Tausenden evangelischer Christen lutherischen Bekenntnisses, mich hiermit dahin erkläre, daß die in den 5 Kapiteln besagter Schrift erläuterten Begriffe: Freiheit, Christenthum, Toleranz, Kirche und Union nur mit unserer Kirche und den Principien derselben stehen und fallen, da hingegen dieselben Begriffe im Sinne des Bunsenschen Libells die wahre Kirche unterminiren, stören und aufheben würden, so sie sich je, was Gott verhüte, allgemeine Geltung verschaffen könnten.

Mit voller Ueberzeugung muß ich, als evident nachgewiesen, Stahls Urtheil über Bunsens „Zeichen der Zeit“: „Es ist ein Buch ohne Kenntniß der wirklichen Rechtsbestände, ohne Sinn für Geschichte, ohne Klarheit der eigenen Gedanken, von einer unglaublichen Vermengung des Widersprechendsten, ein Buch der Schlagworte statt der Begriffe und Gründe, in welchem selbst die Wahrheiten zu Irthümern sich verkehren, ein Buch unter der Fahne der heiligen Schrift bei der gründlichsten Aufhebung der heiligen Schrift, ein Buch endlich von der Wirkung, aus der Christenheit statt ein Reich Gottes ein Reich des Unglaubens und der Massenherrschaft zu machen“, unterschreiben.

Barneberg, den 4. März 1856.

Pastor Gloel.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Sonnabend den 22. März.

N<sup>o</sup> 24.

## Ueber Lessings Nathan den Weisen.

(Fortsetzung.)

Es ist also von der Gabe, die Lessing in so reichem Maaße zugetheilt war, nur eine kleine Dosis nöthig, um zu begreifen, daß wenn überhaupt noch zwischen dem Märchen von den drei Ringen und der Sache, die durch dasselbe erklärt werden soll, ein tertium comparationis gefunden werden soll, dies lediglich darin bestehen würde, daß in beiden — eine drei und eine eins vorkommt. Und wenn der Jude sagt, aus dem Märchen folgt, daß die drei Religionen sich durchaus nicht von einander unterscheiden lassen, so hätte der Sultan mit demselben Rechte sagen können, aus deinem Märchen folgt, daß du mir sogleich 300,000 Thlr. Preuß. Courant auszahlst: unzweifelhaft wird in allen Instanzen der Logik die völlige Gleichheit dieser beiden Folgerungen, was die schließende Kraft anlangt, zugegeben werden. Bei Boccaccio hat demgemäß das Ganze auch nur die Bedeutung einer geistreich-schlaun Wendung, wobei es auf Wahrheit oder auch nur Richtigkeit gar nicht ankommt; einem schlaun Sultan gegenüber weiß ein Jude sich noch schlauner zu benehmen. „Sultan Saladin sah wohl ein, daß jener geschickt über die Grube gesprungen sei, die er ihm gegraben hatte“ — so sagt Boccaccio selbst am Schlusse seiner Novelle, und sagt somit deutlich genug, wie wir das Märchen nehmen sollen. Das Ganze hat auch innere Wahrheit; wir können uns sehr gut denken, wie der Sultan gerade in dieser Situation — er will Geld haben und fragt nach der besten Religion — durch die Gewandtheit, mit welcher der Jude ihm dient, sich so blenden läßt, daß er die eigentliche Monstrosität in der Behauptung des Juden nicht bemerkt.

Wenn ich eben sagte, wir nehmen Partei für den Juden, so heißt das nur im Sinne des Märchens; er ist der schlaunere, er ist der Sieger. Sollten wir im Ernst über ihn urtheilen, so bleibt gar nichts übrig als zu sagen, er ist ein mauvais sujet; er treibt Wucher und ist so geizig, daß er nie etwas freiwillig thut; Schlaunheit und Verstand besitzt er in hohem Grade; wie listig schlüpft er aus der Schlinge, die ihm der Sultan gelegt, um diesen schließlich selbst darin zu fangen! In der Hauptsache aber, in der Religion, ist unser Jude ein bloßer Namen-Jude. Nicht nur das Beste, sondern auch das Charakteristische an einem Juden ist, daß er mit seinem Glauben verwachsen ist; das ist es, was ihn zum Juden macht; er muß eher sein Le-

ben lassen, als das Gesetz, ja auch nur ein kleines Stück desselben, aufgeben; wer etwas Verstand für Geistliches hat, weiß, woher diese ganz unerhörte Zähigkeit kommt, mit welcher die Juden wirklich an ihrer Religion dergestalt hängen, daß nicht einmal die modernen und aufgeklärten davon loskommen können, obwohl sie gerade das Beste an derselben weggeworfen haben. Sogar ein schwacher Jude würde also vor dem Sultan, wenn er um seine Religion gefragt wird, alles andere eher versuchen, als dieselbe geradezu Preis geben. Unser Jude aber, d. h. der Jude des Märchens, versucht auch nicht die geringste Gegenwehr, er streckt vielmehr sofort das Gewehr; er erklärt in einer feinen und gewandten Weise, daß er überhaupt keine Religion habe, daß er also auch kein Jude sei. Offenbar hat es zu allen Zeiten auch solche Juden gegeben. Die Frage des Sultans aber wegen der Religion setzt einen wirklichen Juden voraus; ohne diese Voraussetzung fällt die Pointe der Geschichte weg; die Frage ist dann gar nicht mehr verfänglich. Der Sultan ist deshalb durch dieses offene Bekenntniß des Juden ganz überrascht; ein solcher Jude war ihm noch nie vorgekommen. Nun konnte aber der Sultan, wenn er wollte, aus dem Märchen für sich abstrahiren, daß es auch mit dem Muhamedanismus nichts sei; er thut es auch, und nun geht ihm plötzlich ein Licht auf; er erhält zum erstenmale in seinem Leben ein deutliches Bewußtsein, erkennt was er ist, daß er nämlich selbst keine Religion habe, selbst nicht mit seiner Religion verwachsen sei — wir sprechen natürlich nur vom Sultan des Märchens, nicht vom historischen Sultan Saladin — daß er ebensovienig ein Muselman sei, als der Jude ein Jude. Das konnte man auch gleich am Anfang der Geschichte merken; die Frage nach dem Werthe der drei Religionen hätte er sonst unmöglich zu seinem Amusement, um dem Juden eine Falle zu legen, aufwerfen können. So ist alles in dem Märchen des Boccaccio psychologisch und logisch richtig motivirt; auch historisch ist nichts einzuwenden dagegen, daß ein Sultan im Herzen nicht an den Muhamedanismus und ein einzelner Jude nicht an das Judenthum glaubt.

Soviel von dem Märchen des Boccaccio. Wir betrachten jetzt die Veränderungen, die Lessing mit demselben vorgenommen hat und schicken die Bemerkung voraus — es ist wieder eine Vorsichtsmaßregel — daß wir den Grundsatz:

pictoribus atque poetis  
quidlibet audendi semper fuit aequa potestas



nicht bloß kennen, sondern auch in demselben Sinne und Umfange aufs willigste anerkennen, als es der alte Kunsttrichter thut. Aber freilich hat Lessing sich Veränderungen erlaubt, die — wir sind wegen des Ausdrucks in Verlegenheit — nun — die wenigstens dem Logikus unter allen deutschen Poeten nicht hätten passiren dürfen. Dasselbe Märchen, welches Boccaccio als einen lustigen Schwanke ausgedacht hat, wird von Lessing zum Träger der tiefinnigsten Religionsphilosophie gemacht; es wird im vollsten, tiefsten Ernste uns gesagt, daß das Christenthum ebensowenig vom Islam und dem Judenthum sich unterscheiden lasse, als die drei Ringe im Märchen. Diese Ansicht wird mit einer Deutlichkeit, die keinen Zweifel, kein Bedenken mehr zuläßt, von den Personen des Dramas ausgesprochen und angenommen, in denen der Dichter sein eigenes besseres und bestes Ich dargestellt hat. Sehen wir nun näher zu, wie Lessing es angefangen hat, um aus dem Schwanke ein Argument zu machen, nach welchem das ganze Christenthum nichts mehr und nichts weniger sein würde, als eine Täuschung, so bemerken wir, daß in der Lessingschen Verarbeitung:

1. der Wucher und der Geiz des Juden nicht nur völlig verschwunden, sondern auch die liberalste Freigebigkeit und großartigste Wohlthätigkeit an die Stelle getreten ist;

2. auch die Schlaueit und List des Juden ist verschwunden und an die Stelle höchster Seelenadel und tiefinnigste Weisheit (beides beabsichtigt wenigstens der Dichter) getreten;

3. der Sultan läßt zwar auch den Juden eigentlich des Geldes wegen zu sich holen, aber in der Audienz selbst spricht der Sultan in einer Weise von seinem aufrichtigen Interesse an der Religionsfrage, daß man nun nicht mehr an eine Falschheit denken kann; das zeigt sich auch unzweifelhaft im Verlauf der Geschichte; während es bei Boccaccio hieß, der Jude war geschickt über die Grube gesprungen, und der Sultan sieht sich als überwunden an, hört bei Lessing der Sultan mit tiefster Herzensbewegung im aufrichtigsten Wahrheitsdrang und mit sichtlichster Mühsung zu, wie der Jude mit prophetischer Salbung und als Priester der Wahrheit lehrt und beweist, daß ebensowenig, wie die drei Ringe, sich die drei Religionen unterscheiden ließen, weil der Grund, auf welchem sie sich stützten, ganz derselbe sei;

4. der Jude ohne jüdischen Glauben und der Sultan ohne muhamedanischen Glauben ist geblieben; beide sprechen ihre Religionslosigkeit ganz unverhohlen aus, und wir sehen auch in Wirklichkeit, in der dramatischen Wirklichkeit, daß beide in ihrem religiösen und sittlichen Wesen gar keine Gemeinschaft mit dem Islam und dem Judenthum haben, dagegen eine so große Gemeinschaft nicht nur und Aehnlichkeit, sondern sogar wörtliche Uebereinstimmung mit den Männern der Aufklärung im vorigen Jahrhundert, daß eine Unterscheidung von den letztern in der That mindestens ebenso schwierig und unmöglich sein dürfte, als die der drei Ringe. Das seltsamste dabei ist nur, daß dieselben beiden Personen, der Jude und der Sultan, die der Dichter so gezeichnet hat wie oben gesagt ist, von demselben Dichter in

demselben Stücke zugleich auch ganz ernstlich als charakteristische Repräsentanten des Judenthums und Islams gebraucht werden, denen dann noch einige andere Personen ebenso als charakteristische Repräsentanten des Christenthums gegenüber treten, weil das ganze Drama seiner Tendenz und Idee nach dahin geht, den Werth und Unwerth der drei Religionen im Mikrokosmos der Bühne darzustellen.

Am stärksten aber wird sogar der ganz gewöhnlichen Logik ins Angesicht geschlagen dadurch, daß Lessing 5. dem Ringe nicht nur seine alte Kraft läßt, nach welcher der, der ihn trägt, das Haupt und der Fürst des Hauses ist, sondern ihm auch noch die geheime Kraft gibt, „vor Gott und Menschen angenehm zu machen, wer in dieser Zuversicht ihn trug.“ Der Vater der drei Söhne, der unzweifelhaft noch den rechten Ring besessen, muß also doch auch so beschaffen seyn, daß man ihn vor Gott und Menschen angenehm nennen kann. Nun thut aber derselbe Vater aus purer Schwachheit etwas — und das ist überhaupt die einzige That und das Einzige, was ihm beigelegt wird — was jedenfalls nach dem Preussischen Landrecht, dem man noch keine überspannten Begriffe im Sittlichen vorgeworfen hat, als Betrügerei aus Albernheit oder auch als Schurkerei bezeichnet werden muß. „Fromme Schwachheit“ wird dem Alten auch im Drama zugeschrieben; nun dann muß der Begriff Schwachheit in einer bisher unerhörten Prägung genommen werden. Er liebt seine drei gleich tugendhaften Söhne ganz gleichmäßig — er hat die fromme Schwachheit, einem jeden den Ring zu versprechen — „es schmerzt ihn, zwei von seinen Söhnen, die sich auf sein Wort verlassen, zu kränken.“ Was thun? — um nicht zwei zu kränken — incredibile dictu — kränkt er sie alle drei, er kränkt sie nicht nur, sondern heßt sie noch obendrein auch gegeneinander! und das alles bloß, weil er sie ganz gleichmäßig liebte. — (Erst eine Zwischenbemerkung. Die ganz gewöhnliche Logik hat allerdings nichts gegen den Satz: drei ganz gleichmäßig tugendhafte Söhne werden ergo auch ganz gleichmäßig vom Vater geliebt; wer aber das Herz des Menschen kennt, weiß, daß dieser Satz im Ernste nur von einem Scholastikus ausgesprochen werden kann und im Grunde Unsinn ist. Ganz gleichmäßig lieben kann in unserm Fall nur den vernünftigen Sinn haben von ganz gleichmäßig gleichgültig seyn. Substituirt man diesen Sinn, so erhält das Ganze, das sonst eine fortlaufende contradictio in adjecto ist, wenigstens einigen Sinn.) Nun, wir wollen einmal zugeben, ein Vater liebt drei ganz gleichmäßig tugendhafte Söhne in ganz gleichmäßiger Weise; kann dieser Vater, der vor Gott und Menschen angenehm seyn soll, im Ernst das unsittlichste und dümmste Mittel ergreifen, um aus seiner Verlegenheit zu kommen? Gibt es für solche Fälle nicht ebenso gute als verständige Mittel? Aber noch nicht genug. Als der Künstler der Vorstellung gemäß die Ringe bringt, die so gleich gemacht sind, daß der Vater selbst den Musterring nicht unterscheiden kann, da läßt er (der Vater) „froh und freudig“ jeden seiner Söhne insbesondere kommen, und „gibt jedem insbesondere seinen



Segen und seinen Ring — und stirbt.“ Die Freude, daß die Täuschung so wohl gelungen, und die religiöse Weihe des Betrugs findet sich bei Voccaccio nicht; diesen Fortschritt hat erst Lessing gemacht, doch wohl, damit wir den Vater, der vor Gott und Menschen angenehm sein soll, recht gründlich kennen lernen.

Wie oft in seinem Leben hat sich Lessing mit seinem hellen, klaren, scharf scheidenden Verstand lustig gemacht über Leute, die in ihren Duseleien mit aller Gemüthlichkeit unaufhörlich contradictiones in adjecto machen, denen es eine Kleinigkeit ist, ein Prädikat zu setzen, wodurch das Subject aufgehoben wird, oder ein solches, welches außer aller Beziehung zu dem Subject ist, die z. B. also einen vorzüglichen Schnellläufer auftreten lassen, der aber weder schnell noch überhaupt läuft, oder von einem geschickten Schwimmer erzählen, der nichts anders versteht, als Zähne herausreißen, aber diese meisterhaft! Und am Ende passiert es dem Logikus aller Poeten, eine Geschichte zu produciren, die ein Knäuel von Widersprüchen und Lügen ist, aus der folgen soll, daß das Christenthum eine Lüge ist. Ein Vater, der vor Gott und Menschen angenehm sein soll — aber ein alberner Betrüger und scheinheiliger Heuchler ist; drei ganz gleichmäßig tugendhafte Söhne werden von ihm ganz gleichmäßig geliebt, was in der Weise geschieht, daß er sie alle gleichmäßig betrügt und kränkt; nicht einmal die tugendhaften Söhne bleiben bei Lessing unangetastet; Voccaccio läßt wohlweislich die drei Söhne, nachdem sie die Täuschung des Vaters erkannt, schweigen, Lessing aber läßt sie alle drei vor's Gericht gehen und sich gegenseitig verklagen, wodurch jedenfalls auch die Schande des Vaters offenbar werden muß; ihre Tugendhaftigkeit und ihre Liebe gegen den Vater war also auch nur eine Lüge. Bei Voccaccio hat wenigstens ein Sohn den ächten Ring, und es kommt also nur darauf an, ihn wieder zu erkennen; bei Lessing dagegen (denn ihm kam es darauf an, zu zeigen, daß alle Religionen unächt seyen) wird die Vermuthung, die mehr als wahrscheinlich ist, ausgesprochen, daß der ächte Ring überhaupt verloren gegangen sey. Dadurch wird nun in der That der ganzen Geschichte die Krone aufgesetzt. Der wunderbare Ring hat wohl überhaupt gar nicht existirt; denn daß auch der Vater denselben nicht hatte, braucht nach diesen Vorgängen gar nicht bemerkt zu werden. Den vielen Verehrern und Bewunderern des Lessing'schen Nathans aber, die die Sache noch nicht begriffen haben, müssen wir folgende Geschichte als Gratis = Zugabe erzählen. Ein Tauber hörte einen Hasen schnarchen; ein Stummer sagt dies sofort weiter; ein Blinder sieht, wie derselbige Hase inzwischen auf und davon läuft, und ein Lahmer fängt ihn. Das ist der Vater mit seinen drei Söhnen, und aus dieser Geschichte folgt, daß alle drei Religionen unächt sind.

Schon aus dem Bisherigen ergibt sich, daß das Märchen des Voccaccio unter den Händen Lessings eine Carrikatur, freilich nicht nach dem Willen des Dichters, geworden ist. Und wir sind noch nicht zu Ende. Das Nachfolgende fällt nicht mehr so in die Augen, ist im Grunde aber hinsichtlich des Un-

verstandes noch crasser. Voccaccio hat wohlweislich dies Geschichtchen zeitig geschlossen, denn bei dem weiteren Ausspinnen solcher Schwänke zeigen sich immer die inneren Widersprüche. Lessing aber mußte bei seiner Tendenz schon weiter gehen: er führt die Geschichte noch ein gutes Stück fort. Der Sultan muß dem Juden zuerst den naheliegenden Einwand machen, es sei Spielerei, wenn man die drei Ringe mit den drei Religionen vergleichen wolle, er sagt: „Ich dünkte, daß die Religionen, die ich dir genannt, doch wohl zu unterscheiden wären. Bis auf die Kleidung; bis auf Speiß und Trank.“ Aber rasch erwidert der Jude: „und nur von Seiten ihrer Gründe nicht“, und gibt hierauf ein Exposé, welches offenbar als die Quintessenz der Nathans-Lessing'schen Polemik und Skepsis gegen das Christenthum zu betrachten ist, und deshalb in extenso von uns mitgetheilt werden soll. Aber man bedenke nun wieder, welch' eine Combination! Der Sultan soll Gründe in Sachen der Religion hören! Es ist, als ob die Nemesis den Dichter ganz unbarmherzig verfolgt habe. Nun wir hören mit dem Sultan die Gründe an. Auf den obigen Einwand des Sultans erwidert der Jude:

Und nur von Seiten ihrer Gründe nicht. —  
Denn gründen alle sich nicht auf Geschichte?  
Geschrieben oder überliefert? Und  
Geschichte muß doch wohl allein auf Treu  
Und Glauben angenommen werden? Nicht?  
Nun wessen Treu und Glauben zieht man denn  
Am wenigsten in Zweifel? doch der Seinen,  
Doch deren Blut wir sind? doch deren, die  
Von Kindheit an uns Proben ihrer Liebe  
Gegeben? die uns nie getäuscht, als wo  
Getäuscht zu werden uns heilsamer war? —  
Wie kann ich meinen Vätern weniger  
Als du den deinen glauben? Oder umgekehrt:  
Kann ich von dir verlangen, daß du deine  
Vorfahren Lügen straffst, um meinen nicht  
Zu widersprechen? Oder umgekehrt.  
Das Mämlche gilt von den Christen. Nicht?

Der Jude behauptet also in vollem Ernste — er darf nicht spielen, der Sultan hat es sich verboten —: „ein Jude ist deshalb Jude, weil ihm sein Vater diesen Glauben als Wahrheit überliefert hat, aus gleichem Grunde ist der Muselman ein Muselman und der Christ ein Christ! Wie es in dieser Beziehung bei den Muhamedanern steht, darüber will ich nichts sagen: aber in Betreff der Juden und Christen ist es eine so alberne Behauptung, daß man kaum antworten mag; der Glaube eines Juden und eines Christen würde danach immer stehen und fallen mit dem Glauben seines Vaters oder seiner Väter! Das Richtige weiß Lessing selbst sehr gut; er selbst nemlich schreibt einmal, „die christliche Religion ist kein Werk, das man von seinen Eltern auf Treu und Glauben annehmen soll.“ Das schrieb nemlich Lessing in seiner Jugend — als er seinem Freunde Mylius nach Berlin folgte, und seine Eltern die bittersten Vorwürfe ihm machten, weil dieser Freund sowohl wie Berlin, im



Rufe der äußersten Freigeisterei standen — er schrieb damals die an sich richtige Bemerkung nieder, die freilich für ihn damals sich nicht anwenden ließ, denn es hätte sich für ihn damals wohl geziemend, unter anderen Gründen auch deshalb dem Worte der ewigen Wahrheit zu trauen, weil seine treuen Eltern alle Hoffnung auf diese ewige Wahrheit setzten; er schrieb sie auch bloß deshalb, um sich von der ihm lästigen Autorität seiner Eltern loszumachen. Was soll man aber dazu sagen, daß Lessing, der in seiner Jugend leider nicht dem Evangelio sein Herz öffnete, wie sehr ihn auch seine Eltern baten und ermahnten, in seinem Alter unter den Gründern, die er zur Rechtfertigung seiner Religionslosigkeit anführt, den mit als den wichtigsten anbringt: das Christenthum erscheine ihm unwahr deshalb, weil man es von seinen Eltern auf Treu und Glauben annehmen müsse!!! Ober soll der Sinn des obigen Exposés Nathans gar der seyn: „alles was einmal geschehen ist und auf dem Wege der Ueberlieferung und Geschichte zu uns gelangt ist — ist gleich wahr und gleich unwahr,“ wonach man also, um nur ein ganz mildes Beispiel anzuführen, sagen könnte: weil die rohen und unsittlichen Culte der Heiden auf derselben geschichtlichen Ueberlieferung ruhen, wie ihre besseren und edleren, so sind beide ihrem inneren Werthe nach (denn um den allein handelt es sich) völlig gleich!! Wir müssen sagen, unter solchen Umständen scheint uns selbst der Sultan, der die drei Religionen ganz offenbar bisher nur nach der Kleidung, Speise und Trank ihrer Verehrer unterschieden hat, der Wahrheit bedeutend näher zu stehen als der Jude, als der weise Nathan!

Nachdem durch diese „Gründe“ Nathans im Sinne Lessings constatirt ist, daß die drei Religionen in der That und ihrem innern Wesen nach nicht zu unterscheiden sind, und auch der Sultan innerlichst davon überzeugt worden ist, läßt der Dichter die zweite Behauptung thun, die mit Nothwendigkeit aus der ersten folgt, daß nemlich alle drei Religionen unächt seyn: ein Syllogismus, gegen den, wenn der erste Satz ernstlich genommen wird, sich nichts würde einwenden lassen. Auch im Märchen des Boccaccio würde dieser Schluß schon implicite liegen, sobald dasselbe nicht als ein Schwanke, sondern als ein ganz ernstlich gemeintes Gleichniß zu fassen wäre. Da Lessing in seinem Drama das letztere thut, so läßt er auch den Schluß ganz offen aussprechen. Der Richter, vor dem die drei sich gegenseitig verklagenden Söhne erscheinen, sagt — und er kann nach diesen Prämissen nichts anders sagen —: „D so seyd ihr alle drei betrogene Betrüger! Eure Ringe sind alle drei nicht ächt. Der ächte Ring vermuthlich ging verloren. Den Verlust zu bergen, zu ersetzen, ließ der Vater die drei für einen machen.“ Charakteristisch für die Freiheitsdoctrin gewisser Leute ist auch noch folgender erklärender Zusatz des Richters: „Möglich, daß der Vater die Thrannei des einen Ringes nicht länger in seinem Hause dulden wollen!“ Einen Ring mit solcher Wunderkraft würde man sonst für einen Segen einer Familie halten; hier aber heißt es, wenn nur Einer ihn haben soll, dann lieber Keiner! Es ist eine Thrannei!

Es geht also stufenweise; zuerst: die drei Religionen sind

in ihrem innern Wesen nicht zu unterscheiden — dann: der rechte Glaube ist also nicht zu erweisen; folglich: sind alle drei Religionen unächt, unwahr, weil sie nicht sind, was sie zu seyn vorgeben. Der Sultan, dem die ganze Exposition gilt, gibt allen Positionen seine vollste Zustimmung. Nachdem Lessing auf diese Weise tabula rasa gewonnen hat, säumt er nicht, die Hauptsätze der neuen Weisheit, die Hauptsätze seines eigenen Glaubensbekenntnisses vorzutragen; der Jude Nathan muß sie aussprechen als den Rath und die Entscheidung, welche der Richter gibt. Der oben genannte Commentator Niemeyer sagt mit Recht zu dieser Stelle: „Nathan ist auf dem Höhepunkte seiner Ueberzeugung angelangt; diese Verse enthalten den Coder der Humanität d. h. die Ideen des Dramas. Vorurtheilloses Denken, Menschenliebe, Sanftmuth, Toleranz, Wohlthätigkeit und Gottergebenheit — das sind die Kriterien der ächten Menschlichkeit.“ — Ganz richtig — im Sinne des Stils und des Dichters. Nathan der Jude ist Repräsentant dieser ächten, edelsten Menschlichkeit, sowie Saladin, der Sultan, Repräsentant der natürlichen, harmlosen (noch nicht in die Tiefen des Geistes eingedrungenen) Menschlichkeit ist. Der Sultan wird nach dieser Mittheilung der sechs Humanitätsideen völlig für dieselben, für die neue Religion gewonnen, und sagt zu Nathan: „Sei mein Freund\*!“ Es ist damit der Triumph der veredelten Menschlichkeit über die bloß natürliche ausgesprochen. Der Triumph der neuen Humanitätsreligion über die drei Religionen, die in dieser Scene von dem Märchen des Nathan gewissermaßen theoretisch gefeiert wird, wiederholt sich in dem ganzen Drama, d. h. also in der lebendigen Wirklichkeit: in ihr werden uns außer den beiden Repräsentanten der veredelten und natürlichen Menschheit, auch die Repräsentanten der durch die drei Religionen, namentlich aber durch das Christenthum corrumpten, wenigstens verdreht und verkehrt gewordenen, Menschheit vorgeführt: diese letzteren bilden in der That eine so miserable Gesellschaft, daß Lessing wiederum eine unfreiwillige Satire auf seine beiden Idealhelden, den Juden und den Sultan, gemacht hat, indem er sie über solche Menschheit siegen läßt.

Wir sind zu Ende mit Betrachtung des Märchens, wie es Lessing für seine Zwecke verarbeitet, verändert und weiter ausgeführt hat. Wir haben damit zugleich die Idee und Tendenz des ganzen Dramas, „den doctrinären Inhalt und die theologische Grundlage“ desselben kennen gelernt. Das ist also das berühmte Lieblingsstück für die Männer der Humanität und der Aufklärung!

Es gibt jedenfalls in unserer Zeit sehr viele Menschen, die es gar nicht werden begreifen können, wie einer der berühmtesten

\*) Unmittelbar — sage unmittelbar — darauf wird das Geschäft zwischen dem Sultan und dem Juden in einer für beide Theile durchaus und vollkommen befriedigenden Weise abgeschlossen und damit schließt diese berühmte und jedenfalls bedeutendste Scene des ganzen Dramas.



Männer des vorigen Jahrhunderts im Ernste solche Behauptungen habe aufstellen können. Auf so kleinem Raume findet man wohl selten so viele Monstrositäten als hier, Monstrositäten der Logik, Psychologie und Geschichte. Die historische Monstrosität, wonach die drei Religionen, der Islam, das Judenthum und das Christenthum ihrem Wesen und Grunde nach sich so ähnlich sehen sollen, wie ein Ei dem andern, wie die drei Ringe, die zu dem Zwecke gemacht sind, daß man sie nicht unterscheiden kann, hat augenblicklich noch ein besonderes Interesse, weil im Laufe des gegenwärtigen Türkentriebs selbst von Seiten derer, die entweder das religiöse und politische Glaubensbekenntniß Lessings theilen oder dasselbe doch ganz entschieden in Schutz nehmen, ein so großer Unterschied zwischen Türken und Christen ist wahrgenommen worden, daß über Lessings Unterscheidungs-gabe nun auch bei seinen Verehrern gelinde Zweifel entstehen dürften. Die folgenden Zeugnisse also haben ihren eigenthümlichen Werth nicht sowohl in der Sache, die für die Leser der *Ev. K. Z.* überhaupt nicht zweifelhaft ist, als in der Persönlichkeit derer, die sie ausstellen; sie gehören, so zu sagen, der Partei Lessings an. „Ein Besuch im Türkischen Lager von Hans Wachenhusen;“ der Verfasser, ein liberaler Mann, sagt selbst von sich, daß er nach der Türkei mit einem ganzen Sack voll derselben Sympathien gekommen sey, welche die Welt ihr entgegen trage, daß er sie aber bald verloren, als er dies Volk, die Verehrer des Islam, täglich in brutaler Trägheit an sich habe vorbeisichlern gesehen, mit unverwundlicher Gleichgültigkeit in den Kaffeehäusern sitzen, und mit Verachtung auf den Giar herablicken. „So vieles Gift, so vieler Galle, wie sie heimlich in dem türkischen Philister gähren, ist eine Christenbrust gar nicht fähig; sein ganzes Lieben sind nur seine Weiber, sein ganzes Hassen gilt nur den Ungläubigen; andere Gefühle kennt er nicht, es sey denn sein schmutziger Geiz.“ So sagt ein Westmächtlcher. Und ein Correspondent der Times berichtet, ich sage der Times: „man erzählt sich, daß die Piquets (der Russen, Franzosen und Engländer) gelegentlich fraternisiren und daß sie über folgende Stichwörter vollkommen einig sind: Bono Franzig! Bono Inglis! — Bono Muscov! — Turco no bono!“ — Also der protestantische gemeine Engländer (setzt das Volksblatt richtig hinzu), der römisch-katholische Franzose und der griechisch-katholische Russe erkennen, obgleich sie sich täglich im wüthendsten Todtkampfe gegenüber stehen, dennoch ihre im tiefsten Grunde ruhende Kameradschaft; nur der Muselman, um den sich angeblich der Kampf dreht, ist davon ausgeschlossen, auch seine Mürren lieben und achten den christlichen Feind mehr, als diesen Freund! Das dritte Zeugniß entnehmen wir einem Briefe vom 27. Januar 1855 aus dem Lager vor Sebastopol, welchen der „Hamburger Correspondent“ (wohlgemerkt, nicht etwa die Kreuzzeitung) zuerst brachte: „Von dem Unheil, das über uns waltet,

kann Niemand daheim sich einen Begriff machen, man muß es erleben, um es erkennen zu können, und wenn man es erkennt, muß man sich wundern, daß man wirklich noch am Leben ist. Was uns inmitten dieses gigantischen Elends noch ermuntert, Lust am Daseyn zu haben, selbst der Pein eine vergnügte Seite abzugewinnen und ohne Murren den erhaltenen Befehlen nachzukommen, das ist 1. das kriegerrische Ehrgefühl, 2. das Bewußtseyn der Nothwendigkeit und 3. die Religion. Mag der Philosoph noch so sehr an der allmächtigen Trostkraft christlicher Lehre zweifeln (wie beschämend für Lessing — und diese Worte kamen aus einem Soldatenmunde), hier lernt er erkennen, daß das, was er Menschenatzung titulirt, höheren Ursprungs ist, daß die Worte der Schrift göttliche Worte sind, stark genug, um die Menschenseele Leiden ertragen zu machen, die übermenschlich sind; hier auch, wo das Leben selbst ein Wunder ist, wird er seinen Zweifel an den Wundergeschichten verlieren und zugeben müssen, daß die Hand des Herrn aller Herren nach wie vor eine wunderreiche und allmächtige ist! — Obwohl als Einzeln dieser aussprechend, sprechen wir hiermit doch gleichzeitig auch im Geiste und Namen aller unserer Kameraden der streitenden, auch der Russischen, Heere, denn die Freigeisterei (in des Wortes verächtlichem Sinne) ist aus den Lagern sämtlicher Kämpfer gewichen und hat ächter, tiefer Frömmigkeit Raum geben müssen; nicht jener Frömmigkeit, die sich durch lange Gebete und Kopfhängen auszeichnet (zu beiden hätten wir ohnehin nicht Zeit), sondern nur Frömmigkeit, wie sie dem Soldaten ziemt, der täglich und stündlich gewärtig seyn muß, vor seinen Schöpfer gerufen zu werden, und die sich dadurch charakterisirt, daß man sich seiner unsterblichen Natur erinnert, daß man der Lenkung des höchsten Vaters kindlich demüthig vertrauet, auf die Vermittlung des für uns gestorbenen Gottessohnes hofft, daß man alles, was man beginnt, im Namen Gottes angreift, und endlich, daß man vorkommenden Falles nach kurzem innerlichen Gebete frisch und unverzagt todräuhenden Gefahren die Stirne bietet. Eine ähnliche Religiosität gibt sich bei den Osmanen, freilich in abweichender und ungeläuterter Weise, kund, und grade diese Abweichungen sind es, welche die unendlichen Vorzüge des Christenthums vor dem Islam bewahrheiten. Beide, christliche sowohl als türkische Krieger, setzen ihr Vertrauen auf Gott, aber das christliche Vertrauen ist dem muhammedanischen völlig entgegengesetzt, überall zeigt es sich selbst im schwersten Leiden activ und daher auch überwindend, während das Vertrauen der Bekenner des Islam, durch den fatalistischen Glauben niedergehalten, sich nur als passiv heranstellt und nicht im Stande ist, sich zum Meister des Objects zu machen. Muhamed hat sich über Christus gestellt. Wer erkennen will, ob der Verfasser des Koran wahrgesprochen, der werfe nur einen Blick in die christlichen und einen Blick in das



türkische Lager. Schmerz und Elend sind in allen ziemlich gleich, und die Schmerz und Elend dulden müssen, sind sämmtlich desselbigen Geschlechts, sämmtlich sterbliche Menschen, Doppelgeschöpfe aus Geist und Leib. Bei den Christen allein wird er, selbst an Krankenlagern, jene geistige Kraft entdecken können, die sich vom Leiden der vergänglichen Materie nie definitiv unterjochen läßt, die sich selbst unter den bittersten Kämpfen eine zuweilen als Würde, zuweilen als Humor erscheinende Freiheit bewahrt, von welcher sich bei den Anhängern Muhameds nicht die leiseste Spur zeigt, man müßte denn Lethargie der Verzweiflung für Stärke der Seele halten wollen! — Selbst unter den Geistlichen beider Religionen zeigt sich dieser Unterschied. Mögen bei Abhaltung öffentlichen Gottesdienstes noch so viele feindliche Regeln durch die Lust laufen, dieses macht unsere Capläne in ihrer Predigt durchaus nicht irre, während die osmanischen Scheichs nur an solchen Orten predigen, die außerhalb jeder Gefahr liegen. Dieses gilt auch von den muhamedanischen Priestern im französischen Lager. — Auch in anderer Hinsicht documentirt sich die Verschiedenheit der Religionen zwischen uns und unseren Allirten; man darf nur den Gesprächen des gemeinen Mannes lauschen, um wahrnehmen zu können, daß er, trotz officieller Feindschaft gegen die Russen, diese letzteren dennoch den Osmanen vorzieht, wie denn auch Franzosen und wir von den Russen in derselben Weise vorgezogen werden.“ — Fast möchte man glauben, dieser Brief sey ausdrücklich für die Verehrer „Nathans des Weisen“ geschrieben! Das sind drei Stimmen; tausende aber sind in dieser Zeit vom Kriegsschauplatz gekommen, die über die Türken ganz genau dasselbe sagen.

(Fortsetzung folgt.)

## N a c h r i c h t e n.

### Provinz Preußen.

#### Circularschreiben des Gen.-Superint. Dr. Sartorius.

Bereits sind es zwanzig Jahre, daß ich zuerst in die Mitte und an die Spitze der hochwürdigsten Superintendenten unserer Provinz trat und mich in meine Stellung als General-Superintendent durch einen Hirtenbrief vom 7. Dec. 1835 einführte, welcher die maßgebenden Grundsätze der Verwaltung meines Oberhirtenamts bezeichnete. Viele unter den damals in Ost- und Westpreußen mir begegnenden Brüdern sind schon heimgegangen, und ein mehrfach neuer Kreis von Superintendenten hat sich um mich gebildet, während eine vielbewegte Geschichte in diesen beiden Jahrzehnden an uns vorübergegangen ist. Je schneller und vergänglicher der Wechsel der Zeiten, um so nöthiger und heilsamer ist es für die Diener der Kirche, auf das Bleibende und Unwandelbare hinzublicken, das stetig von Geschlecht zu Geschlecht sie verbunden hält in dem heiligen Dienst, welcher immerdar derselbe bleibt, wie auch die Diener wechseln. Es ist der Dienst desselben Herrn, von dem geschrieben steht Ps. 102 und Hebr. 1: sie werden vergehen, Du aber bleibst; sie werden alle veralten wie ein Gewand, Du aber bleibst wie Du bist und Deine Jahre nehmen kein Ende. Auch die jetzt begonnene Fastenzeit dieses Jahres prägt es uns von

neuem ein, wie wir als Diener Christi immerdar in Ihm nicht nur den unwandelbaren Herrn und König, sondern auch den treuen Hohenpriester und Verfühner haben, welcher Mitleiden hat mit unserer Schwachheit, nachdem er selbst gelitten und versucht ist worden allenthalben gleich wie wir, doch ohne Sünde. Dieweil wir nun einen so großen, einen so heiligen und so barmherzigen Hohenpriester haben, Jesum, den Sohn Gottes, der gen Himmel gefahren ist und sitzt zur Rechten auf dem Stuhl der Majestät, so laßt uns im Dienste seiner Kirche als seine Prediger und Bekenner vor allem der apostolischen Mahnung Hebr. 4, 14 und 10, 23 entsprechend, festhalten an dem Bekenntniß und nicht wanken; denn dadurch nur sind und bleiben wir einig und stark in dem Herrn als seine kirchlich verordneten Zeugen. Dazu meine Amtsbrüder in einer Zeit mannigfacher Uneinigkeit zu ermuntern, ließ ich mir schon in jenem ersten Hirtenbriefe vom 7. Decbr. 1835 angelegen sein, wie auch in dem vom 7. Decbr. 1842 und in andern mit dem Hochwürdigsten Consistorio gemeinschaftlich erlassenen Circularschreiben. Laßt uns halten am Bekenntniß, das war meine Loosung vom Anfang meines Dienstes an. Nicht ein eigenbeliebiger, confessionsloser Standpunkt war es, welchen ich einnahm, sondern im Einklange mit der Königl. Deklaration vom 28. Febr. 1834, wonach eben so wenig durch die verordnete Einführung der Agende, als durch die freigelassene Einführung der Union die bisherige Autorität der Bekenntnißschriften aufgehoben werden sollte, nahm ich meine Stellung wie früher, so alsbald auch hier auf der festen Basis der Augsburgischen Confession, die ich stets entschieden behauptete und auch im Jahre 1853 die Freude erlebte, ihr auf dem Kirchentage zu Berlin ein so freies als allgemeines Zeugniß erneuerter Zustimmung gegeben zu sehen. Aber auch in höheren amtlichen Kreisen hat in dieser Zeit das fortbauende Recht des Bekenntnisses erneute Anerkennung erfahren. Bekanntlich wurde im Jahre 1852 zu dauerndem Rechtsschutz desselben eine Klärung und Zurechtstellung der durch bekennungslose Tendenzen unklar und unsicher gewordenen Unions- und Confessionsverhältnisse in Folge Königl. Erlasses vom 6. März 1852 als nothwendig erkannt. Was das faktische Verhältniß anlangt, so ergab sich dabei, daß in unserer Provinz combinirte Gemeinden b. h. solche, in welchen früher geschiedene Lutheraner und Reformirte unter Einem geistlichen Amte urkundlich vereinigt sind und mit dem Ritus des Brodbrechens stetig sich zu gleicher Abendmahlsfeier unirt haben, nur vereinzelt vorkommen, wie auch, daß die meisten reformirten Gemeinden, etwa zehn an der Zahl, welche noch eine eigene Inspektion bilden und durch einen eigenen geistlichen Rath im Consistorio würdig vertreten sind, jede nähere Betheiligung an der Union entschieden abgelehnt haben, und daß schon darum auch die große Mehrzahl der lutherischen Gemeinden und Dörfer keine Veranlassung gehabt hat, von ihrem alten Bekenntnißstande rechtlich etwas aufzugeben, und Grundes genug, das, was sie seit der Reformation gewesen und ihnen durch die Kirchen-Ordnungen derselben (in Altpreußen besonders durch das corpus doctrinae Pruthenicum von 1567) fest sanctionirt geworden, auch fernerhin zu bewahren. Demgemäß nun erklärten sich auch damals unter den fünf geistlichen Mitgliedern des Kgl. Consistorii vier als evangelisch-lutherischen Bekenntnisses, und ich mußte nicht nur als Mitglied desselben, sondern auch als Gen.-Sup. der Provinz noch besonders mich an ihre alten Consistorial- und Kirchenordnungen, welche auch nach dem Allg. Landr. Tit. 11 §. 66 u. 144 für die geistlichen Behörden maßgebend sind, gebunden erkennen. Wenn hiernach auch für meine geistlichen Amtsbrüder je nach der kirchlichen Geschichte ihrer Gemeinden und



Diesem der confessionelle Charakter feststeht, den sie in amtlicher Treue zu wahren haben, so würde nur Mangel an Erkenntniß solche Verpflichtung zur Bekenntnistreue als eine Beschränkung der Gewissensfreiheit ihnen vorrücken können. Diese soll vielmehr dadurch geschützt werden, während sie in Ländern, wo man die Confessionsunterschiede in eine absorptive Union hat aufgehen lassen, wie z. B. in Rheinbaiern unter Verbote sich beugen muß, wonach sowohl die lutherische als die reformirte Abendmahlslehre nicht mehr öffentlich gelehrt werden darf. Sodann wird auch durchaus Niemand aus der Erhaltung des bekenntnißmäßigen Charakters der evangelischen Kirchengemeinden unserer Provinz eine den landesväterlichen Intentionen widersprechende Spaltung oder feindliche Sonderung der lutherischen von den reformirten Gemeinden und Glaubensgenossen oder umgekehrt folgern oder befürchten dürfen. Im Gegentheil, je mehr das in Folge absorptiver Tendenzen unvermeidliche Mißtrauen schwindet, um so freundlicher und conservativer wird auf dem gemeinschaftlichen Grunde des öcumenischen und evangelischen Consensus und unter einem zwar unterschiedenen, aber darum doch nicht geschiedenen Kirchenregiment wechselseitige Anerkennung und Verbindung zu gemeinsamen christlichen Zwecken und wider gemeinsame Gegner stattfinden, und um so förderlicher das friedliche Streben nach einer endlichen vollkommenen Union nicht bloß der äußeren Formen, sondern auch der inneren Normen des Glaubens und Bekenntens wachsen und gedeihen. Einen theologisch-irrenischen Beitrag zur annähernden Förderung einer solchen Union habe ich von lutherischem Standpunkte aus in einer Schrift (Meditationen u. s. w.) zu geben versucht, von welcher ich ein Exemplar für die Bibliothek oder den Leserkreis Ihrer Synode hier beifüge. Ich wünsche, daß zunächst die auf demselben Standpunkte sich befindenden Leser sich dadurch mit mir auf dem Grunde unseres heiligen Glaubens erbauen und zugleich erkennen mögen, wie eine demüthige Erkenntniß der gottmenschlichen Herrlichkeit unseres ewigen Hohenpriesters die Treue des Bekenntens zu den Offenbarungen dieser seiner Herrlichkeit mit innigem Verlangen nach einer friedlichen Vereinigung der Seinigen verbinden könne, und wie es das Ziel des Theologen seyn müsse, die Wahrheit zu wahren in der Liebe (*ἀληθεύειν ἐν ἀγάπῃ*) und dadurch zu wachsen an dem, der das Haupt ist, Christus. Eph. 4, 15.

Er aber, der Herr der Herrlichkeit, erniedriget für uns bis zum Tod am Kreuz und verkåret für uns bis zur höchsten Majestät, er verleihe uns durch die Betrachtung seiner Leiden Gnade und Kraft, für ihn unser Fleisch und Blut sammt den Nistern und Begierden zu kreuzigen, um seinetwillen uns selbst zu verläggen, in seinem Namen unsern Gemeinden die Buße zu predigen, ohne die Niemand selig wird, und ihm, unserm Herrn, als seine Diener treu und geduldig nachzufolgen durch die Leiden dieser Zeit in die ewige Herrlichkeit. Pax vobiscum!

Königsberg, am Sonntage Reminiscere, den 17. Februar 1856.

Dr. E. Sartorius, Generalsuperintendent.

## Kirchliche Zustände im Großherzogthum Hessen.

(Schluß.)

Und für diese ist ja auch sonst der Artikel der Allg. R. Z. lehrreich genug. Zeigt er doch, wie man unsere Klagen behandelt, überhaupt wie man die Sache ansieht. Wenn, nachdem vorher die gesammte kirchliche Partei ihre kirchlichen Anliegen mehr gemeinsam be-

trieben und dabei nur ein verhältnißmäßig kleinerer Theil das confessionell lutherische Element scharf betrat, jetzt auf bestimmte, dahin weisende Vorgänge auch noch Andere diesen Letzteren sich angeschlossen, und wenn, damit im Zusammenhang und wie es ja nicht anders Rechtsens ist, auch in unserem letzten Artikel Recht und Lage der lutherischen Confession (richtiger Kirche) des Landes hervorgehoben wird: so weiß dies — die ganz einfach eingenommene Rechts- und Bekenntnißstellung — die Allg. R. Z. nicht anders zu betrachten, denn als einseitig verranntes Kirchen- und Lutherthum. Wenn weiter, ebenfalls in dieser bestimmten Verbindung, dort auf die kürzlich erschienene Denkschrift über Entstehung, Recht und gegenwärtige Lage der Lutherischen Kirche in Hessen und deren Resultat gewiesen wird, so weiß auch hier die Allg. R. Z. nichts Anderes, als sich eines Breiten an einen von ihr mißdeuteten Ausdruck zu heften, einige weitere formelle Bemerkungen zu machen, und sich außerdem auf den bekannten anti-lutherisch erhitzten Hepp zu beziehen, und so glücklich, wie sie meint, den Blick der Leser von dem eigentlichen Inhalt der Schrift, insbesondere den dort hervorgehobenen schreienden Nothständen abgezogen zu haben. Und das ist ja freilich auch sonst ein Hauptanliegen. Es ist interessant, wie, auf welche Weise und mit welchen Bemerkungen man sich jener Schrift, ihres tatsächlichen Inhaltes und der dadurch aufgedrungenen Konsequenzen überhaupt zu entledigen sucht. Behandelt die Schrift die Ev. Lutherische Kirche im Großherzogthum Hessen, und macht deren Recht und Bekenntniß geltend, so meint man, was ganz Besonderes dagegen aufgebracht zu haben, wenn man bemerkt, daß die ursprüngliche Lutherische Kirche in Hessen-Darmstadt nur aus sehr wenigen Pfarreien bestanden: als ob nicht sehr bald schon die Oberhessische Erbschaft des gleichen lutherischen Charakters hinzugekommen, und als ob nicht auch die späteren, nach und nach erworbenen lutherischen Gemeinden naturgemäß in den bestehenden kirchlichen Verband der gleichen Confession eingetreten wären, und als ob es überhaupt bei dieser reinen Rechts- und Bekenntnißfrage auf die Größe und den Umfang des kirchlichen Objectes ankomme. — Behauptet die Schrift den ungeschmälerten Fortbestand der ursprünglichen Lutherischen Kirche des rein Lutherischen Hessens: so meint man Wunder was für eine nachdrückliche Instanz an der Bemerkung zu haben, daß doch der (lutherische) Landesherr jetzt auch reformirte und unirte Gemeinden unter seinem Scepter vereinige: als ob der Nebeneinanderbestand auf dem gleichen landesherrlichen Territorium, der bekanntlich früher den Uebertritt der Unterthanen zur Religion des Landesherrn mit sich führte, jetzt fast umgekehrt, aber doch auf dem Boden der gleichen territorialistischen Betrachtung, vielmehr eine ähnliche Beeinträchtigung für die ursprünglichen, wie für die hinzukommenden Kirchen und Confessionen bedingen müsse (früher war der Fürst seiner Kirche ergeben und treu bis zum Unrecht gegen andere; jetzt soll er diesen anderen gerecht oder auch nicht gerecht werden bis zur schreienden Ungerechtheit gegen seine eigene). — Widmet die Schrift ein besonderes Kapitel der theologischen Fakultät der Landesuniversität und macht an der Hand der Geschichte und des Rechtes deren lutherischen Charakter nachdrücklich geltend (während bekanntlich bei einem Theil der jetzigen Professoren sogar der positiv-christliche fehlt): so glaubt man dagegen darauf aufmerksam machen zu müssen, daß die Universität, auch wohl die theologische Fakultät, ein weit größeres, von dem ganzen Lande aufzubringendes Budget jetzt in Anspruch nehme, als vormals: als ob daraus, wenn überhaupt eine, für unsere Frage eine andere, als die Consequenz sich ergebe, daß — nicht der



lutherische Charakter der Fakultät dürfe alterirt, sondern nur — dafür gesorgt werden müsse, daß neben denselben auch reformirte Studierende ihrem besonderen Bedürfnis ein besonderes Genüge thun könnten (wie auch noch früher in confessionell weniger gleichgültigen Zeiten, bis gegen Ende des zweiten Decenniums, die Veranstaltung getroffen war, daß reformirte Kandidaten das dogmatische Examen bei einem reformirten Inspector bestanden); und als ob es nicht bis jetzt an der Anstellung auch nur eines rein lutherischen Docenten, an der Möglichkeit, auch nur eine Vorlesung im Sinne und Bekenntniß der lutherischen Kirche zu hören, gänzlich gebräche. O, der Hypokrise! O, der Noth, die man bis jetzt auch nur mit einem Finger gründlich zu rühren keine ernsthafte Anstalt gemacht!

Denn wir wissen es sehr wohl, Gebrechen, Nothstände, Ungehörigkeiten, die schon so lange eingebürgert, an denen fast drei Menschenalter sich ein trauriges Denkmal gesetzt, und für deren Daseyn wir darum weit entfernt sind, irgend Jemand von heute verantwortlich zu machen, lassen sich nicht auf einmal, nicht Knall und Fall verbessern und abthun, solche sanguinisch zufahrende Stürmer sind wir nicht. Wir wissen auch, wie man gesagt hat, daß jede Krankheit ihren Verlauf haben will. Aber nur, daß der Patient über diesem Verlauf und dem Zusehen des Arztes nicht stirbt! Nur daß auch Mittel, wirkliche Mittel angewendet werden, daß man dem Patienten gibt, was ihm fehlt, entfernt, was ihn quält; daß man der Krankheit die Nahrung entzieht, dem rechten Leben zu der gesunden Aenderung verhilft; daß man vor Allem den Kranken erst wieder in die heilsame Luft bringt. Aber daß etwas der Art geschehen, daß man einen erschütternden Anfang gemacht, die kirchlichen Verhältnisse in Pessen dem Recht nach zu ordnen, oder „Alles, was lutherische Pfarrer und lutherische Gemeinden an der freien Ausübung des lutherischen Bekenntnisses hindert (worauf nach derselben Allg. R. Z. [S. 1660] dieselben „pflichtmäßig bestehen müssen“, und mehr wollen sie in der That nicht), völlig aus dem Wege zu räumen“: das sehen wir nicht. Wir sehen das Gegentheil. Und wenn uns die Allg. R. Z. in dem Eingangs besprochenen Artikel recht geistlich versichert, daß die kirchliche Behörde (angebliche) Verdächtigungen ihres redlichen Willens mit „Verachtung“ bestrafe, so hätte es gar nicht dieser öffentlichen bitteren Belehrung bedurft. Wir kennen diese Strafart, wir wissen, wie unsere gemeinschaftlichen kirchlichen Gesuche um die wichtigsten Dinge pflegen behandelt zu werden. Wir kennen den Weg der Verachtung: „ad acta!“

Doch, wir dürfen nicht ungenau seyn; die uns so scharf auf das Wort sehende Allg. R. Z. möchte uns sonst einer Unwahrheit zeihen. Einige lutherische Geistliche haben neulich wirklich eine Antwort bekommen; und auch die ist charakteristisch. Wie wir früher berichtet, so ist ganz neuerlich die Wiederherstellung des Epiphaniastages als Landes-Missionsfestes verordnet worden. Dabei wurde bemerkt, daß die zu erhebende Kollekte vorerst der Missionsanstalt zu Basel sollte eingehändigt werden. Das gab Anstoß. Die lutherisch-gesinnten Pfarrer fanden darin eine Beeinträchtigung des Rechtes und der Selbstständigkeit ihrer Gemeinden. Und mit Recht. Denn so wenig man es einem einzelnen lutherischen Christen verwehren kann, seine Missions-Beiträge zu dirigiren, wohin er will: so wenig steht es einer, nicht über, sondern unter dem Bekenntniß stehenden Behörde zu, amtlich erhobene Kollekten in lutherischen Gemeinden anders zu verwenden, als für die lutherische Mission. Eine Anzahl lutherischer Geistlichen erhob also darüber in einer sehr loyalen Eingabe amtliche Beschwerde.

Und was geschieht? Das allgemeine Recht der Beschwerde konnte man nicht verkennen; man mußte also der Zurückweisung derselben eine andere Wendung geben. Ein Theil der Bittsteller erhält eine officielle Belehrung über den Charakter der Baseler Missionsanstalt, die „weder eine specifisch-reformirte, noch eine specifisch-unirte, sondern eine evangelische sey, in der auch das eigentlich-lutherische Bekenntniß zu seinem Recht komme, wenn auch nicht in seiner ausschließenden und ausschließlichen Form“, u. s. w. Schein, und der mit einer einzigen Bemerkung völlig zerstört wird! Die Baseler Anstalt gehört „anerkannter- und zugestandenemassen“ nicht zur lutherischen Kirche — und das reicht hin. Was von dem Segen dieser Anstalt und der Pflicht der Dankbarkeit gegen dieselbe gesagt wird, das gehört auf ein anderes Gebiet, und das kann man sonst vollkommen anerkennen, ohne aber damit ein Unrecht gegen lutherische Gemeinden für entschuldigend zu halten. Wenn aber nun gar der amtliche Bescheid fortfährt, zu bemerken, was das Missionswerk im Allgemeinen betreffe, „so könne es unmöglich sein Zweck und sein Ziel seyn, den Heiden lutherische Dogmatik, sondern vielmehr das Wort Gottes zu bringen“, die Heiden „nicht sowohl zu strengen Lutheranern, sondern zu lebendigen, evangelischen, gläubigen Christen zu bilden“: so wissen wir nicht, ob wir uns mehr über den anträglichen Bescheid beklagen, oder nur das hier zu Grunde liegende traurige Mißverständniß bedauern sollen. Aber man sieht jedenfalls, wie man darauf aus ist, sich selbst aus der confessionell-lutherischen Bewegung einen Popanz zu machen, nur um ihr über das Recht hinaus mit Schein Unrecht thun zu können. Daß wir das Gegentheil versichern, daß wir sagen und es auch sonst beweisen, wie es uns vor Allem um das Wort, um das reine lautere Gotteswort und um das darauf zu gründende Heil unserer selbst und unserer Gemeinden zu thun ist, wie wir aber eben nur in der lutherischen Kirche und Confession, weil wir einmal nicht anders können, dieses reine Wort zu haben glauben: was hilft das? Wir sind mit unserem, auf Ordnung, Recht und Bekenntniß bringenden, die vorhandene schwere Noth zu Herzen nehmenden Streben einmal die Mißliebigen, Unbequemen.

Und wollen es bleiben — bleiben, so lange es Noth thut. Die Allg. R. Z. sagt in dem vielbesprochenen Artikel am Schlusse, sie werde hinfür schweigen. Sie thut wohl daran. Wir werden nicht schweigen. Wir werden reden, klagen, bitten — so lange bis es zu Herzen dringt. Und einmal und bei dem rechten Mann wird dies doch der Fall seyn. Aber nur werden wir uns dann nicht mit halben Maßregeln zufrieden geben, wir dringen auf ganze. Und in dieser Beziehung nur noch Eins. Man spricht schon seit geraumer Zeit und neuerdings wieder von der Anstellung eines lutherischen Professors (Credner liest nicht mehr). Aber man hat Furcht vor einem entschiedenen Mann. Und doch ist uns mit keinem anderen gebiet, und doch kommt kein anderer in Gieszen auf, als ein solcher. Wenigstens keiner, der nicht vorher — wir sagen vorher — seine Stellung zu einer reinen gemacht, nicht vorher mindestens eine bestimmte Erklärung über den confessionellen Charakter der Gieszener Fakultät und sein Recht in derselben verlangt. Ohne das müßten wir den Mann sehr beklagen, denn ohne das würde er in dem gar nicht zu vermeidenden Streite (man kennt ja dergleichen Scenen aus den Credner-Bundesgen Enthüllungen) eine sehr übele Stellung haben. Aber ohne das würde überhaupt dieser Schritt nur ein sehr vereinzelter, wiewohl immerhin dankenswerther, seyn. Und darum gebe man uns nur recht bald einen solchen Mann. Wir werden, wenn es der rechte ist, darin ein Angelb auf volle Erfüllung unserer gerechten Wünsche und Bitten begrüßen und dankbar seyn. Und eben diese Erfüllung wird dann auch unseren öffentlichen Klagen und mißliebigen Artikeln in der Co. R. Z. ein Ende machen. Etwas Anderes nicht.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Mittwoch den 26. März.

N<sup>o</sup> 25.

## Ueber Lessings Nathan den Weisen.

(Fortsetzung.)

Doch nun zurück zu den Monstrositäten Lessings; außer den schon namhaft gemachten zeigt sich eine ganz besondere Monstrosität in dem neuen Codex der Humanität. Man mißverstehe uns nicht. Die sechs genannten Ideen (vorurtheilloses Denken, Menschenliebe, Sanftmuth, Toleranz, Wohlthätigkeit und Gottergebenheit) sind sehr gute und sehr nothwendige Tugenden, aber da Lessing zuvor das ganze Christenthum bei Seite geschafft hat, um für dieselben Raum zu bekommen, so hat er damit deutlich genug ausgesprochen, diese Ideen seyen nicht im Christenthum vorhanden; diese Ideen sollen deshalb die Grundlage der neuen Humanitätsreligion bilden. Die Rationalisten haben bekanntlich behauptet, die genannten sechs Ideen seyen der Kern und die Hauptsumme des Christenthums; man hat ihnen geantwortet, daß vom Standpunkt ganz gewöhnlicher historischer Forschung diese Behauptung eine unverständige und unrichtige sey, weil nach ihr das in der Peripherie neben Anderem Liegende in den Mittelpunkt gestellt wird; dennoch muß man diese Behauptung als geistvoll und geistreich bezeichnen gegenüber der, welche Lessing in seinem „Nathan dem Weisen“ ausspricht, daß diese sechs Ideen durchaus nicht im Christenthume sich finden ließen. Es ist doch accurat so, als wenn ein Kind neue Kupferdreier und Silbergroschen bei weitem den Gold- und Silberbarren vorzieht, oder wenn jener König eine Gänseherde seinem Königreiche vorzieht. Auch das ist nicht zu übersehen, daß ein Mann mit Emphase vorurtheilloses Denken fordert, der selbst das massivste Vorurtheil mit sich herumträgt, wenn man anders völlige Verblendung gegen die lebendige Wahrheit noch ein Vorurtheil nennen will, daß ein Mann mit Emphase Toleranz fordert, der selbst nicht einmal das Evangelium tolerirt, nachdem es bereits schon Weltreligion geworden ist!

Es gibt in der heiligen Schrift oder, ganz allgemein gesagt, im Reiche Gottes Probleme von solcher Art, daß man sich wohl denken kann, wie bei deren Lösung ein Gelehrter, der von Natur ja ebenso beschaffen ist, wie die anderen Menschenkinder, auf dem Wege der Spekulation oder der historischen Forschung einmal an der Wahrheit selbst ganz irre werden

kann. Zu keiner Zeit hat man mehr Ursache gehabt, gegen alle derartigen Verirrungen, insofern sie mit der ganzen wissenschaftlichen Zeitströmung zusammenhängen, nachsichtig zu seyn, als in unserer. Diese Nachsicht ist auch in reichem Maaße geübt worden, und wird und muß noch ferner geübt werden. Was aber im „Nathan den Weisen“ gegen das Christenthum vorgebracht wird, das sind pure Absurditäten; und wenn diese Absurditäten über die allerheiligsten Dinge vorgebracht werden von einem Manne, der sich wirklich ganz besonders durch die Klarheit und Schärfe seines Verstandes auszeichnet, so heißt das nichts anders, als er will nichts von der Wahrheit wissen. Wie entziehen aber der Verstand und die Erkenntnißkraft überhaupt unter dem Einfluß des Willens, des Stärksten und Gewaltigsten, was in einem Menschen ist, steht, dafür kann man auf dem Gebiete des Unglaubens wohl kaum ein frappanteres Beispiel, als Lessings Nathan finden. Wir wissen, es gibt nichts Verkehrtes, Ungereimtes, Alernes, Böses, was die Weltkinder nicht glauben, sobald es von den f. g. Pietisten erzählt wird. \*) Doch dabei erklärt sich viel aus der Natur des Gerüchts; greift man fest zu, so will es Keiner gesagt und Jeder nur von einem, ich weiß nicht wem, es gehört haben. Im „Nathan“ aber haben wir das Resultat eines ganzen Lebens, einer neuen Weltanschauung. Da bleibt bloß die eine Deutung über: wer dieses Stück schreiben, aber auch wer es bewundern und verehren kann, der muß einen ganz gewaltigen Widerwillen gegen das Christenthum haben, einen so gewaltigen Widerwillen, daß er selbst das albernste und widersinnigste Zeug als ein Argument gegen das Christenthum annimmt oder passiren läßt. Oder es muß ein confuser Kopf seyn. In diese Kategorie gehört die große Masse der zahlreichen Verehrer und Bewunderer des Dramas. Nur unter Voraussetzung einer großen Confusion im Denken und Fühlen hinsichtlich des Religiösen und Sittlichen ist dieser „Nathan der Weise“ und seine Wirkung möglich gewesen. Auch dies ist ein Punkt, von dem wir annehmen, daß ihn unsere

\*) So war es schon zu Zeiten Tertullians: Si Tiberis ascendit in moenia, si Nilus non ascendit in arva, si coelum stetit, si terra movit, si lues, si fames, statim: Christianos ad leonem! Auch die concubitus Oedipodei und die epulae Thyestaeae, die wirklich den Seiden angehörten, werden doch von diesen den Christen zugeschrieben.



sonst auch entschiedensten Gegner zugehen werden. Ein Stück dieser Confusion ist wohl von dem Dichter nicht ganz absichtlich in das Drama gebracht worden, der wohl wußte, wie man ein Theaterpublikum behandeln müsse, um es zu gewinnen. So oft nämlich jemand ganz offen und rund heraus gesagt hat, „mit dem Christenthum ist es nichts“, so hat wohl selten einer — natürlich in einer Zeit und in einem Volke und unter Umständen, wie sie bei Lessing und gegenwärtig vorhanden sind — Glück mit einer solchen Behauptung gemacht. Wenn aber Jemand dieselbe Behauptung mit schönen Redensarten und Wendungen verhüllt und verummunt, im poetischen Gewande oder als gründlichste Gelehrsamkeit, neueste Entdeckung, tiefstinnigste Speculation vorbringt, so werden ihm allemal die großen Massen Gebildeter und Ungebildeter zufallen, denen in der That das Christenthum nichts gewesen ist. Sie freuen sich und jubeln, wenn sie hören, daß die argen Gedanken ihres Herzens als neueste Weisheit verkündet werden. Und nun gar in unserem Drama — da wird in den sechs Humanitätsideen für alle mächtig Denkenden eine vollkommene Beruhigung in Betreff etwa zu befürchtender Irreligiosität und Immoralität geboten; sie werden sogar gerührt, wenn sie diese Ideen aus dem Munde unseres Juden hören. Es ist grade so rührend, wie wenn ein Räuber einem Reichen alle Habe, alles Gut geraubt hat und ihm am Ende aus rein menschlicher Barmherzigkeit und aus ächter Liebe einige Lumpen und einige Groschen wiedergibt, damit er noch einige Zeit eine kümmerliche Existenz fristen könne.

Die Wichtigkeit unserer bisherigen Untersuchungen wird sich auch aus den nachfolgenden, mehr ins Einzelne gehenden Betrachtungen bewähren. Erst Einiges über die Entstehungsgeschichte des Dramas, die uns nach Lessings eigenen Worten lehren wird, daß er das Stück aus Aerger, unter Aerger, mit Aerger und zum Aerger geschrieben habe. „Nathan der Weise“ ist in den letzten Monaten des Jahres 1778 und in den ersten des nachfolgenden von ihm geschrieben worden, etwa in seinem fünfzigsten Lebensjahre, zwei Jahre vor seinem Tode. Der Entwurf aber zu diesem Stücke gehört einer früheren Zeit an und man kann schon deshalb nicht dasselbe als Ausdruck einer momentanen Verbissenheit betrachten. Lessing hatte in den Jahren 1774 bis 1778 die berühmten Wolfenbüttler Fragmente herausgegeben, in welchen — ich will Hase (Kirchengeschichte S. 503.) sprechen lassen — „das Unternehmen Jesu als ein unglücklicher Empörungsversuch dargestellt wird, der durch eine vorgebliche Auferstehung zu Ehren kam.“\*) Es erschienen sofort gegen die Fragmente und deren Herausgeber

Lessing eine große Menge Gegenschriften (in den Jahren 1777 bis 1779 an 30 bis 40) und zwar nicht nur von den Orthodoxen, sondern auch von den Stimmführern des beginnenden Rationalismus, Dörberlein, Semler, Less, Jerusalem, Henke u. Da mußte sich natürlich Lessing verteidigen und wehren. Er wählte als Zielscheibe sich den Vertreter der strengen Orthodoxie, den Hauptpastor Göze in Hamburg, der ihn jedenfalls der bequemste Gegner war. Am meisten erbittert war Lessing wohl über die Gegenschrift Semlers, des pater rationalismi, wie man deutlich aus einem Briefe an Elise Reimarus, Tochter des Verfassers der Fragmente, vom Jahre 1779 sieht: „Sie möchten wissen, warum ich nicht geschrieben? Der Schubjack Semler ist einzig daran Schuld. Ich bekam sein Geschniere eben, als ich noch den ganzen 5. Act von Nathan zu machen hatte, und ward über die impertinente Professor=Gans so erbittert, daß ich alle gute Laune, die mir zum Versmachen so nöthig ist, darüber verlor und schon Gefahr lief, den ganzen Nathan darüber zu vergessen. Danken Sie auch Gott, daß ich während der Zeit Ihnen nicht schrieb! Ich würde Ihnen geschrieben haben, daß man nun schlechterdings nicht länger hinter dem Berge halten müsse. (Gewiß sehr bezeichnend für Lessings ganze Haltung in dem damaligen Kampfe auch sehr belehrend für alle, die über Lessings wahre Gesinnung nicht zu rechter Klarheit kommen können.) Wäre es auch nur um so einen Esel zu beschämen, wenn sich ein Esel beschämen läßt! — Aber ich will es ihm schon indeß auf eine andere Weise eintränken und ihm ein Briefchen aus Bedlam schreiben, daß er an mich denken soll.“ Nebenbei bemerkt man aus diesem Briefe an eine Dame, daß Lessing unter Umständen sich von den Gesetzen der Humanität und Toleranz dispensirte. Wir kommen später auf diesen Brief zurück. Gegen Göze schleuderte er 11 Streitschriften. Das Braunschweigische Ministerium, dem die Sache allmählig bedenklich wurde, verbot ihm (er war damals Bibliothekar in Wolfenbüttel) in den Anti= Gözeschen Schriften fortzufahren. Da betrat er, wie er selbst sagte, seine alte Kanzel, die Bühne, und schrieb den Nathan, um seine Sache doch weiter durch= und auszuführen. Aber auch Geld bedurfte er damals und zwar dringend. Er erließ eine öffentliche Ankündigung, in der er „seine Freunde, die in Deutschland zerstreut sind, bittet“, die Subscriptionslisten für „Nathan den Weisen“ zu besorgen; „das Quantum der Subscription wird kaum einen Gulden betragen, den Bogen zu einem Groschen gerechnet,“ so hieß es in der gedruckten und im Publika von ihm verbreiteten Anzeige. An seinen Bruder schrieb er: „ich will gewiß den Theologen einen ärgeren Poffen damit spielen, als noch mit zehn Fragmenten.“ — „Es wird ein so rührendes Stück, als ich nur immer gemacht habe“ (wir haben schon oben auf das Rührende dieses Stücks aufmerksam gemacht). An einem anderen Orte sagte Lessing: „Nathans Gesinnung gegen alle positive Religion ist von jeher die meinige gewesen;“ und wieder an einem andern Orte: „die Theologen aller geoffen-

\*) Der Fragmentist stellt bekanntlich das Christenthum nicht als einen Mythos, als simple Unwahrheit, sondern als einen Betrug, die Geschichte von der Auferstehung aber als einen ganz raffinirten Betrug dar.



barten Religionen werden freilich innerlich darauf (auf das Drama Nathan) schimpfen, doch dawider sich öffentlich zu erklären, werden sie wohl bleiben lassen.“ Eine Voraussetzung, die uns seltsam klingt und durch die Thatfachen ebenso sehr widerlegt worden ist, als seine Befürchtung, sein Nathan würde wohl erst nach 100 Jahren auf das Theater kommen — dann erst werde die Zeit reif dafür seyn!!

Ein großer Verehrer Lessings, Niemeier l. c. S. 5 sagt: „Es fehlte dem Dichter während des Schaffens die rechte Freude — er befand sich, wie oft, in großer Geldverlegenheit. Unter dem Drucke dieser Verhältnisse hegte er sogar die lähmende Befürchtung, daß er auch auf dem Subscriptionswege, auf welchem so viele etwas gemacht hätten, nichts machen würde;“ Lessing schrieb damals in seinem Unmuth von sich selbst: „vielleicht ist das Pferd verhungert, ehe der Hase reif geworden.“ Auch der Buchhändler Voß in Berlin, der das Stück druckte, hatte seine Bedenken wegen der Polemik gegen die Religion und fürchtete vielleicht Verluste. Da mußte ihn denn Lessing mit einer Versicherung beruhigen, die sich weder mit der Wahrhaftigkeit, noch mit der Wirklichkeit vereinigen läßt: „mein Stück hat mit unseren jetzigen Schwarzköpfen nichts zu thun.“\*) — Sechszehn Bogen hatte Lessing in dem Abolement versprochen; nun berechnet er beinahe ängstlich, was so ein Bogen faßt, um dann „seinen Pegasus ein wenig anhalten zu können;“ wenn alle Stränge reißen, wird sogar eine prosaische Vorrede in Aussicht genommen, um die Bogenzahl zu füllen. Nach Vollendung des Stücks schrieb er an einen Freund: „Nathan ist Sohn meines eintretenden Alters, den die Polemik hat entbinden helfen“, und an einen andern: „Nathan ist mehr die Frucht der Polemik, als des Genies.“ — Und nochmals über die Tendenz des Stücks: er will, daß der Leser durch seinen Nathan „an der Evidenz und Allgemeinheit seiner Religion zweifeln lerne.“ — An Ramler schreibt er, die Erzählung von den drei Ringen sey ihm bei seinem Drama „am schwersten geworden;“ (wir glauben es ihm!!) und in demselben Sinn an einen anderen Freund: „für nur ganz mittelmäßige Vortheile mache ich mich nie wieder zum Sklaven einer dramatischen Arbeit, so viel Zeit leider habe ich mir mit dieser verdorben.“!! Es ist ihm also weder eine leichte, noch angenehme Arbeit gewesen, seine monströsen Argumente gegen das Christenthum ans Tageslicht zu bringen.

Man sieht hieraus, der Blick in die Werkstätte des Stückes ist kein erfreulicher; namentlich aber muß er für den Cultus des Genies sehr niederdrückend wirken.

(Fortsetzung folgt.)

\*) Göthe sagte: „in Emilia Galotti hatte Lessing seine Piquen auf die Fürsten, im Nathan auf die Pfaffen!“

## Die Pflicht der Fürsorge für entlassene Sträflinge.

Da einmal die Leser dieses Blattes auf die Verhältnisse in den Zuchthäusern hingewiesen sind, will Einsender nicht länger zurückhalten mit einigen Worten, zu deren Aussprechen es ihn schon seit längerer Zeit gebrängt hat, und seine Absicht wäre erreicht, wenn der Herr, der in den Tagen seines Fleisches den armen Sündern mit so besonderer Liebe nachging, diesen schwachen Worten die Kraft einer eindringlichen Bitte an die Christenherzen verleihen wollte.

In dem Aufsatze: Wie sieht es in den Deutschen Gefängnissen aus? Nr. 10—13 d. Bl. ist mit großer Klarheit und auf Grund gemachter Erfahrungen hervorgehoben, was die Staatsbehörden an den Gefängnissen gethan, versäumt und noch zu thun haben, und auch, was von Seiten der Kirche zu thun ist. Gewiß wird dem Verf. Jeder, der in diesen Anstalten nur einigermaßen Bescheid weiß, und dessen Auge kein Schalk ist, Recht geben müssen, wenn er den Behörden die Abstellung folgenswerer Mißverhältnisse und zweckwidriger Anordnungen ins Gewissen schiebt, und wir haben ja, Gott sey gedankt, allen Grund zu hoffen, daß wenigstens bei der Regierung unsers Königs der gute Wille auch für diese Sache nicht fehlt. Aber der Weg administrativer Reformen ist oftmals ein langwieriger, besonders da, wo es sich, wie in dem gegebenen Falle, um Darbringung von Opfern handelt, welche auf anderen Gebieten scheinbar größeren augenblicklichen Gewinn versprechen. Darum dürfen wir nicht nach oft beliebter leidiger Art warten, daß Alles durch die Behörden geschehe, sondern müssen unserer Verpflichtung als Christen eingedenk seyn, und Hand anlegen, dem kranken Leibe in seinen vorzugsweise leidenden Gliedern Hülfe zu bringen.

Wenn der Verf. des qu. Aufsatzes eine Fürbitte der Gemeinde bei ihrer Einlieferung in die Strafanstalt und bei ihrem Austritt aus derselben in Vorschlag bringt, so ist dagegen nichts zu sagen. Hinzuzufügen aber dürfte die Erinnerung seyn, daß eine solche Fürbitte, wenn sie nicht eine bloße Form, also Heuchelei seyn soll, sich auch in die entsprechende That übersetzen muß. Diese That aber ist die Fürsorge für die entlassenen Sträflinge. Bei dem jetzigen Zustande der Gemeinden verzichten wir aber gern darauf, diese Fürsorge der Gemeinde als einem Ganzen anzuvertrauen, indem wir aus eigener Anschauung wissen, wie übel diejenigen berathen sind, für welche eine ganze Gemeinde zu sorgen hat. Erweist sich der Zwang, mit welchem die bürgerliche Obrigkeit den Gemeinden die Verpflegung ihrer Armen auflegt, als ungenügend, so wird bei einer Appellation an die kirchliche Gemeinde auch nur das der Erfolg seyn, daß der Einzelne sich hinter der Gesamtheit versteckt, und der aus dem Gefängniß Zurückkehrende mit seinen Hoffnungen und Wünschen statt an wirkliche Personen, sich an moralische Personen gewiesen sieht, denen das Bewußtseyn einer



persönlichen Verantwortlichkeit und darum das lebendige Mitgefühl größtentheils ferne liegt.

Deshalb wenden wir uns an alle diejenigen Christen, welche wissen, daß es nicht ihr Verdienst, sondern die gnädige Bewahrung Gottes ist, durch welche ihr Lebensweg ein anderer, als der des Verbrechens geworden ist, und fragen sie: „Könnet ihr leugnen, daß in dem Verbrecher euch Fleisch von eurem Fleisch gegenüber tritt? Wie wollt ihr es denn aber verantworten, wenn ihr von eurem Fleisch euch so schände entzieht?“

Es gehört ja nicht grade zu den Seltenheiten, daß ein Verbrecher, wenn auch keine vollständige Besehrung, so doch den Anfang einer solchen aus dem Zuchthause mitbringt. Oder ist das etwa für gar nichts zu achten, wenn er die Verderblichkeit seines früheren Weges erkennt und sich vornimmt, „ein ordentliches Leben“ zu führen? Dazu bedarf er aber des freundlichen Entgegenkommens von Seiten derer, welche wissen, welches der Weg zu einem ordentlichen Leben nicht nur, sondern zum göttlichen Leben ist. Er bedarf der thätigen Hilfe, namentlich in den meisten Fällen der Verschaffung von Arbeit.

Was geschieht statt dessen? Ein aus dem Zuchthause zurückkehrender Verbrecher findet Thüren und Herzen verschlossen. Niemand will ihn zur Arbeit haben, Jeder hält sich für berechtigt, ihn abzuweisen. Sein langes vergebliches Suchen nach Arbeit führt ihn häufig in Herbergen und Wirthshäuser; dort findet er die Genossen seiner früheren Sünden und Verführung zu neuen Sünden. Der Teufel speculirt auf die arme Seele, und selten entgeht sie ihm.

Wenn nun das Blut einer solchen Seele zum Himmel schreit, wollt ihr euch dann von der Schuld damit reinigen, daß ihr hinweist auf den Verein für entlassene Sträflinge, dem ihr euren oft knapp genug gemessenen Beitrag zuwendet? Auf so bequeme Weise wird man eine Schuld persönlicher Liebe nicht los. Sollen die Anstalten zur Unterbringung entlassener Sträflinge, deren Nothwendigkeit genugsam anerkannt ist, nur einigermaßen dem vorhandenen Bedürfnis genügen, so muß ihre Zahl vervielfacht werden, und müssen die Geldmittel um Vieles reichlicher fließen, als bisher. Aber das ist's auch noch nicht allein. Denn Asyl sind nicht so schnell gegründet, und hier thut schleunige Hilfe noth. Das Asyl kann auch nicht von Allen benutzt werden. Wer z. B. Frau und Kinder hat, tritt gleich nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis in die Verpflichtung ein, für seine Familie zu sorgen, da die öffentlichen Unterstützungen für dieselbe aufhören. Wo findet er aber Gelegenheit zu lohnender Arbeit? Seine Legitimationspapiere, statt zum Samariterdienst an ihm aufzufordern, bewirken im Gegentheil, daß die honesten Leute den Unglücklichen mit einem Schein von Berechtigung abweisen.

Diejenigen Sträflinge freilich, welche als wirklich Wiedergeborne das Gefängnis verlassen, finden erfahrungsmäßig in der Regel bald ein Unterkommen, und wenn sie es nicht sogleich finden, so wissen sie auch dies demüthigende Warten als eine heilsame Prüfung aus Gottes Hand anzunehmen. Sind denn aber bloß diese Wenigen der christlichen Fürsorge werth? Darf wohl Einer sagen: „Wenn den Anderen die Versuchung zum Falle gereicht, so ist's ihre eigene Schuld“, und darf er meinen, damit die Schuld seiner Lieblosigkeit von sich abgewälzt zu haben? Oder darf er sich zum Troste es vorhalten, daß Gott ja doch für die zu sorgen wisse, welche er retten will? Dann könnte auch Priester und Levit mit gutem Gewissen ihre Schuld leugnen, da jener Mann ja doch am Ende nicht ohne Hilfe geblieben war.

Eine schwere Schuld hat hier die Christenheit auf sich geladen, indem sie meist dem Priester und Leviten folgt, statt sich an dem mühevollen Werke des Samariters ein Exempel zu nehmen, und unsere dringende Bitte geht deshalb an die Gläubigen, daß sie doch dieser Schuld sich beständig erinnern mögen. Wir wissen wohl, daß nicht eines Jeden Lage der Art ist, daß er einen entlassenen Sträfling in seinen Dienst nehmen könnte; aber wir wissen auch, daß Viele, die wohl in der Lage wären, es nicht thun, aus Vorurtheil und aus Furcht vor materiellem Schaden. Und gesetzt nun, der aus dem Zuchthause entlassene Verbrecher mißbraucht dein Vertrauen, fügt dir wirklich einen Schaden zu, im Betrage von zehn oder mehr Thalern, dann hast du wenigstens deine Liebe ihm bewiesen. Und hast du denn niemals deinem Heilande seine Liebe mit Untreue gelohnt?! Die Gläubigen, unter denen ja Viele so gestellt sind, daß sie eine Menge Arbeitskräfte gebrauchen, sollten mit der That beweisen, was sie ja doch nicht anstehen, zu behaupten, daß eine unsterbliche Seele zu retten, wohl der Mühe werth ist, und wenn der Versuch auch fehlschlagen sollte. Solche Liebesopfer, so sie aus dem Glauben kommen, nimmt der Herr an, als Ihm dargebracht. Eins. könnte Mancherlei von bitteren Erfahrungen auf diesem Gebiete erzählen. Haben doch selbst Pastoren die an sie gerichteten Gesuche, sich für einen bald zu entlassenden Sträfling ihrer Gemeinde um Arbeit zu bemühen, nicht einmal einer Antwort werth gehalten!

Es muß anders werden. Zunächst wolle der Herr denen, die sich nach seinem Namen nennen, das Gewissen recht schärfen! Wenn das geschehen ist, dann wird Jeder schon suchen und finden, auf welche Art er grade zu diesem Liebesdienste mitzuwirken Veranlassung hat. Es werden auch wohl Solche sich finden, die den Beruf haben, diese hochwichtige Sache der Christenheit fort und fort ans Herz zu legen.

W.

I.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Sonnabend den 29. März.

N<sup>o</sup> 26.

## Ueber Lessings Nathan den Weisen.

(Fortsetzung.)

Jetzt noch einige Bemerkungen über die Handlung, das Sujet, und die Personen des Dramas.

Das ganze Drama zehrt eigentlich von einer Handlung, welche vor demselben liegt; es wird in dem Stück nicht viel gehandelt, aber viel geredet und reflectirt, und die besten Handlungen werden uns erzählt. Das Ereigniß, aus welchem die dramatische Verwicklung herausgesponnen wird, ist folgendes. Der Schauplatz ist Jerusalem zur Zeit, als der Sultan Saladin Herr dieser Stadt war. Ein Tempelherr rettet bei einer Feuersbrunst ein Mädchen aus augenscheinlicher Todesgefahr. Erst später erfährt er, daß es ein Judenmädchen, Recha, gewesen, deren Vater Nathan, ein reicher Jude, abwesend ist. Der Temppler verschmäht jeden Dank, der ihm für seine edle That gebracht wird oder werden soll mit Gleichgültigkeit, mit Kälte, ja als man zudringlich wird mit Spott und Hohn, sobald er erfährt, daß die Gerettete bloß ein Judenmädchen sey. Endlich kehrt der Vater zurück. Hier beginnt das Drama. Nathan wird von der Gesellschafterin und Erzieherin der Recha, einer Christin, Namens Daja, von dem Vorfall in Kenntniß gesetzt; er, ein Mann reinsten Aufklärung, findet bald, daß seine Tochter durch dies Ereigniß in eine religiöse Schwärmerei gerathen sey, weil sie diese Rettung als ein Wunder betrachte, vollbracht von einem Engel in Gestalt des Tempplers. Nathan übersieht diese Situation mit großer Befriedigung; eine bessere Gelegenheit, seine Weisheit zu zeigen, kann er sich wohl selbst kaum wünschen, als seine Tochter in diesem Zustande und ihren Retter mit f. g. christlichen Vorurtheilen gegen Juden. Er macht sich mit solchem Eifer an die Lösung zunächst der ersten Aufgabe, daß er ganz vergißt, daß er seine einzige Tochter nach einer langen Abwesenheit und nach einem solchen Unglück wieder sieht; sein erstes und einziges Gefühl und Geschäft ist es, die unklaren Begriffe seiner Tochter über Engel und Wunder (nach Nikolai) aufzuklären, was er mit einem solchen Erfolge thut, daß man nachher an derselben gar keine Religion mehr, sondern lediglich reine Vernunft bemerkt. Auch das Zweite gelingt ihm, nämlich den Temppler zu gewinnen, obwohl es nicht ganz leicht ist. Nathan weiß ihm in geschickter Weise beizubringen, daß es mit den Religionen nicht viel auf sich habe (daß man also auch keine religiösen Vorurtheile zu haben brauche); und da der Temppler

in Wirklichkeit, d. h. seiner Ueberzeugung und seinem Herzen nach weder ein Tempelherr noch überhaupt ein Christ ist, so finden sich beide bald sehr gut zusammen und werden Freunde. Daneben und dabei spricht Nathan so von seiner Tochter und ihrem Verhältniß zum Temppler, daß die Zudringlichkeit, um nicht zu sagen Plumpheit, auffallen muß, mit welcher ein Vater seine Tochter an den Mann zu bringen sucht. Der Temppler geht nun in das Haus Nathans, um Recha kennen zu lernen: sie sehen und sterblich in sie verliebt sein — (höchst originelle und geistreiche Wendung) — ist buchstäblich Sache eines Moments. Der Temppler, der nicht bloß einfach, sondern so zu sagen rasend verliebt ist, handelt sehr unbesonnen und schafft dadurch die eigentliche „Verwicklung“ des Dramas, die dann (wir übergehen das Detail dieser Liebesgeschichte, die wohl nur für das große Publikum bestimmt ist) ihre Entwicklung darin findet, daß sich ergibt, Recha ist nicht ein Judenmädchen, sondern nur Nathans angenommene Pflgetochter und — Schwester des Tempelherrn, wobei es demselben natürlich so zu Muthe wird, als würde ihm ein Eimer kaltes Wasser über den Kopf gegossen. Zwischen durch diese Handlung ist eine andere, deren Hauptheld der Sultan ist, geschoben; der Sultan braucht Geld — wendet sich deshalb an den reichen Nathan — erhält von diesem Aufklärung über die Unächtheit aller Religionen, Belehrung über die neue Humanitätsreligion; und — Geld, wie wir das schon oben gesehen haben, derselbe Sultan aber war es auch gewesen der unserm Tempelherrn, welcher mit 19 Ordensbrüdern gefangen worden war und mit ihnen hingerichtet werden sollte, das Leben geschenkt hatte, weil er in ihm plötzlich eine Aehnlichkeit mit seinem verstorbenen Bruder bemerkt; dies war vor unserm Drama geschehen; im Verlauf des Dramas ergibt sich, daß der Temppler der Brudersohn des Sultans ist, Recha die Nichte, beide nämlich die Kinder Affads, der seiner christlichen Frau wegen zum Christenthum übergetreten war. Der Patriarch von Jerusalem, ein scheinheiliger wohlgenähter Pfaffe, greift gar nicht in die Handlung ein, sondern ist nur zweimal im Begriff, einzugreifen: für die Idee des Stücks jedoch ist er höchst bedeutsam, weil wir in ihm ein Schreckbild der christlichen Geistlichkeit sehen sollen.

Die Handlung des Dramas, das werden wohl auch die Verehrer desselben, so weit sie kunstverständlich sind, zugeben, ist an sich nichtsagend und ohne rechte Beziehung zur Idee des Stücks; nur weil in dieser Geschichte Juden, Christen und Mu-



Hamedaner vorkommen, die unter einander in einen Liebeshandel und in einen Geldhandel gerathen, deshalb allein scheint sie gewählt zu seyn, um an ihr, was die Tendenz des Stücks ist, zu zeigen, daß die Religionen der Juden, Christen und Muhamedaner ihrem Wesen nach einander völlig gleich und gleichmäßig unwahr seyen, also mit Recht der neuen Humanitätsreligion weichen müssen. Die Handlungen, in denen allein die abstrakte Idee des Stücks einigermaßen sich in dramatisches Fleisch und Blut verwandelt hat, nämlich daß der Sultan einen Tempelherrn vom Tode befreit, daß der Tempelherr ein Judenmädchen rettet und daß der Jude Nathan ein Christenkind (die Recha) als sein Kind aufnimmt und erzieht, diese Handlungen liegen vor, zum Theil sehr lange vor dem Drama selbst. Da demnach die Idee des Dramas sich nicht in der Handlung ausspricht, so mußte sie sich ganz und gar in die Charaktere flüchten und da, wie eben gesagt, das, was diese vor unseren Augen thun, zur Tendenz des Stücks nur in geringer Beziehung steht, so blieb nichts anderes übrig, als diese Personen Vorträge halten oder kritische und polemische Erörterungen machen zu lassen, was bekanntlich grade so im Drama wirkt, wie wenn man auf einem Bilde den Personen einen langen Zettel in den Mund hineinmalt, auf welchem alles geschrieben steht, was der Maler nicht malen konnte. Den Hauptvortrag des Juden Nathan haben wir schon kennen gelernt, und eben auch angedeutet, welche Gelegenheiten zu belehren und aufzuklären er mit Vergnügen ergreift und mit Geschick benutzt; die kritischen und polemischen Erörterungen im Einzelnen werden dem Tempelherrn, dem Sultan und dessen Schwester in den Mund gelegt. Natürlich gilt die ganze Polemik nur dem Christenthum: auf dieses sind alle Pfeile gerichtet und Lessing hat sich nicht gescheut, auch zu giftigen seine Zuflucht zu nehmen; es scheint, daß die sämtlichen Personen des Dramas gar nicht für nöthig erachtet haben, das Judenthum (es ist in dieser Combination natürlich nur das Judenthum nach Christus zu verstehen) und den Islam einer eingehenderen Kritik, geschweige denn einer vernichtenden zu unterwerfen; beide bekommen stets nur nebenbei etwas ab; bekanntlich bedarf nun auch das Publikum, welches Lessings „Nathan“ liebt und verehrt, durchaus nicht, daß ihm das Judenthum und der Islam in seiner Unwahrheit dargestellt werde und verlangt lediglich und einzig nur, wie die Personen des Dramas, nach Beseitigung der Herrschaft des Evangeliums. Wir erkennen demnach deutlich, wie wieder einmal Bileams Esel gesprochen hat.

Wenn man dieses ganze Verfahren bloß von der ästhetischen Seite betrachtet, so sieht man, wie recht Schiller — der sonst mit der Idee und der Tendenz des Stücks vollkommen einverstanden war — hatte, wenn er sagt: „die frostige Natur des Stoffes hat das ganze Kunstwerk erkältet.“ (Schiller \*) zeigt auch, daß Lessing die von ihm selbst in der

Dramaturgie aufgestellten Lehren in seinem „Nathan“ vergessen habe. Es ist nicht schwer, zu zeigen, daß Lessing in diesem Stück auch noch viele andere Gesetze der Kunst (nicht bloß die von ihm selbst ausdrücklich anerkannten) auf den Kopf gestellt habe und unsere Literaten würden längst und allgemein die ästhetischen Monstrositäten erkannt und nachgewiesen haben, wenn nicht Lessings Name ihnen imponirte und wenn nicht die Idee und Tendenz des Stücks den Wünschen und Gelüsten ihres Herzens so wohlthuernd und zusagend wäre, daß sie es vielleicht für eine heilige Pflicht erachten, gegen das berühmte Humanitäts- und Toleranz-Drama Humanität und Toleranz selbst auf Kosten desjenigen Geistesvermögens zu üben, welches Lessing sonst in so eminentem Grade besaß und übte. Man braucht sich über diese ästhetischen Monstrositäten ebenso wenig zu wundern, als über die logischen und historischen, von denen oben die Rede war: die religiöse Grundansicht Lessings in diesem Drama ist eine so confuse, das Argument, welches er gegen das Christenthum in der Demonstration Nathans ins Feld führt, ein so scholastisch-absurdes, daß ein auf solcher Basis beruhendes Product nothwendig mit allen Gesetzen der Logik, der Geschichte und Kunst brechen muß; inwieweit das Letztere geschehen ist, wollen wir nur nebenbei berühren.

Es ist ein durch Vernunft und Erfahrung gleichmäßig gesicherter Satz, wer drei in ihrem Werthe ganz verschiedene Persönlichkeiten, eine edle, eine mittelmäßige und einen Narren, gleich behandeln will, als wären sie sich gleich, daß ein solcher nicht bei diesem ersten Unrecht stehen bleibt, sondern um dasselbe zu verdecken und sich selbst zu betäuben im weiteren Verlauf den edlen sogar viel schlechter als die beiden anderen behandelt. An sich genigte es für Lessings Zweck vollkommen, wenn er nur das Christenthum al pari stellte mit dem Islam und dem Judenthum; so weit geht er auch nur in der eigentlich doctrinären Partie, in der Märchen-Scene. In dem Drama selbst aber kann er sich auf dieser Linie, welche die Theorie gezogen hatte, nicht halten: es ist bekannt, daß in diesem Stücke, in welchem wir von dem Charakter der Personen einen Schluß auf die Religion machen sollen, die sie repräsentiren, die sämtlichen Anhänger des Judenthums und Islams — (es steht freilich meist nur auf den aus dem Munde heraushängenden langen Zetteln geschrieben, aber um so deutlicher erkennt man Lessings Absicht) — edle, reine, großartige, achtungswerthe Personen sind, zwei davon, der Sultan und Nathan, offenbar als Ideale so gehalten sind, daß man deutlich sieht, der Dichter hat ihnen das Beste an Weisheit und Tugend, was er selbst sich denken und mit der Phantasie erreichen kann, freigebig beigelegt; daß dagegen die sämtlichen Anhänger und Bekenner

\*) Es ist sehr bemerkenswerth, daß unsere beiden größten Dichter Göthe und Schiller gegen „Nathan den Weisen“ als Kunstwerk eine

ganz entschiedene Abneigung hatten, obwohl das in dem Stille „ausgesprochene göttliche Duldungs- und Schonungsgefühl“, wie Göthe sagte, ihm sehr wohlthuernd war. Neben diese stille Abneigung gegen Nathan stelle man nun das schöne Denkmal, welches Göthe der Lessingschen Minna von Barnhelm gesetzt hat!



des Christenthums verdrehte, verkehrte, schwache, alberne Personen sind, und der christliche Patriarch sogar ein Scheusal ist. Dazu kommt noch Folgendes: gegen das Judenthum kommen in dem ganzen Drama nur sehr wenig Aeußerungen vor; sie verlieren noch an Gewicht durch den Zusammenhang, in dem sie vorkommen; es sind die Invectiven des Templers, die aus seinem Verdacht fließen, den er selbst bald darauf als falsch erkennt. Gegen den Islam überhaupt wird nicht ein böses Wort gesprochen; der Sultan erlaubt sich nur einmal eine Bemerkung über die Heuchelei der muhamedanischen Priester. Wohl aber ist das Stück voll von bitteren, bissigen, ja giftigen, so wie auch ganz gemeinen und rohen Ausfällen gegen das Christenthum, die sämmtlich ausgehen von den Personen, welche sich als Anhänger der Humanitätsreligion darstellen. Es scheint kaum glaublich, und doch ist es so. Man kann auch nicht sagen, daß diese Ausfälle durch den Geist des Dramas gerichtet würden oder durch die Persönlichkeit derer, die sie aussprechen, als gerichtet erschienen: im Gegentheil alle diese Rücksichten, die ja die erste Bedingung zum Verständniß eines Dramas ausmachen, nöthigen auf das Bestimmteste, diese Blasphemieen gradezu auf Lessings Rechnung zu setzen.

Setzt einige Worte über die Hauptcharaktere. Daß Nathan kein Jude ist, obwohl er das Judenthum repräsentiren soll, haben wir schon gesehen. Die verschiedenen Formen des Judenthums, Stodjudenthum und modernes Judenthum, sind ihm nur Kleider, die er nach Umständen anlegen und ablegen kann, wie er selbst sehr naiv sagt in dem Monolog, den ihn Lessing halten läßt, nachdem der Sultan ihm die Religionsfrage vorgelegt und einige Augenblicke zur Ueberlegung gelassen hat: „Ich muß behutsam gehen! — und wie? wie das? — So ganz Stodjude seyn zu wollen — geht schon nicht. — Und ganz und gar nicht Jude — geht noch minder.“ Die besten Thaten, die von ihm berichtet werden, sind große Wohlthätigkeit, die er bei seinem immensen Reichthum ohne Unterschied des Glaubens gegen Juden, Muhamedaner und Christen übt. Die zweite und vorzüglichste That läßt der Dichter leider ihn selbst erzählen; in Gath hatten die Christen alle Juden mit Weib und Kind ermorden lassen; darunter hatte sich die Frau und sieben hoffnungsvolle Söhne Nathans befunden. Gleich darauf bringt ihm ein Reitersknecht ein kleines Christenkind, um es aufzunehmen; er wirft sich auf die Knie und schluchzte! Gott! auf sieben doch nun schon eines wieder! Das würde eine sehr große That seyn, aber das beste Stück davon wird gleich wieder davon genommen, denn das Christenkind wird ihm, wie es auch der Fall ist, als das Kind eines Ritters, der sein naher Freund war, gebracht, dem er, wie er selbst sagt, „so viel, so viel zu danken habe, der mehr als einmal ihn dem Schwert entriß.“ — Immerhin aber würde diese That der Wiedervergeltung, sowie die große Wohlthätigkeit — selbst bei immensem Reichthum — im wirklichen Leben stets die vollkommenste Achtung verdienen; aber wenn wir uns erinnern, daß wir uns hier in einem Drama befinden und daß der Dichter im Nathan sein Ideal von Tugendhaftigkeit darstel-

len wollte, so müssen wir sagen, daß Lessing in der Geschichte derjenigen Thaten, die aus wahrer Liebe und Barmherzigkeit, „aus reinsten Menschenliebe und reinsten Sittlichkeit“, würde er sagen vollbracht worden sind, sehr wenig bewandert gewesen seyn muß, da er selbst mit seiner Phantasie nicht sich zu größeren und edleren Thaten ausschwingen konnte\*). Die Weisheit Nathans aber dürfte gegenwärtig wohl selbst denen nicht mehr imponiren, die nur die Weisheit der Welt schätzen; ein deutlicher Beweis, wie sehr diese Weisheit dem Wechsel der Mode unterworfen ist. Offenbar fällt aber Nathan aus der Rolle eines Weisen heraus, wenn man den Weisen auch nur im Sinne Lessings und der Aufklärungszeit nimmt. Wenn er bei der Nachricht, daß während seiner Abwesenheit sein Haus beinahe ganz abgebrannt sey, sagt: „dann hätten wir ein neues uns gebaut und ein bequemeres“ — denn so kann nur etwa ein Geldjude sprechen, nie ein Weiser, der als solcher etwa gleich daran denkt, daß dabei etwas mit verbrennen kann, was sich durch kein Geld ersetzen läßt; er fällt ferner aus der Rolle des Weisen in die eines ganz ordinären Geldmenschen, wenn er bei der Nachricht, daß ein Templer seine Tochter Recha aus Todesgefahr gerettet habe, sogleich an ein reiches Douceur denkt: „Ihr gabt ihm doch fürs erste, was an Schätzen ich euch gelassen hatte? gabt ihm alles? verspracht ihm mehr? weit mehr?“ — Ganz in derselben zarten Weise sagt er später selbst zum Templer: „sagt, befehlt: womit kann man euch dienen? Ich bin ein reicher Mann.“ Lessings Nathan weiß nicht, daß die Templer das Gelübde der Armuth abgelegt haben! welcher Jude aber, kann man wieder fragen, sollte etwas nicht wissen, was mit dem Geldpunkt zusammenhängt! Nathan aber fällt noch stärker aus der Rolle des Weisen heraus — um ganz davon abzusehen, daß er das Gelübde der Keuschheit nicht kennt, welches die Templer wenigstens nicht offen brechen dürfen — wenn er dem Templer gleich bei der ersten Bekanntschaft mit auffallender Zudringlichkeit seine Tochter anbietet — als Frau Tempelherrin!! Später als er vom Templer erfährt, daß er in seinem Hause gewesen, ist gleich wieder die erste Frage: „nun? — sagt, wie gefällt euch Recha?“

An diesen und ähnlichen Zügen, die sich leicht noch in größerer Zahl auffinden lassen, sieht man, daß Lessing nicht einmal den Charakter des Nathan ohne Carrikatur hat zu Stande bringen können.

Sultan Saladin ist eine historische Person; für unseren Zweck hier genügen uns schon folgende zwei Zeilen aus Leo's Universalgeschichte: „Morgenländische und abendländische Quellen stimmen in dem Lobe der persönlichen Tüchtigkeit und besonders der großartigen Freigebigkeit Saladins überein.“ Aber welche

\*) Der Laienbruder muß nach Erzählung dieser That ausrufen: „bei Gott, ihr seyd ein Christ — ein besserer Christ war nie.“ — Lessing sieht also wirklich dies als das Höchste an, und damit man diese That nicht als etwas specifisch Christliches ansehe, muß gleich Nathan erwidern, daß er sie ebenso als specifisch jüdisch ansehen könne, indeß beides nicht richtig sey.



Carrikatur — um nicht zu sagen Hanswurst — hat Lessing in seinem Drama aus ihm gemacht! Bei allen seinen Vorzügen, die noch kein Christ, soviel bekannt ist, ihm streitig gemacht hat, muß man doch immer bedenken, daß er eben ein Sultan ist, muß man bedenken, daß er aus der Tiefe sich zu dieser Höhe emporgearbeitet hat — das ist bei dem Lessingschen Saladin, den man höchstens einen Sultan im Schlafrock und Pantoffeln nennen kann, geradezu unmöglich sich zu denken — daß er dabei auch alle List und Gewalt gebraucht hat, um Gegner und Widerspenstige aus dem Wege zu räumen, daß er schließlich die Wittne seines verstorbenen Herrn, Nureddins, heirathete, dessen Familie aber aus der Herrschaft verdrängte und sich selbst den Titel Sultan beilegte. Jedermann erkennt hierin gleich Züge eines wirklichen Sultans — eines Sultans, dem auch das oben genannte Lob ungeschmälert zuertheilt werden kann. Aber welches Bild hat Lessing gemalt! Die großartige Freigebigkeit Saladins erscheint im Drama als — großartige Carrikatur, als Carrikatur al fresco. Gleich im 3. Auftritt des 1. Actes müssen wir zusehen, wie er mit seiner Schwester Schach ums Geld spielt: wenn er verliert, so zahlt er; wenn er aber gewinnt, so giebt er seiner Schwester aus purer Freigebigkeit dann das Doppelte zurück! Lessing selbst würde jedem Dichter, der die Freigebigkeit auf diese Weise darstellen will, fragen: „lieber Freund, warum läßt du ihn zur Ausübung dieser Tugend noch Schach ums Geld spielen?“ Ferner Saladin hat sich vorgenommen, die Bettler mit Stumpf und Stiel zu vertilgen, dadurch daß er ihnen allen Geld soviel sie wollen giebt; er wählt sich deshalb einen Schatzmeister, der selbst ein Bettler ist und der nur gibt, nichts thut als nur gibt, nicht wie der silzige Vorgänger desselben nach dem Empfänger und nach der Ursache des Mangels fragt; der, wie er selbst sagt, vom Sultan erspießt oder wenigstens erdroßelt worden wäre, wenn dieser ihn je auf Ueberschuß in der Kasse ergriffen hätte. Man sieht deutlich, hier werden die Tugenden der Freigebigkeit und Wohlthätigkeit bloß zum Renommiren verwandt. Einen komischen vom Dichter natürlich nicht beabsichtigten Eindruck macht auch folgende Aeußerung des Sultans in der Märchen-Scene. Der Sultan fragt aus Wissensdurst (nicht wie bei Boccaccio um eine Falle zu legen) Nathan nach der besten Religion indem er hinzusetzt, daß dieser gewiß nur aus guten Gründen sich eine Religion erwählt haben würde. „Daß mich die Wahl, die diese Gründe bestimmt — versteht sich im Vertrauen — wissen.“ — Es ist rührend, daß der Sultan die Gründe, die ein Mensch für die Wahrheit hat, ganz geheim halten will! die Sache könnte ja sonst gar stadtkundig werden!

Der Charakter des Tempelherrn scheint uns vom ästhetischen Standpunkt aus für einen Dichter geradezu unverantwortlich zu seyn. Wir heben nur Eines hervor; im Grunde ist bei ihm alles contradictio in adjecto. Das Keuschheitsgelübde wird

nicht nur von unserem Tempelherrn selbst, sondern von der ganzen Gesellschaft des Drama's der christlichen wie jüdischen und muhamedanischen so vollständig nicht etwa bei Seite geworfen — das läßt sich denken — sondern mit einem so tiefen Still-schweigen übergangen (Alle bemühen sich nur, diesem jungen Mann zu einer Frau zu verhelfen), daß mit diesem Zuge allein schon Lessing das unfreiwillige Bekenntniß ablegt, daß diese Person wahrlich kein Tempelritter ist: um seine Liebesgeschichte dreht sich die Handlung, die vor unseren Augen vor sich geht, ganz allein. Das Charakteristische an diesem Tempelherrn, der doch noch in der Blüthezeit des Ordens lebte, ist offenbar sein Haß gegen das Christenthum. Weshalb dieser Mensch sich mit dem bloßen Gewand der Ordensritter herumschleppt, ist nicht abzu-sehen. Das aufgeklärte Publikum kann denken, sein Vater sey ein Templer gewesen, deshalb müsse er es auch seyn. Ferner: bald tritt er uns entgegen als ganz aufgeklärt und erhaben über alle Vorurtheile der Religion, und daneben spricht er seine Vorurtheile gegen die Juden nicht nur in verletzender, sondern auch in roher und gemeiner Weise aus; ein ganz massives Vorurtheil hat er aber gegen die Christen; denn sobald er hört, daß Necha auch nur als Christenkind getauft, im Uebrigen von Kindesbeinen an von Nathan bis auf diesen Tag erzogen und gebildet worden sey, so wird er auf einmal kalt\*), sie ist ihm nicht mehr recht aus diesem einzigen Grunde, er wollte sie eben als Jüdin haben, wobei nur vergessen wird — ob der Templer oder der Dichter es vergessen hat, lassen wir bei Seite — daß derselbe Mensch im ersten und zweiten Act gegen Juden qua Juden sich ereiferte. Erst am Ende des 3. Actes läßt der Dichter den Templer sich in frivoler und sophistischer Weise rechtfertigen: „Um! Was thuts? — Ich hab in dem gelobten Lande — und drum auch mir gelobt aus immerdar — der Vorurtheile mehr schon abgelegt. — Was will mein Orden auch? (Wir sagen: eine nicht aufzuwerfende Frage!) Ich Tempelherr bin todt; war von dem Augenblick ihm todt, der mich zu Saladins Gefangenen machte? Der Kopf, den Saladin mir schenkte, war' mein alter? — Ist ein neuer; der von allem nichts weiß, was jenem eingeplaudert ward, was jenen band.“ — Es ist vielleicht consequent, macht aber nach einer andern Seite hin einen, ich möchte sagen schauerlichen Eindruck, wenn der Templer, den der Dichter als einen schroffen und wilden Charakter darstellen wollte, der aber in der That malitios roh und ungezogen gegen alle Juden und Christen des Drama's ist, gegen den Sultan allein die geschmeidigste Unterthänigkeit und Ergebenheit, die wohlgezogenste Devotion und eigentlichen Cultus zeigt. Es scheint überhaupt, als hätte das Drama secundo loco die Glorifikation des Sultans sich zur Aufgabe stellt; Necha, die geborne Christin, äußerlich als Jüdin erzogen, in Wahrheit aber Humanistin und Rationalistin, schleppt sich auf den Knien zu Saladins Füßen und spricht den Kopf zur Erde gesenkt: „ich stehe nicht eher auf — mag eher des Sultans Antlitz nicht erblicken! — eher den Abglanz ewiger Gerechtigkeit und Güte nicht in seinen Augen, nicht auf seiner Stirn bewundern“ (als der Sultan ihr bewilligt, daß Nathan ihr Vater bleibe, wenn auch ein anderer ihr natürlicher Vater sey!) (Schluß folgt.)

\*) Gegen die Daja, die dieses Geheimniß ihm mittheilt, wird er sogar gemein in den Worten: „fährt fort, den Himmel zu bevölkern, wenn ihr die Erde nicht mehr könnt“, Worte, die sich nur in ihrem Zusammenhange ganz verstehen lassen; Daja war bereits alt.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Mittwoch den 2. April.

N<sup>o</sup> 27.

## Das Duell und die christliche Kirche.

Ein Blatt, wie die *Ev. R. Z.*, hat nicht das Recht der Wahl; wenn öffentlich hervortritt, was dem Worte Gottes und der Lehre der Kirche entgegen ist, so muß es dagegen zeugen, ohne Ansehen der Person, ohne Berücksichtigung eines Partei-interesses. Wenn es diese Pflicht nicht erfüllt, so ladet es einen Bann auf sich.

Das Duell und die Kirche stehen in einem absolut feindlichen Verhältnisse zu einander. Die Kirche betrachtet das Duell aus dem Gesichtspunkt des Mordes. Sie versagt denjenigen, die im Duell gefallen sind, das kirchliche Begräbniß. Sie spricht den Ueberlebenden, wenn sie nicht Buße thun für ihre schwere Sünde, jeden Antheil an der Gnade Gottes ab: sie betrachtet sie als solche, die dem Banne verfallen sind. Diese Stellung nimmt nicht etwa eine einzelne Confession ein, sondern die gesammte christliche Kirche nach allen Confessionen. Es verhält sich auch nicht so, daß etwa die Majorität bewährter Organe der Kirche gegen das Duell wäre, eine nicht minder erleuchtete Minorität dafür, sondern es findet vielmehr eine imponirende Einstimmigkeit statt: in der gesammten katholischen und Evangelischen Literatur findet sich auch nicht ein einziger Mann von innerlicher Frömmigkeit, Ruf und Anerkennung, der es gewagt hätte, das Duell zu vertheidigen. Wenn solche Vertheidigungen außerhalb der Literatur vorkommen, so beschränken sie sich fast immer nur auf Mitglieder eines gewissen Standes, desselben Standes, bei dem sich das Duell als Standesitte fortgepflanzt hat. Wo sie etwa außerdem noch auftreten, da wird sich bald erkennen lassen, daß sie aus einem Abhängigkeitsverhältnisse hervorgehen, wie ja auch die Praxis des Duells zwar in dem Adel ihre Wurzel hat, aber von ihm aus auch auf einzelne Individuen anderer Stände übergegangen ist, die es dem Adel gern nachthun mögen; bis auf das leidige Duellspielen der Studenten herab. Der Gedanke liegt gar nahe, daß die Vertheidiger, wenn sie auch sonst in einem herzlichen Verhältnisse zur Kirche stehen, hier nicht aus dem Geiste dieser, sondern aus dem ihres Standes reden, daß sie Ursache hätten, das Wort des Herrn an Petrus ernstlich im Herzen zu bewegen: „Gehe hinter mich, Satan, denn du meinst nicht was Gottes, sondern was der Menschen ist.“

Es ist fast unmöglich, daß sich solche Uebereinstimmung in der so vielfach gespaltenen Kirche Christi anders finde als da,

wo ganz unzweideutige Aussprüche des Wortes Gottes vorliegen. Nach diesen brauchen wir denn auch nicht lange zu suchen. Sie treten uns sofort in überraschender Klarheit und Bestimmtheit entgegen. Die Wolken eines der Neigung dienenden Raisonnements sind unvermögend, sie zu verdecken. Ihr Licht bricht stets von Neuem hindurch.

Bei dieser Lage der Sache kann man nur mit schmerzlicher Verwunderung betrachten, was sich in der letzten Zeit auf diesem Gebiete unter uns begeben hat und wie die Gedanken der Menschen daran offenbar geworden sind.

Das Ereigniß selbst geht über das gewöhnliche Maaß der Verschuldung hinaus. Beide Theilnehmer gehören dem obrigkeitlichen Stande im weiteren Sinne an, dem Stande, der ganz besonders zur Wahrung der bürgerlichen und göttlichen Rechte berufen ist. Beiden also lag neben der allen Menschen, allen Christen obliegenden Verpflichtung, sich einer solchen Willkühr zu enthalten, noch eine besondere durch das Amt gegebene ob, dessen Träger, von Gott mit einem heiligen Depositum betraut, verpflichtet sind, ihre Person mit ihren zufälligen Neigungen und Standesvorurtheilen völlig zurücktreten zu lassen. Der Eine war ein hochgestelltes Mitglied des obrigkeitlichen Standes im engsten Sinne, des Standes, den unsere Theologen als den Wächter der beiden Tafeln des Gesetzes Gottes bezeichnen, der dem ganzen Volke vorleuchten soll als ein Vorbild der strengen Beobachtung von Gesetz und Recht. Der Andere ist Mitglied des Herrenhauses, einer kürzlich ins Leben getretenen Institution, die, wenn auch nicht theoretisch, doch factisch vorwiegend den Adel repräsentirend, eben dadurch ihre Erwählung festmachen soll, daß sie durch den Wandel ihrer Glieder dem ganzen Volke den Beweis liefert für das wirkliche Vorhandenseyn eines seines Namens würdigen Adels, eines Standes, dem von der Geburt her eine besondere Energie des Wandels in den Geboten Gottes, ein unbeugsames Rechtsbewußtseyn, ein heiliger Eifer und eine unbezwingbare Tapferkeit in dem Kampfe gegen das Böse, eine entschiedene Treue gegen die Kirche bewohnen soll.

Doch fast noch mehr, wie durch das Ereigniß selbst, müssen christliche Herzen von schmerzlicher Verwunderung ergriffen werden durch gewisse öffentliche Aeußerungen, die sich an dasselbe anknüpfen haben. Müssen wir bei den persönlich Betheiligten stets des Wortes des Herrn eingedenk seyn: „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie“, und:



„Nichtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet“, „wer steht, sehe zu, daß er nicht falle“, dürfen wir nicht vergessen, daß die Versuchungen für ein armes Menschenherz oft gar groß und schwer sind, nicht vergessen, daß die Gerichte Gottes, die hier die Betheiligten getroffen haben, gar leicht auch über uns ergehen können, sobald wir im Wachen und im Beten nachlassen und Gott seine Hand von uns abzieht\*): so wird sich unser Blick vorzugsweise auf diejenigen richten, die außerhalb der Versuchung und gleichsam mit kaltem Blute solches Thun billigen, oder wenigstens es unterlassen, ihre Mißbilligung auszusprechen, wo die Verpflichtung dazu durch die Umstände gegeben war.

Der Präsident des Herrenhauses hat sich also vernehmen lassen: „M. S. Ich habe Ihnen ein sehr betrübendes Ereigniß mitzutheilen. Eins der edelsten Mitglieder unseres Hauses ist in die traurige Lage gekommen, zu wählen zwischen seinem Ehrgefühl oder gegen die Gesetze des Landes zu handeln. Derselbe hat, um das Bewußtseyn seiner Ehre sich zu erhalten, gegen die Gesetze des Landes gefehlt; er hat sich selbst angezeigt; er hat sich selbst der Behörde überliefert. — Die Untersuchung wird vor sich gehen, und wir können nur bedauern, ihn, der durch Verhältnisse gezwungen wurde, so zu handeln, nicht in unserer Mitte zu sehen.“ Das Vorgefallene wird hier nicht undeutlich gebilligt. Die Verwicklung wird als eine betrübende angesehen, aber die Betheiligten konnten nur so handeln, wie sie gehandelt haben. Der unglückliche Ausgang fällt also Gott anheim. Der Conflict soll bestanden haben zwischen dem Ehrgefühl und den Gesetzen des Landes. Die letzteren werden als äußerliche rein menschliche Satzungen betrachtet, welchen ihr Recht geschieht, wenn man sich nur der durch sie verhängten Strafe nicht entzieht. Daß es ein Gesetz Gottes gibt, welches die That verurtheilt, und daß die Gesetze des Staates in diesem Gesetze Gottes wurzeln, welches innerlichen und absoluten Gehorsam verlangt, mit Aufopferung auch des Allerliebsten, auch der edelsten irdischen Güter, daß es eine Kirche gibt, deren Auctorität, sich das Privaturtheil zu unterwerfen, jedenfalls aber sich mit ihm auseinanderzusetzen hat, wird völlig ignoriert. Es liegt eine Vergötterung des Menschen zu Grunde. Es wird nicht erkannt, daß dieser einen Herrn des Lebens hat, zu dem er bei jedem Schritt auf der Lebensbahn aufblicken, dessen Wort eine Lenker auf seinen Wegen seyn muß. Der Mensch hat nichts weiter über sich, als „die Gesetze des Landes“, und über

diese darf er sich hinwegsetzen, wenn sein „Ehrgefühl“ es verlangt. Die anderen überhaupt berechtigten Gefühle werden dann doch gleiches Recht haben. Ist man so consequent, es ihnen zuzugestehen, so muß eine allgemeine Auflösung folgen.

Ein Mitglied eines Erlauchten Hauses, in welchem nun schon im zweiten Jahrhundert christlicher Sinn wie in wenigen vorwaltend gewesen und auf dem das Auge lebendiger Glieder der Kirche mit besonderem Wohlgefallen weilt, wußte in der ersten Kammer nur von „dem unglücklichen Fall“ zu reden, und gedachte mit keinem Worte der Verletzung der Gebote Gottes. Er beklagte, „daß sich der verhaftende Polizeibeamte in ziemlich bestimmten, nicht grade angenehmen Ausdrücken ergangen hätte“, hatte aber kein Wort für die Verletzung der Ehre Gottes, welcher gesprochen: „Ein Sohn soll seinen Vater ehren, und ein Knecht seinen Herrn. Bin ich nun Vater, wo ist meine Ehre? Bin ich Herr, wo fürchtet man mich?“, kein Wort der Klage über die Verachtung der Kirche, von der doch, wie alle Christen wissen, das Wort gilt: „Du sollst deine Mutter ehren, auf daß du lange lebest in dem Lande, das dir der Herr dein Gott gibt.“

Der „Unparteiische“ beschrieb in einem Artikel in Nr. 61 der N. Pr. Z. das Duell in allen seinen Einzelheiten, gleich als handelte es sich um eine nach göttlichen und menschlichen Rechten erlaubte Handlung, welche in keiner Weise das Licht der Deffentlichkeit zu scheuen habe. Er schloß mit den Worten: „Also ist der Verlauf des Duells allen Anforderungen der Ehre und der Gesetze des Zweikampfes entsprechend gewesen.“ Er unterzeichnete sich als „Mitglied des Herrenhauses.“ Gewiß kann die öffentliche Moral durch solche Erklärungen nicht gewinnen. Der gemeine Mann muß an Allem irre werden, wenn „Mitglieder des Herrenhauses“ von Gesetzen widergesetzlicher Handlungen und von Anforderungen der Ehre auf einem durch das Wort Gottes schwer verpönten Gebiete reden. Das Privilegium der Exemption, welches der Adel und die sich ihm anschließen für ein Gebiet der Moral in Anspruch nimmt, wird er gar leicht für andere sich zusprechen, wo grade ihm nach seinen Lebensverhältnissen die Moral unbequem wird. Kann die Ehre eine solche Exemption begründen, warum nicht auch der Hunger?

Die Bossische Zeitung hatte angedeutet, daß die besprochenen Bemerkungen des Präsidenten der ersten Kammer nicht „auf dem Postamente des objectiven Rechtes und Gesetzes“ ständen. Dagegen erhebt sich eine Erklärung des Schriftführers des Herrenhauses, des Oberbürgermeisters der Stadt Frankfurt, in Nr. 64 der N. Pr. Z.: „Die in dem Eingange gedachten Artikels“ — heißt es dort — „gemachte Aufstellung: daß das Duell selbst nicht vom Postamente des objectiven Rechtes aus verworfen erklärt worden, ist um so weniger begründet, als unter Mitgliedern des Militärstandes — wozu Herr von Rochow und der Präsident des Hauses zählen — das Duell unter Umständen für erlaubt, wenigstens straflos gilt. (Vgl. Allerhöchste Cabinetsordre vom 27. Sept. 1845. Gef. S. 681.) Die Ausführungen jenes Artikels entbehren hienach der thatsächlichen

\*) Es gilt hier genau, was Luther zu 1 Mos. 19, 31—33 sagt: „Die Ursach ist klar: es will Gott, daß wir alle gedemüthigt werden, und uns seiner Gnade und Barmherzigkeit allein rühmen. Denn soviel uns alle belangt, ist keiner unter uns besser und heiliger, denn der andere, und sündigt keiner so schwer, du kannst, wenn Gott seine Hand abzieht, in solche schwere Sünden auch fallen. Darum lehret uns dieser gräuliche Fall solches alles beides, nämlich daß du dich vor Gott demüthigst, und zu Gott für und für betest, er wolle dich mit seinem Heiligen Geiste regieren.“



Begründung." Darauf ist zunächst zu antworten, daß dies Duell jedenfalls nicht in die Klasse derjenigen gehört, welche in der angeführten Königl. Cabinetsordre für straflos erklärt werden. Sie bezieht sich eben auf andere „Umstände“. Dies erkennt ja auch der Präsident der ersten Kammer selbst ausdrücklich an. Er erklärt, daß die That gegen die Landesgesetze ist. Dann: wie kann man auch nur daran denken, daß alles, was nicht bestraft wird, dem „objectiven Recht und Gesetz“ conform sey? Dies ist vor Allem in der heiligen Schrift und in der Kirche zu suchen, so weit aber das Staatsgesetz in Betracht kommt, sind zunächst die Grundanschauungen ins Auge zu fassen. Nach diesen ist zu beurtheilen, ob nicht etwa die dem einzelnen Falle gewährte Strafslosigkeit bloß in einer Verzagttheit des Gesetzes im Angesichte eingewurzelter Uebelstände seinen Grund hat. Die Ehescheidung z. B. ist trotz 5 Mos. 24, 1 gegen das objective Recht und Gesetz des A. T. Denn sie widerspricht nach dem Worte des Erlösers dem, was in 1 Mos. 2, 24 über das Wesen der Ehe ausgesagt wird. So verhält es sich auch mit dem Duell. Wenn das Gesetz den Mord verpönt, so ist damit auch das Duell so lange sittlich verurtheilt, als das Gegentheil nicht ausdrücklich ausgesprochen ist. Daß unter Umständen dem Duell Strafslosigkeit gewährt wird, fällt dann unter denselben Gesichtspunkt, aus dem es zu erklären ist, daß David Joabs verschonte, da er Abner getödtet hatte. „Ich bin noch zart — spricht David in 2 Sam. 3, 38. 9 — und ein gefalbter König. Und die Männer, die Kinder Jerujah, sind mir zu mächtig. Der Herr aber vergelte dem, der Böses thut, nach seiner Bosheit.“ David verabscheut die That, aber er darf sie nicht rächen. Er hatte zwar die Salbung von oben, aber nicht die Macht. So mußte er Gott die Vergeltung anheimstellen. Darin freilich sollten alle Obrigkeiten unseres Erachtens ihn zum Muster nehmen, daß sie in solchem Falle den wirklichen Grund, ihre Schwäche, offenhertzig bekännten, damit alle, welche wider das Gesetz Gottes sündigen, wissen, daß sie es auf eigne Gefahr thun, daß die Strafslosigkeit nur in der Rücksicht auf die Herzenshärtigkeit ihren Grund hat, und damit nicht das öffentliche Rechtsbewußtseyn verwirrende Schlüsse aus dem Factum der Strafslosigkeit ziehen könne, wie ein solcher hier vorliegt. Wir müssen es aber bestreiten, daß dieser Schluß in dem positiven Inhalt der angeführten Cabinetsordre einen Anhalt hat. Es ist mit keinem Worte die Rede davon, daß das Duell unter der Auctorität des Ehrengerichtes vor sich geht, sondern dies erklärt sich nur unter Umständen für unfähig, den Handel zu schlichten. Dann ist nicht zu übersehen, daß die Cabinetsordre nur einen Zusatz bildet zu der eigentlichen Landesgesetzgebung über das Duell, die zu ihm eine unbedingt verwerfende Stellung einnimmt, und aus ihr die legitime Ergänzung erhält.

In einem Leitartikel der N. Pr. Z. Nr. 65 wird berichtet, es seyen der Redaction zwei Aufsätze über die Rechtmäßigkeit des Duells zugegangen, der eine leugne sie unter Berufung auf Matth. 26, 52, der andere behaupte sie, weil man mit dem

Pfunde der Ehre wuchern müsse, wie mit jedem anderen Gute. „Aus der Gegeneinanderstellung dieser Sätze — wird gesagt — ergibt sich schon, daß die hier vorliegende Frage eine einfache durchaus nicht ist — selbst unter Männern von ganz gleicher sittlicher und kirchlicher Stellung gehen die Ansichten hier vollständig auseinander.“ Der Verf. dieses Artikels hat die Lage der Sache gewiß nicht vollständig gekannt. Sonst könnte er die Frage wohl nicht für eine offene halten, bei der zwei gleichberechtigte Ansichten sich gegenüber stehen und die ihre Lösung erst von der Zukunft erwarte. „Ein jeder Stand hat seinen Frieden, ein jeder Stand hat seine Last.“ Das gilt auch von der schwersten aller Lasten, der Sündenlast. Neben Vorzügen, die wir gern und freudig anerkennen, hat auch der Adel seine Erbgebrechen und Erbünden, und deren Herrschaft können sich manchmal nach der menschlichen Schwäche auch „sehr conservative und christliche Männer“ leider nicht entziehen. Deshalb bleibt aber der Consensus der christlichen Kirche ungebrochen, die Klarheit des Zeugnisses der heiligen Schrift eine unverhüllte. Es gäbe überhaupt keine Einstimmigkeit, keine Klarheit des Wortes Gottes, wenn der Widerspruch der Interessirten in Betracht käme. Es ist bedenklich, wenn Nichtmitglieder des Standes, die nicht den ihm eigenthümlichen Versuchungen ausgesetzt sind, solche Standessünden beschönigen, wenn sie einer menschlichen Auctorität folgen, wo es vielmehr gilt, sich unbedingt der Auctorität des Wortes Gottes zu unterwerfen.

In demselben Artikel wird die Aeußerung eines „sehr entschieden conservativen und christlichen Mannes“ angeführt: „Das Duell ist ein Krieg im Kleinen und gerechte Kriege sind erlaubt nach der Bibel, wie nach der Augsburgerischen Confession.“ Wir begreifen kaum, wie diese Aeußerung Jemanden imponiren kann. Gerechte Kriege sind allerdings erlaubt, wie ein Blick auf 5 Mos. 20 dies zeigt. Aber der Grund ihrer Rechtmäßigkeit liegt darin, daß auf Erden kein Richterstuhl vorhanden ist, zu dem die Streitenden ihre Zuflucht nehmen könnten. Das Recht, Krieg zu führen, ist ein unmittelbarer Ausfluß der Souveränität. Dies erkennend waren die älteren Theologen so eifrig bemüht, falschen Anwendungen zu begegnen, die man von dem Beispiele Abrahams in 1 Mos. 14 machen konnte. Luther bemerkt in diesem Interesse: „Hier sollen wir aber merken, daß uns hier nicht fürgesprochen wird ein Exempel, dem wir nachfolgen sollen, wie Mönche und die aufrührerischen Bauern thäten, die Abrahams Exempel nach kriegen wollten, wo sie doch Abrahams Geist nicht hatten.“ Er findet hier „ein sonderlich Werk und Anregen des heiligen Geistes.“ Die Späteren aber erkannten, daß die Patriarchen, obgleich Fremdlinge im Lande, doch vollkommene Souveränitätsrechte besaßen, wie dies z. B. aus 1 Mos. 23, 6 erhellt, wo die Kinder Heth zu Abraham sprechen: „Du bist ein Fürst Gottes unter uns“, aus E. 14, 13, 26, 28, wonach einheimische Fürsten mit Abraham und Isaac ein Bündniß schließen, aus E. 38, 24, wonach die Patriarchen das Recht über Leben und Tod haben, und aus vielen andern Gründen, welche weiter auszuführen unnöthig ist, da es sich um jetzt all-



gemein Anerkanntes handelt. Die Zusammenstellung des Duells mit dem Kriege wäre höchstens nur dann zulässig, wenn die vom Adel wirklich und nach allen Seiten hin „kleine Könige“ wären. Es ist aber schon anderweitig darauf aufmerksam gemacht worden, daß man solchen verwirrenden Sprachgebrauch meiden sollte. Was die Könige recht eigentlich zu Königen macht, daß sie Niemanden auf Erden über sich haben, daß sie unmittelbar unter Gott stehen, das haben jedenfalls die vom Adel nicht, und das ist es gerade, was hier in Betracht kommt.

(Fortsetzung folgt.)

## Ueber Lessings Nathan den Weisen.

(Schluß.)

Die übrigen Charaktere übergehen wir: die weiblichen gleichen in der Hauptsache genau denen, wie Lessing sie auch in seinen übrigen Stücken gezeichnet hat; bekanntlich war er darin nicht glücklich; man merkt allen seinen Damen an, daß sie bei ihm Privatstunde in der Logik gehabt haben. Recha selbst in dem Zustande ihrer momentanen religiösen Schwärmerei muß in der Disputation über die Engel und die Wunder zu ihrem Vater sagen: „Das schließt für mich!“ Uebrigens scheinen uns die von dem Dichter mit Absicht in den Schatten gestellten christlichen Charaktere der Daja, des Laienbruders und des Patriarchen im Ganzen noch am richtigsten, naturgemähesten gezeichnet zu seyn; wir sagen: im Ganzen. Sie sind sämmtlich Christen nur dem Namen nach (solcher giebt es bekanntlich sehr viel), auch der Laienbruder ist nur ein solcher, obwohl er nach Lessings Absicht ein wahrer Christ seyn soll; in Wirklichkeit ist er nur eine gute treue Haut, und dabei einfältig im Sinne von dumm. Wie hätte auch Lessing nur irgend einen religiösen Charakter schaffen können, da nach seiner Ansicht die Religion nur etwas Aeußerliches ist, eine Hülle. Der Sultan vergleicht einmal die Religion mit der Rinde: „ich habe nie verlangt, daß allen Bäumen eine Rinde wachse;“ dazu bemerkt unser Commentator ganz richtig, S. 84: „Die Vergleichung der verschiedenen Religionen mit verschiedenen Rinden stellt die Ansicht Lessings, daß die Religion nur Schale sey, ungemein treffend ins Licht.“

Netzt noch die Ausfälle gegen das Christenthum, denen kein dramatisches Gegengewicht gegeben ist, die vielmehr bestimmt scheinen, auch gröber organisirten Naturen die Idee des Ganzen anzuzeigen und ein kleines Vergnügen zu machen. Von den vielen Ausfällen, mit denen das Stück von Anfang bis zu Ende gewürzt ist, heben wir nur einige heraus.

Sittah, die Schwester des Sultans sagt (II. Akt. I. Auftr.): „Sein (Christi) Name soll überall verbreitet werden, soll die Namen aller guten Menschen schänden.“ Gleich darauf erwidert der Sultan: „Die Christen glauben mehr Armseligkeiten,

als daß sie die nicht auch noch glauben könnten.“ — Beide sagen von Davids und Salomos Gräbern, in welchen der Aberglaube nach Schätzen gräbt. „Narren lagen da begraben oder Bösewichter.“ Der Name „Christ“ wird vom Sultan wiederholt gebraucht, um die Leidenschaft, das Böse und Gemeine im Tempeler zu bezeichnen; so sagt er (VI. Akt, 4. Auftr.) „sei ruhig Christ!“ zweimal zum Tempeler, worauf dieser antwortet: „ich fühle des Vorwurfs ganze Last, die Saladin in diese Sylbe preßt.“ Es ist also der größte Vorwurf, nicht wie etwa ein gutmüthiger Leser denkt, daß der Tempeler eines Christen unwürdig handelt, sondern daß er einer ist!!! Und noch einmal in der Schlussscene sagt Sultan zum Tempeler: „Christ! ein so niedriger Verdacht wär über Asfads (des Muselmans) Lippen nicht gekommen.“ Ein geistreicher Witz des Sultans soll es sein, wenn dieser bei der Nachricht, daß Nathan die Recha, ein gebornes Christenkind, als Jüdin aufgezogen habe, sagt: „Nathan soll es schon empfinden, daß er ohne Schweinesfleisch ein Christenkind hat auferziehen dürfen.“ In derselben widerlichen Weise gebraucht auch der Tempelherr sehr häufig den Namen „Christ.“ Im V. Akt, 3. Auftr. sagt der Tempeler: „sollte wirklich wohl in mir der Christ noch tiefer nisten als in ihm (Nathan) der Jude?“ Es ist also ganz richtig, was unser Commentator S. 157 sagt: „Aberglaube ist in diesem Drama der gewöhnliche Ausdruck für Glaube oder Religion;“ beides wird deshalb wiederholt unter dem Bilde von Fesseln und Ketten dargestellt. In der Schlussscene hat Nathan den Bruder der Recha im Allgemeinen beschrieben, er schließt mit den ernstlich gemeinten Worten: „Ein braver Mann — bei dem sich Recha gar nicht übel wird befinden“ — worauf der Tempeler, der noch nicht weiß, daß er selbst der bezeichnete Bruder ist, antwortet: „doch ein Christ.“ Trotz der Bravheit hat er also dennoch Verdacht gegen ihn — bloß weil er Christ ist! Er setzt hinzu, der launere Waizen den Nathan in Rechas Seele gesäet, werde wohl von dem christlichen Unkraut erstickt werden; „Recha werde unter Christen „verhunzt werden!“ Zum letztenmale bricht der Christenhaß unsers Tempelherrn hervor, als er hört, daß seine nunmehrige Schwester Recha ihren ursprünglichen Taufnamen Blanka von Filneß wieder erhalten soll: „Blanka? Blanka? — Recha nicht? Nicht eure Recha mehr? — Gott! Ihr verstoßt sie? gebt ihr ihren Christennamen wieder?“

Wir sind am Ende mit unserer Betrachtung des berühmten Humanitäts-Dramas, von welchem Gervinus in wahrer Entzückung ausspricht, daß es ein „reizender Codex religiöser und weltlicher Moral sei!“ Wir aber können sagen, es ist wieder einmal wahr geworden, was im Jesaias (Cap. 44) steht: So spricht der Herr: Ich bin der Herr, der die Kunst der Weisen zur Thorheit macht. —

In einem zweiten Artikel werden wir zeigen, daß die in dem „Nathan“ ausgesprochene religiöse Ansicht vollkommen mit den Grundfäden und der Theologie Lessings übereinstimmt: wer daran zweifeln sollte, den verweisen wir im Voraus auf das Buch von Schwarz: „Lessing als Theologe,“ wo in umständlicher Ausführlichkeit nachgewiesen wird, daß Lessing ganz und gar und vollkommen und gründlich mit dem positiven Christenthum gebrochen habe. Wir werden dann zugleich auch die Schrift von Bohn über „Lessings Protestantismus und Nathan den Weisen,“ der in dem Drama und in dem Dichter Tiefsinn und wahres reines Christenthum finden will, näher kennen lernen. —

R.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Sonnabend den 5. April.

N<sup>o</sup> 28.

## Das Duell und die christliche Kirche.

(Fortsetzung.)

Von den ernstesten Bedenken, welche das feierliche Begräbniß des im Duell Gefallenen hervorrufen muß, heben wir hier nur, neben der Anwesenheit der höchsten Staatsbeamten in ihrer amtlichen Qualität, die Betheiligung von Geistlichen hervor, unter den Augen und ohne Einspruch der höchsten Kirchenbehörden. Zu den Dienern der Kirche ist das: verwirret die Gewissen nicht, noch mit besonderem Nachdruck gesprochen. Wie kann ein Geistlicher auch nur daran denken, zu nehmen, was ihm nicht von der Kirche gegeben, ja was ihm von ihr ausdrücklich untersagt worden?

Fassen wir Alles zusammen, die Lebensstellung der beiden Betheiligten, die Aeußerungen in der ersten Kammer, die Auslassungen in den öffentlichen Blättern, besonders in demjenigen, welches das Kreuz an der Stirne trägt, die Feierlichkeit des Begräbnisses, zu dem die Bekanntmachungen sogar von hoher Stelle ausgingen und selbst an die hohen kirchlichen Behörden gerichtet wurden, so müssen wir sagen: dergleichen ist auf diesem Gebiete in der Christenheit noch nicht vorgekommen.

Wenden wir uns jetzt ab von den einzelnen Aeußerungen und Erscheinungen des Tages und gehen tiefer in die Sache selbst ein. Wir wollen zuerst einen Blick auf die Geschichte des Duells werfen. Daß es der Nacht des Heidenthums seine Entstehung verdankt, der Zeit, wo die Germanische Rohheit noch jedes Zaumes und Jügels entbehrte, wo das Wesen der Obrigkeit noch ein verschlossenes und verhülltes war, zeigt die Aussage des Vellejus, B. 2, C. 118, die Germanen pflegen, anders wie die Römer, ihre Streitigkeiten mit dem Schwerte zu entscheiden, nicht durch das Recht zu beendigen. Als die christliche Kirche unter diesen Völkern eine Macht geworden war, konnte in dieser rohen Gestalt das Duell nicht fortbestehen. Der Einzelne schämte sich dessen, daß er sich gegen den Geist und den Buchstaben des Evangeliums zum Richter in seiner eignen Sache aufwarf, auf eigne Hand seine Seele in seine Hand nahm und einen Angriff gegen das Leben seines Nächsten machte. Man hüllte das Duell in den Schein der Frömmigkeit, man betrachtete es als ein Urtheil Gottes, der, wie man meinte, nothwendig dem Unschuldigen beistehen, den Schuldigen richten müsse. Ein Gottesurtheil, Judicium dei, so wird das Duell von Agobard genannt. \*) Von diesem Gesichtspunkte aus bereitete man sich

auf das Duell vor durch Beichte und Nachtmahl, wurden diejenigen, die in dem Duell unterlagen, wenn sie nicht auf dem Kampfplatze blieben, gestraft, entweder durch Enthauptung oder durch Verlust eines Gliedes. \*) Die Obrigkeit selbst concurrirte nicht selten selbst bei dem Duell. Es wurde vielfach unter richterlicher Autorität vorgenommen, in Händeln, welche die Richter auf eigene Hand nicht zu entscheiden wagten. Ein naiver Glaube lag dieser Anschauungsweise zu Grunde, dennoch aber ist sie im hohen Grade bedenklich. Es heißt Gott versuchen, wenn man von ihm verlangt, daß er sich in einer Weise kundgebe, auf welche er uns in seinem Worte nicht angewiesen. Die göttliche Ordnung, wonach Menschen im Namen Gottes und mit seiner Auctorität bekleidet, über Menschen regieren und richten sollen, wird dadurch gestört. Wohl der menschlichen Obrigkeit, die nur sieht, was vor Augen liegt, nicht aber der göttlichen Majestät, vor welcher die Herzen offen liegen, ziemt es Gerechtigkeit im ordinären Sinne zu üben, zu richten nach der vereinzeltsten That, die nicht selten zu dem ganzen Wesen des Menschen und zu der Summe seiner Thaten in einem Mißverhältnisse steht. Unrecht leiden ferner ist oft viel heilsamer und also eine größere Gnade, als sein Recht erlangen. Wen Gott lieb hat, den züchtigt er. \*\*) Nach dem ganzen Geiste des Mittelalters dürfen wir uns aber nicht wundern, daß selbst in der Kirche diese Betrachtungsweise des Duells vielfache Billigung fand, daß einzelne Bischöfe, Aebte, Mönche in sie eingingen, das so gefasste Duell, das mit den anderen im Mittelalter bräuchlichen Ordbalien auf einer Linie lag, lobten, in ihren eigenen Sachen ihm die Entscheidung überließen. Doch konnte eben so wenig die Reaction

\*) Du Fresne s. v. duellum t. 1 C. 213.

\*\*) Schon in der ersten Hälfte des 9. Jahrh. hat Agobard mit solchen Gründen den Wahn der Gottesurtheile bekämpft, in der „Schrift an Ludwig den Frommen gegen das Gesetz Gundobalds und die gottlosen Kämpfe, welche in Folge dessen geführt werden“, und in dem Buche „von den göttlichen Urtheilen, gegen die verdammlische Meinung derjenigen, welche wähnen, daß die Wahrheit des göttlichen Gerichtes durch Feuer, Wasser oder Waffenkampf offenbar werde.“ Wie verborgen das göttliche Urtheil sey, sehe man aus Richt. 19. 20, aus dem Martyrium der Christen, daraus, daß das heilige Jerusalem den Saracenen unterthänig geworden. Solche vermeintliche Gottesurtheile machen Weisheit, weise Männer und Richter überflüssig. (Schröckh, 23. C. 252.)

\*) Bei Du Fresne s. v. judicium.



dagegen ausbleiben. Es ist das erhabene Privilegium der christlichen Kirche, daß in ihr die Wolken des Irrthums nie dauernd die Wahrheit verfinstern können, daß in ihr eine unerschöpfliche Energie der Reformation, eine lebendige Kraft zur Ausseugung des alten Sauerteiges vorhanden ist. Schon der König der Longobarden, Liutprand (in der ersten Hälfte des achten Jahrh.) klagt, daß er außer Stande sey, den bösen Brauch, zweifelhafte Sachen durch das Duell zu entscheiden, auszurotten. „Wir sind ungewiß in Bezug auf das Urtheil Gottes und haben von Vielen gehört, die im Kampfe ohne gerechte Ursache ihr Leben verloren; aber wegen der Gewohnheit unseres Volkes der Longobarden können wir den gottlosen Brauch nicht verbieten.“\*) Die entschiedenste Reaction ging aber von der Kirche aus. Mehrere Päpste erklärten solchen Zweikampf für eine Versuchung Gottes. Schon im Jahre 855 verordnete ein Concil zu Valence, in demselben Lande, worin der Zweikampf zuerst gesetzliche Sanction erhalten hatte — Gundebad, der Burgunderkönig, hatte im sechsten Jahrh. den Zweikampf förmlich sanctionirt, Schröckh 23 S. 247 — daß einer, der im Zweikampfe umgekommen, als Selbstmörder, und ein solcher, der mit seinem eignen Leben ein frevelhaftes Spiel getrieben, von der Erwähnung bei dem heil. Messopfer ausgeschlossen, auch sein Leichnam nicht nach kirchlichem Brauche mit Psalmen oder Gebeten bestattet werden solle.\*\*)

Als mit der Reformation die Kirche in das reifere Mannesalter eintrat, schwand jener Nimbus, in den das Duell sich gehüllt hatte, völlig. Das Duell aber behauptete sich fortwährend. Es kehrte nun wieder in seine alte heidnische Nacktheit zurück. Was ihm diese Zähigkeit verlieh, war besonders der Unabhängigkeitstrieb des Adels, der es ihm gar schwer machte, sich gleich den übrigen Ständen in den mehr und mehr sich ausbildenden Organismus des Staates einzufügen und sich unbedingt zu beugen unter die von Gott geordnete Obrigkeit. Man klammerte sich an das Duell um so fester an, je mehr im Verlaufe der geschichtlichen Entwicklung die andern mittelalterlichen Prärogativen der „kleinen Könige“ verloren gingen, je mehr die schriftmäßige Lehre von der Obrigkeit und von dem göttlichen Rechte der Könige in das Volksleben eindrang. Der Hauptsitz des Duells war Frankreich. Dort erlangte es, im Zusammenhange mit dem allgemeinen Sittenverderben, eine wahrhaft schauerliche Ausbreitung. Die Beschlüsse des Tridentinischen Concils konnten ihm um so we-

\*) *Leges Longobardicae* l. 1 tit. 9 c. 32 bei du Fresne s. v. duellum: Incerti sumus de iudicio dei et multos audivimus per pugnam sine justa causa vitam suam perdere; sed propter consuetudinem gentis nostrae Longobardorum legem impiam vetare non possumus.

\*\*) *Ut tanquam sui homicida et propriae mortis spontaneus appetitor a dominicae oblationis commemoratione habeatur alienus, nec cadaver ejus juxta sacrorum canonum decretum, cum Psalmis vel orationibus ad sepulturam deducatur.* Böhmer, t. 2 S. 1083.

niger einen Damm entgegensetzen, da sie in Frankreich nur hinsichtlich des Glaubens angenommen worden. Erst nach der zweiten Hälfte des 17. Jahrh., in einer Zeit, wo der Deutsche Adel zu seinem Verderben mehr und mehr unter den Einfluß französischer Sitten trat, finden wir das Duell auch in Deutschland häufig erwähnt. Seit der Zeit der Reformation aber, welche die schriftmäßige Lehre von der Obrigkeit in einer früher nicht vorhandenen unbedingten Klarheit aus Licht brachte, tritt die Kirche mit einer unerschütterlichen Gewißheit und Zuversicht und mit einer unbedingten Einmüthigkeit auf. Das Tridentinische Concil sprach die Excommunication aus über Alle, die in irgend einer Weise zu einem Duell concurrirten. In den „Wittenberger Geistlichen Rathschlägen Lutheri, seiner Collegen und treuen Nachfolger,“ Jft. 1664 findet sich ein von der Wittve eines im Duell Gebliebenen extrahirtes Bedenken\*), dessen Ueberschrift: „Von einer Mordthat, so im Duell begangen worden, unterschiedliche Fragen“ schon zeigt, wie die einflussreichste aller Deutschen Facultäten das Duell ansah. In der Beantwortung der Frage: „ob es nicht lästerlich sey, daß der Thäter solche Uebelthat Gott zuschreibt,“ heißt es u. A.: „Es wird solcher Weise Sünde mit Sünde gehäuft, indem Gott dem Allerheiligsten der Obereinfluß in solcher Mordthat, dem Thäter nur die unvermeidliche Handlung zugeschrieben und eingebildete erdichtete Ehre des Adels und anderer übel gegründeter Leute dem klaren unlängbaren Worte Gottes vorgezogen werden soll.“ v. Balthasar\*\*) klagt „die Duellen seyen so tief eingewurzelt, daß sie bis auf diese Stunde nicht ausgerottet werden können: „Wovon aber die Imperantes selbst durch ihre Nachsicht und zuweilen ertheilte Erlaubniß am meisten Schuld sind. Die aber eben dadurch ein schweres Gericht Gottes auf sich ziehen.“ Andere gewichtige Zeugnisse aus allen drei Kirchen wollen wir später noch zusammenstellen.

Auch die bürgerliche Obrigkeit erhob sich nach der Reformation mit wachsendem Nachdruck gegen das Duell. Ludwig XIV. ließ, nach dem Vorbilde Ludwigs des Heiligen, welcher bereits ein strenges Verbot gegen die Duellen ausgehen ließ\*\*\*) der zunächst von der Kirche ausgehenden Reaction den weltlichen Arm. Er war unerbittlich gegen alle Duellanten. In des Deutschen Kaisers „Resolution wegen der Duellen“ vom 22. Sept. 1688 wird verordnet: „Denen Balgern, welche im Duell todt bleiben, soll kein Begräbniß in den Kirchen oder Freyhöfen zugelassen werden.“ In dem Duellmandat unsers Großen Churfürsten vom J. 1688, erneuert im J. 1713, wird gesagt: „Wenn aber Jemand von solchen frevelhaften Balgern auf dem Plage bleiben und durch einen von seinen Gegnern ihm angebrachten tödtlichen Schuß, Hieb oder Stich sein Leben verlieren oder einbüßen möchte, so soll der Körper des Entleibten, wenn er ein Oberoffizier, Adlicher oder sonsten distinguirter Condition, ent-

\*) Th. 2 S. 121.

\*\*) Jus eccles. Th. 2 S. 38.

\*\*\*) Du Fresne, S. 214.



weder daselbst, wo ein so unglückliches Duell vor sich gegangen oder an einem andern unehrlichen Ort von dem Schinder eingesharrt, wofern er aber keiner von Abel, andern zum Abscheu und Exempel aufgehangen werden.“\*)

Gehen wir nun nach diesem geschichtlichen Ueberblick tiefer in die Sache ein. Mit vollem Rechte ist das Duell bezeichnet worden als ein frevelhaft hochmüthiges Spiel mit dem sinnlichen Leben, dem eignen und dem des Nächsten.“\*\*) Was das letztere betrifft, so ist die heilige Schrift von ihren Anfängen an auf das eifrigste darauf bedacht, die Glieder des Volkes Gottes, der Kirche mit tiefem Abscheu zu erfüllen gegen das Antasten des Lebens des Nächsten. Sie berichtet, wie unter göttlicher Leitung der erste Mord ein Brudermord im eigentlichen Sinne war, damit das Volk Gottes angeleitet würde, in jedem Morde einen Brudermord zu erkennen. Da nach dem Worte Gottes alle Menschen und in noch höherem Sinne alle Glieder der Kirche Brüder sind, so ist das schaurige Wort Gottes an Cain: „Was hast du gethan? die Stimme des Blutes deines Bruders schreit zu mir von der Erde“, in ihm zugleich an alle Todschläger gerichtet. Das Geschrei des vergossenen Blutes kommt nicht zur Ruhe, bis Gott Rache dafür geübt hat. Schon Jahrhunderte vor der Gebung des Gesetzes ergeht zum Beweise, daß eine der ersten Grundlagen der menschlichen Gesellschaft die heilige Scheu vor der Vergießung des Menschenblutes ist, an Noah das Wort Gottes 1 Mos. 9, 6: „Ich will des Menschen Leben rächen an einem jeglichen Menschen, als der sein Bruder ist. Wer Menschenblut vergießt, des Blut wird durch Menschen vergossen werden, denn Gott hat den Menschen zu seinem Bilde gemacht.“ Dieses, sagt Luther, ist eine gewaltige Ursache, darum er nicht will, daß man einen Menschen muthwillig erwürgen soll, nämlich daß er die allerebelste Creatur Gottes ist, nicht geschaffen wie die andern Thiere, sondern nach Gottes Bild. Welches, ob es wohl durch die Sünde der Mensch verloren hat, so steht es doch also darum, daß es durch das Wort und den heiligen Geist wieder kann erlangt werden. Dieses Bild will Gott, daß es Ein Mensch an dem andern ehre und will nicht, daß wir untereinander tyrannisch seyn und Blut vergießen. Wer aber am Menschen dies Bild nicht ehren und scheuen will, sondern will seinen Zorn und Schmerzen oder Reizungen, als denen allerschändlichsten Rathgebern folgen, des Leben übergibt Gott der Obrigkeit und heisset, daß man sein Blut wieder vergießen soll.“ In den zehn Geboten steht das Gebot: Du sollst nicht tödten, an der Spitze der Gebote, welche die Verletzung des Nächsten verbieten, dem mit dem Leben ja auch alle übrigen irdischen Güter genommen werden. „Du sollst nicht stehen

wider deines Nächsten Blut — heisset es in 3 Mos. 19, 16 — denn ich bin der Herr.“ Eine nachdrückliche Mahnung nicht bloß an den Einzelnen, sondern auch an die Obrigkeit, es mit dem Blutvergießen nicht leicht zu nehmen, hier keinen romantischen Phantasieen nachzuhängen, keinen Standesvorurtheilen, keinem schlechten Conservatismus zu huldigen oder ihnen nachzugeben, findet sich in 4 Mos. 35, 33: „Und schändet das Land nicht, darinnen ihr wohnet. Denn wer Blut schuldig ist, der schändet das Land und das Land kann von Blut nicht versöhnet werden, das darinnen vergossen wird, ohne durch das Blut des, der es vergossen hat.“ Auch 5 Mos. 21, 1—9, wo vorgeschrieben wird, wie man einen Mord sühnen soll, dessen Thäter unbekannt, zeigt, daß Vertheidiger des Duells, welche gegen die angeblich moderne sentimentale Hochhaltung des Menschenlebens declamiren, gar wohl auf ihrer Hut seyn müssen. Für den Einzelnen als solchen hat das Menschenleben einen unendlichen Werth, und nur die an Gottes statt richtende Obrigkeit ist berechtigt, ja heilig verpflichtet, unter Umständen schonungslos gegen dasselbe vorzugehen und selbst massenhafte Vernichtung desselben nicht zu scheuen.

Das Gebot: Du sollst nicht tödten, ist indispensabel und erleidet keine Ausnahmen. Die Verhängung der Todesstrafe durch die Obrigkeit kann nicht als Ausnahme betrachtet werden. Denn die Obrigkeit tödtet nicht auf eigne Hand, sondern in Folge des von Gott übertragenen Amtes, 2 Mos. 21, 6. 22, 8. 9. Spener beantwortet in der „Erklärung der christlichen Lehre“ die Frage: „Wem ist verboten, zu tödten“, also: „Allen Menschen, was ihre eigne Gewalt anlangt. Denn daß die Obrigkeit die Uebelthäter tödten und in rechtmäßigen Kriegen das Schwert durch die ihrigen führen mag, hat sie nicht aus eigner Gewalt, sondern Gott, welcher allein Herr über Tod und Leben ist, tödtet durch sie in seiner Ordnung diejenigen, die ihrer Mißhandlung halber den Tod verwirkt. Röm. 13, 4: Sie ist Gottes Dienerin, eine Rächerin zur Strafe über den, der Böses thut.“ Das Recht der Nothwehr braucht man auch nicht als Ausnahme zu betrachten. Sie tritt nur insofern ein, als die Obrigkeit nicht um Hülfe gerufen werden kann und der Einzelne vertritt hier unter förmlicher Anerkennung der Obrigkeit selbst, die in allen Rechten, heidnischen und christlichen, die Nothwehr sanctionirt hat, die Stelle der Obrigkeit, ähnlich wie bei der Nothtaufe die Wehnmutter das geistliche Amt vertritt. Wollte man aber auch die Nothwehr als eine Ausnahme ansehen, so würde man jedenfalls nicht berechtigt seyn, auf Grund dieser Ausnahme auch für das Duell eine exceptionelle Stellung in Anspruch zu nehmen. Denn die Nothwehr wird in dem Gesetze Gottes ausdrücklich als berechtigt anerkannt. Es heisset in 2 Mos. 22, 2. 3: „Wenn ein Dieb ergriffen wird, daß er einbricht, und wird brod geschlagen, daß er stirbt, so findet keine Blutschuld statt. Ist aber die Sonne über ihm aufgegangen, so findet Blutschuld statt.“ Zur Abwehr des Diebstahls darf man nicht tödten. Wer bei Tage einen Dieb tödtet, auf dem lastet Blutschuld. Nach dem: Du sollst deinen Nächsten lieben,

\*) Mit dieser von der bürgerlichen Obrigkeit ausgehenden Bestimmung stimmt auch die kirchliche Theorie zusammen: kein ehrliches Begräbniß sollen erhalten, „welche in peccato notorio und mortali als Duellen und anderen unerlaubten Turnirspielen und Zweikämpfen umgekommen“, von Balthasar Th. 1 S. 444.

\*\*) Rothe, Ethik 3 S. 336.



wie dich selbst, muß uns das Leben des Nächsten höher stehen, als unser Eigenthum. Dagegen der bei Nacht einbrechende Dieb darf getödtet werden. Denn er hat die Voraussetzung gegen sich, daß er tödten wird, und wo Leben gegen Leben steht, da hat das des Unschuldigen überwiegenden Werth. Die Berechtigung zur Nothwehr wird hier als eine unzweifelhafte vorausgesetzt. Daß diese in dem Naturrechte begründet ist, wird auch durch den Consensus aller Völker und Zeiten bezeugt. Völlig anders steht es mit dem Duell. Dies hat keinen Anhalt in dem Gesetze Gottes. Es wird verworfen durch den Consensus der Kirche. Auch den Staat hat es nicht auf seiner Seite. In dem classischen Alterthum kommt es nicht vor, zum Beweise, daß es nicht auf einer allgemeinen Anlage der menschlichen Natur beruht, und die Gesetzgebungen der christlichen Staaten perhorresciren es.

Es liegt am Tage, daß Ausnahmen von einem Gebote, welches einen Grundpfeiler der menschlichen Gesellschaft bildet, nicht auf spitzfindige Räsonnements gegründet werden dürfen, die, wie die Jesuitische Casuistik zeigt, auf dem moralischen Gebiete überall gar wohlfeil sind, sondern nur auf die solidesten, dem unbefangenen Sinn sofort einleuchtenden Gründe. Für das Duell aber hat man nichts der Art beigebracht.

Man beruft sich auf das Beispiel Davids, der unter Billigung der heiligen Schrift Goliath im Zweikampf tödtete. Man übersieht aber, daß es heißt: „Und Saul sprach zu David: gehe hin, der Herr sey mit dir.“ Davids Zweikampf ist nicht unter den Gesichtspunkt des Duells zu stellen, sondern unter den des Krieges. Es war ähnlich, wie im classischen Alterthum, der Kampf der Horatier und Curiatier, ein Krieg im Kleinen, der den Vortheil hatte, das größere Uebel des Krieges in ein kleineres zu verwandeln. Er wurde unternommen unter ausdrücklicher Genehmigung des obersten legitimen Kriegsherrn. Wenn man sich auf dem Gebiete der Möglichkeiten frei ergehen will, so lassen sich allerdings wohl so genannte Duelle ausdenken, die in dem Vorbild Davids eine Rechtfertigung finden würden. Wenn im Angesichte eines Gesandten die Ehre seines Königes beleidigt wird, wenn der König ihm auf legitime Weise, unter Zuziehung der competenten Staatsbehörden Vollmacht gibt, für seine Ehre einzutreten, wenn die Obrigkeit des fremden Landes dem Kampfe freien Spielraum gewährt, so wird das eben auch als ein Krieg im Kleinen zu betrachten seyn. Solcher Zweikampf hat aber mit dem gewöhnlichen Duell nichts gemein, als die äußeren Formen. Dem Duell ist es wesentlich, daß der Wahlspruch: mit Gott für König und Vaterland, nicht darauf paßt, daß es nicht im Auftrage der legitimen Auctoritäten, nicht im befohlenen Dienste des Vaterlandes, sondern nach eigenem Gutdünken, im eignen Interesse oder in dem einer Partei vorgenommen wird. Solche Casuistik ist aber höchst bedenklich. Mit ihrer Anwendung kann man z. B. ohne Mühe auch die Plüge und den Diebstahl rechtfertigen, da es ja allerdings Fälle gibt, wo man nicht verpflichtet ist, die Wahrheit zu sagen, auch allerdings auf das Vorstichtigste zu umgränzende

Fälle, wo man berechtigt ist, die Schranken zu durchbrechen, welche das Eigenthum des Nächsten umschließen, so gewiß als das Leben mehr ist denn die Speise.

Das Duell ist aber nicht bloß ein Attentat gegen das Leben des Nächsten, es ist zugleich eine frevelhafte Preisgebung des eignen Lebens, und somit eine thatächliche Verlängnung der Schöpfung, nach der jeder Odemzug Gott angehört, und der Erlösung, des heiligen Blutes Christi, durch das er uns zu seinem Eigenthum erkaufte hat. Ihr seid nicht euer selbst, spricht der Apostel in 1. Cor. 6, 19, 20 in Zurückweisung auf 2. Mos. 20, 2, denn ihr seyd theuer erkaufte.“ Und in Röm. 14, 7, 8: „Unser keiner lebt ihm selber und keiner stirbt ihm selber. Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Darum wir leben oder wir sterben, so sind wir des Herrn.“ Das Duell liegt auf einer Linie mit dem Selbstmord und führt also in die unselige Gemeinschaft ein mit einem Saul, Hithophel und Judas Ischarioth.

Das Duell ist aber auch eine Auflehnung gegen die Obrigkeit, eine Annäherung der ihr allein gebührenden Prärogative. Als etwas ausschließlich der Obrigkeit zukommendes führt es der Apostel in Röm. 13, 3 an, daß sie das Schwert trägt und leitet diese Prärogative daraus ab, daß sie Gottes Dienerin ist. Hienach führt, wer sonst das Schwert trägt, es nur als Diener der Obrigkeit und in Folge übertragener Gewalt und darf es nicht ziehen, außer wo er von der Obrigkeit Vollmacht erhalten hat. Damit stimmt auch überein, was der Herr zu Petrus sagt Matth. 26, 52: „stecke dein Schwert an seinen Ort, denn alle, die das Schwert nehmen, werden durch das Schwert umkommen.“ Sie verfallen unausbleiblich der göttlichen Rache, die, wenn nicht durch das Organ der Obrigkeit, auf andere Weise geübt wird. Bengel sagt richtig: „Das Schwert außer der Scheide ist nicht an seinem Orte, außer wo es dem Zorne Gottes dient.“

Im Angesichte dieser Schriftstellen versucht man es, den Begriff der Obrigkeit und somit das Recht zum selbstständigen Gebrauche des Schwertes weiter auszudehnen. Man übernimmt es, den Betreffenden obrigkeitliche Würde zu vindiciren. Aber dieser Versuch scheitert nicht nur an den durch Gottes Schickung unter uns gewordenen geschichtlichen Verhältnissen, in denen sich die Souveränität klar und scharf herausgebildet hat, sondern auch an der heiligen Schrift. Davids tiefe Ehrfurcht vor der Majestät, die von allen anderen Ehren nicht dem Grade, sondern dem Wesen nach verschieden ist, war es allein, was ihn bewahren konnte in den schweren Versuchungen, welche die langwierige Verfolgung durch seinen Todfeind mit sich führte. „Das lasse der Herr fern von mir sehn“ — spricht er — „daß ich das thun sollte und meine Hand legen an meinen Herrn, den Gesalbten des Herrn, denn er ist der Gesalbte des Herrn.“ Mit diesem einen kräftigen Schlage wirft er alle aus dem Fleische hervorgehenden gar scheinbaren Räsonnements zu Boden. In 1 Chron. 29, 33 heißt es: „und Salomo saß auf dem Throne des Herrn.“ Der König hat hienach nicht die höchste,

**Beilage.**



sondern eine schlechthin unvergleichliche Würde. Daß es sich hier nicht etwa um specifisch Alttestamentliches handelt, sondern um solches, was im vollsten Maasse, wenn auch nicht den heidnischen, doch den christlichen Königen mit den Israelitischen gemeinsam ist, erhellt schon daraus, daß selbst ein Kores in der heiligen Schrift als Gesalbter des Herrn bezeichnet wird (Jes. 45, 1), auf Grund der schwachen Anfänge der Heilskennntniß, die in ihm vorhanden waren und der freundlichen Stellung, die er gegen das Volk Gottes einnehmen sollte. Im N. T. tritt uns der volle Begriff der Souveränität am entschiedensten in 1. Petri 2, 13, entgegen: „Sehd unterthan aller menschlichen Ordnung um des Herrn Willen, es sey dem König als dem Obersten<sup>\*)</sup>, oder den Hauptleuten als den Gesandten von ihm zur Rache über die Uebelthäter und zu Lobe der Frommen.“ Neben dem Könige erscheinen hier als mit dem obrigkeitlichen Amte Betraute nur solche, die von ihm Vollmacht erlangt haben und seine Organe sind. Die Meinung, der Apostel richte sich nur nach dem geschichtlichen Zustande seiner Zeit und nach den speciellen Verhältnissen des Römischen Reiches wird durch die Zustimmung mit dem N. T. zurückgewiesen. — Man hat dagegen geltend gemacht, daß nach der Schrift die ganze Christenheit ein Königliches Volk sey, 1. Petri 2, 9. Offenb. 1, 6. 5, 10. Allein damit würde jedenfalls zu viel bewiesen werden, das Recht des freien Waffengebrauches nicht bloß für den Adel, sondern für Jedermann, und wo die Standessitte dies mit sich bringt, das Recht der freien Prügelei. Dem unbefangenen Gefühle aber drängt sich sogleich auf, daß es diese Aussprüche profaniren heißt, wenn man sie auf dies Gebiet der persönlichen Händel herüberzieht. Sie gehören in der That gar nicht hieher. Sie beziehen sich nicht auf das Individuum als solches, sondern sie gehen auf das Ganze des Volkes Gottes, der Kirche. Sie besagen auf Grundlage von 2. Mos. 19, 6, daß das Volk Gottes bestimmt ist zur Herrschaft über die Welt, daß der Christlichen Kirche die ganze Heidenwelt zu Füßen liegen muß.

Endlich, das Duell wird getroffen von Röm. 12, 19: „Rächet euch selbst nicht meine Liebesten, sondern gebt Raum dem Zorne, denn es steht geschrieben: die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr,“ und den anderen Aussprüchen der heiligen Schrift, namentlich der Bergpredigt, welche verbieten, dem Uebel zu widerstehen. Freilich darf man diese Stellen nicht so ohne Weiteres anwenden. Sie sind nur gegen die Selbstsucht gerichtet, welche in gereizter Empfindlichkeit reagirt gegen die Beleidigung, und verbieten nicht die Wahrung der Ehre als eines von Gott anvertrauten Gutes. Aber das Duell ist eine schlechte Form für die Wahrung solches Gutes. Wer das eigne arge Herz kennt, muß vor dem Gedanken zurückschrecken, in seiner

eigenen Sache Richter zu seyn. Und dann, auf der Mensur und vor der Barriere läßt sich die Nachsucht nicht ausschließen, da ist die Stimmung wesentlich verschieden von der, mit der man mit dem Gegner vor Gericht steht, nach dem Sprachgebrauche des N. T. „vor Gott“ tritt, da stellt sich unausbleiblich und trotz der besten Vorsätze die leidenschaftliche Erregung ein, die der Fluch des sich mit eigener Hand Erlösens ist, vor dem David ein solches Grauen hat, 1. Sam. 25, 32. 33: „Da sprach David zu Abigail: Gelobet sey der Herr, der Gott Israel, der dich heutiges Tages mir hat entgegengesandt. Und gesegnet sey dein Verstand und gesegnet seyst du, daß du mir heute erwehret hast, daß ich nicht in Blutschuld gekommen bin und mich mit eigener Hand erlöst habe.“ Man entgegnet: wäre dieser Grund triftig, so müßte auch der Krieg verwerflich seyn, da leidenschaftliche Erregung in der Schlacht unvermeidlich. Der Unterschied ist aber der, daß gerechte Kriege durch das Wort Gottes ausdrücklich sanctionirt werden. In solchem Falle steht der an sich sündige Affect, wenn anders redlich dagegen gekämpft wird, unter der vergebenden Barmherzigkeit Gottes. Er wird auch eben dadurch gemildert, daß man das Bewußtseyn hat, auf Gottes Wegen zu gehen, und ein gutes Gewissen. Der Krieger kann mit betendem Herzen in die Schlacht gehen. Den Duellanten schlägt sein Herz, wie es in 1. Sam. 24, 6. im Grundtexte so bezeichnend von David heißt, da er etwas Böses vorhatte, so daß er nicht beten kann. Da muß denn der Thiermensch nothwendig in ihm die Oberhand gewinnen.

Das nun sind die hellen und klaren Gründe aus dem Worte Gottes, welche das Duell verbieten. Fassen wir nun noch ins Auge, wie man im Angesichte derselben das Duell zu rechtfertigen gesucht hat.

Viele gestehen zu, daß das Duell an sich verwerflich sey, behaupten aber, es sey dem Einzelnen nicht möglich, der Meinung seines Standes zu trogen, und diesem, nicht dem Einzelnen falle die Verantwortung zu. Die Ehre sey die Bedingung einer würdigen Existenz, die Bedingung auch einer gottgefälligen Wirksamkeit, des von Gott angewiesenen Berufes. Die Ehre aber richte sich nach den Begriffen der Standesgenossen. Diesen müsse man ein Opfer bringen. Wir gestehen Solchen zu, daß die Ehre, die bei jedem Stande einen besonderen Charakter annimmt, kein bloßes Phantom ist. Wir sagen in Bezug auf die hier speciell in Betracht kommende Ehre, mit Dr. Rothe: „Die Geburts- oder Adelsehre ist ein heilig zu haltendes und zu bewahrendes sittliches Gut, namentlich auch insofern sie die natürliche Bedingung einer sich im weiteren Umfange extendirenden politischen Ehre ist.“ Gleichgültig gegen seine Ehre seyn heißt gottlos seyn, heißt ein von Gott anvertrautes Gut verrathen. Und mit Dr. Harleß: „Gleichgültig ist der Verlust irdischer Güter nur gegen den Verlust des höchsten.“ Wo aber

<sup>\*)</sup> Bengel: ὑπερέχοντι, Gallis Souverain.



wie hier eben dieser droht, da ist es gottlos, seine Ehre behaupten zu wollen, da ist es Pflicht, sie auf dem Altare Gottes zu opfern, da gilt es 1 Mos. 22 im Herzen zu bewegen, da entsagt, wer sich weigert, den Isaac seiner Ehre zu opfern, dem Antheil an dem Vater der Gläubigen und darf somit auch nicht hoffen, dereinst in seinen Schooß getragen zu werden, Luc. 16, 22. Die herrlichste Bewährung des Ritterthums ist, daß man um Gottes Willen sonder Furcht und Tadel auch durch böse Gerichte (2 Cor. 6, 8.) geht, daß man kühnen Muthes sich von den Standesgenossen bannen läßt, um den Bann dessen zu vermeiden, der Leib und Seele verderben kann in der Hölle, eingedenk des warnenden Wortes: „Der Obersten glaubten Viele an ihn, aber um der Pharisäer willen bekannten sie es nicht, daß sie nicht in den Bann gethan würden. Denn sie hatten lieber die Ehre bei den Menschen, denn die Ehre bei Gott,“ Joh. 12, 42. 43.

Andere erkennen, daß, so lange das Duell an sich als verwerflich anerkannt wird, die Schuld unmöglich dem Stande allein zugeschoben werden kann, sondern nothwendig auch den Einzelnen treffen muß, der sich der verwerflichen Sitte anbequemt. Sie versuchen daher das Duell an sich zu rechtfertigen. Die Ehre des Adels, sagen sie, sey zu fein, als daß die gewöhnlichen Gerichte zur Bewahrung derselben hinreichen. Es müsse nothwendig eine Form gegeben seyn, durch die ein Soldat, dessen Ehre angetastet worden, dieselbe wiedergewinnen könne. Dazu nun sey das Duell ganz geeignet. Die Basis aller ritterlichen Tugenden sey die Bereitwilligkeit, in jedem Augenblicke sein Leben einzusetzen. Wer diese im Duell bewähre, gebe dadurch eine Bürgschaft, daß auch die übrigen ritterlichen Tugenden bei ihm vorhanden seyn werden.

Dagegen ist nun vor Allem zu bemerken, daß, wie nothwendig auch besondere Veranstaltungen seyn mögen, um die Standesehre zu wahren, jedenfalls dazu kein Mittel gewählt werden darf, welches wie das Duell durch Gottes Wort gerichtet ist. Diejenigen, welche sprechen: „Lasset uns übel thun, auf daß Gutes daraus komme,“ weist der Apostel (Röm. 3, 8.), sie einer Widerlegung für unwürdig achtend, mit den Worten ab: „Welcher Verdammniß ist ganz recht.“ Man richte, wenn es nöthig erscheint, aus Standesgenossen bestehende Ehrengerichte ein, oder treffe sonst andere Veranstaltungen, welche innerhalb der Schranken des Wortes Gottes liegen. Sobald man erst, dem Worte Gottes die Ehre gebend, das Duell beseitigt hätte, würde sich für das Bedürfniß, wenn es ein wahres ist, gar bald eine legitime Befriedigung finden.

Das Duell ist aber auch keine wirklich geeignete Form für die Wahrung der Ehre. Es kann nicht zugegeben werden, daß die Tapferkeit die Basis der ganzen Ritterehre ist. Es ist das vielmehr ein aus rohen, heidnischen Zeiten vererbtes Vorurtheil, was der Einzelne freilich wohl vielfach schwer überwinden kann, weil es von früher Jugend an ihm von allen Seiten entgegengetragen wird. Es giebt viele Rittertugenden, die nicht aus dem Prinzip der Tapferkeit fließen, und für die also eine Bewährung

der Bravour keine Gewähr liefert. Einer, der sein Wort nicht hält, ein Mammonsknecht, ein Mann, der „ein Löwe in seinem Hause“ ist, oder das Gegentheil desjenigen, was Hiob von sich rühmt: Vater war ich dem Dürftigen, ein Spieler von Profession ist sicher ein schlechter Ritter und kann doch ein tapferer Duellant seyn. Ein ächter Ritter führt den Wahlspruch: „Ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob, dem denket nach,“ und sein Unterschied von andern Söhnen Adams ist nur der, daß ihm von der Geburt her besondere Hülfsmittel und Anreizungen dargeboten sind. Sonst fällt der Umfang der Ritterpflichten mit dem der Christenpflichten zusammen, grade so wie es auch für den Geistlichen Stand keine besondere Moral giebt. Zudem aber ist das Duell nicht einmal eine wirkliche Bewährung der Bravour. Wenn die Gleichgültigkeit gegen das Leben Bewährung des Muthes wäre, so müßten die feigen Chinesen, bei denen der Selbstmord etwas ganz Gewöhnliches, die tapfersten Leute seyn. Wenn alle Bedingungen des Lebens auf dem Spiele stehen, die Ehre, die ganze Stellung in der Gesellschaft, das Amt, der Unterhalt, dann wird ohne Bedenken auch der Feigste sein Leben exponiren, um so mehr, da es nicht gilt, es aufzugeben, sondern nur es preiszugeben.

Noch andere ergehen sich in der Schilderung der guten Folgen der Sitte des Duells, wie dadurch ein anständiger Ton erhalten werde u. s. w. Die Folgen kommen aber nicht in Betracht, wenn das Urtheil aus Gottes Wort feststeht. Und dann treten den scheinbar guten Folgen, die auch auf anderem Wege zu erzielen wären, entschieden schlechte zur Seite. Ein wenig Sauerteig versäuert den ganzen Teig. Das Festhalten eines Stückes von Rainerischem Wesen in dem Duell muß einen allgemeinen verderblichen Einfluß auf die Moral äußern. Schon die Erfahrung auf den Universitäten zeigt, daß sich an das Duell gar viele innerliche Rohheit anschließt, die sehr wohl auch neben feinen Formen bestehen kann. Wo das Duell im Schwange geht, da wird der ganze Ton dadurch verdorben. Diese Folge des Duells ist noch viel schlimmer als das materielle Resultat. Dann ist auch das schlimm, wie man das ebenfalls schon auf den Universitäten sehen kann, daß innerlich hohle und nichtige Persönlichkeiten, die im Duelliren eine Stärke haben, durch diese Sitte über Gebühr emporgehoben werden. Und endlich thut die Sitte des Duells der ritterlichen Tugend der Freimüthigkeit gar leicht Abbruch.

Bei der offen zu Tage liegenden Schwachheit der Argumentationen für das Duell geben wir seinen Vertheidigern das ernste Wort zu erwägen: „Warum übertretet denn ihr Gottes Gebot um eurer Aufzüge willen?“

Wir wollen nun noch, um recht zur Anschauung zu bringen, daß wir im Vorstehenden nicht eine Privatan sicht ausgesprochen haben, eine Reihe von Zeugnissen über das Duell aus den drei christlichen Confessionen beibringen, die, wie schon bemerkt, in diesem Punkte vollkommen einmüthig sind. Es wird den Vertheidigern des Duells schwer seyn, wider diesen Stachel zu lösen.



Beginnen wir mit der Katholischen Kirche. Hier sind eigentlich alle anderen Ausführungen durch die Entschiedenheit unnötig gemacht, mit der sich das Tridentinische Concil aussprach, so daß sie nur noch nach der Virtuosität der Beweisführung und Darstellung in Betracht kommen können: „Die verabscheuungswürdige Sitte der Duelle — heißt es in den Beschlüssen dieses Concils \*) — die auf Anstiften des Teufels eingeführt ist, damit er durch den blutigen Tod der Leiber auch das Verderben der Seelen als Gewinn davontrage, werde aus der christlichen Welt völlig ausgerottet. Kaiser, Könige, Herzoge, Fürsten, Markgrafen, Grafen und alle anderen weltlichen Herren, welche in ihren Gebieten unter Christen dem Zweikampfe Raum gewähren: sollen eben dadurch excommunicirt seyn. — Die aber sich in einen Zweikampf eingelassen haben, und ihre sogenannten Secundanten, sollen die Strafe der Excommunication, der Confiscation aller ihrer Güter und der ewigen Schande erleiden und als Mörder nach den heiligen Canones gestraft werden. Und wenn sie in dem Kampfe selbst umgekommen sind, sollen sie beständig des kirchlichen Begräbnisses entbehren. Auch diejenigen, welche in einer Duellsache Rath gegeben, oder auf irgend andere Weise Jemanden dazu beredet haben, ebenso auch die Zuschauer sollen mit Excommunication und ewigem Banne belegt werden, ohne Rücksicht auf irgend welches Privilegium und böse Gewohnheit, auch eine unvordenkliche.“

Bausset, in dem Leben Fenelon's\*\*), berichtet über einen Verein, der im 17. Jahrh. unter dem Adel des duellslüchtigen Frankreichs gegen das Duell gestiftet wurde: „H. Olier, der Stifter und erste Vorsteher der Congregation von St. Sulpice, war damals mit Ausführung eines ganz außerordentlichen Projectes beschäftigt. Der Cardinal von Richelieu hatte durch auffallende Beispiele von Strenge die Wuth der Duelllustigen gedämpft. Allein seit dem Tode dieses Ministers begannen die Rasereien dieser blutdürstigen Tollheit auf's Neue. Olier glaubte, man könne der Schwachheit der Geseze zu Hülfe kommen, wenn man die Ehre durch die Ehre selbst bekämpfte. Er suchte einen Verein von anerkannt tapferen Cavalieren zu stiften, und sie durch einen feierlichen von ihnen eigenhändig unterzeichneten Eid dahin zu verpflichten, daß sie weder eine Aufforderung thun, noch eine annehmen, noch auch bei irgend einem Zweikampfe sich als Secundanten wollten gebrauchen lassen. Marquis von Fenelon (der Dheim des nachmaligen Bischofs) schien ihm der Mann zu seyn, der an der Spitze stehen könnte. Sein Ruhm war allenthalben, am Hofe, in Paris, bei den Armeen begründet. Man brauchte sogar die Vorsicht, nur solche Personen als Mitglieder aufzunehmen, welche durch ihre im Kriege ausgeübten Heldenthaten allgemein bekannt waren. Die Mitglieder ihrerseits hatten beschloffen, dem Bunde die größte Feierlichkeit zu geben. Es war der erste Tag des Pfingstfestes im J. 1651, wo diese ehrwürdigen Krieger, umgeben von einer großen Menge

angesehener Zeugen, in der Hauskapelle des Seminars von Saint Sulpice in die Hände Olier's die von ihnen unterzeichnete Urkunde niederlegten, welche ihren festen und unabänderlichen Entschluß aussprach. Ueber diesen Schritt gerieth Anfangs der große Condé, damals noch voll von den Begriffen einer profanen Ehre, in Erstaunen, so daß er sich umhin konnte, sich gegen den Marquis also zu erklären: „Mein Herr, man muß von Ihrer Tapferkeit eben so fest überzeugt seyn als ich es bin, um nicht darüber zu erschrecken, daß sie zuerst dieses Eis gebrochen haben.“ Allein sein Erstaunen ging bald in Verwunderung über. Die Königin Anna von Oesterreich unterstützte mit Eifer die Absichten Olier's. Seine Vorstellungen und das Aufsehen, welches damals dies Ereigniß machte, hinterließen einen tiefen Eindruck in dem Gemüthe Ludwig's XIV. Während seiner ganzen langen Regierung konnte er durch keine Rücksicht auf Geburt oder Vorliebe für Jemand wankend gemacht oder dahin gestimmt werden, daß er Duellanten begnadigte.“

Ein Französischer Theologe des 17. Jahrh., Esprit, der in dem trefflichen Werke: *La fausseté des vertus humaines* mit unermüdlichem Scharfsinn die Blößen der menschlichen, auf dem Boden der Natur gewachsenen Tugenden aufdeckt, „auf daß aller Mund verstopfet werde und alle Welt Gott schuldig sey“, geißelt in einem besondern Abschnitte \*) „die Bravour der Duelle.“ Er faßt, was er gegen das Duell zu sagen hat, in folgenden Worten zusammen: „Was thun denn eigentlich die Duellanten? Sie tödten solche, die eng mit ihnen durch die Natur verbunden sind: das ist eine Unmenschlichkeit. Sie stürzen sich in offenbare Gefahr, selbst getödtet zu werden: das ist eine Art von Verzweiflung. Sie sind die Ursache der Verdammniß derjenigen, welche sie tödten, und der ihrigen, wenn sie getödtet werden: das ist teuflisch. Sie schaffen sich selbst Recht, was eine offenbare Ungerechtigkeit ist. Sie entsagen förmlich der Ausübung der Geduld, was dem Christenthum entsagen heißt. Sie begehen diese verschiedenen Verbrechen wegen frivoler Gründe: das ist eine wahre Narrheit; und sie zeigen, daß sie Herz haben bei Gelegenheiten, welche ihre Privatinteressen angehen und nicht die öffentliche Sache, was gegen die wahre Bravour ist. Und alles das, weil sie nicht die Kraft haben, der Mode zu widerstehen.“ Dann führt er jeden dieser Sätze weiter aus. Wir können aus diesen Ausführungen nur einiges Wenige mittheilen.

„Wenn man denkt, daß das Herz derer, die sich schlagen, sanft und friedlich seyn könne, frei von Erbitterung, so kennt man die Welt nicht. Die Erfahrung lehrt, daß, sobald zwei Menschen sich gegenüber stehen, sobald sie den Degen gezogen haben und anfangen sich zu schlagen, sie sich hassen in diesem Augenblick, wenn sie auch bis dahin vertraute Freunde gewesen wären. Das erfahren nicht bloß die, welche der Streit angeht, sondern auch ihre Beistände. Der Grund ist, daß der Mensch nicht umhin kann, denjenigen als seinen Feind zu betrachten,

\*) Ses. 25 c. 19.

\*\*) Th. 1 S. 9 der Deutschen Uebers. von Feder, Witzb. 1811.

\*) T. 2. S. 95 ff. der Ausgabe Amsterd. 1740.



und demzufolge zu hassen, der ihm das Leben rauben will. Diese Stimmung des Hasses zeigt sich nur zu sehr bei denen, welche im Duell getödtet sind; sie geht zuweilen bis zur Wuth und man hat Fälle, daß solche, die sich tödlich verwundet fühlten, sich auf ihre Gegner warfen und sich anstrebten, sie zu beißen und ihnen die Nase abzureißen.“ — „Das sündigste Verbrechen ist, daß sie sich selbst Recht schaffen, und daß sie zugleich Partei, Richter und Henker sind gegen diejenigen, welche sie beleidigt haben. Diese Ungerechtigkeit schließt mehrere in sich. Denn wenn die Geseze nicht leiden, daß ein Richter über einen solchen zu Gericht sitze, mit dem er früher Streit gehabt hat: wie kann dann ein Mensch voll von Erbitterung gegen den, der ihm eben eine empfindliche Beleidigung zugefügt hat, es unternehmen, ihn zu richten? Ist es zu verwundern, wenn die Leidenschaft sich kundgibt in dem Urtheil, das er spricht, und wenn er ihn zum Tode verurtheilt wegen eines Backenstreichs, gegen alle Regeln der Gerechtigkeit?“

Der edelste Repräsentant der Katholischen Moral in unserm Jahrhundert, Dr. von Hirscher, sagt über den Zweikampf u. A. Folgendes\*): „Der Zweikampf macht nicht das Gesetz und die das Gesetz handhabende unparteiische Macht zur Richterin und Herrscherin in der Welt. Der Zweikampf stellt die Entscheidung über Recht und Unrecht den Parteien selbst zu, und dem Zufall und der rohen physischen Gewalt. — Und wie verhält es sich mit dem Muth? Sagt man denn von dem Stiere, der seinem Gegner die Stirne bietet, daß er Muth habe? Das ist höchstens der Naturmuth des Thieres. Aber der menschliche und sittliche Muth ist der Muth, der Alles daran setzt für Wahrheit und Gerechtigkeit. Also der Muth, der die Zumuthung eines Zweikampfes als einer Sünde, ob er auch von Schwachköpfigen oder bloßen Naturmenschen darüber verhöhnt werde, verachtet, dagegen Blut und Leben einsetzt, wo es Gott, Tugend und Vaterland gilt.“

Wenden wir uns von der Katholischen Kirche zu ihrem äußersten Gegensatz, zur Reformirten. Die Moral der Reformirten Kirche Französischer Zunge wird auf das Würdigste durch Bened. Pictet vertreten, den ehrwürdigen Pastor und Professor der Kirche und Academie zu Genf. Er sagt in seiner zuerst gegen das Ende des 17. Jahrh. erschienenen „christlichen Sittenlehre“\*\*) u. A. Es ist schon von langen Zeiten her über das verfluchte Duelliren geklagt worden. Könige und Herren haben auch schon so viele Duell-Mandate gemacht und doch

diese verzweifelte Gewohnheit nicht ausrotten können. (Er führt die lange Reihe der Duell-Mandate der Könige und Parlamente in Frankreich auf.) Sonst haben sie sich um der geringsten Kleinigkeit willen einander erwürgt. Eine höhnische Miene oder schlechtes Wort mußte mit dem Tode gerächt werden. So mußte oft nach dem Vater der Sohn und nach dem Sohne der andere Bruder sterben. Da lagen oft die besten Freunde todt neben einander, es mußten die wackersten Leute fiederlicher Weise ihr Leben verlieren, und auch die Klügsten wurden durch diese elende Gewohnheit hingerissen und ermordet. Heut zu Tage hat es wegen der scharfen Strafe ein wenig nachgelassen, dennoch aber sind auch jetzt noch Leute, die sich lieber aufhängen ließen, als daß sie die geringste Beleidigung ungerächt hinnehmen sollten.“ Er bittet alle Christen, die in Versuchung sind, sich zu duelliren, sie mögen doch um Gottes willen erwägen, „daß sie an derer, die sie umbringen, Verdammiß, ja an ihrer eignen Verdammiß, wo sie in ihren Sünden erstochen werden, Schuld und Ursache sind. Niemand darf meinen, es werde ja so scharf nicht seyn; denn man kann sich's unmöglich einbilden, daß diejenigen, die in Rachgier sterben, von Gott sollten in sein Reich aufgenommen werden.“ (Schluß folgt.)

## Nachrichten.

### Pommern.

In diesen Tagen verläßt ein Werkchen unsers verehrten Herrn Generalsuperintendenten Zaspis die Presse, welches die allgemeinste Beachtung in der ganzen Deutschen Evangelischen Kirche verdienen dürfte. Es ist betitelt: Plan für das religiöse Unterrichtsgebiet in evangelischen Volksschulen, und gibt in übersichtlicher tabellarischer Form auf sechszehn Quartseiten 1. für die Unterklasse, 2. für die Mittelklasse und 3. für die Oberklasse, nach Unterrichtswochen und dem christlichen Kirchenjahr geordnet, jede biblische Geschichte, jeden Bibelspruch, jedes Katechismusstück, jedes Lied, resp. jeden Liedervers und jede Melodie an, welche auf den verschiedenen Stufen gelernt, behandelt, wiederholt werden sollen. Als Nachträge sind mehrere dankenswerthe Entwürfe und Winke für einzelne Partien des Religionsunterrichts beigelegt. — Das Büchlein lehnt sich, wie leicht ersichtlich, an die neuen Preussischen Regulative an, wird aber überall willkommen seyn, wo auch für den evangelischen Religionsunterricht anerkannt wird, daß der Herr ein Gott der Ordnung ist, und daß „wenig, aber gründlich“ auf diesem Gebiete ein Grundsatz ist, der nicht ernstlich genug beherzigt werden kann. Die Auswahl der biblischen Geschichten, der Sprüche, Liederverse, Lieder, Melodien und Lesestücke ist eine Frucht langjähriger seelsorgerischer und pädagogischer Praxis; wir brauchen in dieser Beziehung nur auf den „Katechismus“ desselben verehrten Herrn Verfassers verweisen, an den sich der „Plan“ natürlich aufs engste anschließt. Auch für diejenigen evangelischen Volksschulen, in denen der Heidelberger Katechismus als Bekenntnisschrift gelernt wird, ist der zunächst auf Luthers Katechismus berechnete Unterrichtsplan brauchbar, indem eine von mehreren Vergleichen Pfarrern verfaßte tabellarische Vertheilung der „Fragen des Heidelberger Katechismus“ denselben Unterrichtswochen angepaßt, als Anhang besonders gedruckt wird. Exemplare mit diesem Anhang müssen aber ausdrücklich bestellt werden; eine Preiserhöhung findet bei denselben nicht statt.

Das Werkchen erscheint zum Besten des Zülchower Rettungshauses. Im Buchhandel (Stettin in Commission bei H. Graßmann) kostet es 4 Sgr., in Partien von 20 Exemplaren, bei unmittelbarer Bestellung bei dem Unterzeichneten, 3 Sgr. Allen evangelischen Geistlichen und Volksschullehrern, nicht minder allen Privatlehrern und Lehrern sey es hiermit freundlichst empfohlen!

W. Quistorp, Vorsteher des Rettungs- und Brüderhauses in Zülchow bei Stettin.

\*) Die christl. Moral Th. 3, Lf. 1838, S. 437.

\*\*) Deutsch, 4te Ausg., Leipz. 1728, S. 1339. An diesem Buche zeigt sich recht deutlich, daß hinter dem Streite der Confessionen doch ein bedeutender Fonds von Einigkeit verborgen liegt. Eine „Päpstliche Gräfin“ von Spord gab mit Weglassung des Namens des Verf. zuerst eine Deutsche Uebersetzung davon heraus, die in mehreren Ausgaben in Katholischen Ländern weit verbreitet wurde. Man fand das Buch, in dem freilich hier und da weggelassen, auch geändert war, im Ganzen aber doch nur wenig, gut Katholisch. Die zweite bessere Deutsche Uebersetzung erschien in dem Lutherischen Leipzig und ihre wiederholten Ausgaben können wohl nur zum geringsten Theile in Reformirte Hände gekommen seyn.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Mittwoch den 9. April.

N<sup>o</sup> 29.

## Das Duell und die christliche Kirche.

(Schluß.)

Als Zeugen zugleich aus der Holländischen und der Deutsch-Reformirten Kirche führen wir F. A. Lampe vor, geraume Zeit Prof. der Theol. in Utrecht, zuletzt wieder Pastor in Bremen, ein Mann, der wohl ohne Bedenken als die edelste Zierde der Deutschen Reformirten Theologie betrachtet werden kann. Er theilt\*) den Todschlag ein in freiwilligen und unfreiwilligen. Zu der ersten Classe gehören nach ihm „vor Allem öffentliche Räubereien, wozu als Art in der Gattung ungerechte Kriege gehören.“ (Ludwig XIV.) „Die nächste Stelle nach diesen — fährt er fort — nehmen die Zweikämpfe ein, welche Duelle genannt werden, sey es nun, daß sie unternommen werden, um die Kühnheit zur Schau zu tragen, oder um die Schande zu vertreiben, oder um Privatrache zu üben; nach einer barbarischen und gräulichen Sitte, in welcher alle Arten des Mordes, sowohl der Seele als des Leibes, sowohl an sich selbst als an dem Nächsten verbunden sind.“

Den Sinn der Lutherischen Kirche endlich in dieser Sache möge uns Spener darlegen. Er sagt in einem Schreiben vom 30. Mai 1702\*\*): „Das vornehmste ist, daß doch Ew. Exc. so lieb ihr Gott und die Seligkeit ist, aus ihrem Herzen alle Gedanken eines Duells austreiben, bei welchem Vorsatz man sich nicht einen Augenblick göttlicher Gnade getrösten kann. 1. Die Geseze haben alle eigne Rache verboten und uns zum Schutze unseres Rechtes an die ordentliche Obrigkeit verwiesen, absonderlich aber haben sie die Duelle, als die eine Verletzung sind der göttlichen Majestät und der obrigkeitlichen Auctorität, so ernstlich verboten, daß auch viele Regenten sie durch des Scharfrichters Hand (dabei wenig Ehre bleibt) abzustrafen verordnet, und mit löblichem Eifer abgestraft, auch es billig thun sollen. 2. Es ist keine Sache, da wir nicht, wo uns Unrecht geschieht, einen Richter finden, ob ich freilich bekenne, daß derselbe nicht allezeit sein Amt thut, sonderlich uns nicht allemal Recht geben kann, da wir aus partiischer Eigenliebe Recht zu haben uns einbilden. 3. Ein Duell ist in dieser Sache auch nicht einmal das Mittel, zu dem vermeintlich mit Unrecht geraubten wieder zu gelangen. Denn bleibt, der es sucht todt, so hat er seinen

verdienten Lohn vor Gott und den Menschen dahin, und muß nicht nur des Verlangten ermangeln, sondern seine ungezäumten Leidenschaften ewig küßen. Tödtet er aber den andern, hielt ich diejenige, um deren willen es geschehen, des christlichen Namens nicht würdig, wo sie einen solchen Mörder nähme und sich zu einem ungerechten Raub dargäbe. 4. Mein Leben kann ich schützen wider einen unvermutheten Angriff, weil keine Zeit übrig ist, der Obrigkeit Schutz zu suchen, auch der Schaden nicht wieder zu ersetzen; in einem Duell findet sich dessen das Geringste nicht, man hat Zeit genug zu anderm Schutz, man erhält nicht, was man erhalten will, und trägt anstatt Nutzens lauter Schaden davon. — Ich achte aber die Abscheulichkeit der Unthat so offenbar, daß unmöglich dieselbe nicht Ew. Exc. selbst in die Augen leuchten solle, da sie so klar wider alle Grundregeln des Christenthums streitet, hingegen nichts als eine vom Teufel und Mordgeist aufgebrachte Gewohnheit zu ihrem elenden Schutze hat\*).

Die „Relation eines Fürstlichen Hofpredigers von der Befehrung zweier Duellanten und des Einen erbaulichen Ende“ in dem Werke: „Altes und Neues aus dem Reiche Gottes“ (herausgegeben von J. J. Moser), 1. Bd., 1733, liefert den Beweis, daß die Lutherische Kirche das Duell nicht als Gegenstand des Disputirens, sondern einfach der gewissenhaft zu übenden Seelsorge ansah. Dann ist sie auch insofern von Bedeutung, als sie uns den Unterschied der Stimmung der Duellanten vor und nach den eingetretenen traurigen Folgen vor Augen stellt. Nichts ist mehr geeignet, den sophistischen Charakter der Vertheidigungen zum Bewußtseyn zu bringen, als die Thatsache, daß sie verfliegen wie lose Spreu, sobald solche Folgen eingetreten sind. Die Relation lautet im Wesentlichen (wir müssen sie abkürzen) also: „Den 20. August 1733, Nachts um 12 Uhr, wurde ich von Herrn L. ins . . Haus berufen, unter dem Vorwande, daß daselbst ein kranker Cavalier befindlich, den ich besuchen und mit Zuspruch aufrichten möchte. Als ich dahin kam, nahm mich derselbe besonders in ein Zimmer und sagte, er wolle mir nicht bergen, daß er vor etlichen Tagen das Unglück gehabt, einem seiner guten Freunde, H. v. G., einen Stich zu geben, welcher sich so gefährlich und tödlich anlasse, daß für ihn, als den Thäter, nichts übrig sey, als sich durch die Flucht zu

\*) Delineatio theologiae activae, ltr. 1727, S. 262.

\*\*) Regte theol. Bedenken Th. 2. S. 184.

\*) Man vgl. noch S. 221. 232.



retten. Er könnte aber solches nicht thun, bevor er sich mit H. v. G. christlich und bußfertig versöhnt hätte. Ich bezeugte darauf meine Betrübniß, daß unter Christen dergleichen sollte gehört werden, und gab dabei zu erkennen, daß mein Amt, wenn es schon nicht erfordere, seine Flucht zu hindern, gleichwohl mich verbinde, zu sagen, daß sie beide in den Augen Gottes als Mörder angesehen seyen, vor welchem Niemand fliehen könne, weswegen er sich vor Allen auf eine herzliche Buße vor Gott legen solle, welche ihn alsdann lehren würde, was in Ansehung der weltlichen Obrigkeit, der er auch an Gottes statt unterworfen sey, zu thun seyn möchte. Es fehlte darauf an bußfertigen Bezeugungen in Worten und Gebärden nicht. Unter viel tausend Thränen brach er u. A. auch in die Worte aus: „Ach wollte Gott ich wäre eines Schweinhirten Sohn, so könnte ich in der Welt fortkommen, wenn ich ausrichtete, was mir befohlen ist; so aber muß ich mich schlagen, wenn ich geschimpft oder gefordert worden, oder ich kann nirgends stehen in der ganzen Welt, und jetzt, da ichs gethan habe, so muß ich ebensowohl flüchtig seyn. Ach ich hätte lieber Alles sollen in der Welt verlassen, als Gott beleidigen. Jetzt ist dies Unglück geschehen. Wo soll ich hin! Was fang ich an! Ach daß nur die Seelen gerettet werden!“ Ich verlangte nun den Verwundeten zu sehen. Er rebete mich gleich also an: Sie haben einen Patienten vor sich, den die Angst um seine Sünden treibt, Gnade bei Gott zu suchen. Ich erkenne die That, welche mich hieher gebracht hat, für meine größte Sünde. Ich glaube, daß mich Gott zur Strafe meiner vorigen Sünde und Sicherheit darin hat verfallen lassen. Ich will aber, so lange ich lebe, zu Gott beten und schreien, daß er mir Armen gnädig sey. Wie nun bei solchen Bezeugungen kein Anstand seyn konnte, die h. Communion zu ertheilen, also ging ich dann zu Herrn L. heraus und sagte, daß ich nun seine Verzeihung sehen und hören möchte. Dieser trat darauf vor das Bett, nahm H. v. G. bei der Hand und bat ihn mit unzähligen Thränen um Verzeihung. Lieber Bruder, sprach dieser, ich habe keinen Haß wider dich, ich bitte dich vielmehr um Verzeihung; Gott hat dies Unglück über mich zur Strafe verhängt. Ich wünsche dir Gottes Gnade und Segen in Zeit und Ewigkeit. Du bist nicht mein Beleidiger, sondern mein Wohlthäter. Von der Communion bis an das nach 12 Tagen erfolg'e selige Ende wurde nicht wohl ein Augenblick anders als mit beten, lesen, singen und Zuspruch zugebracht.“

Dr. Miller, Prof. der Theol. in Göttingen\*) beginnt seine Untersuchung über das Duell mit den Worten: „Es gibt unter denen, welche wir bewegen sollen, die Zweikämpfe von sich zu weisen, Personen, die sich wegen dieser abscheulichen Handlung in einer solchen traurigen Nothwendigkeit befinden, daß man sie (ich rede nicht von muthwilligen Jünglingen auf den Universitäten, welche eine strenge Zucht und Aufsicht vor dieser Gefahr

bewahren kann), wosern sie die Grundsätze des Evangelii den mächtigen Maximen der Welt vorziehen, als eine Art von Märtyrern betrachten und ehren muß. Denn folgen sie der Religion, so opfern sie in der That der Ehre derselben die allerschätzbarsten Sachen auf.“ Zum Beschluß heißt es: „Und wenn ihr auch, wie so viele Französische Flüchtlinge, welche ihrem Vorgeben nach als siegende Käufer Schutz und Brot bei den verächtlichen Deutschen suchen, den Händen des Büttels entriant, was gewinnt ihr durch diese Flucht? Der Schatten des Ermordeten wird stets vor euren Augen herumirren. Die meisten dieser Helben (ich berufe mich auf die Erfahrung) sind wie Raim unstät und flüchtig und suchen den Tod auf, um nur von dem innern Peiniger befreit zu werden. Wie muß ein solcher Unglücklicher erschrecken, wenn er einmal in eine Kirche kommt und die Worte gründlich erklären hört: Wer seinen Bruder hasset, der ist ein Todschläger. Und ihr wisset, daß ein Todschläger nicht hat das ewige Leben bei ihm bleibend, 1 Joh. 3, 15. Wird er Vater, welcher Kummer muß nicht sein Herz nagen, wenn er den Fluch bedenkt, den er über seine Gemahlin, seine Kinder bringt. Ich weiß, daß dieser Schmerz Duellanten zur Verzweiflung und zu dem Entschlusse gebracht hat, durch das Spielerhandwerk und durch hitzige Getränke ihren geheimen Kummer zu tödten. Und wenn er nun gar den allerschrecklichsten Schritt vor den Richterstuhl Gottes wird thun müssen? Wer kann da das Schicksal eines vorsätzlichen Mörders sich fürchterlich und elend genug vorstellen, wenn er das Blut eines Menschen um Rache aus dem Abgrund seiner Verdammniß schreien hört? Wo wird der künftige Aufenthalt dieses Menschenmörders seyn? In der Stadt der Gerechten, oder in dem Reiche der Finsterniß desjenigen, der ein Menschenmörder von Anfang war?“

Das Zeugniß der Lutherischen Kirche gegen das Duell ist ein völlig einstimmiges\*). Denn daß einige halbe oder ganze Rationalisten sich zu dem Zugeständnisse herabgelassen haben, daß die Duellanten unter Umständen „mehr Mitleiden als Vorwürfe verdienen“\*\*), wird man dieser Kirche nicht zurechnen dürfen. Charakteristisch für den Rationalismus ist eine Aeußerung von de Wette\*\*\*). Er bemerkt, der Mann von wahrer Ehre werde vielleicht so viele Gewalt über seine Standesgenossen haben, daß diese, wenn er das Duell verweigere, ihm Recht geben würden. „Ist dies letztere nicht der Fall, so wird er sich der Sitte fügen müssen. Denn kein Mensch steht allein und kann für sich ganz allein nach seiner Ueberzeugung handeln.“ Das ist der schwerste Schaden des Rationalismus, daß ihm der lebendige Gott entschwunden, daß Der, in dem wir leben, weben und sind, ihm ein Fremder geworden ist. Auf dieser Lebensgrundlage ist das Resultat de Wette's freilich ein nothwendiges. Der Mensch kann in der That nicht allein stehen und wer es

\*) Man vgl. noch Harleß christl. Ethik, 5te Ausg., S. 249.

\*\*) Reinharb's Moral 1 S. 625.

\*\*\*) Sittenlehre 3 S. 290.

\*) Mosheims Sittenlehre 7ter Theil, verfaßt von J. P. Miller, Halle 1765, S. 612 ff.



versucht, dem wird der Trotz gar bald gebrochen. Fürchtet der Mensch Gott nicht, so muß er Menschen fürchten. Wandelt er nicht nach dem Vorbilde Henoch's und Noah's mit Gott, so muß er nothwendig mit den Menschen wandeln, so sehr sich auch sein Gewissen gegen ihre gottlosen Sazungen empören mag. Man muß mit den Wölfen heulen, das ist für den Menschen, der außer der Gemeinschaft mit Gott steht, eine vernünftige Maxime, so elend sie auch an sich ist. Deshalb kann auch die vorstehende Ausführung, wie wir gar wohl wissen, auf solche, die Gott gar nicht kennen, keinen Eindruck machen. Die ihn aber auch nur dem ersten Anfange nach erkannt haben oder vielmehr von ihm erkannt worden sind, werden, das hoffen wir zu Ihm, der in den Schwachen mächtig ist und zu den Kleinen eine besonders zärtliche Liebe hat, Matth. 18, 10, der Wahrheit den Zugang verstaten.

### Thomas Münzer. \*)

Vortrag gehalten den 25. Februar von H. Leo.

Der von Katholiken so oft wiederholte Vorwurf, die Deutsche Reformation sey nicht bloß selbst ein revolutionärer Vorgang gewesen, sondern auch die Wurzel aller späteren revolutionären Bewegungen, welche das Leben der Europäischen Völker erschüttert haben, ist eben so oft dadurch zurückgewiesen worden, daß diese Deutsche Reformation nur auf die ursprünglichen Aufgaben der Kirche zurückgegriffen und an diesen ursprünglichen Aufgaben das Leben gemessen, also überall keine sittlichen Grundlagen zerstört, sondern nur die vorhandenen von darüber gestürztem Schutte gereinigt, daß sie also in der That nur reformirt, nicht revolutionirt habe. Das ist ganz richtig, soweit die damalige Bewegung auf geistlichem Gebiete und in dem lutherischen Kreise verlief. Aber um diese Vertheidigung auch darüber hinaus noch schlagend zu finden, müßte man ignoriren, daß im Geleite der Reformation eine Zeitlang auch Bewegungen gingen gegen die Reichsverfassung, und daß für die Deutsche Reichsverfassung ein Messen an evangelischen Zuständen wirklich keine Reformation war, denn die Deutsche Verfassung war keine Fortentwicklung evangelischer Gesellschaftszustände, war vielmehr erwachsen unter dem Durchleuchtetwerden nur Germanischer Gesellschaftszustände durch das Christenthum, war aber entfernt nicht erwachsen auf der jüdisch-nationalen Grundlage, wie sie den Hintergrund bildete, der die Verhältnisse der evangelischen Christen einrahmte. Daß Luther, nachdem er ganz kurze Zeit einige Sympathie für dies Uebergreifen der Reformation auf das Gebiet der Reichsverfassung gezeigt und in diesem sympathetischen Zuge mit den Rheinischen Ritterkreisen, an deren Spitze Sickingen auftrat, seine Schriften an den christ-

lichen Adel Deutscher Nation und von der Babylonischen Gefangenschaft der Kirche verfaßt hatte, sich doch noch rechtzeitig vor dem Gefangenwerden in diesen revolutionären Bestrebungen gehütet und von den Rheinischen Kreisen sich entschieden abgewendet hat, hat allerdings dann die lutherischen Gemeinden vor einer weiteren revolutionären Betheiligung bewahrt und ist ein herrliches Zeugniß von dem richtigen Tacte des großen Mannes auch auf Gebieten, die seiner wissenschaftlichen Erkenntniß weniger klar vorlagen; aber eben deshalb kann man ohne Ungerechtigkeit den Vorwurf des revolutionären Charakters nur in Beziehung auf die speciell lutherische Reformation für unbegründet erklären, nicht in Beziehung auf die Reformationszeit überhaupt, und auch die lutherische Reformation hat sich erst allmählig ganz rein gemacht von revolutionären Beigaben, und ist nicht sofort nach dieser Seite in klaren Grundsätzen aufgetreten. Wie nun zuerst die rationalistischen und bilderstürmerischen Extravaganzen der um Sickingen sich zusammen schließenden Reformatoren Luthern die anfängliche Lust, die damalige Bewegung auch auf das Reich auszudehnen, verdächtig gemacht haben, so hat die bodenlos revolutionäre Richtung Thomas Münzers und der Freunde desselben ihn vollends zur Klarheit gebracht über das, was seines Amtes sey. Ich habe mir als Gegenstand der heutigen Vorlesung das Leben dieses letzteren Mannes gewählt, der (allerdings wider Wissen und Willen) das Verdienst hat, unsere lutherische Reformation für immer vor dem Hineingerathen in revolutionäre Bahnen sicher gestellt zu haben.

Thomas Münzer war der einzige Sohn nicht unbemittelter Aeltern in Stolberg am Harze, wo er um das Jahr 1490 geboren ward. Er scheint früh seinen Vater verloren zu haben und ziemlich meisterlos aufgewachsen zu seyn. Doch ist Näheres nicht bekannt. Nur dies hat er später nach seiner Gefangennahme im Criminalverhör ausgesagt, daß er in jungen Jahren zuerst in Aschersleben, dann in Halle an der Sale Collaborator an einer Schule gewesen sey und daß er an letzterem Orte damals einen Bund gestiftet habe gegen den Landesherrn, gegen den nachher 1513 verstorbenen Erzbischof Ernst von Magdeburg. Münzer kann damals noch nicht oder kaum 20 Jahre alt gewesen seyn. Wo Münzer später studirt hat, ist unbekannt — wahrscheinlich aber in Leipzig. Er ward magister artium und er erlangte auch die niedrigste akademische Würde in der Theologie, die eines baccalaureus biblicus. Auch muß er die Weihen als Geistlicher bald erhalten haben, denn wir finden ihn 1515 als Präpositus des Nonnenklosters in Aschersleben wieder. Lange scheint er nirgends ausgehalten zu haben, denn 1517, als Luthers Thesen Deutschland in Aufregung versetzten, ist er Lehrer am Martinsgymnasium in Braunschweig. Er ging sofort auf das Fehhafteste auf die neuangeschlagene Richtung ein und in die nächstfolgende Zeit scheinen Predigten zu fallen, die er, von Braunschweig schon wieder entfernt, in seiner Vaterstadt Stolberg hielt. Sie fanden großen Beifall, bis man mit einem Male Anstoß nahm und er auch Stolberg wieder ver-

\*) Hinsichtlich des Factischen verweisen wir vorzüglich auf die vortreffliche Arbeit von Seidemann: Thomas Münzer. Dresden und Leipzig, 1842. 8.



ließ. Um Neujahr 1519 finden wir ihn brodlos in Leipzig, bemüht um ein Amt, davon er leben könnte, in Herberge bei dem Buchführer oder wie wir uns ausdrücken: Buchhändler Kristain, dem er vielleicht als Corrector und in dergleichen untergeordneter Weise literarische Dienste leistete. Er scheint noch im Sommer 1519 in Leipzig geblieben und bei Luthers Disputation gegenwärtig gewesen zu seyn, wie sich aus einer Stelle seiner 1524 erschienenen Schutzrede und Antwort wider Luther schließen läßt. Endlich fand er noch vor Ablauf des Jahres 1519 ein Unterkommen als Kaplan und Beichtvater der Bernharden-Konnen im Kloster Bentz kurz oberhalb Weiskensels. Unruhig aber, wie immer, hielt er auch hier nicht aus, sondern trat mit Luthers Vorwissen mit dem Rathe in Zwickau in Verhandlung wegen einer Stelle als Prediger und Diacon an der Hauptkirche daselbst zu St. Marien. Am Sonntage Rogate 1520 hielt er hier seine erste Predigt. Von den Predigten, die er in Zwickau hielt, wissen wir Einiges, und es ist begreiflich, daß er, der auf die neuere Richtung, die von Luther ausgegangen war, wenn auch in einiger Abweichung, sich geworfen hatte, den älteren Predigern in Zwickau und namentlich den Mönchen großen Anstoß gab. Am Himmelfahrtsfeste, also wenige Tage nach seiner Antrittspredigt, sprach er aus: „Die Heuchler alle machen um ein Stück Brod die Seelen lebendig, die nicht leben; und fressen mit ihren langen Gebeten die Häuser der Wittwen, indem sie bei den Sterbenden nicht auf den Glauben, sondern auf Befriedigung unersättlichen Geizes ausgehen. Diese haben bisher die Kirche verführt, mögen sie nun Mönche oder Priester seyn. Die Laien aber sind gleichfalls schuldig, weil sie Gebet und Seufzen für die Seelenhirten versäumen, weshalb Gott mit Recht den blinden Schaafen blinde Hirten gegeben hat.“ —

Sofort nach dieser Predigt fingen die in Zwickau einflußmächtigen Bettelmönche an, den Mann in Predigten und Privatäußerungen zu verschreien. Am heftigsten äußerte sich unter denselben Bruder Tiburtius von Weiskensels, der offenbar etwas der Sache nach Richtiges in abgeschmacktester und anstößigster Form ausdrückte. Er mochte Aergerniß und mit Recht Aergerniß daran genommen haben, daß die Männer der neuen Richtung nicht bloß in geistlicher Lehre und im geistlichen Leben das Evangelium als Richtschnur nahmen, sondern evangelische Lebensformen den Deutschen Verhältnissen aufzwingen wollten, worin ja eben die revolutionäre Zugabe der anfänglichen Reformation bestand — die richtige Erkenntniß faßte er aber, wie es so oft bei einem solchen Ueberfallenwerden durch neue Behauptungen geht, viel zu leidenschaftlich und sorglos, und äußerte auf der Kanzel: „Der neue Prädicant predige Nichts als das Evangelium, aber sehr schlecht, weil er dabei den Sägungen der Menschen widerspreche, die doch ganz vorzüglich beachtet werden müßten. Dem Evangelium müsse Vieles zugefügt werden und man müsse nicht schlechtthin nach dem Evangelio leben; denn wäre z. B. die Armuth ein unerläßliches evangelisches Gebot

und das Evangelium allein Gesetz, so dürften auch die Könige nicht der Schätze dieser Welt sich bemächtigen, müßten vielmehr, gleich den Seelenhirten, arm und Bettler seyn.“ — Münzer ließ diesem Tiburtius sagen, er möge doch nicht so lästerliches Zeug vorbringen. Das goß nun vollends Del ins Feuer und die Bettelmönche verlangten mit aller Gewalt, Münzer solle aus der Stadt. Der Bürgermeister aber, ein alter Arzt Dr. Stuler, schützte Münzer und ward dabei von der niederen Bürgerschaft, die der neuen Lehre geneigt war, unterstützt. Der Magistrat wandte sich an den Landesherrn, an Herzog Johann, nach Weimar; Münzer selbst schrieb sehr ehrfurchtsvoll an Luther, wohl um durch ihn bei Herzog Johann Fürsprache zu erhalten, und so konnte Münzer trotz der Leidenschaft seiner Gegner bleiben. Er gerieth aber bald mit dem Hauptpfarrer der Marienkirche, Dr. Wildenauer aus Eger, der bei der vornehmeren Bürgerschaft eines großen Ansehens genoß, in Zwist, und um das Aergerniß zu vermeiden, daß Geistliche an derselben Kirche mit einander haderten, drängte sich Münzer mit Hilfe seines Anhangs in eine Predigerstelle an der Katharinenkirche; trat aber dann auf das Heftigste auf gegen Dr. Wildenauer, den er in aller Weise zu verläumdern suchte wegen seiner vornehmeren Lebensführung und gegen den er ungefähr dieselben Vorwürfe vorbrachte, wie später, als er mit Luther zerfallen war, gegen Luther: er liebe den Malvasier, wisse sich bei den Frauen angenehm zu machen, rede den Vornehmeren nach dem Munde und behandle die geringeren Leute mit Hoffarth. Luther wollte zum Guten reden, aber Münzer war, wo er einmal Haß gefaßt hatte, ein ingrimmiger Mensch, und daß sich Luther Wildenauers anzunehmen schien, entfremdete sofort Münzer auch mehr von Luther. Um für alle Fälle am gemeinen Haufen eine Stütze zu haben, befreundete sich Münzer nahe mit einem Tuchmacher Nicolaus Storch und rühmte, um diesen ganz zu gewinnen, öffentlich: Storch verstehe die Bibel besser als alle Priester und habe in Wahrheit den heiligen Geist. Der halbgebildete Mann bekam aber dadurch einen Sparren im Kopfe und fing an, sich einen besondern Conventikel zu bilden, in welchem er von dieser Zeit an Winkelpredigten hielt, allmählig sich 12 Apostel und 72 Jünger zulegte, denn Alles mußte nach biblischem Muster eingerichtet werden. Die Richtung auf abstracte Geltendmachung des evangelischen Musters führte ihn weiter noch dazu, da die Evangelien kein Beispiel einer Kinder-taufe gewähren, dieselbe zu verwerfen und mit Wiedertaufen solcher Erwachsenen anzufangen, welche seiner Erklärung der Evangelien beipflichteten. Gegen solch unsinnige Umformung des Lebens nach evangelischen Mustern setzte sich Wildenauer mit aller Macht, ward aber nun vom Pöbel so gröblich angefeindet, daß er lieber wick, eine Stelle als Prediger in Joachimsthal annahm und von da aus Thesen erließ gegen die neue wider-täuferische Lehre der Zwickauer.

(Fortsetzung folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Sonnabend den 12. April.

N<sup>o</sup> 30.

## Thomas Münzer.

(Fortsetzung.)

Mit Wildenauers Fortgang ward aber in Zwickau selbst nicht Ruhe. Einer von Münzers Freunden, sein College an der Katharinenkirche, Mag. Vohner gab in dieser Zeit Anstoß durch einen Scandal in einer Ehefache; da erzwang die streng katholische Partei dessen Entfernung als Vergeltung für Wildenauers Vertreibung und Münzer wüthend darüber, regte nun das Volk noch mehr auf und zunächst gegen den Pfarrer Nicolaus Hofer, der ihn Büßen zu strafen gewagt hatte, so daß Hofer mit Roth und Steinen geworfen ward und kaum mit dem Leben davon kam. Münzer ward zur Verantwortung vor das bischöfliche Officialat nach Zeitz citirt; stellte sich aber nicht nur nicht, sondern citirte den bischöflichen Official zur Verantwortung vor ihm, Münzer, öffentlich von der Kanzel nach Zwickau. Luther mahnte ihn von solchem unsinnigen Beginnen ab; aber Münzer gab nicht nach, spie vielmehr Feuer und Flammen, so daß ihn alle seine angeseheneren Freunde fallen lassen mußten und eine Commission des Magistrates ihn aus dem Pfarramte entfernte. Da wiegelte er die Tuchknappen auf und wollte den Magistrat stürzen; der aber verlor den Kopf nicht, ließ zunächst 55 Tuchknappen einthürmen und trieb dann Münzer selbst und die Häufelsführer unter den Tuchknappen aus der Stadt.

Münzers Entfernung ließ den neuen Propheten Nicolaus Storch führerlos zurück und dieser rathlose Mensch ging nun seine Straße der Tollheit allein weiter. Der Gedanke, die Lebensverhältnisse der evangelischen Zeit ganz abstract erneuern zu wollen, führte ihn dazu, da das mosaische Gesetz zu Christi Lebzeiten in Geltung gewesen war, und irgend eine directe Aeußerung gegen die mosaische Ehegesetzgebung nirgends aus Christi Munde begegnet, neben der Wiedertaufe auch die Vielweiberei zu predigen.

Unterdessen war an Münzers Stelle in Zwickau ein Freund Luthers, Nicolaus Hausmann, berufen worden und dieser setzte mit den neuen Zwickauer Heiligen den Kampf fort. Luther selbst hatte sich nach dem Wormser Reichstage auf der Wartburg einthun lassen und während seines Verschwindensehns gewann der stürmische, auch schon mit Gedanken einer abstracten Erneuerung evangelischer Zustände umgehende Bodenstein von Karlsstadt täglich mehr das Uebergewicht in Wittenberg über den milden Melanchthon. Als Storch davon hörte, beschloß er mit zweien

seiner Apostel, Stübner und Cellarius, selbst nach Wittenberg zu gehen, um sich mit Bodenstein zu besprechen. Am 27. Dec. 1521 kam er in Wittenberg an, eben als Bodenstein und dessen Helfer, der Augustiner Zwilling, schon die ganze Stadt in Aufregung gesetzt hatten, und er gewann auf Bodenstein, der damals in Facultät und Stadt fast Alles zu seinen Winken hatte, bald entschiedensten Einfluß. Nachdem Bodenstein einmal auf diesen Unsinn einer formellen Erneuerung evangelischer Lebenszustände principiell eingegangen war, ließ er sich von Storch täglich einen Schritt weiter drängen. Bis dahin hatte in Wittenberg noch der katholische Gottesdienst in den hergebrachten Formen statt gehabt — nun schaffte Bodenstein nicht bloß die von Luther angefochtene Privatmesse, sondern auch die Communantenmesse ab, denn was er davon ließ, war etwas ganz anderes — war in deutscher Sprache, ohne Messgewand, ohne Messcanon, ohne Elevation der Hostie, ließ die Hostie, und da nun auch der Kelch den Laien gewährt ward, den Kelch die Abendmahlszügler selbst ergreifen — außerdem eiferte er gegen die Fasten, wandte sich in Haß gegen den Bilderschnitz der Kirchen, gegen die von ihm f. g. Delsbögen, wozu der Anstoß schon früher von dem Sicking'schen Kreise auf der Ebernburg gekommen war, und sprach aus: wo die Obrigkeit lässig sey, mit solchen Dingen aufzuräumen, müssen die Gemeinden selbst zugreifen. Kurz! es bildete sich ein vollkommen bilderstürmerisches Wesen, eine vollständige revolutionäre Betrunktheit aus, der gegenüber der Kurfürst, der über die Einzelheiten des Kirchenlebens im Unklaren war und nicht wußte, wie weit er gehen solle, selbst rathlos und für den eigenen Befehl, in äußeren Formen Alles einstweilen beim Alten zu lassen, ohne Energie erschien. Das gemeine Volk, alle jungen Leute und namentlich die Studenten jauchzten Bodenstein Beifall zu und halfen, wo es irgend fehlte, mit Geschrei, mit Steinen und gezückten Messern. Der Magistrat fand demnach nirgends Hülfe und die Anmaßung erhob täglich frecher ihr Haupt. Schon nöthigte man dem Magistrate ganz neue evangelische Polizeivorschriften, die auch in die Verwaltung des Stadtvermögens übergriffen, auf, und behauptete: die künftigen Theologen sollten sich bilden wie die Jünger des Herrn. Sie sollten ein Gewerbe treiben und dabei die Schrift lesen. Zu studiren brauche niemand, was natürlich bei dem einmal aufgestellten Grundsatz, das Evangelium abstract als Muster des ganzen Lebens zu nehmen, vollkommen consequent war, da es zu Christi Zeit Universitäten



und theologische Facultäten noch nicht gegeben hatte. Kurz! die neuen himmlischen Propheten von Zwickau fanden solchen Anklang, daß Melancthon ganz über den Haufen gerannt ward. Alles ging durcheinander und die Gefahr trat nahe, daß Luthers Werk in einer gemeinen revolutionären Trunkenheit und im Schlamm unterging.

Diese Gefahr bewog endlich Luther, sein Versteck auf der Wartburg zu verlassen — und ihr verdanken wir es auch, daß die deutsche Reformation nicht einen weiteren revolutionären Verlauf überhaupt nahm, wie leicht möglich gewesen wäre, wenn das revolutionäre Element in milderen, bestechenderen Formen und mit weniger anstößigen Forderungen aufgetreten wäre, denn früher hatte sich Luther doch sehr sympathisch mit den Plänen der Ritterschaft zur Säkularisation der geistlichen Fürstenthümer gezeigt und er selbst gesteht in einem Schreiben an die Straßburger Theologen, daß wenn ihm jemand früher mit der rationalistischen Abendmahlslehre der Reformirten zu Hülfe gekommen wäre, er ihm einen großen Dienst in seinem Kampfe gethan hätte, nun aber sey ihm der Text zu gewaltig — denn nun sah er überhaupt, wo alle solche Neigungen ihren Ausgang nehmen würden und hielt auch so lange er lebte seinen Kreis streng in der Treue gegen Kaiser und Reichsverfassung. Eine Erscheinung, wie der unglückselige Schmalcaldener Krieg, war erst nach Luthers Tode möglich. Luther fand, als er nach Wittenberg zurückkehrte, alles in Unordnung — da konnte es ihm zwar nicht einfallen das, was er früher selbst aus allen Kräften bekämpft hatte, nämlich die Privatmesse, die er oft als Winkelmesse oder auch einfach als Messe bezeichnete, weshalb man sich gewöhnlich einbildet, er sey überhaupt gegen die Messe gewesen, wieder herzustellen, aber die Communicantenmesse, sogar in lateinischer Sprache und mit Elevation der Hostie, nur durch die Spenbung auch des Kelches erweitert, und mit Deutschen Kirchenliedern daneben, stellte er wieder her und die Wittenberger konnten noch lange rühmen, daß wer ihrem Gottesdienste beizuhöhe, fast keine Abweichung von dem in der ganzen Christenheit und seit uralten Zeiten stattfindenden wahrnehmen werde, als den den Laien gereichten Kelch, der ja den Ultraquisten in Böhmen vom Pabste selbst gestattet war; die Elevation ist erst später in den vierziger Jahren, etwas früher allerdings die lateinische Sprache abgeschafft worden, aber im übrigen ist die Lutherische Messe, d. h. Abendmahlsliturgie, allerdings mit Weglassung des sie zum Opfer machenden Offertorii, in einem größeren Theile der Lutherischen Kirche bis in den Anfang des 18ten Jahrhunderts geblieben. Auch gegen die Fasten eiferte Luther nicht weiter, nur solle sich niemand einbilden, dadurch ein Verdienst vor Gott zu erwerben; und am Gründonnerstag und Charfreitag, an den vier Bußtagen der Luth. Kirche und an den Abendmahlstagen der Einzelnen ist in Lutherischen Kreisen die Enthaltung von Fleischnahrung in richtigem Schicklichkeitsgefühl Sitte geblieben bis ebenfalls in den Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts. — Luther fand bei dieser restaurirenden Thätigkeit in seinem Sächsischen Kreise nirgends einen

Widerstand durch die Vertheidiger des Alten, der ihn zeither immer, wo er ihm begegnete, in große Aufregung und Gefahr der Uebersürzung gesetzt hatte, sondern nur von Seiten der Vertheidiger der neuen Ansicht, gegen die er scharf reagierte und der gegenüber er deshalb selbst ein strengeres Maaß halten mußte. Eine Schrift, welche Bodenstein für die Neuerungen schon fertig hatte, unterdrückte er; die Zwickauer vertrieb er; und er selbst nahm wieder Sitz im Augustinerkloster und trug seine Mönchskutte nach wie vor. Auch den Ritter Franz von Sickingen, der nun seine Pläne zu Umgestaltung des Reiches directer betrieb, mahnte er dringend ab, und als diese Pläne dann ein unglückliches Ende nahmen, war Luther selbst schon längst von diesen revolutionären Reformatoren am Rhein völlig losgelöst und konnte mit ruhiger Seele der Katastrophe zusehen. Der Untergang Sickingens aber, das Herabkommen des (Sickingen unter der Hand günstig gewesenen) Reichsregimentscollegii von allem Ansehen im Reiche und die Erklärung des Nürnberger Reichstages, daß jeder Reichsstand das Wormser Edict nur soweit in seinen Territorien zu vollziehen brauche, als ihm eben möglich scheine, ließen in den höheren Kreisen Deutschlands überhaupt eine größere Beruhigung und Ernüchterung eintreten, wenn auch im südlichen und mittleren Deutschlande die Gährung unter dem gemeinen Volke wuchs und von den nach der Schweiz geflüchteten Trümmern des Sickingenschen Anhangs und auf vielen Seiten von den im Lande gebliebenen Prädicanten genährt ward.

Münzer hatte inzwischen im April 1521, wie wir sahen, aus Zwickau weichen müssen. Er hatte eben seine Mutter in Stolberg beerbt und ging, nachdem er diese Dinge nothdürftig geordnet hatte, nach Saaz und dann nach Prag. Hier ließ er einen Aufruf an die Böhmen ausgeben, wovon die Folge war, daß er unter polizeiliche Aufsicht gestellt ward. Er hatte, um diesen Zug nach Böhmen, wo er Elemente der Bewegung vermuthete, zu unternehmen, einen Ruf des Benedictinerklosters auf dem Petersberge in Erfurt ausgeschlagen, wo man ihn als Lehrer der Humaniora hatte verwenden wollen. Nun aber überzeugte er sich, daß in Böhmen für ihn kein Feld der Thätigkeit sey und anfangs 1522 war er wieder nach Nordhausen gekommen. Arm und traurig lebte er hier bis gegen Ostern 1523, wo er endlich Pfarrer ward in dem benachbarten Alstädt. Hier verheirathete er sich auch bald nach Ostern, denn das Heirathen der Geistlichen, oder vielmehr das Frauennehmen, denn die kirchliche Einsegnung, die man damals für nicht so nöthig hielt, unterblieb gewöhnlich, hatte nun in dem Ernestinischen Sachsen schon sehr überhand genommen. Er heirathete eine aus dem Kloster Widerstetten entlaufene Nonne. Bodenstein war nun, nachdem er Luther in Wittenberg aus dem Wege gegangen war, Pfarrer in einer Wittenberger Patronatspfarre zu Orlamünde, wo er aber bald von Neuem ungefüge Dinge anfang, die, da sie sich mit einer auch schon von der Ebernburg her verbreiteten, der Zwinglischen entsprechenden, Lehre vom Abendmahle verbanden, auch geistliche Handhaben gegen ihn darboten. Zu



Ostern 1524 ward Münzern in Albstadt der erste Sohn geboren. Aber auch die Stellung als Familienvater vermochte seinen wilden Geist nicht zu zähmen. Er war mit allen unzufriedenen, revolutionären Elementen unter der niederen Geistlichkeit und unter dem Volke in Verbindung geblieben; und während er dem mäßigenden Luther spinnefeind war, bildete er die Lehre von den Visionen und von unmittelbarer Erleuchtung in seinem Kreise zu einem Erregungsmittel aus. Der neuen lutherischen Ordnung zum Troste, führte er die Deutsche Sprache wieder bei der Communicantenmesse ein. Luther, der immer noch feindselig auf ihn gehalten hatte, ward allmählig aufmerksam auf sein Treiben, stellte ihn zur Rede und erhielt täuschende Antwort; traute aber nicht und wendete sich zuletzt doch directer gegen ihn. Münzer war unter anderen auch mit Bodenstein und mit den inzwischen auch aus Zwidau vertriebenen und von Hof im Voigtlande aus für ihr neues himmlisches Reich werbenden Wiedertäufern in Verbindung geblieben. Luther, auf alle diese unter sich zusammenhängenden Dinge aufmerksam, vertrieb im Sommer 1524 Bodenstein wieder aus Orlamünde, einen Freund desselben, den Pfarrer Reinhard, aus Jena. — Ihn trieb um so mehr zu solcher Strenge, daß bereits im Mai die Revolutionäre vorbereitet genug zu seyn geglaubt hatten, um loszuschlagen zu können. Das Signal hatte die Bambergische Stadt Forchheim geben sollen, wo der Prädicant Georg Kreuzer für die Revolution gearbeitet hatte. Er hatte die Bürgerschaft in Bewegung gebracht, so daß sie am 26. Mai losbrach. Die Bauern aus dem Forchheimer und Obermannstädter Grunde, aus Hochstadt und Herzogenaurach, schlossen sich an und man trat zunächst mit der Erklärung auf: Wasser, Wald, Wild und Vögel sollten allen zu nehmen und zu benutzen frei seyn und der kirchliche Zehnte solle auf den 30sten reducirt werden. Ueber die Verlangen, welche der Bewegung in letzter Instanz zu Grunde lagen, sprach man sich noch nicht deutlich aus, denn erst wollten die Leute sehen, wie weit ihre Sache Anklang fände. Forchheim sollte nur das erste Signal geben. Einige Wochen war auch viel Aussicht. Ringsum geriethen die Bauerschaften in Bewegung; dem patricischen Magistrate in Nürnberg, wo damals ein Mittelpunkt für diese Umtriebe gewesen zu seyn scheint, ward vor seiner gemeinen Bürgerschaft entsetzlich angst. Da legte sich Markgraf Kasimir von Brandenburg ins Mittel und wußte die Forchheimer Bürger und die Bauern der Umgegend um so leichter zur Besinnung zu bringen, als einerseits der Bischof sich mild zeigte und gegen niemanden als gegen den Prädicanten Kreuzer strafend eingriff, andererseits aber von den Revolutionärs der Nachbarlande keiner sich Preis geben, sondern jeder erst abwarten wollte, wie die Sache anderwärts liefe, ehe er sich compromittirte. Nur einer von der ganzen Sippschaft verbrannte sich noch die Finger, sobald die Kunde von dem Forchheimer Aufstande an ihn kam; das war unser Thomas Münzer, der sofort in Düringen der Sache des Aufstandes ein weiteres Loch machen wollte und seine Bauern im Juni zu einem Zerstörungszuge gegen die Wallfahrtskapelle in

dem benachbarten Malderbach forttrieb. Man sieht, die Demagogen brauchten in den verschiedenen Gegenden verschiedene Vordespisen; aber Kreuzer hatte offenbar die bei den Bauern wirksameren Vordespisen angewendet, denn die Bewegung, die er hervorbrachte, griff doch einigermaßen um sich und dauerte einige Wochen, während Münzers Bauern die Hände in den Schooß legten, sobald die Kapelle verwüstet war. Eigentlich landauflührerisch wagte nun Münzer so vereinzelt auch nicht aufzutreten. Der Kurfürst nahm sich der Sache an; das Volk, was Münzer gefolgt war, ward in Geldstrafen genommen; die Beamten, die nicht hinlänglich gewehrt hatten und nachträglich die That aus der Bibel rechtfertigen wollten, kamen übel an und Münzer selbst spielte, als er sich am 1. August in Weimar vor Herzog Johanns Räten rechtfertigen sollte, eine so klägliche Rolle, daß ihn sogar die Stallkuben des Herzogs verhöhnten. Er hatte nichts eiligeres zu thun, als seine sieben Sachen im Albstadt zusammenzupacken und sie nach Mühlhausen zu bringen, womit er kaum fertig war, als ihm eine Landesverweisung nachfolgte. Diese Vorgänge waren es gewesen, die auch Bodenstein und Reinhardts Vertreibung beschleunigt hatten. Luther schrieb dann noch an den Magistrat von Mühlhausen und warnte vor dem Schwarmgeiste Münzer; auch Herzog Johann ließ angesehenen Mühlhäusern Warnungen zugehen; aber der Magistrat war in einer Lage, in der ihm in hohem Grade die Mittel fehlten, von diesen Warnungen Gebrauch zu machen; denn damals, wo in Folge der ersten Reformationsversuche überall Alles in Gährung und namentlich überall der gemeine Mann voran war, dauerten Zustände, wie wir sie zu unserer Schande 1848 wieder erlebt haben, etwas länger an, als wir, Gott sey Dank, sie zu genießen gehabt haben. In Mühlhausen war ein aus einem Cistercienserkloster entlaufener Prädicant, Namens Pfeifer, obenauf; der Magistrat hatte ihm die Kanzeln in den Stadtkirchen verboten, aus der Vorstadt hatte er ihn aber seines Anhanges wegen noch nicht verdrängen können; er predigte noch in der Nicolaiskirche der Vorstadt und nun Münzer neben ihm — endlich ermannte sich der Magistrat und schloß den Demagogen auch die Nicolaiskirche; da machten sie sich reisefertig und gingen nach dem nächstgelegenen Mittelpunkt der Demagogie, nach Nürnberg, und hier ließ Münzer eine Schrift drucken gegen Luther unter dem Titel: „Hochverursachte Schuttrebe und Antwort wider das geistlose, sanftlebende Fleisch zu Wittenberg, welches mit erklärter Weise durch den Diebstahl der heiligen Schrift die erbärmliche Christenheit also ganz jämmerlichen besudelt hat.“ — Luther hatte nämlich am 21. August 1524 in Jena ein Schreiben verfaßt an die Sächsischen Fürsten, in welchem er sie ermahnt, sie sollten sich dem aufrührerischen Geiste, der überhand nehme, aus allen Kräften widersetzen. Darauf sollte nämlich die Münzerische Schrift eine Antwort seyn; es ist eine Schrift, in welcher Münzer alle möglichen Schimpfreden gegen Luther ausprudelt und ihm, wie weiland Wildenauer, vorwirft, daß er sich bei gutem Malvasier und allen möglichen fleischlichen Genüssen trefflich bene thue,



den Fürsten schmeichle und nur die armen Mönche, Pfaffen und Kausleute aus allen Kräften schelte. Der Magistrat in Nürnberg ließ den Drucker dieser Schrift in's Loch stecken. Münzer hatte aber dennoch Förderer und Freunde genug in Nürnberg, so daß er sich später rühmen konnte, es habe nur von ihm abgehungen, in Nürnberg einen Aufstand in Gang zu bringen — indessen so vereinzelt scheint er doch nicht einen Aufstand räthlich erachtet zu haben — und während Pfeiffer nun nach Mülhausen zurückkehrte, um in dessen Nachbarschaft die Bauern zu bearbeiten, ging Münzer selbst nach dem eigentlich höchsten Ausgangspunkt aller Aufwiegeleien, nach Basel, von wo aus der vertriebene Herzog von Würtemberg und die aus der Sickingenschen Niederlage entkommenen Ritter agitirten. Dahin kam über Straßburg auch der von Luther aus Orlamünde vertriebene Bodenstein und von einer anderen Seite der ehemalige Professor Balthasar Hubmeier aus Ingolstadt, der auf die Reformationsbewegung in wildester Fassung eingegangen und deshalb ebenfalls vertrieben worden war. Längere Zeit blieb Münzer nun hier und in Oberschwaben, wo das Volk überall in großer Aufregung gegen die kleinen geistlichen und weltlichen Herrschaften war, und wo diese Aufregung durch die Vorbilder der Bauerschaften der benachbarten Schweiz ebensosehr als durch die religiöse Bewegung genährt war, denn diese kleinen Landesherrschaften, größtentheils mit dem österreichischen Fürstenhause in naher Verbindung, hielten das Wormser Edict streng aufrecht.

Während dieses Aufenthaltes Münzer's und Bodenstein's in und um Basel, sind offenbar Plane und Verabredungen gefaßt worden für ein erneutes, zweckmäßiger angelegtes Losbrechen in Deutschland. Ein ehemaliger Beisitzer des Reichsregimentscollegii, ein Herr v. Fuchsstein, der durch die bei Sickingen gefundenen Papiere schwer compromittirt, aber auch von seinem Dienstherrn, dem Pfalzgrafen, dessen Kanzler er war, schon als Schelm erkannt und ins Gefängniß geworfen, aber daraus entkommen, nach der Schweiz geflüchtet und viel um den Herzog Ulrich von Würtemberg war, sollte sich nach den Grenzgegenden der Oberpfalz und Böhmens durchschleichen, hier den Aufstand organisiren, einen Haufen zusammenbringen und von Norden her auf Baiern fallen, damit, während sich die Baiern zur Abwehr gegen ihn wendeten, der eigentliche Bauernaufstand um so sicherer in seinen Anfängen im Allgau losbrechen könnte. Herr v. Fuchsstein machte zwar schlechte Geschäfte; seine Umtriebe in Böhmen und der Oberpfalz entbehrten alles bedeutenderen Erfolges, aber die gänzliche Entblößung des Herzogthums Baiern von einer größeren Truppenzahl ließ bei der unsicheren Stimmung in Baiern selbst, den Aufstand im Allgau doch vollkommen gelingen, trotz des Ausbleibens der Fuchsstein'schen Hülfe. Neun Prädicanten hatten im Gebiete des Fürstbistums von Rempten dessen Unterthanen bearbeitet. Diese standen im Januar 1525 auf, belagerten ihren Abt in seiner Burg, und nöthigten ihn zu einer Capitulation. Sofort, als dies gelungen war, erhob sich das Volk zwischen Neck und Rhein und Donau überall; auch bald nördlich der Donau im Ries und im Hohen-

lohischen, dann weiter im Rothenburgischen, Mergentheimischen, bald im Odenwald und Schwarzwald, im Elsaß, Lothringen und der Rheinpfalz, in Hessen und Buchen, im Mainzischen, Würzburgischen und Bambergischen — kurz! wenn man Baiern, Oberpfalz und die Brandenburgischen Herrschaften in Franken abrechnet, überall in dem ganzen Lande, was im Mittelalter das Land zwischen den vier Wäldern genannt wurde. Fuchsstein hatte sich wieder von Böhmen her nach dem Allgau durchgeschlichen, trat eine Zeitlang als Prädicant unter den Bauern auf und verfaßte ihnen wahrscheinlich die 12 Artikel, die sie als scheinbar ihr Verlangen formulirend eine Zeitlang vor sich hielten, und die mit vielem Geschick aufgestellt sind, um dem ganzen Aufstande noch einige Zeit einen Schein von Billigkeit und Gottesfurcht zu leihen. Wir müssen das Alles indessen, so wie das jämmerliche Ende dieser ganzen Revolutionstrunkenheit im südlichen Deutschland übergehen und uns zu der Rolle zurückwenden, die Münzer für seine Person in dem Düringischen Aufstande zugetheilt erhalten hatte.

Münzer hatte sich, in Begleitung eines Wiedertäufers Hugwald und des nun ebenfalls ganz wiedertäuferischen Hubmeiers, von Basel aus in den Grasschaften Stühlingen und Sulz, im Aletgau und Hegau herumgetrieben, selbst gepredigt und Freundschaft mit den revolutionären Prädicanten geschlossen; hatte sich in diesem Treiben gesteigert und selbst wiedertäuferischen Ansichten zugewendet; doch richtig erkannt, daß dies Wiedertaufen eine für die Behandlung des Volkes im Großen noch eher abstoßende als anlockende Grille sey; so daß sich also kein Beispiel nachweisen läßt, daß er selbst einen erwachsenen Menschen getauft hat. Das Hauptthema aber von Münzers Lehre und Predigt war (und dadurch unterschied er sich wesentlich von den süddeutschen Prädicanten) „das unmittelbare Einwirken Gottes auf die Seele des Menschen.“ Er war auf diese Wahr gebracht worden durch die Predigten des älteren Mystiker Tauler, die er viel studirte. Er brachte aber seinen schwärmerischen, unruhigen Geist hinzu statt des friedlichen, liebevollen, der in Tauler herrschte. Es ist manches Unverständliche, Abgerissene in Münzers Aeußerungen; anderes erscheint sinnig und richtig — doch scheint es, letzteres war großen Theils fremdher entnommen. Alles komme darauf an, sagte er, daß der innerste Grund der Seele bereit werde für Gott, ledig werde aller anderen Dinge, dann müsse sich Gott hineineergießen, denn es würde ein großes Gebrechen an Gott seyn, wollte er nicht große Werke wirken und großes Gut gießen in eine für ihn ledige Seele. Der Mensch müsse anfangen mit Furcht und Bittern; dann komme, schon im 6 und 7 Jahre alten Kinde die Bewunderung über Gott und dann folge langes Harren und Studiren, welches Verzweiflung, Unglauben und Schrecken erzeuge, aber endlich zu Gelassenheit, Ergebung und Selbstbeherrschung führe. Die Entgröbung, d. h. das Abthun grobsinnlicher Werke sey wohl nothwendig zur Seligkeit in Gott, aber nicht das höchste. Am wichtigsten sey, daß der Mensch versucht werde durch äußeres und inneres Weh, damit es mit ihm zum Durch-



Bruch komme. Erst müsse die Hölle erlitten werden, so daß gar kein Trost im Menschen zu finden sey, daß er meine, er habe gar keinen Glauben, und nur eine dürstige Begier in sich fühle zum rechten Glauben. Dann zuletzt breche der Mensch heraus, sagende: „ich bin irre worden, bin ohne allen Trost; da peinigt mich Gott mit meinem Gewissen, mit Unglauben, Verzweiflung und mit seiner Lästerung; von außen wird ich überfallen mit Krankheit, Armuth, Jammer und aller Noth, wie auch von bösen Leuten und von innen dringt es mich doch noch vielmehr als das Aeußerliche. Ach wie gern wollt ich doch recht glauben, wenn ich nur wüßte, welches der rechte Weg wäre.“ — Es scheint, in dieser Unruhe schildert er recht eigentlich seine eigenen Seelenzustände und was darüber hinausgeht, sind Einbildungen, mit denen er sich die ernstere Geistesarbeit erspart, indem er leichtfertig mit Empfindungen einer grundlosen Unmittelbarkeit den Hunger seiner Seele stillt — und wenn er hinzufügt: was Gott in den Menschen, die über sich selbst erhaben sehen und in dem unvermittelten Grunde ihrer Seele wirke, davon könne niemand reden und kein Mensch möge dem anderen davon sagen, sondern der es empfunden habe, der wisse es allein und könne nur sagen, daß Gott in Wahrheit seinen Seelengrund besessen habe — so liegt in dieser Banfütterklärung der Aeußerungsfähigkeit schon das Eingeständniß schwärmerischer Unklarheit und ganz subjectives, willkürliches Zugreifen.

Gegenüber dieser inneren Erleuchtung, die auf den gottgefüllten Menschen komme, gilt natürlich Münzern der Buchstabe der Schrift fast nichts. Es kommt ihm vielmehr auch bei der heiligen Schrift auf ein ganz subjectives, unreifes, von zufälligen Aufregungen abhängiges Verständniß an. Er sagt zwar ganz richtig, die Bibel sey ein einiges, in innigster Beziehung stehendes Ganze, und aus dem Ganzen müsse man das Einzelne erklären, aber für sich bringt er die Einsicht in diese Einheit nicht durch ein ernstes Forschen heraus, sondern durch ein willkürliches, leichtfertiges Deuten hinein, was er in seiner fast immer groben Weise so ausdrückt: daß es ohne die innere Erleuchtung niemand etwas helfe, wenn er auch 10,000 Bibeln gefressen habe. Er wollte nichts von dem süßen Christus wissen, welchen Luther, wie er sagt, predigte, denn das sey dem Menschen ein Gift, der sich dann einbilde, er könne gottformig werden, ohne auch christformig geworden zu seyn. Wer den bitteren Christus nicht haben will, wird sich an Honig zu Tode fressen, war seine Sentenz. Die Hauptsache für seine practische Haltung war, daß er Träumen und Visionen hohen Werth beilegte. Es ist, so äußerte er, ein rechter patriarchalischer, apostolischer und prophetischer Geist, auf die Gesichte warten und dieselben mit schmerzlicher Betrübnis überkommen, darum ist kein Wunder, daß sie Bruder Sanftleben (d. i. Luther) ver-

wirft. Luthers Hauptsatz: der Gerechte lebet seines Glaubens, focht Müntzer heftig an und er eiferte für die äußeren Formen des ascetischen Lebens in Fasten u. dgl., für Abthnung des Eigennutzes in guten Werken. Damit hing nun sein ganzes aufrührerisches Wesen zusammen, denn er wollte nicht bloß wie Luther, daß die inneren Wirkungen des christlichen Glaubens auch alle bürgerlichen Ordnungen verklären sollten, sondern man solle werththätig zugreifen und auch die äußerlichen Formen des Lebens der ältesten evangelischen Gemeinde in Freiheit und Gleichheit der Sitten Christi herstellen.

Als in Schwaben die Bauernaufstände im Januar 1525 ernstlich begannen, war Müntzer auf der Heimreise nach Düringen. Er muß auch unterwegs für den Aufstand gesprochen haben, denn er ward verdächtig und in Fulda hielt man ihn einige Zeit gefangen. Er ward doch wieder frei gegeben und fand Pfeifer bereits wieder in die Vorstadt von Mühlhausen zurückgeführt. Dieser hatte auf den Dörfern in der Umgegend von Mühlhausen so lange gewühlt, bis er eines schönen Morgens von einem Haufen bewaffneter Bauern geleitet wieder in die St. Nicolaiskirche der Vorstadt von Mühlhausen mit Gewalt einrückte und sich der Kanzel bemächtigen konnte. Der Magistrat, als er die Kunde vernahm, wollte ihn vertreiben, aber die gemeine Bürgerschaft schlug sich auf Pfeifers Seite und der Magistrat mußte ihn gewähren lassen. Bald darauf kam Müntzer an und fand bei seinen Freunden Hans Rule, Johann Rode und Weinborner willkommene Aufnahme. Der Magistrat wollte ihn ausweisen, aber die gemeine Bürgerschaft erzwang sein Dableiben — sie ahnte damals nicht, welches Verderben, welche Strafe für sich selbst sie damit in ihrer Stadt aufnahm. Bis Mitte März 1525 hatten nun Müntzer und Pfeifer Alles so aufgewiegelt, daß sie plötzlich alle acht Kirchen der Stadt unter ihre Gewalt nehmen, die Bilder herauswerfen und zerstören, die Mönche aus den Klöstern austreiben konnten. Die Johanner hatten in Mühlhausen ein Ritterhaus bei der Marienkirche, das nahm Müntzer für sich in Beschlag und machte sich zum Pfarrer zu St. Marien. Hierauf empörte sich die Bürgerschaft völlig, setzte den alten Rath ab, verwies einzelne Glieder desselben ganz aus der Stadt und am 17. März ward ein neuer Rath aus Müntzers Anhang bestellt. Müntzer ging selbst mit zu Rathe und dirigirte das neue Regiment — aber der eigentlich energische Führer blieb Pfeifer.

Müntzer trat ganz als Delegat der christlichen Einung, denn so nannte sich die Gesamtheit der Auführer im südlichen Deutschland, auf, und ließ an alle umliegende Herren und Gemeinden Mahnungen ergehen, sich der christlichen Einung anzuschließen. Die Herrschaften in Düringen, wie allerorten, waren vom Schrecken gelähmt; selten daß einer wagte, der Anmaßung muthig entgegenzutreten. Die Grafen Ernst von Hohenstein,



Günther von Schwarzburg, Wolfgang von Stolberg traten in die christliche Einung, so wie viele von niederem Adel. Alle Edelleute mußten einen Revers ausstellen, daß sie am Evangelium halten und Alles frei seyn lassen wollten, was Gott gefreiet habe. „Am Evangelium halten“ konnte unter diesen Umständen nur heißen, sich von dem traditionellen Verstandniß desselben lossagen und sich den aus ihm für das bürgerliche Leben von den Auführern zu ziehenden Consequenzen in voraus unterwerfen — aber das machte man sich nicht sogleich klar und so machte gerade diese böseste aller Forderungen die Herzen noch ein wenig sicher. Graf Ernst von Mansfeld aber in Heldringen und Graf Ernst von Schönbürg, die beide gute Katholiken waren, gewannen gerade durch diese Forderung den Muth, fest zu widerstehen, worauf ihnen Münzer fürchterliche Drohbrieife zusandte. Die Unterthanen des Grafen Albrecht von Mansfeld in Mansfeld, der Luther anhing, ließ Münzer aufwiegeln und Luther hatte Noth, sie zu beruhigen und den Einfluß des Schwarmgeistes niederzuhalten. Aber während Münzer so nach außen den ganzen Aufruhr in Düringen leitete und verbreitete, vermochte er bei seinem Anhang in Mühlhausen und bei dem Auführerhaufen, der sich allmählig dazu sammelte, gar nichts. Jeder that, wozu er Lust hatte und wilde, gewaltthätige Naturen, wie Pfeifer, trugen es allerwege davon. Münzer hätte gern den eigentlichen Aufruhr noch eine Zeitlang auf Mühlhausen beschränkt erhalten, und dagegen auf das übrige Düringen nur durch Briefwechsel gewirkt, um nicht zu viel Feindschaft und Verantwortung auf sich zu laden, wenn etwa die Sache im südlichen Deutschland zuletzt doch unglücklich verlief, und außerdem mußte er, daß er beim Haufen, wenn es zu Auszügen aus Mühlhausen kam, vollends gar kein Ansehen haben würde. Aber Pfeifer drängte ihn weiter. Münzers Kunst, sich auf Visionen zu berufen und diesen göttlichen Ursprung beizumessen, hatte Pfeifer bald abgelernt. Hätte nun Münzer Pfeifers Visionen verdächtigt, so hätte er das Fundament seines eigenen Restes von Ansehen zerstört. Pfeifer aber behauptete, Gott habe ihm den Auftrag ertheilt, alle Mönche und Edelleute auszurotten, denn er habe geträumt, er sey in einer Scheune voll Mäuse gewesen und habe diese alle todt geschlagen. Münzer versuchte noch eine Einwendung, da drohte ihm Pfeifer, ihn um alles Ansehn beim Haufen zu bringen, und so willigte er in einen Auszug nach dem Eichsfelde am 26. April. Es ward gemordet und gebrannt. Fünf und zwanzig Klöster und das Schloß Scharenstein wurden auf diesem Zuge verwüstet, und die Einwohner der Ortschaften mit Gewalt gezwungen, sich zum Haufen zu schlagen. Der glückliche Ausgang aber dieses Zuges in näher gelegene Gegenden hatte weitere Auszüge oder ähnliche Unternehmungen von anderen entfernteren Orten zur Folge, so daß vom 30. April bis zum 10. Mai, denn so lange blieb Münzer noch in Mühlhausen, auch die Klöster Ihlefeld, Waltenried, Volkenrode, Ballenstädt, Kelbra, die Klöster in Erfurt, Nordhausen, Sangerhausen und Eisenach eingenommen, geplündert und theils ganz zerstört, theils doch sehr geschädigt wurden.

Ebenso Ilseburg und Himmelpforte bei Wernigerode, ferner Drübeck, Wasserleer, Michelsstein, Schowen, Langelen, Henzeburg und im Mansfeldischen Sittichenbach, Rhode, Wimmelburg und das Kloster in Eisleben. An Edelhöfen wurden Ebeleben, Schlothheim, Bissingen, Almenhausen, Seebach, Arensberg und Harenberg zerstört — Kastenbergr aber war für den Haufen unbezwinglich. So ward die christliche Einung in Düringen von Mühlhausen aus gehandhabt.

Inzwischen war der Landgraf von Hessen gegen die Hessischen Auführer, gegen den f. g. Hersfelder Haufen gezogen, hatte ihn und dann auch den Buchwälder Haufen geschlagen und Schmalcalden eingenommen. Von da kam er auf den Düringerwald, und schnitt den Zusammenhang der christlichen Einung in Düringen mit der christlichen Einung in Franken entzwei. — Herzog Georg von Sachsen und Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel verstärkten ihn, so daß die 3 Fürsten 1300 Reiter und etwa 3500 M. zu Fuß beisammen hatten, mit denen sie das der christlichen Einung beigetretene Eisenach nehmen und dann auf Langensalza ziehen konnten. Ueberall verbreiteten sie durch rasch und streng angeordnete Todesstrafen Schrecken und brachten die armen Leute, so weit sie noch dazu fähig waren, dadurch wieder aus der Verführung, der sie unterlegen waren, zur Besinnung — es war die erste und unter diesen Umständen nothwendigste Leistung landesherrlicher Liebespflicht. Münzer hatte den Eisenachern, als sie gegen die Fürsten um Hülfszug gebeten, denselben abgeschlagen; nun aber, wo ihm die Gefahr selbst nahe rückte, kam er rasch in Bewegung und leistete den Frankenhäusern, die darum baten, selbst Zug. Ein Traum habe ihm befohlen, gen Sonnenaufgang zu ziehen. Am 12. Mai traf er in Frankenhäusern ein und bemächtigte sich der Stadt und des Schlosses; sein Anhang plünderte die angeseheneren Einwohner und trieb Nonnen aus, die da noch in einem Kloster waren. Die Stadt war eben, als er ankam, mit dem Grafen Albrecht von Mansfeld in Verhandlung getreten gewesen; da Münzer aber selbst schwerlich Gnade mehr zu hoffen hatte, zerriß er sofort diese Unterhandlung und lagerte mit seinem Haufen auf einer Anhöhe außerhalb der Stadt, wo man mit einer Wagenburg und einigen Gräben eine nothdürftige Befestigung herstellte. Am 14. Mai, am Sonntage Cantate, rückte aber auch der Heerhaufe der Fürsten, nun etwa 5—6000 M. stark, von Langensalza heran und bezog Münzers Haufen gegenüber ein Lager. Münzers Haufe war über 8000 M. stark, hatte aber keine Kavallerie, welche als zum adeligen Wesen gehörig, in der christlichen Einung verboten war; dafür besaß diese ein ganzes Corps Prädicanten. Die Fürsten boten dem Haufen nochmals Gnade, wenn er Münzer und dessen nächsten Anhang ausliefern wolle; und der Haufe sandte einen Kürschnergefehlen an die Fürsten mit der Antwort: sie sehen da um der göttlichen Gerechtigkeit, nicht um Blutvergießens willen. Wollten also die Fürsten dasselbe bekennen, so sey ja alles gut und jeder Theil könne in Frieden nach Hause gehen. Aber so viel Verstand hatte Münzer auch, daß er einsah, das werde zu nichts helfen;



da sandte er unter der Hand mit anderen Erbietungen den Grafen Wolfgang von Stolberg und die Herren von Rühleben und von Werther, welche in die christliche Einung getreten und eben bei ihm waren, an die Fürsten. Die Fürsten aber nahmen einfach diese Herren gefangen, um sie dadurch von der christlichen Einung frei zu machen, und ließen nur nochmals den Haufen auf ihre frühere Bedingung durch Herrn von Werther Gnade anbieten; Herzog Heinrich sandte auch den Junker Maternus von Gehofen in diesem Auftrage; den aber ermordeten die Aufrehrer auf der Stelle. Die Gnade hatte nun ein Ende und das Schwert mußte entscheiden.

Am folgenden Morgen predigte Münzer in der Wagenburg: in Gottes Namen sehen sie da; auf Gottes unmittelbaren Befehl sey er ausgezogen; sie mußten nun auf das Ende warten. Die Fürsten sehen Tyrannen, und wenn man auch von ihnen sich placken und schinden lassen wolle, so sey doch nicht zu ertragen, daß sie der Pfaffen und Mönche Sache aufrecht hielten und zur Abgötterei trieben — lieber sterben! Lasset Euch nicht erschrecken das schwache Fleisch! greifet die Feinde kühnlich an! Ihr dürft das Geschütz nicht fürchten, denn Ihr sollt sehen, daß ich alle Büchsenkugeln im Aermel fassen werde, die sie gegen uns schießen. Ja! Ihr seht, daß Gott auf unserer Seite ist, denn er gibt uns jeztund ein Zeichen. Sehet Ihr nicht den Regenbogen am Himmel? der bedeutet, daß Gott uns, die wir den Regenbogen im Panier führen, helfen will und dräuet den mörderischen Fürsten Gericht und Strafe!

Im Lager der Fürsten konnte man sehen, daß im Lager der Aufständischen etwas vorging und das Singen des Liedes: *veni creator spiritus* hören. Da hielt auch der Landgraf in einem Ringe, zu welchem er das fürstliche Heer antreten ließ, eine Rede: die Obrigkeit sey von Gott und in der Obrigkeit habe man Gott zu fürchten und zu ehren. Irre die Obrigkeit, so habe man mit deren menschlicher Schwachheit Geduld zu üben. Die Würde, welche die Unterthanen trügen an Geld und Zins sey gering in Vergleich mit Sorge und Mühe der Fürsten und mit den Wohlthaten eines geordnet erhaltenen Zustandes. Münzer und dessen Anhang suchten ja offenbar nur Raub und Mord und lästerten das Evangelium — denn ihr Evangelium sey in Wahrheit, den Reichen das Ihre nehmen und anderer Weiber und Kinder zu Schande machen, die Obrigkeit aber abthun, damit niemand dem Unwesen wehren könne. Unter diesen Umständen sey kein Zweifel, Gott werde gegen die Münzerischen helfen.

Sofort begann nun der Angriff; der verlorne Haufe des fürstlichen Heeres stürmte heran; aber Münzers Leute waren wie erstarrt und scheinen wirklich auf ein unmittelbares Wunder Gottes gezählt zu haben, denn sie fangen geistliche Lieder und Thaten zur Gegenwehr fast gar nichts. Als endlich die Kugeln dichter einschlugen und Verwundete und Todte und Wehgeschrei auf allen Seiten sich wahrnehmen ließen, wurden die Leute vollends wie vom Bann eines Zaubers ergriffen, bis die Hessischen und Sächsischen Truppen ohne viel Mühe an einer Stelle

die Wagen auseinander geworfen hatten — da war der Zauber plötzlich gelöst, der Aufrehrerhaufe kam in Bewegung und wälzte sich in wilder Flucht auf Frankenhäusen zu, dessen Thore verschlossen und innen mit Mist versezt worden waren. Aber auf alle Weise überstiegen die Flüchtlinge, so weit sie nicht bis dahin todtgeschlagen waren, oder auf Seitenwegen entkamen, die Mauern und gaben so selbst ihren Verfolgern die Mittel an, wie auch sie in die Stadt kommen könnten. Eine kleine Anzahl Fürstlicher kam auch bald in die Stadt und räumte und öffnete das Thor, so daß die Sieger alle ungehindert einziehen konnten. Fünftausend Aufrehrer sind an diesem Tage vor und in Frankenhäusen erschlagen worden. Dreihundert Gefangene, unter denen, wie es im Tumult nicht anders möglich war, auch unschuldige ergriffen worden waren, wurden vor's Rathhaus gebracht und sollten nach summarischer Untersuchung die Schuldigen sofort enthauptet werden. Indessen drängten sich eine Masse Weiber heran, um ihre unter den Gefangenen befindlichen Männer oder Verwandten loszubitten. Da sagte ihnen ein reisiger Mann, sie würden Gnade für ihre Männer finden, wenn sie einen alten Prädicanten, der unter den Gefangenen war, umbrächten — und die Weiber im Eifer für ihre Männer erschlugen den Prädicanten mit Knütteln. Nachher wollten die Fürsten den Reisigen, der diesen Mord veranlaßt hatte, hinrichten lassen, aber niemand wußte ihn wieder zu bezeichnen.

Münzer scheint unter den ersten Ausreißern gewesen zu seyn. Er war glücklich über die Stadtmauer gekommen und hatte sich in einem Hause, nahe dem Nordhäuser Thore auf einer Bodenkammer verkrochen, wo er seine Kleider abwarf, den Kopf mit einem Tuche umwickelte und sich ins Bette legte. Einer von den Braunschweigischen Reitern kam in das Haus und anderes Tages durchsuchte er dasselbe zufällig bis auf den Boden, wo sich Münzer, den er fand, für einen Fieberkranken ausgab. Aber am Bette lag eine Briestafel; diese öffnete der Reiter und fand darin Briefe vom Grafen Albrecht von Mansfeld an Münzer. So ward dieser entdeckt und gefangen. Vor den Fürsten that er anfangs trotzig. Als ihm der Landgraf aus der heiligen Schrift bewies, daß Aufruhr Sünde sey, wußte er weiter nichts zu antworten. Nach geführter Untersuchung schickte man Münzer dem Grafen Ernst von Mansfeld, den er früher schwer bedroht und an Land und Leuten so sehr geschädigt hatte, als einen Deutepfennig. Dieser ließ ihn auf sein Schloß nach Helbrungen bringen und hier nochmals in Gegenwart Herzog Georg's von Sachsen peinlich befragen. Luther und Melancthon waren nachher sehr unzufrieden mit der Untersuchung, weil die beiden Katholiken Ernst und Georg sie nicht so geführt hatten, daß der Unterschied in der Lehre zwischen Münzer und den Wittenbergern deutlich hervorgetreten wäre, wozu sie natürlich auch gar keine Verpflichtung haben konnten. Im Thurm zu Helbrungen aber verließ Münzern aller Qualm seiner Einbildungen und er schrieb den Mühlhäufern einen beweglichen Brief, in welchem er sie zur Rückkehr zur Ordnung ermahnte.

Die Fürsten waren unterdessen mit ihrem Heere über



Schlotheim gegen Mühlhausen gezogen. Am 20. Mai stieß auch der Kurfürst Johann von Sachsen zu ihnen, dessen Bruder Friedrich, der zeitliche Kurfürst, am 5. Mai auf seinem Jagdschloß Jochau im Wittenbergischen Kreise gestorben war. Er führte 800 Reiter und 2000 Landsknechte herbei. Dann kamen auch noch die Herzöge Philipp und Otto von Braunschweig-Lüneburg mit 300 Reitern. Am Sonntage rogare, den 21. Mai, lagerte das Heer bei Görmar, östlich von Mühlhausen, nahe vor der Stadt, und man forderte letztere zur Ergebung auf. Pfeifer, der gar nicht mit in Frankenhausen gewesen war, fühlte der Stimmung in Mühlhausen bald an, daß da seines Bleibens nicht mehr sey. Er zog in der folgenden Nacht mit 3—400 der Compromittirtesten fort, ward dann aber bei Eisenach von Wolfgang von Ende mit seinen Leuten gefangen genommen und in das Lager von Görmar abgeliefert. Der Syndikus, Dr. von Ottera, berief in Mühlhausen am 24. des Morgens die Bürgerschaft auf den Barfüßerkirchhof. Er ermahnte sie und namentlich die Frauen, die Gnade der Fürsten zu suchen. Hierauf zogen 1200 Frauen und 500 Jungfrauen, von einem Boten des Rathes geleitet, in das Lager, wo eine Frau Bibich muthig vor den Fürsten das Wort führte, während die andern, um Gnade rufend, auf die Knie fielen. Die Fürsten verhiessen der Stadt im Ganzen Gnade, nur die persönlich Schuldigeren sollten gestraft werden. Dann ließen sie dem Zuge der Frauen Brod, Käse und einen Trunk reichen zur Stärkung auf den Weg. Am Himmelfahrtstage, den 25. Mai, rückten die Fürsten mit 600 Mann in die Stadt. Die Bürger zogen barhaupt und barfuß mit weißen Stäben — als Bettler um Gnade — in den Händen, entgegen. Die Stadt ward friedlich besetzt und nicht geplündert, mußte sich aber mit 40,000 Fl. loskaufen und alle ihre Artillerie, Munition und Waffen ausliefern. Die alten Räte wurden wieder eingesetzt und die Fürsten von Sachsen, Hessen und Braunschweig übernahmen eine Art Oberaufsichtsrecht über die Reichsstadt, welches aber der Kaiser nachher nicht bestätigte, so daß die Stadt bei voller Freiheit erhalten ward.

Schon am Tage nach dem Einzuge begannen die Hinrichtungen. Münzer ward von Helldrungen wieder herbeigeschafft. Er trat vor seinem Ende zur Kirche zurück und war so kleinnüthig, daß er auf dem Wege zur Hinrichtung nicht mehr selbstständig beten konnte; Herzog Heinrich von Braunschweig betete ihm vor. Er ward enthauptet und sein Kopf auf einen Pfahl gesteckt. Pfeifer starb denselben Tod, zur selben Zeit — er seinerseits reuelos und verstockt. Am 31. Mai zogen die Fürsten nach wohl vollbrachtem Werke wieder von dannen.

Betrachten wir nun noch einmal rückwärts schauend den Character dieser ganzen tragischen Lebensentwicklung, so leuchtet ein: Münzer war ursprünglich ein ungewöhnlich begabter Mensch. Wer trotz so unruhigen Treibens, trotz der immerwährenden Opposition gegen die höchsten Autoritäten auf allen Seiten,

in Kirche und Staat, und von so unbedeutender Stellung aus, wie Münzer inne hatte, doch immer noch so viel Anhang zu finden, überall noch solche Wirkungen auf Menschen hervorzubringen vermag, wie Münzer — wer wie Münzer im Grunde doch der Punkt der Anregung werden kann zu so lang und in ihren Ausläufern bis auf unsere Tage sich fortpflanzenden Verirrungen, wie die mit Nicolaus Storch beginnenden wiedertäuferischen sind, der muß jedenfalls von Natur eine begabte Persönlichkeit seyn. Fragen wir aber, was diesen Menschen sein Lebenlang mit Unruhe erfüllt und in der Irre herumgetrieben, ihn endlich ins Verderben gebracht hat, so können wir nicht eine einzelne Ansicht hervorheben, denn Ansichten haben bei ihm, wie wir sahen, gewechselt. In der Ansicht ist er ja auch eine Zeit lang mit Luther einig und doch ist er dadurch nicht zur Ruhe und später wieder zu ganz entgegengesetzten Dingen gekommen. Es ist nicht eine einzelne Ansicht, sondern es ist ein sittliches Gebrechen, was Münzer zu Grunde richtet. Nie wird der Mensch, weder in der Erkenntniß noch im Willen zum Frieden, zu einem ruhigen, organischen Wachstume kommen, wenn ihm nicht Ein Grund fest steht; wenn ihm nicht sein persönliches Verhältniß zu Gott ein sicheres ist, wenn er nicht glaubt. Im Glauben, in dieser unmittelbaren Kraft der Bindung an Gott, des Gebundenseyns in Gott, hat der Mensch allein ein sicheres, bleibendes Maas seines Thuns, ein Gegengewicht gegen Alles, was ihn sonst momentan in Taumel zu reißen vermöchte. Ist ihm aber der Glaube an Gott, d. h. ist ihm die Natur des Gottes, an den er glaubt, selbst ein fluctuirendes, will er erst aus eigener Erkenntniß seinen Gott suchen, sich seinen Gott gewissermaßen rationell bereiten, statt daß er Gott und Gott ihn in unmittelbarer, unzweifelbarer Weise hat, und statt daß er von diesem gegebenen Punkte aus die Erkenntniß sucht, so bleibt ihm auf die Dauer kein einziger feststehender Punkt und sein Zustand wird der eines beständigen Schwindels, wird eine sittliche Seelkrankheit. In einer solchen befand sich Münzer, so weit wir irgend sein Leben zu verfolgen vermögen. Sein Gott war ein subjectives und deshalb allen subjectiven Einbildungen und Leidenschaften nachgebendes, ein selbstgemachtes Wesen — das ist aber nicht ein Mangel an Einsicht, sondern ein Mangel des Characters. Was half es Münzer, daß er sich eine Zeitlang Luther anschloß, daß er Luthers Gott zu dem Seinigen zu machen schien? indem er ihn dazu machte, war er eben durch dies Machen schon ein ganz anderer — und der Gott, an welchen Luther glaubte, war für Münzer eben nichts als eine Ansicht, die irgend einem spitzren Raisonement nachgeben und ihn selbst im Stiche lassen mußte — es war bei ihm nur eine Täuschung — während umgekehrt der eigentliche Grund in Luther der feste Glaube war, von dem aus er Kritik nicht bloß gegen die Ausartung der alten Kirche, sondern auch gegen die Ausartung der neuen Richtung zu üben vermochte.

(Schluß folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Mittwoch den 16. April.

N<sup>o</sup> 31.

## Versammlung des Kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen.

Die Frühjahrsversammlung unsers Vereins, welche am 1. und 2. April d. J. wieder in Gnadau stattfand, war nicht allein so zahlreich besucht, wie seit dem Anfange der Kirchentage wohl keine, sondern es hatten sich auch so ansehnliche Leute eingefunden, wie wir sie sonst je nur gehabt haben, vor Allem unser Hochwürdiges Consistorium in seiner Spitze und mehreren anderen verehrten Mitgliedern, mehrere Professoren, Landräthe, nicht wenige Superintenden ten, dazu viele Fremde, selbst aus Schottland und Amerika, was aber besonders lieblich war, recht viele Freunde aus Thüringen, Mitglieder der Neudietendorfer Pastoralconferenz. Auch der theure Bruder war da, welcher im Jahre 1842, als die alte Gnadauer Konferenz sich zum kirchlichen Centralverein für die ganze Provinz Sachsen constituirte, in unserer Mitte sich befand, und es übernahm, in dem Regierungsbezirk Erfurt unsere Sache zu führen. Nun er hat es unter des Herrn Beistand wohl gemacht, und es ist ein eigner blühender Verein daraus geworden, der mit dem unsrigen in treuer Gemeinschaft des Sinnes steht, und mit ihm nur auch äußerlich mehr verknüpft werden muß. Wie die Thüringer Brüder dies Mal einen Anfang damit gemacht haben, so wird ihre nächste Versammlung hoffentlich Zeugniß davon ablegen, daß wir ihrer Liebe nicht vergessen haben. Wir wollen ihnen aber auch öffentlich unsern Dank hiemit ausgesprochen haben.

Zeichneten sich manche unserer Konferenzen durch eine Fülle der gemüthlichen, geistvollen, vielseitigen, besonders erregten Besprechung aus, so trat dies Mal die Discussion beinahe ganz in den Hintergrund; dagegen ragten die gehaltenen einzelnen Vorträge so hervor und nahmen Herz und Sinn so in Anspruch, daß alle versicherten, eine so gesegnete Konferenz sey lange nicht gehalten worden.

Unserer Versammlung war die des lutherischen Vereins für die Provinz Sachsen vorher gegangen, über welche wohl besonderer Bericht erstattet werden wird. Wir durften uns freuen, daß die meisten der ihm zugehörigen Brüder in unserer Mitte erschienen. Nach 10 Uhr Dienstag früh begannen wir, fangen: Komm heiliger Geist, Herre Gott, dankten, daß der Herr uns nach so viel Mühe und Arbeit, Gefahr und Sorge in dem lieben Gnadau wieder zusammen gebracht, und fleheten,

daß die Flamme des Herrn uns möge entzünden. Von dieser Flamme redete der bisherige Vorsitzende zu den Brüdern, nachdem er sie willkommen geheißen hatte, anknüpfend an das Evangelium des zweiten Oftertages, indem er wünschte, daß wir, wenn wir den Weg dieser Konferenz mit dem Auferstandenen zurückgelegt, am Ende auch möchten sagen können: Brannte nicht unser Herz in uns, da er mit uns redete auf dem Wege, als er uns die Schrift öffnete? Es gehöre dazu vor allem die Treue in allen Stücken, der rechte Ernst, die rechte Gewissenhaftigkeit, die alle Mal zur Buße führe, zur göttlichen Traurigkeit, wie sie die hatten, mit denen der Auferstandene auf dem Wege nach Emmaus redete, welche dann wirke das zarte Sehnen nach Ihm, die Bitte: Bleibe bei uns, denn es will Abend werden! die ja selbst schon ein Funke sey, den Er in die Seele gelegt, und der zur Flamme werde, wenn Er sich nun je länger, je mehr offenbare denen, welche das Flämmlein nicht ersticken. Ohne das brennende Herz sey unsere Rede ein tönend Erz und eine klingende Schelle, unser ganz Thun ohne Saft und Kraft, unser ganzes Zusammensehn wie ein Haufe todtter Kohlen. In diesem Feuer haben gestanden die heiligen Apostel und alle Heiligen und der Märtyrer große Zahl. Den Lauen sey gedroht das schreckliche Gericht: Ich will dich ausspeien aus meinem Munde! Gott bewahre uns vor diesem Urtheil! Die Zeit der allgemeinen Lauigkeit sey wohl vorüber, und es werde wohl ein Flämmchen glühen in allen Bruderherzen, die hieher gekommen; der Herr aber komme in unsere Mitte, und blase das Flämmlein an, und wäre es ein zu rasches Feuer, so dämpfe er es, und ein fremd Feuer, so reinige er es, daß eine reine heilige Flamme vor Ihm hier aufsteige, und fortbrenne und überall zünde, daß das Feuer des Herrn bald die Erde bedecke! — Gelobet sey der Herr, man merkte wohl, daß er Wunsch und Gebet erhört; es werden wenige hinweggegangen seyn, die nicht sagen konnten: Brannte nicht unser Herz in uns?

Zwar der erste Theil der Verhandlungen, welcher die An-  
gelegenheiten der innern Mission betraf, zeigte, äußerlich wenigstens, nicht so viel von dieser Flamme des Herrn. Sie betrafen zunächst die Sonntagsheiligung, und man wurde dabei veranlaßt, in viele Aeußerlichkeiten einzugehen. Die Thüringer Brüder durften nicht so große Klage erheben über die offenbaren Verletzungen der Sonntagsruhe, mehr nur über die todtte Kirchlichkeit, welche doch ihre Lust zu blühen suche



in ständlichen Zerstreungen; desto lauter wurden die Klagen der Brüder, welche hier wohnen, wo die Fabrik- und Gewerthätigkeit den Sonntag fast ganz zu verschlingen droht, und ihn zum Theil schon zu einem gewöhnlichen Werktag gemacht hat. Freilich sey den Steuerbeamten bei den Zuckerfabriken gesetzlich erlaubt worden, am Sonntage zurückzutreten, so daß die gewöhnliche Arbeit von früh 6 bis Abends 6 Uhr am Sonntage daselbst aufhöre. Allein theils werde ein großer Theil der Leute dennoch auch während dieser Stunden in den Fabriken mit Nebenarbeiten beschäftigt, theils können die Leute, welche die ganze Nacht hindurch bis früh 6 Uhr gearbeitet, doch die Kirche nicht besuchen. Wenn nicht alle Arbeit 24 oder wenigstens 18 Stunden ausgelegt werde, sey im Grunde wenig gewonnen. Andere Fabriken, wie z. B. Papierfabriken, die Brauereien, die Mühlenwerke, die Handwerke haben gesetzlich noch gar keine Beschränkungen erlitten, nur öffentliche und geräuschvolle Arbeiten seyen verboten, und es bleibe ein unerträglicher Widerspruch, daß man die Feldarbeiten auch dem geringen Mann, dem von dem Brodherrn in der Woche gar keine Zeit zur Besichtigung seines wenigen Afters gelassen werde, so streng untersage, während große Fabriken ungestraft den Sonntag entheiligen dürfen. Man wolle damit die Verordnungen in Bezug auf die Feldarbeit freilich nicht zurückgenommen wissen, nur Gerechtigkeit müsse geübt werden. Im Gegentheil, jene Verordnungen werden selten recht geschützt, auch leiden sie noch an auffälligen Mängeln. Der Ortsobrigkeit sey ohne Concurrenz des Predigers nachgelassen, zu gewissen Zeiten die Feldarbeiten am Sonntag zu erlauben. Viele Brüder wußten eine Menge Thatsachen anzuführen, die bezeugten, welch ein Mißbrauch mit dieser Vollmacht getrieben sey, besonders da, wo Rittergutsbesitzer und Patrone die Amtsgewalt hätten. Einer fand die Leute seines Gutsheeren am Sonntag bei der Feldarbeit; ein Schreiben an ihn habe den Erfolg gehabt, daß am künftigen Sonntage eine doppelte Anzahl Senfen hinausgeschickt seyen. Er habe sich darauf an den Landrath gewandt, und die Sache sey bis zum Oberkirchenrath gegangen, und auch von dem sey keine genügende Remedur erfolgt. Einen ganz ähnlichen Vorfall erzählte ein anderer Bruder. In der Antwort des Oberkirchenraths sey darauf hingewiesen worden, es könne dies Mal nicht füglich etwas geschehen, da der Gutsheer zugleich Patron sey. — Außerdem wurde der Sonntagsentheiligung erwähnt, welche durch die Kaufleute geschehe. Es wurde dabei bemerkt, daß in Berlin strenger auf die Schließung ihrer Läden gehalten werde, als anderswo.

Man war erst Willens, alle diese Uebelstände in einer Petition an die betreffenden Behörden sogleich zur Sprache zu bringen, um so mehr, da unsere früheren Petitionen eine so freundliche Berücksichtigung gefunden. Bei weiterer Ueberlegung fand man, es sey besser, daß man in eine nähere Prüfung der Sache erst eingehe, namentlich die gesetzlichen Bestimmungen gründlicher erwäge, auch sey die Denkschrift erst abzuwarten, welche der Centralausschuß in Bezug auf diesen Gegenstand in Kurzem herausgeben werde. Auf unsere Bitten unterzog sich der unermüdlige Kämpfer für die Ehre des Feiertags, Herr Landrath v. Kröcher, dieser Arbeit, und versprach, bei unserer nächsten Versammlung den Entwurf zu den nöthigen Petitionen vorzulegen. Er wurde daneben gebeten, in diesem Jahre doch wieder eine besondere Versammlung des noch nicht aufgelöseten Vereins für Sonntagsheiligung zu berufen.

Hierauf brachte der Vorsitzende noch die so wohlthätigen Verordnungen unserer Behörden in Bezug auf die Theilnahme der Geist-

lichen an der Armen- und Waisenspflege zur Sprache. Es sey doch sehr zu wünschen, daß die Geistlichen die kräftige Hilfe, welche ihnen hierin für die Seelsorge geboten sey, recht benutzten. Es werde ihnen hier Gelegenheit gegeben, sich ein Organ für ihre gesammte seelsorgliche Einwirkung zu schaffen. Es sey zu bedauern, daß die Anordnung der Gemeinde-Kirchenräthe ins Stocken gerathen sey; hier sey ein Anlaß, das Institut zu beleben, oder etwas Aehnliches in freier Weise an dessen Stelle zu setzen. Man vereinigte sich dahin, die Besprechung über diesen Gegenstand wieder aufzunehmen, und es wurde beschloffen, daß in der nächsten Versammlung Vortrag darüber gehalten werden solle: „Welche Einrichtungen hat der Geistliche in seiner Gemeinde zu treffen, damit die Erfolge der über die Waisens- und Armenpflege erlassenen Verfügungen gesichert werden.“ Pastor Abel aus Magdeburg übernahm diesen Vortrag. Damit endete die Vormittagsitzung.

Nachdem die Nachmittagsitzung, zu welcher immer mehr Brüder sich eingefunden, durch Gesang und Gebet geweiht war, wurden zunächst zwei Anträge gemacht. Herr Consistorialrath D. Tholuck, den wir die Freude hatten, in unserer Mitte zu sehen, empfahl die in Halle zu errichtende Diaconissinnen-Anstalt der Theilnahme der Versammlung. Wenn Halle in seinem Waisenhause ein so mächtiges Zeugniß der wunderbaren Hilfe Gottes bestze, die aus kleinem Großes schaffen könne, so hoffe man, auch diese kleinere und geringere Anstalt durch dieselbe Hilfe vollendet zu sehen. Bereits sey eine nicht unbedeutende Summe für den Ankauf eines geeigneten Grundstücks gezeichnet, aber man bedürfe noch großer Unterstützung, und wer ein Herz habe für Halle, als treue Pflegerin seiner Geistesbildung, werde dem Rufe, der von daher komme, das Ohr nicht verschließen. Außer der des Vorsitzenden wurden noch viele Stimmen laut, welche zeigten, daß Willigkeit vorhanden sey, diesem Rufe Folge zu leisten. Und vielleicht gedenkt auch mancher von denen, die dies lesen, seiner ehemaligen Tage in Halle, um seine Hand mit helfend auszustrecken.

Hiernächst ertönte von einem Brudermund eine Klage, welche einen lauten Widerhall fand in aller Herzen; es war die Klage über die verderbten Gesangbücher, welche wie ein Alp auf den Predigern und Gemeinden drückten. Die allgemeine Klage richtete sich aber bald besonders auf zwei Gesangbücher, unter deren Last die meisten der Anwesenden seufzten. Es war zuerst das Neue Magdeburgische Gesangbuch: Dasselbe gehöre unbedingt zu den aller- schlechtesten der neueren Gesangbücher, dem von dem Oberkirchenrathe bereits verbotenen Mylius'schen stehe es in Ansehung des Inhalts und der Form um nichts nach; zur Abschaffung desselben habe die General-Kirchenvisitation in der Stadt Magdeburg bereits einen Impuls gegeben, das Königl. Consistorium wirke dafür aufs nachdrücklichste, aber nur dann werden die vereinten Bemühungen aller zum erwünschten Ziel führen, wenn der Hohe Oberkirchenrath den weitem Gebrauch desselben verbiete, und es sey wirklich nicht abzusehen, welchen Bedenken ein solches Verbot noch unterliegen könne, nachdem das Mylius'sche Gesangbuch bereits verboten sey. Dies alles leuchtete den Versammelten so sehr ein, daß sofort eine Petition an den Oberkirchenrath beschloffen wurde, in welcher unter Darlegung der erwähnten Verhältnisse derselbe aufs dringendste angerufen werden solle, das Neue Magdeburgische Gesangbuch gleich dem Mylius'schen sofort zu verbieten. Diese Petition ist denn auch sogleich aufgestellt worden und hat sehr zahlreiche Unterschriften gefunden. Wir



zweifeln auch nicht, weil die Bitte so gerecht ist, daß die Hohe geistliche Behörde ihr ein williges Ohr leihen werde. Demnächst kamen die lieben Brüder, auf welchen der Druck des Neuen Dresdener Gesangbuchs lastet. Sie erhoben gleiche Klage, forderten gleiche Anträge. Man fand es jedoch gerathener, beide Anträge nicht zu confundiren, um ihre Kraft nicht zu schwächen; und so ist denn eine Petition um Abschaffung dieses Gesangbuchs zunächst an das Königl. Consistorium zu Magdeburg, mit nicht minder zahlreichen Unterschriften bedeckt, abgegangen.

Nach diesen vorläufigen, doch auch so wichtigen Besprechungen kam es endlich zu dem für diesen Tag angeordneten Vortrag über liturgische Andachten, welchen einer unserer Thüringer Brüder, Pastor Pötel, auf unsere Bitten übernommen hatte. Wir theilen daher die aufgestellten Thesen hier vollständig mit.

1. Die liturgischen Gottesdienste gehören zu den Nothständen unserer Evangelischen Kirche, so gut wie andre Gegenstände der innern Mission, Rettungshäuser, Colportage, Reisepredigt u. s. w.

2. Solche Nothstände dürfen von uns darum nie als Selbstzwecke behandelt werden, sondern immer nur als Mittel zum Zweck, um den normalen Zustand naturwüchsig wieder herzustellen.

3. Wir müssen dabei den normalen Zustand so klar als möglich zu erkennen suchen und des abnormen vorhandenen Zustandes uns so deutlich als möglich bewußt werden, um zur Wiederherstellung des erstern die rechten Mittel zu ergreifen, und nicht ins Verhängsel des Subjectivismus zu gerathen und durch Kostrennung vom objectiv-historischen Boden im sentimentalischen Experimentiren den Schaden wo möglich noch größer zu machen.

4. Der normale Zustand des liturgischen Gottesdienstes ist die deutsche Messe an jedem Sonn- und Festtage, der Zustand, wie er beschriebe steht im 22. Art. der Augustana: denn da heißt es:

„Man legt den Unsrigen mit Unrecht auf, daß sie die Messe sollen abgethan haben. Denn es ist öffentlich, daß die Messe ohne Ruhm zu reden bei uns mit größerer Andacht und Ernst gehalten wird, denn bei den Widersachern. So ist auch in den öffentlichen Cereemonien der Messe keine merkliche Aenderung geschehen, denn daß an etlichen Orten deutsche Gesänge, das Volk damit zu üben und zu lehren, nebst lateinischem Gesang gesungen werden.“

Jede alte Agende gibt dazu den Beleg mit ihrer Ueberschrift über dem Hauptgottesdienste: Messe oder Communio.

5. Der abnorme Zustand ist, daß die Hauptgottesdienste eben keine liturgischen Gottesdienste mehr sind, d. h. keine Anbetung nach Ps. 95, 6: Kommt laßt uns anbeten, knien und niedersinken vor dem Herrn, der uns nicht bloß gemacht, sondern der uns auch erlöst hat, welche Anbetung schon in der urältesten Kirche sich ausdrückte in der Communio, in der Messe.

6. Hier gilt es nun, der einzelnen Abnormitäten resp. ihrer Folgen sich klar bewußt zu werden, um dann helfen zu können. Dahin gehören:

a) Das gänzliche Zurücktreten im evangelischen Bewußtseyn sowohl bei Predigern, als bei Laien, daß die Communio mit ihrer Liturgie der Hauptgottesdienst sey, alles andere aber, die Predigt mit einbegriffen, dazu sich dienend verhalte.

b) Daß die Predigt auf Kosten der Communio Selbstzweck und Hauptbestandtheil des Gottesdienstes geworden ist.

c) Daß die Kirchengänger im vollen Rechte zu sein meinen, wenn sie nach der Liturgie erst kommen, und vor dem Abendmahl wieder gehen; überhaupt nur nach der Predigt fragen.

d) Daß die Abendmahlsfeier in die Wochenkirchen verlegt ist, weil eben die Wochenpredigt vorher auf den Sonntag ist verlegt worden.

e) Daß das heilige Abendmahl in förmlicher Umkehr heimlich von der Kirche gehalten wird, (die sogenannte Abspeisung), daß also das Abendmahl aus dem Gottesdienste ist entlassen worden mit seinen Communicanten, während es sonst hieß: missa est concio.

f) Daß in manchen Gegenden unter Genehmigung der Aufsichtsbehörde jährlich nur 4 Mal Abendmahl gehalten wird, an manchen Orten sogar nur einmal (am liebsten kein Mal. Ein Meisterstreich des Satans, und das nennen die Leute noch evangelischen Gottesdienst!).

g) Daß grade an hohen Festtagen am wenigsten Abendmahl gehalten wird, weil — zuviel zu predigen ist. (In der römischen Kirche grade das Hochamt.)

h) Daß die Predigt, nicht mehr eingefaßt in die heilige Bande der Messe vom Introitus an bis zur Collecte, außer Rand und Band gerathen und zu Gott weiß was Allem geworden ist.

i) Daß auch jetzt bei wieder erwachtem Glauben zuviel von der Subjectivität des Predigers abhängt.

k) Daß grade durch dieses Verkommen unseres Gottesdienstes die meisten Uebertritte zur römisch-katholischen Kirche veranlaßt sind, weil für die darnach durstenden Seelen kein Raum zur Anbetung gegeben war. Denn der geistig nicht ganz verkrüppelte Mensch will und muß anbeten; es ist das Lebenstriebe bei ihm; er will sich im Gottesdienste daher nicht bloß passiv, sondern auch activ verhalten, nicht bloß erbauen lassen, sondern sich auch erbauen.

l) Daß also das Verständniß ihres eigenen Gottesdienstes der Evangelischen Kirche soweit abhanden gegangen ist, daß die Wochenpredigten in den Sonntag eingebracht sind und folgerecht selber so gut wie aufgehört haben, — weiter, daß dadurch der Sonntag zum Wochentage geworden ist, wo nur gepredigt, aber nicht mehr angebetet wird. (Predigen ist in der jetzigen Weise auch eine saure Arbeit: viele Pastoren grauen sich die ganze Woche vor ihr); daß also am Sonntage ohne Bedenken gearbeitet, weil nicht mehr angebetet wird. Denn nur die Anbetung Gottes vermag heilige Sünden einzusüßen, nie aber die bloße Predigt, am wenigsten die Strafpredigt gegen die Sonntagsarbeiter.

7. Ein schmerzliches Gefühl dieser vielen und großen Uebelstände besaß unsern Hochsel. König, ihn, der in der lieben Kirche so gern anbeten wollte: so entstand die preussische Agende mit ihrer Liturgie.

8. Aber es fehlte damals theils noch das rechte Verständniß der ganzen Angelegenheit, theils fehlte der rechte Muth, mit den verkehrten Antecedenzen gänzlich zu brechen. Der Hauptfehler aber war, daß die Liturgie etwas für sich seyn sollte, wie die Predigt, getrennt beide von der Communio, so daß also keine deutsche Messe zu Stande kam. Dadurch wurde der alte Schaden noch größer. Die auf solche Weise nie populär gewordene Liturgie ließ die Predigt nur noch mehr in den Vordergrund treten; ja es trat bekanntlich die offenbarte Feindschaft dagegen auf, an welcher die Liturgie heute noch laborirt. Die erzielte Anbetung kam nicht zu Stande.

9. Da kam, gewiß nicht ohne heißes Gebet, der Vater der liturgischen Gottesdienste, der selige Consistorialrath Otto von Gerlach



auf den Gedanken, separate Gottesdienste zu halten, welche nur der Anbetung gewidmet wären, um in der Gemeinde nur erst wieder einigermaßen das Bedürfnis nach Anbetung zu wecken, das Bedürfnis zu knien und niederzufallen vor dem Schöpfer und Erlöser, welches Bedürfnis durch verkehrte seelenärztliche Behandlung gänzlich vertrieben war.

10. Hier haben wir die Genesis und das Wesen der liturgischen Gottesdienste; hier zugleich ihre Kritik und die Anweisung, wie sie zweckmäßig eingerichtet werden können, hier aber auch das Ziel, das sie nie aus den Augen verlieren dürfen.

11. Ihr Wesen: Anbetung des Erlösers in der Gemeinde und durch die Gemeinde.

12. Ihre Kritik: an ihnen zu loben ist, was die Anbetung fördert; zu tadeln, ja streng zu verwerfen, was der Anbetung Eintrag thut, namentlich alle falsche Kunst, die irgendetwas nur auf Genuß und Unterhaltung berechnet ist. Die Kirche darf nie ein geistlicher Concertsaal werden.

13. Ziel: die Erklärung der Gemeinde: wir sehnen uns darnach, daß auch unsere Hauptgottesdienste an Sonn- und Festtagen solche liturgische Gottesdienste werden: also Wiederherstellung der deutschen Messe.

(Fortsetzung folgt.)

## Thomas Münzer.

(Schluß.)

Ueber Ansichten und Maßnahmen im Einzelnen, wie wir sie an Luther gewahr werden, und wie sie auch bei ihm in seinem Leben, wie in jedes Menschen Leben mannichfach wechselt haben, läßt sich viel streiten — lange hat er selbst eine abstractere Ansicht von der Freiheit des menschlichen Willens bekannt, die rationalistische Abendmahlslehre hat anfangs auch an ihm längere Zeit genagt, eine Zeitlang hat er auch den weltlichen Umwälzungsplanen der Ritter nicht ganz scheel zugehört — aber immer fand er bald den Punkt, wo die weitere Verfolgung solcher Richtung ihn von dem sicheren Boden hätte verlocken müssen, auf dem er in der Hauptsache stand und blieb, den Punkt, wo seine gläubige Seele Anstoß nahm und wo sie bei weiterem Fortschreiten dem Zweifel, dem inneren Zwiespalt, dem Taumel hätte verfallen müssen, und nie ließ er sich über diesen Punkt hinauslocken. Ein tüchtiger Charakter erträgt den Stand des Unglaubens nicht — nicht die kürzeste Zeit hält er darin aus, denn der Unglaube ist eine Schwäche der Seele, die eben den Mangel eines tüchtigen Charakters zur Voraussetzung hat — es ist eine Schwäche der Seele, die oft in den Lastern, Sünden und leichtsinnigem Wesen der Vorfahren wurzelt, was freilich die nicht begreifen, noch mit Gottes Gerechtigkeit reimen können, welche den Menschen nur als ein sittliches Atom und nicht in seinem nothwendigen Zusammenhang mit Vorfahren und Nachkommen fassen, — es ist eine

Schwäche der Seele, die endlich zumeist in sündigem eignen Geheiß wurzelt. Luther hatte von dieser Schwäche der Seele nichts. — Wie auch seine Ansicht im Einzelnen wechselte und sich entwickelte, sein fröhlicher Glaube war allerwege mit ihm, und hat ihm geholfen, auch in seinen Sünden geholfen. Bei Luther hieß es: *credo ut intelligam* — mein Glaube steht fest und der wird mir Klarheit über die Welt geben — bei Münzer hieß es alle Zeit, auch wenn er mit Luther gleichen Schritt zu gehen schien: *intelligo ut credam*, ich forsche, um einen Glauben erst zu finden. Er ruft, wie wir gesehen haben, in der Beschreibung des Weges zur Erleuchtung gewiß aus eigener tiefster Erfahrung aus: Ach wie gerne wollt ich doch recht glauben, wenn ich nur wüßte, welches der rechte Weg dazu wäre. Er hat sich nach diesem Wege abgewandelt, aber eben deshalb ihn nur immer weiter verloren. Das aber ist die Scheidung überhaupt aller der Erscheinungen der Reformationszeit, die einen bloß reformatorischen und derer, die einen revolutionären Charakter tragen — und es ist die Scheidung bis auf den heutigen Tag. Vor fünfzig Jahren sagte fast die ganze Welt, auch die scheinbar anti-revolutionäre Welt: *intelligo ut credam*, ich forsche, um einen Glauben zu finden — und in Folge davon machten die Menschen ihren Gott, ihren Staat, ihre Kirche nach subjectivem Ermessen, d. h. sie experimentirten und taumelten in Ansichten herum, wie Rohrstengel im Winde — heute sagt wenigstens so viel von der Welt, als reichlich zureicht zum Gegengewicht, zum Standhalten im festen Kampfe: *credo ut intelligam*, der Glaube wird mir Klarheit über die Welt geben, — und der Glaube, wo er ist, erweist sich als feste Basis, als guter Harnisch, als scharfes Schwert, denn der Glaube ist eine innewohnende Kraft, die wächst mit jedem Gegner; er ist die Gesundheit der Seele, die Gottes Gnade verleiht und die menschlichem Fäulnis nicht zur Beute gegeben ist, um in Compendien zu beliebigem Gebrauche aufgehoben zu werden. Der Glaube kann durch Lehre geläutert, aber niemandem durch Lehre zuerst gegeben werden, denn er ist ein Verhalten des ganzen Menschen, nicht bloß der Auffassungsfähigkeit. Er ist eine Kraft, nicht bloß eine Ueberzeugung. Wie der fröhliche Glaube Luther geholfen hat, so hat er auch uns wieder geholfen, und daß er uns weiter helfe, das walle Gott, denn im Glauben haben wir das Stück Friede und Seligkeit, dessen der Mensch auf dieser Erde fähig ist und ohne ihn ist der Mensch ein in der Wilden irregendes Wesen, wenn auch nicht alle zu diesen Irrgängen so kräftige Beine haben, wie Münzer — der Glaube ist die Vorbedingung aller wahren Ordnung und aller wahren Zucht, aller wahren Bildung und alles wahren Ruhmes, denn ohne ihn wird jede Autorität, wie fest sie scheine, schwankend — ohne ihn ist der Mensch, blähe er sich subjectiv sonst auf, so sehr er mag, doch nur ein Wolf im Heiligthum, ein friedlos im Unge-nügen herumgetriebenes Gespenst.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Sonnabend den 19. April.

N<sup>o</sup> 32.

## Versammlung des Kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen.

(Fortsetzung.)

14. Daraus entspringen folgende Vorschläge:

a) Auch in den liturgischen Gottesdiensten muß die Predigt ihre Stelle finden, aber nur als Auslegerin des verlesenen göttlichen Wortes oder als Berichterstatterin über die göttlichen Heilthaten, welche grade behandelt werden in Gemäßheit des Kirchenjahres. Dabei ist es nicht durchaus nöthig, daß dies auf der Kanzel geschehe.

b) Es kann das heilige Abendmahl daran angeschlossen werden, damit die Gemeinde fühlen lernt, hier liegt die Spitze aller Liturgie.

c) Die gegenwärtigen liturgischen Gottesdienste dürfen sich nur an die Großthaten Gottes anschließen, die auch ohne Predigt durch sich allein schon reden. (Passionszeit, die hohen Feste, Bußtag &c.)

d) 1. Die Messe am Sonntage feiert stets die beiden Großthaten Gottes: den Tod und die Auferstehung Jesu. Dem müssen die liturgischen Gottesdienste vorarbeiten.

2. Die Abendmahlsfeier an Sonn- und namentlich an Festtagen werde wieder hergestellt.

e) 1. Die Wochenpredigten, Katechismuspredigten u. s. w., Summa alle Schul- und Lehrpredigten müssen wieder eingerichtet werden, damit die Predigt am Sonntage wieder reine Predigt des Evangeliums werde: kurz und erbaulich. Die Predigt muß das lebende Wort seyn. Das Abendmahl das Sterbende: beide gleichmäßig anzubeten.

2. Daß die liturgischen Gottesdienste wesentlich immer schon den Gang der deutschen Messe einschlagen: Introitus, Kyrie, Gloria, Collecten, Epistel, Sequens oder dafür einen Psalm, Evangelium und das Credo. Und anstatt der Predigt ein freies Gebet oder kurze Ansprache. Statt des Abendmahls aber Altargesang mit Responsorien. Darauf Collecte und Segen. Die drei handelnden Persönlichkeiten sind: der Liturg, der Cantor mit seinem Chöre; die singende Gemeinde. In Bezug auf diese wäre wohl Folgendes zu erinnern:

f) In Bezug auf den Liturgen. Seine Vorbereitung geschehe schon auf der Universität und während seiner Candi-

datenjahre. Schreiend ist hier das Mißverhältniß zu der Römischen Kirche.

Der evang. junge Theologe fürchtet sich vor der ersten Predigt — der römisch-kathol. vor der ersten Messe. Keine Anweisung, auch nicht eine, das h. Abendmahl würdig zu halten. Der einzige Instructor etwa der Cantor, wenig oder gar keine Scheu vor dem Mysterium tremendum. Wie viel Aergerniß muß da vorkommen!

Liturgik war (wenigstens zu meiner Zeit) die Vorlesung, die man nur teslirt zu haben brauchte.

Unzählige ev. Geistliche haben bis auf den heutigen Tag nicht einmal das theoretische Wissen, wie unser evangelischer Gottesdienst von rechtswegen nach der Augustana gestellt seyn müßte. Doch was hilft zuletzt alle Theorie: willst du ein rechter Liturg seyn, so mußt du vor allen Dingen recht beten können, aus dem Herzen beten, deine Gemeinde im Beten mit fortreißen, wenn du sprichst: Kommt, laßt uns &c. Mit dem Beten geht das Singen und Spielen Hand in Hand. Jeder Theologe, der von der Natur nicht ganz stiefmütterlich in diesem Punkte bedacht ist, muß der Frau Musica tren, hold und gewärtig seyn.

Frage: Was kann für den Candidaten der Theologie gethan werden, daß er zum rechten Liturgen ausgebildet werde, zunächst auf den Predigerseminaren?

g) In Bezug auf den Chor. Der ganze Zuschnitt unserer evang. Vorzeit war auf gute Chöre gerichtet. Jede Stadt hatte an ihrer Schule ein Chor oder Currende zur Ausführung der liturg. Gesänge. Hier wurden in friedlicher Eintracht Pastor und Cantor gebildet. Da gab es noch richtige Liturgen und Chorführer. Denn der Cantor bildete sich auf dem Dorfe wieder sein Chor heran, bei uns in Thüringen Adjuvanten genannt. Da war nie Verlegenheit um Chöre. Da war das beste Einverständniß zwischen Pastor und Cantor. Das hat Alles aufgehört mit der Trennung der Gewalten, mit der Trennung der Philologie von der Theologie, der Schule und der Seminare, und alle noch so gut gemeinten Regulative werden das nicht wieder herzustellen vermögen.

Die Gymnasiallehrer waren zugleich Cantoren, Sänger an den einzelnen Stadtkirchen, und beziehen zum Theil heute noch von daher ihren Gehalt. Später schämten sie sich dieses heil. Amtes und ließen Schuster und Schneider für sich singen.



Seitdem die Kirche den Chorgesang hat aufgegeben, hat ihn gar klaglich der Teufel in seine Hände genommen; die Piederstafeln und Sängerkette sind vielfach der Tummelplatz aller zerstreuten Tendenzen geworden.

Es muß darum Alles aufgegeben werden, auf den alten guten oder auf neuen bessern Wegen wieder Ehre zu erhalten.

Denn der Chor repräsentirt in der Liturgie die himmlischen Heerschaaren. Fromme Cantoren aber, wie deren einer in Nr. 23 des Volksblattes beschrieben, sind zur Zeit immer noch rarae aves. (Ich kenne einen wahrhaft gottseligen Schullehrer: der bekam bei seiner endlichen Versetzung das Heimweh nach seiner schönen Orgel, und wurde schier krank vor Sehnsucht.)

h) In Bezug auf die singende Gemeinde. Hier ist schon viel gethan durch Wiederherstellung der alten Kirchenlieder. Es ist aber immer noch sehr viel zu thun übrig: denn die meisten Gemeinden schlafen noch, außer der Kirche wie in der Kirche. Sie müssen geweckt werden und das kann nur geschehen durch eine frische, gesunde Liturgie. Man wird in einem liturg. Gottesdienste nie Schläfer finden, wie bei einer so und so vieltheiligen Predigt, weil sie dabei immer mit activ sind.

15. So ist es also wünschenswerth, daß von allen drei Persönlichkeiten die liturgischen Gottesdienste immer mehr liebgewonnen und gepflegt werden.

#### Schluf.

Wenn dann die Hohen geistlichen Behörden ihre Zeit werden ersparen haben, dann werden sie ihr gegebenes Versprechen halten und mit einer neuen Liturgie an das Licht treten, mit einer Communio, mit einer wahren deutschen Messe:

deutsch hinsichtlich der Gründlichkeit,  
deutsch hinsichtlich der Klarheit,  
deutsch hinsichtlich der Frömmigkeit!

Wünschenswerth:

1. die Einheit (Katholicität),
2. die Ausführbarkeit,
3. die strenge Durchführung, daß keiner nach Belieben mehr machen kann, was er will.

Die Grundlage dieses Vortrags ist so positiv historisch, die Ausführung so folgerichtig, klar, treffend, die ganze Auffassung so kirchlich, erbaulich, daß man sich nicht wundern durfte, wenn die Anwesenden sich tief ergriffen fühlten. Uebrigens war der Inhalt in der That so mächtig und auch so überraschend, daß man sich im ersten Augenblick nicht recht orientiren konnte, und die Besprechung über die vorgetragenen Thesen erst gar nicht in Fluß kommen wollte. Es blieb eigentlich auch nur bei einzelnen Bemerkungen. Am meisten konnte die Stellung auffallen, welche Ref. der Predigt im Gottesdienste gibt. Das wurde denn auch gleich angeregt. Mehrere Brüder stimmten dem Ref. darin vollkommen bei, daß die deutsche Messe die Grundlage unseres Gottesdienstes seyn müsse, einer wies auch noch besonders darauf hin, welch einen Reichthum an liturgischen Formen und Gebeten die katholische Kirche noch besitze, aber man warnte davor, von der Herstellung der Liturgie zu viel zu erwarten, die Predigt müsse erst Leute bekehren, die anbeten können. Wenn so dann Ref. verlangt, daß bei jedem Hauptgottesdienste das Abendmahl gehalten werden solle, so fand man allgemein dies wünschens-

werth, aber ein Bruder bemerkte, seitdem man mit dieser sonntäglichen Feier des Sacraments in seiner Gemeinde den Anfang gemacht, habe die Zahl der Communicanten abgenommen, andere Brüder warfen die Frage auf, ob die in ihren Gemeinden herrschende uralte Sitte, nach welcher zu drei verschiedenen Zeiten im Jahre mehrere Sonntage hinter einander das Abendmahl gehalten werde, und dann auch in der Woche einige Male des Jahres, nun abzuthun sey. Man fühlte wohl, daß ein plötzliches Abbrechen so alter, tief gewurzelter Gewohnheiten die bedenklichsten Folgen haben könne, und war der Ansicht, daß man diese schonen, aber theils die Wochencommunio zu vermindern, theils auch die Festtage durch das Abendmahl zu schmücken suchen solle, an denen es in dieser Gegend bisher fast gar nicht gefeiert worden ist. Hieran schloß sich die Frage, was von den Abendcommunioen zu halten sey, welche in neuerer Zeit vielfach aufgekommen. Diejenigen, welche solche, vornämlich am grünen Donnerstage, gefeiert, und der Feier derselben beigewohnt, waren voll von dem tiefen Eindruck, den sie dabei empfingen. Man wies darauf hin, daß in der alten Kirche wenigstens am Nachmittage des grünen Donnerstages das Abendmahl gehalten sey, daß die Brilberggemeinde es am Abend feiere, und die Mehrzahl der Brüder schien auch nichts gegen diese Feier, vorausgesetzt, daß sie nicht zur Regel werde, zu haben, besonders als bezeugt wurde, daß thatsächlich vornämlich in größeren Gemeinden sich arme Leute, denen es an der gehörigen Kleidung fehle, und auch solche, die in langer Zeit nicht dem Tische des Herrn genahet seyen und sich nun schämen, am hellen Tage öffentlich herzutreten, wie Nicodemus, an diesen Communioen sich theiligen. Nur einige machten geltend, es dürfe wohl die gehörige Nüchternheit fehlen, auch sey es bedenklich, daß die seine äußerliche Zucht des Fastens vorher nicht geübt werden könne. — Ueber die eigentlichen liturgischen Andachten, wie sie jetzt so gewöhnlich geworden sind, und die nach der ersten Bestimmung den Gegenstand unserer ersten Besprechung bilden sollten, kam es nicht zum Abschluß, weil nicht mehr viel darüber geredet werden konnte. Man war wohl einig, daß hauptsächlich nur Festzeiten zu denselben benutzt werden müssen, daß der Geistliche wo möglich dabei singen, aber auch frei reden und beten solle, einige wollten mit vielem Nachdruck auch den rhythmischen Gesang für diese Gottesdienste in Anspruch nehmen, und manche erzählten von alten Gebräuchen, die in ihren Gemeinden sich mit wunderbarer Zähigkeit für die Vorbereitungsgottesdienste der Festzeit erhalten. So theilte ein Bruder mit, daß in seiner Gemeinde in der Frühe des Weihnachtsmorgens um 3 Uhr ein Signal nach allen vier Weltgegenden vom Thurm herab gegeben werde, dann erschalle der Gesang: „Vom Himmel hoch da komm ich her“ und „Lobt Gott, ihr Christen allzugleich.“ Um 5 Uhr früh fülle sich die Kirche, die Kinder ziehen durch dieselbe mit brennenden Kerzen, und am Altar zur Linken und zur Rechten stehen die Confirmirten und Confirmanden und singen lateinisch: Quem pastores laudavere, und das prägte sich den Kindern so ein, daß sie im hohen Alter es noch wüßten. Es ist schade, daß der wichtige Gegenstand nicht noch vielseitiger und gründlicher durchgesprochen worden, und daß namentlich die Erfahrungen, die man auf diesem Gebiete bereits gesammelt hat, nicht zur vollständigen Mittheilung gekommen sind, denn es hat sich fast in jeder in liturgischen Gottesdiensten versucht und die Zeit ist da, daß ein bestimmteres Urtheil abgegeben werden kann.

Die spätere Abendstunde vereinigte uns, wie gewöhnlich, mit der



Gemeinde zu gemeinschaftlicher Andacht, und der Betstuhl war heute so gefüllt, wie wir es selten gesehen haben. Es leitete dieselbe ein Bruder, der zu den ältesten Freunden unseres Vereins gehört, den Amt und Beruf aber seit geraumer Zeit fern gehalten hatten, Dr. Ahlfeld aus Leipzig. Er verlas Ps. 104, 24, redete in seiner sinnigen Weise von den Werken Gottes in der Natur, wie da alles seine gewisste Ordnung habe, kam dann auf das Reich der Gnade und bahnte so den Weg zu dem Katechismus, dessen Ordnung er an seinen Fühnwörtern nachwies. Nachdem das: „Ich bin der Herr dein Gott!“ wie der Donner das Wild im Walde, den Sünder aus dem sichern Sündenschlase aufgeweckt, redete der Herr ihn mit dem „Du“ des ernstesten Gebetes an, woraus ein „Ich“ des Schuldbekenntnisses werden solle, das, nachdem es die Gnadenbotschaft des dreieinigen Gottes empfangen, und dieselbe sich persönlich zugeeignet, nun spräche: „Ich glaube.“ Durch den Glauben treten wir ein in die Kirche, das Reich Gottes, welches eine Gemeinschaft der Gläubigen sey und mit dieser beten wir nun: Unser Vater, der du bist im Himmel! Unser täglich Brot gib uns heut! Vergib uns unsere Schuld! u. s. w. Drei Quellen seyen es denn, aus denen das Leben der Kirche seine Kraft schöpfe, das Wort, die Taufe, das Abendmahl. In der Taufe werde die Fülle der Gnade dem Einzelnen zugeeignet und es heiße: Ich taufe dich! und in dem heiligen Abendmahl der Gemeinschaft der Gläubigen, darum heiße es: Für mich gegeben und vergessen zur Vergebung der Sünden.

Wie bei dieser sinnigen Rede, so müssen wir auch die gehaltvolle Rede, mit welcher Pastor Ahrendts aus Brumby am folgenden Tage die Versammlung eröffnete, auf die Mittheilung eines bloßen Auszuges beschränken. Er hob an: „Unter allen Differenzen, die hier in Gnadau zu Tage gekommen sind, ist unstreitig die tiefste: ob Union, oder Confession? Dieser Streit ist unter uns nicht ausgetragen, sondern geslistentlich vertagt. Stillschweigend ist es darüber zu einem Waffenstillstand gekommen. Die Gründe des Waffenstillstandes vermag ich nicht zu erkennen. — Laßt uns, liebe Brüder, den Streit wieder aufnehmen. Wir haben ihn nicht hervorgerufen, er ist uns befohlen. Ehrlich ausgekämpft wird er unsern theuern Gnadauer Brüdern ein gutes Stück vorwärts bringen, vermieden und verschoben wird er uns zu den Todten schreiben, und die Todten reiten heute schnell.“ In weiterer Ausführung sprach der Redner dann: 1. von der Idee, welche aller Union zu Grunde liegt; 2. von den Versuchen, diese Idee in der preussischen Union zu verwirklichen; 3. von den Aufgaben, die wir diesen Versuchen gegenüber zu lösen haben. Die Idee, welche aller Union zu Grunde liegt, sey ausgesprochen in dem: Credo unam sanctam catholicam ecclesiam; sie sey die Idee des Reiches Gottes überhaupt, das alle Menschen unter dem Einen Haupte, welches ist Jesus Christus, durch den heiligen Geist vereinigen wolle in der Mannigfaltigkeit der Gaben; von ihr sey erfüllt gewesen ein Ignatius, ein Cyprian, ein Bonifacius, und das ganze Mittelalter sey von diesen großen Unionsgedanken bewegt gewesen. In den Bestrebungen der äußern und innern Mission unserer Tage sey auch wenigstens ein schwacher Abdruck desselben zu finden. „Ist“, fragt der Redner, „dieser große Gedanke nicht auch die Mutter gewesen unserer preussischen Union? Hat er nicht unsern in Gott ruhenden König gesegneten Andenkens vorgeschwebt? — Haben nicht unsere bedeutendsten theologischen Lehrer, Schleiermacher, Neander u. d. dafür gezeugt in Wort und Schrift? Haben nicht die

meisten unserer gläubigen Väter und Vorgänger im Amte sich dafür begeistert und hat nicht auch unsere Gnadauer Conferenz die Signatur der Union an sich getragen? Woher nun der Eifer und die Feindschaft gegen die Union, wie ist es zu erklären, daß das jüngere Geschlecht der Theologen und Pastoren in diesem Stück gegen ihre Lehrer und Vorgänger zeugte?“ Er findet den Grund darin, daß weder die Gotteskunde für die Union schon geschlagen hatte, noch das Material dazu vorhanden war und gibt nun einen interessanten historischen Rückblick zuerst auf die Zeit des Unglaubens, welche die Union vorgefunden, redet dann von der Stellung Schleiermachers, Sachs zur Union, von den Bestrebungen, die Union im Kultus durch die Agende, und in der Verfassung durch eine sonderkirchliche Gesamtbehörde darzustellen, von den Verfolgungen, welche dann gegen diejenigen ergingen, die für das alte Bekenntniß wieder eintraten, von der theilweisen Umkehr, die in der Kabinettsordre von 1834 ihren Ausdruck fand, der später den Altlutheranern in der Generalconcession gewordenen Anerkennung; wie man dann immer mehr zu der Ueberzeugung gelangt sey, daß die Verwirklichung der Union ein gemeinsames Bekenntniß erfordere; wie die Herstellung eines solchen vergeblich auf der Generalsynode von 1846 versucht worden, und endlich die Kabinettsordre von 1852 erschienen, welche nicht allein das Recht der beiden Concessionen anerkannt, sondern auch ihnen Schutz zugesagt; wie jedoch die Hoffnungen, welche man an diesem Erlaß geknüpft habe, wieder vereitelt worden seyen, theils durch die Kabinettsordre vom 12. Juli 1853, theils durch die Beibehaltung der Agende. Aus allen diesen Kämpfen haben wir aber die lebendige Erkenntniß einer wichtigen Wahrheit als eine köstliche Frucht, gewonnen, nämlich die: confessio est norma colendi et regendi et docendi. Was haben wir aber dieser Sachlage gegenüber zu thun? Nachdem Ref. zuerst im Allgemeinen mit beredtem Wort die Umkehr auf allen Gebieten des Lebens geschildert, die jetzt noth thue, so weist er näher auf folgende Punkte hin: 1. Wir haben die Unionspläne unserer Väter und Vorgänger nicht zu richten, aber als ihre schwache Seite anzusehen und ihren Unwillen mit Geduld tragen. 2. Wir haben uns nicht zu erschrecken, wenn man bei unserm Kampfe gegen die Union uns Ungehorsam vorwirft, denn wir bewahren nur die Treue. 3. Wir haben uns in ehrlicher Disputation hier unter einander zu verständigen, und es wird das Beste seyn, wenn Präses dazu einen Theisensteller ernimmt und der Verhandlung einen Platz auf der nächsten Conferenz einräumt. 4. Es haben diejenigen unserer Amtsbrüder, die im Grunde uns Beifall geben müssen, mit als Freiwillige hervorzutreten und im Kampfe uns mitzuhelfen. 5. Wir haben uns vor eigenmächtiger Separation zu hüten. Solidarische Verbindung mit dem Segen der Väter schließt auch solidarische Verbindung mit ihrer Schuld in sich. 6. Endlich ist unsere Aufgabe hier in der Provinz Sachsen, unserm hochwürdigem Consistorio mit dankbarem Herzen zu vertrauen, und mit ehrerbietiger und offener Ansprache ihm zu nahen.

In diesem Vortrage, der einen tiefen Eindruck bei der Versammlung zurückgelassen hatte, war ein bestimmter Antrag auf Erneuerung des Streits gemacht worden, der unsern Verein seit 1842 fortwährend beschäftigt und ihn immer der Gefahr nahe gebracht hatte, auseinander zu gehen. Es waren damals viele Gebete emporgestiegen, welche der Herr in Gnaden angesehen, so daß wir seit dieser Zeit in lieblicher Einigkeit das Wort des Herrn getrieben haben. Dabei muß bemerkt werden, daß der Streit niemals gewaltsam unterbrochen wor-



den, sondern es hat sich natürlich so gemacht, weil andere praktische Interessen in den Vordergrund traten. Es könnte somit Bedenken erregen, den Streit geistlich zu erneuern, und diese Erinnerung würde in dem Fall sehr bedauerlich seyn, wenn der Kampf in einen leidenschaftlichen Principienstreit ausartete und den Verein von seiner bisherigen so gegneten praktischen Wirksamkeit ablenkte. Da indeß der Antrag einmal gestellt war, so wollte man ihn auch nicht gradezu zurückweisen, man wollte den Rath und Willen des Herrn auch darin ehren, und indem der Vorsitzende es aussprach, daß nur dieser allerhöchste Wille maßgebend für alles Thun des Vereins seyn solle, drang er bloß darauf, daß der Antrag eine ganz bestimmte Fassung erlange, womit die Versammlung sich auch einverstanden erklärte. Der Antragsteller wurde aufgefordert, seinen Antrag genau zu formuliren, und dem Präsidium wurde anheim gegeben, darüber schließlich zu entscheiden, damit in der nächsten Versammlung der Gegenstand zweckmäßig verhandelt werde.

Nachdem in Folge des gehaltvollen Vortrags des Herrn C. R. Dr. Müller in Halle über die Trauung Geschiedener in der vorjährigen Conferenz viele Brüder den Entschluß gefaßt hatten, in Bezug darauf eine strengere Praxis eintreten zu lassen, mußte es billig erscheinen, daß von ihrer Seite auch nichts verabsäumt werde, um der schriftwidrigen Scheidung überhaupt zuvorzukommen. Demgemäß wünschte der Vorstand des Vereins, daß dieser Punkt näher ins Auge gefaßt würde, und um diesen Erwägungen noch eine allgemeinere Beziehung zu geben, sollte nicht bloß die Schließung der Ehe, sondern auch Taufe und Abendmahl berücksichtigt werden. Sup. Arndt aus Walternienburg bei Barby hatte sich willig finden lassen, den betreffenden Vortrag zu übernehmen, und er hatte die Frage nun so gestellt:

„Was ist zu thun, daß mit Gottes Hilfe die Schäden beseitigt werden, welche bei den vier heiligen Ordnungen der Kirche, der Taufe, dem Abendmahl, der Eheschließung und dem Begräbniß sichtbar geworden?“

Auch von diesem gehaltvollen, praktischen Vortrage können wir nur eine Skizze geben.

Ref. gab zunächst ein Krankenbild von der gegenwärtigen Taufhandlung. Er stellte das Sonst und das Jetzt neben einander und theilte zu dem Ende einige Dokumente mit, welche den allmählichen Verfall der Taufe im Bewußtseyn der Gemeinde in concreten Zügen vergegenwärtigten. Es waren dies Pathenbriefe, welche Ref. in seiner Gemeinde aufgefunden, einer war 1690 von einem gottseligen Schärer geschrieben, ein anderer 1734, noch einer 1779. Hier ist die Taufe noch das Bad der Wiedergeburt, die Abwaschung von Sünden. In einem Gebatterbriefe von 1809 ist sie schon die Aufnahme ins Christenthum, dann kommen die Wohlthaten der Religion Jesu, die Lehre Jesu, bis endlich die Gebatterbriefe bloße Visitenkarten werden. Sonst eilt man, dem Kinde nach dreien Tagen die Gnade der Taufe zuzusichern, jetzt werden kaum die gesetzlichen sechs Wochen inne gehalten. Sonst waren es drei Pathen, denen man das Kind aufs Herz legte, jetzt wird Dispensation für eine Menge von Pathen

für Geld willig ertheilt, welche keinen Antheil an dem geistlichen Wohl des Kindes mehr nehmen, und der Unterschied zwischen ehelichen und unehelichen Kindern fällt ganz weg. Die Hebammen benutzen die Taufe als ein Mittel des Gelderwerbs, die Eltern als ein Mittel, Gunst und Unterstützung zu erlangen. Die Wahl der Pathen wird durch schmutzige Liebesverhältnisse, durch die Rücksicht auf den Tanz nach dem Tauffchmaus bestimmt. Sonst war die Taufe ein Engelfest, jetzt ist das Bethaus zur Mördergrube geworden. Wir haben jetzt eine eigne Art Taufe über den Todten erlangt: todte Eltern, todte Pathen, todte Pfarrerhände! Hier muß Gott so recht alles aus nichts schaffen, denn es ist nichts da, woraus er etwas machen könnte.

2. Das Krankenbild des h. Abendmahls. Keine Privatbeichte mehr, in welcher die Sünder mit dem schlagenden „Du“ getroffen werden. Die Zahl der Communicanten ist oft bis auf den zehnten Theil der ganzen Gemeinde herabgesunken. Ganze Klassen derselben haben sich von dem Abendmahl emancipirt. Wo sind die Beamten, die Juristen, die Aerzte, die Gesellen und Commis? Es gibt aber noch Gemeinden, wo die einzelnen drei Mal jährlich am Tische des Herrn erscheinen: unter ihnen aber ach wie viele unwirtdige Gäste! Sie bleiben immer dieselbigen. Des Morgens strecken sie ihre Hände nach dem Kelch aus und des Abends nach fremdem Eigenthum; des Morgens stehen sie am Altar, des Abends sitzen sie am Kartentisch und mischen sich unter die Tänzer. Wir haben das Recht der Kirchenzucht, aber wie selten wird sie geübt! Weil die Schmach derselben allein auf den Geistlichen fällt, so fürchtet er sich, sie zu handhaben, und ladet auf sich und die Abendmahlsgegessen das Gericht.

3. Das Krankenbild der Trauung. Erst der Schade der Eheverlöbniße. Wo ist der Einfluß der Geistlichen auf dieselben geblieben? Sie sind eine Welt voll Schmutzes. Hier sind es die Kapitale, die sie schließen, dort die Fleischeslust. Sie sind eine Brücke des Fleisches und der Sünde, um das Jawort der Väter zu erpressen. Sie werden in der Hand der Väter ein Mittel, ihre Töchter zu versorgen. Und der Polterabend, der Carneval der Passion, mit seinen profituirenden Sitten, mit seinen Sünden und Greueln! Was daher kommt, sollen wir am Altare im Namen der hochgelobten Dreieinigkeit verbinden und segnen! Und nun die schreckliche Statistik der erfolgten Brautfränge! Die Kinder unter dem Herzen sind schon Zeugen der Lüge und der Schmach der Eltern!

4. Das Krankenbild der Begräbniße. Die unkirchlichen Glieder der Gemeinde werden mit kirchlichen Ehren begraben, und die kirchlichen ohne Theilnahme der Kirche zum Kirchhof geführt. Und nachher der Begräbnißschmaus! Hat sich nicht der schreckliche Sprachgebrauch gebildet: Wir wollen nun das Fell vertrinken?

Was ist nun zu thun, um diesen entsetzlichen Schäden abzuheilen?

(Schluß folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Mittwoch den 23. April.

N<sup>o</sup> 33.

## Versammlung des Kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen.

(Schluß.)

Es gibt zuerst allgemeine Heilmittel. Dahin gehört vor allem 1. das Bekenntniß, daß mit unserer Macht hier nichts gethan ist, und das treue Gebet, die ringende, unablässige Fürbitte. Eine stille, aber siegende Arbeit. Kämpfen wir, wie Jacob, die ganze Nacht mit Gott, während Esau, der Mörder, draussen steht? Haben unsere Kniee Schwielen vom Gebet, wie Jacobus der Gerechte sie hatte? Ist unsere Studierstube, die Sacristei Zeuge unserer Thränen über die Brautpaare, die wir zu trauen haben, die Pathen, die Communicanten, die wir am Taufsteine und am Altare sehen werden? Sind unsere betenden Hände erhoben, wie Moses Hände, daß Israel siege, und Amalek überwunden werde? Es muß viel öfter die Litanei gebetet werden. 2. Wir müssen öfter predigen über diese heiligen Ordnungen Gottes. Die Rechtfertigung durch den Glauben muß freilich Mittelpunkt der Predigt bleiben, aber sie muß ihr Licht fallen lassen auf diese Ordnungen der Kirche. Wie mancher stirbt, ohne daß er eine eigne Predigt über die Taufe gehalten. Katechismuspredigten thun noth; ihre schädliche Stelle ist in der Trinitatiszeit. Auch müssen die Beichtreden mit größerm Fleiß ausgearbeitet werden; sie sind wichtiger, als die gewöhnlichen Predigten. 3. Der in die Seelen unserer Confirmanden ausgestreute Saame muß mit Sorgfalt gepflegt werden. Die Katechisationen mit den Confirmirten müssen auf alle Weise belebt werden, und sie müssen sich alle Zeit auf dem Katechismus erbauen. Durch fleißige Uebung dieser Kinderlehren wird auch der sicherste Grund zu einem beichtwäterlichen Verhältniß und Einfluß gelegt. 4. Die Kirchenzucht muß wieder ins Leben treten. Es muß vor allem das Wort Gottes recht gepredigt und recht getheilt werden. Beim Aufgebote trenne man die Bescholtenen von den Unbescholtenen. Bei der Beichte lasse man die Retentionsformel nicht weg. Dann sammle und bewahre man alle Ueberreste christlicher Zucht und Sitte in der Gemeinde. Ref. bemerkte, daß die Gvattern nach der Taufe den Eltern etwas ins Ohr sagten. Auf Erkundigen erfuhr er, daß sie sprächen: Einen Heiden haben wir fortgetragen, einen Christen bringen wir wieder, wir wünschen, daß er möge werden ein Erbe der ewigen Seligkeit. Die Pathenbriefe verdienen eine besondere Berücksichtigung. Beim h. Abendmahl bewahre

man das Fasten, die Kniebänke; bei der Trauung die alte Sitte, daß das Brautpaar vor derselben zum h. Abendmahl gehe. Beim Begräbniß wird oft die ganze Gemeinde eingeladen, und die Spaten kreuzweis auf das Grab gelegt — diese Erinnerung an das Kreuz oft der einzige Trost der Armen am Grabe, wo ihnen kein Wort Gottes gepredigt wurde.

Außer diesen Heilmitteln allgemeiner Art, sind noch folgende Specialmittel zu merken: 1. In Bezug auf die Taufe. a) Der Geistliche behaupte vor allem eine feste Stellung zu derselben. Man bleibe unverrückt bei dem vierten Hauptstücke. In Bezug auf die Wiedergeburt herrscht große Sprachverwirrung. Die Taufe ist das Bad der Wiedergeburt. Der Anker des Heils ist hinter dem Vorhang am Tage unserer Taufe gelegt; das ist unser Halt. Die Taufe muß zunehmen, die Confirmation muß abnehmen. Diese fuße fest auf der Taufe, nie werde eine Confirmationsrede ohne Bezug auf die Taufe gehalten. b) Das Pathenwesen werde geordnet. Niemals mehr, als 3 Pathen. Keine Dispensationen. Will man die Wittwenlassen vorschützen, welche die Dispensationsgelder beziehen, so ist das so, als wenn ein Haus soll gebaut werden, die Wittwen aber holen das Holz, darum muß der Bau unterbleiben. Die meisten Mißbräuche der Taufe wurzeln in der Uebersahl der Pathen. c) Man thue am Tage der Taufe Fürbitte für die Pathen, daß sie ihr Werk wohl ausrichten. d) Endlich wende man den Hebammeninstituten seine Aufmerksamkeit zu. Die Hebammen werden wohl medicinisch, aber nicht kirchlich instruiert. Sie sollten gründlich belehrt werden über das Bad der Wiedergeburt, und Morgen- und Abendbetstunden sollten in keinem Hebammeninstitute fehlen. 2. In Bezug auf das h. Abendmahl. a) Die Beichtrede sey wenigstens ganz individuell, wenn die Privatbeichte nicht herzustellen ist. Es muß immer heißen: Du bist der Mann! Die Frage vor der Absolution, wie sie die Agende vorschreibt, werde abgethan; sie ist matt und pelagianisch. Sie frage vielmehr nach der Erkenntniß der Sünde, dem Glauben, der Bußfertigkeit. b) Das h. Sacrament selbst werde in einen würdigen Rahmen gefaßt. Die Agende selbst bietet dazu die Hand. Man beginne mit der Präfation: Der Herr sey mit euch — Erhebet eure Herzen — Dankgebet — Heilig — worauf die Einsetzungsworte zu singen sind. Am Schluß: Danket dem Herrn, mit Responsorien. Solche Auszeichnung verlangt die Würde des Sacraments. c) Endlich ist dahin zu sehen,



daß die Eindrücke des Abendmahls bewahrt werden. Tanzmüssen sollten an Abendmahlstagen verboten, es sollten vielmehr an denselben Abendgottesdienste gehalten und gute Erbauungsbücher vertheilt werden. 3. In Bezug auf die Trauung. a) Der Geistliche strebe dahin, als Seelsorger Einfluß auf die Eheglöbniße zu gewinnen. b) Bei der Trauung ermahnt er das Brautpaar vor allem der Andacht zu pflegen: Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen. c) Jedem Brautpaar werde am Tage der Trauung eine Bibel gegeben. 4. In Bezug auf die Begräbnisse. a) Der Prediger fehle nicht an dem Grabe auch der armen Glieder der Gemeinde. Hier ist Gelegenheit zu zeigen, daß er auch ohne Geld seinen Kirchkindern gern diene. Es falle ihm aufs Gewissen, wenn ein Trauerzug dahin geht, und er sitzt ruhig auf seinem Sopha oder ist zum Besuch bei einem guten Freunde. b) Unkirchlichen Todten versage er seine Begleitung zum Grabe; er leide nicht, daß eine Glöde gerührt werde. c) Der Prediger besuche die Trauerhäuser fleißig. Hier ist Gelegenheit, den Hausgottesdienst wieder zu pflanzen.

Das war der reiche Inhalt des Vortrages. Zur Besprechung der vorgetragenen Gegenstände war nur noch wenig Zeit gelassen. Es wurde nur Einzelnes herausgehoben und die ausführlichere Erörterung der nächsten Versammlung vorbehalten. Es wurde zweckmäßig befunden, nicht bloß für die Pathen, sondern auch für das Kind am Taufstage Fürbitte zu thun. Die Beschränkung der Pathenzahl fand allgemeine Billigung, nicht so die Verweigerung jeder Dispensation. Von Seiten der gegenwärtigen Mitglieder des Königl. Consistoriums wurde mitgetheilt, daß dieser Gegenstand schon längst höhern Orts mit Ernst erwogen werde; nicht bloß die Zahl der Pathen, sondern auch die Dispensationen werden einer bedeutenden Beschränkung unterliegen. Es stehe in Aussicht, daß die letztern mir unmittelbar von der kirchlichen Behörde werden erteilt werden. Man vereinigte sich dahin, inzwischen nur fest auf dem Boden der Kirchenordnungen stehen zu bleiben. Mit weniger Ausnahme erklärte man sich auch dahin, einen Unterschied zwischen ehelichen und unehelichen Kindern bei der Taufe zu machen. Die Kirchenordnungen bestimmen in der Regel schon eine geringere Anzahl von Pathen; außerdem solle man die ehelichen Kinder mit den unehelichen nicht zusammen taufen, auch darauf halten, daß nicht Jünglinge und Jungfrauen, sondern nur ältere gesetzte Leute, wo möglich einerlei Geschlechts, zu Taufpathen bei diesen genommen würden.

Hier mußte abgebrochen werden, da die Zeit eine längere Unterredung nicht mehr gestattete. Nach einem kurzen Schlußwort, welches der Vorsitzende sprach, beugten wir gemeinschaftlich unsere Kniee vor dem Herrn, um ihm Lob, Preis und Dank zu bringen für alles, was Er die verflossenen dreißig Jahre hindurch und auch heute wieder an unserm Verein gethan, und unsere demüthige Bitte vor Ihn zu bringen, daß er nicht ansehen wolle unsere Sünde und ferner uns gnädig sehn, wie bisher.

## Ueber die Meldung zur Aufnahme des kirchlichen Aufgebots.

### Ein Synodalbortrag, nebst Bericht über die betr. Verhandlung der Synode.

... Nachdem wir uns bei unserer letzten Versammlung unter Gottes Hilfe zu dem gesegneten Entschluß vereinigten, den wider die Schrift und die gemeine Ordnung der Kirche Geschiedenen die Berechtigung zum kirchlichen Aufgebot und Trauung, unter Berichterstattung an das Königl. Consistorium, zu versagen, finde ich mich, zunächst durch mehrfache antliche Erfahrungen, gedrungen und bewogen, Ihre Aufmerksamkeit auf einen verwandten Gegenstand hinzuwenden.

Außer Frage wird unter uns sehn, daß der traurige Ausgang geschlossener Ehen, die bisher die Linderung ihres Elendes in der Scheidung suchten, in sehr vielen Fällen in dem übereilten Anfang derselben begründet ist. Die kirchliche Trauung trat ein, bevor das „Was Gott zusammenfügt“ als Wahrheit gelten konnte: und somit war ein mindestens zweifelhafter, unsicherer Grund der Ehe gelegt.

Sie besorgen nicht, daß ich dem Pfarramt die Verpflichtung zuerkennen werde, in jedem Falle genau zu prüfen und mit Sicherheit zu entscheiden, ob diese „göttliche Zusammenfügung des Paares“ vorhanden sey, bevor zu Aufgebot und Trauung geschritten werde. Nur die unbestreitbare Verpflichtung des Pfarramts, die Leichtfertigkeit und ungöttliche Uebereilung bei Schließung der Ehe so viel möglich zu beschränken und unwirksam zu machen, ist es, worauf ich Ihre Aufmerksamkeit lenken möchte. Und zwar wird es nur ein Moment in dem weiten Gebiete dieser Thätigkeit zur Verhinderung eines ungöttlichen Anfanges der Ehe sehn, den ich hervorzuheben gedenke, nämlich die erste antliche Verhandlung mit dem das kirchliche Aufgebot nachsuchenden Paare; also den Anfang des Anfanges der kirchlichen Ehe, oder doch den Anfang unserer pfarramtlichen Thätigkeit in Bezug auf die kirchliche Schließung derselben.

Von vorn herein wird hier wiederum die Verpflichtung unter uns außer Frage sehn, daß wir diesen Anfang fest ins Auge zu fassen haben, und mit allen Mitteln, welche unsere antliche Stellung als Diener Gottes und der Ev. Kirche uns darbietet, zu sorgen, daß derselbe der kirchlichen Bedeutung der Sache entspreche; daß wir namentlich, je mehr die Leichtfertigkeit der Welt in Absicht auf die Eheschließung unverholen hervortritt, je mehr auch die Würde unseres heiligen Amtes, die Heiligkeit der Ehe und des Altars des Herrn wahrzunehmen haben.

Die Schwierigkeiten, die uns schon bei diesem einzigen Punkte, dessen weitgreifende Bedeutung von selbst einleuchtet, entgegentreten, sind überaus groß. Es bedarf des vollen Bewußtseyns der kirchlichen Auctorität des Pfarramts, es bedarf vieler Besonnenheit, Umsicht und Festigkeit, um nicht bei dem ersten Anlauf der oft so gottentfremdeten, leichtfertigen Welt



sich aus einer würdigen Stellung verdrängen, und damit einen ungeordneten, oder doch nur weltlich geordneten, unheiligen Anfang unserer Thätigkeit in Bezug auf die Eheschließung an die Stelle desjenigen treten zu lassen, den die heilige Natur der Sache fordert: unsere amtliche Mitwirkung zur Schließung der Ehe am Altar Christi, im Namen Gottes.

Aber so gewiß das „Aller Anfang ist schwer“ in sehr vielen Fällen in Hinsicht jenes Anfangs unserer amtlichen Thätigkeit sich geltend macht, wenn die zuchtlosen Kinder der Welt, mit ihren oft recht unheiligen Sachen, unser heiliges Amt anlaufen: so dürfte sich doch zeigen, daß die Schwierigkeiten bereits halb überwunden sind, so wir uns entschließen, sie ins Auge zu fassen, und ihnen mit dem Blick auf den Herrn und die Verpflichtungen gegen unser Amt und die uns vertrauten Gemeinden zu begegnen.

Ich führe Sie nun mitten in den Kreis einiger im Verlauf der letzten 2—3 Monate in dem engen Bereich eines pfarramtlichen Lebens gemachten Erfahrungen ein, welche ohne Zweifel durch die Ihrigen eine mehr als zureichende Ergänzung finden werden, um Ihnen aus der Mitte dieser praktischen Anschauungen heraus theils die Mißstände zu vergegenwärtigen, denen der bezeichnete Anfang unserer amtlichen Thätigkeit gemeinhin unterliegt, theils zugleich einen Weg zu bezeichnen, auf dem einem guten Theil dieser Mißstände die Spitze gebrochen, und die gebührende Ordnung in den Anfang unserer Mitwirkung zur kirchlichen Eheschließung gebracht werden kann.

1. Eine Bauernwitwe und Auszugsmutter meldet gegen Ausgang der Woche das Vorhaben ihrer Tochter, sich mit einem auswärtigen Bildnerwittwer aufbieten und trauen zu lassen. Die Braut ist unbescholten, eine Jungfrau von 23 Jahren; der Bräutigam, als störriger Mann bekannt, zählt 46 Jahr und hat mehrere Kinder. Ich verhehle der Mutter das Auffallende dieses Vorhabens nicht, um so weniger, als die äußeren Umstände des Bräutigams zu denen der Braut nicht in dem gewöhnlichen Verhältniß stehen. Hierauf deutet die Mutter an, daß der Bruder und die Schwägerin der Braut in keinem guten Einverständnis mit derselben leben, und man nach ihrem Abzug angenehmer zu leben hoffe.

Jetzt verlange ich, der bedenklichen Sache auf den Grund zu kommen, die Braut allein zu sprechen. Aber der eben anwesende Bräutigam erscheint alsbald mit der Braut, und es kostet einige Entschiedenheit, den Zubringlichen einstweilen zurückzuweisen und in ein anderes Zimmer zu dirigiren.

Ich frage nun die Braut aufs Gewissen, aber sie behauptet, das Vorhaben, wenn auch nicht von ihr ausgehend, sey nun auch das ihrige, sie wolle dem Manne folgen. Hierbei bleibt sie entschieden stehen, und ich halte mich verbunden, nachdem ich nun das Paar gemeinsam verhört, belehrt, gewarnt, ermahnt, auch die äußeren Bedingungen registriert, alsbald mit dem Aufgebot vorzugehen, und binnen 14 Tagen ist das Paar in der Pfarodie des Bräutigams getraut.

Nach weiteren 14 Tagen kehrt die junge Frau bereits wehklagend hierher zurück. Sie ertrage die Mißhandlungen ihres Mannes nicht, und bliebe nicht bei ihm. Es kostete Mühe, ihr die Unmöglichkeit, ihren Mann zu verlassen, begreiflich zu machen, sie zum Ausharren bei demselben zu bewegen. Ohne die Voraussicht, nunmehr bei der Scheidung auf große Schwierigkeiten zu stoßen, würde der Antrag von Mutter und Tochter sofort gemacht worden seyn.

Dies ist bisher unterblieben, aber dem Anschein nach ist die leichtsinnig übereilte Ehe verfehlt, und alle Reue kommt zu spät. Diesem, mit seinen sittlichen Folgen ohne Zweifel in die Ewigkeit hineinreichenden, Uebel wäre, wenn nicht alles trägt, durch einen besser geordneten Anfang des pfarramtlichen Verfahrens, durch einige Zögerung mit dem Aufgebot, vorzubeugen gewesen.

2. An einem Freitag Abend meldet ein Bauer das Ehevorhaben seiner Tochter mit einem auswärtigen Bauerssohn an, indem er zugleich den Wunsch ausspricht, daß ich das feierliche Verlöbniß des Paares in Gegenwart der schon versammelten Verwandten vollziehen möge.

Ich lasse das Paar kommen, höre sie über alle in Betracht kommenden inneren und äußeren Beziehungen, und gebe ihnen, nachdem alles ziemlich zuträglich erfunden, diejenige Belehrung und Anleitung für die Zwischenzeit bis zu Anfang der Ehe, die sich am besten im stillen Verkehr mit dem Paare vollzieht, entlasse sie dann, um ihnen nach einigen Augenblicken in das Vaterhaus der Braut zum Abschluß des Verlöbnisses zu folgen.

Inzwischen aber ist ein zweites Paar, eine Braut aus der Gemeinde mit einem Bräutigam aus einer benachbarten Stadt, eingetreten, um gleichfalls das Aufgebot für den nächsten Sonntag nachzusuchen.

Ich sehe klar die physische und moralische Unmöglichkeit, diese Sache nach dem bereits Vorliegenden noch an diesem Abend nach Gebühr auszurichten, und benachrichtige das Paar, daß vor Nachmittag 2 Uhr des kommenden Tages, da der Sonnabend Vormittag unverkürzt dem Dienst der Gemeinde gebühre, unmöglich sey, es zu hören.

Der Bräutigam remonstrirt unwillig, er sey 2 Stunden weit über Glatteis gekommen, müsse heut noch zurück, könne unmöglich noch einmal kommen u. s. f. Alles das war schlimm, aber abseits des Pfarramts unverschuldet, und nicht so schlimm, als ein übereiltes Verhör und Verstattung des Paares zum kirchlichen Aufgebot gewesen wäre. So mußte es dabei bleiben, daß auf den folgenden Tag verschoben bliebe, was heut in ziemlicher Weise nicht mehr auszurichten war.

Am andern Tage widmete ich mich dem Paar mit eingehender Sorgfalt. Ich sagte zuerst dem Bräutigam: Sie wollen Ihre (gegenüberstehende) Braut (eine früher gefallene) wieder zu Ehren bringen? Noch mit ziemlichem Unwillen antwortete er: Ja. Bald hatte ich aber Beide dahin, daß sie mit Zutrauen auf mich hörten, und es augenscheinlich fühlten, daß ich aus



Liebe zu ihnen die wichtige Sache nicht übereilt. Beide versprechen, die Zwischenzeit täglich jeder einen Psalm und andere ihnen bezeichnete Stücke der Schrift zu lesen, gegenseitig für einander und für das Gelingen ihres Vorhabens zu beten, was sie bis zum Donnerstag nach dem dritten Aufgebot gehalten hatten, als sie sich wieder zur Trauung anmeldeten.

Bevor ich die Aufnahme des Aufgebots abschloß, entließ ich die Braut, um ihre Mutter zur Abgabe ihrer Einwilligung herbeizurufen. Inzwischen setzte ich die Unterredung mit dem Bräutigam fort, der mich mit unzweideutiger Rührung anhörte. Er gestand mir, daß er seine Braut eigentlich nicht kenne; er habe dem Lumpensammler Auftrag gegeben, ihm eine zu suchen, und der habe sie ihm vorgeschlagen. Da der Mann ein Paar Pferde besitzt, so fragte ich ihn, ob er im Falle ein Pferd zu brauchen, den Ankauf so blindlings dem Lumpensammler übertragen werde? Dies verneinte er, und bedauerte, keinen anständigeren Weg erwählt zu haben, obschon ich ihm sagen konnte, über seine Braut nichts Nachtheiliges weiter zu wissen; daß ich auch hoffen könne, Gott werde, wenn sie die ihnen ertheilten Ermahnungen ernstlich beherzigen würden, ihren Leichtsinns übersehen, und ihnen zu dem Ehesegen verhelfen, den ich ihnen aufrichtig wünsche.

(Schluß folgt.)

## Nachrichten.

### Halle.

Die schreckliche Epidemie, von welcher unsere Stadt und Gegend im vorigen Jahr aufs neue heimgesucht worden ist, hat es abermals auf schmerzliche Weise fühlbar gemacht, daß es in Halle, bei anerkannter Trefflichkeit der ärztlichen Hülfe und der medicinischen Institute, doch an einer berufsmäßigen und ausgebildeten Krankenpflege in hohem Grade fehlt. Die Zahl der Pflegerinnen ist so gering, daß selbst die öffentlichen Anstalten nur nothdürftig damit versehen werden können, sie ist für die Privatpflege noch weniger ausreichend und wenn durch allgemeiner verbreitete Krankheiten das Bedürfnis besonders gesteigert ist, bleibt oft nichts übrig, als zu ganz ungeeigneten die Zuflucht zu nehmen. Wäre aber auch eine hinlängliche Zahl vorhanden, so würden ihre Leistungen doch nicht das ersetzen, was evangelische Diaconissen bieten, welche nicht um des Lohnes willen, sondern aus christlicher Liebe die aufopfernden Dienste am Krankenbette übernehmen und in steter Übung und unter ärztlicher Leitung ihre Einsicht und Fertigkeiten ausbilden. Sie haben sich in den großartigen Anstalten von Kaiserwerth und Berlin, in Königsberg, Stettin, Stuttgart, an allen Orten, wo man sie eingeführt hat, durch ihre anspruchslosen Wohlthaten in einem solchen Grade bewährt, daß Viele ihnen zum Danke verpflichtet und selbst die Vorurtheile zerstreut sind, die ihnen bei Ansehen anfänglich entgegenstanden.

Durch solche Erfahrungen bewogen, haben die Unterzeichneten beschlossen, das Ihrige zu thun, um auch in Halle ein evangelisches

Diaconissenhaus zu solcher christlichen Liebespflege zu gründen und dem leitenden Geschäftsausschusse für dasselbe in vorkommenden augenblicklichen Verlegenheiten mit Rath und auch mit That zur Seite zu stehn. Die mitunterzeichneten Professoren der hiesigen theologischen Fakultät halten sich für verpflichtet, dem Entstehen und Gedeihen dieser Anstalt ihre besondere Fürsorge zuzuwenden.

In derselben sollen allerdings, so weit die Mittel reichen, auch Kranke, Erwachsene wie namentlich Kinder, die sich oft in großer Verlassenheit befinden, aufgenommen und gegen eine möglichst geringe Entschädigung versorgt werden. Der Hauptzweck aber soll seyn, Diaconissen zu bilden, die in Halle und der weiteren Umgegend zur Krankenpflege in Privathäusern benützt werden können.

Es bietet sich gegenwärtig die günstige Gelegenheit dar, in Halle ein Grundstück zu erwerben, welches durch gesunde Lage, durch vorläufig genügende Gebäude und großen Gartenraum sehr geeignet zu seyn scheint. Schon ist auch eine nicht unbedeutende Summe für den Ankauf gezeichnet; allein sie reicht bei weitem nicht hin, die Kosten des Kaufs und der Einrichtung zu decken. Wir wenden uns daher an alle diejenigen, welche gleich uns es wünschen, die segensreiche Unternehmung ins Werk gesetzt zu sehen und bitten sie um ihre kräftige Unterstützung. Wir dürfen es weder uns, noch anderen verhehlen, daß nicht geringe Opfer nöthig seyen, um sie zu Stande zu bringen, und wenn wir auf die unablässigen Anforderungen sehn, die gerade in dieser Zeit an die Wohlthätigkeit gerichtet werden, möchten wir wohl geneigt seyn, Besorgnissen Raum zu geben. Wir vertrauen aber dennoch, daß die christliche Liebe zu einem solchen Zweck auch außergewöhnliche Anstrengungen nicht scheuen werde. Sie hat noch keine dieser Unternehmungen wieder untergehen lassen. Und so hoffen wir denn, daß Halle, welches in seinem Waisenhanse ein so mächtiges Zeugnis der Hülfe Gottes hat, die aus Kleinem Großes schaffen kann, auch diese geringere, aber dringend nothwendige Anstalt vollendet sehen werde.

Dr. Pernice, Geh. Ober-Regierungsrath. Dr. Kramer, Director der Frankeschen Stiftungen. Colberg, Stadtrath. Kummel, Stadtrath. E. F. Sasse, Rittersgutsbesitzer. J. Friede, Buchhändler. v. Schlösser, Generalleutnant. v. Basse, Polizei-Director. Ferk. Stahlschmidt, Kaufmann. Theodor Eisentraut, Kaufmann. Helm, Zimmermeister. Dr. Vogel, Professor der Medicin. Dr. Mehner, praktischer Arzt. Dr. H. Knoblauch, Professor der Physik. Dr. Göschen, Professor der Jurisprudenz. Neuenhaus, Superintendent. Dr. Tholuck, Professor der Theologie. Dr. J. Müller, Prof. der Theologie. Dr. Gupfelf, Prof. der Theologie. Dr. Jacobi, Prof. der Theologie.

Beiträge zur Unterstützung, seyen es Vorschüsse zu niedrigen Zinsen oder ganz ohne Zinsen, seyen es einmalige Geschenke oder jährliche Beiträge, sind Frau Consistorialrätthin Tholuck, Herr Stadtrath Colberg, Herr Rittersgutsbesitzer Sasse, und die Mühlmannsche Buchhandlung in Empfang zu nehmen bereit.

Die Redaction theilt die obenstehende Aufforderung mit, weil sie überzeugt ist, daß Manche, denen Halle zum Segen geworden, sich freuen werden, durch Unterstützung des guten Werkes ihre Dankbarkeit betheiligen zu können.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Sonntag den 26. April.

N<sup>o</sup> 34.

## Ueber die Meldung zur Aufnahme des Kirchlichen Aufgebots.

(Schluß.)

Aus diesem Falle leuchtet der schrankenlose Leichtsinne und die gemeine Annahme der Verlobten hervor, daß der Pfarrer überall und augenblicklich zur Erfüllung ihres Willens bereit seyn müsse; nicht minder aber ergibt sich auch, daß sie sich im Falle des Widerstandes eines Besseren besinnen, und ein gutes Wort eine gute Statt finden lassen. Gewiß können die guten Eindrücke jener dem Paare in Liebe gewidmeten Stunde durch spätere Gegenwirkung wieder aufgehoben werden; aber ebenso gewiß ist mir, daß diese Stunde für die eheliche Gemeinschaft des Paares von Bedeutung war. Ich darf auf sie mit amtlicher Befriedigung zurückblicken, während ich, hätte ich augenblicklich nachgegeben, mir sagen müßte, daß ich an dem Paar die schuldtige Amtstreue nicht erfüllt hätte.

3. Endlich bitte ich noch den folgenden Fall anzuhören. Ein achtbarer, wohlhabender Bauer erscheint am Freitag gegen Abend mit seiner Braut, um Aufgebot und Trauung nachzusuchen. Der Bauer ist Wittwer, zählt 47 Jahr und 4 Kinder; die Braut, seine Schwägerin, die in seinem Dienst gestanden, den Unfrieden der Ehe mit ihrer Schwester gesehen, ist ein Mägdelein von 19 Jahren, unbescholten und reich. Ich spreche ihnen meine Ueberraschung unverholen, meine Bedenken mit Vorsicht aus, bitte sie aber, etwa nur zehn Jahr weiter zu denken, wo das Mägdelein erst recht anfangen werde, Weib zu seyn, der Bräutigam dagegen schon auf den Abzug zum Altensitz denke. Jetzt trat eine andere Ueberraschung ein, von der jedoch das Paar sich bald so weit erholte, daß Beide, die Braut zwar mit beklommenem Herzen, erklärten, sie seyen dessen ungeachtet zur Ehe entschlossen und hofften glücklich zu werden.

Ich entgegnete ihnen, ein gesetzliches Hinderniß stehe ihnen nicht entgegen, so schwer es auch zu hoffen sey, daß ihre Ehe sich auf die Dauer als eine glückliche erweisen werde. Ich gab ihnen noch die den Umständen nach angemessenen Ermahnungen, und trug ihnen endlich auf, die beiderseitigen Mütter und den Vormund der Braut zur Abgabe ihrer Erklärung aufzufordern.

Am Sonntabend Nachmittag erschienen diese nach einander. Alle waren zweifellos einverstanden, daß eine Mißhe in Aussicht stehe — aber man habe es sich einmal vorgenommen. Die Braut könne noch lange warten, und dann den Verhältnissen

nach wählen, auch dem Bräutigam könne es gar nicht schwer fallen, eine paßlichere Wahl zu treffen: dies alles räumten sie ein. Ich bat nun die Mütter, ihre Kinder in treuer Liebe zu warnen, den Vormund, seine Pflicht zu thun. Er wollte die Braut noch zu sich bescheiden, ihr das Nöthige vorhalten — aber gewissenhaft zu handeln schien niemand entschlossen.

So erklärte ich denn: mit dem Aufgebot warte ich bis Sonntag über 8 Tage. Dann aber werde ich aufbieten, wenn das Aufgebot nicht abgemeldet wird.

Nach einigen Tagen erschien die Mutter der Braut, deren Wehklagen über den Wehestand der nur kürzlich begrabenen Tochter ich so oft gehört. Sie beklagte sehr, daß sie nicht früher meinen Rath gesucht. Ich erwiderte: Noch sey Zeit. Sie möge sich nur erklären, oder ihre Tochter kommen lassen, daß diese sich erkläre, falls sie ihr Vorhaben aufgebe. Aber anstatt selbst zu handeln, sollte ich handeln, den Bräutigam rufen lassen, ihm noch weitere Vorstellungen machen.

Dies mußte ich als fruchtlos und bedenklich ablehnen, und das Aufgebot nahm am nächsten Sonntag seinen Anfang.

Offenbar trugen beide, sonst bereits verschwägte Verlobte Bedenken, nachdem bereits das Aufgebot förmlich angemeldet war, zurückzugehen. Waren auch andere Triebfedern, wie früher, zum Beschluß des Vorhabens, so jetzt zum Beharren bei demselben wirksam, so ist mir doch kein Zweifel, daß wenn der Aufnahme des Aufgebots eine angemessene Vorbereitung vorausgegangen wäre, die Braut leicht gar nicht zur Anmeldung erschienen wäre, und anstatt einer Mißhe früher oder später zwei wohlangemessene Ehen kirchlich einzusegnen gewesen seyn möchten. —

Vergleichen großen und folgenreichen Mißständen nun, welchen das formlose und unvorbereitete Zutreten des Pfarramts zu dem Vorhaben der Verlobten in zahllosen Fällen unterliegt, kann durch eine einfache Verwaltungsmaßregel erfolgreich vorgebeugt werden, die ich Ihnen zur Prüfung vorzulegen mir erlaube, und von deren Wirksamkeit ich mir zumal sehr wesentliche Erfolge versprechen zu können glaube, falls es Ihnen gefallen würde, sich zu einem gemeinsamen und übereinstimmenden Verfahren in der Diöcese im Sinne meines Vorschlages zu vereinigen.

Es ist dies der folgende: Wir ordnen für das Verhör der Verlobten, zur Prüfung ihres Vorhabens, zur Aufnahme und Erfüllung aller Bedingungen zur Veranstaltung des kirchlichen



Aufgebots im Allgemeinen eine bestimmte Zeit, zu welcher der Regel nach diese Sachen zu verhandeln sind, und machen unseren Gemeinden zu einem oder zu einigen Malen bekannt, daß jederzeit einer der Betheiligten bis spätestens Mittwoch der Woche den Termin zur Annahme des Aufgebots nachzusehen habe, der niemals später als bis Freitag in der Woche stattfinden könne.

Dieser Weg wird uns in vielen Fällen Raum verschaffen, geeignete Erkundigungen einzuziehen, auf seelsorgerischem Wege Unzuträglichkeiten vorzubeugen, jedenfalls am Tage des Termins gesammelt, und für diejenigen Fragen vorbereitet zu seyn, die, falls wir damit überrascht werden, auch den Geübtesten in Verlegenheit setzen können. Dieser Weg empfiehlt sich auch dadurch, daß sich die Verwaltung des Pfarramts in Uebereinstimmung mit dem Verfahren anderer Behörden setzt, die für die Abmachung oft ganz unwesentlicher Förmlichkeiten nicht ohne sorgfältige Vorbereitung und Anhalt an festbestimmte Termine vorgehen. Unsere Gemeinden werden, wenn wir diesen Weg im Dienst ebenso ihres eignen Wohlergehens, als der kirchlichen Ordnung betreten, das Heilsame desselben binnen Kurzem erkennen, und wir werden hierbei viel Gelegenheit finden, der Reform der Ehe durch Vermittlung eines wohlgeordneten Anfanges unserer Thätigkeit wesentliche Dienste zu leisten.

Falls Sie nun, wie ich hoffe, die Zuträglichkeit dieser Maßregel im Allgemeinen anerkennen können, darf ich mir schließlich erlauben, Ihnen diejenige Formel vorzulegen, mit welcher ich bereits, durch Bekanntmachung am Schlusse des Gottesdienstes, diese Ordnung in meiner Gemeinde eingeführt habe, und Ihnen anheingeben, nach Befinden sich eben diese, oder eine sonst entsprechende, anzueignen und vorzutragen. Es ist die folgende:

„Der christlichen Gemeinde wird bekannt gemacht und zur sorgfältigen Beachtung empfohlen, daß, wenn Verlobte beabsichtigen, das kirchliche Aufgebot nachzusehen, es jederzeit notwendig ist, daß einer der Betheiligten dieses Vorhaben spätestens bis Mittwoch bei dem Pfarramt anmelde, damit der Termin zur Prüfung des Vorhabens und zur Aufnahme des Aufgebots, welcher niemals später als Freitag stattfinden kann, zu rechter Zeit anberaumt, auch die erforderlichen Vorbereitungen zum Verhör der Eltern, Vormünder, oder sonst noch zur Abgabe ihrer Zustimmung oder zur Versagung ihrer Einwilligung Berechtigten, getroffen werden können.

Falls dies versäumt wird, kann auch der Termin zur Aufnahme des Aufgebots erst in die folgende Woche verlegt werden, da das Pfarramt, welches die Verlobten an Gottes Statt zu einem heiligen Bunde zusammenzufügen hat, sich hierbei keine Uebereilung zu Schulden kommen lassen darf; um so weniger, als hierdurch Verlobte sich nicht selten selbst in einen endlosen Wehstand stürzen, auch der heilige Bund der Ehe leicht schon durch einen übereilten und unheiligen Anfang gefährdet und entheiligt wird.“

Nach Vortrag des Obigen sprach die Synode zunächst sich einstimmig über das dringende Bedürfniß einer entsprechenden Maßregel und die Angemessenheit der vorgeschlagenen im Allgemeinen aus. In Betreff der Landgemeinden war man ebenso einstimmig, daß die sofortige Ausführung der Maßregel weder schwierig noch bedenklich sey, daß dieselbe, in besonnener Weise ausgeführt, sich als heilsam erweisen werde. Schwieriger und insofern bedenklicher erschien es in Hinsicht der Stadtgemeinden, alsbald in gleicher Weise vorzugehen, obschon zugleich anerkannt wurde, daß gerade die maßlose Willkür der Anforderungen an das Pfarramt hier um so dringender eine schützende Ordnung fordere.

Dies gab Veranlassung, die Frage zu erwägen, ob überhaupt das Pfarramt berechtigt sey, auf die bezeichnete Weise vorzugehen; ob beispielsweise dasselbe das Recht habe, das persönliche Erscheinen der Verlobten Behufs der Aufnahme des Aufgebots zu fordern? Ein Mitglied der Synode führte an, daß ihm diese Befugniß von Seiten der Verlobten schlechthin bestritten und der Beweis gefordert sey, daß sie verpflichtet seyen, vor ihm persönlich zu erscheinen.

Hiergegen machte zunächst der Ephorus der Diöcese geltend, daß diese Verpflichtung thatsächlich unwidersprechlich sey, indem andernfalls der Pfarrer den größten Verlegenheiten ausgesetzt seyn würde, wenn, wie zuweilen wirklich vorgekommen, einer der Betheiligten die nur durch stellvertretende Personen erklärte Zustimmung vor der Trauung ablänge, und sonach der Pfarrer, der unborsichtig aufgeboten, bloßgestellt und verantwortlich sey.

Demnach wurde aber auch darauf hingewiesen, daß es sich gar nicht um irgend welche formelle Berechtigung des Pfarramts gegenüber der Gemeinde handle, sondern einzig und allein um die Verpflichtung des Pfarrers, sein Amt als Diener Gottes und der Kirche auszurichten, und demnach um eine nothwendige Ordnung zur Erfüllung dieser Verpflichtung, damit es demselben in Wahrheit möglich werde, die verlobten Paare in den Genuß der Segnungen der Kirche einzuführen. Nicht einmal die Wahrnehmung der bürgerlichen Bedingungen zur Eheschließung sey bei der maßlosen Uebereilung des Pfarramts gesichert, und der Pfarrer laufe nicht selten Gefahr, für Versehen verantwortlich zu werden, die bei der Hast, mit der man gewöhnlich in den letzten Stunden der Woche seine Dienste in Anspruch nehme, unmöglich immer zu vermeiden seyen.

Es sey deshalb die Aufrihtung einer Ordnung, wie die vorgeschlagene, nichts anderes, als eine Verwaltungsmaßregel zur wirklichen Ausrichtung der dem Pfarramt aufliegenden Verpflichtungen, deren Nothwendigkeit sich aus der Natur der Sache ergebe; mit der Verpflichtung des Pfarramts, die öffentliche Ehepflege wahrzunehmen und namentlich die Eheschließung im Namen der Kirche und des Staates zu vollziehen, sey die Berechtigung, eine entsprechende Geschäftsordnung einzurichten, von selbst gegeben. Die Aufstellung einer allgemeinen Geschäftsordnung für die Kirche von Seiten der Behörden könne bei der Verschiedenheit der lokalen Verhältnisse mißlich seyn. Nimmer aber könne der Mangel eines allgemein gültigen Regulativs für die Verwaltung des Pfarramts in dieser Hinsicht die Berechtigung des letzteren zweifelhaft machen, Ordnung in seine Verwaltung zu bringen, soweit eben jene zur Ausführung dieser unerlässlich sey.

Hierauf wurde wiederholt und von allen Seiten die Rücksichtslosigkeit hervorgehoben, mit welcher zumal die unfürhlichen Mitglieder der Gemeinden in den hierher gehörigen Fällen das Pfarramt an-



laufen, welchem die zuchtlose Menge sich längst gewöhnt habe, nur Verpflichtungen beizulegen, dagegen ihm alle, und selbst diejenigen Berechtigungen abzuspochen, durch welche die Erfüllung jener schlechthin bedingt ist. Die Autorität der Kirche und des Pfarramts als solchen sey aus dem Bewußtseyn der überwiegenden Menge so gut als ganz geschwunden, und wenn dies zum großen Theil auch durch die schlaffe Verwaltung des Pfarramts selbst verschuldet sey, so sey es doch ebenso von der Liebe zu der Gemeinde und allen ihren Gliedern, als von der Pflicht gegen das kirchliche Amt geboten, wieder einzulenken und Ordnung an die Stelle der Willkühr zu setzen.

Einsender glaubt diesen Bericht mit der Bemerkung schließen zu dürfen, daß es nur darauf ankommen werde, der Gemeinde überall fühlbar werden zu lassen, daß es mit der bezeichneten Ordnung sich um nichts anderes, als um den Dienst der Liebe, um einen Weg handele, auf welchem das Pfarramt seine Verpflichtung gegen die Gemeinde treu und redlich zu erfüllen vermöge, um letztere auch zur freudigen Anerkennung dieses Dienstes bereit zu machen. Denjenigen aber in den Gemeinden, die ihre eigne Zuchtlosigkeit und Willkühr auch in der Verwaltung des Dienstes der Kirche wiederfinden möchten, wird es zu erfahren nur heilsam seyn, daß die Kirche diese Zumuthung zurückweist, daß auch der anspruchlose Diener der Evangelischen Kirche in der Autorität dieser und ihres göttlichen Hauptes feststehe.

Wn.

F. L.

### Ueber volksthümlich erbauliches Bilderwesen. \*)

Der Stand der religiösen, sittlichen und intellektuellen Bildung einer gegebenen Periode wird sich im Guten wie im Schlimmen kaum irgendwo deutlicher abspiegeln und seine eigene Signatur kenntlicher schaffen, als auf dem Gebiet der bildenden Künste. Das dürfte im Allgemeinen kaum Jemand in Abrede stellen, dem nicht überhaupt die Bedeutung der sinnlichen Darstellung und ihres Einflusses fremd ist. Ebenso wenig bedarf es hier wohl einer Beweisführung für die Behauptung, welche eigentlich schon in jener Thatsache begründet ist: daß Leben und Kunst in fortwährendem Wechselverhältniß zu einander steht, wo jedes von beiden immer zugleich als Ursache und als Wirkung erscheint. Wenn man aber über das relative Verhältniß zwischen gut und schlimm in der Kunst und im Leben sich nicht so leicht verständigt — wenn mehr oder weniger darüber gestritten werden mag, inwiefern das ungenügende, un-

erfreuliche, widerige oder unfreiwillig lächerliche in der Kunst entsprechende Züge des Lebens andeute, so liegt die Schwierigkeit meist nicht in der Sache selbst, sondern in den mangelhaften oder irrigen Voraussetzungen, womit man von der einen oder andern Seite an sie herantritt. Zunächst sind zwei Dinge sehr zu unterscheiden, die doch sehr Allgemein verwechselt oder zusammengeworfen werden, weil sie auf den an sich schwachen, oder wenig gebildeten, oder verbildeten Kunstsinne einen wenig oder gar nicht zu unterscheidenden Eindruck machen. Es sind dies die Symptome erst beginnender und insofern mangelhafter Entwicklung, also der Kindheit und Rohheit der Kunst und jene der Verbildung, der Ueberbildung, der Verwilderung, oder der Abstumpfung, Erschlaffung und Verhärtung — mit einem Worte der Alters- und Krankheitschwächen. Erstere nun können gar wohl in einer wesentlich und überwiegend — nach dem Maaße und der Eigenart der gegebenen Zeit, Nationalität und Localität — gefunden, für den kundigen Blick erfreulichen und würdigen, jedenfalls hoffnungs- und zukunftreichen Periode des nationalen Lebens Statt finden, so wenig sie auch an sich den Anforderungen des künstlerisch Schönen entsprechen. Trägt aber der Mangel an wirklicher Schönheit in der Kunst jene andere Signatur, die wir im Gegensatz zu der aufsteigenden Entwicklung als ein Herabsteigen und Sinken erkennen, so deutet sie in der Regel auf einen entsprechenden Verfall des sittlichen und geistigen Lebens, wenigstens in den Schichten des Volkslebens, welche überhaupt kunstfähig sind — wenn wir den Ausdruck in dem Sinn des allgemein verständlichen „hoffähig“ brauchen dürfen. Zu den bedenklichsten Symptomen und Früchten des Verfalls der Kunst, welche am innigsten mit den bedenklichsten Momenten des sittlichen Verfalls zusammenhängen gehört aber unstreitig das, was wir kurzweg als das Manierirte und Affectirte bezeichnen wollen. Und zwar ist diese Erscheinung deshalb sowohl an sich und in der Kunst, wie in ihrer Bedeutung als Spiegel des Lebens besonders und vor andern Unschönheiten zu fürchten, die sich vielleicht stärker und unangenehmer aufdrängen, weil sie eine Krankheit, eine Corruption in den feinern, höhern und edlern Regionen ist und andeutet. Ohne weitere Ausführung dürfen wir aber wohl ferner behaupten, daß nach allen Gesetzen des Gemüthslebens von allen Arten der Manier in der Kunst ohne allen Zweifel wieder die sentimentale Manier die bedenklichste ist.

Das bisher gesagte bedürfte zwar, um mancherlei Einwendungen zu begegnen, noch mancher Limitationen, Ausführungen und Vorbehalte, die uns indessen hier viel zu weit führen würden. Doch mögen noch einige Bemerkungen gestattet sein. Erstlich ist nicht zu vergessen, daß auf diesem wie auf allen Gebieten lebendiger Entwicklung die Grenzen mehr oder weniger flüchtig sind und die verschiedenartigsten Momente und Perioden der Entwicklung in Anfang und Ende sich verschränken, hinüber und herüber greifen. So können in der Kunstproduktion derselben Zeit, derselben Schule, desselben Kreises, ja desselben Individuum Momente der Rohheit des Kindesalters und der Altersschwäche

\*) Ein Theil dieses Artikels, die ausführliche Anzeige der Vorbilder des Evang. Vereins, ist schon in Nr. 104 des vorigen Jahrgangs der Ev. R. Z. abgedruckt und fällt daher hier aus. Eine Erwähnung oder gar Besprechung von Delgemälden, Fresken u. s. w. oder sonst von großen kostbaren Kupferstichen u. s. w. wird schon nach der Ueberschrift hier Niemand suchen.



vorkommen. So kann auch eine gesunde, sittliche Reaktion das Leben mehr oder weniger weit durchdringen, ohne sich doch schon in der Kunst geltend zu machen, oder dem Einfluß des Verfalls auf diesem Gebiete entziehen zu können. Umgekehrt dann auch in der Kunst, eben weil nicht alle Gebiete und Schichten des Lebens zu allen Zeiten und gleich sehr sich an ihrer Entwicklung betheiligen. Wer aber zweitens aus solchen Erscheinungen schließen wollte, daß die gesunde sittliche Entwicklung nicht von der ungesunden Kunst, soweit beide Gebiete sich berühren, afficirt, gefährdet, aufgehalten, bedroht werde — daß die gesunde würdige Kunst keinen förderlichen Einfluß auf die Lebensgebiete übe, welchen sie entspricht oder auf welche sie übergeht — daß umgekehrt die Regeneration sittlicher Lebensströmungen ohne Einfluß auf die Kunst bleiben könne, sobald sie bis zu dem Gebiet der künstlerischen Schöpfung durchgedrungen — wer über diese Punkte erst eine weitere Erörterung und Beweisführung forderte, wozu hier nicht der Ort, der würde nur einen sehr mangelhaften Verus zum Urtheil nach beiden Seiten bewähren. Dabei kommt aber allerdings noch drittens die Bedeutung der Gegenstände der Darstellung eben so sehr in Betracht, als die Darstellung selbst. Es giebt ohne Zweifel Gegenstände, deren Darstellung schon an sich den sittlichen Verfall der Kreise bezeichnen, welche dieselben der Kunst aufdrängen. Diese aber wird nicht allsogleich von der Unsittheit ihres Gegenstandes in der Schönheit der Darstellung afficirt werden, wenn auch die Wirkung auf die Länge nicht ausbleibt.\*) Eben so werden sittlich würdige Gegenstände von einer mehr oder weniger entarteten Kunst nicht allsogleich aller ihnen innewohnenden sittlichen Bedeutung und Wirkung beraubt und entleert werden können. Auf die Länge aber kann auch diese Wirkung nicht ausbleiben. Vielmehr wird sehr bald sich jenes alte: *corruptio optimi fit pessima* bewähren.

Dabei wird im Guten wie im Schlimmen die Intention einen großen Einfluß üben. Denn die Kunst oder der Künstler muß die sittliche Idee, welche in dem Gegenstand liegt, im Guten wie im Schlimmen, sich subjectiv aneignen — wenigstens mit der Intelligenz und Phantasie. Wieweit auch das sittliche Leben des Darstellenden subjectiv individuell davon berührt werden kann oder muß, brauchen wir nicht zu untersuchen; soweit es aber geschieht, wird ein mehr oder weniger günstiger Einfluß auf die künstlerische Thätigkeit unter sonst gleichen Umständen gewiß nicht ausbleiben. Eine ganz andre Sache aber ist die Intention, welche auf eine gewisse allgemeine gute Absicht einer sittlichen Einwirkung durch die Darstellung eines entsprechenden

Gegenstandes, oder wohl gar nur auf die Wahl des Gegenstandes hinausläuft. Damit allein wird — auch abgesehen von aller Hypokrisie — die Darstellung nimmermehr vor den schlimmsten Einwirkungen der entarteten Kunst geschützt werden, in deren Hände sie fällt. Diese Einwirkungen werden aber unfehlbar die Verwirklichung jener guten Absicht mehr oder weniger verhindern, verflummern oder in das Gegentheil verkehren. Und zwar ist es zumal ein Moment in dem Wesen der entarteten, besonders aber der sentimental manierten Kunst, welche den verderblichsten Einfluß auf die sittliche Wirksamkeit auch des in der besten Intention gewählten und dargestellten Gegenstandes ausübt — die Unwahrheit. Und daraus ergibt sich umgekehrt die Erscheinung, die wir noch zuletzt hier hervorheben möchten: die wenn auch niedrigere und mehr nur reale, materielle Wahrheit in der Kunst, ist immer Sache einer ehrlichen, treuen, selbstverläugnenden Intention, oder doch des — wenn auch mehr oder weniger unbewußten — sittlichen Gefühls. Eben deshalb ist sie (unter sonst gleichen Umständen) der Sittlichkeit der Darstellung und ihrer sittlichen Wirkung relativ immer förderlich. Sie corrigirt jedenfalls die etwa durch den Gegenstand selbst bedingten unsittlichen Wirkungen am allerwirksamsten. Wir sagen: „unter sonst gleichen Umständen“ — und wenn man uns zu einem Paradoxen zwingen wollte, so würden wir nicht anstehn zu behaupten: ein an sich unsittlicher Gegenstand wirkt durch die möglichst wahrhafteste Darstellung relativ weniger unsittlich, als durch eine manierte, sentimentale Halbverhüllung und Milderung, worin immer eine Hypokrisie liegt. Die Wahrheit der Darstellung findet aber nicht blos bei Gegenständen aller Art Raum, sondern auch bei der verschiedenartigen Auffassung derselben. Wie es unzählige Gegenstände der Darstellung giebt, welche ihrer Natur nach keine tiefere, erhabenere idealere Auffassung zulassen, oder dieselbe doch nicht zwingend fordern — wie eben diese Darstellungen in ihrer einfach realen Wahrheit ganz objektiv in dem Sinn und nach dem Maaß ihres Gegenstandes wirken, so leiden sogar die erhabensten Gegenstände bei einer solchen Darstellung sehr viel weniger, als bei dem vergeblichen unwahren Aufschwung der manierten Darstellung. Dies ist die Signatur des, wenn wir so sagen dürfen, ehrlichen Realismus in der Kunst, wo man zwar vergebens auch bei den sittlich erhabensten Gegenständen eine ganz entsprechende Einwirkung suchen wird, wo aber auch eine sittliche Gefahr nur von wirklich an sich unsittlichen Gegenständen zu fürchten, während (wie gesagt) die Unwahrheit, die Manier auch die erhabensten sittlichen Momente des Gegenstandes nicht nur abschwächt, sondern vergiftet. Verbindet sich mit einem tüchtigen, ehrlichen Realismus jener wunderbare, schwer festzuhaltende und zu definirende aber so leicht zu spürende Moment der Seele, des Gemüths, ja auch nur der Gemüthlichkeit in naiver Unmittelbarkeit, so möchte leicht daraus, bei sonst gleicher Bedeutung des Gegenstandes, die durchschnittlich größte Wahrscheinlichkeit eines gefunden sittlichen Einflusses sich ergeben. Solche Kunstwirkungen werden am sichersten die entsprechende Stimmung und Em-

\*) Auf eine nähere Erörterung der Frage: welche Gegenstände künstlerischer Darstellung an sich als unsittlich zu verwerfen sind, brauchen wir uns hier nicht einzulassen. Wir wollen uns nur gegen die in christlichen Kreisen ziemlich allgemein verbreitete Voraussetzung verwahren, als läge in dem sog. Nackten schon an sich eine Unsittheit. Noch viel weniger giebt Verhüllung eine Bürgschaft für Sittlichkeit!



pfänglichkeit des Kunstsinns der gefunden und wenn auch nicht grade der wahrhaft gebildeten, doch nicht ganz verbildeten Strömungen oder Schichtungen des nationalen Lebens erzeugen, anregen, ergreifen und fortbilden. Hier liegt das Gebiet der gefunden Volksthümlichkeit. Daß die Gemüthlichkeit nach einer Seite hin in ziemlich flüssigen Gränzen mit gewissen relativ besseren Aliancen der Sentimentalität zusammenhängt, muß uns nur um so wachsamere nach dieser Seite machen.

Der Uebergang von diesen vorläufigen Allgemeinheiten zu dem besondern Gegenstand der uns beschäftigt, wäre sehr leicht gefunden, sobald man zugiebt, daß das Erbauliche überhaupt sich zur künstlerischen Darstellung eignet, daß die Kunst — namentlich die bildende Kunst — fähig und würdig, ja berufen ist, dasselbe in den Kreis ihrer Darstellung zu ziehen. Dagegen nun dürften heutzutage nur sehr Wenige auch in den strengsten christlichen Richtungen ausdrückliche und bewußte Bedenken haben. Die Zeiten des strengen ascetischen Puritanismus und Pietismus sind vorbei, sowohl in ihren würdigsten und großartigsten, als in ihren widrigsten, kleinlichsten und trübseligsten Erscheinungen. Sollten aber doch etwa solche Stimmen sich noch erheben, so brauchen wir sie jedenfalls hier nicht weiter zu berücksichtigen, als daß wir daran erinnern, wie entschieden Luther im Gegensatz zum „Vorgeben etlicher Abergelästlichen“ seiner Zeit, sich dagegen verwahrte, daß durch das Evangelium nicht alle Künste zu Boden geschlagen werden und vergehen sollten, viel mehr dasselbe alle Künste im Dienst Dessen sehen wollte, der sie gegeben und erschaffen.“ — Immerhin mag auch die Berufung auf diese Autorität überflüssig sein; immerhin mag sein, daß Niemand läugnen wird, daß die bildliche Darstellung erbaulicher Gegenstände durch den sinnlichen Eindruck die erbauliche Wirkung der Erklärung und Belehrung verstärkt. Das giebt vielleicht Jedermann zu; aber nicht Jedermann erkennt zugleich auch an, daß die Kunst auch auf diesem Gebiete nur nach ihren eigenen Lebensgesetzen gedeihen und wirken kann. Und daran kann nicht oft und dringend genug erinnert werden.

Können wir nun auf die Zustimmung unserer Leser zu dieser Auffassung rechnen, so sollte es wohl kaum eines weiteren Beweises bedürfen, daß die oben dargelegten allgemeinen Gesichtspunkte auch für die künstlerische zumal bildliche Darstellung erbaulicher Gegenstände durchaus ihre Anwendung finden. Wer aber etwa mit jenen unsern Prämissen nicht einverstanden sein, oder sich nicht darin zurecht zu finden wissen sollte, oder (was so oft der Fall ist) wer es damit zu leicht nehmen und nur so gedankenlos, oder nach augenblicklichem Belieben mit diesen Dingen gebahren möchte, den verweisen wir ganz einfach auf die heilige Schrift, und kommen damit für unsern Zweck eben so weit. Wie der Sündenfall durch Lüge und Häßlichkeit die schöne Schöpfung Gottes entstellt und zerstört hat, so haben

Wahrheit und Schönheit — „was lieblich ist“ — ohne allen Zweifel eine unbedingte Berechtigung in dem christlichen Leben als Frucht und als Ziel der Erlösung von der Herrschaft der Sünde. Es wäre nun viel darüber zu sagen woher es kommt und wohin es führt, daß im Leben auch ernster und wahrhafter christlicher Kreise und Familien dem Schönen, dem Lieblichen oft so wenig Recht und Raum und Aufmerksamkeit gegeben wird — dazu aber ist hier begreiflich nicht der Ort. Gewiß wird Niemand aus der Liebe behaupten, daß das Unschöne, Rohe, Widrige der äußern Erscheinung schon an sich zu dem Schluß auf einen irgend entsprechenden Mangel an den unmittelbaren, unerläßlichen und höheren Früchten des Geistes erlaube. Ja, es muß unbedingt zugegeben werden, daß zumal auf den niedrigen, dürrigern Lebenspfaden, sich die lieblichsten Blüthen des Glaubens bei sehr unlieblichen äußern Umgebungen, Sitten u. s. w. finden. Eben so gewiß aber muß als Regel festgehalten werden, daß die geistliche Lieblichkeit immer wenigstens auch in einer relativen Milderung der materiellen Unlieblichkeit wirksam sein wird, wenn es sie auch nicht ganz zu überwinden vermag, wonach sie doch ihrer Natur nach immer strebt, wenn auch ganz unbewußt. Ist die Liebe „das Band der Vollkommenheit“, so ist damit schon angedeutet daß die leibliche Lieblichkeit, die Schönheit, Frucht, Ausdruck, aber auch mitwirkende Ursache jener Vollkommenheit ist.

Nach allem Bisherigen können und müssen wir es als ein unabweisliches Erforderniß an die christlich-erbauliche Kunstdarstellung festhalten, daß sie womöglich sogar noch mehr als jedes andere Kunstgebiet die Gesetze der Wahrheit und Schönheit einhalte. Je näher aber grade hier die Versuchung liegt, durch und in der allgemeinen frommen Intention oft sogar ohne alles tiefere, ernstere, treuere Eingehn in die konkrete Idee des Gegenstandes — zu geschweigen denn der Gesetze der Darstellung! — die Sünden gegen die künstlerische Wahrheit und Schönheit zu entschuldigen oder zu übersehen, desto entschiedener muß im Interesse sowohl der Kunst als der Erbauung dagegen Verwahrung eingelegt und auf Treue, Wahrheit und Schönheit gedrungen werden. Und zwar gilt dies keineswegs etwa bloß für den darstellenden Künstler selbst, sondern auch für alle diejenigen, auf deren Erbauung es dabei abgesehen, die eine Erbauung in solchen Darstellungen selbst suchen oder andern verschaffen oder gestatten. Auf allen Gebieten und Stufen der Kunst geht die Verschuldung und Verantwortlichkeit der Künstler und ihrer Kunden und Gönner — ihres Publikum Hand in Hand zu gleichen Theilen. Dies gilt aber in dem Maaße mehr, und die Verantwortlichkeit häuft sich namentlich in dem Maaße mehr auf Seiten des Publikum, oder — und hier ist der Ausdruck vollkommen berechtigt — der Arbeitgeber, wie eben die Kunst zum bloßen Handwerk und Handel wird und eben dadurch



die stolze Selbstständigkeit und Unabhängigkeit verliert, welche auf den Höhen der Kunst wohnen mag. Es leuchtet aber ein, daß dies hauptsächlich seine Anwendung auf das Gebiet der sog. volksthümlichen, populären Kunst, oder der für das Volk im engeren Sinne bestimmten Darstellungen findet. Befinden wir uns aber damit auch gleich auf dem Gebiet der Unmündigkeit des ästhetischen Urtheils, so müssen wir die eigentliche Verantwortlichkeit natürlich weder bei den Producenten und Verkäufern, noch bei den Käufern und Consumenten suchen, sondern bei den Vormündern der letztern. Wo aber soll dieser vormundschaftliche Beruf liegen, wenn nicht diejenigen unter den gebildeten Volksgenossen ihn anerkennen, welche mit dem christlichen Volk auf einem und demselben geistlichen und kirchlichen Grund und Boden stehen? Also hier gilt es vor Allem den Dienern der Kirche an der Gemeinde und im kirchlichen Regiment, dann der christlichen Obrigkeit an ihrem Theil, endlich der christlich-conservativen Aristokratie, wie eng oder weit man eben diesen Begriff nehmen mag. — Wenn diese nicht zu solcher Bevormundung auch auf diesem Gebiet berufen sind, so ist freilich jede weitere Erörterung der Möglichkeit überflüssig, die Unmündigen vor den verderblichen Einflüssen der schlechten Kunst, vor dem Unfug der schlechten Bilderfabrikation und des schlechten Bilderhandels zu bewahren. Denn in solche Hände ist die Befriedigung des im Volk wie in der Kinderwelt vorhandenen mächtigen Bedürfnisses nach Anschauung, nach bildlicher Darstellung aller der idealen Dinge, für die es überhaupt Interesse und Sinn hat, leider größtentheils gefallen.

Dürfen wir aber hier die Voraussetzung fest halten, daß ein solcher Beruf dort wirklich vorhanden und anerkannt wird, oder doch werden muß, wo wir ihn suchen, so ist damit in der That eine schwere Last der Verantwortlichkeit für eine gräuliche Verwilderung, Verödung und Unfruchtbarkeit eines großen und wichtigen Gebiets des christlichen Volkslebens angedeutet und anerkannt. Denn in der That — wenn es auch, wie wir später sehen und mit Freuden anerkennen werden, in der neuern Zeit auf dem durch den Bilder- und Kunsthandel getragenen Gebiet der christlichen Kunst nicht an einer sehr erfreulichen Produktion fehlt, so ist diese doch nur noch in sehr geringem Maaße dem eigentlichen Volke, den ärmern und untern Schichten zugänglich geworden. Und zwar wirken hier zwei Ursachen zusammen: der für diesen Markt zu hohe Preis der bessern Bilder und die Ueberschwemmung des Marktes mit wenigstens scheinbar wohlfeilen, aber maaßlos schlechten Bildern. Diese letztern beherrschen aber den Markt um so sicherer, da sie den Sinn und Geschmack des Volkes auf derselben niedrigen Stufe finden und halten, auf der sie selbst stehn. So kann das Bedürfnis nach dem Bessern, wenigstens von selbst gar nicht aufkommen, und auch die zweckmäßigsten Bestrebungen es zu wecken sind mit viel größern Schwierigkeiten verbunden, als eben aus der ganzen anderweitigen Volksbildung und ihrem Kunstbedürfnis an sich und ohne diese Art seiner Befriedigung hervorgehen könnten.

Die Thatfache, daß neun Zehntel, ja neun und neunzig Hunderttheile der ganzen ungeheuern Masse von Bildern, welche Jahr aus Jahr ein vom deutschen Volk konsumirt werden, auch nach dem billigsten Maaße der Kunstansforderung gemessen schlecht sind, wird bei einiger Bekanntschaft mit der Sache gewiß Niemand leugnen, der irgend selbst den geringsten Anspruch auf ästhetisches Urtheil und Bildung machen kann. Weiter wird wohl eben so wenig in Abrede zu stellen sein, daß jene Schlechtigkeit ganz überwiegend nach der schlimmsten Seite liegt, wo die Bedeutung derselben für das sittliche Leben am aller bedenklichsten ist. Es sind ganz überwiegend Früchte nicht etwa einer kindlich oder knabenhaft naiven Rohheit der Kunst, aus der noch etwas Besseres sich entwickeln könnte; sondern es ist eine Vegetation der Fäulnis, der Verwilderung. — Es sind meist Machwerke der Rohheit abgelebter, unwiderbringlich verdorbener, impotenter oder hybrider Stümperei. Die Manier aber, die Affectation, zumal die sentimentale Manier ist recht eigentlich die Blüthe dieser Fäulnis. Hier sehen wir zunächst ganz von den Gegenständen und Tendenzen ab. Wir reden bloß von dem Kunstwerth dieser Fabrikate. Man darf aber eben überhaupt nicht viel Werth auf die Kategorien der Darstellungsgegenstände und namentlich nicht auf den Unterschied des gegenständlich Profanen und Erbaulichen legen. Die Gränzen sind — sogar was die Natur und Tendenz der Gegenstände selbst betrifft — viel zu flüssig. Das alte Testament und noch mehr die Apokryphen bieten so manchen Gegenstand, der für die bildliche Darstellung sich trefflich eignet, ohne an sich und äußerlich im strengern Sinn erbaulich zu seyn — wenigstens nicht erbaulicher, als gar viele Momente der Profangeschichte, besonders wenn wir z. B. an die Reformations- und Missionsgeschichte denken. Außerdem aber darf man nicht vergessen, daß auch die Profangeschichte an sich — namentlich die vaterländische Geschichte — ja, daß das ganze Leben der Natur und der Menschen in bildlicher Darstellung sich zu einer erbaulichen, oder doch der Erbauung aus deren eigentlichen Quellen wirksam nachhelfenden Auffassung und Darstellung vollkommen eignen. — Aber eben so sehr eignet sich das Alles auch zu einer entgegengesetzten Behandlung. Man darf mit einem Worte auf diesem Gebiet so wenig wie auf irgend einem andern den Begriff, die Berechtigung, die Bedürfnisse und Bedingungen christlicher Bildung aus den Augen verlieren und die an sich weltlich profane Seite durch scharfe Trennung und Ausschließung von geistlicher Erbauung der wirklichen ungeistlichen Verwilderung Preis geben. Wie die schlechte Kunst namentlich in der wohlfeilen populären Bilderfabrikation alle Gebiete der darstellbaren Welt durch Unschönheit und Unwahrheit — auch wo sie nicht mit unsittlicher Intention Hand in Hand geht — entstellt und mißbraucht, so darf die gute, schöne, wahre, die christliche und eben dadurch erbauliche Kunst keines von allen diesen Gebieten vernachlässigen. Sie muß sie alle für das Reich Gottes erobern und fruchtbar machen.

Fassen wir aber auch die relative Bedeutung des Unter-



terschieds zwischen erbaulichen und profanen Gegenständen ins Auge, so können wir nur um so entschiedener gegen den Strom des schlechten Bilderhandels protestiren. Unsittliche Gegenstände der rohesten Art, oder solche, die den positiven, aggressiven Gegensatz gegen Christenthum, oder gegen bürgerliche und politische Ordnung offen an der Stirn tragen, sind wenigstens von dem öffentlichen Bilderhandel durch polizeiliche Controlle ziemlich ausgeschlossen. Daß ein heimlicher Bilderhandel auch auf dem Lande und besonders in kleinen Städten oft genug auch den verwerflichsten Gelüsten und Gesinnungen Befriedigung verschafft, dafür fehlt es leider nicht an Zeugnissen und Anzeichen. Jedenfalls aber nimmt der Hauptstrom des Bilderhandels seine Gegenstände fast zu gleichen Theilen aus zwei Gebieten. Das erste ist das Gebiet des profanen, aber mehr oder weniger sittlich neutralen Alltagslebens und der sehr wenigen Punkte der Geschichte, der Poesie oder Sage, welche dem Volksbewußtseyn nicht ganz fremd geworden. Welchen Einfluß hier die schlechte Darstellung auf den sittlichen Charakter und die Wirkung der Bilder hat, läßt sich leicht ermessen, da der Gegenstand selbst kein positives Correctiv gegen die Rohheit, Gemeinheit oder Unsittlichkeit der Auffassung und gegen die entsprechende Unwahrheit in Rohheit oder Manier der Darstellung bildet. Wer sich aber damit beruhigen wollte: „die Gegenstände selbst sind doch meist nicht so zart und erhaben, daß viel daran zu verderben wäre!“ — der muß wahrlich wenig gewohnt seyn, über solche Dinge ernstlich nachzudenken. Wir aber haben hier weder Lust, noch Raum zu einer weitem Erörterung über die Macht, welche eben das Alltägliche, das Triviale in dem so überwiegend trivialen Alltagsleben des Volks ausübt. Man denke doch z. B. nur einen Augenblick ernstlich an die Bedeutung des Familienlebens auch in dieser Beziehung und als Gegenstand solcher Darstellungen!

Wie dem aber auch sey, so wird es jedenfalls hier nicht nöthig seyn, gegen eine Anwendung jenes schlechten Trostes auf das zweite Gebiet der Gegenstände der Bilderfabrikation zu protestiren. Es handelt sich um unmittelbar erbauliche Gegenstände aller Art, sowohl aus der heiligen Geschichte, als aus dem christlichen Glaubens- und Gefühlsleben — so weit dasselbe sich zur bildlichen Darstellung eignet — also namentlich in der Allegorie oder dem Gleichniß und Beispiel, welches dann wieder zum Alltagsleben zurückführt. Im römisch-katholischen Bilderwesen nimmt dann begreiflich die Legende einen sehr breiten Raum ein. Gemeinsam ist aber beiden kirchlichen Gebieten nicht etwa bloß die Lichtregion der heiligen Geschichte und des kirchlichen Glaubens, sondern auch die Nachtheile des Aberglaubens. Bei dem evangelischen Volk werden namentlich mancherlei verworrene Anklänge römischen Aberglaubens mit jenen des ältern heidnischen Wesens verwebt.

Wie wirkt nun die schlechte Bilderfabrikation in der Ausbeutung erbaulicher Gegenstände? — Daß auch daran „nichts zu verderben ist“, wird im Ernst Niemand behaupten. Wollte man sich aber hier umgekehrt dabei beruhigen, daß die

erbauliche Wirkung des Gegenstandes die schlechte Wirkung der schlechten Darstellung neutralisire? Nun dann würde doch jedenfalls auch die mögliche Rückwirkung zu berücksichtigen seyn und wir würden besten Falls völlig wirkungslose Bilder haben! Darum aber ist es doch nicht zu thun, und überdies liegt in der wirkungslosen Darstellung erbaulicher Gegenstände schon an sich eine Entweihung. Die Sache steht aber eben — wenn die allgemeinen Bemerkungen, womit wir diese Betrachtungen einleiteten, irgend Grund haben — ganz anders! Zwar die Möglichkeit ist zuzugeben, daß z. B. die Leidensgeschichte des Heilandes auch in der schlechtesten Darstellung noch immer bei völlig rohen Beschauern eine erbauliche Wirkung haben kann. — Diese geschieht aber gewiß nicht durch, sondern trotz der Darstellung, durch die Reminiscenz oder gradezu durch die darunter stehende Erklärung. Wenn man der Sache mehr auf den Grund ginge, würde man sogar finden, daß dabei für das Volk gar viel rein Symbolisches ist. Ist das aber wirklich die Aufgabe der Kirche, der christlichen Kunst, den Eindruck heiliger Gegenstände beliebig und möglichst zu schwächen, zu trüben, weil doch noch immer Etwas davon übrig bleibt?! Man glaube aber doch nur nicht, daß dies Etwas nun der reine positive Ueberschuß des erbaulichen Eindrucks des Gegenstandes nach geschehener Neutralisirung oder gleichsam Absorption der unerbaulichen Wirkungen der Darstellung sey. Vielmehr gehen diese ganz ungeschwächt neben jenem her; oder beide vermischen sich und es entsteht das, was in allen Dingen das Schlimmste ist: eine unauflösbare Confusion des Besten und Schlimmsten, wobei aber das Gesamteresultat nie ein Gutes und eben deshalb ein Schlimmes bleibt.

Man sagt dann wohl: „ach, die Leute haben ja kein arg draus!“ Aber das ist es eben, wogegen wir eifern müssen. Sie haben kein arg aus der Gemeinheit, Rohheit und Unwahrheit und — so weit der Gegenstand es irgend zuläßt — Unsittlichkeit, Lüsternheit solcher Darstellungen, weil oder so weit sie keinen Sinn für das Edle, Würdige der äußern Erscheinung überhaupt und für die darin liegende Wahrheit haben. Sie haben diesen Sinn verloren, oder er ist nie in ihnen erwacht, weil er keine Anregung und Nahrung findet; weil im Gegentheil — zwar nicht durch schlechte Bilder allein, aber doch sehr wesentlich mit durch diese — der dem Deutschen Volk mit Nichten ganz fremde Sinn für die Wahrheit des Schönen nicht nur abgestumpft, erdödet, sondern zum positiven Gegentheil verbildet wird. Möchte doch Jeder, der irgend gewohnt ist, ernste Dinge ernst zu nehmen und gewissenhaft zu bedenken, auch diese Dinge in ihrem großen Ernst anerkennen und demgemäß behandeln. Wie soll überhaupt das arme Volk aus dem Bann des Unwahren und Unschönen und Rohen, der Häßlichkeit und Lüge befreit werden, wenn man es demselben auf dieser so vorzugsweise empfänglichen Seite so leichtsinnig Preis giebt? Wie kann man z. B. hoffen, bei dem Volk den Sinn für würdige, schöne Gottesdienste, für würdige, schöne, kirchliche oder weltliche Volksfeste zu wecken und auszubilden, wenn man Jahr für Jahr



diese Cloaken schlechter Bilder sich über seine Auffassungsorgane ergießen, seine Phantasie vergiften oder beschmutzen läßt? — Je würdiger der Gegenstand, desto schlimmer. Dann leiden auch die speciellen Seelenkräfte, an die er sich wendet, nicht bloß die allgemeinen, auf welche die darstellende Kunst an sich mit ihren Wirkungen gewiesen ist.

(Fortsetzung folgt.)

## Nachrichten.

### Central-Südamerika. Aus einem Briefe.

Cartagena, den 10. Februar 1856.

In der Altspanischen Ruinenstadt Cartagena fand ich zu meiner freudigsten Ueberraschung einen geachteten presbyterianischen Geistlichen, Ramon Monsalvage, einen Spanier von Geburt vor, der, nachdem er viele Jahre hindurch den Eingebornen von Africa, den Indianern von Venezuela und von Texas das Evangelium verkündigt hat, im Lande Neu-Granada im Auftrage Christlicher Vereine Nord-Amerikas die heiligen Schriften vertheilt. Er hat es verstanden, nicht bloß die hiesigen Protestanten, sondern auch eine sich immer vermehrende Anzahl von Katholiken aus allen Gesellschaftskreisen hier als aufmerksame Zuhörer seiner Predigten, die er jeden Sonntag in spanischer Sprache in einem vom Gouverneur der Provinz dazu eingeräumten Saale des aufgehobenen San Merced-Klosters zu halten pflegt, um sich zu versammeln. Dieser erste evangelische Gottesdienst hat auch im Innern dieses Landes große Aufmerksamkeit erregt, überall geben sich Stimmen kund, die dies Ereigniß willkommen heißen. Erleuchtete Männer, obschon der Katholischen Kirche angehörig, unter ihnen der Provinzial-Gouverneur von Carthagena, besonders aber die hier wohnenden Fremden, die zum großen Theil der Evangelischen Kirche angehören, ermunterten den Geistlichen R. M. der bekannten Christlichen Freigebigkeit der großen religiösen Vereine Nord-Amerikas die Gründung einer Evangelischen Missions-Kirche in Carthagena persönlich zu empfehlen. Es begab sich derselbe deshalb vor einigen Monaten nach New-York und hat der dortigen Bibelgesellschaft, welche bekanntlich die mächtigste und geachtetste Verbindung der Art in den vereinigten Staaten bildet, die Ansicht vorgetragen, daß Cartagena der rechte Ort und jetzt die rechte Zeit sey, die erste Evangelische Kirche in jenen Gegenden zu gründen. Die Bibelgesellschaft als solche kann nach den Statuten ihre großen Mittel nicht unmittelbar zum Kirchenbau verwenden, aber unter ihren Auspicien hat sich der Vice-Präsident mit den drei correspondirenden und geschäftsführenden Secretairen der Gesellschaft und mit einer Anzahl frommer und hochansehnlicher Mitglieder derselben zu einem Comité vereinigt, um die Mittel zur Ausstattung dieser Evangelischen Kirche zu beschaffen, deren Gründung sie als einen deutlichen Ruf der göttlichen Vorsehung ansehen. Mit den Beschlüssen dieses Nordamerikanischen Vereins ist der Geistliche R. M. vor einigen Wochen hierher zurückgekehrt, um in dem vorläufig und jetzt schon würdiger ausgestatteten Saale des San Merced-Klosters nach einem ungedruckten, der Bischöflichen Kirche Englands sich anschließenden Ritual den Evangelischen Gottesdienst wiederzubeginnen.

Die Nordamerikanischen Begründer der künftigen Kirche haben ein Comité bestellt. Zur würdigeren Begehung des Gottesdienstes hat uns eine Gesellschaft frommer Damen in New-York ein schönes Me-

lobium und andere Freunde der Sache in New-York haben uns die Geräthschaften zum heiligen Abendmahl und 60 Kirchenbänke übersendet.

Ermuthigt durch diese vielseitige Theilnahme und im Vertrauen auf die göttliche Hilfe hat das hiesige Comité seine Wirksamkeit durch Erlass einer Bekanntmachung begonnen, worin die Fremden in diesen und anderen Ländern zur Unterstützung aufgefordert werden. Ob, wie die Bibelgesellschaft glaubt, eine Summe von 6000 D. zur Gründung einer Evangelischen Capelle genüge, läßt sich noch nicht übersehen, da es ungewiß ist, ob es uns gelingt, eine der hiesigen, jetzt verlassenen Katholischen Kirchen zu erwerben. — Es fehlt in diesem Lande nicht an strengen Katholiken und eifrigen Klerikern, welche die Gründung einer Ev. Missionskapelle in Cartagena als ein folgenreiches Unglück für die Katholische Kirche ansehen und schon hört man in Cartagena selbst von den Katholischen Kanzeln gegen den Evangelischen Geistlichen predigen, ja die Katholische Geistlichkeit und ihre Anhänger benutzen die in diesem Lande gesetzlich bestehende absolute Pressfreiheit, um täglich gehässige Schmähschriften gegen ihn in den Häusern vertheilen zu lassen. Solche Schriften haben aber hier wenig zu bedeuten, da das Uebermaß straflosen Mißbrauches der Pressfreiheit der aggressiven Presse jegliche Wirkung entzogen hat, so daß man nicht zu viel sagt, wenn man annimmt, daß diese Angriffe eher günstig auf die Sache einwirken. Dafür spricht z. B. die Thatfache, daß obgleich unsere Anforderung nur an Fremde gerichtet ist, doch mehrere angesehenere, hier ansässige Katholiken sich bei der Subscription betheilig haben, so wie, daß einige Katholiken hier entschlossen sein sollen, öffentlich zum Evangelischen Bekenntniß überzutreten. Es ist wahrscheinlich, daß in den verschiedenen Staaten von Süd-Central-Amerika unser Beispiel bald Nachfolge finden wird, soweit die Landesgesetzgebung es gestattet. Wo dies nicht der Fall ist, werden die Fremden zufrieden sein müssen, wenn sie nur Duldung des Evangelischen Gottesdienstes erreichen.

In Cartagena lebt zur Zeit nur eine geringe Anzahl von Protestanten und wenige davon besitzen hinreichende Mittel bleibend für die kirchlichen Bedürfnisse zu sorgen. Der Prediger R. M. bezieht aber von der Bibelgesellschaft zu New-York ein Gehalt von 1000 D. In 6 Wochen wird der Digue-Canal für Dampfboote eröffnet und dadurch das Carabische Meer mit dem Magbalenenstrom in Verbindung gesetzt. Die Folge davon ist, daß Handel und Schifffahrt dieses Plazes sich ungemein vermehren und daß eine Menge fremder Kaufleute sich hier niederlassen und die Evangelische Gemeinde bedeutend vermehren werden.

Wenn die Bibelgesellschaft in den beiliegenden Verhandlungen von einer protestant chapel spricht, so soll damit ausgedrückt werden, daß die neue Kirche für alle Befenner des Evangelischen Christenthums Raum bietet, bis eine größere Anzahl von speciellen Glaubensverwandten sich gefunden haben wird. Ohne dieses Uebergangsstadium würde die ganze Sache unansführbar sein, denn die Fremden im Lande gehören den aller verschiedensten Glaubensrichtungen der Evangelischen Kirche an. Vorwaltend scheint mir, wenn ich nicht ganz irre, das episkopale Bekenntniß, dem auch das englische Mitglied des hiesigen Comites angehört; während das nordamerikanische Mitglied presbyterianisch ist und ich selbst lutherisch bin. Der Geistliche R. M., obgleich presbyterianisch, ist der Meinung, daß die neue Kirche eine episkopale werden müsse, weil die liturgische Form derselben für Katholiken die meiste Anziehungskraft äußert. Alle diese sich aufbräugenden Fragen sind durch die Bezeichnung free protestant chapel heilsam vertagt worden.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Mittwoch den 30. April.

N<sup>o</sup> 35.

## Ueber volksthümlich erbauliches Bildertwesen.

(Fortsetzung.)

Schlimm genug, daß es so vieler Worte bedarf, um eine so einfache Sache zur Anerkennung zu bringen: daß auch hier das Heilige vor den Säuen zu hüten ist. Und zwar gilt dies nicht etwa bloß um der möglichen praktischen, subjectiven Wirkungen willen, sondern auch ganz objectiv: weil es nicht seyn darf — weil es gegen Gottes Wort, gegen den Geist und Sinn christlicher und kirchlicher Wahrheit, Treue, Zucht und Bildung ist. \*) Und dennoch kann man immer und immer wieder, und zwar an sehr ernstern, aufrichtigen, gebildeten, gelehrten, ja oft speciell kunstverständigen Christen die Erfahrung machen, daß sie entweder die ganze Sache ganz unbeachtet an sich vorübergehen lassen — daß sie den Strom schlechter Bilder unter ihren Augen sich ausbreiten, wohl gar entspringen sehen, ohne je Wort oder Finger dagegen zu erheben. Ja sie reden dem Unwesen wohl gar das Wort, oder dulden und ignoriren es wenigstens absichtlich, weil doch noch immer einiges Erbauliches dabei ist. Und seltsam — das sind oft genug dieselben wadern Leute, die über eine rationalisirende, sentimentale, manierirte, affectirte Interpolation oder Abulteration eines alten Kirchenliedes, oder über eine Bearbeitung heiliger Geschichten in demselben Sinne sich (und mit Recht) nicht genug ereifern können. Hat denn ein verbildeter oder roher Zeichner mehr Recht, Gottes Ebenbild im Menschen und überhaupt Gottes Creatur bildlich zu verhunzen, als ein verbildeter oder roher Dichterling oder Büchermacher das Recht hat, Gottes Wort

oder den Lieberschatz der Kirche schriftlich zu fälschen und zu entstellen? Der Mangel an christlicher Erkenntniß, an Glauben, Demuth und Treue ist aber in beiden Fällen ohne Zweifel derselbe! Glücklicher Weise bleibt die niedrigste Klasse des literarischen Handwerks, das Proletariat der Feder, meist dem erbaulichen Gebiete ganz fern; aber wie: wenn es sich nun darauf werfen und dasselbe für den breiten Strom der Volksliteratur ausbeuten wollte? Sollten, dürften wir uns denn mit der Erbaulichkeit der Gegenstände beruhigen, und nicht viel mehr eben darin Grund zur Entrüstung, Sorge und Abwehr finden? Und auf dem Gebiet des Volksbildertwesens, geben wir dasselbe Gebiet ganz geruhig einem künstlerischen Proletariat Preis, welches in jeder Hinsicht womöglich noch tiefer steht, als jenes literarische! — Ja auch die entsprechende literarisch-poetische Zuthat fehlt hier gar nicht; der Text, die Verse zu solchen schlechten Bildern sind (wo es nicht gradezu Bibeltexte sind) ebenso roh und unwürdig jedenfalls im Ausdruck, als die Bilder.

Als Beispiel und in terrorem wollen wir hier wenigstens auf einen Punkt, auf eine concrete Localität hinweisen, wo Jeder, den es angeht, die beste Gelegenheit hat, Studien über die schlechte Bilderfabrikation und den Handel damit zu machen. Dieser Ort — wenig Meilen von der Hauptstadt des Landes, dem Mittelpunkt aller höheren Bildung und der reichsten Kunstschätze — ist (wir wissen nicht, welche Umstände ursprünglich dazu mitwirkten) der Sitz einer Bilderindustrie, welche nicht nur im ganzen nördlichen und mittleren Deutschland die Jahrmärkte und Colporteurs mit angeblich wohlfeilen Bildern versieht, sondern auch das Bilderbedürfniß deutscher Ansiedler in Amerika und Rußland befriedigt. Und was für Bilder? In den Gegenständen zwar ist uns wenigstens unmittelbar — Andere urtheilen aus eigener Anschauung ungünstiger — nicht viel wirklich und an sich Unsittliches oder sonst Verwerfliches darunter vorgekommen — außer einigem mehr oder weniger Abergläubischen, wo aber der Text die Hauptsache ist, nach der Weise, wie z. B. „ein Brief, der vom Himmel gefallen u. s. w.“ Die größere Hälfte vielleicht ist erbaulicher Art in größter Mannigfaltigkeit — zum Theil in Allegorien und Beispielen ganz sinnig ausgedacht. Viele Bilder sind Copieen (wenn man solche unfreiwillige Caricaturen so nennen darf!) nach bekannten Meistern. Aber nun die Auffassung, die Darstellung, die technische Ausführung! „Unter aller Kritik“ — das ist eigentlich der mildeste Ausdruck, den wir dafür brauchen können.

\*) Nicht um Andere zu belehren, sondern zu eigener Belehrung hier die Frage an erfahrene Geistliche, besonders auf dem Lande: sollte nicht der Mangel an Schönheit, an Lieblichkeit, Ordnung und Reinlichkeit — ja, an aller Würde und Weiße in gottesdienstlichen Dingen — Kirche, Geräth u. s. w., des Künstlers nicht zu vergessen! — sehr wesentlich dazu beitragen, auch in wirklich sog. kirchlichen und insofern gläubigen Gemeinden es in so kläglicher Weise zu hindern, daß der Glaube seine Früchte wirklich im Leben trage. Wie kalt, roh und todt steht doch so oft das Alltagsleben ganz unberührt und getrennt vom Glauben, vom Gottesdienst u. s. w. da! — Sollte nicht grade die Schönheit, die Kunst ein vom Herrn verordnetes Mittel seyn, diese beiden Elemente zum Fluß und zu gegenseitiger Durchdringung und Belebung zu bringen?



Der leidlichen Ausnahmen sind jedenfalls unter Hunderten kaum eine und natürlich sind die illuminirten Blätter eben durch die Steigerung der Darstellungsmittel noch um so scheußlicher. Die schlechteste Lithographie mit der grellsten, lieblichsten Farbenfleckerei! — Innerhalb dieser allgemeinen Signatur fehlt es denn nicht an den mannigfaltigsten Nuancen und Abstufungen von der rohesten Stümperei — als wenn etwa tölpische Knaben am Fenster Bilder durchgezeichnet, oder sich nach halbjährigem Zeichenunterricht auch wohl auf eigene Hand in der Darstellung von Haus und Baum, Mensch und Thier versucht hätten — bis zu dem höchsten Grade sentimentaler, honigsüß, sinnlich frömmelnder Geziertheit. Dieser entspricht denn auch eine gewisse Eleganz der technischen Ausführung, die unseres Erachtens den Schaden recht eigentlich zur Blüthe treibt. Wir haben vorhin die Preise dieser Waare als angeblich niedrig bezeichnet und wenn man die Bücher dieser Herren Industriellen nachsehen könnte, würde sich aus dem Verhältniß der Produktions- und Vertriebskosten zu dem Ertrag ohne Zweifel ergeben, daß es wenig Industrieen giebt, deren Preise in der That so hoch, deren Produkt so wenig preiswürdig wäre. Den Beweis könnten wir zur Noth aus eigenen Erfahrungen bei Groschen und Pfennigen führen.

Ueber die schwere Verantwortlichkeit aller derjenigen, welche durch Förderung oder Zulassung ein solches Unwesen begünstigen — um so schwerer in dem Maße, wie irgend ein christlicher und sonst conservativer Beruf dabei mit in die Wagschale fällt — bedarf es hier keiner weiteren Erörterung. Was die Mittel der Gegenwirkung und Abhülfe betrifft, über die Begründung und Entwicklung eines guten im Gegensatz zu jenem schlechten Volksbilderwesen, denken wir später in einer zweiten Abtheilung dieser Betrachtungen uns auszusprechen. Zunächst ist es unsere erfreuliche Pflicht, eben in Beziehung auf jene Reaktion, nachzuweisen, daß schon jetzt eine sehr entschiedene, bedeutende und fruchtbare Wendung zum Bessern auf den Gebieten der Kunst hervortritt, welche unmittelbar an das edlere, eigentlich volksthümliche Bedürfnis gränzt und von wo aus dessen gesunde Befriedigung allein stattfinden kann — ja, von wo aus schon ein Anfang in diesem Sinne und in dieser Richtung gemacht wird.

Auch hier handelt es sich nicht um die eigentlichen Höhen der bildenden Kunst, die — wenn man so sagen darf — große Malerei in Del, Fresco, Encaustik, Glas u. s. w., sondern um die Gebiete der Kunst, wo die Vervielfältigungsmittel, der Kupferstich, Steindruck, Holzschnitt u. s. w., einem viel weitem Kreis die Früchte der Jahreszeit vom Baume der Kunst zugänglich machen — welcher Art sie denn seyn mögen. Wenn nun, wie gesagt, im Gegensatz sowohl zu jenen schmutzigen Strömen aus der tiefsten Verwilderung der Kunstproduktion, als zu dem frühern Charakter auch der höheren und höchsten Kunst, sich auf jenem zugänglichen Gebiet ein entschiedener Fortschritt nicht nur in der Darstellung, sondern auch in der Gesinnung, dem Geist, und durch diese in der Wahl der Stoffe zeigt, so bedarf es hier

kaum der Bemerkung, daß dieser Umschwung der kleinern Kunst unmittelbar durch die vorhergegangene Umwandlung jener großen Kunst bedingt wurde. Auf die Entwicklung zumal der deutschen Malerei, wie sie sich seit etwa 50 Jahren angebahnt hat, und zu einer Höhe gediehen ist, wo ein Overbeck, Cornelius, Heß, Schnorr, Raulbach u. s. w. sich mit den ersten Meistern der schönsten Zeiten der ältern Kunst würdig die Hand reichen, brauchen wir hier jedenfalls nicht näher einzugehen, sondern wenden uns sogleich zu einer kurzen Uebersicht der neuern Produkte des eigentlichen Bilderwesens, oder Kunsthandels, welche mit dem erbaulichen Bedürfnisse des Volks in unmittelbarer oder mittelbarer Beziehung stehen, oder in eine solche zu treten geeignet sind.

Zu der That aber, wenn man den gegenwärtigen Stand, die Haltung, den Geist des im weitern auch die höhern Stände begreifenden Sinn volksthümlichen Bilderwesens mit dem vergleicht, was hier noch vor 20 — ja, vor 15 Jahren vorlag, so möchte man behaupten, daß kaum auf einem andern Gebiete der Bildung der Zeit eine so große und erfreuliche Veränderung vorgegangen. Der scheinbare Widerspruch zwischen dieser Anerkennung und der oben ausgesprochenen Klage verschwindet, wenn man erwägt, daß es sich dort um den Bilderhandel, die Bilderfabrikation handelt, welche für den Bedarf der untern, ärmern Klassen der Massen sorgen, während hier von dem höheren Kunsthandel die Rede ist.

Wenn wir aber von einer erfreulichen Reaktion auf diesem Gebiet sprechen, so geht schon aus unsern einleitenden allgemeinen Betrachtungen hervor, daß wir dabei keineswegs ausschließlich an unmittelbar und im engern Sinn erbauliche Gegenstände der Darstellung denken, sondern nichts von alle dem ausschließen, wo durch einen sittlich nicht an sich verwerflichen, sondern berechtigten, oder löblichen, belehrenden, anregenden oder auch nur harmlos ergöglichen Gegenstand und durch die schöne Wahrheit der Darstellung eine eben dem Gegenstand entsprechende Wirkung hervorgebracht wird. So ist denn nicht bloß von der heiligen, sondern auch von der Profangeschichte, zumal von der vaterländischen Geschichte die Rede; aber auch die Geographie, die Naturkunde, die Ethnographie, der unermesslich reiche Stoff, den die neuere Reiseliteratur liefert, endlich das Alltagsleben, das Volksleben der verschiedenen Alter und Stände ist in unsern Tagen von der industriellen Kunst, namentlich durch illustrierte Werke und Bilderbücher, in einer Weise ausgebeutet worden, die gegen die Produktion noch des ersten Viertels dieses Jahrhunderts einen im Ganzen sehr erfreulichen und bedeutenden Fortschritt nicht verkennen läßt. Nicht nur werden an sich adiaaphoristische Gegenstände in ganz neutralem Sinn mit viel größerer Wahrheit und also schon insofern mit mehr sittlicher Berechtigung und Wirksamkeit dargestellt, als früher, sondern es hat auch die Darstellung wirklich mittelbar oder unmittelbar erbaulicher Gegenstände in wahlverwandter Auffassung und würdiger, in Wahrheit schöner Darstellung außerordentlich zugenommen.



Dabei ist aber auch allerdings die außerordentliche Vermehrung im Ganzen dieser, wie jeder andern industriellen Produktion, in Folge zumal der Fortschritte und neuen Erfindungen in allen Zweigen der Vervielfältigungstechnik, in Betracht zu ziehen, welche dem sittlich Bedenklichen oder Argen und auch mancher Art des künstlerisch Schlechten immer noch mehr zu Gute kommen, als dem Bessern und Besten. Nach dem Stand der allgemeinen Bildung und der Kunstsinns der großen Mehrzahl der Consumenten auf diesem Gebiete ist dies nicht anders zu erwarten. Dazu kommt, daß in gewissen Arten jener Vervielfältigung — gradezu eine Versuchung zum Schlechten liegt, welche auch auf die ursprüngliche Kunstproduktion zurückwirkt. Die Lithographie namentlich bietet in ihrer großen — wenn man so sagen darf — Ductilität und Docilität eine Versuchung, sie zu mancherlei, ganz außerhalb ihres wahren und eigenthümlichen Berufs liegenden Arten der Darstellungsmittel zu zwingen. Auch eine gewisse leichtfertige, lieberliche, falsche Genialität wird durch die Leichtigkeit der Behandlung des Steins und eine sentimentale Manier durch die Weichheit und Verblasenheit provocirt, welche der Lithographie so nahe liegt. Noch schlimmer ist es mit dem Stahlstich, in dem eine unwiderstehliche Versuchung einer gewissen harten, glänzenden, gleichsam rhetorischen Manier, welche aber auch die widrigste Art gefrorener Sentimentalität nicht ausschließt und die tiefere Rohheit und Trivialität grade so weit verhüllt, daß das wahlverwandte Bedürfnis sich dadurch angezogen, das bessere aber nicht abgestoßen fühlt. Uebrigens hat auch der Stahlstich seinen bessern natürlichen Beruf und Charakter, und innerhalb desselben ist er von außerordentlichem Werthe, wegen der Schärfe seiner Linien und der Unverwundlichkeit des Materials. Neben dem wohlbegründeten Werthe des Kupferstichs, der nur die verhältnismäßig geringe Dauerhaftigkeit der Platten und den dadurch bedingten höhern Preis der Abdrücke gegen sich hat, ist die erfreulichste und bedeutendste Errungenschaft der neuesten Zeit auf diesem Gebiet der große Aufschwung, den die Xylographie erhalten hat. Sie vereinigt zumal alle die Eigenschaften, welche für das eigentlich volksthümliche Bildwesen entscheidend in Betracht kommen. — Auch hier freilich gilt es: dem an sich trefflichen Instrument nicht Töne abzuquälen, die nicht seiner Eigenthümlichkeit, sondern einem andern, an sich auch guten Instrument angehören! In dem Maaße, wie sie solchem Mißbrauch fern bleiben, erfüllen die Leistungen der bedeutendern neuern Xylographen, eines Bürkner, Gubitz, Ungelmann, Kretschmar, Gaber u. s. w. Alles, was von diesem Zweige der Kunstproduktion irgend zu erwarten ist, und erheben ihn zu einer — man darf wohl sagen — neuen Macht des Schönen in der Entwicklung volksthümlicher Bildung. Ohne aber gleichen und in einigen Beziehungen bedeutendern Leistungen anderer Xylographen irgend nahe treten zu wollen, müssen wir doch der Gaber'schen Xylographie in Dresden das Zeugniß geben, daß sie am meisten, ja durchaus in der Wahrheit und Eigenthümlichkeit ihres Instruments bleibt, wenn wir auf den oben

gebrauchten Vergleich zurückkommen dürfen. Fügen wir hinzu daß jene Anstalt — die jüngste unter den bedeutendern der Art und sehr schnell zu erfreulicher Blüthe entwickelt — auch in einem höhern Sinne bisher der Wahrheit und nur der Wahrheit gebient hat, so möchte eine gewisse Beziehung zwischen Inhalt und Darstellung hier nicht zu verkennen seyn. Wie dem auch sey, die Thatsache steht fest, daß aus den Gaber'schen Ateliers bisher noch kein Blatt hervorgegangen ist, was nicht als mittelbar oder unmittelbar, im engern oder weitern Sinn erbaulich und zugleich im höhern und allgemeineren Sinne als ächt volksthümlich bezeichnet werden müßte. \*) Wenn aus einer Reaktion gegen das schlechte Bildwesen etwas durchschlagendes werden soll, so kann es nur mit Hilfe dieser oder ähnlicher Anstalten geschehen, wenn es noch andere geben sollte, bei welchen dieselbe technische und künstlerische Tüchtigkeit mit demselben Geist und Sinn sich verbindet.

Wir haben hier zunächst die verhältnismäßig mehr technische Seite dieser Produktion hervorgehoben und es bedarf gewiß keiner weitern Anerkennung der unbedingten Abhängigkeit dieser Vervielfältigung von der eigentlichen künstlerischen Produktion, welche ihr die Vorbilder liefert. Eben darin liegt dann auch das bei weitem höhere Verdienst der selbstständig schaffenden Künstler, von denen eben die zahlreichen, mehr oder weniger bedeutenden Kunstwerke herrühren, welche durch jene gesteigerte technische Reproduktion mehr und mehr auch den weniger Bemittelten zugänglich werden. Zu einer ausführlichen Charakteristik der einzelnen Notabilitäten auf diesem Gebiet ist indeß hier weder Raum, noch Veranlassung, und ein bloßer Katalog wäre ganz unnütz.

Unter den Männern, welche weniger in der großen Delmalerei u. s. w., als auf diesem Felde der kleinen Kunst sich als wahrhaft große Künstler erwiesen haben, können wir nicht umhin, hier den trefflichen Meister Ludwig Richter zu nennen — um so mehr, da die bedeutendsten unter seinen zahlreichen Illustrationsarbeiten aus der Gaber'schen Anstalt hervorgegangen sind und durch diese recht eigentlich wohlverdiente Reproduktion erst zum Gemeingut des deutschen Volks geworden sind. Auch hier müssen wir der durch persönliche Liebe und Hochachtung gesteigerten Versuchung einer eingehenderen Charakteristik widerstehen, doch sey uns gestattet, wenigstens einen Punkt hervorzuheben. Ein großes Verdienst, vielleicht die größte, jedenfalls die eigenthümlichste Bedeutung L. Richter's finden wir nämlich eben in der völlig ungezwungenen, einfachen und bei aller bewußten Tiefe der wahlverwandten Gesinnung, naiven Weise, wie er Gegenständen des Alltagslebens, der Landschaft, der Thierwelt und vor Allem der Menschen, und zwar vor-

\*) Wir erlauben uns hier auf ein eben in der Buchhandlung von Gaber und Richter erschienenenes großes Blatt: Christus am Kreuz, aufmerksam zu machen, das die wärmste Empfehlung von Seiten der Geistlichen an ihre Gemeinden verdient. (Pr. 6 Gr., in Partieen billiger.)



zugsweise der untern Stände, des Volks, einen zwar mittelbar, aber sehr entschieden und wirksam erbaulichen Einfluß auf das Gemüth sichert. Deutsche Gemüthlichkeit im höchsten und besten Sinne ist das Medium, wodurch die realistische Treue und Wahrheit seiner Darstellung eine so durchgreifende allgemeine Wirksamkeit gewonnen hat. In dieser Beziehung ist zumal Richters künstlerische Ausbeutung des Familienlebens, des Punktes, wo sich am unmittelbarsten die trivialsten Momente, das Alltagsleben mit den höchsten Kräften und Segnungen des sittlichen Lebens durchdringen sollen und können und mehr oder minder durchdringen von der allergrößten Bedeutung. Mit Recht hat daher auch der geistreiche Niehl in seinem so bedeutenden und anregenden Werk über „die Familie“ dem Meister ein ebenso wahres, als schönes und ehrendes Denkmal gesetzt. Bei der überwiegend individuellen und subjektiven Eigenthümlichkeit der Richter'schen Bilder kann es nicht befremden, so sehr man es auch beklagen möchte, daß er keine eigentliche Schule begründet.\*) Um so erfreulicher und wichtiger ist denn die außerordentliche Fruchtbarkeit des vereinzelt Meisters, welcher zum Zeugniß wir hier nächst der Illustrationen der Hebel'schen, Göthe'schen und Schiller'schen Gedichte, der Horn'schen Spinnstube, der Bechstein'schen Märchen u. s. w. nur auf zwei Werke hinweisen wollen: das „Erbauliche und Beschauliche“ und die „Christenfreude in Lied und Bild.“ Das Alles bedarf keiner ausführlicheren Besprechung, da es in den weitesten Kreisen die erfreulichste Anerkennung gefunden hat. Gewiß war es eine der glücklichsten Ideen auf diesem Felde, den Inhalt der besten und zugleich so ächt volksthümlichen, christlichen und kirchlichen Stücke unseres geistlichen Liederschazes auch in seinen Beziehungen zum Alltagsleben des Volks in wohlverwandter Gemüthlichkeit und Treue zur bildlichen Anschauung zu bringen. Auch Schnorr's, des edlen Meisters historisch- und christlich-deutscher Kunst, und zumal seines großen Bilderwerks zur Bibel, woran er seit Jahren mit so andächtiger Ernst und treuer Liebe arbeitet, muß hier, aber braucht auch ehrenthalben nur genannt zu werden.

Sehen wir uns nun weiter um nach den Leistungen weniger bekannter jüngerer, aber eben deshalb zum Theil eine bedeutendere Zukunft versprechender Arbeiter, so müssen hier folgende Andeutungen genügen, wobei wir uns nicht bloß durch die Grenzen des uns gestatteten Raumes, sondern auch durch den Charakter dieser Blätter genöthigt sehen, von allen nicht unmittelbar erbaulichen Gegenständen der Darstellung abzusehen.\*\*) Die deutschen Geschichtstafeln von Hermann, welche

\*) Der unglückliche Kethel war zwar — unseres Wissens — kein Schüler Richter's, gehörte aber doch jedenfalls zu dessen nächstbefreundetem Kreise, und auch abgesehen davon, benutzen wir die Gelegenheit, an seinen bekannten gewaltigen Todtentanz zu erinnern, der in der kräftigen eigenthümlichen Ausführung des Gaber'schen Holzschnitts das Seine zu den Erfolgen der antirevolutionären Reaction von 1848 beigetragen hat.

\*\*) In einer Anmerkung wenigstens möchten wir hier auf einige

durch den Geist und die Intention der Auffassung auch des profan-historischen Stoffs den Uebergang von den mittelbar zur unmittelbar erbaulichen Kunst bilden, bedürfen bei den Lesern dieser Blätter einer neuen und ausführlicheren Besprechung oder unserer Empfehlung am allerwenigsten. Dasselbe gilt ohne Zweifel von den Bildern aus Luthers Leben von König.

In dieser Beschränkung unseres Feldes haben wir nun vor Allem der neuern Werke zu erwähnen, welche die darstellende Kunst in den Dienst der heil. Schriften oder der unmittelbar damit zusammenhängenden kirchlichen Erbauung ziehen. Und hier unterscheiden wir wieder Bilderbibeln und Bilder zur Bibel. Was die ersten betrifft, so muß der Begriff auf solche Ausgaben der ganzen heil. Schrift beschränkt werden, welche — nach dem Vorgang der Merian'schen und anderer ältern Bibelwerke — mit vielen, mindestens mit ein Paar hundert Bildern ausgestattet sind. In diesem Sinne aber verdient auch hier jedenfalls vor Allem die vom Evangelischen Bülcherverein herausgegebene Bilderbibel wenigstens erwähnt zu werden, obgleich sie schon früher ausführlich in diesen Blättern besprochen worden. Auch des illustrierten Evangelienbuchs, welches derselbe Verein vor einigen Jahren erscheinen ließ, mag hier gedacht und wiederholt werden, daß in beiden Werken unter dreihundert und einigen zwanzig Holzschnitten etwa 150 noch neue Compositionen, die übrigen nach ältern Bildern und namentlich wenigstens 150 nach Dürer, Holbein, Pencz u. s. w. bearbeitet sind, und dadurch neben andern Verdiensten auch das haben, daß dadurch eine Menge bisher nur dem wohlbemittelten Kunstfreunde und Sammler zugänglicher, Schaumünzen volksthümlich christlicher und deutscher Kunst wieder in den allgemeinen Umlauf des großen Markts christlicher Volksbildung gesetzt werden, wo sie auch dem Armen wenigstens in die Hand kommen können. (Schluß folgt.)

der bedeutenderen Leistungen auf dem Gebiet der historischen Illustration, namentlich vaterländischer Geschichte hinweisen. Die Holzschnitte von Kretschmar nach Zeichnungen von Menzel in Dürer's „aus der Zeit Friedrich des Großen“ sind in ihrer Art unübertrefflich, und das Bedenken, ob nicht hier der Holzschnitt sich zu sehr auf das Gebiet der Radirung verliert, darf vor solcher Vollkommenheit der Ausführung kaum laut werden. Auch die Holzschnitte von Camphausen zu Hahn's Geschichte Friedrich des Gr. lassen vielleicht nur in Vergleich mit jenem Meisterwerk etwas und auch dann jedenfalls nur im Einzelnen und sehr wenig zu wünschen übrig, und die Illustrationen der ältern Angler'schen Geschichte Friedrich des Gr. nach Menzel'schen Skizzen entschädigen jedenfalls sehr oft durch wahre Genialität für den Mangel an wahrer Treue. Sehr zu wünschen wäre, daß die so schnell zu allgemeiner Verbreitung gelangte Preussische Geschichte von Hahn auch durch geeignete Illustrationen oder anderweitige bildliche Darstellungen getragen würde. In dieser Hinsicht darf ein bei Gaber in Commission erschienenes „patriotisches Neujahrsblatt für die Preussische Jugend“, nach einer Zeichnung von Pleisch, eine bekannte Selbstthat des Hohenzollerschen Achilles darstellend, wohl als ein treffliches Beispiel der Behandlung solcher Gegenstände empfohlen werden. Abgesehen davon, dürfen wir in diesen Blättern auch insofern darauf hinweisen, als der Ertrag für Zwecke der innern Mission bestimmt ist.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Donnabend den 3. Mai.

N<sup>o</sup> 36.

## Ueber volksthümlich erbauliches Bilderwesen.

(Schluß.)

Außer dieser Unternehmung kann allenfalls nur eine vor mehreren Jahren im Cotta'schen Verlag erschienene Ausgabe der h. Schrift noch als Bilderbibel bezeichnet werden. Aber trotz der splendiden Ausstattung ist sie, nach dem hier geltenden Maaß und Urtheil, mit unserer Bilderbibel gar nicht zu vergleichen. Nicht nur hat sie sehr viel weniger Bilder, als diese, sondern der in denselben vorherrschende Styl ist, bei allen sonstigen Verdiensten, doch, mit manchen Ausnahmen von Schnorr u. s. w., ein überwiegend profaner und der christlich-volksthümlichen Weiße und Tiefe entbehrender. Außerdem ist der Preis drei bis vier Mal höher und außerhalb des Bereichs auch nur des weniger wohlhabenden Mittelstandes. Noch viel weniger entsprechen dem Begriff der Bilderbibel manche mit Titelbildern und sonst einigen wenigen Bildern ausgestattete neuere Ausgaben der h. Schrift, welche übrigens im Ganzen grade in dieser Beziehung als gänzlich verfehlt bezeichnet werden müssen. Dahin gehört namentlich die von dem vielgewandten Speculanten Meyer in Hildburghausen herausgegebene Bibel mit Stahlstichen, welche — mit Ausnahme einiger Landschaften — beweisen, bis zu welchem Punkt eine aller Weiße entbehrende technische Behandlung im Stande ist, auch das wenige Erbauliche zu verkümmern, was das Original in der Darstellung dem erbaulichsten Gegenstand gelassen. Gegen solches Bilderwesen muß um so entschiedener protestirt werden, da diese Stahlstiche zum Theil nach (in anderer Beziehung mit Recht) berühmten, aber durchaus profanen Meistern gemacht sind, und dadurch, so wie eben durch die rohe Rhetorik und Manier des Stahlstichs den wahlverwandten Sinn anziehen. Wir möchten, wenn man nur hier keine ausführliche Erklärung und Beweisführung fordern will, das Alles gradezu als rationalisirend und eine höchstens rationalistische Erbauung fördernd bezeichnen. Dasselbe, doch in geringerem Maaße, gilt von einer noch ältern Karlsruher Prachtbibel.

Wenden wir uns nun zu solchen Unternehmungen, welche eine Reihenfolge von Darstellungen aus der heiligen Geschichte, doch ohne den ganzen Text und nur mit den betreffenden Stellen und allenfalls kurzen Erklärungen in Prosa oder Versen geben, so werden nächst dem schon belobten Schnorr'schen Werk ein

ähnliches von Overbeck und das neuerdings wieder neu aufgelegte von Olivier unsern Lesern schon hinreichend bekannt sehn. Einer Erwähnung verdienen eine Reihe von Bilderbogen, welche in München (bei Braun und Schneider) erscheinen und (je vier Holzschnitte auf einem Blatt) eine vollständige biblische Geschichte zu liefern versprechen. Die Darstellungen, wobei auch ältere Bilder benutzt sind, lassen zwar manches zu wünschen übrig, doch gehören sie sehr entschieden zu dem bessern, was wir in der Art haben, und die Behandlung des Holzschnitts ist sehr gelungen. Der Preis ist äußerst niedrig und könnte dieses römische Unternehmen der evangelischen Welt (wie so manches in der Praxis jener Seite) in mancher Hinsicht zur Belehrung und Nacheiferung dienen.\*) Schließlich müssen wir als eine traurige Curiosität der Verirrungen, wozu die Confusion des profanen Mißbrauchs evangelischer Freiheit führen kann, hier der kürzlich in Berlin in sehr eleganter Ausstattung erschienenen: „Biblischen Geschichten in Bildern“ von C. Merkel erwähnen. Es wäre zur Orientirung in den höheren Kreisen der christlich-conservativen Welt sehr interessant zu wissen, wo und wie weit solche Bilder ein Wohlgefallen finden mögen, bei denen es wirklich oft zweifelhaft wird, ob absichtliche oder unabsichtliche Caricatur im Spiel ist. — Jedenfalls ist dieses Extrem archaischer Manier um so widriger, je mehr es durch die ganz profane Uebertreibung an die naive edige Innigkeit der alten deutschen Kunst zu erinnern strebt. Es mahnt diese Behandlung solcher Gegenstände an eine gesunde, einfache, liebliche Speise, in Rococo-Schüsseln aufgetragen, die mit Asa foetida eingerieben worden.

An diese Bibelbilder und Bilder zur Bibel schließen sich zunächst mancherlei mit Bilderschmuck mehr oder weniger reich ausgestatteten Erbauungsbücher, unter denen, wie billig, die kirchlich autorisirten obenanstehen. Doch wüßten wir hier außer dem schon erwähnten Evangelienbuch nur den von der Agentur des Rauhen Hauses herausgegebenen illustrierten Lutherschen Katechismus und eine andere vor mehreren Jah-

\*) So lange wir leider für denselben Preis nichts besseres an Bilderbogen zur Bibel haben, könnte man jene Münchner Bilder auch für diesseitigen Absatz empfehlen, wenn nicht die Angabe des Gegenstandes außer der deutschen auch in lateinischer und italienischer Sprache darunter stände.



ren in Dresden erschienene, noch reicher ausgestattete Ausgabe zu empfehlen. In gewisser Hinsicht kann man freilich hier auch an die schon erwähnte „Christenfreunde in Lied und Bild“ erinnern und an die so eben erschienene splendide Ausgabe von Luthers Kirchenliedern im Originaltext mit trefflichen Illustrationen von König. Wir erkennen die fast unbedingte Trefflichkeit dieser schönen und wahrhaft erbaulichen Frucht evangelischer Kunst um so lieber hier an, da wir leider den großen Beifall, den desselben Künstlers „goldenes A. B. C.“ gefunden, nur hinsichtlich der Gruppierung als begründet erachten können, während der Ausdruck, vielleicht durch Schuld der technischen Reproduktion, fast ganz verfehlt oder vielmehr verwischt und verzerrt ist.

Es bleibt uns nun nur noch übrig, einen Blick auf das so höchst wichtige, ja für eine Reform des volksthümlichen Bilderwesens entscheidende Gebiet zu werfen, auf dem das Vereinswesen seine Thätigkeit entwickelt. Auch hier müssen wir mit Beschränkung anerkennen, daß auf römischer Seite ohne allen Vergleich seit langer Zeit viel mehr und im Ganzen (nach dem Maaß der Produktion) Tüchtigeres geleistet wird, als auf evangelischer Seite. Der Absatz des bekannten Düsseldorfer Vereins ist wahrscheinlich zwanzig Mal größer, als der aller evangelischen Vereine oder sonstiger irgend ohne Schaamröthe anzuerkennender evangelischer Bilder zusammen, und viele seiner Bilder dienen auch auf unserer Seite Tausenden zur Erbauung und Freude. Daß im Ganzen Legendarisches und anderes spezifisch Römische vorherrscht, kann natürlich einer jenseitigen Unternehmung nicht zum Vorwurf gereichen, und auch der Gebrauch des Stahlstichs, besonders in der Moderation, wie es hier meist der Fall ist, läßt sich rechtfertigen, obgleich daraus keineswegs folgt, daß nicht auch hier der Holzschnitt vorzuziehen wäre.

Wir haben schon anerkennen müssen, daß von Seiten des Evangelischen Vereinswesens bisher noch sehr wenig geschehen ist. Um so mehr aber verdient das, was geschieht, Anerkennung und Förderung. \*) Und hier ist zunächst der Stuttgardter Verein für christliche Bilder zu erwähnen, der seit drei bis vier Jahren schon ein Paar Duzend sehr wohlfeile Holzschnitte und Steinbrüche in verschiedenen Größen, biblische Gegenstände darstellend, herausgegeben hat, wovon jedenfalls mehrere allen billigen Anforderungen entsprechen. Einige freilich berechtigen uns zu der Mahnung an die sehr verdienten Männer, welche das Unternehmen leiten: daß sie nicht vergessen mögen, wie wenig der erbauliche Gegenstand und die löbliche Intention eine manierirte oder sonst nicht durchaus auch künstlerisch berechnete Darstellung, oder eine nachlässige Technik in

der Reproduktion entschuldigen oder gar rechtfertigen kann. Dies gilt namentlich von einigen der kleinern Bilder der letzten Lieferungen; grade dieses kleinere, nicht zu kleine, handlichere, tragbare Format ist in andern Beziehungen besonders zu empfehlen. \*) Neben diesem Verein ist dann hauptsächlich der — wenn wir nicht irren — in Beziehung zu dem Centralausschuß der innern Mission auf dem Berliner Kirchentag entstandene „Verein für religiöse Kunst in der Evangelischen Kirche“ zu erwähnen, von dessen bisherige Leistungen uns ein durch ausgelegten Preis hervorgerufenes Delbild und zwei treffliche größere Holzschnitte (nach Zeichnungen von Schnorr und Pfannenschmidt in der Gaber'schen Anstalt geschnitten) bekannt geworden sind. Ueberhaupt ist uns die Art und der Umfang der Wirksamkeit, welche dieser Verein sich vorgesetzt, nicht hinreichend bekannt, um ein kompetentes Urtheil darüber haben zu können. Die Namen der Männer, welche (im Vorstand oder sonst) damit in Beziehung stehen, und die allem Anschein nach verwendbaren bedeutenden Mittel berechtigen jedenfalls zu großen Erwartungen. Endlich müssen wir hier, wenn auch von einem Verein im eigentlichen Sinne dabei nicht die Rede ist, der Bilderbogen erwähnen, welche die Agentur des Rauhen Hauses — meist mit Benutzung der Holzstöcke, welche bei den Vignetten des Beiblattes zu den fliegenden Blättern und bei dem Katechismus gebraucht worden — herausgibt. Im Verhältniß zum Preise ist von der Technik und Kunst billiger Weise nicht mehr zu verlangen und die erbaulichen Sprüche thun das übrige. Nach alle dem bleibt uns nur übrig, an einige der uns bekannteren, sonst aber vielleicht nicht nach Verdienst bekannteren Namen von Künstlern zu erinnern, welche bei den bisher erwähnten Unternehmungen mehr oder weniger thätig gewesen und noch sind — der schon früher erwähnten bekannten Meister nicht zu gedenken. Männer wie Pfannenschmidt, Andreß, Schubert, Pletsch, Peschel, Bräuer, Plüddemann u. s. w. verdienen aber um so mehr im Auge und in Ehren, vor allem aber in Thätigkeit erhalten zu werden, da auf ihnen unter Gottes Segen hauptsächlich die Möglichkeit einer wirksamen Reaction gegen das schlechte Volksbilderwesen beruht, über deren Mittel und Bedingungen wir uns in einem andern Artikel in diesen Blättern auszusprechen wünschen.

B. A. H.

\*) Diese Stuttgardter Bilder sind sehr zu unterscheiden von gewissen andern auch massenhaft von Stuttgart ausgehenden Bilderchen, welche meistens durch süßliche, sentimentale Manier um so verwerflicher sind, da die Technik und die Illuminirung sehr wirksam ist.

\*) Möchte doch der Evang. Bilderverein seine große und segensreiche Thätigkeit dadurch noch erweitern, daß er sich auch als Bilderverein constituirte, wozu er in so vieler Hinsicht sich so trefflich eignen würde.



**Bunsen und Dörner. Eine Streitschrift wider falschberühmten Protestantismus von W. F. Besser, Dr. der Theologie, Condirektor der ev.-luth. Missionsanstalt zu Leipzig. Schwerin 1856. 87 S. (Aus Kliefoth und Mejer's kirchlicher Zeitschrift besonders abgedruckt.)**

Ref. muß, und zwar noch stärker als es in der in Rede stehenden Streitschrift geschieht, bekennen, daß er sich lange nicht von seiner Verwunderung erholen konnte, als er unter Dörner's Namen eine begeisterte Lobrede auf die vielbesprochene Schrift von Bunsen: Zeichen der Zeit, in der Allgemeinen Kirchenzeitung fand, deren Säulen bekanntlich Schenkel und Palmer sind. Man weiß, daß unter den Händen von Bretschneider und Zimmermann diese Zeitung eine der einflußreichsten Propaganden des ordinären Rationalismus war. Die Firma, das ist freilich wahr, vertreibt jetzt nicht mehr den alten rationalistischen Spiritus. Rechnung tragend dem Umschwung der Zeit, bietet sie nach einigen Meliorationsversuchen einen Mischtrank aus, Union genannt. Dieser ist aber in dem Maße mit dem alten Spiritus verquickt, daß jene Firma die Gegenwart ausbeutet ohne ihre Vergangenheit aufzugeben, der Zukunft aber so sicher ist, daß sie ihr Geschäft am liebsten nach der Zukunft benennt. Wie in aller Welt aber kommt ein Mann wie Dörner in diese Gesellschaft? Die Union ist es, die ihn Schenkel, Heppel und den Gleichgesinnten die Hand reichen heißt. Wir können uns vollkommen vorstellig machen, wie vor einem Vierteljahrhundert die Idee der Union viele ernst evangelische Gemüther begeistern konnte. Aber ein Anderes ist es, wenn nach den Realitäten, die sich die Union gegeben hat, ein Mann wie Dörner in die Irrgänge dieser Zauberin sich so weit verlieren kann, daß er um ihre Willen sich zu einem Mitarbeiter der Allg. R. Z. herabsetzt. Dörner hat in der Allg. R. Z. einen Anfang gemacht, der unmöglich das Ende seiner Entwicklung seyn kann. Von diesem Anfang aus ist zur Prot. R. Z. nur noch ein Schritt. Er hat ein Buch im Namen des evangelischen und des deutschen Geistes willkommen heißen, das der Redakteur der Prot. R. Z. deshalb geringschätzig behandelt, weil es ein Princip, das er selbst theilt, ungründlich, inconsequent und in precidier Eigenthümlichkeit vertrete. Ehre dem Ehre gebührt. Eine Anzahl der Theologen, welche die Prot. R. Z. im Schilde führt, stehen ohne Zweifel positiver als Bunsen, wissenschaftlicher wenigstens die Meisten. Und ein solches Buch empfiehlt ein Dörner!

Ist das müßte Buch Bunsen's über die Zeichen der Zeit, wie mehr als ein Mal ist gesagt worden, selbst ein Zeichen der Zeit, so ist auch die Konjunktur Bunsen=Dörner ein Zeichen der Zeit. Der Fürst dieser Welt braucht die Rationalisten nicht mehr für seine listigen Anläufe gegen das Zion unserer Kirche. Sie gehören zur Bagage. Auch das mörderische Geschütz der

Strauß, Feuerbach, Bauer u. s. w. ist demontirt. Dieses Geniecorps ist verbraucht. Es hat allen Anschein, als ob der Fürst dieser Welt, dessen Haupttatistik es alle Zeit gewesen ist, sich in einen Engel des Lichtes zu verstellen, in seinen Generalstab wo möglich s. g. gläubige Theologen von der unionswissenschaftlichen Art zu bringen sucht. Da heißt es denn: Seyd wachsam, seyd nüchtern!

Ein Wächterruf aus treuer Brust ist diese Streitschrift. Man wird von dem Manne, der seit längerer Zeit zur Erbauung des christlichen Volkes so segensreich gewirkt hat, auch ein ernstes Streitwort gerne hören. Man wird mehr finden, als der Titel verspricht. Insbesondere machen wir auf eine Ausführung über Kirche, Schrift und Tradition aufmerksam. — Der Verfasser hat in ein Wespennest gegriffen, aber fest. Das verdient unsern Dank. Mag dies Wort ganz besonders der Göttinger Theologe sich gesagt seyn lassen! Wie in aller Welt sollen die kirchlich-gesinnten Geistlichen Hannovers zu der Bekenntnistreue eines Mannes Zutrauen fassen, der seine Stärke darin sucht, die Kirchlichen als unkirchlich und die Unkirchlichen als kirchlich darzustellen? Dies Spiel wird anders enden, als Dörner denkt, wenn er nicht bei Zeiten einlenkt. Noch ist es Zeit!

## Nachrichten.

### Aus dem Herzogthum Anhalt-Deßau-Cöthen.

Die Ev. R. Z. hat aus unserm Lande manchen Seufzer gebracht; sie wird auch das nicht verschweigen wollen, womit in letzterer Zeit das Kirchenregiment die Herzen derer, welche die Kirche lieb haben, erfreut hat.

In erster Stelle muß hierbei der allen Geistlichen und Religionslehrern mitgetheilte landesherrliche Erlaß vom 8. Februar d. J. genannt werden, welcher das kirchliche Bekenntniß betrifft. Es war in einem frühern Bericht geklagt worden, daß im Deßauischen seit 40 Jahren das Bekenntniß der Kirche rechtlich ganz in den Hintergrund gedrängt war, daß an eine Verpflichtung auf dasselbe nicht mehr gedacht, ja von dem Daseyn eines solchen amtlich nicht geredet wurde. Im Cöthnischen Lande stand es in dieser Beziehung formell etwas besser. Wie nun das neue Consistorium vor zwei Jahren in seinem Antritts-Hirtensbrief, der auch in diesen Blättern gestanden hat, zum ersten Male auf diesen „Felsengrund der Kirche“ mit schlichten und treuen Worten hingewiesen hatte: so ist nunmehr auf jenen verheißungsvollen Anfang ein zweiter Schritt gefolgt, und alle treuen Herzen müssen sich desselben freuen. Der Herr lohne es denen, die des mühsamen Werkes nicht müde geworden sind, und lege seinen Segen darauf, daß es rechtschaffene Früchte bringe. Der bezeichnete Erlaß lautet so:

Wir Leopold Friedrich, von Gottes Gnaden Ältestenregierender Herzog zu Anhalt &c. haben auf Vortrag Unseres Consistoriums, um die in den verschiedenen Landesheilen Unseres Herzogthums bei An-



stellung der evangelischen Prediger und Religionslehrer stattgefundene Verschiedenheit und theilweise Unklarheit der Verpflichtung zur kirchlichen Lehre möglichst zu beseitigen, es für nöthig erachtet, kraft Unserer Landesbischöflichen Gerechtsame zu verordnen, wie folgt:

1. Jeder evangelische Geistliche hat vor seiner Ordination zum Predigtamte (in dem Fall, daß er schon ordinirt ist, bei seiner ersten Anstellung bez. Weiterbeförderung zu einem Predigtamte) folgende Erklärung durch Unterschrift seines Namens zu vollziehen:

„Ich gelobe an Eides Statt, daß ich das Wort Gottes Alten und Neuen Testaments ohne menschliche Zusätze lauter und unverfälscht lehren und mich hierin nach den drei ökumenischen Symbolen, so wie den in Anhalt zur rechtlichen Geltung gekommenen evangelischen Bekenntnisschriften, namentlich der Augsburgerischen Confession und deren Apologie, treulich richten und keine alte oder neue Lehrmeinung, die denenselben zuwider ist, einführen, noch vertheidigen, sondern vielmehr, wo es nöthig ist, von mir ablehnen und davor warnen will.“

2. Bei der Ordination zum evangelischen Predigtamte hat der ordinirende Geistliche sowohl in der dem Ordinandus zu ertheilenden Ermahnung, als auch besonders in der demselben zur feierlichen Zusage vorzulegenden Frage auf diese Verpflichtung zu dem unter 1 genannten kirchlichen Bekenntniß ausdrücklich hinzuweisen.

3. Desgleichen ist bei Anstellung der Geistlichen dieselbe Verpflichtung zu dem obengenannten kirchlichen Bekenntniß in die ihnen auszufertigenden schriftlichen Vocationen mit aufzunehmen und ebenso auch bei der Einführung in das Predigtamt auszusprechen.

4. Geschieht eine Berufung zu einem Predigtamt in einer lutherischen Gemeinde, so sind außer den genannten Bekenntnisschriften auch die Schmalkaldischen Artikel und die beiden Catechismen Luthers ausdrücklich zu nennen.

5. Die Schullehrer, welche nicht zum geistlichen Amte ordinirt werden, welche jedoch evangelischen Religionsunterricht zu ertheilen haben, sind zwar zu den Bekenntnisschriften der Evangelischen Kirche nicht besonders feierlich zu verpflichten; jedoch ist ihnen in ihren Vocationen anzukündigen, daß auch für sie die in der Evangelischen Landeskirche Anhalts zur rechtlichen Geltung gekommenen Bekenntnisschriften bei ihrem Religionsunterrichte maßgebend seyen.

6. Ebenso ist denjenigen evangelischen Geistlichen, welche bereits in Pfarrämtern sind, eine nachträgliche feierliche Verpflichtung zu den Bekenntnisschriften der Evangelischen Kirche zwar nicht aufzuerlegen, doch wird ihnen hiermit ausdrücklich bekannt gemacht, daß selbstverständlich auch für sie die in der Evangelischen Landeskirche Anhalts zur rechtlichen Geltung gekommenen Bekenntnisschriften bei ihren geistlichen Vorträgen und bei dem von ihnen zu ertheilenden Religionsunterrichte maßgebend seyen.

Wir befehlen Unserm Consistorio, über die Ausführung dieser Verordnung und über die treue Erfüllung der angeordneten Verpflichtungen mit christlichem Ernst, Weisheit und Milde zu wachen. Urkundlich 2c. 2c.

Andern Inhalts, aber ebenso von richtiger Erkenntniß dessen, was der Kirche noth thut, zeugend ist der Consistorialerlaß vom

4. September 1855 in Betreff der Heidenmission. Diese ist bisher nur als Privatsache Einzelner unter uns gewesen — erst seit 8 Jahren haben wir uns der Erlaubniß zu Missionsfesten in den Kirchen zu erfreuen gehabt. Nunmehr hat die Kirchenbehörde ihr eine andere, würdigere Stellung angewiesen und sie zu einer Sache der ganzen Kirche erklärt, ohne doch dabei der Freiheit der Liebe durch Verordnungs-Mechanismus zu nahe zu treten. Auch dieses schöne Bekenntniß möge deshalb hier nachfolgen:

„Die Missionsthätigkeit — gehört zum Wesen und Leben der Kirche und zum Bereich ihrer Verpflichtungen. Der Baum soll wachsen (Matth. 13, 31), der Sauerteig soll die Masse immer mehr durchsäuern (daf. v. 33). Wo solches nicht geschieht, da ist kein christliches Leben; das Gebot des Herrn Matth. 28, 19 ergeht an alle Christen. Die bisherige Erfahrung hat überdies gelehrt, daß das Missionswesen für unsere Gemeinden von Segen gewesen ist; denn das Bewußtseyn der großen Gnabengabe des Evangeliums ist in den Gemeinden geweckt worden durch die Kunde von dem Elende derer, die dessen entbehren; und die Liebe zum Herrn hat zugenommen und nimmt zu durch Anstrengungen und Opfer in seinem Dienste. Daher sind auch die Geldopfer, welche ins Ausland gehen, kein wirklicher Verlust, sondern sind von rückwärtigem Segen begleitet. Das Mißlingen mancher Missionsunternehmung, ja selbst die dabei mitunter vorgekommenen Fehltritte mögen und sollen uns zwar betrüben, aber sie dürfen uns nicht laß und irre an der Sache selbst machen, welche gut ist und zu den Christenpflichten gehört.“

Hiernach halten wir es für natürlich, ja unabweislich, daß die bisher mehr oder weniger vereinzelt hervorgetretene Missionsthätigkeit der Evangelischen Kirche zu einem dem kirchlichen Organismus einverleibten Leben in den Gemeinden fortschreitet und deshalb in den Kreis des Kirchenjahres gezogen wird. Um an unserm Theile zu diesem der Kirche zum Segen gereichenden Zwecke mitzuwirken, sprechen wir unsere Stellung zur Missionsthätigkeit in unserm Lande in Folgendem aus:

1. Herzoglichen Consistorii wegen wird das Halten der Missionspredigten der Landesgeistlichkeit empfohlen.

2. Für die Missionspredigt möge alljährlich ein Sonntag in der Epiphaniasszeit gewählt werden.

3. Missionsfeste bleiben unabhängig von diesen jährlichen Missionspredigten bestehen; ebenso werden die Missionsstunden davon nicht berührt.

4. Wir gestatten an den Tagen der Missionspredigten neben dem Klingelbeutel eine Kirchen-Collecte für die Missionsfache. Die Wahl derjenigen Missionsgesellschaft, an welche die Erträge dieser Collecte — von deren Höhe in dem Begleitschreiben zu den jährlichen Kirchenrechnungen uns Nachricht zu geben ist — eingeschickt werden, bleibt dem Prediger überlassen.

Der Herr der Kirche aber, zu dessen Ehre wir auch dieses Werk treiben, wolle dasselbe mit Seinem Segen krönen!

(Schluß folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Mittwoch den 7. Mai.

N<sup>o</sup> 37.

## Der Streit über christliche Toleranz und evangelische Union.

### I.

Zur Feier des 25. September 1855, zum „dritten Jahrbundertstage des Augsburger Religionsfriedens“, welcher im Deutschen Reiche zwei christliche Kirchen, die päpstliche und die Augsburgische, mit der Hoffnung auf künftige weitere Verständigung schieblich-friedlich anerkannte, ist ein alter Krieg über den Frieden neu entbrannt, ein Streit über die „Zeichen der Zeit“, der selbst ein Zeichen der Zeit ist, — aber kein Friedenszeichen, — ein Prozeß, welcher selbst den Apostel der Deutschen an seinem elfhundertjährigen Todestage (5. Juni 755) noch einmal ins richterliche Verhör zieht, und durch die Erinnerung an die Schrecken der Pariser Bartholomäus-Nacht (24. Aug. 1572) unwillkürlich zugleich an die Schrecken der entfesselten Pariser Freiheit (1789) gemahnt hat. Mit solchen historischen Reminiscenzen hat sich der alte Streit jetzt neu eröffnet, aber auch schon vielfältig verwirrt und verschlungen. Je mehr sich die Streitschriften häufen, um so nothwendiger wird die Frage: Was ist denn eigentlich der Kern des neu ausgebrochenen Zwiepalts?

Es handelt sich um die Gewissensfragen über Gewissen, Gewissensfreiheit und Toleranz; aber wer ergründet und erschöpft auch nur den einzigen Begriff des Gewissens, — *συνείδησις*, conscientia —? \*) Und was ist christliche Freiheit? was ist Freiheit ohne Autorität und Gehorsam? — Röm. 6, 18. 23. — Es handelt sich ferner um den unzertrennlichen Zusammenhang zwischen Bibel und Kirche, zwischen Bibelglauben und kirchlichem Bekenntnisse, zwischen der Schrift und der Predigt — Röm. 10, 17 —, zwischen dem Schriftworte und dem Echo des Katechismus, woran sich erst der alte Spruch rectificirt:

Hic liber est, in quo sua quaerit dogmata quisque,  
Invenit et pariter dogmata quisque sua,  
welchen J. H. Voss weiland übersezt hat:

Was ist die Bibel? ein Buch, wo jeglicher, was ihn geküßet,  
Sucht, und jeglicher auch, was ihn geküßet, entdeckt.

Es handelt sich um Kirchenthum, Sektenthum und Independentismus, um den wesentlichen Unterschied zwischen

Kirche und Denomination, es handelt sich nicht minder um die Stellung der verschiedenen Kirchen untereinander, von welchen jeder ihr Pfund geworden ist, so sie's nur treulich wahrnimmt, es handelt sich auch um die Stellung der Deutschen, der Lutherischen Kirche in der Mitte zwischen der Römischen und Reformirten \*): es handelt sich um Romanismus und Ultramontanismus, einerseits, und Anomismus und Antinomismus, andererseits, und um die Mitte, welche wiederum der Deutschen Kirche gebührt: oder es handelt sich auch in Beziehung auf die Deutsche Missionsgeschichte um — Angelsachsen und Britanien, es handelt sich ferner um die Brüder Sem und Japhet, welche beide in ihrem Unterschiede für die historische Gestaltung der Kirche (Gal. 4, 19) in ihren Nachkommen von unverwüsthlicher Bedeutung sind, so daß wir für beide, und für Ham nicht minder, nach Joh. 10, 16. Röm. 2, 23—29; 11, 25 eintreten müssen, aber auch gegen den falschen Japhetismus, der jetzt proklamirt wird \*\*), und gegen den falschen Semitismus, den Israel predigt \*\*\*). Wiederum handelt es sich um die Ehe, und deren Verhältniß zu Kirche und Staat zumal, wovon keine Seite ohne Verklümmern des Begriffs zurückgestellt werden mag. Handelt es sich nicht auch um die historische Bedeutung des klassischen Heidenthums, so wie um den Begriff der spekulativen Philosophie, wiewohl diese jetzt abhanden, und durch die „falsche Philosophie“ in Verdacht gekommen ist, aber darum nicht minder der ferneren theologischen Entwicklung ebenso unentbehrlich ist, als das historische Element, welches sich wirklich schon zu regen anfängt, und gegen den Subjektivismus schützt, so wie andererseits nur die christliche Philosophie den Nationalismus wissenschaftlich zu überwinden vermag, indem sie die Vorstellung zum Begriffe verklärt, aber nicht verändern darf?

Welch' eine Fülle von Fragen, die zum Theil weit auseinander entlegen zu seyn scheinen? Und Welch' eine Masse von den widersprechendsten Antworten und Mißverständnissen aller Art! Und dazu kommt noch eine Frage mit den entgegengesetztesten Antworten, welche die Verwirrung von Stufe zu Stufe steigern. Und eben dies ist die brennende Frage der Zeit, es

\*) Vergl. D. Stahl: Wider Bunsen S. 131. Vergl. „Ueber die Bedeutung der Lutherischen Kirche.“ Berlin 1849. S. 10 flg.

\*\*) Vergl. D. Bunsen: Die Zeichen der Zeit.

\*\*\*) Vergl. Israel Pich: Wider Stahl und Bunsen.

\*) Vergl. D. Franz Delitzsch: Biblische Psychologie. S. 100 flg.



ist die wesentlich praktische Frage, worauf es auch recht eigentlich abgesehen ist, es ist die Frage um die evangelische Union: sie ist das eigentliche Ziel des Streites. Sollte sich nicht daher eben dieser Streit zunächst auf seinen nächsten, eigensten Ziel- und Mittelpunkt beschränken, um den Prozeß zu vereinfachen, und — zur endlichen Entscheidung zu instruiren?

Den Weg dazu bahnt die Toleranz selbst, womit sich der Streit auch wirklich eröffnet hat. Diese ist nach ihrem wesentlichen Begriffe nicht mehr und nicht weniger, als das nachsichtige Verhalten gegen abweichende Religionsverhältnisse, die wir nicht ändern, aber auch nicht anerkennen können, und nur in gemessenen Gränzen, nur unter bestimmten Bedingungen gewähren lassen dürfen. So lehrt D. Stahl. Die Toleranz erstreckt sich auch auf Nichtchristen: sie erweist sich auch gegen unkirchliche Sekten: sie bestimmt auch das Verhalten der Kirchen selbst gegen einander. Darum richtet sie sich auch überall nach dem Gegenstande, der sie in Anspruch nimmt. Viele wollen aber jetzt die Toleranz über die ihrem Begriffe angemessene Gränzen erweitern: selbst Reform-Juden haben sich in den Streit der christlichen Parteien zu mischen nicht verschämen wollen\*). Es gilt jetzt wirklich, gegen diese Ueberschreitung der Gränzen Wehr und Wacht zu üben, nur daß wir sie auch nicht verengen dürfen. Keine Konzeßion gegen das gesunde Verhältniß! jede Konzeßion schwächt. Aber auch keine Restriction! sie hat das Gegentheil zur Folge. — Keine Inquisition! aber auch keine Toleranz! keine Inquisition im Sinne der Synode zu Toulouse (1229) und so weiter! keine Toleranz im Sinne Bayle's und Voltaire's und so weiter! Sondern christliche Toleranz, welche keine Unwahrheit tolerirt, und die Wahrheit nicht verläugnet, nicht verhüllt, nicht zurückzieht oder verwischt, aber auch in anderer Gestalt, selbst unter mancherlei Verhüllung und Verkümmern anerkennt, welche die Wahrheit Niemanden mit Gewalt aufdringt, — und dennoch ladet und nöthiget, hereinzukommen — Luk. 14, 23. —

Ebenso ist nun auch die evangelische Union nach ihrem gesunden, realen Begriffe nicht mehr und nicht weniger, als das treu nachbarliche Verhalten der beiden Evangelischen Kirchen gegen ihre Differenzen, die keine der anderen entziehen, aber auch sich selbst nicht aneignen kann, ein Verhalten, welches irenisch und polemisch zumal verfährt, indem es den Unterschied nicht zur Spaltung werden, aber auch die nachbarlichen Gränzmarken nicht nivelliren läßt, sondern jeder Gesamt-Individualität ihr gutes Recht gewährt. Die evangelische Union beruht wesentlich auf christlicher Toleranz, nur daß jene näherer Nachbarschaft und Verwandtschaft sich erfreut, und darum auch engere Gemeinschaft gestattet, welche aber freilich auch desto ärgerlicher gestört wird, wenn von den nächsten Nachbarn einer dem andern

\*) Vergl. Samuel Holdheim: „Stahl's christliche Toleranz.“ Der Verfasser sagt S. 24, daß „Jacobi, Kant, Fichte, Schiller, Jean Paul auf der Geisteshöhe, auf welcher sie standen, der Einwirkung der Religion für sich vielleicht nicht bedurften.“ Sapienti sat.

ins Haus fällt und das Hausrecht stört. So wird namentlich in unseren Tagen die nachbarliche Gränze — theoretisch und praktisch — überschritten, und die Union überboten, wodurch diese grade von der Seite gestört wird, welche sie fördern will; wir sehen es in der Literatur, auf dem Katheder, und in den Kirchen selbst. Hiergegen sollen wir tapfer kämpfen und treulich bekennen, nur daß daraus in der Hitze des Kampfes keine Spaltung erwachse. Wirklich sind wir jetzt mehr als jemals in der doppelten Gefahr, daß entweder die unentbehrlichen Gränzen verrückt und konfundirt, oder — zu feindlicher Sperre werden; sollten wir nicht auf einen Friedenskongreß denken?

Die Union ist wirklich ein wunderthölicher Glanzschein in weiter Ferne, ein Scharab, der in der Wirklichkeit — zu Sand und dürrer Sonnengluth wird, wenn wir seine Anweisung auf spätere Zeit nicht verstehen lernen. Vielen ihrer Freunde ist sie das Palladium der Freiheit und Gleichheit, unter dem sich alle Höhen ebnen, alle Differenzen schlichten, und die Individualität der Gemeinschaft zum Opfer fällt: sie meinen das Werk selbst mit einem Machtpruch und — mit guten Worten ausführen zu können. Eben daher kommt es, daß eben diese Union vielen ihrer Gegner der Anfang des Zerfalls ist, in dessen Folge je länger je mehr Regel, Zucht und Ordnung das Schicksal der drei Frauen haben, über deren Verbannung weiland Walter von der Vogelweide in Deutschland und Dante Alighieri in Italien Klagelieder gesungen haben. Wer hätte nicht in unseren Tagen darüber Erfahrung gemacht, wie ihrem Namen entgegen, nichts so sehr entzweit, als die Union oder Einung, wenn sie in stürmischer Zudringlichkeit nicht Maaf hält, und im Drange der Liebe sich von dem Gesetze entbindet? So entzweit die Einung nicht allein die Anhänger mit den Gegnern, die sich der Gränzstörung widersetzen, sondern auch ihre eigenen Freunde unter einander, und zum Theil auch ihre Gegner wider einander, indem von den Freunden und Gegnern jeder etwas Anderes darunter versteht. Von den Freunden der Union geht einer weiter, als der andere, jeder nach subjektiver Theorie: ja, sie gerathen selbst an und gegen einander. Von den Gegnern hofft Einer gutmüthig auf eine langsame, allmähliche, aber desto sichrere Restauration der zerfallenen Kirche, und nimmt daher einstweilen in Geduld mit jeder einzelnen Konzeßion dankbarlich fürlieb, sey sie auch noch so sehr verklausulirt: ein Anderer fordert dagegen Alles als Recht auf einmal, und quittirt nur mit Vorbehalt über die Abschlagszahlungen: ein Dritter fürchtet, daß nicht allein die Konzeßionen, welche das Recht zur Ausnahme machen, sondern auch die Abschlagszahlungen schaden, weil beruhigen, und wartet auf einen schönen Morgen urplötzlicher Verjüngung. Unterdessen macht einer diese, der andere jene Kondescendenz, der dritte gar keine, — nur daß sie alle drei zu schiedlich friedlicher Nachbarschaft willig und bereit seyn würden, wenn sie nur angenommen und gehalten werden möchte.

So erklärt es sich leicht, daß selbst D. Stahl, wie er auch Maaf hält und in den Schranken bleibt, dennoch auf bei-



den Seiten Widerspruch erfährt, indem er der Union in unserer Landeskirche nicht allein neben den historisch begründeten Kirchen vollen Raum gewährt, sondern auch ihr einen Einfluß auf die Landeskirchen bis zur Sakramentsgemeinschaft rechtlich zugestehen will, aber auch den Konfessionen in ihrem Unterschied nichts vergeben kann. Wie er auch das Recht pflegt, dennoch wird er von den Unionisten als der unverföhnliche Gegner der Union geschildert, in Paris wie in Deutschland des Puséysme Prussien geziehen \*), und nach Befinden des Weges über die Berge nach Rom beschuldigt, wogegen seine Anhänger von den Konfessionen an die Union eines und das andere abbingen möchten, aber noch mehr an dem faktischen Bestande auszusetzen finden, dessen Gebrechen eine genauere Revision erfordern. Jedenfalls wiederholt sich auch an diesem neuesten unerquicklichen Streite die alte Erfahrung, wie tolerant, wie inklusiv der mehrgenannte Gegner der Union sich verhält, und wie intolerant die Toleranten, wie exklusiv die Unionisten sich gegen ihn stellen.

Es bleibt dabei: die Toleranz macht intolerant: die Union entzweit. Ist es doch schon so weit gekommen, daß ein Christ, welcher sich Israel nennt, dem andern, weil dieser kirchlich ist, das Christenthum abspricht, und sowohl auf ihn, als auf dessen Gegner das dem zukünftigen Gerichte vorbehaltene Wort anwendet: „Ich kenne euch nicht.“ \*\*) — Das ist christliche Toleranz! Solche Excesse sprechen gegen sich selbst.

Und wie schmerzlich betrifft es, wenn ein sonst nüchterner, harmloser, ehrenwerther Mann, mitten in seinem sich selbst überbietenden Unionseifer, dem D. Stahl, von dem er noch viel, viel lernen könnte, Glauben und Liebe zumal abzuspochen, und dafür Pharisäismus und Heuchelei zuzuschreiben sich erdreistet. \*\*\*) Nun, wir sind überzeugt, daß der Schmähende sich eben nur durch seine einseitige Begeisterung für die Union, in welcher er schon lange Preußens eigenste Bestimmung und Größe gefunden zu haben glaubt, durch seinen Eifer für die Toleranz so weit zur Entzweiung, zur Intoleranz hat hinweisen lassen, — und daß er sich noch bestimmen wird. Noch mehr sind wir überzeugt, daß der Geschmähte die ihm widerfahrene Kränkung — cum caeteris — aus vollem Herzen vergiebt, und noch einmal bei sich wiederholt, was er so eindringlich zuvor gesagt hat, nämlich „daß über den Glaubensstand des Nächsten kein Mensch Urtheiler und Richter ist“, und „daß für die einzelne Seele nichts fundamental ist, als bloß der letzte glimmende Glaubensfunke, den nur Gott versteht, und der sich in keinem Falle formuliren läßt.“ †)

Mit diesen Friedensworten ächter, christlicher Toleranz, welche Dem, der da recht richtet, das letzte Urtheil befiehlt,

\*) Revue Chrétienne. No. 3. 15 Mars 1856. S. 170—179. Der Artikel ist E. de Pressensé unterzeichnet.

\*\*) S. „Wider Stahl und Bunjen. Von Israel.“

\*\*\*) S. „Worte an Stahl und gegen Stahl. Von Adolf Müller.“

†) D. Stahl: Ueber christliche Toleranz. S. 25. — Wider Bunjen. S. 67. S. 156.

welche auch die Nationalisten aller Grade, selbst die hart angeklagten Philosophen nicht verdammt, können wir diese Borerinnungen schließen, um nun auf den ausgesonderten Hauptgegenstand des Streites, der uns schon oft beschäftigt hat, auf die Union in unserer Landeskirche, die so eben unsere schwache Seite genannt worden ist \*), noch einmal einzugehen, ob es etwa einem oder dem anderen Leser zu näherer Verständigung dienen könnte.

(Fortsetzung folgt.)

## Nachrichten.

### Aus dem Herzogthum Anhalt-Deßau-Cöthen.

(Schluß.)

Auch das muß unter die für die hiesige Landeskirche erfreulichen Ereignisse gezählt werden, daß die Kirchenbehörde Maßregeln getroffen hat, die kirchlichen Bülcher, über welche so schwer zu seufzen ist, durch andere zu ersetzen. Es sind in den letzten Jahren drei Commissionen ernannt worden, um Katechismus, Agende, Gesangbuch neu zu machen. War nun auch die ersigennannte theils in der Art ihrer Zusammenfassung, theils in der Form ihrer Beauftragung nicht im Stande, ihre Aufgabe zu erfüllen — an der Frage, ob Luthers kleiner Katechismus oder nicht, ist sie gescheitert —: so sind die beiden andern Aufgaben in so weit gelöst, daß Agende und Gesangbuch dem Consistorio zur Prüfung und Einführung bereits vorliegen. Die Agende in ihrer ersten Redaction hat verschiedenen ausgezeichneten Theologen des Auslandes zur Begutachtung vorgelegen. Nach deren Urtheilen, so wie nach den eingegangenen Wünschen der inländischen Prediger ist sie dann von der Commission überarbeitet und der Behörde eingereicht worden. Das Gesangbuch, gemeinschaftlich mit dem Herzogthum Bernburg für ganz Anhalt bereitet — beide freilich nicht in irgend welchem Anschluß an das Bisherige, von dem wir ja auch Erlösung wünschen und hoffen; aber desto treuer in der Benutzung der von Alters her der Evangelischen Kirche Deutschlands gemeinsamen herrlichen Schätze der gläubigen Vorzeit. Kommt es mit denselben zur gehofften Einführung, und wird außerdem wenigstens die Knechtschaft hinweggenommen, welche das Joch des Landeskatechismus tragen muß: so würde der Gnade des Herrn Thilr und Bahn zu neuem Segen für unser Vaterland geöffnet seyn.

Der gegenwärtige Bericht kann nicht umhin, noch einen andern Punkt zu erwähnen, welcher seit Jahresfrist sich auch verändert hat. Das Jahr 1848 hat die kirchlichen Gebühren und das Schulgeld in den Volksschulen abgeschafft. Prediger und Lehrer werden aus der Staatskasse entschädigt; nur dasjenige, was Einzelne über das einfachste Maaß hinaus verlangten, z. B. Hausstufen, Leichenpredigten u. wurde entrichtet. Es hat sich aber ergeben, daß die Entschädigung die Kräfte der Staatskasse überstieg. Deshalb sind seit 1. April 1855 die Gebühren und das Schulgeld wieder gesetzlich eingeführt — mit Ausnahme der Kranken-Communionen und der Leichengebühren. Die Einnahme dieser Gebühren geschieht auf dieselbe Weise, wie früher,

\*) Volksblatt für Stadt und Land. Nr. 32.



bei den Kirchen (resp. Lehrern); das Geld wird aber vierteljährlich an die Steuerämter abgeliefert, welche die Restanten zur Zahlung anzuhalten haben; die Kirchen aber und Kirchenbienen empfangen die festgesetzte Entschädigung nach wie vor. Offenbar ist diese seltsame Einrichtung nur eine provisorische, wohl hervorgegangen aus dem wohlmeinenden Wunsche, die Geistlichkeit von dem ersten Dium der wieder eingeführten Steuer frei zu erhalten, da sie das Geld nicht für sich einfordert. Besser wäre es gewiß, wenn sich kein Steueramt, auch nicht vom Hintergrunde her, zwischen Pastor und Gemeindeglieder stellte und der Pastor frei wäre, Gebühren zu erlassen, wie sein Herz ihn treibt. Daß die Sterbefälle unbesteuert geblieben sind, ist gewiß mit Dank anzuerkennen.

### Breslau.

In Breslau hat sich seit einigen Jahren ein Verein „für praktisches Christenthum“ gebildet. Der Gründer, Vorsteher und alleinige Leiter desselben ist der kgl. Fabriken-Commissarius Hofmann. Früher im Glauben stehend, hat derselbe, wie es scheint, von der Begierde getrieben, die Uebereinstimmung der Kirchenlehre mit der heil. Schrift zu prüfen, das Neue Testament in der Ursprache gelesen und zu diesem Zwecke noch in späten Jahren Griechisch gelernt. Bei diesem Forschen in der Schrift will nun Ch. Hofmann gefunden haben, daß die Lehren der Kirche in der Schrift nicht begründet seien, und daß das, was die Theologen bisher als biblisch bezeichnet, gar nicht in der Bibel enthalten sei. Sich nicht damit begnügend, die Bibel falsch übersezt zu finden, ist er einen Schritt weiter gegangen und hat begonnen, die Bibel von Neuem zu übersezen; ein Theil der Paulinischen Briefe ist bereits von ihm übertragen. Diese Uebersetzungen sowohl, als auch seine übrigen religiösen Ansichten sind von Ch. Hofmann in einer Anzahl von Heften niedergelegt worden, welche unter dem Titel: „das biblische Christenthum“ in Breslau erschienen sind. Die Hauptzüge dieses Christenthums sind etwa folgende: „Christus ist ein von Gott gesandter Mensch, welcher beabsichtigte, das Himmelreich auf Erden zu begründen und alle Menschen glücklich zu machen; dies wollte er dadurch bewirken, daß er die Menschen durch seine Lehre und sein Leben von der Sünde befreite und so veredelte. Dies ist Christi Akt der Erlösung. So wie Jesu Lehre bloße Moral ist, so ist es auch alleinige Pflicht des Christen, moralisch zu leben. Glaubensbekenntnisse, so wie die hierauf erbauten Kirchen sind unwesentlich und unnütz.“

Um nun die Lehren Christi, wie sie von ihm in seiner Kurzichtigkeit aufgefaßt werden, in das Leben einzuführen, hat Ch. Hofmann vor einigen Jahren den oben erwähnten Verein gegründet, dessen Hauptzweck, abgesehen von materiellen Nebenzwecken, darin besteht, seine Mitglieder zu „moralischen Menschen“ zu bilden. Die Versammlungen des Vereins finden allsonntäglich statt, tragen aber, dem Namen desselben entgegengezetzt, durchaus keinen religiösen Charakter, sondern sind einfache Zusammenkünfte ohne jede Feierlichkeit. Die Verhandlungen des Vereins betreffen zum Theil nicht religiöse Dinge. — Was das Verhältniß des Vereins zur Kirche angeht, so ist dasselbe kein feindliches, sondern rein separatistisch.

Aus Nr. 10 für 1855 der „Mittheilungen der evangelischen Gesellschaft für Deutschland“ füge ich folgenden Artikel abschriftlich bei:

### Kirchliche Zustände.

Breslau. Wohl nur an wenigen Orten dürften die kirchlichen Rechte so gänzlich an eine rein weltliche Behörde übergegangen seyn, als in Breslau. Alle Rechte der evangelischen Gemeinde concentrirten sich dort vollständig in dem Stadt-Magistrat, welcher eine rein bürgerliche Behörde ist, von der aus Evangelischen, Katholiken und Juden mit gleichen Rechten bestehenden Gemeinde-Vertretung gewählt wird, und ebenso selbst auch aus Katholiken und Juden zusammengesetzt seyn kann, wie er es theilweise thatächlich auch ist. So kam vor nicht langer Zeit der seltsame Fall vor, daß an einen städtischen Geistlichen eine Verfügung des Magistrats über die Feier des heil. Abendmahls, von einem jüdischen Stadtrath unterzeichnet, erlassen wurde!! Der Stadtrath wählt auch selbstständig sämtliche Prediger der Stadt, ohne die kirchliche Gemeinde oder deren Vertretung zu befragen. Es werden seit langer Zeit immer nur Prediger von der „freisinnigen Richtung“ gewählt, d. h. Nationalisten. In der Sitzung der Stadtverordneten am 29. December 1850 sprach der jüdische Stadtverordnete-Vorsteher über die Wirksamkeit des Breslauer Kirchenregiments das Urtheil aus: „Beim Blick auf die abgeschlossene Thätigkeit in den Hauptfachen der Administration begegnet man erstens auf dem kirchlichen Gebiete der Erhaltung und Vertheidigung jener freisinnigen Richtung, vermöge deren Breslau über die Grenzen der Provinz hinaus sich einen Ruf erworben hat u. s. w.“ Wenn gegenwärtig einige gläubige Prediger in Breslau stehen, so ist dies nur dem Umstand zu verdanken, daß sie erst während ihrer dortigen Amtsführung durch Gottes Gnade bekehrt worden sind. Der dort entstandenen deutsch-katholischen Gemeinde wurde drei Jahre hindurch eine Unterstützung von jährlich 1000 Thln. aus städtischen Mitteln bewilligt und eine der Evangelischen Hauptkirchen eingeräumt, so daß die evangelische Gemeinde es schweigend dulden mußte, daß in ihrer Kirche der evangelische Glaube aufs unerhörteste geschmäht wurde. Dagegen wurde in derselben Zeit, in welcher sich die Zahl der evangelischen Gemeindeglieder fast verdreifacht hat, die Zahl der evangelischen Geistlichen um mehr als fünf verringert, so daß an die Durchführung einer speciellen Seelsorge gar nicht zu denken ist. Als vor wenigen Jahren ein Verein von Predigamts-Candidaten um die Bewilligung bat, Bibelstunden, die sich längst als ein höchst bringendes Bedürfniß gezeigt, halten zu dürfen, wurde ihnen dieselbe vom Magistrat verweigert. Der Verein für Chinesische Mission erhielt im vorletzten Jahre auf seine dreimal wiederholte Bitte um Bewilligung einer Kirche zu einem einmal im Monat des Montags stattfindenden Gottesdienstes dreimal eine abschlägliche Antwort: es seien, wurde ihm gesagt, schon Gottesdienste genug vorhanden, die Mission sey unnütz, es handle sich ja doch nur ums Geld sammeln, man wolle allenfalls die Einwilligung geben, wenn die Collecte nicht der Mission, sondern der betreffenden Kirche zuziele u. s. w., und in der schriftlichen Antwort des Magistrats wurde als Grund der Abweisung ausdrücklich noch angeführt, weil durch die schnellere Abnutzung der Kirchen-Altentilien Kosten erwachsen. —

Aus eigener Wissenschaft kann ich dem noch beifügen, daß, als der Vorstand des hiesigen Zweigvereins der ev. Gesellsch. f. Deutschland mit der Bitte beim Magistrat einkam, ihm den Saal des Elisabeth-Gymnasiums, welchen der Kraussche Verein allwöchentlich benutzte, einmal des Monats einzuräumen, diese Bitte ebenfalls abschläglich beschieden ward.

Ich kenne zwar den Umfang der Competenz der zu erwartenden General-Synode nicht, hoffe aber doch, daß sie Mittel finden wird, diesem völlig abnormen Zustande ein Ende zu machen. Gewiß ist es sehr verfehlt, wenn man an die Einführung von Gemeindeordnungen und dergleichen denkt, ehe man ernstlich an der Beseitigung solcher schreienden Nothstände gearbeitet hat!



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Sonnabend den 10. Mai.

N<sup>o</sup> 38.

## Die Stellung der Philosophie zum christlichen Glauben.

D. F. Gruppe, Gegenwart und Zukunft der Philosophie in Deutschland. Berlin 1855.

R. Ph. Fischer, Grundzüge des Systems der speculativen Theologie oder der Religionsphilosophie. Frankf. a. M. 1855.

Es ist eine offenkundige Thatsache, daß die Strömung der Zeit jetzt nicht mehr für die Philosophie ist, daß auf einen bis zum Schwindel gestiegenen Rausch eine große Ernüchterung folgte, daß sich der Zeitgeist entschieden mehr auf das Concrete und Praktische hinrichtet, — eine Abneigung gegen die Speculation, die oft bis zu einem Widerwillen gegen alles Ideelle, zu einem einseitigen Hervorheben des bloß Materiellen sich steigert. Wir wissen es alle, wie viel Ausschreitungen von Seiten der Philosophie seit einem halben Jahrhundert geschehen sind, wie sehr sich dieselbe dem christlichen Bewußtseyn entfremdet hat. Die einst fromme Magd der Kirche wurde nicht bloß, wozu sie immerhin einige Befugniß hatte, selbstständig, sondern wurde die Despotin ihrer früheren Gebieterin und nächst dem nur zu oft die feile Magd der sündlichen, irreligiösen Neigungen der Zeit, besonders in den kleineren Nachfolgern der großen Vorgänger. Der Hochmuth, mit welchem sich die philosophische Phrase über alle andern Wissenschaften vornehm hinwegsetzte, kannte bald keine Gränzen mehr; die Wissenschaft vom Absoluten hielt sich für die absolute Wissenschaft. Wenn die Alten eine Stadt bauten, so zogen sie vorher mit dem Pfluge die Gränzen derselben; die neue Philosophie begann nicht damit, ihre Gränzen sich selbst zu stecken, sondern damit, die ihr durch die Natur der Sache gesteckten ohne Weiteres aufzuheben. Auf keinem andern Gebiet aber hat sich das übermüthige Walten einer auf den Flügeln der Günst hoch emporgestiegenen Philosophie so nachhaltig gezeigt, als auf dem der Religion. Ganz abgesehen davon, daß viele dieser religionsphilosophischen Systeme und Lehren nicht in das religiöse Erkennen hinein-, sondern aus demselben herausführten, haben sie schon ihrem ganzen Wesen nach das religiöse Leben vielfach gefährdet. Die Wissenschaft von der Religion trat an die Stelle der religiösen Gesinnung, die Speculation an die Stelle der Andacht, der Gedanke an die Stelle des Herzens, und die Wahrheit und das Wesen der Religion wurde nicht mehr in den lebendigen Glauben, sondern in das speculative Denken gesetzt. Und da es nur Wenigen verliehen ist, in

diese Höhen des Denkens zu folgen, so trat zwischen Eingeweiheten oder Wissenden und Laien eine Scheidung der schlimmsten Art ein; für das Volk nur der supranaturalistische Glaube, aber in gehörig modificirter Form, für die Wissenden eine höhere Erkenntniß; der Reich der Wahrheit wurde nur den Schulphilosophen gespendet, den Laien wurde nur das Brod der sinnlichen Vorstellung gereicht; auf den Kanzeln aber wurde eine zwischen Christenthum und Pantheismus schwankende Zweizüngigkeit Sitte und Recht, ja gewissermaßen Nothwendigkeit. Die Theologie mußte gewöhnlich nichts Besseres zu thun, als hinter jeder neu auftauchenden Philosophie jubelnd einherzulaufen, und wir haben berühmte Theologen gehabt, die nach einander alle philosophischen Systeme von Kant bis Hegel durchgemacht und ihre Theologie danach umgewandelt haben. Ist es denn zu verwundern, wenn die Philosophie Angesichts dieser Bereitwilligkeit der Theologie, sich selbst zu verläugnen und nur nach den Brosamen zu haschen, die von ihrer Herrin Tische fielen, selbst über ihre Macht und Befugniß sich täuschte und ohne viel Bedenken von all den Gebieten Besitz nahm, die sich glücklich schätzten, sich ihr unterwerfen zu können? Die berücktigten Festungskommandanten des Jahres 1807 konnten nicht bereitwilliger und eifertiger in der Uebergabe ihrer Städte seyn, als viele gezeigte Theologen mit ihrer Unterwerfung bei dem Siegeszuge der Philosophie. Die letztere würde gewiß selbst in der Blüthezeit ihrer Macht besonnener und darum auch gediegener und wahrer gewesen seyn, wenn die christliche Theologie mit ernsterem Bewußtseyn ihrer Aufgabe und ihrer Würde, mit dem treuen Festhalten ihres geschichtlichen Charakters ihr gegenüber getreten wäre, wenn ihr in der Kirche, in dem christlichen lebendigen Volksbewußtseyn mehr Wirklichkeit entgegengetreten wäre, vor welcher zuletzt doch jede einigermaßen gereifte Philosophie Respekt hat. Aber wir können nicht anders sagen, die Theologie hatte sich vielfach ihren Respekt vergeben. Und wie die Europäischen Völker von Napoleon erst mit Füßen getreten werden mußten, ehe sie ihrer geschichtlichen Würde sich wieder bewußt wurden, so sind wir jetzt, wir glauben uns hierin nicht zu täuschen, in die Zeit eingetreten, wo nach vielen und nicht unbewachten Mißhandlungen neben andern gleichem Schicksal unterworfenen Wissenschaften auch die Theologie sich wieder zu dem rechten Selbstgefühl zusammengerafft und ihrer Würde als der wissenschaftlichen Trägerin der höchsten geschichtlichen Weltmacht wieder eingedenk geworden ist. Wir müssen dies im



wahren Interesse der Philosophie selbst für einen Fortschritt anerkennen. So wie es für die Naturphilosophie unstreitig von höchstem Werth und Einfluß ist, wenn die empirische Naturforschung bedeutend fortschreitet, und die Wirklichkeit der Natur bestimmter offenbar wird, so kann es auch für die rechte Philosophie nur entschieden vortheilhaft seyn, wenn sich die positive Theologie selbstständig und kräftig entwickelt. Freilich philosophirt es sich über die Natur so wie über die Religion am leichtesten und am „genialsten“, wenn man von beiden möglichst wenig positive Kenntnisse hat; indeß ist diese Art philosophischer Geistesübungen hoffentlich im Gebiete der Wissenschaft nicht mehr von irgend einem Einfluß; welcher Naturforscher lächelt nicht über die genialen Taschenspielereien der meisten Naturphilosophen in den ersten drei Jahrzehnten unseres Jahrhunderts? Die Naturwissenschaft hat aber früher ihre Besinnung und ihr Selbstbewußtseyn wiedergewonnen, als die Theologie.

Eine Philosophie, die eine geschichtliche Macht seyn will, muß auch ihrem Wesen nach geschichtlich seyn; und eben dies, daß die neuere Philosophie seit Cartesius und Spinoza die Geschichte ganz bei Seite schob, und das Individuum zum Mittelpunkt der Wahrheit machte, ist die Hauptwurzel ihrer Verirrungen. Aber jener Standpunkt widerspricht dem Wesen der Philosophie selbst. Diese besteht ja nicht in zufälligen Einfällen, offenbart überhaupt nicht die individuelle Eigenthümlichkeit irgend eines denkenden Subjectes, sondern beansprucht nothwendig den Charakter objectiver und allgemeiner Gültigkeit. Ich philosophire nicht als dieser einzelne Mensch, sondern als vernünftiger Mensch überhaupt, also insofern ich mit allen vernünftigen Geistern eins bin. Was ich philosophisch erkenne, das muß für alle vernünftigen Geister gleiche Geltung haben. Der philosophische Gedanke entspringt also auch eigentlich nicht aus dem Individuum, sondern aus dem vernünftigen Geist überhaupt, aus dem Gemeinsamen. Je mehr mein individuelles Subject hervortritt, um so weiter bin ich von der philosophischen Wahrheit entfernt. Das Abstreifen des bloß Individuellen, das Aneignen und Herausbilden des allgemeinen Geistes ist es aber, was man Bildung nennt. Nur der gebildete Geist kann philosophiren. Die Philosophie ist weder bei dem einzelnen Menschen noch bei Völkern der Anfang, sondern die letzte Reife des geistigen Lebens, nicht die Wurzel, sondern die Frucht, und setzt darum eine wahrhafte geistige Entwicklung schon voraus. Die Philosophie ist daher nicht, wie man ganz irrig so oft behauptet, eine durchaus voraussetzungslose Wissenschaft, vielmehr in gewissem Sinne die voraussetzungsvollste; sie setzt, um überhaupt möglich zu seyn, eine gediegene Lebensentwicklung, eine Geschichte des Geistes voraus. Sie trägt also durchaus den Charakter der Geschichte an sich. Nur aus einer geschichtlichen Geistesreise heraus kann wirklich philosophirt werden. Die Philosophie entspringt ebenso aus der Geschichte des einzelnen Menschen und der Völker, wie die Frucht aus der Lebensentwicklung der Pflanze; man kann aber nicht Trauben lesen von den Dornen oder Feigen von den Disteln. Eine

wahre, gesunde Philosophie kann nur da seyn, wo das Gesamtleben des philosophirenden Geistes, vor allem sein sittliches Wesen, ein gesundes und ungetrübtes ist; und da alles sittliche Leben auf dem religiösen beruht, so ist die religiöse Bildung des Geistes die Voraussetzung einer gesunden Philosophie, die sich ja ohnehin mit den höchsten Gegenständen des religiösen Lebens beschäftigen muß. Aus einem sündlichen Herzen entspringt auch eine sündliche Philosophie, und nur wer reines Herzens ist, kann Gott schauen; es gibt aber keine Wahrheit ohne von Gott und in Gott. Was die neuere speculative Philosophie von der Vollgewalt der Vernunft behauptet, hat seine vollständige Gültigkeit bei dem idealen Menschen; — der Mensch ohne sündhafte Verderbniß ist zu der ungetrübten und selbsterrungenen Erkenntniß der Wahrheit befähiget und berufen; man hat nur dabei die naheliegende Frage gewöhnlich ganz außer Acht gelassen: ist denn der wirkliche Mensch auch der ideale, ist er in ungetrübter Einigung mit Gott geblieben? Diese Frage kann aber der Natur der Sache nach nicht von der Philosophie, sondern einzig von dem sittlich-religiösen Bewußtseyn nach der eignen innern Erfahrung beantwortet werden. Denn die Sünde ist das schlechterdings Unwahre, Unvernünftige, also überhaupt nicht vernünftig zu begreifen; der Mensch wird in demselben Maaße, in welchem er sündiget, auch unvernünftig; und wenn die Sündhaftigkeit eine allgemeine Krankheit des Menschengeschlechts geworden ist, so ist auch die Vernünftigkeit desselben in Beziehung auf alles Göttliche wesentlich getrübt; und nur wenn die Sünde gebrochen ist durch die göttliche Veröhnungsthat, wird der menschliche Geist wieder frei gemacht und wahrhaft vernünftig, obgleich auch im Stande der Erlösung diese Freiheit nur durch einen fortgesetzten ernstesten Kampf mit der dem Menschen noch anhaftenden Sünde bewahrt werden kann. Nur wen der Sohn frei macht, der ist recht frei, auch im Gebiete des vernünftigen Denkens. Das Bewußtseyn der Sünde aber, so wie das Bewußtseyn der empfangenen Erlösung sind ganz außerhalb des Gebietes der Philosophie, ebenso wie das Gefühl leiblicher Krankheit und Genesung außerhalb desselben liegen. Wenn nun schon leibliche Gesundheit eine nicht unwichtige Bedingung einer gesunden und kräftigen Gedankenarbeit ist, so ist die geistlich-sittliche Gesundheit die unabweisliche Voraussetzung jeder wirklichen Philosophie. Nur der geistlich Wiedergeborne ist zur philosophischen Erkenntniß der Wahrheit befähigt. Dieser Gedanke, den wir auf christlichem Standpunkt schlechterdings festhalten müssen, ist nur die weitere Entwicklung des früher ausgesprochenen: nur der gereifte und gebildete Geist kann philosophiren. Denn die rechte Reife und die rechte Bildung besteht nicht nur in dem Abstreifen des bloß Individuellen und dem Aufnehmen und Hereinbilden des geschichtlich gewordenen Volksgeistes, sondern vor allen Dingen in der Aufnahme des in die Welt der Sünde durch eine göttliche That hineingebornen und hineingebildeten heiligen Geistes. Wie thatsächlich seit dem weltgeschichtlichen Auftreten des Christenthums die heidnische Welt in ihrer geistigen Entwicklung stille stand oder



verweste, und alle höhere Bildung der christlichen Weltgeschichte angehörte, so kann auch die Bildung, die als nothwendige Voraussetzung einer ihrer Zeit würdigen Philosophie zu fordern ist, keine andere als die christliche seyn. Die geistliche Wiedergeburt ist allem vernünftigen Denken über das Göttliche übergeordnet und dessen nothwendige Bedingung. Wer dies eine Unfreiheit des philosophischen Denkens nennen wollte, müßte Gleiches von der Forderung sagen, daß ein Naturphilosoph auch ein gediegener Naturforscher seyn, und wer über das Schöne philosophirt, auch Sinn und Verstandniß für die Kunst haben müsse. Daß man aber von Religion irgend etwas verstehen könne, ohne sie selbst als Lebensmacht in sich zu haben, ohne fromm und gottesfürchtig zu seyn, ist ebenso ungereimt, als wenn man über eine Sprache urtheilen wollte, die man nie gehört oder nie gelesen hat.

Die Freiheit der Philosophie besteht nicht darin, daß sie ganz ohne Voraussetzung wäre, sondern wir fordern die Voraussetzung der christlichen Bildungsreise grade zu dem Zweck, damit dies vernünftige Denken frei werde, sich selbst und seiner ursprünglichen Kraft wiedergegeben werde. Alle wahre Bildung macht den Geist freier, weil sie die beengenden Banden der Vereinzelung abstreift. Freiheit ohne Bildung ist Ungezogenheit. Je höher ein Lebenskreis, um so größere Vorbildung wird gefordert. Gibt es aber einen höheren, als das freie Denken über das Unendliche, Göttliche? Hier ist kein bloß äußerliches Object, dem der Mensch sich nur betrachtend gegenüber zu stellen brauchte; hier ist ein Element, in welchem man leben muß, um es zu erkennen; in Gott aber leben wir nicht mit dem Verstande, nicht mit dem Denken allein, sondern schlechterdings nur mit unserer ganzen Persönlichkeit, mit Herz und Sinn, — und nicht von Natur, sondern kraft der Gnade in Christo Jesu. Der Mensch also prüfe sich selbst, ob er geboren sey aus dem Wasser und Geist, und alsdann komme er und esse von diesem Brod der Wahrheit. Die Philosophie schafft nicht einen gläubigen Christen, aber nur ein gläubiger Christ vermag eine rechte Philosophie zu schaffen.

Man hat nach einander die Philosophien Kants, Schellings, Hegels als die geistigen Stützen des Christenthums, als die rechten geistigen Verklärer des christlichen Glaubens gepriesen, welche den Inhalt desselben aus dem Gefühl oder der Vorstellung in den Gedanken erheben, und Schleiermacher machte sogar den kühnen Versuch, Spinoza's reinen Pantheismus in Verschmelzung mit Fichte's subjectivem Idealismus zum Organ des christlichen Glaubens zu machen, — ein geniales Kunststück, in seiner Entstehung wie in seinem Erfolg nur erklärlich in einer Zeit, wo die verwöhnte Zunge des gebildeten Volks einer ungewöhnlichen Würze bedurfte, um die evangelische Wahrheit genießbar zu finden. Man ist jetzt etwas nüchterner geworden, und so feindselig jetzt auch die Richtungen einander gegenüberstehen mögen, darin ist man doch von beiden Seiten so ziemlich einverstanden, daß jene Philosophien keinen christlichen Charakter tragen, so sehr sich einzelne Philosophen auch

bemüht haben, das der christlichen Weltanschauung fremdartige System doch dem christlichen Glauben irgendwie zu accommodiren.

Die beiden Schriften, die wir hier besprechen wollen, sind in dem Urtheil über den unchristlichen Charakter der neueren Philosophie ziemlich einverstanden, beide suchen die Philosophie dem Christenthum zuzuwenden, aber sie gehen in völlig verschiedenen Richtungen auseinander. H. Dr. Gruppe, welcher kurz vor Hegels Tode und bald nachher in zwei Schriften sich nicht bloß als Gegner der Hegelschen, sondern der speculativen Philosophie überhaupt kund that, gibt in dem vorliegenden, in interessanter, wiewohl etwas leicht hingeworfener Darstellung geschriebenen Werk ein Urtheil über die gesammte bisherige Philosophie; er erklärt dieselbe, insofern sie speculativ ist, d. h. rein aus dem Gedanken heraus sich entwickelt, von Plato an bis Schelling, mit einziger Ausnahme Baco's, für eine große Verirrung. Es „haben die Systeme im Großen und Ganzen und die Systeme im Einzelnen sich als gleich unhaltbar und hoffnungslos erwiesen. Die Geschichte der Philosophie ist nicht, wofür Hegel sie halten wollte, eine nach innerem Gesetz sicher fortschreitende, welche auf jedem Stadium Wahrheit enthielte, sondern sie ist ganz im Gegentheil eine Geschichte des Irrthums mit vereinzelt Lichtbliden“ (S. 256). Das letzte der philosophischen Hauptssysteme, das Hegelsche, hat sich bereits abgelebt, „ist dem Geist der Zeit nicht mehr angemessen; es ist erwachsen in einer Zeit, als der religiöse Indifferentismus noch vorherrschend war, es war nur möglich und denkbar in einer solchen. Trotz aller Versicherungen und Euphemismen wird eine unbefangene Prüfung darin alles vermissen, was ein lebendiges Christenthum, gleichviel welches Bekenntnisses, unabweisbar fordert, und alle Voraussetzungen jenes Philosophirens sind unvereinbar mit den Grundsätzen christlicher Lehre und Denkart. . . . In demselben Maas als christliche Anschauungen, getragen von innerer Wärme, wieder tiefere Wurzeln greifen, müssen die kalten Abstractionen dieser Philosophie verdampfen und ihre Beschönigungen als Sophismen erscheinen“ (S. 5. 9). Schelling trat bei seiner Berufung nach Berlin unter den größten Erwartungen auf; sie wurden enttäuscht; nach dreizehn Jahren seiner hiesigen Thätigkeit weiß man von seiner eigentlichen Wirksamkeit wenig zu sagen. Er wollte seiner eignen Erklärung nach nicht seine frühere Philosophie aufgeben, nicht eine andere an ihre Stelle setzen, sondern sie durch die Hinzufügung einer neuen Wissenschaft ergänzen. Aber darin täuschte sich Schelling selbst, und seine Offenbarungsphilosophie ist in der That nicht eine Fortsetzung und Ergänzung seiner früheren pantheistischen, sondern ein wesentlich neuer Standpunkt. Er schreibt hier der reinen Denkwissenschaft, die er „negative“ Philosophie nennt, nur die Erkenntniß des Möglichen, des bloßen Begriffs im Unterschiede von dem Seyn zu, während die Wirklichkeit, mit der sich die positive Philosophie beschäftigt, durch die Erfahrung und Offenbarung der Vernunft gegeben ist; die Welten des Denkens und des Sehns stehen so ganz getrennt von einander da.



Schellings neuester Standpunkt ist nicht ein Fortschritt, sondern theilweise ein Rückgang auf Kant, aber durch die hinzutretende scholastische Tendenz völlig unklar und innerlich widerspruchsvoll (S. 14 ff. 21 ff. 40 ff.).

Der Verf. sucht nun nachzuweisen, daß die Zeit der speculativen Systeme überhaupt vorbei sey, wie sie ja in Frankreich und England schon längst aufgehört haben. Wir können hier auf seine Charakterisirung der einzelnen Systeme nicht näher eingehen, obgleich wir Manches dagegen zu erinnern hätten. Ueber Hegels Philosophie bemerkt er: „Während der ältere Idealismus die Substanz der Welt und des denkenden Ich verliert, der neuere subjective, der vor allen Dingen sich des Ich's versichern will, dafür die Substanz der Welt und Gottes verliert, sucht dieser neueste (absolute Idealismus) zugleich das Ich und die Welt aufrecht zu halten, allein desto mehr verliert er die Substanz Gottes, welche dann nicht sowohl pantheistisch, als vielmehr idealistisch aufgeht in diese beiden. . . Die Substanz Gottes geht verloren in der prismatischen Ausbreitung; sie geht unter in ihrer eigenen Bewegung, durch welche der Philosoph ihr Leben zu geben vermeinte; Gott ist nicht am Ausgangspunkt, denn da steht das abstracte inhaltlose Seyn, und er ist nicht am Endpunkt, denn da steht der philosophirende Menscheng Geist, nicht Gott, sondern Hegel. Sehr richtig hat Hegel das Spinozische System Kosmismus genannt, genau mit demselben Recht können wir das seinige Atheismus nennen“ (S. 71. 72). Daß Hegels System mit mehr Recht als das des Spinoza Atheismus genannt werden kann, können wir nicht zugeben. Spinoza's Gott entspricht der wahren Gottes-Idee um nichts mehr, als der Hegelsche; ein Gott, dessen zweites Attribut die Ausdehnung ist, ist nicht der Welt irgendwie entgegengesetzt, sondern ist wesentlich die Welt selbst; der Umstand, daß die Welt hier von Gott nicht verschieden ist, macht das System noch nicht zum Kosmismus; dem System des Joh. Scotus Erigena ist dieser Name viel angemessener, als dem des Spinoza. — Den Hauptfehler der speculativen Philosophie sucht der Verf. in der deductiven Methode, welche aus Begriffen durch Schlußfolgerungen neue Gedanken erzeugt; ihr gegenüber hat Baco von Verulam die inductive aufgestellt. Nicht herabsteigend von der obersten Ursache der Dinge, sondern aufsteigend von der genauen Erforschung der uns zugänglichen Erscheinung soll sich die Wissenschaft und die Philosophie bewegen; dem Bestreben, die letzten Ursachen der Dinge erkennen zu wollen, müssen wir demgemäß ganz entsagen, denn auf dem Wege des Aufstiegens kommen wir nie zu einem schlechtthin Letzten. „In einer geistreichen Weise vergleicht er die empirische Forschung mit einem Bienenstock, die speculativen Systeme dagegen mit dem Netz einer Spinne, in dessen Centrum der Philosoph sitze, abwartend, ob ihm etwas von außen zugeflogen kommt“ (S. 107—114). Geistreich möchten wir diesen Vergleich grade nicht nennen; das Spinnen des Netzes wäre allerdings ein passendes Bild der speculativen Philosophie, aber dies ist gewiß wohl noch etwas Größeres, als das Zusammentragen

von Honig, — und was das Warten auf eine Mücke betrifft, so ist dies recht eigentlich ein Bild der schlechtesten Empirie, gewiß aber nicht der alles aus sich selbst heraus entwickelnden Speculation.

Der Verf. erklärt nun Baco's Methode für die einzig mögliche und fordert für die Philosophie der Zukunft die Rückkehr zu der empirischen Methode. Der Hauptirrtum fast aller bisherigen Philosophie liege in dem falschen Gebrauch, den sie von den Begriffen mache, weil sie ihr wahres Wesen nicht kenne. „Die abstracten Begriffe sind nur Mittel des praktischen Verständnisses, überhaupt nur Mittel, welches ich mir einrichten kann, wie ich es bequem finde, aus dem ich aber niemals Folgerungen ziehen kann; . . . das Concrete aus dem Abstracten herleiten, construiren zu wollen, erweist sich als ein Unsinn. . . Die abstracten Begriffe sind nur Hilfsausdrücke, Abkürzungen, Rechnungsvortheile, — ich kann sie so weit ausdehnen, als ich in meinem Belieben steht, so weit als ich mir eben praktischen Nutzen davon versprechen darf. . . Auch der Begriff der Nothwendigkeit ist ein beliebiger Hilfsausdruck so gut wie alle andern, . . . ist eine bloße Ziffer, welche niemals erfahrungsmäßigen Inhalt an Werth überbieten kann, weil sie überhaupt gar nicht damit rangirt“ (S. 186 ff.). Der Verf. erkennt hierin „wirklich die Entwurzelung der speculativen Systeme, so wie andererseits den Beginn der Grundlegung von etwas Neuem und Besserem“ (S. 190). Und das Endergebnis ist Folgendes: Es kann kein speculatives System mehr geben. Die Zeit der Systeme ist abgelaufen; die Philosophie aber soll nun erst wahrhaft beginnen. Die Speculation als ein Erkennen aus reinen Begriffen wollte die Erfahrungswissenschaft in zwei wesentlichen Punkten, in Allgemeinheit und Nothwendigkeit, überbieten; dies ist aber bloße Täuschung. Es gibt schlechterdings keine Sicherheit, welche die der Sinne irgend überträfe. Die inductive Forschung verzichtet auf die Ergründung der letzten Ursachen, noch weniger glaubt sie davon anheben zu müssen. Sie ist nach oben hin offen, während das System geschlossen und eben darum bornirt ist; es kann daher überhaupt kein System in der Philosophie mehr geben; das System ist abschließend, von einem bestimmten Centrum ausgehend, der Berichtigung unfähig, während die inductive Wissenschaft beständiger Rectification fähig ist. Das System ist unser Zusammenhang, nicht der Zusammenhang der Natur, es ist etwas ganz Subjectives, es schwebt im Reich der Illusionen und gehörte der Kindheit des Geistes an und muß mit der männlichen Reife schwinden, die Mannheit der Philosophie ist die empirische Forschung. Was bleibt nun aber der Philosophie? Ihr bleibt nach wie vor die centrale Stellung inmitten alles menschlichen Wissens, die geistige Wacht im Centrum, sie hat zu wachen über Einheit und Zusammenhang des Ganzen. Als ihre besondern Aufgaben aber bleiben ihr die Logik, — obgleich in völlig veränderter Gestalt, — die Psychologie, die Aesthetik, die Sittenlehre, nur theilweise die Rechtsphilosophie; Naturphilosophie nur in dem Sinne, daß die Summe gezogen wird von allem empirisch Gewonnenen, das

**Weilage.**



Getrennte vereint wird u. s. w. Eine Metaphysik kann es nicht mehr geben. Von einer Religionsphilosophie kann fernerhin nicht mehr die Rede seyn; im Gebiet der Religion hat die Philosophie der neuen Methode nichts zu thun; sie könnte ja ohnehin auch immer nur Einer Confession Genüge thun, und dies widerspräche der allgemeinen Natur der Philosophie. So wenig aber diese in das religiöse Gebiet übergreifen darf, so wenig darf die Religion in das philosophische übergreifen und etwa die Philosophie zur Dienerin machen wollen. Wissen und Glaube sind ganz geschiedene Sphären, die nicht einmal an einander gränzen; zwischen beiden ist ein weiter Spielraum. Der Glaube kann dem Wissen nichts hinzufügen, das Wissen nichts dem Glauben. „Ein Jenseits gibt es für die Religion, aber nicht für die Philosophie; keine Sage von dort geltender höherer Erkenntniß darf uns bewegen, das Ungewisse dem Gewissen, das Unbekannte dem Bekannten vorzuziehen.“ Die Philosophie hat einen sicheren Boden unter ihren Füßen, „einen festesten, handgreiflichen Ausgangspunkt; dieser liegt in der Erkenntniß von der Unerschütterlichkeit der Grundthatfache dessen, was die natürliche Anschauung uns bietet: es gibt keine andere Wirklichkeit, als die uns vorliegende.“ Wir wurzeln mit allem Seyn und Denken in dieser uns umgebenden Welt, können mit unserm Denken nicht darüber hinaus. So ist nun Friede zwischen der Philosophie und der Wissenschaft, denn die von Parmenides her datirende Scheidung derselben ist jetzt endlich und zwar gründlichst aufgehoben; und ebenso Friede zwischen der Philosophie und der Religion; „aller Conflict, alle Collision hört auf, ist fortan unmöglich, denn — die Gebiete berühren sich nicht mehr. Die Philosophie, als inductive Forschung unten auf der Erde fußend, läßt nach oben hin den Schluß offen, sie hat sich's zum Grundsatz gemacht, über die letzten Ursachen nicht zu grübeln; hier findet also die Religion freien Raum, stößt nirgends mit der Philosophie zusammen; so ist beiden geholfen, so treten beide in den ungestörten Besitz ihrer vollen Rechte ein“ (S. 258—277).

Wir müssen es uns versagen, die als die einzig richtig erklärte inductive Methode von rein philosophischem Standpunkt aus zu untersuchen, und bemerken nur, daß für die neue in Aussicht gestellte Wissenschaft der Name Philosophie uns ganz unberechtigt erscheint; es handelt sich hier nicht sowohl um eine neue Methode des Philosophirens, sondern um Seyn oder Nichtseyn der Philosophie selbst. Alles, was durch empirische Forschung gefunden wird, gehört einer der übrigen empirischen Wissenschaften an, und für die Philosophie bleibt schlechterdings nichts mehr übrig; von einer „centralen Stellung“ dieser nur durch Aggregation entstehenden, „oben offenen“ Disciplin haben wir nicht den mindesten Begriff; das Centrum würde ja ein System gestalten, und ein System mit Centrum soll es ja nicht

mehr geben (S. 259). Wir haben es aber hier nur mit der Stellung dieser neuen Methode zur Religion zu thun. Da werden uns lockende Friedensverheißungen gemacht, all Fehd hat nun ein Ende. Wir haben von Seiten der Philosophen schon so viele Verheißungen des „ewigen Friedens“ empfangen, daß es uns nicht verdacht werden kann, wenn wir vorsichtig sind und uns die Friedensbedingungen mit einigem Mißtrauen ansehen; es könnte ja seyn, daß der Krieg immer noch besser wäre, als ein fauler Friede.

Wir müssen es zunächst ganz entschieden bestreiten, daß der Grund des Unchristlichen und Widerchristlichen in den meisten neueren Philosophien gerade in der philosophischen Methode, in der Deduction aus dem reinen Begriff liege, und daß die empirische Methode Baco's hierin ein günstigeres Resultat liefern werde. Das Wesen der christlichen Religion liegt ja doch zunächst und vorzugsweise nicht auf dem Gebiete des Wissens, sondern der Gesinnung, ist Sache des Herzens. Die Lebensgemeinschaft mit Gott durch Christum ist das A und das D, wo diese nicht ist, da kann auch ein christliches Wissen nicht seyn, und wo sie ist, da wird sich auch ein solches entwickeln, gleichviel, nach welcher Methode; aber jene Lebensgemeinschaft wird nicht erzeugt durch eine Wissenschaft, sondern durch einen gegenseitigen Liebesact Gottes und des Menschen, durch Gnadewirkung und Glauben. Wir haben also von christlichem Standpunkt aus uns gar nicht die Methode einer Philosophie anzusehen, um deren christlichen Charakter zu beurtheilen; ein guter Baum kann nicht faule Früchte bringen; die Christlichkeit ist nichts Formelles, sondern ist Inhalt und Wesen selbst, ist unmittelbare Offenbarung des religiösen Lebenscharacters des denkenden Menschen selbst, der christlichen Persönlichkeit. Philosophische Systeme widerstreben dem christlichen Bewußtseyn, weil ihre Schöpfer nicht erweckte Christen sind, und ein Philosoph, der zugleich gläubiger Christ ist, wird auch, falls er überhaupt, wie wir es fordern müssen, selbstständiger Denker ist, eine Philosophie von christlichem Charakter schaffen. Wenn oft genug philosophische Denker christlicher sind als ihr System, so liegt dies daran, daß sie nicht stark genug sind, selbstständig zu schaffen, sondern nach fremden Mustern bauen, wie ja anfangs christliche Kirchen nach heidnischer Bauart aufgeführt wurden. Auf die Methode, wie die Bausteine miteinander verbunden, wie die Gedanken entwickelt und gefunden werden, kommt es dabei wesentlich nicht an. Aus der Idee Gottes kann man christlich und unchristlich herausentwickeln, und aus der empirischen Forschung kann man christlich und unchristlich aufbauen. Höchstens könnte gefragt werden, welche der beiden Methoden die christlichen Gedanken leichter zu erzeugen im Stande ist, der christlichen Weltanschauung näher liegt; und da ist gar nicht zu bezweifeln, daß die Methode, welche die sinnliche Erfah-



rung als die einzige Wahrheitsquelle für das Wissen aufstellt, dem christlichen Bewußtseyn viel weniger entspricht; denn was man innere christliche Erfahrung nennt, gehört, eben weil sie rein geistig, und schlechterdings nicht durch die Sinne vermittelt ist, durchaus nicht in das Gebiet, auf welchem die inductive Forschung sich bewegt, entspricht vielmehr eher den speculativen Ideen; alles Mystische, — und in allem christlichen Seelenleben liegt ein mystischer Zug, — gehört in das speculative Gebiet und nicht in das empirische. Die speculative Methode geht wie das religiöse Bewußtseyn von dem Ueber sinnlichen aus, und bewegt sich vorzugsweise in demselben, während die inductive sich von dem Sinnlichen niemals entfernt. Sollen wir uns bei dieser Frage auch auf die Erfahrung, nämlich auf geschichtliche Thatfachen berufen, so lehren diese mit seltner Einstimmigkeit, daß der Empirismus die größte Feindseligkeit nicht bloß gegen das christliche, sondern gegen alles religiöse Bewußtseyn erzeugt hat. Die Deisten und Naturalisten des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts waren sammt und sonders Anhänger des Empirismus Baco's und Locke's, und ihre Feindschaft gegen das Christenthum ging immer Hand in Hand mit der Feindschaft gegen alle speculative Philosophie; der französische Atheismus und Materialismus ist nur die weitere Consequenz des englischen Naturalismus und ruht notorisch auf demselben Grunde. So ist es auch gegenwärtig noch; die speculativen Philosophen, Kant, Schelling, Hegel, wollen doch wenigstens das christlich-religiöse Bewußtseyn nicht aufheben, suchen vielmehr ihr System demselben anzupassen, und die Advokatenkunststücke, die Maskeraden der Begriffe und die Quälereien der Sprache, die sie dabei anwenden, zeigen eben, wie viel ihnen daran gelegen ist, mit dem Christenthum nicht wirklich zu brechen, — aber der bis ins Cynische fortgeschrittene materialistische Atheismus der neuesten Zeit ruht nicht auf speculativer Philosophie, sondern auf der empirischen Methode, auf „Naturbeobachtung.“ — Der Verf. will zwar die Gefahr des Materialismus nicht gelten lassen, denn dieser sey selbst Speculation, sey System, sein System heiße Atomismus (S. 261); das heißt aber doch nur: wenn sich der Empirismus zum System gestaltet, — was der Verf. freilich abweist, aber ohne alle Berechtigung, — so wird er Atomismus; — ist es denn aber weniger Materialismus, wenn ich überall nichts anderes wissenschaftlich als wahr anerkenne, als was ich sehen und tasten kann, also das Sinnliche und Materielle, — und nur eben nicht eine atomistische Spitze auf den materialistischen Unterbau setze? Der Unterschied ist doch höchstens der, daß der Atomismus wenigstens seiner Weltanschauung eine einheitliche Gestalt gibt, sie zu einer Wissenschaft macht, während die Auffassung des Verf. das Wissen auf einer niedrigeren, unentwickelten Stufe festhalten will.

Der Verf. will den Frieden der Philosophie mit der Religion durch einen durchgreifenden Dualismus, durch eine nicht weiter zu vermittelnde vollständige Scheidung des Glaubens und Wissens als völlig und durch große Zwischenräume getrennter Gebiete herbeiführen, und verbietet das Uebergreifen auf beiden

Seiten. Die Friedensbedingungen werden, glauben wir, von Seiten der christlichen Religion nicht unterschrieben werden. Was ist das für Frieden, durch den der Krieg im eignen Hause organisiert wird! Im Glauben führe ich alle Wahrheit auf Gott zurück, da gilt mir alles Daseyn nur, insofern ich es auf Gott beziehe, als sein Werk betrachte, als in Uebereinstimmung mit Gott oder als in schuldvollem Widerspruch mit ihm; das Leben ohne Gott erscheint mir da sinnlos; — ich selbst aber erfasse mich als schuldbewußt und nur durch eine göttliche Erlösungsthat mit Gott wieder geeinigt. In meinem Wissen aber ist das alles umgekehrt; da erfasse ich alles Daseyn ohne Gott, komme überhaupt nie zu dem Gedanken Gottes, bedarf dessen nicht, würde durch denselben nur gestört werden; ich verstehe mein und der Dinge Daseyn an sich selbst, ohne es irgendwie auf Gott zu beziehen; das philosophische Wissen ist, so wird gefordert, ein gottloses. Wie soll dieser Widerspruch in einer menschlichen Seele dauernd bleiben können? Soll, wenn es so steht, ein ehrlicher Friede seyn, so ist nur die Wahl: Glauben ohne Wissen, oder Wissen ohne Glauben; es kann nicht mehr heißen: *credo, ut intelligam*, sondern wir müssen sagen: *non credo, ut intelligam*. Es kann vernünftiger Weise nicht zwei verschiedene Wahrheiten geben; ich kann wohl sagen: ich glaube etwas als Wahrheit, wovon ich noch kein Wissen habe; ich kann aber schlechterdings nicht sagen: es gibt eine Wahrheit für den Glauben und eine andere entgegengesetzte für das Wissen. Habe ich es im Glauben wahrhaft erfaßt, daß alle Dinge durch Gott sind, so ist es dem Wesen des menschlichen Geistes nach unmöglich, daß ich im Wissen mich ohne Gott befriedige und eine Wissenschaft ohne den Gedanken Gottes aufstelle. Wenn die Philosophie, unten auf der Erde fußend, den Schluß nach oben offen läßt, so kann durch diese Oeffnung auch wohl der Teufel hereinschauen, ein Hinderniß findet er nicht. Vom Standpunkt der Religion aus müssen wir jede Philosophie, die sich ohne die Idee Gottes erbaut, für atheistisch erklären. Es ist ganz gleich, ob Gott ausdrücklich geläugnet wird, oder ob man sagt, zu meinem philosophischen Wissen bedarf ich der Idee Gottes überhaupt nicht; für eine solche Philosophie gibt es eben keinen Gott. Daß in dem religiösen Glauben aber die Idee Gottes die Hauptsache ist, nun dies läugnet auch der frivolste Atheismus nicht; und derselbe kann nicht das mindeste Bedenken finden, die von dem Verf. vorgeschlagene Auseinandersetzung zwischen Religion und Philosophie Wort für Wort anzunehmen. Nach der Kritik, welche der Verf. gegen die bisherige Philosophie geübt, konnten wir nur das eine Resultat erwarten: es gibt überall kein Wissen, am wenigsten eine Philosophie, es gibt nur ein Glauben und Meinen. Daß derselbe statt dieser schlichten Consequenz den alten unlauteren Dualismus des Glaubens und des Wissens als zweier völlig getrennter, einander nicht einmal berührender Gebiete ergriffen, können wir nur als den unglücklichsten Ausweg betrachten. Die geforderte Gränzsperre ist praktisch unausführbar. Wie der wahrhaft gläubige Christ eine widerchristliche Kunst und Wissenschaft



gar nicht verträgt, so verträgt auch die bloß empirische Philosophie kein Bewußtseyn von einem Uebersinnlichen neben sich; eins muß dem andern weichen. Ist für mich als vernünftigen Geist nur dasjenige wahr, was ich durch sinnliche Erfahrung erkannt habe, so hat dies nicht bloß eine positive, sondern auch eine negative Bedeutung. Ich erfahre z. B., daß das Leben des Geistes überall an das des Leibes gebunden ist, daß mit dem Tode des letztern das erstere auch verschwindet. Soll nun die Erfahrung ein wirkliches Wissen geben, so muß ich sagen: ich weiß, daß das geistige Leben in seinem ganzen Daseyn durch das leibliche bedingt ist, ich weiß, daß mit des Leibes Tode auch der Geist stirbt. Soll ich nun zugleich sagen: ich glaube aber, daß das Entgegengesetzte wahr ist, so ist dies gradezu sinnlos. Soll also das empirische Wissen den Glauben nicht gradezu ausschließen, so müßte man sagen: ich erfahre zwar überall, daß das Leben des Geistes mit dem Tode des Körpers aufhört, aber ich weiß nicht, ob sich dies wirklich so verhält, das Gegentheil bleibt wohl möglich. Dies müßte nun nothwendigerweise von jeder sinnlichen Erfahrung gelten, und dann sind wir wieder bei der Aufhebung des Wissens und bei dem vollständigen Skepticismus, den der Verf. ja völlig überwunden haben will. Soll diese skeptische Auffassung nicht gelten, so können wir auf dem Gebiete des Wissens zu keinem andern Resultat kommen, als zu der „Wissenschaft“ Carl Vogt's. Wer neben solchem „Wissen“ noch den Glauben an das Uebersinnliche, also den christlichen bewahren kann, den müßten wir ob der seltsamen Natur seines Geistes bewundern. — Vergessen wir auch nicht, daß der Verf. die Sittenlehre der Philosophie zuweist, eine Sittenlehre ohne Gottesidee und überhaupt ohne Ideen, bloß auf empirische Forschung gegründet. Da wir über das wirklich Erfahrene hinaus nichts wissen können, so kann natürlich auch die Sittenlehre keine andern Grundsätze aufstellen, als die, welche in der wirklichen Erfahrung sich vollziehen, nimmerehr solche, die als eine noch nicht verwirklichte Aufgabe auftreten; — das Bild Christi aber gehört ja dem Glauben und nicht der Philosophie an. Wir möchten den Verf. auffordern, eine solche Sittenlehre, die von fast aller bisherigen vollständig verschieden seyn muß, zu versuchen; vorläufig haben wir keinen Begriff davon, wie auf diesem Wege ein Sittengesetz gefunden werden soll, vorausgesetzt, daß nicht die sittliche Idee gradezu auf den Kopf gestellt werden soll. —

Lassen wir uns nicht täuschen; unsers Feindes Feind ist noch nicht unser Freund.

Einen völlig entgegengesetzten Standpunkt nimmt die „Religionsphilosophie von Dr. R. Philipp Fischer“ ein. Der Verf. will auf dem Gebiet der speculativen Philosophie ein „System des concreten Theismus“ geben, d. h. „der Wissenschaft des lebendigen persönlichen Gottes und seiner freien Offenbarung“ (S. VII), also nach Object und Methode grade das, was von dem Verf. der vorigen Schrift für unmöglich erklärt

wurde. „Obwohl die Philosophie als allgemeine Wissenschaft des denkend erkennenden Geistes die Wahrheit der Offenbarung oder des Christenthums nicht voraussetzt und deshalb an sich so wenig eine religiöse oder christliche, wie eine ästhetische oder politische Wissenschaft ist, so wird sie doch, — wenn sie sich durch freie unbefangene Prüfung von der Wahrheit der geoffenbarten christlichen Religion wissenschaftlich überzeugt, mit demselben Rechte zur Philosophie der Idee der Offenbarung oder des Christenthums sich objectiviren, mit welcher sie sich zur Wissenschaft der Idee des Staates und der Kunst oder zur politischen und ästhetischen Philosophie gestaltet“ (S. IX). Diese Stellung der Philosophie zum Christenthum können wir nicht als richtig anerkennen. Jene steht hier als das ganz ohne Rücksicht auf das Christenthum sich gestaltende Normalmaaß für die Wahrheit des letzteren da; sie ist völlig ihre eigne Schöpferin, und wenn sie mit sich fertig ist, prüft sie die christliche Religion, und wenn diese zufällig, — denn eine innere Nothwendigkeit ist ja nicht da, — mit ihr zusammenstimmt, so ist die Philosophie zufällig eine christliche. Ist die christliche Religion, wie ja der Verf. wiederholt anerkennt, eine wahrhaft geoffenbarte, so ist es ein Widerspruch, wenn ihr zugemuthet wird, daß sie sich vor dem philosophischen System irgend eines Menschen über ihre Wahrheit legitimiren soll. Die Philosophie hat die Wahrheit einer „geoffenbarten“ Religion gar nicht zu prüfen, so wenig wie ein Naturphilosoph die Natur zu prüfen hat, ob sie mit den Paragraphen seines Compendiums auch gebührend übereinstimmt; sondern wie der Naturphilosoph vernünftiger Weise sein System an der Natur zu prüfen hat, so hat der, der über Religion philosophirt, sein System an der geoffenbarten zu prüfen. Erkennt er aber eine solche im religiösen Glauben nicht an, so ist es schlechterdings unmöglich, daß er durch die Philosophie diese Erkenntniß erlangen könnte; denn die Uebereinstimmung der positiven Religion mit der Philosophie würde eher beweisen, daß die erstere ebenso menschlichen Ursprungs wäre, wie diese. Die Wahrheit der christlichen Religion hängt nicht von dem placet eines philosophischen Systems ab; sie kann nicht theoretisch, sondern zunächst nur praktisch bewiesen werden, durch die eigne Heilserfahrung des Gläubigen, die freilich etwas ganz anderes ist, als die Erfahrung der „empirischen Forschung“; es heißt da nicht: „so Jemand ein philosophisches System schafft“, sondern: „so Jemand will des Willen thun, — und in gläubiger Annahme des Heils sich retten lassen will, — der wird inne werden, ob meine Lehre von Gott sey“; und erst wenn der Mensch das Heil an sich erfahren hat, kann er überhaupt eine christliche Philosophie bilden; sie erfährt aber, daß sie christlich ist, nicht erst hinterher, sondern sie erwächst aus dem christlichen Geist. Es mag wohl gut gemeint seyn, wenn der Verf. es für die höchste Bestimmung der Philosophie hält, „die wesentliche Wahrheit der Religion, die nur dadurch ihrem Begriff entspricht, daß sie von Gott geoffenbart ist, durch die wissenschaftliche Entwicklung der Idee Gottes und seiner Offenbarung zu erweisen“ (S. VII), —



aber die christliche Religion wird von diesem angebotenen Dienst keinen Gebrauch machen können, einmal nicht, weil sie dessen nicht bedarf, und zweitens, weil ihr wesentlichster Inhalt geschichtliche Thatfachen sind, die doch unmöglich durch Speculation nachgewiesen werden können. Wenn mir schon keine „wissenschaftliche Entwicklung“ einer Idee beweisen kann, daß ich, dieser einzelne Mensch, ein Sünder bin, so kann sie noch weniger die geschehene Erlösung nachweisen; aber erst durch die von dem Schuldbewußtseyn bedingte Hinwendung zu der in Christo gebotenen Gnade kann mir wirkliche Ueberzeugung der christlichen Wahrheit zu Theil werden. Sehr richtig erkennt übrigens an einer andern Stelle der Verf. an, daß es unmöglich sey, die Wahrheit der Religion jedem Denkfähigen, also auch dem Atheisten anzudemonstrieren; eine Religion, bei welcher dies möglich wäre, „wäre nicht absolute Wahrheit des Lebens, sondern eine abstracte Lehre“, ihre Anerkennung nur Sache des Kopfes, „da doch die Erkenntniß Gottes im Geiste und in der Wahrheit das Resultat des geistigen Gesamtlebens ist, indem der theoretische Geist nur in der Einheit mit dem Herzen und Willen die religiöse Wahrheit denkend erkennt“ (S. 13). Man muß mit diesem Gedanken nun aber auch Ernst machen, und ihn nicht bloß auf die Anerkennung der Gottesidee beschränken.

Die vorliegende Religionsphilosophie, — zugleich der dritte Band des „Systems der Philosophie oder Encyclopädie 2c.“ hat nun in der concreten Entwicklung die wesentlichsten christlichen Wahrheiten bis auf wenige sich so sehr zu eigen gemacht, wie wenige andere ähnliche Werke, und sie verdient in der That mit Recht den Namen einer christlichen Religionsphilosophie, obgleich uns in manchem Einzelnen nicht unbedeutende Bedenken sowohl in Betreff der philosophischen Entwicklung, wie des religiösen Inhalts aufgestiegen sind. Der Verf. zeigt jedenfalls nicht bloß christliche Erkenntniß, sondern, worauf wir einen großen Werth legen müssen, er ist auch mit dem Herzen dabei; — und es ist dies Werk eine thatfächliche Widerlegung der Ansicht, es sey die speculative Philosophie an sich und nothwendig unverträglich mit dem christlichen Glauben. Auch haben wir es nicht mit dem bei Kant, Schelling, Hegel so häufig vorkommenden und beliebten Verfahren zu thun, wonach Lehren, die dem christlichen Bewußtseyn durchaus zuwider sind, unter der sorgfältigst gewählten specifisch-christlichen Form des Ausdrucks auftreten. Nicht die Ausrottung der speculativen Philosophie, wie Prof. Gruppe sie verlangt, sondern die christliche Regeneration derselben, wie das vorliegende Werk sie anstrebt, scheint uns die für die christliche Kirche erspriessliche Anforderung an die Philosophie zu seyn. Freilich stehen wir auch hier erst bei einem Versuch, einem Anfang, und der Verf. erkennt dies selbst an. Wir vermissen manchmal in der ziemlich schwerfälligen und durch zu großen Wortreichthum dunklen Darstellung die strenge, ruhig fortschreitende Entwicklung des philosophischen Gedankens, finden oft zu sehr eine Annäherung an die dogmatische Form, allzusehnell fertig gewordene Lehrsätze mit hinterher folgenden,

nicht begründenden, sondern nur erläuternden Anmerkungen, die manchmal, besonders in dem etwas zu leicht gehaltenen Polemischen ins Rhetorische streifen; mehrfache, zum Theil auffallende Wiederholungen lassen die letzte Ueberarbeitung vermissen.

Die Idee Gottes erscheint hier als „das letzte höchste Resultat der speculativen Entwicklung der vorhergehenden Sphären des Systems der Philosophie“, nämlich der Logik, der Philosophie der Natur und des subjectiven und objectiven Geistes, und die Religionsphilosophie folgt in diesem System unmittelbar auf die Ethik. Gott ist zwar nicht Resultat, sondern absolutes Urprincip, aber die wissenschaftliche Erkenntniß seiner Idee ist das Ergebniß der vielseitigsten Vermittelung; die Gottesidee ist der Endzweck aller besondern Wissenssphären, deren Ideen durch ihre freie innere Entwicklung auf dieses höchste Ziel alles Wissens hinweisen (S. 3. 4). — Diese aufsteigende Methode, nach welcher die Gottesidee an das Ende des Systems gesetzt wird, scheint uns zwar in einem pantheistischen System ganz in der Ordnung zu seyn, einem theistischen aber keineswegs angemessen. Gott erscheint da nur wie bei Kant als ein Postulat, zu dem wir durch die Noth getrieben werden, weil wir gefunden haben, daß wir in der vorangehenden Entwicklung des Systems immer noch etwas Fektes vermissen, zu keiner in sich beruhigten Erkenntniß kommen können; das Gefühl des Unbefriedigtseyn allein treibt uns da zur Gottesidee, wie zu einer Aushülfe. Dadurch werden aber auch die vorangehenden Sphären des Systems wesentlich beeinträchtigt; denn da in einer theistischen Weltanschauung alles Daseyn durch Gott ist, alles sich auf Gott bezieht, so ist ein Verstehen irgend eines Seyns schlechtdings unmöglich, so lange ich dasselbe nicht auf Gott beziehe; ein theistisches System, welches Gott an das Ende setzt, erklärt damit zugleich, daß es alle seine vorangehenden Theile unbegriffen gelassen, und nur als Probleme hingestellt habe, deren Lösung erst ganz am Ende kommt, so daß man dann nothwendiger Weise den ganzen Weg noch einmal und zwar rückwärts durchlaufen müßte. Da ist es denn doch offenbar das Richtigere, die Gottesidee an den Anfang zu stellen. Wohl wahr, das alles endliche Seyn uns auf Gott hinweist, und insofern auch unsere Gotteserkenntniß weckt und anregt, aber diese kann nicht auf der Erkenntniß des Endlichen ruhen, da ja die letztere grade auf der Erkenntniß der Gottesidee ruht (vgl. S. 184). Eben deshalb ist ja die Offenbarung Gottes von sich selbst eine nothwendige Ergänzung der menschlichen Erkenntniß, damit der Mensch überhaupt auch die Creatur zu erkennen vermöge. So offenbart Gott auch in der Erzählung der Genesis zuerst sich selbst und dann erst führt er dem Menschen die Creaturen vor. — Das Unangemessene jener Stellung zeigt sich unter andern auch recht augenscheinlich in der der Entwicklung der Gottesidee vorangehenden Ethik, in welcher auch die Organisation der Kirche als Vollendung des ethischen Gemeingeistes behandelt wird.

(Schluß folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Mittwoch den 14. Mai.

N<sup>o</sup> 39.

## Die Stellung der Philosophie zum christlichen Glauben.

(Schluß.)

Das Verhältniß der speculativen Theologie zur Dogmatik bestimmt der Verf. folgendermaßen: „Der sich an der Einheit bestimmende Unterschied derselben ist, — da die Wahrheit der Philosophie keine andere seyn kann als die der Theologie, nicht sowohl ein materieller als ein formeller, indem die speculative Theologie die absolute Idee in der freien Uebereinstimmung mit der Wahrheit des religiösen Bewußtseyns zum Systeme entwickelt, und die positive Theologie die göttlich geoffenbarte Lehre nach der heil. Schrift und dem schriftmäßigen Bekenntnisse um so lebendiger erfäßt und um so wissenschaftlicher darstellt, je vollkommener sie von der nur historischen Auffassung und der abstract verständigen Bearbeitung ihres Inhalts zum geistigen Innwerden und wissenschaftlichen Erkennen ihrer religiösen Wahrheit fortschreitet“ (S. 6). Dies ist nur in dem Falle recht begründet, wenn die Philosophie ganz ebenso, wie die positive Theologie, das Erzeugniß eines durch wahrhafte Heilserfahrung gereiften christlichen Lebens ist. — „Die Möglichkeit dieser, die Wahrheit der Religion (zwar nicht ergründenden, aber) begreifenden Erkenntniß ist in der Gottähnlichkeit und mithin in der innern Unendlichkeit des menschlichen Geistes begründet, welcher sich deshalb seiner Befähigung und Bestimmung den sich ihm offenbarenden Gott zu erkennen bewußt ist. Wenn der Versuch des menschlichen Geistes, Gott ohne Gott zu erkennen, so widersinnig ist, wie der Versuch, das Licht ohne Licht zu erblicken, so manifestirt sich Gott dem sich ihm hingebenden Menschen ebensowohl durch die Erlösung oder Befreiung seines Geistes von Unwissenheit und Irthum, wie er das erlösungsbedürftige Herz von der Sünde befreit und mit sich versöhnt; und wenn die Heiligung die Vollendung der Erlösung und Wiedergeburt des Herzens, so ist die Erleuchtung die Vollendung der Erlösung und Wiedergeburt des Geistes“ (S. 9). — Die Philosophie ist nun nicht eine schlechthin voraussetzungslose Wissenschaft; ihre wahre Voraussetzungslosigkeit besteht vielmehr darin, „daß sie keine andern als objective Principien, deren Wahrheit sie historisch-kritisch“, — (dies ist wohl nicht Sache der Philosophie), — „und immanent oder systematisch erweist, ihrer Entwicklung voraussetzt und jedes Moment ihrer organischen Wissensgestaltung aus der Einheit seines

substantiellen Principis deducirt“; daraus, daß die speculative Theologie keine neue Religion macht oder erfindet, sondern die absolute Wahrheit der Religion, in deren Wesen es liegt, von Gott geoffenbart zu seyn, denkend erforscht, folgt nicht, daß das durch dieses objective Denken des absoluten Gegenstandes der Religion zu entwickelnde System kein Product der freien Wissenschaft sey, wenn man das freie Verhältniß des theoretischen Geistes zur Religion nicht mit der Abstraction von derselben oder mit dem Atheismus verwechselt. Eine Religion kann nicht von der schlechthin selbständigen Vernunft geschaffen werden; „schlechthin selbständig ist und schöpferisch denkt nur die absolute Vernunft oder der göttliche Geist; der menschliche Geist ist an sich nur bestimmungs- und entwicklungsfähiges Princip eines Wissens, welches er sich im receptiven Verhältnisse zu den Gegenständen seines Erkennens bildet, so daß sein sich durch Gott und die Welt Bestimmenlassen oder seine Empfänglichkeit gegen die Offenbarung oder Einwirkung Gottes und der Welt die Voraussetzung seiner selbstthätigen Wissensentwicklung oder seiner theoretischen Selbstbestimmung ist“; die Vernunft kann also nur in der Einheit mit dem sich dem Menschen offenbarenden Gotte die absolute Idee erfassen und entwickeln, wie andererseits die Offenbarung dem innersten Wesen und der innersten Wahrheit des Herzens und Geistes entsprechen muß (S. 17—28); — wobei wir allerdings hinzufügen müßten, daß dieses „innerste Wesen und die innerste Wahrheit“ überhaupt erst durch die geistliche Wiedergeburt von dem inneren Unwesen und der Unwahrheit erlöst seyn muß, sonst wären wir wieder auf dem Punkte, daß das Gesamtwesen des natürlichen, ungeheiligten Menschen den Maßstab für die Wahrheit der geoffenbarten Religion abgäbe. Der Verf. erklärt sich sehr bestimmt gegen die Auffassungen der Religion von Seiten Kant's, Fichte's, Hegel's, Schleiermacher's, — während er die letzte Form der Schelling'schen Philosophie wohl etwas zu hoch stellt. — Sehr treffend scheint uns besonders seine Beurtheilung Schleiermachers, des „wissenschaftlichsten Repräsentanten des realistischen Pantheismus“, dem Gottes Geistigkeit nicht Wille und Intelligenz, sondern nur die innere Lebendigkeit der Allmacht der Weltursache ist, also nicht persönlicher Gott, nicht von dem Wesen der Welt unterschieden; indem Schl. die Wirklichkeit Gottes nicht als freie, ethische, intelligente begreift und ihre Analogie mit der Thätigkeit des Gott verwandten Menschengeistes durchaus negirt, macht er um so mehr ihre Analogie mit dem unfreien, be-



wußtlosen Wirken des Naturlebens geltend bis zur Identität. Die persönliche Existenz Gottes widerspricht seiner philosophischen Denkweise; er erklärt die eigenthümliche Würde Christi durch ein Seyn Gottes in ihm, ohne ein Seyn Gottes in sich selbst philosophisch zu erfassen; sofern er das „höchste Wesen“ mit dem Wesen der Welt identificirt, ist ihm Christus nur der seiner Idee entsprechende urbildliche Mensch, nicht aber der menschengewordene Gott (S. 199. 203. 205. 219. 261. 391. Vgl. des Verf. Metaphysik S. 490 f. 493).

Gott wird als absolute Persönlichkeit gefaßt, als absolutes Subject, welches die freie intelligente Macht und Einheit seiner selbst und seiner Offenbarung, des Universums, ist, und es ist hierbei alles Pantheistische schlechterdings abgewiesen. \*) Eigenthümlich aber und weder philosophisch zureichend begründet, noch mit dem theologisch entwickelten christlichen Bewußtseyn in Einklang ist die Weise, wie der Verf. das Wesen Gottes in seinen inneren Unterschieden darstellt. Im Gegensatz zu den allgemeinen Wesensbestimmungen Gottes, welche aus dem Begriffe seiner Gottheit oder Absolutheit folgen, nämlich seine innere Unendlichkeit, Ewigkeit und Freiheit, sind die besonderen, aber in der absoluten Freiheit schon mitbegriffenen und aus deren Analyse sich ergebenden Bestimmungen der Principien der absoluten Persönlichkeit: die absolute Macht, durch die er sich selbst ewig begründet, die absolute Liebe, durch die er sich ewig mit sich vermittelt oder einigt, und die absolute Weisheit, durch die er seine Idee oder Wahrheit ewig erkennt; und in dieser seiner ewigen Selbstbegründung, Selbstvermittlung und Selbsterfassung, also als urlebendiger, urwollender und urwissender Gott ist er eben absolute Persönlichkeit. In dieser inneren Trinität sind also bestimmter folgende Momente:

1. das substantielle Princip des göttlichen Lebens, der Urgrund der Natur Gottes, das göttliche Wesen, der terminus a quo.
2. Das subjective Princip der göttlichen Liebe, das Herz Gottes, der göttliche Wille, t. per quem.
3. Das objective Princip der göttlichen Wahrheit, das göttliche Erkennen, t. ad quem, der göttliche Geist.

Diese innere Trinität offenbart sich in der Welt als Allmacht, durch welche Gott die Welt schafft, als unendliche Liebe, durch die er die Welt erlöst, als Allweisheit, durch die er das System seiner objectiven Ideen und Zwecke verwirklicht und die Welt zum Reiche der Herrlichkeit vollendet, verkürzt (S. 171—194). Diese von dem Verf. früher schon \*\*) in ähnlicher Weise dargestellte Entwicklung der göttlichen Trinität hat augenscheinlich mit der christlich-theologischen Lehre nur eine sehr entfernte und äußerliche Aehnlichkeit; die so zu sagen psychologische Auffassung der Trinität entspricht in dieser Form der biblisch-kirchlichen Lehre viel weniger, als in der seit Augustin so gewöhnlich gewordenen und besonders bei den Scho-

lastikern entwickelten Form, wonach der Sohn durch die Intelligenz, der h. G. durch die Liebe angedeutet wird. Die vorliegende, wesentlich modalistische Fassung setzt die drei Hypostasen so sehr zu bloßen Attributen oder Erscheinungsformen herab, daß die von dem Verf. selbst sehr stark betonte Menschwerdung Gottes in unlösliche Schwierigkeiten sich verwickelt, und entweder ganz in pantheistischer Weise als potenzierte Offenbarung des einigen Weltgeistes oder in Weise des Patripassianismus gefaßt werden muß. Der Verf. ist hier in der christlichen Erfassung Gottes auf halbem Wege stehen geblieben; der Pantheismus redet mit größter Leichtigkeit und Bereitwilligkeit von einer Menschwerdung Gottes, der abstracte Monotheismus kann darin nur eine Absurdität finden; — macht man mit der Persönlichkeit Gottes Ernst, wie es der Verf. thut, — so muß man, wenn der Mittelpunkt des christlichen Bewußtseyns, der Gedanke des menschengewordenen Gottessohnes, nicht sofort aufgegeben werden soll, noch einen Schritt weiter gehen, und einen innern Wesensunterschied von drei wesenhaften Daseynsformen annehmen. Die Auffassung des Verf. ist aber auch philosophisch von ihm keinesweges gerechtfertigt. Das von ihm als das erste angenommene Moment in Gott enthält vielmehr grade zwei wesentlich verschiedene Momente, welche sehr bestimmt auf das Verhältniß von Vater und Sohn in dem kirchlichen Dogma hinweisen. Gott ist, sagt er bei der Erörterung des ersten göttlichen Moments (S. 179) *causa sui i. e. existentiae suae*, existirt a se oder ex se, begründet sein Seyn und verwirklicht seine Natur, ist die ewige Quelle seines Lebens oder seiner Natur. Darin liegen nun offenbar zwei wesentlich verschiedene Momente: Gott als sein Seyn begründend und Gott als durch sein Begründen Seyend also erzeugt. Diese zwei offenbar zu unterscheidenden Momente fallen aber bei dem Verf. in eine völlig unterschiedslose Identität zusammen, denn in dem von ihm aufgestellten zweiten Moment in Gott, in der Liebe, ist bereits „seine ewige Rückkehr in sich, durch welche ewige Einung mit sich er sich ewig will oder liebt“ (S. 181). Nach dieser „Rückkehr in sich“ kann man nicht wohl noch ein neues drittes, eigentlich viertes Moment erwarten, und man wird nicht wenig überrascht, wenn man nun nach derselben, und durch dieselbe vermittelt das „objective Princip, den göttlichen Geist, das ewige Wissen Gottes von sich selbst“ auftreten sieht. Auch hierin ist Augustins und der Scholastiker Lehre viel begründeter, wenn sie der Liebe die Erkenntniß als deren Grund vorangehen lassen. Uebrigens ist die Darstellung des Verf. besonders bei dieser Lehre durch absichtliche Häufung von Synonymen vielfach unbestimmt und unklar.

Die Welterschöpfung ergreift der Verf. in Uebereinstimmung mit der christlichen Lehre als eine freie That Gottes, die „nur aus einem eben so freien wie moralisch nothwendigen Entschlusse seines Willens begriffen werden kann“, als eine fortschreitende Offenbarung der allmächtigen und allweisen Güte Gottes, der aber, weil er der Absolute, Allgenussame ist, der Welt zu seiner Existenz nicht bedarf. In der weiteren „Entwicklung

\*) Vgl. dess. Metaph. S. 499.

\*\*) Idee der Gotth. 1839. S. 74 ff.; Metaph. S. 265. 479 ff.



der Idee der Offenbarung Gottes“ aber begegnen wir einer bedeutenden Verschiebung der religiösen Auffassung. Aehnlich der gewöhnlichen Weise der neuern speculativen Theologie wird hier der gesammte Religionsinhalt unter der Form der göttlichen Selbstoffenbarung begriffen, so daß das menschliche Thun hierbei nur als Nebensache, gewissermaßen nur in Parenthese erscheint; die Anlage des Ganzen nimmt aber auf dasselbe keine besondere Rücksicht; die göttliche Selbstoffenbarung ist in ihrer gesammten Entwicklung aus sich selbst bestimmt, nicht bloß in ihrem letzten Ziel, sondern auch in den Wegen dahin. Diese Auffassung ist bei der pantheistischen Weltanschauung, mit welcher die der extremen Prädestinarianer vielfach zusammenstimmt, ganz in der Ordnung, nicht aber wenn, wie der Verf. es thut, die menschliche Persönlichkeit als freie anerkannt wird; da kann das sittliche Thun des Menschen nicht so nebenbei, als käme wenig darauf an, behandelt werden, denn da ist die Weltgeschichte in ihrer Gesamtentwicklung ganz wesentlich mitbedingt durch das sittliche Verhalten des Menschen; da ist die erlösende Menschwerdung Gottes nicht a priori in dem idealen Weltplan apodiktisch mitbegriffen, sondern sie ist ein freier Gnadenact, für welchen von Seiten des Menschen kein Anrecht, von Seiten Gottes keine Wesensnothwendigkeit besteht, die man also, wie alles wahrhaft Freie, nicht ohne weiteres aus der Idee Gottes an sich als deren unmittelbare und unbedingte Offenbarung deduciren kann. Der Verf. aber betrachtet die Offenbarung Gottes als des Mittlers und Erlösers als eine solche unbedingte Folgerung; es folgt an sich schon aus dem Wesen Gottes, daß er sich als der Wille der unendlichen Liebe der Menschheit theilt und sie mit sich versöhnt; die Erlösung hat nicht bloß etwas, was nicht seyn soll, aufzuheben, sondern ist an sich der höchste Zweck der Selbstoffenbarung Gottes (S. 227. 231). Wenn der Verf. zugleich aber die „unbedingte allgemeine Nothwendigkeit der Sünde“ bestimmt läugnet und sie als eine widergöttliche Selbstbestimmung bezeichnet, so wissen wir uns diesen Widerspruch in der That nicht zu lösen; denn eine Erlösung ist doch nicht denkbar ohne Sündenelend. Es würde auch, da die Erlösung wesentlich auch durch das Leiden des Gottessohnes geschieht, dieses Leiden als zu dem von Gott an sich gewollten idealen Weltplan mitgehören und dies hätte wieder nur in der pantheistischen Auffassung einen Sinn. So sehr die ganze Weltanschauung des Verf. dem Pantheismus widerstrebt, so treffen wir doch bisweilen auf Gedanken, die eigentlich noch aus der von ihm im Princip entschieden verlassenen Region herübergeweht sind und sich gar nicht harmonisch mit dem Uebrigen zusammenfügen lassen. Die Sünde, so erklärt der Verf., ist keineswegs schlechtthin gegen Gottes Willen und Weltzweck, ist zwar nicht ein nothwendiger Vorgang, d. h. sie läßt sich nicht aus der wesentlichen normalen Selbstentwicklung und Selbstbestimmung des Lebens und Willens erklären, aber weil sie eben dem Plan oder dem System der Weltordnung Gottes nicht schlechtthin widerspricht, so ist sie andererseits doch auch keine zufällige Störung derselben, sondern die negative zu negirende

Bedingung der Wiederherstellung der normalen Selbstbestimmung durch die göttliche Erziehung, Erlösung und Vollenbung der Welt, und diese göttliche Erlösung ist eben der uranfängliche und normale absolute Endzweck des göttlichen Waltens in der Welt. Trotzdem ist nicht die Sünde, sondern das ethische Bewußtseyn derselben und die Erlösungsbedürftigkeit die positive Bedingung der Erlösung, und wenn jene allerdings die negative zu negirende Bedingung der Erlösung ist, so wäre es doch ungereimt zu sagen: die Versöhnung gehe aus der Sünde hervor, ebenso ungereimt, als wenn man sagte: die Heilung gehe aus der Krankheit als ihrer negativen zu negirenden Voraussetzung hervor (S. 232. 282. 283. 337. 344. 417). Der Verf. legt auf diese Auffassung großen Nachdruck; wir können den darin uns entgegentretenden Widerspruch nicht entfernen; ist die Heilung wirklich der höchste und absolute Zweck des uranfänglichen Weltplans, nun so geht sie zwar nicht aus der Krankheit hervor, vielmehr aus der Liebe Gottes, aber sie wird doch schlechterdings durch die Krankheit bedingt, also die Erlösung durch die Sünde, und die Bedingung ist in Beziehung auf einen bestimmten Zweck doch nothwendig; auch eine negative Bedingung ist und bleibt eine nothwendige, und die Sünde, auch wenn sie, was wir entschieden bestritten, etwas bloß Negatives wäre, würde denn doch auch als solches dem göttlichen Willen schlechtthin widerstreiten; die Verstümmelung einer Statue, obgleich rein negativ, stört unzweifelhaft den Eindruck der Schönheit ganz wesentlich.

In der Darstellung der Entwicklung der Sünde und der Erlösung selbst nimmt der Verf. die wesentlichsten Thatfachen der christlichen Geschichte auf, aber es kommt dadurch, daß das rein Philosophische von dem, was eben rein geschichtlich und Sache des religiösen Glaubens und der eignen christlichen Erfahrung ist, nicht immer bestimmt genug geschieden wird, etwas Unklares hinein. Die Entwicklung der Versöhnung durch den Menschgewordenen Gottessohn mußte schon durch das Verschwimmen der Unterschiede in Gott sehr mißlich und jedenfalls unklar werden; wenn, wie der Verf. thut, der Sohn nicht ein wirklich hypostatisches Seyn hat, so muß ein guter Theil der biblischen Lehre von der Menschwerdung des Sohnes zu einer bloß symbolischen oder anthropopathischen Vorstellung herabgesetzt werden. Die vorliegende Darstellung giebt sich viele Mühe, der christlichen Lehre gerecht zu werden, aber sie kann der Voraussetzung wegen nicht ganz zum Ziele kommen. In einer gewissen hier sehr natürlichen Rathlosigkeit ergreift der Verf. die Schleiermachersche Versöhnungstheorie, wobei ihn doch sein sonst so bestimmter Gegensatz gegen Schleiermachers Principien hätte bedenklieh machen sollen. Die Erlösung ist da wesentlich eine Heiligung.

Daß der Verf. die in der speculativen Theologie gewöhnlich gewordene Gliederung der göttlichen Offenbarung in die drei Perioden oder Sphären und Reiche des Vaters, des Sohnes und des Geistes gleichfalls aufnimmt, und darin die gesammte ethisch-religiöse Weltentwicklung umfaßt, scheint uns nicht ganz



glücklich. Im Wesentlichen erscheinen diese drei Sphären als wirkliche Geschichtsperioden, als ein Nacheinander. Dies hat nur dann einen guten Sinn, wenn jede folgende Periode als ein intensiveres Hinzutreten der Wirksamkeit des Sohnes und des Geistes zu der unverfälschten des Vaters und beziehungsweise des Sohnes erscheint, nicht aber, wenn in jeder der drei Perioden eine andere der drei Hypostasen an die Spitze des Offenbarungslebens und die vorhergehende mehr zurücktritt. Die letztere Auffassung, die nun freilich bei dem modalistischen Trinitätsbegriff in der Ordnung ist, scheint hier vorzuwalten; und da erhalten wir eine eigenthümliche Rangordnung der drei herrschenden Gottesmächte; auf das Reich des Vaters fällt die ganze Entwicklung der Sünde, während dem Reiche des Geistes das vollendete Heil zufällt.

Der Verf. erkennt einen störenden Einfluß der Sünde auch auf die Natur an; sofern die selbstlose Natur die Außenwelt ihres persönlichen Einheitspunktes und Endzweckes, des Menschen, ist, so daß ihre Beschaffenheit im wesentlichen Verhältnisse zum Menschen zu begreifen ist, so läßt sich diese Außenwelt des sündhaften Menschen auch nicht als eine ihrer Idee vollkommen entsprechende durchaus harmonische Natur denken, und demzufolge kann auch die Erlösung und Verklärung der Natur vollendet werden (S. 256 ff. 260 ff. 267 ff.). Es wäre bei diesem wichtigen und weitgreifenden Gedanken ein näheres Eingehen darauf, was nun in der Natur als eine solche Störung zu betrachten ist, wünschenswerth gewesen; eine Frage, die offenbar viel schwieriger ist als die nach dem moralisch Bösen, und deren Beantwortung man sich oft allzuleicht macht; der Maasstab des bloß Möglichen reicht hier natürlich nicht aus; und die Gefahr, die leicht verbindende Phantasie allzufrei walten zu lassen, liegt nahe, und doch ist die Sache auch in sittlicher Beziehung sehr wichtig. — Wenn der Verf. sehr richtig bemerkt, daß die christliche Lehre vom Teufel philosophisch sich so wenig widerlegen als beweisen läßt, so gilt dies eben von allem, was der freien Willensthat angehört, und es hätte derselbe Gedanke eine viel ausge dehntere Anwendung finden müssen, als geschehen ist; auch diese Religionsphilosophie begränzt sich immer noch nicht hinreichend selbst, will immer noch zu viel deduciren und in Gebieten eine entscheidende Stimme haben, die der Speculation verschlossen sind. — Den Ursprung der Sünde setzt der Verf. nicht wie Schleiermacher und so viele Andere in die anfängliche Uebermacht der Sinnlichkeit, sondern in die freie Entscheidung des Willens als eines selbstsüchtigen gegen den göttlichen Willen (S. 280 ff. 299 ff.). Die Sünde wirket in den Geschlechtern fort, hebt zwar die Freiheit nicht auf, aber beschränkt sie, indem sie die Neigung zum Bösen erzeugt und vererbt (S. 287 ff. 296 ff. 252 ff.). — Das Ziel der weltgeschichtlichen Entwicklung kraft der Erlösung ist die Vollendung der Kirche, nicht aber, wie Hegel behauptet, des Staates, der vielmehr wie die Kunst und die Wissenschaft zur Vollendung nur gelangt durch

die freie Einheit mit der wahren Kirche (S. 435 ff.). — Bei der Lehre von der Unsterblichkeit, welche auf die Gottähnlichkeit des menschlichen Geistes gegründet wird, und als deren Gipfelpunkt die Auferstehung des Leibes, — wesentlich nach Leibniz, — erscheint, begegnen uns neben vielen tiefen Gedanken auch einige Absonderlichkeiten. Der Gedanke, daß „der Tod der Abschluß der moralischen Selbstentscheidung des an sich wahlfreien Menschen ist“, daß die Gestorbenen nicht mehr in der ethischen Wahl und Entscheidung begriffen sind, sondern die ethisch Entschiedenen, wird dadurch begründet, daß der Mensch nicht mehr das Organ seiner ethischen Wahl, seine Leiblichkeit, habe (S. 466). Jedoch finden trotzdem für die, welche in diesem Leben noch nicht vollkommen durch die Einwohnung des heil. Geistes gereift sind, um unmittelbar nach dem Tode zu Mitgliedern des Himmels fähig zu seyn, jenseits noch Erprobungen und Läuterungen statt, durch welche die unerprobten Abgeschiedenen von der ewigen Liebe zum Uebergang in das Reich der von aller Selbstsucht und Sünde Erlösten vorbereitet werden, Läuterungen, welche als „selbstverschuldete Strafen“ erscheinen, und nur durch innige Buße verflücht werden können (S. 469. 470). Wenn nun aber das gegenwärtige Leben „der Aeon des wahlfreien Willens, und jenes der Aeon der ethisch entschiedenen und geschiedenen Geister“ ist, was kann denn da dies Fegefeuer noch bedeuten? Was noch erprobt und geläutert werden muß, ist ja eben noch nicht „entschieden“, — und giebt es keine Wahlfreiheit mehr, so kann auch eine ethische Entwicklung nicht mehr stattfinden, sondern der Mensch wird auf der einmal eingenommenen Stufe festgehalten; „Buße thun“ geschieht doch wahrlich nicht ohne Wahlfreiheit und setzt nothwendig auch die Möglichkeit der Unbußfertigkeit voraus. — Die Auferstehung oder „Wiedervereinigung (nicht des Fleisches, d. h. des im Stoffwechsel begriffenen und mithin accidentellen Körpers, sondern) des wesentlichen essentiellen Leibes mit dem (zwar nicht naturlosen, sondern) naturfreien, d. h. seiner eigenen Natur oder seines ideellen innern Organismus mächtigen Geiste“ bei der persönlichen Wiederkunft des Herrn (S. 482 ff.) ist nach dem jenseitigen „unleiblichen Leben der Verklärten“ philosophisch nicht gehörig motivirt.

Wir müssen es uns versagen, weiter in die Einzelheiten einzugehen. Obgleich wir zu manchen Ausstellungen Veranlassung hatten, können wir dies Werk doch als einen entschiedenen Fortschritt der philosophischen Entwicklung zu der Versöhnung mit dem christlichen Bewußtseyn hin begrüßen. Wohl ist noch viel zu thun, dies erkennt der geehrte Verf. selbst an, und die Philosophie wird noch manche Selbstläuterung durchzumachen, vor allen Dingen ihre richtigen Gränzen selbst bestimmter zu ziehen haben, sich selbst mehr noch als bisher als die Frucht einer geschichtlichen Reifung der sittlich-religiösen Entwicklung der Menschheit erfassen müssen, ehe sie als die liebende Schwester des christlichen Glaubens den dauernden Friedensbund schließen kann.

A. W.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Samstag den 17. Mai.

N<sup>o</sup> 40.

## Ueber Ehescheidung und Trauung wider- biblisch Geschiedener.

Ein Protest gegen neuerdings versuchte Vertheidigung der  
Lehrern.

Wer etwas von den Seufzern derer vernommen hat, die über die Verwüstungen seufzten, welche eine Gesetzgebung im Hause, in der Kirche, im Staate angerichtet hat, welche Ehescheidungen ausspricht und Wiederverheirathung Geschiedener gestattet im offenbaren Widerspruche mit dem Worte des Herrn: wer sich von seinem Weibe scheidet (es sey denn um Ehebruch), der macht, daß sie die Ehe bricht, und wer eine Abgeschiedene freiet, der bricht die Ehe — der wird sich auch wohl noch des erinnern, oder von Andern es gehört haben, wie vor Jahrzehnten die über die gräuliche Verunstaltung des Ehrechts Seufzenden durch verschiedene Aufsätze in der Ev. K. Z. hocherfreuet wurden, in welchen auf die nöthige Reform des heutigen Ehrechts nachdrücklich hingewiesen wurde. — Der Aufsatz: Christus und unser Zeitalter in Beziehung auf die Ehebündnisse zwischen Geschiedenen, Nr. 22. 1829, unterzeichnet von J. M. (Julius Müller), erhob zuerst das heilige Panier wider die frivole Satzung.

Es wurde in dem Kampfe, der sich dann weiter erhob, namentlich von Hrn. v. Gerlach, das Preussische Landrecht vor das Forum des Wortes Gottes gezogen und dargethan, wie aus dem Geiste des in dem letzten Viertel des 18ten Jahrhunderts herrschenden Unglaubens solche Gesetze hervorgegangen seyen, welche dem fleischlichen Gelüste, der ganz selbstischen Zu- oder Abneigung es gestatteten, von seinem Ehegemahl sich zu trennen und ein neues Ehebündniß einzugehen.

Von der Theorie zur Praxis ist freilich oft noch ein großer Weg. „In Deutschland kann man, sagte einige Zeit, nachdem der Aufsatz von J. M. erschienen war, — ein ausgezeichnete Mann, — über solche Dinge alles schreiben und drucken lassen, was man will und es kräht kein Hahn darnach; erst wenn ein Geistlicher auftritt, welcher handelt, und der Superintendent sich an die Stirn schlägt und ausruft: was soll ich mit dem Menschen anfangen — ändert sich die Sache.“ So wäre denn (heißt es weiter in der Ev. K. Z. 1844. S. 498) auch Dr. J. Müller's schöner Aufsatz vielleicht bald den Weg alles Fleisches gegangen, wenn nicht ein der Welt sonst unbekannter Pommer-

scher Landprediger im J. 1832, so viel uns bekannt ist, als der erste praktische Zeuge der christlichen Wahrheit in dieser Beziehung hervorgetreten wäre und die Trauung eines leichtfertig Geschiedenen verweigert hätte. Als einige Zeit darauf ein anderer Pfarrer diesem Vorgange folgte, äußerte ein älterer, kenntnißreicher, hochstehender Geistlicher: „während seines ganzen Lebens habe er noch nie von einem Bedenken dieser Art bisher etwas gehört.“ —

Wie sehr aber das Wort Dr. Müller's und der ihm zustimmenden dem Bedürfnis der Gläubigen entgegengekommen sey, wird man nicht in Abrede stellen können, wenn man weiter an der oben angeführten Stelle in der Ev. K. Z. liest: „Gibt es nun wohl ein deutlicheres Zeugniß von der Macht, mit welcher die christliche Wahrheit in dieser Beziehung seit noch nicht acht Jahren um sich gegriffen hat (denn so lange ist es her, seit die leibberichtigten Thatfachen sich zutragen), wenn nummehr diese Angelegenheit ein Gegenstand theologischer Facultätsbedenken geworden, in den Lehrbüchern der Moral und des Kirchenrechts erwogen, und die Vertreter der biblischen und kirchlichen Ansicht die ernsteste Anerkennung gefunden haben? (Ritsch, christliche Lehre S. 200. Harleß, Ethik S. 227. Richter, Kirchenrecht S. 341 f.). Ja, was in unserem ideologischen Deutschland mehr sagen will, wenn es jetzt kaum noch Geistliche von entschieden christlicher Gesinnung gibt, denen Copulationen von schriftwidrig Geschiedenen nicht überaus drückend und beunruhigend sind, während die Zahl derer, welche, auch nur im Preussischen, durch keine menschliche Macht sich zu einer solchen Trauung nöthigen zu lassen fest entschlossen sind, auf mehr als hundert angewachsen ist?“

Sene hundert Prediger und noch mehr die früher gar vereinsamten Zeugen wider das unbiblische Eherecht werden sich's wohl gesagt haben, daß es leicht dazu kommen könne, den Conflict zwischen einem vom Worte Gottes gebundenen Gewissen und zwischen der unberechtigten menschlichen Satzung durch ein Martyrium, in diesem Falle durch Amtsniederlegung auszugleichen. Von einem Prediger in Berlin, einem jetzt schon heimgegangenen, weiß Schreiber dieses namentlich, daß es wegen seiner entschiedenen Weigerung, schriftwidrig Geschiedene zu copuliren, zu ernstlichen Verhandlungen kam. — Es wurde jedoch schließlich von den höhern und höchsten Behörden auf die vom Zeugnisse des Wortes Gottes kräftig unterstützten Gewissensbedenken die gebührende Rücksicht genommen, und der Gewissensdruck,



den zu üben in gleich nachher zu besprechenden Thesen den Behörden empfohlen, wurde damals nicht ausgeübt.

Auf das Zeugniß seiner treuen Knechte legte der Herr seinen Segen. Die spätere Verfügung Sr. Majestät unsers Königs gestattete allen Geistlichen in Preußen die Freiheit, welche der Prediger in Anspruch nahm, auf den hier hingedeutet wurde, und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß diese königl. Verordnung und das vorhergehende Zeugniß der wider die schriftwidrige Ehescheidung Eifernden in einem innern Zusammenhange stehen. — Fast allerwärts wurden von denen, die durch das bürgerliche Gesetz sich bedrängt fühlten, insbesondere von gläubigen Predigern, die neue Verordnung mit ihren Zugeständnissen freudig begrüßt. — Schreiber dieses weiß aus eigener Erfahrung, wie auf Kreis- und Provinzial-Synoden dieses geschah.

Auf der im J. 1853 in Elberfeld abgehaltenen Provinzial-Synode wurde nicht außer Acht gelassen, daß, wie alles Gute, auch diese den Predigern durchs Staatsgesetz gegebene Freiheit mißbraucht werden könnte, daß man auch da bei Verweigerung der Copulation aufs Gewissen sich berufen wolle, wo Gottes Wort solches Berufen nicht billigt. — Der Vorschlag, in solchem Falle das Consistorium oder eine andere kirchliche Behörde darüber entscheiden und bestimmen zu lassen, ob der sich Weigernde mit Recht oder mit Unrecht auf sein Gewissen sich berufe, wurde als unzumuthig verworfen: denn es wäre ja möglich, daß die Ansicht und Auslegung der Behörde eine irrige und die des Pfarrers, der bei Strafe der Absetzung zur Einsegnung der Geschiedenen beordert werde, die richtige sey. — Es wurde daher als ein zum Ziele führender Ausweg der getroffen, daß in den Fällen, wo das Gewissen des die Einsegnung Weigernden mit der Erklärung des Consistorii in Conflict gerathe, ein Glied des Consistorii oder der Behörde die Trauung übernehme, welche das Schriftgemäße der Wiederverheirathung in einem streitigen Falle ausgesprochen habe.

In ein neues Stadium trat die Angelegenheit der Reform, als der Professor Dr. Julius Müller seinen bekannten Vortrag auf dem Frankfurter Kirchentage im J. 1854 mit dem Antrag schloß, 1. „die Staatsregierungen des evangelischen Deutschlands zu ersuchen, die Wiederherstellung des Eherechts auf der ursprünglichen Grundlage evangelischer Ordnung, mithin die Aufhebung aller andern gesetzlichen Scheidungsgründe als der mit dem Worte Gottes und den Grundsätzen der Reformation vereinbarten, einleiten und mit höchstem Nachdruck fördern zu wollen; 2. die Träger des Kirchenregiments im evangelischen Deutschland zu ersuchen, daß sie die Ablehnung der anderweitigen Trauung solcher Personen, die wider Gottes Wort und die ursprünglichen Grundsätze der Evangelischen Kirche geschieden worden sind, den Staatsregierungen gegenüber zu vertreten, und damit zugleich dem geistlichen Amte der Evangelischen Kirche zu einem übereinstimmenden Verfahren in dieser Angelegenheit helfen zu wollen.“ —

Dem Worte Gottes und den Grundsätzen der Evangelischen Kirche gemäß sind die beiden Ehescheidungsgründe aber nur die, erstlich der Ehebruch, zweitens die bössliche Verlassung.

Wer damals auf dem Frankfurter Kirchentage gegenwärtig war, wird sich des erinnern, wie in feierlichster Stimmung von Allen, ohne daß auch nur Einer unter den mehr als Tausend Gegenwärtigen Widerspruch erhoben hätte, dem Antrage des Dr. J. Müller zugestimmt wurde.

Auf diesem Grunde weiter bauend wiederholte und bestätigte Dr. J. Müller in einem in Gnadau im Frühjahr 1855 gehaltenen Vortrage sein in Frankfurt abgelegtes Zeugniß, und nicht nur war der Eindruck in der Versammlung ein herrschender, daß ein heiliger Ernst gegen unheilige, widerbiblische Satzung Protest eingelegt habe, sondern es war auch die Majorität dafür, daß nun mit der That auf dem vorgezeichneten Wege müsse vorgeschritten werden. Es verpflichtete sich nämlich die Majorität der Versammlung durch ein Versprechen, hinstro nur in den beiden vorher angegebenen Fällen Geschiedene wieder zu neuer Ehe einzusegnen.

Es wurden von der Minorität allerdings einige Bedenken erhoben. Einmal, man müsse warten, bis die Staatsregierung das Gesetz geändert habe und derweile sein Gewissen mit Hinweisung auf die Verpflichtung und Verantwortlichkeit der Obrigkeit beruhigen. Es wurde dabei bemerkt, wie allerlei Willkühr der Einzelnen sich in dieser Angelegenheit geltend machen wollen. Ferner, es mache einen übeln Eindruck, wenn der Eine der Geistlichen mit seinem Gewissen es für unvereinbar halte, in einem gegebenen Falle Geschiedene wieder einzusegnen zu neuer Ehe, — ein Anderer aber finde kein Bedenken.

Als das Hauptbedenken wurde geltend gemacht, es sey mehr als zweifelhaft, ob die Gebote und Verbote in der Bergpredigt, die ein Leben im Geiste fordern, — ob also auch dieses Verbot in Betreff der Wiederverheirathung solcher Geschiedenen, wo nicht durch Ehebruch die Ehe schon getrennt ist, — auf unsere jetzigen Zustände, wo ein großer roher, ungeistlicher Haufen in der Kirche sich finde, Anwendung leide.

Um der Herzenshärtigkeit willen müsse da wohl auch, — so wurde behauptet, — jetzt in der Zeit des N. T. wie in der A. T. von der Eheordnung, wie das Wort des Herrn Matth. 5, 32 dieselbe fordere und voraussetze, abgesehen werden.

Zudem, — so wurde weiter bemerkt, — würde durch eine solche Praxis, wie Dr. J. M. sie beantrage, Vielen nur die Wahl gelassen zwischen dem Beiden, entweder im Concubinat zu leben, oder eine Civilehe einzugehen, wenn selbige anders gestattet werde.

Diese Einwendungen und Bedenken, noch bestimmter formulirt und näher motivirt, liegen nun jetzt in den 25 Thesen des Herrn Dr. Stier, Superint. in Schleuditz, vor. Ehescheidung und Trauung Geschiedener, — heißt der Titel. — (Deutsche Zeitschrift für christl. Wissenschaft — Berlin d. 23. Febr. 1856.)



Zu dem Worte zu stehen, das der Unterzeichnete in Frankfurt mitbezeugt und in Onadau wiederholt hat, hält derselbe für seine Pflicht und wird ihm von seinem lieben Freunde Dr. Stier wohl nicht verargt werden. Denn wenn es der Eine sich gestattet, eine gar bedenkliche Aufforderung in der Frage ergehen zu lassen: „Warum wehrt man denn hier nicht auch dem sonst so verpönten subjectiven Gebaren von Unten auf?“ — so mag es denen, welchen solches Gebaren schuld gegeben wird, nicht verdacht werden, ihr Thun in Schutz zu nehmen, das „ein subjectives Gebaren von Unten auf“ zu nennen Niemand ein Recht hat, da selbst des Königs Majestät das frei gegeben hat, was nach dem Rathe des Herrn Dr. Stier verpönt werden sollte. —

Es ist im gegenwärtigen Falle nicht nur das Recht da, sondern auch die Verpflichtung liegt ob, sein kirchenrechtliches Thun gegen unberechtigte Angriffe zu vertheidigen. Solche Apologie ist um so nöthiger, da die hochwichtige Sache im Preussischen Herrenhause zur Berathung und Beschlußnahme schon vorgelegen hat, und in nicht langer Zeit wohl im Hause der Abgeordneten zur Diskussion kommen wird. Es ist da mehr als wahrscheinlich, daß Vertheidigern der laxen Eheordnung, die sonst auf rationalistischem Grunde und Boden stehen, es sehr willkommen wäre, wenn bibelgläubige Schriftforscher, die zufällig in gewissen praktischen Resultaten mit ihnen sich zusammenfinden, ihnen für ihre durch und durch unbiblische Denk- und Anschauungsweise (für „die principiell verkehrte und abscheuliche Theorie des Landrechts“ — wie Dr. Stier sagt) Waffen liefern, die aus der heil. Schrift scheinen hergenommen zu seyn.

Der Kern der Stierschen Behauptungen in seinen Thesen ist wohl enthalten in der 22sten These: „Die Kirche, wie sie nicht ohne Gottes Rath und Leitung, wohl zum Druck, aber auch zum Segen selbst in einer nicht zu brechenden Ehe mit dem Staate zusammengefügt ist [??\*], kann sich gegenwärtig zufrieden geben mit dem ihr eingeräumten Zeugniß und Recht beim Sühneversuch, darf auch wohl eine geistliche, beratthende und verhütende Mitstimme beim Ehegericht sich wieder ausbitten, obgleich sie selbst natürlich nicht in Gottes Namen auch scheidet; jedes Factum aber staatskirchenrechtlich ausgesprochener Scheidung ist einstweilen in Geduld hinzunehmen. — Denn im Allgemeinen wenigstens ist es ganz in der Ordnung und principiell richtig, daß der Staat nach der Seite hin, wo auch ihm die Ehe gehört, Scheidung ausspricht, die Kirche nach ihrem Antheil den Segen zur Schließung darbietet — und zwar auch mehr als einmal.“

Zu diesem Resultat soll eine Beweisführung hinleiten, oder vielmehr (denn Beweisführung kann man das Aufstellen von Machtsprüchen nicht nennen) es sollen auf das Resultat vorbe-

\*) Die Kirche ist, nach dem Zeugnisse der Schrift, die Braut des Herrn — nicht des Staates.

reiten solche Thesen, wie die drei ersten, die grundlegenden, die in der Kürze mit unwesentlichen Auslassungen wörtlich so lauten: (1.) die Aussprüche Christi gegen alle Ehescheidung, die nicht um Hurelei oder Ehebruchs willen geschieht, sind nicht so gemeint, daß hieraus künftig in der ganze Völker umfassenden, äußern Christenheit eine gesetzlich zwingende Ordnung gemacht werden sollte. — — — Die ganze Verggpredigt — ist so fern davon, in diesem Sinne Rechtsordnungen für die Zukunft derjenigen Kirche, welche nach des Herrn Rath sich hernach bildete, folglich auch des mit der Kirche verbundenen Staates vorzuschreiben, daß dies in Bezug auf Eid, Nothwehr, Suchen rechtlichen Schutzes u. s. w. von selbst einleuchtet. Sollen etwa nach Matth. 5, 22 menschliche Gerichtshöfe über Zürnen und Schelten eingesetzt werden?

(2. These.) — Die Sache steht nicht etwa nur so, daß in der Zeit des N. T. Ehescheidung nachgelassen wäre, nummehr aber seit Christo dies aufhören müßte; sondern wie auch im N. T. das höchste Recht göttlicher Ordnung (Maleachi 2, 14—16) vorgehalten wird, ebenso kann und will derselbe Gott anderseits auch in der neutestamentlichen Zeit auf noch vorhandene Herzenshärte dieselbe Rücksicht nehmen, welche das sonst so strenge mosaische Gesetz enthielt.

(3. These.) — Es fehlt viel daran, daß man sagen dürfte: Seit Christus die Menschheit erlöst hat, ist freilich die Herzenshärte unläugbar auch noch vorhanden, aber sie kann und muß in der Kirche jetzt bei Allen überwunden werden auf dem Wege des Zwangsgebots. Denn Christus überhaupt stellt gar keine solche Satzungen auf, am wenigsten härtere und strengere als Moses, d. h. Gott durch Moses.

Was in den andern Thesen noch zur Aufrechthaltung des laxen Eherechts vorkommt, faßt sich in die Gründe zusammen: Was würde daraus werden, wenn die andere Eheordnung, die alte evangelische gelten sollte? — Da würden wir Concubinate, Civilehe und dergleichen bekommen. — Besonders wird noch hervorgehoben, wenn man bei Ehescheidung und Einsegnung Geschiedener so streng seyn wolle, so müsse man es auch bei Confirmationen, bei Zulassung zum heil. Abendmahl u. s. w. seyn. Da dies nun aber nicht gehet (— dieser irrige Satz wird als ein unzweifelhafter unter der Hand substituirt), so muß es auch mit der Ehescheidung und Wiederverheirathung der widerbiblisch Geschiedenen bei der Dispensation vom h. Gesetz um der Herzenshärte willen verbleiben. Wir werden nachher auf diesen falschen Schluß, der auf den irrigen Untersatz sich gründet, zurückkommen.

Jetzt haben wir's zunächst mit den drei ersten Thesen, den grundlegenden, wie wir sie nannten, zu thun.

In diesen drei Thesen findet eine dreifache Vermengung des nicht Zusammengehörigen statt, es ruhet somit das Gebäude, das nachher auf dem Grunde dieser drei Thesen soll aufgeführt werden, auf einem Fundamente, das in sich selbst zusammenstürzt.



Es begegnet uns ersichtlich eine Vermengung von zwei sehr verschiedenen Rundgebungen des selbstischen oder verderbten Herzens. Die böse That, welche laut des Wortes des Herrn den Ehebund zerreißt, — der Ehebruch tritt in die Erscheinung und fällt hiemit ganz anders der Beurtheilung und der Disciplin anheim, als der möglicher Weise im Herzen verborgene Haß, und bricht selbiger sammt dem Zorne auch in Worten und Gehehrden heraus, so ist doch kein Raum zu einem richterlichen Spruche des Pfarrers und sonstiger kirchlichen Behörde, sobald der Beleidiger sagt: Es reuet mich. Ueber das Innere, das Verborgene, — ob die Reue eine wahre oder nur eine vorgegebene, eine erheuchelte sey —, urtheilt die Kirche nicht und überhaupt Niemand, als nur der Herzenskündiger. — Aber der so eine neue Ehe eingetret, ohne von seinem Eheweibe in rechtmäßiger Weise geschieden zu seyn, und wer somit nach dem Aussprüche des Herrn (Matth. 5, 32) die Ehe bricht, der ist in ein ganz neues, Gott mißfälliges Verhältniß eingetreten, der hat eine mit dem Gebote Gottes fortwährend in Widerspruch sich befindende, also fortwährend das Gesetz und den Willen Gottes negirende Stellung eingenommen.

Zweitens findet sich in den drei erwähnten Thesen, was dann in den andern immer wiederkehrt, eine diese ganze hier in Frage stehende Angelegenheit verwirrende Vermengung zwei ganz verschiedener Gebiete, — des staatlichen und kirchlichen.

(Schluß folgt.)

## Nachrichten.

### Einladung zu dem Kirchentage in Lübeck. 1856.

Nachdem im vorigen Jahre die beabsichtigte Zusammenkunft wegen der Krankheits-Noth, die des Herrn Hand über die zum Orte der Versammlung bestimmte Stadt verhängt hatte, nicht zur Ausführung gekommen, ist beschloffen worden, so Gott will,

den achten Deutschen Evangelischen Kirchentag,  
mit Einschluß des Congresses für innere Mission,

Dienstag, Mittwoch, Donnerstag und Freitag den 9 — 12. Septbr. d. J. in Lübeck zu halten.

Als Gegenstände der Verhandlung sind festgesetzt:

I. An den beiden ersten Tagen (Dienstag und Mittwoch den 9. u. 10. Septbr. d. J.), unter Leitung des engeren und weiteren Ausschusses, nach vorgängiger Berichterstattung des Präsidiums über die Geschäftsführung, 1. Belebung Evangelischer Kirchenzucht, eingeleitet durch die Herren Consistorialrath Dr. Sack aus Magdeburg und Pastor Wölbling aus Rabensleben bei Ruppin; 2. vom Beruf zum kirchlichen Lehramt, eingeleitet durch den Herrn Seminar-Director und Professor Dr. Schmieder aus Wittenberg; 3. wie von Seiten der Kirche den Einflüssen des neueren naturwissenschaftlichen Materialismus auf das Volk zu begegnen sey? eingeleitet durch die Herren Pastor Dr. Fabri aus Bonland bei Würzburg und Pastor Euen aus Cantree in Pommern.

II. An den beiden andern Tagen (Donnerstag und Freitag den 11. u. 12. Septbr. d. J.), unter Leitung des Central-Ausschusses für die innere Mission, nach zuvor erstattetem Bericht, 1. der Dienst der Frauen in der Evangelischen Kirche; 2. die Jünglingsfrage, in Verbindung mit dem Herbergswesen, eingeleitet durch den Herrn Prediger Hofmeier aus Berlin.

Außerdem soll über folgende Gegenstände in Special-Conferenzen verhandelt werden:

1. Ueber den Kampf wider die Sünde der Unzucht, geleitet durch den Herrn Pastor Helbring aus Hemmen; 2. über die Enthaltensamkeitsfrage, geleitet durch den Herrn Oberbürgermeister Piper aus Frankfurt a. d. O.; 3. über Rettungshäuser, geleitet durch den Herrn Geh. Ober-Regierungsrath Stiehl aus Berlin; 4. über die Behandlung der entlassenen Sträflinge, mit besonderer Rücksicht auf die Gründung von Asylen; 5. über die Sonntagsheiligung.

Der Central-Ausschuß selbst wird wie gewöhnlich mit seinen Agenten u. zu einer besonderen Conferenz zusammentreten.

Für die angemeldete Conferenz von Abgeordneten Deutscher Bibelgesellschaften, so wie für die Conferenz von Freunden der Mission unter Israel wird ein Lokal bereit gehalten werden.

Die Eröffnungs-Predigt am Morgen des ersten Tages hält der Herr Senior Dr. Lindenberg in Lübeck. Die Abend-Predigten, welche an einem jeden der vier Tage in drei Kirchen stattfinden, sind von zwölf Geistlichen aus verschiedenen Ländern übernommen.

Alle evangelischen Christen, welche mit ihrem Glauben auf dem Grunde der reformatorischen Bekenntnisse stehen und die angestrebte Conföderation der Lutherischen, Reformirten und Unitarier Kirche unseres Deutschen Vaterlandes im Herzen tragen, besonders auch sämtliche Agenten, Correspondenten und Freunde des Werks der inneren Mission, sind hiermit eingeladen, an der Versammlung Theil zu nehmen. Die kirchlichen Gemeinschaften, Vereine und Anstalten aber, welche dem Kirchentage sich angeschlossen haben, sind freundlichst gebeten, die Verhandlung durch schriftlich bevollmächtigte Abgeordnete zu unterstützen.

Zu den nöthigen Vorbereitungen an Ort und Stelle hat sich in Lübeck ein Lokal-Comité gebildet, welches zugleich freundlichst übernommen hat, für die Beschaffung von Logis nach Möglichkeit Sorge zu tragen. Diejenigen Gäste, welche davon Gebrauch zu machen wünschen, wollen daher ihren Besuch bei demselben unter der Adresse des Herrn Prediger Suhl in Lübeck gefälligst bis spätestens zum 8. August d. J. anmelden.

Sonstige Zuschriften und Gesuche in Sachen des Kirchentages bleiben bereit in Empfang zu nehmen der Secretair im engeren Ausschusse, Legationsrath Jordan hier selbst, Potsdamerstraße Nr. 112, und so weit sie speciell die innere Mission betreffen, der Secretair des Central-Ausschusses, Dr. Wiernagky hier selbst, Matthäi-Kirchstraße Nr. 9.

Falls etwa über noch andere Gegenstände die Veranstaltung von Special-Conferenzen gewünscht werden sollte, würden die näheren Anträge nebst Vorschlägen von Referenten bis spätestens zum 8. August d. J. bei den genannten Secretairen erwartet werden.

Berlin, den 10. Mai 1855.

Das vereinigte Präsidium  
des engeren und weiteren Ausschusses des Deutschen Evangelischen Kirchentages und des Central-Ausschusses für die innere Mission der Deutschen Evangelischen Kirche.

Dr. v. Bethmann-Hollweg. Dr. Stahl. Dr. v. Müller.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Mittwoch den 21. Mai.

N<sup>o</sup> 41.

## Ueber Ehescheidung und Trauung wider- biblisch Geschiedener.

Ein Protest gegen neuerdings versuchte Vertheidigung der  
Lektoren.

(Schluß.)

Die nächste und die Hauptaufgabe, die man zu lösen sich vorgesetzt hat, wie in Frankfurt, so noch mehr in Gnadau und in andern theologischen und kirchlichen Vereinen und Vereinigungen war ja die, der Kirche und ihren Dienern die Freiheit zu vindiciren, daß sie nicht gezwungen würden, widerbiblisch Geschiedene zu einer neuen Ehe einzufegnen.

Wenn Diener am Wort und die mit ihnen Verbundenen solche Freiheit vom Staate erbitten, — wenn sie begehren und bitten, wie's in dem Frankfurter Antrage heißt, „daß die Träger des Kirchenregiments die Ablehnung der anderweitigen Trauung solcher Personen, die wider Gottes Wort und die ursprünglichen Grundsätze der Evangelischen Kirche geschieden worden sind, den Staatsregierungen gegenüber vertreten“, — so wollen sie ja dem Staate nicht die altevangelische Eheordnung aufdringen. — Sie überlassen es demselben, ob und wie weit er seine Gesetzgebung mit der der Evangelischen Kirche oder — noch genauer gesagt — mit der alten, früher in der Evangelischen Kirche gültigen Eheordnung in Uebereinstimmung bringen könne und wolle. — Man kann bitten, wie die Frankfurter Versammlung es gethan, daß der Staat die Wiederherstellung des Ehrechts auf der ursprünglichen Grundlage evangelischer Ordnung einleiten und mit höchstem Nachdrucke fördern wolle: und man kann zugleich den Umständen so viel Rechnung tragen und mit Dr. Stahl und Genossen, wie die obenerwähnten Verhandlungen im Preuß. Herrenhause bezeugen, unter gegenwärtigen Verhältnissen vorläufig damit zufrieden seyn und der Errungenschaft als eines Sieges sich freuen, wenn von den vierzehn Ehescheidungsgründen des jetzigen Preuß. Landrechts doch die am meisten anstößigen beseitigt würden. Kame es nun in Folge der Verschiedenheit der bürgerlichen und kirchlichen Gesetzgebung (— oder der wenigstens tolerirten kirchlichen Praxis) dazu, daß der Staat für gewisse Fälle die Civilehe gestattet, so wird immer genug Veranlassung

zur Trauer und zur Klage für die Kirche seyn: aber sie wird sich wohl besinnen, ob sie alsobald zum Bann, zur Excommunication übergehe. Etwas anderes ist es, selbst mit bekräftigen und sanktioniren, was gegen Gottes Wort ist: das darf die Kirche unter keinen Umständen. Wieder etwas anderes ist es, übersehen, dulden, tragen in Fällen, wo der Staat seine Sanktion ertheilt hat. Hier würde z. B. an Fälle zu denken seyn, wie sie Dr. Stier im Auge hat (Thes. 18), wenn die früher widerbiblisch Geschiedenen und also auch widerbiblisch von Neuem Verheiratheten (— weil die Civilehe solches möglich machte) später von Herzen zum Herrn sich bekehrten, ihr früheres Unrecht einsahen und es laut bekanneten. Es könnten dann die Umstände ja wohl der Art seyn, daß eine Trennung der übel geschlossenen Ehe nicht mehr thunlich, oder vielmehr nicht möglich wäre, ohne neues und größeres Unrecht zu begehen: da wird die Kirche die Sünde nicht behalten wollen, wenn der Herr sie vergeben hat, — wird nicht „zurückstoßen, auseinander treiben“ (18. These), — wird unter andern den Segen des h. Abendmahls den wahrhaft Bußfertigen nicht vorenthalten; aber ihr Urtheilsspruch über die widerbiblische Scheidung und Wiederverheirathung wird darum kein anderer werden.

Die dritte und übelste Confusion in den Stierschen Thesen ist die Vermengung der alt- und neutestamentlichen Haushaltung. — Hier müssen wir etwas länger weilen, denn hier kommen wir auf den Nerv der ganzen Sache.

Da, wie es Thes. 2 heißt, „Gott auch in der neutestamentlichen Zeit auf noch vorhandene Herzenshärte dieselbe Rücksicht nimmt, welche das sonst so strenge mosaische Gesetz enthielt“, — und da, wie es Thes. 22 heißt, „jedes Factum staatskirchenrechtlich ausgesprochener Scheidung einstweilen in Geduld hinzunehmen ist“ von den Dienern am Worte, so hätten wir auf einmal und zugleich eine doppelte Haushaltung, eine alt- und neutestamentliche, mit doppeltem Gesetz, — lazem und striktem. Eine Haushaltung steckt dann aber so in der andern, daß kein Mensch sie unterscheiden und die beziehungsweisen Gränzen angeben kann.

Wir Prediger bekommen dann auch die Vollmacht, mit zweierlei Maaß, alt- und neutestamentlichem, die Leute und ihre Verpflichtungen zu messen. Den Einen gestatten wir um ihrer Herzenshärte willen sich zu scheiden und sich wieder zu ver-



Heirathen, wo Wiederverheirathung laut des Wortes des Herrn Matth. 5, 32 einem Ehebruche gleich zu achten ist. Von dem Andern erwarten wir, daß sie dem oben erwähnten Worte des Herrn Matth. 5, 32 gemäß (— wozu dann noch 1 Cor. 7, 15 kommt) das Leben und den Wandel einrichten werden, und so in allen andern Fällen, wovon in der Bergpredigt die Rede ist.

Sonderbare Vollmacht, die solcher Behauptung gemäß der Herr den Knechten über das Hausgesinde (Luc. 12), den Dienern am Worte soll gegeben haben!

Da müssen wir zuerst fragen, ehe wir Prediger von dieser sonderbaren Vollmacht Gebrauch machen können, da wir es in das Belieben der Jünger des Herrn stellen, ob sie für die strikte oder laze Observanz der Gebote sich erklären: wo sind die Gränzen zwischen Beidem zu ziehen; — welche von den Geboten der Bergpredigt (darauf wird zunächst hingewiesen Thes. 1) gelten für Alle, auch für den rohen Haufen, für die, so den Geist Christi nicht haben, — und welche gelten nur für die Eingeweihten, für die Geistlichgesinnten, für die eigentlichen Kinder des N. T.?

Solche Gebote: Schlägt dich einer auf den Einen Backen, so reiche ihm den Andern dar, nimmt dir Jemand den Mantel, dem laß auch den Rock; — liebet eure Feinde, segnet die euch fluchen, — lasset eure Almosen verborgen seyn, sorget nicht für den andern Morgen, richtet nicht, — gehen die nur die Geweihten, die Geistlichgesinnten an, — oder gehen sie Alle an, auch den rohen Haufen, — auch die, denen es ob ihrer Herzenshärte gestattet ist, willkürlich nach fleischlichem Gelüste sich zu scheiden und wieder zu verehelichen? —

Wohl kaum: denn sich nicht rächen, die Bache dem darreichen, der uns schlägt, den segnen, der uns flucht, uns schilt, — das ist ja wohl so geistlich und fordert wohl eben so viel Kraft des Geistes, als dazu gehört, trotz aller Anwandlungen von Unlust und Ungeneigtheit gegen den Ehegemahl das Band der Ehe festzuhalten. —

Die Erfahrung belehrt uns hier sehr deutlich. Man bedenke, was für ein sittlicher Muth dazu gehört, mit Berufung auf das oben erwähnte Wort des Herrn jede Aufforderung zum Duell zurückzuweisen. Während, wie es doch notorisch ist, viele der Gebildeten — um bei denen stehen zu bleiben — es sich gefallen lassen, in sehr unbehaglichen, ja widerwärtigen ehelichen Verhältnissen, — oder, wie man zu sagen pflegt, in einer unglücklichen Ehe auszuhalten, so werden in derselben Klasse von Leuten Wenige, sehr Wenige, wie die Erfahrung bis auf die neueste Zeit herab in gar eklatanter Weise es bezeugt, den sittlichen Muth, die Kraft des Geistes haben, bei einer öffentlichen Beleidigung das zu thun, was der Herr in den oben angeführten Worten uns anbefiehlt. — Viele selbst derer, die sonst das Duell als eine barbarische Reliquie mittelalterlicher Zustände ansehen, werden es nicht über sich vermögen (— wenn der Sohn

sie nicht frei gemacht hat), die sogenannte Genugthuung, wie die vermeintliche Ehre sie fordert, zu verweigern.

Was soll nun gelten für die Einen, — was für die Andern, fragen wir abermals? — Die Erfüllung so eines hohen, geistlichen Gebotes, rächet euch selbst nicht, reicht die Bache dem, der da schlägt, segnet, die euch fluchen, — wird man doch nicht von denen fordern, denen man um ihrer Herzenshärte willen gestattet, widerbiblisch Geschiedene zu ehelichen? — Also, wo sind da die Gränzen zu ziehen, und wie könnten wir Prediger als Ausleger des Gebotes des Herrn uns zu recht helfen, selbst wenn wir die oben erwähnte seltsame Vollmacht hätten, die Christen, die auf den Namen des dreieinigen Gottes Getauften, die zum Genuß des h. Abendmahls Hingelassenen in zwei Klassen zu scheiden, die eine ganz verschiedene Verpflichtung haben, — eine alt- und eine neutestamentliche? — Die Antwort auf diese Frage wird schwer seyn; noch schwerer ist die Beantwortung der Frage: Wo zeigt man uns die Vollmacht, solchen Unterschied zwischen Christen zu machen, zwischen Jüngern des Herrn, so daß die Einen verpflichtet wären, das Gebot des Herrn, das neutestamentliche, wie's z. B. in der Bergpredigt ausgesprochen ist, ganz und ohne Ausnahme zu halten, — und daß die Andern es nur theilweise, nur halb zu halten brauchten und daß sie um ihrer Herzenshärte willen von dem einen und andern dispensirt würden?

Sollte der heilige, der weise Gesetzgeber in solchen Widerspruch mit sich selbst gerathen seyn, daß Er, ein neues Gesetz für seine Jünger ankündigend: Ich aber sage euch, wer eine Abgeschiedene freiet, es sey denn um der Hurerei willen, der bricht die Ehe — doch mit solcher Ankündigung nur an die Einen unter seinen Jüngern sich wende, und es jedem überlasse, sich unter halb oder ganz Gehorsame zu rangiren? — Also zweierlei Unterthanen erklärte der Herr hiernach für die Seinen, Geistliche und Ungeistliche. Die Letzteren würden auf den alttestamentlichen Standpunkt zurückgewiesen, ja auf einen noch niedrigeren: denn es soll ihnen gestattet werden, sich selbst ein Armuthszeugniß auszustellen und durch eine That, durch ihre vom N. T. nicht zu billigende Wiederverheirathung erklären: Wir gehören nicht zu derjenigen Klasse der Jünger des Herrn, zu solchen Gliedern der neutestamentlichen Kirche, die das ganze Gesetz halten wollen, — nicht zu denen, die durch den Geist des Fleisches Geschäfte, also auch die fleischlichen Ehescheidungsgeleüste tödten können. —

Sollte aber der Herr, welcher die Juden straft, daß sie nicht die Ehre bei Gott suchen, den nach seinem Namen sich Nennenden, denen er den Zutritt zum Allerheiligsten, zum heil. Abendmahle gewährt, gestatten sich selbst so zu verunehren? — Nimmermehr! — Wo ist der Vollmachtsbrief vom Herrn, fragen wir da abermals, die Verbindlichkeit des feierlich in der Bergpredigt promulgirten Gesetzes für den Einen Theil der Jünger aufzuheben und so ein anderes Gesetz demselben an die Seite zu setzen? —



Das so bestimmte Wort des Herrn: Ich aber sage euch, wer sich von seinem Weibe scheidet, es sey denn um Ehebruchs willen, der bricht die Ehe — das sagt uns: bisher, in der Zeit des A. T., war es gestattet, einen Scheidebrief zu geben, und zwar um der Herzenshärte willen. Nun aber, in der Zeit des N. T., ist es nicht mehr gestattet; die Erlaubniß, die früher gegeben war, ehe der Geist da war (Joh. 7, 37—39), der das Gesetz ins Herz schreibt, — die ist nun aufgehoben, — die gilt nun, — will der Herr mit jenem Worte sagen — nicht mehr für die Meinen.

Wer darf denn nun sagen: O nein, diese Erlaubniß ist nicht aufgehoben, sie gilt noch? — Wenn, wie Thes. 2 gesagt wird, „auch im A. T. das höchste Recht göttlicher Ordnung (Mal. 2, 14—16) vorgehalten wird“ — wie vielmehr muß man schließen, wird dasselbe jetzt im N. T. vorgehalten, — und zwar jetzt ohne die Einschränkung, von der Herzenshärte in der Zeit hergenommen. Jetzt wird das höchste Recht göttlicher Ordnung nicht nur vorgehalten, sondern die Erfüllung desselben gefordert, eben weil der h. Geist nun da ist und Allen gegeben wird, die darum bitten.

Ob der oder der zu den Jüngern des Herrn zu rechnen sey oder nicht, — ob zu der Confirmation, ob zum h. Abendmahl diese und jene sollen zugelassen werden, das kann Gegenstand ernster Fragen seyn: aber daß die in dem Worte: Ich aber sage Euch — Angeredeten die Jünger des Herrn sind, und da Keiner ausgenommen ist, — das ist gewiß und ist nicht Gegenstand einer Frage.

Hiermit kommen wir denn zu dem Kern und der Summa der in den andern Thesen erhobenen Bedenken, die, wie oben schon angedeutet wurde, in verschiedenen Wendungen eigentlich nur den Einen Gedanken aussprechen, wie er in der 14. These lautet: „Wir müßten endlich an allen Punkten, wo die Kirche jetzt nachgibt und vom Ideal einer wahren Christenheit herabsteigt, ebenso streng werden: bei Taufe, Pöthenstand, Beichte, Communion u. s. w.“

Ja, ja, — ganz richtig, — das sollten wir und sollten lieber heute damit anfangen, als morgen. Es würde der Kirche nicht zum Schaden gereichen, würde sie nicht schwächen, nicht zerklüften (wie die Befürchtung Thes. 14 ausgesprochen ist), nicht in schädlichen Separatismus sie auflösen, wie die Geschichte der Kirche der drei ersten Jahrhunderte beweiset: die Zuchtlosigkeit in der Kirche hat je und je den Separatismus theils hervorgerufen, theils gefördert. Es mag Dr. Stier gern zugegeben werden, daß es inconsequent ist, in dem einen Stille auf den Ernst des göttlichen Gebots sich berufen, — und in dem andern der Schläffheit das Wort reden. Aber was folgt denn daraus? — doch nicht, daß man lieber überall lax und schlaff sey, sondern das Gegentheil, daß man überall dem göttlichen Gebot die Ehre

gebe und in der Praxis ihm Geltung zu verschaffen suche. — Mit Recht weist Dr. Stier darauf hin (Thes. 12 a), daß Verweigerung des Aufgebots und Verweigerung der Ehe sich gegenseitig bedingen. In den meisten Fällen (nicht in allen) steht und fällt das Eine mit dem Andern.

Nur dem göttlichen Gebot die Ehre, nicht der menschlichen Satzung: gehen daher Evangelische, wie Thes. 11 behauptet, „in katholischer Weise über die Schrift hinaus, und erklären es vorläufig für das Sicherste, jede Wiederverheirathung zu versagen, weil doch selbst in dem vom Herrn gestatteten Scheidungsfalle der „„unschuldige Theil““ kaum jemals ganz unschuldig sey“ — so trete man solcher Satzung getrost entgegen.

Dem göttlichen Gebot die Ehre, nicht der menschlichen Satzung: zu letzterer rechnen wir es mit Dr. Stier, mit Oslander, mit dem Vorworte zur Ev. R. Z. in diesem Jahre, wenn die Worte — *οὐ δεδούλωται* — 1 Cor. 7, 15 — ist nicht geknechtet oder gefangen heißen sollen: ist nicht verbunden, dem Manne nachzulaufen. Von dem Falle, da bei Trennungen der Eheleute doch keine Wiederverheirathung erfolgen darf, war ja vorher die Rede. (B. 11.)

Uebrigens müssen wir auf alle die Fragen, was sollte daraus werden, wenn das Gebot des Herrn nach seiner Strenge aufrecht erhalten wird, antworten: das ist nicht unsere Sorge; das ist die Sache des Herrn, der das Gesetz gegeben hat, — Ihn laß thun und walten. Es ist uns aufs Ernsteste untersagt, dadurch Ihn und seinem Regiment zu Hülfe kommen zu wollen, daß wir Böses thun, damit Gutes herauskomme. (Röm. 3.)

Es ist ein Mißverständniß, was sich durch die Thesen zieht und an dem die Vertheidiger des biblischen Ehrechts nicht Schuld sind, wenn gesagt wird, man wolle bei Aufstellung der biblischen Norm „durch Gesetz und Zwang wirken, was nur die herzerneuernde Gnade zu Stande bringen kann.“ (Thes. 15.) O nein, das wollen wir nicht; wir wissen, daß das Gesetz nicht lebendig machen kann. Wir kennen aus der Schrift und aus unsern symbolischen Büchern den dreifachen Gebrauch des Gesetzes. Das Gesetz ist ein Zuchtmeister auf Christum; im Glanze seiner Heiligkeit sollen wir unsere Unheiligkeit, unsere Sünde erkennen, damit wir Gnade suchen. — Wie wird das aber geschehen, wenn der Glanz der Heiligkeit im Gesetz abgeschwächt, wenn den Jüngern des N. T. gestattet wird, durch Herabdrückung des Gebots ein niedrigeres Ziel sich zu setzen! Gibt es einen andern Weg, die, so noch unter dem Gesetze sind, zur Freiheit der Kinder Gottes zu bringen, als daß sie gründlich lernen, unter das Gesetz sich zu beugen und dann aus der Tiefe rufen: Herr, gehe nicht mit mir ins Gericht? Aber muß man da nicht die Erfüllung des ganzen Gesetzes fordern? — Dagegen heißt es, Jemand einer vielleicht fortwährenden Unmündigkeit überantworten, daß er schwer oder nie von der Herrschaft



oder Vormundschaft des Gesetzes freigemacht wird und zur Kinderschaft und neutestamentlichen Freiheit gelangen mag, wenn man ihn vom Halten des ganzen Gesetzes dispensirt und über ihn den Segen ausspricht, als wäre er in einem normalen, mit dem Gesetze Gottes übereinstimmenden Zustande, während das Gegentheil davon stattfindet. Da wird sein Gewissen erbaut (wie einmal der Apostel bei einer andern Gelegenheit sagt), d. h. in verkehrter Weise gestärkt, in diesem nicht normalen Zustande Ruhe zu suchen und zu finden.

Und wie schrecklich muß es für den also im übeln Sinne Beruhigten seyn, wenn er nun doch trotz dieser falschen Beruhigung später zu einer andern Einsicht gelangt, zur gründlichen Buße erwacht, den Widerspruch erkennt, in welchem er mit dem neutestamentlichen Ehegebot steht, — das Unrecht nun fühlt, das er an dem ungerechter Weise verlassenen Ehegemahl verübt hat, und das sich nun nicht mehr gut machen läßt? — Wie schrecklich ist es, nun so vor einer vollendeten Thatfache stehen, die möglicher Weise sehr verderbliche Folgen für den andern Theil kann gehabt haben, z. B. so, daß das verlassene Weib auf einen schlüpfrigen Weg der Unkeuschheit gerathen oder in eine neue unselige Verbindung eingetreten oder in Kummer und Gram verschmachtet und von der Traurigkeit verzehrt ist, die den Tod wirkt!

Wer möchte wohl einen Theil solcher Schuld auf sich nehmen durch kirchliche Sanktionirung eines neuen Ehebündnisses, das dem Gebote des Herrn Matth. 5, 32 widerspricht?

Wie aber, — entgegnet man, — willst du denn die, so in ihrer Ehe sich nur quälen und „mit ihrem beständigen Zwiespalt und Aergerniß in ihrer zusammengezwungenen Ehe dem Herrn nicht angenehm sind“ (Thes. 25), — verurtheilen, in dieser Verbindung, da sie nur ihre Schuld häufen, zu verbleiben? Antwort: ich verurtheile sie nicht dazu; sie haben sich freiwillig dazu entschlossen, als Eheleute mit einander zu leben und bis in den Tod Leid und Freud mit einander zu theilen, haben auch versprochen, das Beschwerliche in der Ehe, Einer des Andern Last zu tragen — und ich als Prediger habe keine Macht, sie von der Verpflichtung zu dispensiren, diese Last zu tragen, die von dem Augenblicke an ein Segen für sie wird, wo sie in Verläugnung des bösen Eigenwillens geduldig tragen und hinnehmen, was ihnen in der vielleicht sehr fleischlich begonnenen Ehe begegnen mag. — Man lehre, warne, strafe, daß leichtsinnigen Eheverbindungen gewehrt werde: aber unsre, der Prediger Macht (damit sie eben nicht, wie Thes. 13 bei Erwähnung der Brautverhöre sich besorglich äußert, „Pfaffenherrschaft“ werde) gehet nicht so weit, daß sie, von Thatfachen ab-

sehend, über die Herzensgefimmung urtheilen oder richten dürfte, und einem von uns als Rammondsdiener oder als Geizigen erkannten Menschen den Segen bei der Trauung verweigern könnten, wie Thes. 20 der Art etwas anzudeuten scheint. Wo wird denn Jemand deß geständig seyn, er sey ein Rammondsdiener, er heirathe um des Geldes willen? — Daß „die Trauung durchaus nicht immer eine Erklärung sey für die Rechtmäßigkeit oder Wohlgefälligkeit eben dieser Ehe vor Gott“ (Thes. 19) — wer will dies denn in Abrede stellen?

Zum Schlusse geben wir denen, die auf dem Grunde des Wortes Gottes zu stehen begehren, zu bedenken, ob es nicht zu beklagen ist, daß, wenn in dieser Zeit die Kirche einmal einen kleinen Anlauf nimmt und ein Paar Schritte vorwärts thun will, von zehn Seiten ihr zugerufen wird: Halt, halt! Wir kommen aus einer Zeit her und sind noch von ihr umfassen, wo der Unglaube in seinen verschiedenen Gestalten, der Rationalismus, der Pantheismus und jetzt der sich so breit machende Materialismus mit seiner Naturvergötterung die Bande der Zucht so locker gemacht haben, daß wir vor der Hand nicht Ursache haben, vor sittlichem Rigorismus bange zu seyn. Wir brauchen denen, die auch in dem Herrenhause Gründe wider die beantragte Reform des Eherechts geltend machen wollten, die nach der Bemerkung des Dr. Stahl mehr in den Östlichen Wahlverwandtschaften eine passende Stelle finden, nicht beizuspringen. Es wird nicht überflüssig seyn, — und kann auch den höhern Behörden, die eine Besserung in der vorliegenden Sache wollen, nicht anders als erwünscht seyn, wenn aus der Gemeinde heraus, — oder, wenn man sich so ausdrücken will, — wenn von Unten herauf (Thes. 9) die Macht des sittlichen Geistes gestärkt wird und wenn die Forderung immer lauter wird, es möge doch bald eine Zeit kommen, wo die Preußen ihr Angesicht nicht vor Schaam zur Erde beugen müssen, wenn in einer großen Versammlung, wie in der Frankfurter Paulskirche, ein Jurist die vierzehn Ehescheidungsgründe des Preuß. Landrechts verliest. —

Soll's denn mit der großen Verschuldung und dem daraus fließenden Jammer, da im Durchschnitt in Preußen jährlich 3000 Ehen geschieden werden, so fortgehen wie bisher?

Die Bitte dringt sich da auf, mit der wir schließen: Herr, es ist Zeit, daß du dazu thust; sie haben dein Gesetz zerrissen.

Wittenberg, im April 1856.

Dr. Sander.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Sonnabend den 24. Mai.

N<sup>o</sup> 42.

## Aus der Preussischen Diaspora.

Nicht nur alle Thäler müssen voll, sondern auch alle Berge und Hügel erniedriget werden, damit dem Herrn der Weg bereitet und seine Steige richtig sehen. Von der Erfüllung dieses doppelten Prophetenwortes hängt es noch heut wie vor achtzehn Jahrhunderten ab, ob der sanftmüthige und von Herzen demüthige Friedebürst seinen Einzug in die Herzen und Häuser der Menschen halten könne oder nicht; und es ist ein wesentliches Stück der Aufgabe seiner Boten, an dieser Wegbereitung zu arbeiten. Wie hoch aber die Bollwerke sind, welche der Geist des Hochmuthes mitten in der Christenheit auch in den niederen Sphären der Gesellschaft aufgethürmt hat, um dem Stärkeren, der über ihn kommen will, den Weg zu versperren, daran fehlt es denen, die nicht selbst darin Erfahrung haben, noch oft an der richtigen Vorstellung, und es werden daher die Anforderungen, welche bürgerliche Hoffarth an die Weisheit, Geduld, Selbstverleugnung und Entschiedenheit eines evangelischen Geistlichen stellen, im Allgemeinen wohl zu gering angeschlagen. Es dürfte deshalb nicht ohne Nutzen sein, durch Mittheilungen über die Thätigkeit eines seit einem Jahre unter einer wohlhabenden, bis dahin zwar kirchlich verwahrlosten, aber doch äußerlich ehrbaren umfangreichen Landgemeinde mit Eifer und Umsicht wirkenden Geistlichen jüngeren Dienern des Wortes ein Bild dessen zu geben, was auch ihrer vielleicht wartet, und ihnen die Erfahrungen eines Andern zu gute kommen zu lassen.

Wir führen den Berichterstatter in seinen eigenen, für die Veröffentlichung allerdings ursprünglich nicht bestimmten Worten ein, welche nur hier und dort einige Verkürzungen erfahren haben. Nachdem ich mein Amt angetreten hatte, schien es mir zunächst Pflicht zu sein und war mir auch Bedürfnis, mich im neuen, mir völlig unbekannten Kirchspiel gründlich umzuschauen. Ich machte daher, so oft ich freie Stunden hatte, Hausbesuche in meinem Wohnorte und dessen nächster Umgebung. Daß die Leute mich überall freundlich aufnahmen, schien mir natürlich und selbstverständlich zu sein. Aber dieselbe freundliche Anerkennung meiner guten Absicht glaubte ich auch bei den Bauern in den entfernteren Dörfern finden zu dürfen und täuschte mich gleichwohl hierin vollständig. Denn hier nahm ich an allen Einfassen eine mir Anfangs unerklärliche Kälte und Wortkargheit wahr, und sobald ich die Kirchenfrage berührte, negirte man entweder das Bedürfnis einer neuen Kirche überhaupt, oder

wollte doch den Aufbau an dem dazu bestimmten Orte nicht. Kurz, ich war auf meinen ersten Besuchen bald mit den Leuten auseinander, und trug nichts davon als Aerger und Kränkung. Da sann ich ernstlich nach, wie ich die Leute anfassen sollte, und ich freue mich, den rechten Tact getroffen und den richtigen Ton angeschlagen zu haben. Auf meinen späteren Besuchsreisen erkundigte ich mich nämlich bei Allen immer zunächst nach den Familienverhältnissen, nach den Wirthen, den Kindern, den Besitzern, nach dem Werthe des Feldes, der Ertragsfähigkeit desselben u. s. w., und diese Einleitung der Gespräche zündete bei den Meisten. Denn wer auch im ersten Augenblick in mir eine Art Executor zu sehen glaubte, der wo möglich gleich die Summen abfordern wollte, die zum Kirchenbau hergegeben werden müßten, der ward doch, da ich immer zuerst das Herz des deutschen Lebens, die Familie, berührte, freundlicher und wohlwollender gestimmt und erzählte mir nach einigem Zögern mit Offenheit alle Erlebnisse und Schicksale. Und sobald ich mir erst das Ohr der Leute willig gemacht hatte, ging ich dann zu den kirchlichen Fragen über und bewies Allen, wie Noth ihnen eine Kirche thue, wie traurig es sey, daß sie nicht schon längst eine Kirche hätten, und wie sie nun dem Herrn der Kirche danken müßten, daß er ihnen jetzt in Gnaden Mittel und Wege geöffnet habe, ihre heiligsten Bedürfnisse befriedigen zu können, nachdem für sie durch die Fürsorge der hohen Kirchenbehörden ein Geistlicher angestellt sei, ohne daß ihnen die geringsten Kosten und Umstände verursacht worden wären. Habe ich durch dieses Wochen und Monate hindurch betriebene, manchmal mit großen Mühen und Beschwerden verknüpfte Verfahren mir persönlich die Gemeindeglieder geneigt gemacht, so ist dieses auch leider in vielen Fällen bis jetzt das einzige Resultat meiner Hausbesuche und Besprechungen geblieben.

Eben solche Kämpfe, wie ich sie Anfangs mit der persönlichen Unfreundlichkeit und der Abneigung gegen den Kirchenbau zu bestehen hatte, waren mir mit der Weigerung, die Interimskirche zu besuchen, mit den kirchlichen Mißbräuchen, Vorurtheilen und Sitten der Gemeinde vorbehalten.

Die an den ersten Sonntagen meines Hierseyns leer gewesene Kirche ist später dadurch allmählich gefüllt worden, daß ich die Gemeinde im Ganzen durch Abhaltung von Gottesdiensten in ihren Schulen und die Gemeindeglieder im Einzelnen durch Hausbesuche für die neue Kirche gewann. Es ist aber doch in der That sonderbar, daß meine Kirchspielseingesessenen, nachdem



ich erst einige Hausbesuche zu machen angefangen hatte, entschieden glaubten, ich müßte zu ihnen Allen zuerst kommen, bevor sie zu mir, d. i. in meine Kirche, kommen könnten. Welch eine verkehrte Vorstellung von dem Zwecke des Besuchs einer Kirche. Weder ein wohlhabender Bauer noch ein Gutsbesitzer ließ sich im Gotteshause blicken, bevor ich ihm nicht „meine Aufwartung“ gemacht hatte. Es wollte Keiner dem Andern nachstehen. Hätte mich nicht die Liebe zur heiligen Sache, der ich diene, eines Bessern belehrt, ich hätte sicherlich ein anderes Verfahren mit diesen Gemeindegliedern eingeschlagen! Doch nun ließ ich mir wirklich tausend Demüthigungen und ärgerliche Scenen gefallen und vergaß meine Person vollständig, um nur das zur Ehre des Herrn aufzubauende Werk nicht von vorn herein zu verderben. Ich habe es nun — dem Höchsten sey Dank — überwunden und Alles vergessen und lebe in gutem Einvernehmen mit der Gemeinde. Meine Kirche wird sonntäglich fleißig besucht und von den Besuchern manches Opfer gebracht. Aber ich fürchte, daß Viele vorerst noch mir zu gefallen kommen, und dies wäre ein schlechtes Motiv zum Besuche des Gotteshauses. Ich predige den Leuten nicht meine Theologie, nicht meine Weisheit, sondern die uralte und ewig neue Theologie der Väter der Kirche, nicht mein Wort, sondern Gottes Wort, das schärfer ist, denn ein zweischneidig Schwert; aber immer kann ich aus der Gemeinde noch nicht die abscheuliche Anschauungsweise verbannen, nach welcher in den Tempel des Herrn gegangen wird, um eine gute Rede zu hören. Erbauen sollt ihr euch zum geistlichen Leibe des Herrn durch das Wort des Herrn, aber nicht eine gute Rede zu hören trachten. Ich will nicht das Ohr beglücken und ihm den Genuß rhetorischer Musik verschaffen, sondern das Herz zerknirschen und durch die Zerknirschung es mit Sehnsucht nach der göttlichen Musik im Engelschor Luc. 2, 14. und mit glühendem Verlangen nach der Gnade Gottes in Christo erfüllen! Und doch kann ich mich nicht retten, es hängt noch fast Alles an der Person, dem flüchtigen, schwachen und heute vergänglichen Subject, nicht an dem Alles überdauernden und beherrschenden Object. — Allerdings aber ist auch die Gemeinde in den Schulgottesdiensten — ich möchte sagen — systematisch verdorben und verzogen worden! Unerträglich, ja empörend war's für mich, als ich zum ersten Male die Gottesdienste in den Schulen und Ortschaften hielt und mitten in der Predigt bemerkte, wie sich die ganze Gemeinde wie auf einen Wink umsaß, sobald Jemand zur Thür hereinkam, wie dann der Eintretende sich ganz gemüthlich vor und nach dem Hinesetzen mit seinen zusammengeklüfteten Nachbarn unterhielt, wie in einer anderen Ecke eine Tabaksdose von einer Bank zur andern wanderte, ein lautes Niesen und von lautem Geföhln begleitetes Gähnen meine Worte unverständlich machte, und wie besonders die jungen Leute Blicke und Mienen machten, als wären sie ausschließlich zur Ausübung strenger Kritik über das andere Geschlecht gekommen. Da donnerte ich mit der ganzen Gewalt einer richtenden und strafenden Stimme los und rief die Gemeinde zur Buße und Umkehr von dem alten Schlendrian und von dem gotteslästerlichen Benehmen

und Wesen in Kirche und Leben auf, wenn sie nicht von dem Richter und Herrn aller Lebendigen und Todten ganz verlassen und aus ihrem schönen Heimathlande vertilgt werden wollen\*\*). Durch solche Bemühungen auf äußere Zucht und Ordnung hinzuwirken, ist es mir gelungen, der versammelten Gemeinde den Anspruch einer christlichen zu geben; ich finde heute schon eine gewisse Stille des Gottesdienstes und sehe wenigstens die Augen auf die Kanzel gerichtet, und heute wagt es Niemand mehr, der während der Liturgie zur Kirche kommt, also die Gemeinde betend und stehend findet, vor Absingung des letzten dreifachen Amen mit „Sturmschritten“ auf seinen Platz zu gehen. Aber woher sind diese einzelnen Schulgemeinden solchem aller christlichen Zucht und Wohlstandigkeit Hohn sprechenden Wesen verfallen? Sie haben bis dahin noch nie an geordneten Gottesdiensten Theil genommen, den Geistlichen höchstens zwei bis dreimal im ganzen Jahre gesehen und immer nur den schlecht und kalt genug lesenden Lehrer gehört, den „armen Lehrer“ der in ihrem Solde stand und für die Leitung der Schulandachten die aus häuerlichen Gnaden ausgetheilten Kalende hinnehmen mußte. So waren Gemeinde und Lehrer heruntergekommen und die heiligen Zwecke und Wirkungen gemeinschaftlichen Gebetes und gemeinsamer Andacht vergessen und verloren gegangen. Hatte sich doch unter ihnen eine eigene technische Sprache gebildet; der Lehrer hielt nämlich nicht „Fürbitten“ für Kranke, Verstorbene u. s. w., sondern „Anmeldungen“, die Wöchnerinnen hielten nicht „Kirchgang“, sondern „Schulgang“; Danksgungen jeder Art aber und Proclamationen wurden gleichfalls schlechtweg Anmeldungen genannt. Um nun dergleichen Ausdrücke, die natürlich in Folge der toten Abfindigungen des in der Gemeinde Vorgefallenen entstanden waren, allmählich zu verbannen, habe ich bisher bei allen öffentlichen Gottesdiensten die Ausdrücke Fürbitte, Kirchgang stark urgirt, bei allen Danksgungen so kräftig als möglich gebetet und jeden neuen Besteller sogenannter Anmeldungen darin unterwiesen, daß nicht die bloße Anzeige das Charakteristische des von ihm begehrten geistlichen Actes sey, sondern die durch den Geistlichen, als das Organ der Gemeinde, im Namen derselben gehaltene und an Jesum Christum, den Herrn der Kirche, gerichtete Fürbitte, und das von beiden, dem Geistlichen und der Gemeinde, für den Bruder in Christo dem Herrn dargebrachte Lob- und Dankopfer. Wie schwer es aber ist, eine Gemeinde, die nie eine eigene Kirche und einen eigenen Geistlichen gehabt, also auch nicht die Stellung eines Geistlichen in der Gemeinde und das Verhältniß derselben zum Geistlichen kennen gelernt hat, von den althergebrachten Sitten und tief eingewurzelten Vorurtheilen zu befreien und sie auch zunächst nur davon zu überzeugen, daß der Geistliche das Recht und die Pflicht habe, auf Beseitigung aller ihrer schlechten Gewohnheiten hinzuwirken, das habe ich hier zur Genüge kennen gelernt. Man hat es mir von Seiten der Bauern

\*) Es hatten daselbst durch Naturereignisse schwere Heimsuchungen stattgefunden.



förmlich übel genommen, wie ich mich um solche „Kleinigkeiten“ kümmern und es scharf tadeln könnte, daß die Gemeindeglieder nach Klassen und Ständen zum Tische des Herrn „vortreten“, da es doch ganz in der Ordnung und von uralter Zeit her gebräuchlich sey, daß zuerst die Bauern, dann deren Frauen und Söhne, dann die „Eigenthümer“, deren Frauen und Söhne, und dann erst die „Einwohner“ mit ihren Angehörigen zur „Communion“ vortreten. Ist das eine Communion, wenn es kein Einwohner wagen durfte, an den Altar, an welchem wenigstens zwölf Personen zu gleicher Zeit niederknien können, heranzutreten, wenn nur zwei oder drei „Bauern“ an demselben standen? Aber dieses ist in meiner Gemeinde Sitte gewesen — eine Unsitte, die so weit ausgebehnt gewesen war, daß es mir eine Bäuerin einmal sehr verübelt hat, als ich ein Kind ihres Standes mit einem Einwohnerkinde zusammentaufte und dem armen Kinde „dieselbe Rede“ wie dem wohlhabenden hielt. Aber nirgends fand ich das Unwesen des bäuerlichen Hochmuthes so stark ausgebildet, wie in N. Diese Bauern hielten es noch bis vor Kurzem für überflüssig, beim Empfange des heiligen Abendmahles niederzuknien. Sie erklärten mir, nachdem sie durch das gewaltige Wort: „Knieet nieder!“ sich vor dem Namen aller Namen zu beugen und im Staube den Gekreuzigten anzubeten gezwungen worden waren: „Das war wohl alles sehr schön, Herr Prediger, auch das Singen bei der Communion gefällt uns sehr, aber das Knien sind wir nicht gewohnt, aber das thut man bei uns nicht, und das ist wohl heut zu Tage nicht mehr Sitte, und die Welt muß doch immer vorwärts kommen.“ Was gab es da zu thun und zu reden, zu demüthigen und zu zerknirschen. Wohl kannten die Bauern den Spruch Hebr. 13, 8, und das ewige Wort Philipp. 2, 9—11; aber obwohl sie es kannten und wußten, daß Christus heute derselbe sey wie zur Zeit ihrer Väter, die sich vor Ihm willig beugten, so schien es ihnen doch, als ich diese Knieen einmal anlegte und dem in ihnen enthaltenen Gebote gemäß zu handeln forderte, nicht einleuchten zu wollen, daß auch sie vor dem Namen Jesu sich beugen mußten, sondern sie glaubten diese Beugung gleichfalls für das Kennzeichen einer veralteten Welt hinnehmen und sich als Leute der „modernen Welt“ von der Unterwerfung unter dieses Gebot ausschließen zu können. In der That, ich habe bisher noch niemals eine Landgemeinde gesehen, in welcher der Name Jesus keine Bewegung hervorgerufen hätte. Hier ist eine zu finden gewesen. Gottlob, auch damit scheint es anders werden zu wollen! Wie hätte aber auch bisher die Gemeinde den Namen Jesu recht würdigen und den Herrn Jesum selber verehren und mit allen Zungen Ihn als den Herrn bekennen lernen sollen oder können, da alle Erwachsene in der Gemeinde bisher nur sechsmal im ganzen Jahre zum Confirmanden-Unterricht erscheinen durften, oder vielmehr der Prediger nur sechsmal zur Unterweisung der Confirmanden herüber gekommen ist, um sie dann einzusegnen und für immer ihrem Schicksal zu überlassen! Daß in solcher Gemeinde auch nichts oder nur sehr wenig von Tisch-, Morgen- und Abendgebet zu finden gewesen ist,

läßt sich leicht erklären, wie, daß die Sonntagsheiligung nur noch dem Namen nach bekannt war. Die Gewinnsucht der nach äußerem Prunke strebenden Menschen entreizt das dritte Gebot nur zu leicht dem Kopfe und dem Herzen, und Mangel an Glauben befestigt in der Sicherheit, diese „Nothfünfte“, wie man sie zu nennen beliebt, ungestraft begehen zu können.

Ach, es war hohe Zeit, daß dieser Gemeinde ein Geistlicher und Seelsorger bestellt worden ist und daß sie nun eine Andachtsstätte hat, in welcher geordneter Gottesdienst gehalten wird. Sicherlich wird's noch manchen Kampf und manche Sorge kosten, die Folgen jener traurigen Wirthschaft in den Schulgottesdiensten zu vernichten; gleichwohl verzage ich nicht. Da auch manche gute, sehr gute Elemente in meiner Gemeinde vorhanden sind, von denen der jetzige Kirchenbesuch, die immer stärker werdende Theilnahme am heiligen Abendmahl und die nicht zu verkennende Opferwilligkeit Zeugniß geben, so hoffe ich mit Zuversicht, daß, wenn nur der Herr seinen Segen dem begonnenen Werke nicht versagt, die Gemeinde einst noch zu den treuen und dem Herrn Jesu Christo dienenden gehören wird.

## Der Streit über christliche Toleranz und evangelische Union.

(Fortsetzung.)

### II.

Die evangelische Union beginnt in unserer Landeskirche nach dem Reime mit Kurfürst Johann Sigismund's Konfessionswechsel, aber zunächst nur durch die öffentliche Anerkennung der inneren Gemeinschaft zweier darum doch gesonderter Evangelischer Kirchen, innerlich auf Einem Grunde und äußerlich unter Einem landesherrlichen Schirme. Waren vorher die Differenzen so in den Vordergrund getreten, daß die Zusammengehörigkeit zu Zeiten ganz verdunkelt wurde, so kam jetzt, und zwar zunächst an oberster Stelle, die innere Verbindung beider äußerlich, d. h. in ihren Aeußerungen, in den Bekenntnissen beider Kirchen zur Sprache, zur lauten Verkündung. Am meisten fühlten die Obersten auf Seiten des Laienpriesterthums die Stammverwandtschaft, den Zug zu einander, das Verlangen nach innerer näherer Vereinigung. Darauf hat sich unser Hochseliger König in dem Erlasse vom 27. September 1817 ausdrücklich bezogen. Wer wollte diese Gemeinschaft mit Vorbehalt der Individualität für jede Kirche nicht anerkennen?

Aber es ist bei diesem Anfange nicht geblieben. Die weitere Geschichte zerfällt in mehrere sehr wichtige Stadien und Epochen, von welchen wir hier nur den Anfang des 18. Jahrhunderts unter König Friedrich I. und seinem Nachfolger in Erinnerung bringen. Wir verzeichnen hier nur beispielsweise zu weiterer Nachforschung die Namen Windler, Berent, Petersen, Ursinus, Leibnitz, Pfaff; aber für den jetzt im Entstehen befindlichen Streit ist noch viel wichtiger der Name Gottfried Arnold. Diesen



Namen trug ein Mann, welcher unsere Aufmerksamkeit und Theilnahme noch heute nach allen Seiten in Anspruch nimmt, — theologisch, psychologisch, pathologisch. Er war in Wittenberg einfach gläubig, in Dresden pietistisch, in Frankfurt und Quedlinburg sektirerisch=separatistisch, in Gießen von der Kirche getrennt, in Alstedt seines geistlichen Amtes entsetzt, in Werben und Perleberg wieder zur Kirche gewendet, doch mit ihr fortwährend unzufrieden, so daß er auch seine Geringschätzung aller sichtbaren Kirchen nicht verläugnete, aber besonders die Lutherische Kirche sammt ihren Theologen verachtete, und vielfältig angriff, wogegen er mit allem Eifer den Sekten aller Art das Wort sprach und Toleranz predigte. Er war auch mit Gichtel befreundet, eine Zeitlang ein Eiferer gegen den Ehestand, und dann selbst verheirathet. Mit Arnold von Brescia ist Gottfried Arnold nicht bloß durch den Namen verwandt: er schwärmte für Freiheit, er folgte dem eignen Subjekte, als dem innern Lichte, er protestirte gegen alle objective Autorität, er versiel darüber in gefährliche Verirrungen, er mäkelte an allen Kirchenlehren in Opposition gegen die Orthodoxie, so daß er gelegentlich nicht nur die Richter auf dem Altar, das Kreuzifix, die Privatbeichte und Absolution verwarf, sondern auch die Kindertaufe bezweifelte, und das Abendmahl der Lutherischen Kirche des Rapernatismus beschuldigte. Kein Wunder, daß er, je lebhafter und eifriger er selbst war, einen um so heftigeren und lebhafteren Streit für und wider hervorrief. Jener literarische Streit in zahlreichem Schriftenwechsel ist von dem gegenwärtigen um anderthalb Jahrhunderte entfernt, aber dennoch damit nach mehr als einer Seite in sachlicher Verbindung. Er ist sowohl nach den unverkennbaren, in Zeit und Persönlichkeit begründeten Unterschieden, als nach den treffenden Aehnlichkeiten ebenso lehrreich als interessant. \*) Wir könnten bei einem näheren Eingehen in jene alten Streithändel deutlich erkennen, wie der Glaube sich immer gleich bleibt, aber die Abweichungen davon auf der abschüssigen Bahn wesentlich verschieden sind und immer tiefer hinunter fallen: wir könnten aber auch andererseits uns selbst beobachten, insofern wir etwa die Gegner vor anderthalb hundert Jahren ruhiger und

\*) In Beziehung auf Arnold's Lehre und den literarischen Schriftenwechsel für und wider Arnold ist Arnold's „unparteiische Kirchen- und Ketzer-Historie“ besonders in der zweiten Ausgabe: Frankfurt a. M. 1729, und in der dritten: Schaffhausen 1740—1743, theils wegen des darin enthaltenen Katalogs der Streitschriften, theils wegen der anhangsweise abgedruckten und extrahirten Kriegserklärungen wohl zu merken: wir finden in diesem Streite fast alle Namen lutherischer Theologen jener Zeit. Dazu kommt M. Joh. Chrph. Coleri Summarische Nachricht von Gottfried Arnold's Leben und Schriften, Gegnern und Vertheidigern, Wittenberg 1717, und Desselben Historia G. Arn. — de ejus vita, scriptis actisque Vitemb. 1718. Unter Arnold's Gegnern finden wir die Namen Cyprianus, Wernsdorf, Caspar und Bal. Ernst Böcher, auch Spener, der bekanntlich auch die Union widerrieth, und Andere, unter seinen Vertheidigern besonders Thomasius und Joachim Lange.

umsichtiger betrachten, als die neuesten. Denn wer würde wohl jetzt bei allen betäubenden Verirrungen, bei allen gefährlichen Abweichungen von der Kirche, bei allem Enthusiasmus und betrüglischen Mysticismus in Gottfried Arnold den Glaubensfunken des Christen verkennen, wie auch das Bild getrübt sey?\*) So wurde der bedenkliche Mann auch damals von König Friedrich I. geschützt und zum Preussischen Historiographen ernannt. Der König verwandte sich lebhaft für ihn, als er in Alstedt des Hofpredigamts bei der Herzogin Wittve von Sachsen-Eisenach entsetzt werden mußte, weil er die amtliche Unterzeichnung der Konkordienformel verweigerte; der Briefwechsel ist uns noch aufbehalten.\*\*) Und als die wiederholte Königliche Fürsprache nicht fruchtete, fand Arnold in Preußen Schutz: er wurde als Pfarrer erst in Werben, später in Perleberg angestellt, wo er endlich, reizbar, wie er war, an einer Alteration über Unfug in der Kirche während des Gottesdienstes erkrankte und starb (1714).

Aus diesem Streite ist jedenfalls Schritt für Schritt viel zu lernen. Damals waren auf Seiten der Kirche die meisten Streiter, jetzt möchten nach der Zahl die meisten gegen sie seyn. Schon damals wurde auch das Projekt einer evangelischen Union in den Streit gezogen, in den Streit gegen die lutherischen Orthodoxen und gegen die Konkordienformel. Die Union galt schon damals als die Aufgabe, als der Beruf und Ruhm Preußens. Drückte sich diese Begeisterung damals unter Anderem in dem Anagramm für Berlin aus — Berolinum = Lumen orbi —, so hoffte man später, so hoffen Viele noch jetzt von der Einnahme „ein neues Selbst mit eigenen frischen Blüthen des Bekenntnisses“, wodurch Preußen zugleich „ein großes Stufenalter“ vollenden werde. Die Erfahrung hat bis jetzt die Aussichten nicht bestätigt, sondern nur noch mehr entfernt und getrübt.

Hiernit kommen wir auf das neueste Stadium der Union in unserm Jahrhundert, dessen erster Anfang noch kürzlich mit den Friedensworten des zum Kriege ziehenden Königs bei der Einsegnung des Kronprinzen am 20. Januar 1813 in Verbindung gebracht worden ist. Wen rührt nicht diese Kombination? Wem geht nicht das theuere königliche Wort an das Herz, die ernstfeierliche Mahnung an das brüderliche Liebesband zwischen beiden Evangel. Kirchen verschiedenen Namens zu solcher Stunde? Wer sagte nicht freudig Ja dazu? Es ist wirklich nur Ein Evangelium des Friedens! Aber daß Lutherisch und Reformirt eben nur Benennungen, nur Denominationen seyen, kann lutherischer Seits weder D. Stahl zugeben, noch können wir's, eben weil es sich nicht um bloße Worte oder Benennungen handelt, sondern um zwei verschiedene kirchliche Individualitäten. Die beiden Kirchen nennen sich nicht bloß lutherisch und reformirt; sondern sie sind es auch wirklich nach ihrem eignen Charakter, und so sind sie auch jüngst wieder grade

\*) Vergl. E. E. Koch: Geschichte des Kirchenliedes 2c. II. S. 17—26.

\*\*) Coleri Historia Gotofredi Arnoldi im Appendix: Excerpta ex authenticis Actis Isenacensibus p. 288—301.



durch den Unionsstreit zu einiger spezifischer Geltung gekommen, wiewohl schwach genug. Es geht wirklich und sichtlich durch die gegenwärtige Generation eine Strömung, die nach der Kirche verlangt, nach fester, zuverlässiger, gewisser und offenkundiger Lehre und Ordnung: aber in der Majorität scheint sich dennoch die Unionslust zu behaupten, und ihre Vertreter sind viel thätiger und rühriger, als ihre Gegner.

Nach D. Bunsen hat die evangelische Union der Preussische Landeskirche vom Anfang an, das heißt seit dem dritten Wittenberger Reformationen-Jubiläum, (1817) und seit dem dritten Augsburger Konfessions-Jubiläum (1830) bis hin zum dritten Augsburger Religions-Friedens-Jubiläum (1855) ihr eigenstes Prinzip unverrückt festgehalten. Und dieses Prinzip der Union, wie es ihr wesentlich zum Grunde liegt, ist hiernach kein anderes, als daß sie die Sonderbekenntnisse niemals hat angreifen, sondern vielmehr nur auf ihren Platz weisen, nämlich außerhalb der unirten Landeskirche freigeben wollen. Das heißt freilich mit andern Worten: die Sonderbekenntnisse werden nicht angegriffen, aber von ihrer bisherigen historisch begründeten Stelle verdrängt, weil ihnen diese zwar nach „kirchenrechtlicher Auffassung“, aber nach der neuen Theologie nicht mehr gebührt. Nach Bunsen ist daher innerhalb der Union kein Platz für das Sonderbekenntnis, nach ihm erstreckt sich die Union über die ganze Evangelische Landeskirche. Das unirte Kirchenregiment darf mithin die Sonderbekenntnisse innerhalb der unirten Landeskirche nicht schützen, und am wenigsten das lutheranische Kirchenthum, als das kleinste und unfruchtbarste Kirchenthum in der Geschichte, innerhalb der Landeskirche dulden, oder gar schützen und pflegen. Die Union darf „die große Evang. Landeskirche nicht wieder, bei neubelebtem religiös-kirchlichen Eifer, zur Theologen-Kirche werden lassen.“ Es wird noch hinzugefügt: „Die Verwirklichung des prätextirten Schutzes der Sonderbekenntnisse in ihrer scholaistischen Ganzheit, innerhalb der Union, ist die Zerstörung der Union, die Vernichtung ihres Grundprinzips“. II. S. 202. 256.

An dieser Expectoration, wie sehr auch die Leidenschaft daraus hervorleuchtet, ist nichts so sehr anzuerkennen, als die ehrliche, rückhaltslose Offenheit, mit welcher dem lutherischen Kirchlein sein Exil angekündigt, und sein Platz außerhalb der Landeskirche angewiesen wird. Das ist doch eine deutliche, einfache Sprache, da man weiß, woran man ist. Hiernach müssen die zerstreuten Reste der lutherischen Kirche, welche sich bisher noch innerhalb der Landeskirche gehalten haben, unverzüglich daraus abtreten, und zu den Hütten der schon vorhin ausgeschiedenen Kirchengenossen sich sammeln. Draußen ist nach Bunsen Platz für die Anhänger der alten Kirchen. Ist das von ihm angegebene Prinzip der Union wirklich gegründet, und zwar in der behaupteten

Extension gültig, so bleibt für die Verstoßenen wirklich nichts anders übrig, als zu weichen und Platz zu machen. Es fragt sich nur, ob die Union wirklich, nach ihrem Grundprinzip, so unverträglich ist, wie versichert wird, und, wenn sie's nach ihrer Tendenz ist, ob sie wirklich die ganze Landeskirche umfaßt, so daß neben ihr innerhalb desselben Landesherrlichen Kirchenverbandes kein Raum für lutherische und reformirte Kirchengemeinschaften übrig bleibt.

Es scheint wirklich, als wenn es der dreifachen Versicherung wenigstens nicht an aller Begründung fehle: wenigstens würden einzelne versöhnende Zusicherungen in ihrer Vereinzelnung gegen den factischen Gesamtbestand, er müßte denn selbst von Rechts wegen in Frage gestellt werden können, nicht entscheiden. Im Wesentlichen stimmt mit Bunsen auch die „Protestantische Kirchenzeitung“ (Nr. 7. 11. 13.) und deren Redakteur Krause überein.

Aber nun müssen wir auch den andern Theil hören, und zwar eine competente Stimme, nämlich das der lutherischen Kirche ganz und ausschließlich angehörige Mitglied des Evangelischen Oberkirchenraths, welches den Bunsenschen Expectorationen öffentlich widersprochen hat. — S. 128—157. —

Nach D. Stahl, dem wir gern folgen und gern zuhören, ist die Union in ihrem gegenwärtigen Stadium gegen die bestimmten Bekenntnisse der beiden Kirchen nicht so intolerant und ungerecht, als der Bunsensche Unionismus. Er beruft sich deshalb für die Preussische Landeskirche auf Brief und Siegel. Seine Relation stimmt überall wörtlich mit den betreffenden Urkunden: der Gegner ist damit urkundlich geschlagen. Wir können unsererseits dem wackeren Kämpfer für die Kirche nur beitreten. Aber eine andere Frage ist es freilich, ob mit der urkundlich und klar kund gegebenen Theorie auch die Praxis übereinstimmt. Darum suchen wir jetzt die Stahl'sche Relation in einzelne Thesen zusammenzufassen, um jede These mit unseren Erläuterungen und Fragen zu begleiten. Es ist einleuchtend, daß die Streitschrift „wider Bunsen“ nicht der geeignete Ort zu näheren Expectorationen bis ins Einzelne seyn konnte: denn es galt eben nur einer näheren „Auseinandersetzung“ mit dem Gegner; aber eben darum ist es an der Zeit, das Kapitel von der Union auf dem von D. Stahl gelieferten Grunde weiter zu verfolgen. Wir folgen ihm jetzt Satz für Satz.

1.

„Die Union ist nur Ausnahmsweise Bekenntnis-Union.“

So viel ist gewiß: Urkundlich ist die Bekenntnis-Union nicht vollzogen: gesetzlich ist der Consensus nicht vorgezeichnet. Vielmehr stehen die Urkunden der Kirchen noch in Kraft, und zeugen gegen den Consensus. Sie stehen schwarz auf weiß vor uns, und noch sind sie auch Vielen in das Herz geschrieben,



oder doch als die gute alte Sitte eingeprägt. Aber zum objectiven Bekenntniß gehört Mehr.

Ist die Bekenntniß-Union in der That und Wirklichkeit nur Ausnahme, so muß nothwendig auch die Union des Kultus, die gottesdienstliche Union nur als Ausnahme zulässig seyn, denn der Kultus ist wesentlich der gottesdienstliche Ausdruck des spezifischen Bekenntnisses in der Gemeinde, wodurch dieses erst Bekenntniß wird \*), Mitzeugniß, Confessio, Homologie: objectives Bekenntniß, Gemeinschaft des Bekenntnisses. Wir fragen daher, ob die Kultus-Union wirklich nur Ausnahme ist?

Ist die Bekenntniß-Union, wie nach den urkundlichen Versicherungen, so auch praktisch nur Ausnahme, so folgt ferner daraus unabwieslich, daß auch die frühere Ordination und Verpflichtung der Geistlichen auf den evangelischen Consensus beider Kirchen nicht allein für die Zukunft gänzlich beseitigt seyn muß, sondern auch, wo sie früher so geschehen war, nachträglich hat berichtigt werden müssen? Ist dieses wirklich geschehen?

Hiernach würde sich also die nähere Bewandniß um die Union und ihr gegenwärtiges Stadium, — ob sie wirklich nur Ausnahmeweise das Bekenntniß affizirt — hauptsächlich an der thatsächlichen Bewandniß um Agende und Ordination bis ins Einzelne zu bewahren haben.

Es ist wohl zu merken, daß die Antwort von Seiten des D. Stahl selbst nicht im Mindesten zweifelhaft ist. Seine Antwort ist, daß das Prinzip selbst unwiderleglich feststeht, und daß darnach das, was in der Praxis davon noch fehlt, nachträglich wiederhergestellt werden muß. Wir berufen uns deshalb auf seine eigenen gewichtigen Worte, welche auch für alle folgende Fragen seine Antwort enthalten. Er sagt wörtlich: „Ich halte auch dafür, daß ein Kirchenregiment nach Gerechtigkeit und Treue die lutherischen Gemeinden, die ihm durch Gottes Vorsehung anvertraut sind, bei dieser ihrer wahren Erkenntniß zu erhalten, und ihnen die volle Bekundung derselben, namentlich auch in den Formen der Sacramentspendung zu gewähren hat.“ — S. 128. 129. —

Es kommt mithin nur darauf an, daß „diese Gerechtigkeit und Treue“ wirklich zur That werde. Und in dieser Beziehung ist nicht zu verschweigen, daß sich jüngst aus demselben Gremium des obersten Kirchenregiments eine entgegengesetzte Stimme hat öffentlich vernehmen lassen, welche die Bekenntniß-Union viel weiter ausdehnt und nicht auf einzelne Ausnahmen beschränkt, vielmehr D. Stahls Behauptung eben nur als die „kirchenrechtliche Auffassung“ bezeichnet. Ja, es wird von eben dieser Seite grundsätzlich Union im Lehramte und Konfirmandenunter-

\*) Für diese Selbständigkeit des Kultus beider Kirchen durch besondere Agenden hat D. Stahl bereits in dem Gutachten vom 3. 1849 ausdrücklich gestimmt. Vergl. „Ämtliche Gutachten, die Verfassung der Evangelischen Kirche in Preußen betreffend. Zum Druck befördert von Dr. C. Richter. Berlin, 1849.“

richt verlangt, es wird selbst „amtspersönliche Union“ in Anspruch genommen, und auf deren wirkliche Ausführung seit einem Menschenalter Bezug genommen; denn so lange und länger hat es gegolten, daß ohne Konfessionswechsel lutherische Prebiger reformirte Gemeinden „mit Lehre bedient haben, eben so von der andern Seite.“ \*)

## 2.

„Zu den Ausnahmen, in welchen der Consensus gilt, gehören außer wenigen ausdrücklich combinirten und neu fundirten Kirchengemeinden, und außer der Universität Bonn sämtliche Militairgemeinden.“

Die Einzelgemeinden und die Universität Bonn sind wirklich nur Einzelne Ausnahmen, denen wir ihren Platz gönnen, und ihr Recht nicht streitig machen dürfen. Wir wollen auch für diesmal die übrigen Universitäten und ihre theologischen Fakultäten nicht ins Verhör ziehen, ob sie etwa, wenn auch nicht nach dem Rechtsbestande, doch nach dem Thatbestande zu der Ausnahme der Bekenntniß-Union gehören. \*\*) Denn was hier etwa zu beklagen ist, das gehört doch nicht dem verfassungsmäßigen, sondern nur dem factischen, hoffentlich vorübergehenden Zustande an, der sich in unserer Zeit nicht mehr lange halten kann.

Desto bedenklicher, desto tiefer greifend ist die verfassungsmäßige Ausdehnung der Bekenntniß-Union auf alle Militairgemeinden, denn hiernach ist jeder Preuße männlichen Geschlechts während seiner Militairzeit auch im Bekenntnisse kirchlich unirt. Hiernach sind namentlich alle Offiziere nach ihrem Militairberufe der kirchlichen Bekenntniß-Union unterworfen. Die statuirte Ausnahme ist jedenfalls bedeutend genug: ihre Tragweite ist nicht zu berechnen. Darum können wir diese Ausnahme nicht als gering anschlagen. Auch D. Stahl bezeichnet sie nur im Verhältnisse zur Regel, im Verhältnisse zur gesammten Landeskirche als gering (S. 143), ohne ihr darum das Wort zu sprechen.

## 3.

„In der Regel läßt die Union beide evangelische Bekenntnisse unverfehrt und unvermischt.“

Unter den evangelischen Bekenntnissen ist selbstredend nicht bloß die subjective Stellung des Einzelnen, sondern vielmehr wesentlich das objective Bekenntniß in der Gemeinde zu verstehen. Die obige Versicherung beruht mithin wiederum auf der Voraussetzung, daß beiden evangelischen Kirchen ihre besondere Agende nach Maafsgabe des Bekenntnisses geworden ist oder noch werden wird, nicht allein für den allgemeinen Gottesdienst, sondern auch für die einzelnen kirchlichen Functionen, um jede Verfehrung und Vermischung abzuwenden. Es kommt mithin jetzt darauf an, daß das von D. Stahl ausgedrückte kirchen-

\*) Vergl. D. Nitzsch im „Dresdner Album.“ 1856. S. 231. 241. Hiernach setzt die Union für die Kirchengemeinschaft das Sonderbekenntniß außer Kraft. So wird ausdrücklich behauptet.

\*\*) Vgl. Dr. Nitzsch im „Dresdner Album“ S. 227.



rechtliche Prinzip, wie es sich aus den Urkunden ergibt, auch zum kirchenregimentlichen Verwaltungsprinzip angenommen, und dieses zur wirklichen Ausführung gebracht werde, wenn wirklich beide evangelische Bekenntnisse als Bekenntnisse unversehrt und unvermischt öffentlich bekannt werden sollen.

Ist die Geltung der Bekenntnisse in ihrem Unterschiede ohne Versehrung und Vermischung wirklich die Regel, so versteht es sich, daß der einzelne Geistliche an einer nach ihrer Stiftung konfessionell bezeichneten Kirche nicht erst darum als Vergünstigung für seine Pfarrverwaltung wird bitten müssen: denn nur das Gegentheil würde als Ausnahme der KonzeSSION bedürfen. Es fragt sich, ob es sich in der Wirklichkeit so verhält?

## 4.

„Die Union beschränkt sich auf Ein Kirchenregiment für beide Bekenntnisse, für beide Kirchen, und auf die äußere Kirchengemeinschaft, welche in der Sakramentsunion besteht.“

Das einheitliche Kirchenregiment, so wird ausdrücklich hinzugefügt (S. 120), ist kein „kombinirtes“ oder verschmolzenes, das heißt, es besteht nicht aus im Bekenntnisse unierten Mitgliedern, sondern vielmehr aus Gliedern beider Konfessionen (S. 139), es ist ein „gegliedertes“, welches in Sachen des Bekenntnisses „nicht nach den Stimmen sämtlicher Mitglieder, sondern nach den Stimmen der Mitglieder des betreffenden Bekenntnisses“ entscheidet. Aber ist damit wirklich „Schutz und Pflege“ des Bekenntnisses nach der ausdrücklichen Verheißung gewährt und gewahrt? — D. Stahl stellt selbst „den Werth dieser Anordnung an sich und in ihrer Ausführung der Erwägung anheim. Es fehlt unwidersprechlich nichts so sehr, als die wirkliche Gliederung in zwei permanente Senate.\*) Es fehlt nicht minder die ausdrückliche Verweisung und Verpflichtung der Glieder jedes Senats auf ihr kirchliches Bekenntniß. Es genügt darum auch nicht, wenn eben nur „die Möglichkeit offen gelassen ist, daß auch der Theil der Landeskirche, welcher der Union überhaupt nicht beigetreten ist, eine Vertretung im Oberkirchenrath erhalte“ (S. 140): vielmehr ist die Verwirklichung dieser Möglichkeit nicht allein im Oberkirchenrathe, sondern auch in den Konsistorien unerlässlich, wenn wirklich Schutz und Pflege kirchenregimentlich verwirklicht werden soll. Bis jetzt fehlt nichts so sehr, als zwei Senate, als Verpflichtung, als Zuziehung solcher Wächter, die der Union überhaupt nicht beigetreten sind. So lange diese drei Grundbedingungen fehlen, so lange fehlt die wesentliche Gliederung im Kirchenregimente. Auch D. Stahl hat diese Gliederung nicht als schon praktisch geworden bezeichnet, sondern ausdrücklich nur als das in den vorliegenden Urkunden vorgezeichnete Prinzip in

Erinnerung gebracht, womit er der Kirche einen neuen Dienst erwiesen hat: sie wird ihm dafür dankbar bleiben.

(Fortsetzung folgt.)

## Nachrichten.

### Zur Berichtigung einiger Äußerungen in den Mittheilungen aus Schlesien im vor. Jahrg. Nr. 86—94.

Ich freue mich herzlich der Mittheilungen, danke dem lieben, mir unbekannten, Verfasser für das, was und wie er es gesagt, auch für das, was er mir zu Lob und Tadel ausgesprochen, halte es aber doch für meine Pflicht, eine seiner Äußerungen zu berichtigen, nämlich die, daß der Kampf, den ich im J. 1821 mit den Lehrern am Bunzlauer Seminar führte, ein religiöser, ein Kampf des Unglaubens (von der Breslauschen Seite) gegen den Glauben (von der Bunzlauschen Seite) gewesen sey, und werde den, so viel ich weiß, einzigen noch lebenden damaligen Gegner von mir in jenem Kampfe, meinen theuern Freund, den Hrn. Seminardirector Henning, bitten, auch sein Gutachten über jenen Streit, zur Steiner der Wahrheit, abzugeben.

Ich unterschreibe, was der Hr. Verf. in Nr. 87 von der Pestalozzischen Bewegung ausagt, welche von dem evangelischen Seminar in Breslau ausging: „es war in dem Selbstbewußtseyn, zu welchem der Stand der Lehrer gekommen war, viel Selbsttäuschung und Selbstüberhebung, in der Erkenntniß ihrer Aufgabe viel Irriges und Verkehrtes“, und ich füge hinzu: „und das selbst in dem schwachen Werkzeug, dessen sich der Herr in Gnaden besonders zu dieser Bewegung bedient“; aber ich kann nicht hinzufügen, wie der Verf.: „und darum in der ganzen Bewegung für die Kirche, für das Reich Gottes eine große Gefahr.“ Denn die Sache stand in religiöser Hinsicht anders im Breslauschen Seminar, als der Verf. es darstellt. — Trefflich schildert er den panischen Schrecken, der die Leute vom alten Schlandrian ergriff; er hätte hinzufügen können: „besonders die rationalistischen Geistlichen“; trefflich schildert er das pietistische (aber ich muß doch noch hinzufügen „frisch lebendige“) Christenthum, welches nicht alle Lehrer der Bunzlauer Anstalten, sondern die vorzüglichsten: Henning, Dreißt, Krüger, Kawerau, durchdrang; aber er verkennet die religiöse Stellung des Breslauschen Seminars. Das Ministerium hatte der Anstalt zum Ziel gegeben: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes“ 2c. — es hatte angeordnet, daß Luthers Katechismus dem Unterricht im Christenthum zu Grunde gelegt wurde; der bekannte E. R. Gaf, ein Schüler Schleiermachers, stand an der Spitze der Anstalt. Der Unterricht im Christenthum war allerdings in der ersten Zeit dem um die Stadt Breslau höchst verdienten Probst Rahn, einem gemäßigten Rationalisten, anvertraut, weil er vor der Reorganisation der Anstalt angehört, und als ein allgemein anerkannter Mann, dem die Stadt viel verdankte, namentlich die Beseitigung der öffentlichen Prostitution und die sorgfältige Einrichtung des Armenwesens, nicht entfernt werden konnte. Aber das Streben, den Rationalismus ganz aus der Anstalt zu schaffen\*), war so lebendig in dem E. R. Gaf, dessen

\*) Auch darauf hat D. Stahl wenigstens im Allgemeinen bereits im J. 1849 unter schwierigeren Verhältnissen hingewiesen. Vergl. „Ämtliche Gutachten 2c.“ w. D. S. 414.

\*) Doch wohl nur den Rationalismus vulgaris. Daß E. R. Gaf selbst vielfach noch in rationalistischen Anschauungen befangen war, zeigt hinreichend sein Briefwechsel mit Schleiermacher.

Anm. der Red.



Schrift über den christlichen Cultus, dessen Jahrbücher für das protestantische Kirchen- und Schulwesen, und dessen Kampf gegen die Freimaurerei die Rationalisten vielfach verwundet hatten, daß, trotz aller Schwierigkeiten, ungefähr 1 bis 2 Jahr nach der Reorganisation des Seminars, der gläubige Gymnasiallehrer Hänel mit als Lehrer im Christenthum an der Anstalt angestellt wurde, was den Probst Rahn bewog, seine Stelle am Seminar niederzuliegen, so daß nun Hänel, dessen Schriften für den gläubigen Unterricht im Christenthum die erste Bahn gebrochen haben, allen Unterricht an der Anstalt ertheilte. Und wie stand ich dazu? — Ich war erster Lehrer an der Anstalt, Aufseher über die Seminaristen, die im Hause wohnten, factisch, aber nicht officiell, Dirigent der Anstalt, da das Provinzial-Schulcollegium officiell die Direction selbst besorgte, aber durch den E. R. Gäß als seinen Deputatus ausüben ließ, welcher, da er nicht im Anstaltsgebäude wohnte, auch sonst in zwei großen Aemtern sehr beschäftigt war, mir als erstem Lehrer persönlich die meisten Geschäfte übertrug. Ich ertheilte keinen Unterricht im Christenthum, außer stellvertretend, ich schrieb keine Lehrbücher im Christenthum, aber berieth mit Hänel oft den Gegenstand. Meine Lehrfächer waren besonders deutsche Sprache, Weltkunde, Schulmeisterkunst. Meine Stellung und besondern Umstände, vorzugsweise mein Hervortreten im Freiheitskriege und meine Theilnahme an den wichtigsten Begebenheiten dehnten meinen Einfluß auf die jungen Leute über das gewöhnliche Maas aus. Und wie stand ich selbst innerlich? Keck und Kühn, vielfach schlagend und geschlagen war ich durchs Leben gegangen, auf Schulen war es meine Lust, zu rationalisiren, aber zwei Engel begleiteten mich schon damals, die Thränen meiner Mutter und die Gebete meines Vaters auf den Knien. So kam es, daß, während ich wenig das Vertrauen meiner Lehrer genoß, grade von dem gläubigen Lehrer stets gehalten und getragen wurde, dem ich oft keck opponirte. Meine Ehrfurcht vor dem Heiligen wurde so vermehrt, wie auch später durch viele andere Anlässe. Aber es steckte doch im Hintergrunde noch ein herbes Stück selbstgerechter, eigenwilliger Rationalismus, und erinnere ich mich heute daran, daß ich mit einer rationalistischen Aeußerung meine erste Lebensgefährtin in Breslau einmal sehr betrübte. Aber äußerlich schämte ich mich in Breslau, ein Rationalist zu seyn; als Verehrer von Schleiermacher und von Fichte war ich darüber theoretisch hinweg. Ja, als ich 1809 in Berlin pro licent. conc. geprüft ward, beschuldigte man mich schon des Stoicismus und des Mysticismus, welche mit dem flachen Rationalismus seltene Cameradschaft machen. — Kurz: ich war in Breslau theoretisch und praktisch noch ein gar unfertiger, buntschediger Christ, konnte mich deshalb auch mit allerlei Leuten vertragen und in Disputationen einlassen, und da meine geringe Persönlichkeit den stärksten Einfluß auf das evangelische Seminar in Breslau ausübte, so bin ich leider die Schuld, daß dies, wie ich, gar verschieden beurtheilt ist. Man lobte und tadelte uns von den entgegengesetzten Seiten, und das nicht mit Unrecht. Speciell Klagen veranlaßten ein Hohes Ministerium etwa ums Jahr 1818 den E. R. Brescius in Frankfurt nach Breslau als Commissarius zu schicken, um den Rationalismus in der Anstalt zu untersuchen. Als er eben zur Abreise von Hause in den Wagen steigen wollte, erhielt er noch einen Brief vom Ministerium, worin ihm die Klage über Mysticismus und Pietismus in der Anstalt zugeschickt wurde. Die Folge der Untersuchung war, daß er sich den Lehrer zum Director

für das Neu-Zeller Seminar erbat, auf den wohl besonders die Untersuchung ging, was später rückgängig wurde. Besonders aber hatte ich durch politische Aeußerungen, weil ich mich 1810 mit Leib und Leben dem Dienst des Vaterlandes geweiht hatte, Anstoß gegeben. In meiner „Deutschen Volksschule hatte ich von einer Schlafrockmoral und Nachtmühenreligion“ gesprochen, um die Schlafheit im Gegensatz von dem energischen Kampf gegen die Franzosen zu bezeichnen, und in meinem zweiten Sprachbuch hatte ich in demselben Sinn geschrieben: hilf dir selbst, so hilft dir Gott; dies haben selbst liebe Leute gegen mich gebraucht, um mich für einen Rationalisten auszugeben. Und mit Recht hat man hier und da in meinen Schriften späterer Zeit noch Spuren von Rationalismus gefunden, klebt uns, die wir noch aus dem vorigen Jahrhundert sind, immer noch was von unserer Jugend her an. Ich gebe mich preis, und will nur den Herrn bitten, daß er mich nur halbwege zu einem solchen festen Gläubigen mache, als man mich Schwachen in den Jahren 1822—1845 vielfach verschrien hat.

Und nun zu meiner Behauptung zurück, daß das Breslauer Seminar in den Jahren 1812—1822 absichtlich keine rationalistischen Bestrebungen genährt, sondern in großer Schwachheit, doch mit gutem Willen, solche bekämpft hat, was auch unter andern gewiß E. R. Seegmund in Frankfurt bezeugen kann, der damals der Anstalt nicht fern stand. Und dies führt mich jetzt zu dem Hauptirrtum des Verfassers der Mittheilungen. Derselbe sagt nämlich (Nr. 87): „Fehlte es nämlich der Bewegung [die von dem ev. Seminar in Breslau ausging] von vorn herein doch gar sehr an allen positiv-christlichen Elementen, so trat sie in dem Kampfe, der sich jetzt zwischen dem Breslauer und Bunzlauer Seminar entspann, sogar in eine offene Opposition gegen den Glauben“ — — „er [der Kampf] galt doch eigentlich dem von dieser [der Bunzlauer] Anstalt aufgenommenen und treu gepflegten evangelischen Glauben, und wir können noch heute nicht ohne Schmerz an die Schmach denken, die damals über die wackern Männer des Bunzlauer Seminars ausgegossen wurde, zumal die Folgen dieses Kampfes bis in die Gegenwart herüberreichen. Die Lehrwelt wurde durch ihn in zwei Heere gespalten und der bei weitem größere Theil fiel begreiflich den Breslauern zu.“ — — „Sie waren die Freien, die geistig Freien, und wollten es auch äußerlich werden; die Emancipationsgelüste brachen hervor, — und stärkten die religiöse Freisinnigkeit der Schulmänner bis zur Antipathie wider den Glauben. Und wie fern von einer Feindschaft wider das Evangelium der liebe D. F. damals schon gewesen seyn mag, er konnte die Bewegung nicht aufhalten. Hatte sie sich ja in dem Breslauer Seminar so festgesetzt, daß man ihrer dort nach Decennien nur durch Auflösung der Anstalt Herr werden konnte. Fortan wurde es dann in der Schule anders, besser in der Methode“ — — —; schlimmer aber, sehr viel schlimmer wurde es in der Hauptsache, in der religiösen Bildung der Kleinen. War bis dahin die Heilslehre nach dem alten Breslauer oder einem orthodoxen Katechismus, wenn auch in sehr unlebendiger Weise, immer noch getrieben worden, so wurden nun die alten traditionellen Definitionen von Sünde, Buße, Glauben u. s. w. beseitigt und an ihre Stelle traten neue, freie, auch wohl gar keine, denn der Religionsunterricht war für die Enthusiasten der neuen Methode Nebensache und man brauchte die Zeit für Anderes.“ — —

(Schluß folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Mittwoch den 28. Mai.

N<sup>o</sup> 43.

## Der Streit über christliche Toleranz und evangelische Union.

(Fortsetzung.)

Die zweite Nota der landeskirchlichen Union besteht nach Stahl in der äußern Kirchengemeinschaft, nämlich in der Sakramentsgemeinschaft, welche insofern äußerlich ist, als sie der sichtbaren Kirche angehört. Die Sakramentsgemeinschaft besteht aber nicht etwa in einerlei Verwaltung des Abendmahls für beide Konfessionen, sondern vielmehr lediglich darin, daß auch Reformirte zum lutherischen Altare, Lutherische zum reformirten Abendmahlstische zugelassen werden sollen, wenn sie auch nicht wirklich zu der anderen Konfession übertreten wollen. Diese Zulassung beruht wesentlich auf der Voraussetzung, daß der Unterschied des gottesdienstlichen Kultus, in welchem sich das Bekenntniß ausdrückt, kirchenregimentlich anerkannt wird, denn nur unter dieser Voraussetzung kann diese wechselseitige Zulassung stattfinden: würde in der Sakramentsverwaltung und Kultureinrichtung von der Union kein Unterschied gestattet und geschützt, so könnte auch von gegenseitiger Zulassung nicht mehr die Rede seyn.

Eben diese gegenseitige Zulassung begründet aber auch zweitens die unabänderliche Nothwendigkeit, daß zum wirklichen Uebertritte nach dem eigensten Begriffe des Bekenntnisses ein ausdrücklicher Akt gehört, indem das Abendmahl nicht mehr als Uebertritt angesehen wird, und grade der Gipfel des Kultus, in welchem das spezifische Bekenntniß kulminirt, nicht mehr als Uebertritt gelten soll. Oder, es müßte in der Sakramentsgemeinschaft selbst ein namhafter Unterschied statuirt werden, je nachdem sie als Hausrecht die Regel bildet, oder als Hospitium eine Ausnahme statuirt. Jedenfalls ist die Sakramentsgemeinschaft ein so wichtiges Moment der dermaligen Union, daß wir auf den angedeuteten Unterschied zum Schlusse noch einmal zurückkommen dürfen.

Jetzt fragen wir nur: Ist der Unterschied der Gottesdienstordnung und der Abendmahlsverwaltung Regel? Das Recht erkennt die Regel an: D. Stahl bekennt sich tren und aufrichtig dazu: aber die Praxis scheint zur Zeit damit noch nicht zu stimmen. Wo ist die Sakramentsverwaltung ganz unvermischt, ganz unversehrt?

5.

„Indem die Union beide Konfessionen unversehrt und unvermischt enthält“, oder doch zu bewahren beabsich-

tigt, „gewährt sie zugleich einem neuen dritten Elemente, das als neutral sich auf die Uebereinstimmung beider stellt, Stätte und Recht.“

Das dritte Element beruht auf dem Consensus beider Kirchenbekenntnisse, sey er geschriebenen oder ungeschriebenen Rechts, immer gebührt ihm „Stätte und Recht“, nur daß das dritte Element — Tertium datur —, welches von D. Stahl richtig als neutral bezeichnet wird, den historisch begründeten Konfessionen auch ihr historisches Recht, auch ihren stiftungsmäßigen Raum lasse, und sich nicht in fremde Gebiete einbringe, nur daß das Dritte sich nicht zum Ersten überhebe. Es könnte wohl nach Befinden hier und da der Anhänger die Meisten gewinnen, und so die Majorität für sich haben: aber wird darum an dem Rechtsbestande der an Gliedern ärmer gewordenen Kirchen irgend Etwas verändert?

Eben dieses dritte Element ist als Bekenntniß-Union die Union im engeren Sinne. Diese wird durch die Unterscheidung zwischen fundamentalen und nichtfundamentalen Artikeln begründet \*), während D. Stahl nach dem eigensten Wesen des lebendigen Organismus eine solche fertige Unterscheidung als unzulässig verwirft, und nur für die einzelne Seele festhält \*\*). Aber darum wird den Neutralen ihr Platz in der Landeskirche nicht streitig gemacht, sie finden ihn sogar im Kirchenregimente: desto nöthiger ist Schutz und Wacht vor Gränzverrückung.

6.

„Der Beitritt zur Union ist Sache des freien Entschlusses, daher Gemeinden im Verbande der Landeskirche bleiben können, welche die Sakramentsgemeinschaft gänzlich von sich weisen, und der anderen Konfession auch die äußere Gemeinschaft am Abendmahle versagen, so sie nur das einheitliche Kirchenregiment anerkennen.“

Wenn die Bekenntniß-Union die Ausnahme ist, wie wohl keine geringe, wenn die Sakraments-Union nicht weiter gilt, als sie aus freiem Entschlusse angenommen wird, wiewohl weit genug, so scheinen die „nicht unirten Gemeinden“, welche die Sakraments-Union zurückweisen, weil sie den Gipfel des Bekenntnisses betrifft, eine ziemlich geringe Anzahl zu seyn: sie sind

\*) Vgl. Dresdner Album. 1856. S. 241.

\*\*) Ueber christliche Toleranz. S. 25.



jedenfalls zur Zeit ohne Vertretung im Kirchenregimente, während die auch im Bekenntnisse unirten Gemeinden von denen vertreten werden, die nach ihrer amtlichen Erklärung weder lutherisch, noch reformirt sind. Wenn aber auch jene das Landeskirchenregiment anerkennen und in dem gegebenen Verbande ansharren, sollte nicht auch die Kirchenobrigkeit ihnen Vertretung aus ihrer Mitte schuldig seyn?

Aber diese Rücksicht betrifft eben nur eine ziemlich schwache Zahl von Gemeinden in der Landeskirche. Wenn auch nicht rechtlich, so ist doch faktisch die Regel Sakraments-Union, und diese ist Sache des freien Entschlusses. Was heißt das? Entschieden der ausdrückliche Entschluß des Pastors und der Gemeinde, der gesammten Gemeinde oder der Majorität? Und was wird dann aus der Minorität? Oder genügt passives Stillschweigen, ohne jegliche Belehrung über die Bedeutung der Veränderung gegen die kirchliche Stiftung? Und was wird in diesem Falle aus der Minorität, welche nicht schweigt, oder später erwacht, sobald sie die Veränderung gewahr wird? Und wenn die Union Sache des freien Entschlusses war, als sie unbestimmt genug eintrat, bleibt sie's auch? Wenn der freie Entschluß, ausdrücklich oder stillschweigend, gegen die ursprüngliche Foundation entscheiden kann, wird er nun auch in derselben Weise, wie er damals gegolten hat, gegen die Union gelten? Endlich, wohin führt das Selbstentscheidungsrecht der Gemeinden? Wohin führt die Willkür des zeitigen geistlichen Amtsträgers ohne Autorität der Kirche und ihres Bekenntnisses? Ist nicht das demokratische Prinzip recht eigentlich anti-lutherisch, und bleibt es nicht unlutherisch, wenn auch noch so viele lutherische Gemeinden demselben sich gefügt haben?

Summa: Die Union leidet überhaupt an Unklarheit, wie auch D. Stahl nicht läugnet, indem er die verschiedenen Erklärungen darüber anführt, und so ist auch das Wort: Die Union ist Sache des freien Entschlusses, so gut es auch gemeint war, den gefährlichsten Mißverständnissen und Mißdeutungen ausgesetzt. Aber gerade in dieser Beziehung sind wir dem Vertreter des guten Rechts zu neuem Dank verpflichtet: denn durch ihn werden wir darauf aufmerksam gemacht, erstens, daß die Sakraments-Union, wenn auch faktisch, doch nicht grundgesetzlich die Regel ist, zweitens, daß die Union nicht bloß Sache des freien Entschlusses war, als sie hier und da angenommen wurde, sondern es auch in derselben Weise bleibt, wenn sie hinterdrein wieder abgelehnt wird.

Wir möchten nur noch schließlich hinzufügen, daß die Veränderung einer grundsätzlichen Stiftung nach allgemeinem Rechte dem zeitigen Willen der Inhaber nicht schlechthin unterworfen ist, und namentlich nicht von Majoritätsbeschlüssen abhängig gemacht werden kann.

## 7.

„Das Recht der verschiedenen Konfessionen mit ihren Einrichtungen soll kirchenregimentlich geschützt und gepflegt, — nicht bloß bis auf Absterben geduldet und nachgelassen, — die Selbstständigkeit beider Bekenntnisse gesichert werden.

Der landesherrliche Wille steht fest: den Konfessionen soll ihr volles Recht werden. Wer freut sich des nicht in tiefster Ehrfurcht und treuester Dankbarkeit! Wer betet nicht auch deshalb mit allen treuen Unterthanen? — 1 Tim. 2, 1—3. — Es fehlt nur die Ausführung. D. Stahl bekennt sich nur zu dem unzweifelhaften landesherrlichen Willen, ohne den Mangel der Ausführung zu erwähnen. Wir zweifeln nicht, daß er mit uns deshalb innerlich seufzet und klagt, und daß er auch an rechter Stelle des heimlichen Schadens eingedenk bleibt; aber wir müssen auch anerkennen, daß die Vertheidigung „wider Bunsen“ in öffentlicher Schrift nicht die geeignete Veranlassung zur Mittheilung darüber bieten konnte. Dagegen liegt ihm die Amtspflicht ob, im Kollegium kräftiges Zeugniß abzulegen, so wie andererseits uns die schwere Pflicht nicht erlassen wird, Angesichts der vielen Schäden mit den Propheten zu klagen, — und nicht zu verstummen — Jes. 56, 10. —

Darum müssen wir auf die verheißene Selbstständigkeit der beiden Konfessionen näher eingehen. —

Zur Selbstständigkeit der Konfession, zu ihrem Selbst gehört wesentlich, daß sie Kirche ist: die Gestalt der Konfession ist die Kirche. So viele Konfessionen, so viele Kirchen. Wie oft soll es doch noch wiederholt werden, daß zwei, drei Kirchen in der Landeskirche die Einheit derselben nicht stören, sondern fördern, eben weil die Kirche ein lebendiger Organismus ist. Wie oft sollen wir noch erinnern, und an gangbaren Beispielen erläutern, daß nur für die mechanische Verstandesaufsicht die Mehrheit der Kirchen einen Widerspruch gegen die Einheit der Kirche enthält! — D. Stahl sagt mit vollem Rechte: „Durch die Gründung dieses einheitlichen Organismus sind die lutherischen und bez. reformirten Gemeinden nimmermehr Independenten-Gemeinden geworden, unter denen die eine die andere nichts angeht. Ihre geistige Solidarität, das Wechselinteresse an ihrer Erhaltung konnte und durfte ihnen das Kirchenregiment nicht nehmen.“ Dennoch sind die einzelnen Gemeinden jeder Konfession eben nur einzelne Gemeinden, und nach dieser Beziehung von einander independent, wenn sie nicht durch das Band einer besonderen Kirche mit einander organisch verbunden sind. D. Stahl weiß so gut, oder besser, als wir, daß die Independenz allein durch das oberste Kirchenregiment noch nicht überwunden wird, sondern daß dazu der organisch-gliedliche Zusammenhang aller Gemeinden in einer besonderen Kirche, d. h. ihre Solidarität wesentlich gehört. Dennoch ist immer nur von beiden Konfessionen und ihrem Selbst die Rede. Sind sie wirklich selbst, so sind sie Kirchen. Warum wird gleichwohl in der amtlichen Sprache der wohlberechtigte Ausdruck der Lutherischen und der Reformirten Kirche so sorgfältig vermieden? Auch D. Stahl behauptet nicht, daß dieser Ausdruck zur Zeit innerhalb der Union anerkannt werde. Er sagt eben nicht mehr, als er aus den Urkunden beweisen kann. Aber warum wollten wir unsererseits nicht mehr verlangen, warum wollten wir unseren Gegnern die Mängel verhehlen, die uns sichtlich drücken? warum wollten wir ihnen nicht eingestehen, daß uns mancherlei



in der Kirche des Landes mangelt, wenn auch nicht so viel, als sie sich einbilden? warum wollten wir unsere eigene Schuld daran verhehlen? Kurz, das Selbst der Konfession kommt erst als Kirche zu seinem Rechte, zu seiner vollen Wahrheit, zu seiner „Solidarität!“

8.

„Das ausschließliche Bekenntniß zu der Lutherischen Lehre verträgt sich mit der Milde und Mäßigung gegen andere Konfessionen.“

Damit stimmen wir vollkommen überein. Das ausschließliche Bekenntniß zur Lutherischen Kirche verträgt sich auch mit brüderlicher Gemeinschaft in Beziehung auf andere Kirchen. Eine Kirche soll von der anderen lernen; eine jede hat ihre besondere Gabe, ihre besondere Mission, die auch der anderen zu Gute kommen soll. Darum sollen und können die unterschiedenen Kirchen mit einander nachbarlichen Verkehr und Umgang pflegen, und brüderliche Gemeinschaft halten unter Einem Schirme und unter der Gliederung Eines Regiments. Wer freute sich nicht des Schirmes christlicher Landesobrigkeit! — Eine andere Frage ist es, ob unter dieser innerlichen Gemeinschaft auch die vollbewusste Sakramentsgemeinschaft zu rechnen ist, wenn sie als Regel gefordert, wenn sie nicht auf die Gastfreundschaft beschränkt wird \*). Noch eine andere Frage ist, ob ein Glied der Lutherischen Kirche, welches gegen die Sakramentsgemeinschaft mit reformirten Gästen am lutherischen Altare kein Bedenken findet, sondern vielmehr dieser Gemeinschaft unter dem das volle Bekenntniß seiner Kirche ausdrückenden Ritus sich innigst freut, auch umgekehrt an dem reformirten Tische unter einem das rechte Bekenntniß alterirenden oder verhüllenden Ritus diese Gemeinschaft feiern kann. Der Unterschied ist groß, und darum scheint die Entscheidung für einen lutherischen Christen im Allgemeinen nicht schwierig. Dort ist der Lutheraner mit einem Fremden, der sein Nächster ist, auf dem rechten Wege und in seinem Hause, hier ist er mit ihm zugleich in einiger Ferne auf einem Seitenwege, der aber zuletzt doch noch in den rechten Weg münden wird.

Noch eine andere Frage ist es, ob ein Reformirter, der sich in seiner Kirche der Sakramentsgemeinschaft mit Lutheranern erfreut, auch am lutherischen Abendmahle Theil nehmen kann? Die Frage scheint mit der obigen identisch, sie ist es aber nicht, erstens, weil das reformirte Bekenntniß überhaupt nicht so fest und nicht allenthalben gleichlautend ist, zweitens, weil namentlich die Reformirte Kirche in Deutschland der Deutschen Reformation auch in dieser Beziehung nicht so fern steht, wie die Reformirte Kirche des Auslandes. Beide Fragen sind zunächst nur wichtig für die einzelnen Glieder beider Kirchen, um sich über ihre Stellung in dem Kirchenverbande zu orientiren. Sie betreffen aber auch zugleich den Kirchenverband selbst,

\*) Vergl. „Die Baiersche Abendmahlsgemeinschaftsfrage. Ein Anfang eingehenderer Erörterung vom Prof. Delitzsch in Erlangen. 1852“

insofern dieser jene gegenseitige Zulassung zum Abendmahl gestattet, aber so, daß dadurch kein Glied einer Kirche genöthigt wird, sich activ dabei zu betheiligen. Das einzelne Glied beweiset die bedungene Milde und Mäßigung, wenn es nur passiv der Zulassung sich zu unterwerfen kein Bedenken findet: der Einzelne braucht selbst nicht in der fremden Kirche zu communiciren, wenn er nur gegen die Zulassung fremder Gäste in seiner Kirche kein Bedenken findet: er braucht mithin für diesen Fall nicht auszuscheiden; er braucht nur anderen zu gestatten, was er sich selbst nicht gestattet.

(Fortsetzung folgt.)

## Nachrichten.

**Zur Berichtigung einiger Aeußerungen in den Mittheilungen aus Schlesien im vor. Jahrg. Nr. 86—94.**

(Schluß.)

Dies sind die Aeußerungen, welche theils nur Irrthum, theils Irrthum mit Wahrheit vermischt enthalten. Der Hauptirrtum ist der, daß die Fehde sich um Glaubensgegenstände gedreht. Bei manchen Verschiedenheiten in Glaubenssachen waren wir im Kampfe gegen den Rationalismus, wie gegen die Hohlheit im Schulwesen einig. Unser Kampf war rein ein schulmeisterlicher, der einen sachlichen Grund darin haben konnte, daß meine Bunzlauer Freunde ihre pädagogische Vorbereitung bei Pestalozzi in der Schweiz, ich aber aus einer abgeleiteten Quelle, in der Plamannschen Anstalt in Berlin, aber dort auch noch mehr als dies, nämlich eine Einführung in das politische Leben — eine ausgeprägte Parteistellung und Kraftentwicklung nach Außen erhalten hatte, während meine Freunde mit mehr Ruhe in die Tiefen des Glaubens drangen und darum nicht so fixirig in die Welt hineinschrieben, als ich. In dieser Rührigkeit hatte ich 1821 einen Plan bekannt gemacht, worin ich versprach, alle meine Schulschriften zu vervollkommen und zu verwohlfeilen, und forderte des Ersten wegen Schlesiische Schulmänner auf, mich auf die Fehler in meinen Schriften aufmerksam zu machen. Gegen diesen meinen Plan traten meine Bunzlauer Freunde unumwunden auf und die beiden besreundetsten, Dreißt und Henning, kündigten mir ritterlich vorher die Fehde an; letzterer unter andern in folgenden Worten: „Wenn Ihre Schriften durch stehende Lettern so wohlfeil werden, so kann schon deswegen kein ander Lehrmittel künftig gegen dieselben aufkommen. Ueberhaupt habe ich schon seit meinem Aufenthalt in Breslau, wo ich Ihr Streben betrachtete, mich kaum des Gedankens erwehren können, Sie wollen sich im Elementarschulwesen ein dictatorisches Ansehen erwerben. Es ist auch nichts Neues, daß grade die, welche am meisten von Freiheit sprechen, oft die Herrschlichsten sind und nicht fern von Tyrannei.“ — Dies zeugt wohl genug dagegen, daß wir keine Glaubenskämpfe geführt haben. Der Kampf war selbst, wie jeder Krieg, ein Uebel, aber ich glaube ein segensreiches Uebel; wenigstens für uns die Kämpfenden; Einer hat es dem Andern nach dem Kampfe mit Liebe zuvorzuthun gesucht; und die Schlesiischen Lehrer haben es auch gesehen, wie wir, die nur für Sachsen gegen einander gekämpft, dann auch wieder in Liebe, wie vorher, gemeinsam gearbeitet haben. Inwiefern es wahr ist, daß die



meisten Lehrer auf meiner Seite gewesen sind, so lag das, so weit ich es erfahren, darin, daß sie sich mir mehr zu Dank verpflichtet fühlten, als meinen Freunden, weil ich ihnen, wenngleich mangelhafte, doch brauchbare Lehrmittel in die Hände gegeben, und sie bessere nicht hatten und kannten. Der sel. Dreist gestand mir auch unumwunden bei dem ersten persönlichen Wiedersehen, ich hätte durch unvollkommene Arbeiten Gutes gewirkt, und bei ihnen wäre das Streben nach dem Besten der Feind des Guten gewesen. Der theure Henning schrieb aber, als ich die Hand zum Frieden anbot: „Es ist mir recht feierlich zu Muthe, da ich im Geiste Ihnen wieder Hand und Herz reiche, obgleich ich eigentlich nicht sagen kann, daß ich Ihnen feindlich gesinnt gewesen bin.“ Daß dieser Kampf, da er sich in einem so schönen Frieden endigte, nicht hat die Schlesiſchen Lehrer in zwei Heerlager theilen können, erhellt wohl von selbst. Dazu mußten andere Factoren kommen und diese stecken weder in meinen Bunzlauschen Freunden, noch in mir, die wir von beiden Seiten in Schwachheit dem Herrn zu dienen und die Schule bei der allerdings damals höchst schwachen Kirche zu erhalten bemühet gewesen sind. Der Verf. deutet dies auch hin und wieder an, indem er auf die damaligen ungläubigen Geistlichen hinweist. Die Factoren aber, welche die Lehrermittel gespalten, liegen darin, daß Zerrenner und Harnisch, daß Diesterweg und Zahn neben, unter und nach einander in Seminaren als gleich Berechtigte gearbeitet, sie liegen darin, daß die Kirche nicht ihre Pflicht an den Lehrern gethan, und darin, daß das Volksschulwesen nicht von der höchsten Instanz herab kirchlich bearbeitet ist. Die zwei Heerlager unter den Lehrern, die kirchlichen und die unkirchlichen befinden sich nicht allein in Schlesiſten, sie sind in allen Provinzen. Die Lehrer bilden aber auch keine besonderen Heerlager, sondern sie gehören den zwei Heerlagern an, welche in beiden gesetzgebenden Häusern, in jedem Verwaltungscollegium, in jeder Ephorie, in jedem Gericht sich vorfinden.

Ob ich die Bewegung im evangelischen Seminar in Breslau habe aufhalten können oder nicht, von welcher Art diese Bewegungen waren, wie ich sie geleitet, das ist ein Stück meines „Lebens“, und verweise ich auf die künftige etwanige Erscheinung desselben. Wer aber jetzt etwas davon wissen möchte, den kann ich auf S. 209 — 219 meiner 1844 bei Weichardt in Leipzig erschienenen Schrift: „Zehiger Standpunkt des gesammten Preussischen Volksschulwesens“, verweisen. Hinzufügen will ich auch noch, daß ich 1812, als ich ins Breslausche Seminar als erster Lehrer eintrat, unter den vorhandenen Seminaristen Stoffe zu Unruhen vorfand\*); daß ich die jugendlichen Kräfte auf die Vertreibung der Franzosen aus dem Lande und auf ein begeistertes Arbeiten in der Schule gelenkt, und daß ich mich dabei öfter in der Wahl der Mittel geirrt haben kann; aber der theure Berichterſtatter hat zu viel gesagt, wenn er die Auflösung der Anstalt mit dem regen Geist der Seminaristen in den Jahren 1812 bis 1822 in Verbindung setzt. Er hat hier die entgegengesetzten Geister als halbe Geister betrachtet. Wahrscheinlich sind ihm die Persönlichkeiten meiner Nachfolger ebenso unbekannt, als die besondern Zustände des Seminars. Ich sage aufrichtig, es ist ein Wunder, daß

\*) Es wäre höchst anziehend, eine Geschichte der Schulstrawalle zu schreiben. Die Seminare hätten reiche Beiträge dazu liefern. Die verblühmtesten Anstalten sind oft am reichsten an diesen Lebensäußerungen und Krankheiten. In der Hand eines geschickten Arztes sind sie Lebensentwickelungen; nur der Stümper läßt die Anstalten daran sterben.

unter den aufreißenden Stoffen des evangel. Seminars in Breslau sich dasselbe so lange gehalten hat. Von den Personen schweige ich; aber warum hat man die Anstalt 10 bis 15 Jahr ohne eigentliche Direction gelassen, so daß eine kräftige Direction sich factisch unter großen Anstrengungen bilden mußte, und wie konnte man meinen, diese Selbstherrſchaft durch schwache, ja theilweis schlechte Persönlichkeiten, welche nicht die Zeitschule des Vorgängers gehabt, später erſetzen zu können? Die Obrigkeit soll nicht von Unten gemacht werden darf auch nicht in die Lage kommen, daß sie sich selbst machen muß; sondern sie ist von Oben einzusetzen; aber dann auch eine solche, welche sich kann im Lichte sehen lassen. Wie darf man einem Seminar einen Director geben, der ein jammervoller Lehrer ist, wie einen, der dem Fleische verfallen, wie einen, der sich abschließt und stubenhockert; endlich wie einen, der seine Gehülſen fortwährend von sich abstößt?

Doch ich eile zum Schluß! Der wohlwollende Berichterſtatter erkennt, daß mit der Reorganisation des evangelischen Seminars in Breslau, wenigstens seit der Anstellung des Lehrers Hänel, die Morgenröthe eines bessern Unterrichts im Christenthum in Schlesiſten ausgegangen ist, daß sowohl die Katechismuslehre als die biblischen Geschichten an Leben gewonnen, daß keineswegs es in dem Sinn des Seminars gelegen, die Stunden im Christenthum zu verkürzen; er scheint nicht zu wissen, daß man lutherische Katechismen, freilich noch so schwach, wie man sie damals hatte, z. B. von Döhner, einführte, daß man rationalistische Katechismen und schlechte biblische Geschichten zu verdrängen suchte, und wenn ich auch gern gestehe, daß das Bunzlausche Seminar aus vielen Gründen hierin mehr gethan hat, als das Breslausche, so hatte doch letzteres dasselbe Streben. Dafür siehe ich aber nicht, daß alle Seminaristen das Rechte gethan, ich glaube gern, daß mancher durch einen rationalistischen Geistlichen oder durch rationalistische Schriften verleitet, gern eine Stunde im Christenthum weniger und eine Stunde in der Weltkunde mehr gegeben hat. Aber das war nicht in der Richtung des Seminars. Daß dieses auch die sokratischen Redereien hat aus den Schulen zu führen getrachtet, und dagegen das Einprägen von wahrhaft biblischen und kirchlichen Stoffen befördert, sieht auch ſest. Freilich geschah dies alles nur in der Schwachheit, denn wir waren Kinder und taperten noch wie die Kinder, aber wir lallten doch im schwachen Glauben von dem, der da ist und der da war und der da seyn wird im Ewigkeit.

Und nun noch dem geehrten Hrn. Verfasser der Mittheilungen einen Händedruck aus der Ferne! Mögen die jetzigen Geistlichen und Lehrer in Schlesiſten fester die Mauern Zions bauen, als es uns vor 40 Jahren gelungen ist, damit des Herrn Name in allen Lauden gepriesen werde. Amen.

Elbe an Wolmirstedt, am 28. April 1856.

Der Sup. D. W. Harnisch.

Was mein hochberehrter Freund und ehemaliger Amtsgenosse Herr Superintendent Dr. Harnisch in Vorstehendem von der literarischen Hehle, welche im Jahre 1821 die damaligen Lehrer am Bunzlauscher Seminar in vorzüglicher Befürchtung von Beeinträchtigung mit ihm führten, gesagt hat, daß sie nicht eine kirchlich religiöse, sondern, wie er sie genannt hat, eine nur „schulmeisterliche“ war, bezeuge auch ich hiermit. Gelobt sey der Herr, der uns zur Bruderliebe in Ihm vereinigt hat! Gelobt sey der Herr, der uns das erneuerte und gestärkte Leben Seiner Kirche sehen und so uns Greise im Frieden fahren läßt!

Röslin, den 2. Mai 1856.

W. Henning, Seminar-Director em.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Sonnabend den 31. Mai.

N<sup>o</sup> 44.

## Der Streit über christliche Toleranz und evangelische Union.

(Fortsetzung.)

So viel ist jedenfalls einleuchtend, daß die von der Union vorausgesetzte Milde und Mäßigung, ja selbst, wie es theologischer Seits ausgedrückt worden ist, virtuelle Kommunion auch ohne active, ja auch ohne passive Bethätigung an regulärer realer Sakramentsgemeinschaft bewährt werden kann; denn es wird allgemein anerkannt, daß diese Milde und Mäßigung nicht mit der Gleichgültigkeit gegen die Differenzen verwechselt werden darf. Jedenfalls wird daher diese Sakramentsgemeinschaft, sey sie regulär, oder nur ausnahmsweise zugelassen, nicht auf das Urtheil begründet werden dürfen, welches theologischer Seits aus demselben Gremium des Kirchenregiments veröffentlicht worden ist, und dahin lautet: „Unsere ganze Sakramentslehre ist noch unfertig und gebrechlich; nur insofern sie Stirn macht gemeinschaftlich gegen den Römischen Aberglauben und verstandesmäßigen Radikalismus, hat sie ein festes und gutes Recht.“ Gegen solches Urtheil protestirt einerseits der einfache Glaube in der Lutherischen Kirche, andererseits die jetzt abhanden gekommene spekulative Theologie in Verbindung mit der historischen: aber auch hier gilt Milde und Mäßigung, welche die Union von ihren Gegnern in Anspruch zu nehmen wohl Ursache hat.

Aber — es ist noch Eins zu bemerken, was schwer drückt. Während kraft der Union in der Landeskirche die Lutherischen Gemeinden die Sakraments- und Kirchengemeinschaft mit reformirten Gemeindegliedern in einer Weise pflegen, welche den bösen Schein der Gleichgültigkeit nicht vermeiden kann, werden sie selbst von der Lutherischen Kirchengemeinschaft außerhalb der Landeskirche, aber im Lande selbst, förmlich ausgeschlossen, nicht, wenigstens nicht prinzipiell, aus mangelnder Milde und Mäßigung, sondern um die Grenzen nicht zu verwirren, welche das Bekenntniß vorgezeichnet hat, und zu heilsamer Warnung. Dem ist weiter nachzudenken. Dazu kommt auch noch das problematische Verhältniß unserer in der Landeskirche zerstreuten lutherischen Gemeinden zu den ausländischen lutherischen Kirchen. Und doch gehören sie alle Einer Kirche Eines Bekenntnisses an.

Dem ist weiter nachzudenken, denn es wiegt centnerschwer; aber die Hoffnung dürfen wir zur Zeit noch nicht aufgeben.

Hiermit schließen wir die aus D. Stahl's Mittheilungen extrahirten Thesen über die rechtliche oder formelle Seite der Union. Möchten sie dem Gegner, dem sie zunächst gelten, und Vielen mit ihm und der gesammten Landeskirche zur Belehrung und Besinnung dienen! Uns haben sie zu mannichfacher Erwägung und mehrerer Belehrung gedient. Das einfache Resultat ist: D. Stahl's Rechenschaftsbericht über die Union in der Preussischen Landeskirche ist von Wort zu Wort urkundlich belegt und Schwarz auf Weiß nachgewiesen, oder, wie es von anderer Seite ausgedrückt worden ist, „kirchenrechtlich“ gerechtfertigt. Aber wie verhält sich zu diesem rechtlichen Beweise der faktische Bestand in der Landeskirche? Sind darum die Beobachtungen an der Spree und am Neckar, aus der Nähe und aus der Ferne gänzlich widerlegt? Darauf beziehen sich die Fragen und Klagen, die sich den obigen Thesen angeschlossen haben, die Zweifel und Bedenken, über deren Inhalt und Bedeutung wir uns uns mit D. Stahl wohl zu verständigen hoffen dürften, ohne daß damit die stets wechselnden Phasen der Union erschöpft würden. Ueber die religiöse Seite der Union, welche näher auf den Inhalt eingeht, und hiermit auch ihr Verhältniß zu der Lutherischen Kirche bestimmt, hat sich D. Stahl schon früher wenigstens im Allgemeinen erklärt, sowohl in der Vorlesung über christliche Toleranz (S. 16 flg.), als auch auf dem Kirchentage im J. 1853, worauf er auch selbst jetzt Bezug nimmt; es handelt sich namentlich um die Unveräußerlichkeit des lutherischen Bekenntnisses nach seiner Substanz, um die Verträglichkeit desselben mit der geforderten Verträglichkeit, es handelt sich auch um die heilsamen Früchte des Bekenntnisses. Für die Zukunft stellt er eine ausführlichere Darlegung über Lutherische Kirche und Union in Aussicht, worauf gewiß Viele mit uns warten. Wie nöthig eine solche Belehrung ist, zeigt der reichlich erfahrene Widerspruch, welchem — die Verwirrung unserer Zeit zum Grunde liegt, die eben darum den einzelnen Gegnern für die Person nicht allein anzurechnen ist. Jedenfalls wird aber die in Aussicht gestellte Schrift über die Lutherische Kirche und die Union auch auf die antithetische Kirchenlehre sich



erstrecken müssen, deren wesentliche Bedeutung und Bestimmung in der Vorrede zum Konfordinenbuche vom J. 1580 scheidlich=friedlich vorgezeichnet ist, „nicht zu einiger Beschwerung und Verfolgung der armen bedrängten Christen, noch gegen ganze Kirchen, in- und außerhalb des heiligen Reichs Deutscher Nation, sondern zur Entfernung falscher und verführerischer Lehre aus Kirche und Schule des Landes, zur Warnung der Irrenden, damit sich nicht ein Blinder durch den andern verleiten lasse.“ Darum warten wir auf D. Stahl's weitere Belehrung zu einem öffentlichen Zeugnisse. (Schluß folgt.)

## Nachrichten.

### Großherzogthum Weimar.

Seit Anfang dieses Jahres erscheint auch in unserem Lande ein im Geiste der Kirche rebigirtes Blatt. Es hat einen vorwiegend erbaulichen Charakter und hält sich von aller Polemik, wozu es bei den Zuständen unserer Kirche und Schule Anlaß genug gäbe, ganz fern, vielleicht mit Recht. Gilt es doch vor allen erst wieder den Sinn für das göttliche Wort und die Liebe zu demselben zu erwecken! Es fehlt dem neuen Unternehmen natürlich auch nicht an Uebelwollenden, die da meinen, das Blatt gehe darauf aus, die Köpfe und Herzen der Menschen wieder zu verfinstern, um sie in die Nacht des Mittelalters zurückzuführen, ja es wird wohl hier und da gar eine Stimme laut, welche meint, es wäre eine Schmach für die weltberühmte classische Stadt Weimar, daß sich ein Blatt nach ihr nenne, welches dem Rückschritte huldige. Wie wissen ja alle, wie viel Feinde das Wort Gottes hat, halten wir nur recht fest an seinen Verheißungen und liefern wir vor allen durch treue Erfüllung unserer Berufspflichten und durch ein christliches Leben den Beweis, daß es uns in That und Wahrheit Ernst ist um die Sache, die die conservative Partei in der Evangelischen Kirche vertritt. Denn es muß die Gemüther allerdings beirren, wenn, wie das leider bei uns geschieht, grade einer von denjenigen, die auf dem positiven Grunde unserer Evangelisch-Lutherischen Kirche stehen und demgemäß predigen, in ihrem Leben das Gegentheil von dem sind, was sie seyn sollten. Es ist sehr bedauerlich, daß ein Superintendent, der auch in diesen Blättern einmal unter denen genannt wurde, die in dem Großherz. Weimar für eine bessere Richtung wirkten, in Folge seiner zerrütteten Vermögensumstände die allerdings durch ein Leben herbeigeführt waren, wie es ein Geistlicher wohl nicht führen darf, hat seine Entlassung nachsuchen müssen. Der Sonntagsbote vertritt eine Anschauung und Auffassung der religiösen Wahrheiten, wie sie auch dem vom Kirchenrath Teuscher herausgegebenen Kirchenblatte freilich nicht entsprechend ist, dieses Blatt hat gegen Alles, was positives Christenthum betrifft, und insbesondere gegen die Ev. K. Z. eine gereizte Stimmung. Der Pfarrer Hunnius hatte, um einen größeren Leserkreis auch unter seinen Amtsbrüdern für den Sonntagsboten zu gewinnen, eine Ankündigung der Tendenz dieses Blattes in das Kirchenblatt rücken lassen. Diese Ankündigung wird von dem Herausgeber mit folgender Nachschrift begleitet: Freilich müssen wir es aussprechen, daß, sowohl nach der ersten Ankündigung, als nach der obigen weitem Auslassung, die Mitarbeiter an dem Sonntags-

boten sich auf einen Standpunkt gestellt haben, der ein anderer ist, als der, auf welchem unsere Landeskirche steht. Die Landeskirche stellt bekanntlich in ächt protestantischem Geiste und mit Festhaltung des reformatorischen Principis die heilige Schrift A. und N. T., als die alleinige Erkenntnißquelle des Heils für jeden Christen über die Bekenntnisschriften, und verpflichtet ihre Diener auf letztere nur, soweit sie mit der h. Schrift übereinstimmen. Der Sonntagsbote erklärt die Bekenntnisschriften hinsichtlich des Verständnisses h. Schrift für infalibel und gibt das Recht der selbsteignen Forschung in h. Schrift, in welchem die Reformation doch ihren Ursprung und ihre alleinige Berechtigung fand, unter das Joch des Buchstabens gefangen. Wir wollen darum mit unsern Brüdern nicht rechten. Mögen sie die Freiheit nicht, welche ihnen die Landeskirche den symbolischen Büchern gegenüber gewährt: *volenti non fit injuria!* Diese Erklärung der Redaction gibt uns eine Probe von der Auffassung des protestantischen Principis, wie sie uns leider in unserem Lande so häufig entgegentritt. Allerdings muß die Ev.-Lutherische Kirche von einer Auffassung der h. Schrift absehen, die sich nicht an die Bekenntnisschriften der Ev.-Lutherischen Kirche hält, die „in ihrer selbsteignen Forschung“ dahin kommen könnte, daß sie grade die Hauptdogmen der Lutherischen Kirche in einer Weise auffaßt, wie sie den Grundsätzen der Reformatoren schnurstracks entgegenliefe. Es besteht aber bei uns die Ev.-Lutherische Kirche noch zu recht; wenn auch die Verpflichtung auf die symbolischen Bücher mit dem Zusatz des *quatenus* geschieht. Man weiß ja recht wohl, wie eine Union der Lutherischen und Reformirten Kirche von Seiten des Kirchenregiments gewünscht wird und wie man dem allmäligen Heranbilden derselben sehr geneigt ist, aber das hebt die rechtlichen Zustände nicht auf. Teuscher Kirchenrecht sagt 5. 31: „Seit dem Jahre 1818 fand die Vereinigung der lutherischen und reformirten Gemeinde in der Hofkirche zu Weimar statt. Gleiches erfolgte zu Eisenach seit dem Sonntage Traudi in dastiger Nicolaiskirche. So umfaßt die Evangelische Landeskirche die Glieder beider Konfessionen und es kann von einem Verhältnisse nach Außen in dieser Beziehung nicht die Rede seyn.“ Dadurch aber, daß die Glieder der Hofgemeinde zu Weimar und die zum Kirchenverbande der Nicolaiskirche in Eisenach gehörigen Glieder in dem genannten Jahre eine Union vollzogen haben, folgt aber durchaus nicht, daß die Landeskirche unirt ist. Es ist daher §. 37 des Richterschen Kirchenrechts zu berichtigen, in welchem es heißt: Um so leichter konnte in einzelnen Ländern die Union beider (Ref. u. Luth. K.), freilich von den verschiedensten, oft nicht mit der wünschenswerthen Klarheit erkannten Gesichtspunkten, verkündet werden: In Preußen, Nassau, Sachsen=Weimar &c. Eine Verkündigung der Union von Seiten des *summus episcopus*, von welchem das doch geschehen mußte, hat aber nicht stattgefunden; mithin ist unsere Landeskirche mit Ausnahme der Hofgemeinde in Weimar und der Nicolaigemeinde in Eisenach rechtlich eine evangelisch=Lutherische. Thatsächlich stehen nun freilich die Verhältnisse so, daß unserer Landeskirche überhaupt der positive Zug fehlt; alles, was nicht mit dem Maasstabe mißt, den die Prot. K. Z. von Krause anzulegen pflegt, kann vor der größeren Zahl unserer Geistlichen keine Anerkennung finden. Hätte man wirklich ein Bewußtseyn von der zu recht bestehenden Evang.-Lutherischen Landeskirche, so würde man nicht an die erste geistliche Stelle den reformirten Dr. Dittenberger aus Heidelberg gerufen haben. Woher sollten denn aber in unserem Lande die Leute einen Begriff haben von den Schätzen der Lutherischen



Kirche, Röhr war ja zu seiner Zeit der Stimmführer des Nationalismus, und unter der Herrschaft dieses Mannes wurde der Sinn, der noch für Lutherthum da war, trotz der sich gegen den Katholicismus ereifernden Reformationspredigten völlig abgestumpft und gefühllos niedergebretet. Jetzt ist es bei uns doch auch darin besser geworden, daß man wenigstens die confessionellen Geistlichen in ungestörter Wirksamkeit läßt. Es ist aber gewiß nicht gerathen, wenn die Redaction des Kirchenblattes, das, da es ein Mitglied des Kirchenrathes redigirt, mit dem Ministerium in Beziehung steht, solcher Phrasen, die nachgrade doch abgenutzt werden, sich bedient. Es regt sich jetzt überall ein neues Leben in der Kirche, überall fängt man an zu erkennen, was für einen Schatz die Kirche an ihren Bekenntnisschriften besitzt, mit ihrem Inhalte sich zu erfüllen und die Glieder der Kirche zu beleben, sollte die Aufgabe jeder Kirchenbehörde seyn. Ist es doch den Gliedern der Kirche ein Leichtes, sich die von dem evangelischen Blicherverein in Berlin veranstaltete Ausgabe der Bekenntnisschriften zu verschaffen. Zu den Zeiten unserer Großväter war es da freilich ganz anders, es wurden alljährlich zweimal die Bekenntnisschriften in dem Familienkreise vorgelesen und erklärt. Ja wenn man einen so treuen ältern Freund gehabt, wie Ref. das Glück zu Theil geworden, der von den guten alten Zeiten erzählt, wie man da gesungen und gebetet in den Familien, da wird man so recht des Verfalles des religiösen Lebens inne, in welchem wir hier stehen. Daß sich doch der Herr über uns erbarme und treue Seelsorger erwecke, die das Wort Gottes in Kirche und Schule lauter und rein verkündigen! Aber wie betrübt wird das Herz, wenn man in dem von Teuscher herausgegebenen Kirchenblatte liest! Es findet sich im 3. Hefte des vorigen Jahrganges ein Artikel, überschrieben: Quousque tandem? der sich gegen einen Aufsatz Ihres Blattes Nr. 70, der Tod auf der Kanzel, in einer bittern Polemik richtet. Nachdem der Verf. einige ihm anstößig scheinende Sätze hat abdrucken lassen, fährt er so fort: Dies also ist eine Probe der Weisheit der Neu-Altgläubigen, dies das Evangelium eines glaubensstarken Eiferers gegen die Rationalisten und das andere nichtswürdige Gesindel! Und der Herr selbst, der dem Tode die Macht genommen und die Apostel mit ihrem Triumphliebe, dem Sieger entgegenjauchzend: Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? was würden sie sagen zu dem heidnischen Bild des alten Saturn mit Sense und Stundenglas auf der christlichen Kanzel, sey's gemalt, geschnitten oder mit Worten gezeichnet? Ich möchte wohl wissen, wie ein solcher Herold des Todes wohl urtheilt über die Kernlieder: O Haupt voll Blut und Wunden, Auf, auf mein Herz mit Freuden, und unzählig andere? Gehört eine solche Partie auch zur Hengstenberg'schen Orthodoxie, so bewahre uns Gott in Gnaden vor ihr! Wir haben nicht einen knechtischen Geist empfangen, daß wir uns abermal fürchten müssen, am wenigsten vor dem Tode; da Christus der Erstling worden ist unter denen, die da schlafen, Röm. 8, 15. 1 Kor. 15, 23." Mich und meine Freunde hat der Aufsatz in der Ev. K. Z. über den Tod auf das Tiefste ergreifen und erschüttert, weil er uns einmal wieder recht lebhaft vor die Seele führt, wie man mit Furcht und Zittern an seiner Seligkeit arbeiten müsse, weil er uns die Nichtigkeit des irdischen Glückes, das von dem Tode rücksichtslos zerkümmert wird, recht angelegentlich ans Herz legte. Es scheint uns grade in unserer Zeit, wo das hastige Ringen nach Schätzen, die mit der Seligkeit des Menschen in gar keiner Beziehung stehen, recht zweckmäßig an den Tod zu er-

innern, auf daß wir das Leben für unsere Seligkeit auskaufen. Ja, für einen Christenmenschen ist es allerdings ein Jubel, auszurufen: „Der Tod ist verschlungen in den Sieg! Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? Gott sey Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum.“ Wenn aber aus dem Aufsatze in der Ev. K. Z. das Weimari'sche Kirchenblatt herausgelesen hat, daß der Verf. mit den Kernliedern der Evang. Kirche und mit den Aussprüchen der Apostel im Widerspruch stehe, so weiß man in der That nicht, was man dazu sagen kann, ob geistliches Mißverstehen oder sonst etwas vorliegt.

In derselben Nummer des Kirchenblattes findet man auch noch gegen den schönen Aufsatz: „Ueber einige besondere Ursachen, welche die Erweckung eines christlichen Lebens bei Seminaristen und Lehrern erschweren und verhindern“, insbesondere gegen die Ansichten des Verf. über die Deutsche Sprache und über das Rechnen manche bittere Bemerkung. Er schließt: „Das sind die Anschauungen, welche die Partei der Hengstenberg'schen K. Z. über einige Unterrichtszweige in der Volksschule gewonnen hat. Nach ihren gebräuchlichen Fachtalken stellt sie überall die Extreme auf und zieht gegen diese zu Felde, um die Sache selbst verwerflich zu machen. Das ist sicher keine Frucht der edlen biblischen Einfältigkeit. Die Angriffe gegen die Erziehung des Volkes zur Denkfähigkeit haben aber einen viel tiefern Zweck. Nur auf dem Boden der Dummheit wurzeln die hierarchischen Geistes zu geistlicher Blüthe und Frucht empor.“ Ob solche Urtheile „Früchte edler biblischer Einfältigkeit“ sind, lassen wir dahin gestellt seyn. Es ist eben eine Verschiedenheit der Grundanschauungen vom Leben und vom Christenthum zwischen dem Kirchenblatte und der Ev. K. Z. vorhanden, aber es ist mir immer lächerlich vorgekommen, wenn Leute, die der Richtung des Großherzoglich. Kirchenblattes oder der Protest. K. Z. angehören, so thun, als ob sie allein die Wissenschaft gepachtet hätten und als ob alle andere entweder dumm oder Heuchler seyn müßten. Danken wir Gott, daß auch in unserem Lande die Zahl der Anhänger der Ev. K. Z. im Wachsen begriffen ist.

Seit Weihnachten erscheinen in der Verlagshandlung von Böhlau, unter der Redaction des Schulrathes Dr. Rauehard, Volksschulblätter aus Thüringen, die unsere Aufmerksamkeit schon deshalb in Anspruch nehmen müssen, weil der Herausgeber an der Spitze des Volksschulwesens als Referent im Ministerium steht und demnach einen nicht geringen Einfluß auf die für Kirche und Staat so wichtigen Volksschulen ausüben muß. Dieser Mann war früher in Darmstadt Lehrer an der Bürgerschule und Director einer weiblichen Erziehungsanstalt, er hat sich auch als pädagogischer Schriftsteller bekannt gemacht, mir ist nur die pädagogische Abhandlung über Erziehung in der Schule bekannt, die sich aber über die Alltätigkeit durchaus nicht erhebt. Das, worauf wir in der Erziehung das Hauptgewicht legen, trafen wir weder in der Abhandlung, noch in den Volksschulblättern an. Wir glauben wirklich, daß dem Lehrer, der in dieser pädagogischen Zeitschrift Unterrichtsstoffe vorfindet, wie das Zündhölzchen, der Stellberg bei Kaltennordheim, das Leuchtgas, der Deutsche Leberstrumpf aus dem Leben des Großherzogs Karl August von Weimar u. s. w. sehr wenig genügt wird. Nach unserer Ansicht kann nur dadurch, daß man die Preuß. Regulative sich zur Norm macht, in der Volksschule etwas erreicht werden. Die Volksschule hat nach einem mit D. (wahrscheinlich Dittenberger) unterzeichneten



Aufsatz, soll sie ihrem Namen entsprechen, alle Kinder und Glieder eines Volks am Anfang ihrer Bildungszeit in sich aufzunehmen, und wie diese später in den verschiedensten Ständen, Stellungen und Berufsarten gemeinsam das Gesamtleben eines Volkes ausmachen, so sollten sie von unten herauf, so weit die allen gemeinsame Fundamentallbildung geboten wird, alle in der Volksschule vereinigt seyn, damit sich hier schon bei ihrer ersten Bildung die verschiedenen Kräfte, Anlagen und Fähigkeiten, welche in der Jugend eines Volkes gegeben sind, berühren, durchdringen, heben und stärken, in gegenseitiger Betätigung entwickeln und zugleich das Bewußtseyn der Zusammengehörigkeit belebe, so wie jedes schroffe Abschließen der verschiedenen Stände und Lebensverhältnisse in dem jugendlichen Gemüthe überwunden werde.“ Es ist hier grade auf etwas weniger Wichtiges Werth gelegt. Der Schulinspector Zeller bestimmt die Aufgabe der Volksschule gewiß richtiger: „Es ist die Aufgabe aller Volksschulen, die ihnen anvertrauten Kinder durch Unterricht und Zucht nicht nur für ihren irdischen Beruf, sondern auch für die ewige Bestimmung Kinder Gottes zu werden, zweckmäßig, kräftig und heilsam vorzubereiten und zu dem Herrn aufzuerziehen, der sie allein durch Mittheilung seines Geistes dazu bilden kann. Diese Aufgabe ist den Volksschulen eben dadurch gegeben, daß sie die Hülfsanstalten für die Eltern seyn sollen, von denen der Herr eine solche Kinderzucht fordert.“ Man sollte sich doch nur einmal ernstlich die Frage vorlegen, was Lehrer und Schüler durch solche Unterrichtsstoffe und Unterrichtsbilder nun innerlich gewinnen, ob Kinder eine Mitgabe für das Leben dadurch haben, daß sie über die Natur der Blindhölzchen unterrichtet sind? Nein, die Volksschule, die übrigens nicht, wie Herr Landhard meint, „zu Anfang dieses Jahrhunderts ins Leben trat“, sondern eine Frucht der Reformation ist, hat ihr Augenmerk ganz besonders auf die Pflege des religiösen Elementes im Unterrichte hinzulenken, das sind für Zeit und Ewigkeit bleibende Dinge, die uns das Christenthum bietet. Man sollte sich recht merken, was Sprüchw. 23, 14 steht: Wie man einen Knaben gewöhnt, so läßt er nicht davon, wann er alt wird. Der alte gottselige und geistreiche Heinr. Müller hat in seinen Erquickstunden Nr. 206 von der christlichen Kinderzucht sehr erbaulich gehandelt; die Ansichten solcher geistreichen Theologen werden freilich hier zu Lande für überwunden oder dem Zeitgeiste nicht angemessen gehalten. Nach dem Eindrucke, den uns die Volksschulblätter gemacht, können wir nicht annehmen, daß Dr. Landhard der Mann sey, der für unsere Volksschule eine segensreiche Wirksamkeit entfalten kann.

Vor Kurzem ist auch eine neue Auflage des Herderschen Gesangbuches erschienen, die in sofern eine vermehrte zu nennen ist, als die Verfasser der einzelnen Lieder mit der Zeit ihres Lebens gegeben sind. Dieses Gesangbuch ist namentlich in den ersten Theilen ganz des Lobes würdig; man sieht eben auch hieraus, daß Herder Sinn für das Richtige hatte, in den letzten Theilen können wir dem Buche weniger unsern Beifall zollen. Es wäre aber schon ein Fortschritt, wenn in allen Theilen der Großherzogl. Lande das Buch eingeführt wäre.

Es ist eine in hohem Grade traurige Thatsache, daß der erste Geistliche des Landes Dr. Dittenberger und die Professoren Hase und Schwarz in Jena eifrige Mitarbeiter an der Protest. R. Z. sind. Man scheint noch immer nicht einen Theologen gewinnen zu wollen, der der in Jena herrschenden, für die Kirche verderblichen Richtung die Spitze bieten könnte. Es wäre vielleicht jetzt grade gelegene Zeit, an die Stellen Bachmanns und Reinholds auch einen tüchtigen Philosophen zu berufen, der im Geiste des Christenthums sein Amt verwaltete. In der Hauptstadt des Landes läßt man noch immer den oft genannten Steinacker predigen, der auch nicht verschmäht, wenn sich die Gelegenheit bietet, dichterisch den Kapellmeister Liszt in einer Art zu verherrlichen, wie man es von einem protestantischen Geistlichen kaum erwarten sollte. Darüber, was die andern Geistlichen auf der Kanzel vorbringen, will ich schweigen, ich könnte doch nur wiederholen, was in Ihrem Blatte schon oft gesagt worden ist. Aber noch ein Urtheil erlaube ich mir Ihnen mitzutheilen. R. Wiedermann, der seit einiger Zeit von Leipzig hierher gezogen worden ist, um die Weimarische Zeitung zu schreiben, hat in einem Artikel über Reinhold und Bachmann im vorigen Jahre (Nr. 275) Folgendes gesagt: Es ist sicherlich nicht ohne Bedeutung, daß grade Jena, welches eine Zeit lang durch Fichte, Schelling und Hegel in ganz andere Bahnen eingelenkt hatte, doch allmählig, zuerst durch Fries, dann durch Reinhold und Bachmann, zu jener maassvolleren und mehr praktisch nüchternen Auffassung der Wissenschaft und des Lebens zurückkehrte. Es bewährt sich darin, wie es scheint, eine allgemeine Eigenthümlichkeit dieser Universität und dürfen wir vielleicht sagen des Thüringischen Geistes überhaupt, welcher in der Wissenschaft wie im Leben, im Politischen wie im Religiösen, sich gern von Extremen fern hält oder doch von ihnen immer wieder bald zurücklenkt auf einen Mittelweg, welcher nichts weniger als ein bloßer Schlupfweg der Halbheit, zu einer verständigen Berücksichtigung und Durchdringung des Thatsächlichen, welche nichts weniger als eine Feindin, wahren, stetigen Fortschrittes ist. So Wiedermann. Reinhold ging in seinem ordinären Wesen allerdings so weit, daß er z. B. einem Bekannten des Ref., der ihn besuchte, erklärte, der Apostel Paulus könne den Römerbrief wohl nicht geschrieben haben, weil er gar zu bornirt sey. Die Stellung, die er zum Christenthum hatte, wurde in einem Nekrolog in der Beilage der Allgemeinen Zeitung schon angedeutet. Doch auch bei uns regen sich trotz aller Gegenstrebungen bessere Elemente, dafür wollen wir dem Herrn danken und ihn bitten, sein Reich unter uns zu mehren.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Mittwoch den 4. Juni.

N<sup>o</sup> 45.

## Ansprache zur Eröffnung der Berliner Pastoralconferenz von Dr. Stahl.

Nach unserem Gebrauch eröffne ich die Conferenz damit, daß ich über das Bedeutendste, was sich im verflossenen Jahre auf kirchlichem Gebiete zugetragen, einige Worte an Sie richte. Unter den kirchlichen Vorgängen des vergangenen Jahres ist aber unstreitig der wichtigste — das Oestreichische Konkordat. Die hohe Bedeutung desselben erstreckt sich auch über die Evangelische Kirche, sowohl vermöge der Selibrität, in welcher die ganze Christenheit steht, als vermöge seiner Rückwirkung auch für evangelische Zustände. Es ist begreiflich, daß es von den hochkirchlichen Katholiken als die segensreichste That gefeiert, und ist eben so begreiflich, daß es von Liberalen und Rationalisten und selbst von einseitig eifernden Protestanten als die verderblichste und verkehrteste That gebrandmarkt wird. Unbefangene evangelische Beurtheilung darf sich gegen keines verschließen, nicht gegen die Seite seines Segens und nicht gegen die Seite seiner Gefahr.

Kern und Ziel des Oestreichischen Konkordats ist es, der Kirche ihre volle Freiheit, ihre ganze lebensgestaltende Macht zu gewähren. Sie soll alle ihre Kräfte und Gaben und soll sie aus ihrem tiefsten Sinn und Geist entfalten, auf daß sie auch alle ihre Segnungen ausströme, die Generationen zu ihrem Glauben groß ziehe. Das müssen auch wir Evangelische als die Stellung anerkennen, welche der Kirche gebührt, zu der sie nach göttlicher Ordnung berufen ist, und daß das in Oestreich die Katholische Kirche seyn muß, liegt am Tage. Will man die Abschließung des Konkordats aus Staatsklugheit ableiten, so ist das die wahre, die geistliche Staatsklugheit. Denn auch die Rettung des Staats und der Gesellschaft ist in unserer Zeit nur bei der Kirche. Wenn man beobachtet, wie die tägliche Verdankensarbeit der Doctrin und Presse greller oder schwächer, bewußter oder unbewußter auf die Emancipation des menschlichen Geschlechtes vom christlichen Glauben und damit auch von allem gottgeheiligten Ansehen und Gebot hingeht, wie das der jetzigen Generation als geistige Atmosphäre, die sie umgibt, durch alle Bohren eindringt, so kann man sich wahrlich nicht der Hoffnung hingeben, durch gute Doctrin der schlechten Doctrin, durch gute Presse der schlechten Presse Meister zu werden, so muß man erkennen, daß keine andere Macht dem gewachsen ist, als die Kirche, die von Person zu Person, die durch die ganze Be-

völkerung bis in die untersten Schichten, die allein auf das Innerste der Seele wirkt. Darum, wenn man die Hülfe der Kirche verschmäht, so bleibt nichts übrig, als bloß die ultima ratio regum, und was wird dann das Ende seyn? Insbesondere die Wahrung des katholischen Glaubens in der Schule, wenn sie anders im rechten Maaße gehalten wird, ist das Recht der Katholischen Kirche und ist ein Segen der katholischen Bevölkerung. Ist es denn etwa ein so großer Gewinn für das menschliche Geschlecht, daß jeder Lehrer nach seiner Halbphilosophie an der christlichen Heilswahrheit herumstümpere, und den Schülern so viel oder so wenig davon übrig lasse, als er es für angemessen findet? Oder ist es ein so großer Gewinn, daß unter der Firma der Naturforschung die materialistische Religion, die nicht das Geringste mit der Naturforschung gemein hat, schon der heranwachsenden Jugend eingepflichtet werde? Es liegt aber dafür auch auf dem Oestreichischen Clerus von jetzt an eine unermessliche Verantwortung, daß er wirklich den Segen des katholischen christlichen Glaubens und nicht das bloße Gift des Protestantenhasses der Bevölkerung einhauche, daß er der Verklündung des Rationalismus, Atheismus, Materialismus einen Damm setze, aber nicht es unternehme, der Wissenschaft zu entbehren oder dem Entwicklungsang der Wissenschaft die Bahn vorzuzeichnen. Der Unglaube führt zu Verdümpfung und Barbarei, aber hierarchische Niederhaltung geistiger Kräfte führt dazu nicht minder. Ueber den jetzigen Zustand Oestreichs klagt man den Josephinismus an, für den Zustand Oestreichs nach dreißig Jahren wird der katholische Clerus Rede zu stehen haben.

Etwas anderes aber als Kern und Ziel des Konkordats ist Art und Maaß seiner Ausführung. Hierbei fragt es sich hauptsächlich, ob, da der Kirche ihr Recht gegeben ist, auch dem Staate sein Recht gewahrt sey. Denn auch das Recht des Staates ist zugleich ein Beruf und eine Pflicht, auf die nicht beliebig verzichtet werden kann, und von dieser Seite kann man erheblicher Bedenken sich nicht erwehren.

Ein solches Bedenken ergibt sich schon über die Form. Die wesentlichsten Freiheiten der Kirche waren bereits vor dem Konkordate von der jetzigen Regierung durch einzelne Gesetze gewährt. Es hätten noch andere solche Gesetze hinzukommen können. Sie hätten insgesamt konkordatmäßig verbürgt werden können. Bedurfte es einer solchen staatskirchenrechtlichen Modifikation? Auch ältere Konkordate enthalten eine solche nicht. Sie hat, ähnlich wie die Modifikation auf dem Gebiete der



Staatsverfassung, zu jenen allgemeinen Sätzen geführt, deren Tragweite nicht abzusehen ist, weil sie von der beliebigen Auslegung abhängt. So z. B. daß die Katholische Kirche mit allen den Rechten und Vorrechten, die sie nach der Anordnung Gottes und nach den Kirchengesetzen zu genießen hat, aufrecht erhalten werden soll, kann eine ganz unschuldige Ehrenbezeugung seyn, wie sie das im Baierschen Konkordat bis jetzt geblieben ist; aber es kann daraus auch theologisch und juristisch richtig das System Innocenz III. und Bonifaz VIII. abgeleitet werden. Eben so verhält es sich mit dem Ausspruch, daß der Papst den Primat der Jurisdiktion in der ganzen Kirche, soweit sie reiche (also über alle Getauften?), hat, daß die Bischöfe und Diener der Kirche in Ausübung ihres Amtes nicht gehindert werden dürfen, daß Bücher, welche der Religion verberlich sind, im Kaiserthum nicht verbreitet werden sollen. Das letzte ist entweder eine Zusicherung, die immer im Ermessen der Regierung steht, also nichts sichert, oder aber es darf der Heiðelberger Katechismus im Kaiserthum nicht geduldet werden.

Dieses Bedenken über die Form ist jedoch von untergeordnetem Belang. Gewichtiger ist das über die Sache selbst. Es sind mit Recht jene Präventivmaßregeln der Aufsicht erlassen, wie das Placet, die Bewilligung zum Verkehr mit Rom u. s. w., wie dies ja auch in Preußen schon 1841 geschehen ist. Aber es ist dem Staate gar kein Recht der Aufsicht und Verhinderung, auch nicht in anderer Form, auch nicht im repressiven Charakter vorbehalten. Was immer die Bischöfe für Lehrbücher der Religion in der Schule vorschreiben, was immer sie für Lehrstranken des Unterrichts und der Wissenschaft in öffentlicher und nichtöffentlicher Schule setzen, wie weit immer sie die Aufnahme in die geistlichen Orden, die Anordnung von Prozessionen und Wallfahrten ausdehnen, was immer sie für katholische Grundsätze über Protestanten und protestantische Fürsten oder über das Verhältniß geistlicher und weltlicher Gewalt verkünden: sie üben ihr konkordatmäßiges Recht und ist konkordatmäßig keine Einsprache des Staats begründet. Desgleichen ist dem Staate kein Recht des Schutzes der Kirchengenossen, insbesondere der Kleriker gegen die Strafgewalt der Bischöfe vorbehalten. Es ist der Einfluß des Staats auf die Schule dem der Kirche untergeordnet. Es ist für das eheliche Band auf bürgerliche Gesetzgebung verzichtet. Mit einem Worte, von dem, was man in der Rechtsprache das Majestätsrecht über die Kirche nennt, ist es schwer, im Konkordat einige Spuren zu finden, ja schwer, nur die Stätte zu finden, an der es Platz greife. Es steht die Kirche mit ihrem Machtkreis kraft des völkerrechtlichen Vertrags gleichsam exterritorial im Staate, dem nicht auch wieder dagegen Schutzmittel durch völkerrechtlichen Vertrag garantirt sind, und stehen die Träger ihres Machtkreises, die Bischöfe, auch gleichsam exterritorial im Staate, da sie selbst für Verbrechen nur im Einvernehmen des Papstes gerichtet werden können. Ja selbst für bürgerliche Verbrechen und bürgerliche Rechtshändel der niedern Geistlichkeit wird die Gerichtsbarkeit den bürgerlichen Gerichten nur kraft des

„Nichthinderns des Papstes“ und aus „Rücksicht auf die Zeitverhältnisse“ zugestanden. Uns erscheint nun aber das Majestätsrecht des Staats über die Kirche als eine ebenso unabwiesbare Forderung, wie die Freiheit der Kirche. Das ist nicht bloß evangelische Auffassung, wir haben darin gläubige Katholiken durch Jahrhunderte durch zu Genossen. Die Obrigkeit, wenn sie über die Kleriker, die doch auch ihre Unterthanen sind, eine Gewalt leiblicher Bestrafung (durch Gefängniß), die nur bei ihr ist, den Bischöfen verleiht, ist ihnen auch Schutz und Ueberwachung gegen Mißbrauch dieser Gewalt schuldig. Die Obrigkeit hat auch einen selbstständigen Beruf für Schule und Wissenschaft, und für das sittliche Band der Ehe. Sie hat vor allem den Beruf, ihre eigne Gewalt, die von Gott verordnet ist, und die Ordnung, die sie kraft derselben aufrichtet, auch gegen Verletzung durch die Kirche, die doch gewiß denkbar ist, zu schützen. Das ist der Grund und die Nothwendigkeit des Majestätsrechts, und es braucht durch dasselbe die ganze Wirksamkeit der Kirche, welche das Konkordat ihr zugedacht, nicht im Geringsten geschmälert zu werden. Die streng kirialistischen Kirchenrechtslehrer betrachten nun freilich das Majestätsrecht über die Kirche als Verletzung göttlicher Ordnung, als Abfall vom christlichen Staate. Aber gutkatholische Kaiser, wie die Ferdinande, haben es mit fester Hand behauptet. Sollte das Majestätsrecht durch das Konkordat wirklich aufgegeben werden, so wäre das nicht ein Bruch mit dem Josephinismus, sondern ein Bruch mit der Geschichte Oesterreichs.

So erscheint die Sache vom Standpunkt der Principien. Von Seiten des Erfolgs darf man für Oesterreich kein Bedenken hegen. Das Majestätsrecht, wenn es auch im Konkordat nicht gewahrt ist, steht doch im Leben mächtig und unerschüttert aufrecht. Der Kaiser hat, als unumschränkter Herrscher, die volle Freiheit und Energie der Gewalt. Er hat als katholischer Fürst das Vertrauen der katholischen Bevölkerung auch im Streit mit der Kirche. Er hat als einer der mächtigsten Herrscher Europa's selbst den guten Willen des Papstes, dem am guten Einvernehmen mit ihm alles liegen muß. Dies alles sichert ihm eine Stellung, jedem Mißbrauch des Konkordats zu begegnen, und überhaupt den Klerus immerdar unter der Krone zu halten. Kurz, die Oesterreichische Kaisergewalt kann das Oesterreichische Konkordat ertragen. Aber in keinem andern Staate vermag das die fürstliche Gewalt. Sollte es Muster für Europa werden, wie das bereits von Eiferern verkündet wird, sollten Baden, Württemberg, selbst Baiern es annehmen, so wäre es in diesen Ländern mit der unabhängigen obrigkeitlichen Gewalt zu Ende, und wäre es mit dem obrigkeitlichen Schutz gegen Uebergrieffe der Kirche zu Ende, und würde höchstens die Zuflucht zum kaiserlichen Schutze übrig bleiben.

Ein anderer Gesichtspunkt, für uns von besonderem Interesse, ist die Wirkung des Konkordats für die evangelische Bevölkerung Oesterreichs. Man kann es gewiß nicht zum Vorwurf machen, daß im Konkordat nicht dafür gesorgt ist. Dazu war hier nicht der Ort. Noch auch ist es zu fordern, daß aus Rücksicht auf die Protestanten den katholischen Interessen, wie



namentlich dem strengkatholischen Charakter der katholischen Schule, hätte vergeben werden sollen. Wohl aber ist es ein gegründeter Anspruch, daß solcher ungeheuern Macht und Gunst der katholischen Kirche gegenüber auch der protestantischen Kirche Schutz und Pflege zugewendet werde. Dazu läßt das Konkordat bei einer billigen Auslegung, wie sie der Staat selbst nicht wird entbehren können, der Regierung freie Hand. Fragt man nach dem Wie, so will ich nicht mit Begriffen und Doktrinen antworten, da ein praktisches Beispiel des Lebens vorliegt. In Baiern wurde ein ähnliches Konkordat errichtet, wurde in ähnlicher Weise der katholische Aufschwung gefördert, wenn auch nicht in demselben Maße, wie jetzt in Oesterreich. Baiern galt eine Zeit lang als die hohe Burg und Feste des Katholicismus, wie jetzt Oesterreich. Dennoch ward dort den Evangelischen eine so gerechte und wohlwollende Behandlung ihres Kirchenwesens, wie sie nur irgend gewünscht werden kann. Es wurde ihnen durch das Religions-Edikt voller Schutz ihrer Rechte gewährt. Es wurde für ihre Pfarrsysteme, für ihre confessionelle Schule, von der Volksschule bis zur Hochschule, mit derselben Gewissenhaftigkeit gesorgt. Es wurde ein Mann wie Roth an die Spitze der protestantischen Angelegenheiten, wurden Männer wie Krafft, Olshausen, Harleß, Hüßling an die theologische Fakultät berufen. Es wurde den Studirenden der Theologie die Gemeinschaft mit dem evangelischen Deutschland durch Besuch der bewährten Universitäten eröffnet. Die Evangelische Kirche Baierns erstarke unter dem Schutz und der Pflege der Regierung zum positiven lebendigen evangelischen Glauben. Größere Gunst, größere Freiheit kann es für sie nicht geben. Allerdings kamen zu einer Zeit auch gewisse Bedrückungen vor, und ich habe damals unter den Streitern wider sie nicht gefehlt. Aber sie waren im Ganzen von geringer Bedeutung, und die Hauptsache, von der aller kürzesten Dauer. Die wohlwollende segensreiche Behandlung der Kirche dagegen besteht bis zu dieser Stunde, und hat sich, wo möglich, noch erhöht. Es ist doch wohl nicht unbescheiden oder gar ungereimt, von dem Nachfolger Kaiser Ferdinands II. für die Protestanten das zu erbitten, was die Nachfolger Kurfürst Maximilians I. ihnen längst gewährt.

Endlich eine Gefahr für die Evangelischen außerhalb Oesterreichs kann ich an der Machtentwicklung der katholischen Kirche in Oesterreich nicht finden. Sollte sie dennoch bestehen, nun so sey sie uns eine Mahnung zur eignen Machtentwicklung, zur Sammlung in dem, was unsere Macht ist. Unsere Gefahr liegt nicht außen, sondern innen. Da geht durch unsere Deutsche Evangelische Kirche außer dem offenen Nationalismus und Pantheismus seit Jahrzehnten noch jene Eskamotage, welche die Worte des christlichen Glaubens bekennet, und ihnen den grade entgegengesetzten Sinn unterschiebt. Da dringt in neuester Zeit noch von Westen her die independentisch-baptistische Bewegung. Sie ist von aufrichtig christlichem Glauben. Aber abgesehen von den besondern Lehren, die wir zurückweisen müssen, bringt sie uns die evangelischen Denominationen an die Stelle der Evangelischen Kirche, und verkündet sie uns, die unbegrenzte Religions-

freiheit und die Abschaffung aller Staatskirche nicht etwa als ein Zweckmäßigkeitsprincip der Politik, sondern als einen Glaubensartikel der Religion. Da ist über dem allen noch unter unsern einheimischen gläubigen Elementen der Streit zwischen Union und Konfession, und ihn benutzt der Unglaube und der Halbglaupe und bringt unter dem Charakter der Union in das Lager der Kirche. Was ist nun bei allem diesem unsere Machtentwicklung? Soll man sich, wie bereits der Zuruf ergeht, über alle diese Unterschiede hinüber die Bruderhand reichen zum gemeinsamen Kampf gegen Rom? Sind ja doch diese Unterschiede so geringfügig, wie z. B. ob man die Auferstehung Christi glaubt oder läugnet, oder in ihr Gegentheil umdeutet! Ist es doch schon als eine rabies theologica angeklagt worden, daß man um dieser Geringfügigkeiten willen sich so ereifert, da man doch in dem Großen und Wesentlichen, in dem Gedanken der freien Schriftforschung und der Gewissensfreiheit sich Eins weiß! Soll Preußen als der Vorort des Protestantismus alle Geister, die da protestiren, unter sein Banner sammeln, und aus den sämtlichen Denominationen evangelischen Glaubens und evangelischen Unglaubens Eine Armee bilden, entgegen dem katholischen Oesterreich mit seinem Konkordat? Mit nichts! Das ist nicht Machtentwicklung. Auf diesem Gebiete wird nicht durch Zahlen entschieden und nicht durch Aufbieten natürlicher Kräfte, sondern allein durch die reine Predigt des Evangeliums, und den Beistand, der ihr verheißen ist. „Es streit' für uns der rechte Mann, den Gott hat selbst erkoren.“ Machtentwicklung der Evangelischen Kirche ist es im Gegentheil, daß alle diese Mächte der Verneinung und Abschwächung und Auflösung niedergehalten werden. Machtentwicklung ist es, daß über dem Streite zwischen Union und Konfession, so er nicht gelöst werden kann, alle wirklichen Glaubenskräfte und geistlichen Gaben an ihrer Stelle aufgeboten werden, daß die Pfunde, die der Herr verliehen, auch zur Verwendung in seinem Dienste kommen. Machtentwicklung ist die volle Wahrhaftigkeit, das Abthun der Scheingläubigkeit wie der Scheinheiligkeit, Machtentwicklung ist die Bewahrung aller überkommenen Güter und Ordnungen und auch der natürlichen Stützen der Kirche, so lange Gott selbst sie nicht wegnimmt. Machtentwicklung ist die Treue gegen das Bekenntniß der eignen Kirche.

Damit befürworte ich wahrlich nicht jene des Konfessionspunktes Auspunktung. Sie ist vielmehr die andere Abirrung gegenüber dem Verschmelzungs-Fanatismus, der Glaubensverdünnung und Rechtsverschüttung auf unionistischer Seite, die durch die Evangelische Kirche Deutschlands gehen. Die Treue gegen das Bekenntniß fordert keineswegs, daß man seine äußersten Konsequenzen im System der Begriffe oder in den kirchlichen Ordnungen ziehe. Die symbolischen Bücher unserer Kirche sind die nothwendige Umzäunung für den Weinberg des Herrn, nicht der Acker, in dem seine Reben wurzeln. Die Zeugnisse jener hocheleuchteten Zeit der Reformation sind uns Hüter und Wächter gegen Verirrung, aber unsere eigenen Zeugnisse schöpfen wir nicht aus den ihrigen,



sondern aus dem ewigen Wort, aus dem sie selbst geschöpft haben. Darum wollen und können wir aus menschlicher Kraft und Treue das wohlbereitete Minnsal bewahren gegen Zerstörung und gegen Verfaulung. Aber von Gott müssen wir erbitten, daß er die Ströme des lebendigen Wassers durch dasselbe ausgieße, das allein in das ewige Leben fließt. Das ist unsere Machtentwicklung. Und sie ist es nicht bloß gegen die Katholische Kirche, sondern für die Aufrichtung des Reiches Gottes, für die Feier und Verherrlichung Seines Namens.

### Kirche und Tonkunst.

Die neuesten Ausleger von Genesis 4, 21 haben in dieser Stelle eine Rechtfertigung für ihre Auffassung erkennen wollen, daß alle Künste und Gewerbe insgesamt und ohne Ausnahme auf dem Grunde des Kainitischen Fluches und der zunehmenden Verfleischlichung des Menschengeschlechts entstanden, daß sie sämmtlich auf dem Boden der sündhaften menschlichen Natur entsprossen sind, und daß „in aller Kunst und Wissenschaft ein magischer Zug verborgen sey, der das Herz von der Einsicht in Gott zu verblenden, und in die Bande der Natur, des Fleisches, des Weltlebens zu verstricken suche.“ Es wird hinzugefügt, in aller Musik namentlich liege „ein unvergeistigt bleibender Grund materieller Natürlichkeit.“ Inzwischen wird von denselben Auslegern die Existenz einer „himmlischen Musik“ anerkannt und eingeräumt, daß von allen Künsten nur die Musik „die Aussicht der Ewigkeit“ habe.

Es wird erlaubt seyn, hier die Frage aufzuwerfen, von wem diese himmlische Kunst, diese Musik, welche auf die Ewigkeit eine Aussicht hat, ihren unmittelbaren Ursprung herleiten soll, wenn nicht von dem Dreieinigen selbst, der die menschliche Seele mit seinem göttlichen Odem belebte, und seinem Ebenbilde außer der Sprache auch jene Kunst einhauchte? Zuhal war allerdings der Erfinder des ältesten Saiten- und Blase-Instrumentes, und in so fern der Erfinder der Musik, als diese erst erfunden werden mußte. Allein es wird zu allen Zeiten und für alle Beziehungen diejenige Tonkunst, welche in dem Kainitischen Fluche wurzelt, von derjenigen, welche in ihrer Reinheit eine unmittelbare göttliche Gabe ist, und von allen Künsten die Tonkunst unterschieden werden müssen, so fern sie eine Aussicht auf die Ewigkeit hat, was von keiner anderen Kunst, wenn sie sich gleich auch die schöne nennt, gesagt worden ist, noch gesagt werden kann. Darin aber besteht wohl besonders eine Aufgabe unserer Zeit, welche unverkennbar das Bedürfnis fühlt, und ihm mancherlei Ausdruck verleiht, die Musik der Kirche wieder nahe zu bringen, daß zu ermitteln versucht wird, welcher Musik jene Aussicht mit Recht verheißen werden kann.

Zu diesem Zwecke wird es angemessen seyn, im N. L. diejenigen Stellen zu betrachten, in welchen der Apostel Paulus befiehlt, den Gottesdienst durch Musik zu verherrlichen. Die

Hauptstelle scheint im Epheserbriefe 5, 19 gefunden werden zu müssen, und es wird für den gegenwärtigen Zweck genügen, darauf hinzuweisen, daß dort *αἰδων καὶ ψάλλων* wohl nicht ganz genau als „ein Gesamtbegriff“ aufgefaßt worden ist, wodurch der Apostel nur im Allgemeinen die geistliche Freude im Innern hätte bezeichnen wollen. Wenn vielmehr *ψαλμός* von andern Liedern dadurch unterschieden wird, daß jener Ausdruck ein Lied mit Begleitung von Instrumenten bezeichnet, und wenn ferner in einem solchen Gebote nicht ohne einen besonderen Grund ein Pleonasmus angenommen werden darf: so hindert Nichts, hier das Gebot auch auf die Instrumentalbegleitung zu erstrecken, so daß aus der Synagoge auch diese in die gottesdienstlichen Versammlungen der ältesten Christen herübergekommen seyn muß. Die Parallelstellen, Koloss. 3, 16 und 1. Kor. 14, 15 bestätigen zugleich das Gebot dahin, daß eine Anweisung vorliegt, dem Herrn nicht bloß äußerlich, sondern im Herzen, im vollsten Drange des überwallenden Innern zu singen und zu spielen, so wie es ja denn gewiß eine der betrübtesten Wahrnehmungen in der Jetztzeit ist, wenn man es nicht verkennen kann, daß meist die Gemeinden die vorgeschriebenen Gesänge mechanisch und gedankenlos absingen, zumal wo der Organist oder der Vorsänger noch nicht von dem Unfug des schleppenden, und durch unbehörige Zwischenspiele verunstalteten Vortrags abgelassen hat.

Obgleich nun aber das Gebot zunächst nur der Lobgesänge zu Gottes Ehre gedenkt, so wird es doch unstreitig nicht darauf zu beschränken seyn. Allerdings sobald der Christ, sey es in der Kirche oder in seiner häuslichen Andacht, sich in Gemeinschaft mit den Seinigen zu Gott, dem Geber aller guten und vollkommenen Gabe, erhebt, wird er vor allen Dingen auch in Tönen von dem Preise und Lobe des Höchsten überströmen, und somit spricht das Gebot dies als wesentlich aus. Allein mag nun die apostolische Zeit weniger, wie eine andere, und vollends wie die unsrige, Veranlassung gegeben haben, sich zum Gottesdienst zu versammeln, um sich gegenseitig der Sündhaftigkeit, des sittlichen Elends und Verkommens bewußt zu werden, und um dann durch die Heilsbotschaft von der Gnade und Erlösung sich gemeinschaftlich wieder aufzurichten und zu erbauen: so geht man doch gewiß nicht zu weit, wenn man in jenem Gebote diese Richtung der christlichen Musik nicht ausgeschlossen findet. Auch erhält damit die Instrumentalmusik, diese, wie die Aesthetik es nennt, eigentliche und reine Musik, im Gottesdienste erst ihre rechte Bedeutung, indem besonders sie es ist, welche in dem andächtigen Zuhörer die Zerknirschung, die innere Vernichtung und die Erbauung zu Wege bringt. Weil sie indessen ihrer Natur nach nicht von allen Mitgliefern der Gemeinde, sondern nur von den dazu Befähigten, den Psaltisten, ausgeübt werden kann, so setzt das in dieser Ausdehnung aufgefaßte göttliche Gebot die Nothwendigkeit voraus, daß die kirchliche Musik theilweise nicht die Selbstthätigkeit der Gemeinde, sondern nur ihre passive Empfänglichkeit und Hingebung in Anspruch nimmt.

(Schluß folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Samstag den 7. Juni.

N<sup>o</sup> 46.

## Kirche und Tonkunst.

(Schluß.)

Auf dem hier nur in allgemeinen Zügen angedeuteten Wege gelangt man zu einem Resultate, das einer genügenden Beantwortung der oben aufgeworfenen Frage, welcher Musik die Zukunft verheißen ist, (einer Frage, welche freilich jetzt in einem ganz anderen Sinne besprochen zu werden pflegt) näher bringt. Wiedergeburt und Gottesverherrlichung müssen die Zwecke seyn, welche die der Kirche angehörige, christliche Tonkunst zu verfolgen hat. Und zwar ist es nicht bloß der ausübende, sondern auch der hörende und empfangende Theil der Gemeinde, an den diese Mahnung ergeht.

Nur wenn dieser Standpunkt eingenommen wird, lassen sich zuvörderst die der Geschichte bereits anheimgefallenen Thatfachen gerecht und unparteiisch würdigen. Es ist oft gesagt worden, im gottesdienstlichen Gebrauche sey der Ambrosianische Gesang von dem Gregorianischen wesentlich dadurch zu unterscheiden, daß jener „volkstümlicher Gemeindegang“ gewesen, und durch die Reformation „in verkürzter Gestalt und reicherer Fülle“ gleichsam seine „Wiedergeburt“ gefeiert habe. Bei dieser Auffassung wird gegen die Katholische Kirche der Vorwurf erhoben, als ob sie allen „kirchlichen Styl“ habe hinschwinden lassen, und in dem „Orgelunfug“, der erst später in der Protestantischen Kirche eingerissen sey, es „zuvorgethan“ habe. Man bezeichnet es geradezu als „einen hierarchischen Vau“, der erst in der Lutherischen Kirche und durch die Reformation gelöst worden sey, indem der Gemeinde durch den Gemeindegang und mit dem Kirchenliede die Theilnahme an dem Gottesdienste erst wieder aufgeschlossen worden. Das Lutherische Kirchenlied wird als „wahrhaft und objectiv kirchlich, als wahrhaft volksgemäß“ charakterisirt, und damit die Kirchenmusik der sowohl Römisch als Griechisch-Katholischen Kirche in den Hintergrund gestellt.

Bei dieser Auffassung findet eine Verwechselung der Form mit der Sache statt. Der Unterschied zwischen dem Ambrosianischen und Gregorianischen Styl ist kirchlich nicht von der Art, um dem einen vor dem andern eine größere objective Kirchlichkeit oder Volkstümlichkeit zu vindiciren. So gut als der Antheil der Gemeinde an dem Gottesdienste ein leidender wie ein thätiger seyn muß, und so gewiß die Musik in ihrer verschiedenartigen Gestaltung beiden Gesichtspunkten unentbehrlich ist: so läßt sich nicht der eine Styl über den andern verwerfen

oder auch nur herabsetzen. Uebrigens sind zum Theil die kräftigsten, erhebensten, begeisterndsten und erschütterndsten Compositionen des Deutschen Kirchenliedes aus lateinischen Originalen hervorgegangen, oder ihnen nachgebildet worden. Es war gewiß nicht eins der geringsten Verdienste unseres theuren, ebenso musikalischen als gerechten Luthers, den Vorzügen des Katholischen Gottesdienstes in dieser Beziehung Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und davon beizubehalten, was leider erst durch die einseitige Leidenschaftlichkeit anderer Reformatoren und der späteren Zeit beseitigt worden ist. Dabei verkennt man noch einen andern Umstand. Es liegt jetzt besonders durch die literarischen Bemühungen frommer Katholiken die nicht mehr zu bezweifelnde Thatsache vor, daß um die Zeit der Reformation nicht bloß in der Protestantischen, sondern auch in der Katholischen Kirche ein regeres, reineres, religiöses Leben, eine heilige, ungeheuchelte und innige Begeisterung durch die Musik, als ein charakteristischer gemeinschaftlicher Zug der gesamten damaligen Christenheit sich entfaltet, und die schönsten, unvergänglichen Früchte getragen hat. Was von diesem allgemein verbreiteten edlen Zeitgeist namentlich in der Katholischen Kirche durch die Anstrengungen musikalischer Päpste, durch ausgezeichnete Musiker, durch die Stiftung besonderer Musikschulen, durch die Erforschung der Tiefen christlicher Tonkunst geleistet worden ist, läßt sich besonders unzweideutig in der Sammlung von Messen und Motetten des Canonikus Carl Proske in Regensburg nachweisen, wenn man nicht ältere Sammlungen zu Rathe ziehen kann, in denen übrigens der Zweck der Regeneration der ächten Kirchenmusik nicht ausschließlich verfolgt ist, sondern mehr die contrapunktische Kunst an sich. Man kann in Wahrheit sagen, daß es unermeßliche Schätze sind, welche sich hier von solchen Compositionen heben lassen, in denen ein wahrhaft christliches Element, ein dem apostolischen Gebot entsprechender Gottesdienst sich bekräftigt, und in denen eine ebenso eindringende Wärme, ein ebenso großartiger Schwung zu den höchsten Stimmungen, deren der irdische Mensch nur im demüthigsten Anschauen göttlicher Allmacht und Gnade fähig ist, sich geltend macht, wie in dem nur von der Gemeinde gepflegten protestantischen Kirchenliede. Daß diese Compositionen sich nicht für die Ausübung in jeder Gemeinde eignen, sondern nur vorzugsweise, wenn auch keineswegs ausschließlich der Gemeinde von dazu besonders Berufenen vorzutragen werden, um ihr für die Wirkungen des wahren Glaubens an das Verdienst unseres Heilandes und an die göttliche



Gnade das Herz aufzuschließen: kann ihnen nur da zum Tadel zugerechnet werden, wo man es übersieht, daß solche Regungen nicht durch, von der Gemeinde als solcher gesungene Hymnen und Lobgesänge, wenigstens nicht unmittelbar angefaßt werden.

Sodann erhebt der oben angegebene Standpunkt zu einer befriedigenden Würdigung desjenigen, was unsere gegenwärtige Zeit in kirchenmusikalischer Hinsicht geleistet hat und zu leisten anstrebt. Da nöthigt denn leider die Wahrheit, wenigstens so weit gehofft werden kann, sie erkannt zu haben, zu dem traurigen Geständnisse, daß dieser Gegenwart eine Entfremdung von der ächt christlichen Auffassung der Musik vorgeworfen werden muß. Unläugbar freilich hat sich in unsern Tagen das Bedürfniß gezeigt, der Kirche die Tonkunst, sofern sie sich von derselben entfremdet hatte, wieder nahe zu bringen. Ueberall sind namentlich in unserem Deutschen Vaterlande Vereine und Gesellschaften unter den mannigfaltigsten Bezeichnungen zusammengetreten, welche sich mit mehr oder weniger Entschiedenheit die Pflege der Kirchenmusik zum Ziel gesetzt haben. Sie werden zum Theil von edlen christlichen Fürsten mit großartiger Munificenz unterstützt, oder es haben sich auch nur Privatkkräfte zusammengethan, denen man sehr Unrecht thun würde, wollte man ihnen das entschiedene Bewußtsein eines nicht ganz unverfälscht christlichen Strebens Schuld geben. Allein um so bestimmter muß es ausgesprochen werden, daß ihr Streben nicht die ächte christliche Prägung hat, und daß auf den von ihnen betretenen Wegen sich schwerlich werden die wahren Interessen der christlichen Kirche nach dem apostolischen Gebot befördern lassen. Nicht einmal der Gemeindegang ist dadurch verbessert worden, geschweige daß die demüthige Andacht und kirchliche Erbauung durch solche Vereine gewonnen hätte. Theils steht hier der Geist überhaupt hindernd im Wege, welcher zum größten Theile in allen derartigen Uebungen und in den öffentlichen Leistungen herrscht, und von der kirchlichen gottesdienstlichen Stimmung ziemlich weit entfernt seyn dürfte. Kaum kann man von der Mehrzahl solcher Tafeln oder Chöre behaupten, daß sie sich zu ihren Beschäftigungen durch Gebet oder andächtigen Choral in die gehörige Stimmung versetzen, oder daß sie auch nur mit dem erforderlichen Ernst und von der Heiligkeit ihrer Uebungen und Aufführungen durchdrungen, an das Werk gehen. Theils aber sind auch diese Associationen nicht, mindestens gewiß nicht durchweg, aus Personen zusammengesetzt, denen man es vermöge ihres Berufs oder Standes, des Grades ihrer Bildung und der Reife ihrer religiösen Ueberzeugung, zutrauen dürfte, daß sie die unermessliche Wichtigkeit ihres Zusammenwirkens anerkennen, oder gar bei ihrer Thätigkeit unausgesetzt vor Augen behalten. Es ist hier nicht nöthig, sich über den alten Streit zu verbreiten, ob dem weiblichen Geschlecht der Zutritt zur Theilnahme an der eigentlich kirchlichen Musik weiter gestattet werden kann, als dasselbe einen wesentlichen Bestandtheil der kirchlichen Gemeinde bildet, und daher zur Unterstützung des Gemeindegangs berechtigt erscheint. Bekanntlich sind weibliche Stimmen für die Kirchenmusik sonst statt der früher ausschließlich verwandten Knaben-

stimmen erst dann in den Kirchen benutzt worden, seitdem die Choralschulen in Verfall geriethen, und treffend ist die Bemerkung eines neueren verdienstvollen musikalischen Schriftstellers, daß Knabenstimmen „eine Frische und eine gewisse unbefangene Reinheit im Intoniren besitzen, welche in den kirchlichen Compositionen einen weit erquickenderen Eindruck hervorbringen, als die leider manchmal affectirte Glätte und Weichheit der Weiberstimmen.“ Statt diesen Gegenstand auch in nicht rein technischer Beziehung hier weiter zu verfolgen, und dazu die bekannten Stellen der heiligen Schrift als Ausgangspunkt zu beleuchten, liegt uns hier ein anderer noch weit entschiedener am Herzen.

Man muß nämlich leider es aussprechen, so befremdlich es klingen mag, daß den protestantischen Vereinen für die Pflege der Kirchenmusik in der Regel die Geistlichen selbst fern stehen, geschweige daß sie sich an ihre Spitze stellten, ihre Leitung übernahmen, und ihren kirchlichen Charakter überwachten. So ist es gekommen, daß mit seltenen, anzuerkennenden Ausnahmen die Aufführung von Kirchenmusiken als ein der Kirche fremdes, von dem Gottesdienst durchaus getrenntes Beiwerk von der Geistlichkeit betrachtet zu werden pflegt, dem eigentlich die Kirchen verschlossen werden müßten. Es findet kein Gottesdienst statt, in welchem die Musik ein integrierender Theil des Rituals wäre, und die Zwecke der Predigt oder des Sacraments unterstützte; es kommt überhaupt gar nicht die Gemeinde als solche zusammen, um sich an solchen Aufführungen der gediegensten und großartig wirksamen Meisterwerke wahrhaft zu erbauen, sondern ein Publikum, welches eben nur die Stimmung und eine Kritik mitbringt, wie dasselbe es nun einmal in Theatern, Concertsälen, oder in den modernen musikalischen „Soireen“ oder „Salons“ gewohnt geworden ist. Es ist darum auch nicht nothwendig, als warnendes Beispiel die scandalösesten Auftritte zu erwähnen, welche sich öffentlichen Mittheilungen zufolge alljährlich in einer Kirche zu Breslau bei der Aufführung von Grauns Tod Jesu am Charfreitage wiederholen sollen, und vermuthlich mit dem Mißbrauch zusammenhängen, wenn hier die Elisabethkirche gemeint seyn sollte, diese zu einem regelmäßigen Durchgange für Passanten aller Art einzuräumen, wo denn bei einem verwilderten Pöbel Unfug fast unvermeidlich ist. Das gebildetste Publikum, welches ohnehin in neueren Zeiten in Concerten nur Befriedigung eines vorübergehenden Sinnengenußes oder die Bewunderung von Ueberwindung technischer und mechanischer Schwierigkeiten zu suchen pflegt, wird in Kirchenconcerten diese Gewohnheit schwerlich um der Heiligkeit des Ortes willen aufgeben. Ohnehin sind solche Kirchenmusiken, die keinen Zusammenhang mit dem Gottesdienst haben, wie sorgfältig sie auch von Nichtgeistlichen behandelt werden mögen, nicht geeignet, in guten Vorsätzen, in der christlichen Demuth und Zerknirschung zu befestigen, oder auch nur dazu anzuregen.

Freilich trägt auch einen großen Theil der Schuld von diesen niederschlagenden Wahrnehmungen die häufig ungeschickte Auswahl der Musikstücke, indem man Oratorien, Cantaten und



sonstige bloß für weltliche Zwecke verfaßte Compositionen zum Besten giebt. Allein die Musikstücke mögen noch so kirchlich seyn, was hilft ihre Aufführung, wenn diese nicht von dem recht christlichen Geiste erfüllt ist?

Es wäre hier die Stelle, um ein Wort über den alten ehrwürdigen Leipziger Cantor Johann Sebastian Bach zu sagen, was mit der eben gerügten modernen Auffassungsweise klassischer Kirchenmusik im Zusammenhange steht. Unläugbar wird dieser große musikalische Geist nicht vollständig geschildert, wenn man ihn in der Kirchengeschichte bloß als den „vollendetsten Orgelspieler“, seine Compositionen als „das Großartigste und Herrlichste“ bezeichnet, „was der evangelische Gemeinde- und Kunstgesang geleistet habe“, oder mit einem sonst ganz brauchbaren Tonkünstlerlexicon als „einen seiner tiefsten Eigenthümlichkeit nach ächt Deutschen Tonkünstler“, als „den größten Contrapunktisten“ charakterisirt. Weit entfernt von der Idolatrie, mit der man in unserer Zeit wetteifert, verstorbenen armen Sündern Denkmäler zu errichten, Subelüste zu ihrem Gedächtniß zu feiern, Vereine zu ihrer Verherrlichung zu stiften, und wiewohl davon überzeugt, daß sehr häufig in solchen Excentricitäten ein ganz unchristlicher, platter Götzendienst sich breit und laut macht, muß man das Verdienst des schlichten Leipziger Cantors anders würdigen, um dadurch auch zu dem richtigen Verständniß und zur genügenden Darstellung seiner Werke zu gelangen. Es gehört derselbe keiner abgeschlossenen Nationalität an, der Grundzug seiner Tonschöpfungen ist wahrhaft christlich, und er ist überdies einer von den ächten Kirchencomponisten im edelsten Sinne des Wortes, welche allen Zeiten, Nationen und Kirchen ohne Ausnahme zur Zierde gereichen, und durch die die wahre Kunst gepflegt wird, welche göttlichen Ursprungs ist, keine Raitische Beimischung hat und der Ewigkeit angehört. Es scheint eine leere, des demüthigen Christen unwürdige Lobhudelei zu seyn, wenn man Bach über alle katholische Celebritäten, Palästrina, Roland Laß, Vittoria, Hans Leo Hasler, Pitoni, Votti, Affola, u. u. stellt. Man darf es nicht vergessen, daß Thibaut, freilich nur aus technischen Gründen, sich gegen seine Gesangscompositionen erklärt, und daß Forkel, gewiß einer der gediegensten Beurtheiler Bachs, seinen Sohn Friedemann über ihn gestellt hat. Allein nicht oft und laut genug kann es ausgedrückt werden, daß er sich zu einer Zeit, welcher die Entfremdung von der Kirche und von der wahren Kirchenmusik Schuld gegeben werden muß, unbeirrt und entschieden durchaus in allen seinen Compositionen wohl ausnahmslos innerhalb der kirchlichen Schranken bewegte, und daß diesen Werken der christliche Stempel deutlich aufgeprägt ist. Man kann es nur für eine Entweihung ansehen, wenn man in neuester Zeit kein Bedenken getragen hat, seine Verehrung dadurch zu bethätigen, daß man seine Compositionen zu Salonstücken, zu Paradeperden für Concerte benutzte oder gar zuplustete. In dieser Beziehung ist es kein Lob für den wackern Meister, wenn man ihn Händel gleichgestellt hat, dessen Muse nicht bloß, oder strenggenommen gar nicht der Kirche, sondern anderen Zwecken dienbar war, wie

groß auch seine musikalischen Verdienste in diesen anderweitigen Beziehungen und selten erreicht worden sind. Die moderne Verehrung für Bach hat, wie hoch man sie auch anschlagen will, ihn seiner eigentlichen Heimath, der Kirche, entfremdet, indem man eben in Salons und Concerten, um Bravour und Virtuosität glänzen zu lassen, und nichts weniger als mit wahrer Pietät seine Meisterwerke zu Gehör bringt und nimmt.

Endlich nöthigt uns der oben angegebene Standpunkt zu einer dringenden Mahnung an unsere Zeitgenossen. Vor allen Dingen gebietet es, wie solches allgemein anerkannt, und oft schon, vielleicht nur nicht mit dem erforderlichen Nachdruck, ausgesprochen ist, unabweisbar die Christenpflicht, wieder gute Choralschulen und Seminare für Chorjänger und Instrumentalisten zu stiften, oder ins Leben zurückzurufen, in denen sich, wie Reichensperger treffend bemerkt, wieder Traditionen fixiren können. Es wird erzählt, daß vor der Revolution in Frankreich nahe an 450 Maitrites mit etwa 4000 Zöglingen bestanden, zum Theil sehr reich dotirt. Aus diesen Pflanzschulen liturgischer Musik gingen alljährlich nahe an 200 geschulte Sänger hervor, und wenn de la Mabelaine es beklagt, daß mit der Vernichtung dieser Maitristen musikalische Genies und Talente nicht mehr zu einer gründlichen Ausbildung gelangen, und somit dem Weltdienst entzogen werden, so wäre es noch viel mehr zu beklagen, daß die Kirche dadurch in einen Verlust gebracht worden ist, welcher sich auch in Deutschland durch die Beseitigung der freilich auch allmählig dem Weltdienst verfallenen Cantorstellen, Rathsmusiker, Currenden und Chorschulen fühlbar gemacht hat, und zu dessen Ersatz noch immer nicht der genügende Ernst und die unerläßliche Umsichtigkeit aufgeboten wird, wie aner kennenswerth auch partielle Bestrebungen hierin seyn mögen. In protestantischen Ländern ist es leider etwas Unerhörtes, was die Zeitungen von Regensburg berichten, wo dem Dirigenten eines dortigen Kirchenchors bei größeren gottesdienstlichen Musikaufführungen aus fünf verschiedenen Seminaren die Sänger zu Gebote stehen, und wo sich mit den Sängern der Seminare bei großen Musiken im hohen Dom noch die Convictoren und Alumnen des bischöflichen Priesterseminars vereinigen, wo endlich die Singschüler täglich vorge nommen, und die Studirenden auch ihrerseits im Singen und in der Musik überhaupt regelmäßig unterrichtet und geübt werden.

Dies führt denn von selbst auf Dasjenige, was nach dem apostolischen Gebot auch für das protestantische Bedürfniß unbedingt angesprochen werden muß, da davon ausgegangen werden darf, daß hier nicht etwa ein Bedürfniß sündhafter Naturmenschen, sondern ein göttlicher Befehl drängt, alle Mittel aufzubieten und alle Kräfte in Bewegung zu setzen, um ohne Verzug Kirche und Tonkunst wieder zusammenzuführen, und in ihrer Wechselwirkung für den Zweck der Ewigkeit gehörig auszubenten. Es müssen die Kapitalien wieder herbeigeschafft werden, wo sie in den revolutionären, rationalisirenden Zeiten zu anderweitigen Zwecken eingezogen und beseitigt sind. Die kirchlichen Kräfte



müssen thunlichst zu kirchlichen Zwecken ausschließlich verwandt werden, und auch hinsichtlich ihrer äußeren Beziehungen dem Theater und dem sonstigen weltlichen Dienst fern bleiben. Es ist nicht zu billigen, wenn derselbe Dirigent und dieselben Musiker in der Woche zum Weltdienst verwandt werden, welche an Sonn- und Festtagen die Auszeichnung genießen, durch kirchliche Compositionen die Wirkungen der Predigt und des Altdienstes zu befördern und zu erhöhen. Nur zeitliche Verirrung wird daran Anstoß finden können, wenn sogar die Forderung erhoben wird, daß der geistliche Stand sich bei solchen heiligen und gottesdienstlichen Leistungen der Tonkunst direkt betheilige. Man muß ferner, wo es daran gebracht, den Unterricht im Kirchengesang wieder einführen, und durch die Zugend allmählig den Gemeindegang wieder verbessern und beleben. Man sollte besonders die Theologie Studirenden zu fleißiger Uebung der Kirchenmusik verpflichten, kein Kind ohne ein genügendes Zeugniß seiner Fähigkeit, im Kirchengesang mitzuwirken, confirmiren, keinen Geistlichen (der musikalische Anlage hat) in diesen Stand aufnehmen und ordiniren, der außer seinen übrigen Berufsfähigkeiten nicht auch musikalische Kenntnisse zeigt. Auf eine besondere Begabung für die heilige Tonkunst sollte man bei den Anstellungen Gewicht legen. Der Gesang der Gemeinde muß, um nicht den oft gemißbrauchten, oft mißverstandenen Ausdruck „rhythmisch“ zu gebrauchen, sich dem Sinne und Geiste der Compositionen gemäß gehörig im Takte bewegen, Organisten, Küster, Schullehrer auch in Hinsicht auf Musik gehörig beaufsichtigt, und nur solche Organisten angestellt werden, welche eine geistliche Vorbildung erhalten haben, und nicht etwa vorher durch weltliche Anstellung in ungeeignete Verhältnisse und Studien gerathen sind. Ueberhaupt muß man dem musikalischen Altar- und Chordienst die gebührende Achtung und Pflege angedeihen lassen, und auch für die Erbauung der bloß hörenden und empfangenden Gemeinde die Tonkunst zu einem integrierenden Theile des Gottesdienstes wieder erheben.

In diesen allgemeinen Grundzügen wird eine Regeneration der Kirchenmusik ermöglicht werden, wie sie dem apostolischen Gebot entspricht. Wie aber die Schwierigkeiten und Hindernisse zu überwinden sind, welche sich diesem Ziele entgegenstellen, darüber werden in einem späteren Artikel fernere Andeutungen folgen.

## Ueber die Bewahrung der Freude im dem verborgenen Leben des Predigers.

Ein Vortrag gehalten auf der Berliner Pastoralconferenz.

Geliebte Brüder in dem Herrn!

Es ist ein hochwichtiger Gegenstand, über den ich heute sprechen soll, und ein solcher, der in der kurzen Frist, die mir zur Entscheidung vergönnt war, nicht von mir gewählt, sondern

mir im Geist gegeben und befohlen worden ist. Hätte die Zeit nicht gedrängt, hätte ich dem unerwarteten Antrage mich entziehen können, ohne fürchten zu müssen, eine Verlegenheit zu bereiten, so hätte ich überhaupt nicht gewagt, vor dieser Versammlung zu sprechen, welcher viele schöne Kräfte zu Gebote stehen, die nur durch andere Geschäfte verhindert sind, den Dienst zu leisten, dem ich mich ausschelfend unterziehe; und dürfte ich Fleisch und Blut befragen, so würde ich noch in dieser Stunde grade den Gegenstand lieber vermeiden, der nun doch als der Gegenstand meiner eigenen Wahl gelten muß: die Bewahrung der Freude im verborgenen Leben des Predigers. Denn ich soll hier von einer Sache öffentlich reden, die sonst nur das eigne Beichtgeheimniß jedes Einzelnen ist.

Das verborgene Leben des Predigers, das ist das Gemüthsleben, wo die Stimmungen täglich wechseln, wo tausend Gefühle auf- und abwogen, wo unzählige Gedanken sich drängen, die sich unter einander verklagen oder entschuldigen. Geordnet und gerichtet wird aber dieses Leben durch das Gewissen, und das Gewissen hinwiederum wird erleuchtet, erweckt, geleitet und beruhigt durch den Glauben. Wo das Gemüth unter steter Zucht des Gewissens in der Kraft des Glaubens lebt und beständig geläutert und getröstet wird, wo uns unser Herz also nicht verdammt, da ist das verborgene Leben des Herzens gesund, da ist Freude.

Diese Freude ist in Worten sehr schnell fertig gemacht und wohl verwahrt, wie ein guter Wein in einem fest zugespundeten Fasse. Aber so ist es in der Wirklichkeit nicht: denn unser Gemüth ist kein verschlossener Garten, sondern nach allen Seiten offen, beweglich und erregbar wie die Luft, die uns umgibt, und so soll es seyn: denn das ist seine Art und Bestimmung: und ein abgeschlossenes Gemüth, das keine Bewegung einläßt, dergleichen der Stoicismus und die falsche Mystik erstrebt, ist wie ein stehendes Wasser oder wie Kerkerdunst. So ist denn das Gemüth beständig den wechselnden Spiegelungen und Einwirkungen von Himmel und Erde, von Staat und Kirche, von Sünde, Welt und Teufel, auch allen Veränderungen des Hauses, des Körpers und besonders des Wetters ausgesetzt, und eine kleine unsanfte Berührung schon verstimmt oft dieses zartbesaitete Instrument. Im Prediger muß dieses allgemeine Sensorium möglichst lebendig seyn, weil er ein Herz voll Liebe haben muß, dem nichts Menschliches fern ist; aber er muß auch die Ordnung und Frische dieses allgemeinen Empfindungsorgans erhalten und immer zu freudiger Gegenwirkung wider alle Störungen bereit seyn, er muß die Freude im verborgenen Leben bewahren. Das kräftigste Mittel dazu ist der stete Zugang zum Vater durch unsern Herrn Jesum Christum: steht uns diese Thüre immer offen, daß wir im Namen Jesu beten und vor Gottes Angesicht unsere Bitten angenehm sind und erhört werden, so ist uns wohl gerathen: alle Freude im verborgenen Leben des Predigers beruht also auf seiner Freude zu Gott. Wer die Freude zu Gott bewahrt, der bewahrt

Beilage.



auch sonst die Freude des Gemüths: wer die Freude zu Gott verloren hat, der hat entweder gar kein verborgenes Leben mehr, sondern ist innerlich stumpf und todt, oder dies Leben ist düster und trübe. Die einfachste und kräftigste Belehrung über die Bewahrung der Freude im verborgenen Leben des Christen finden wir demnach in jenem Ausspruche des Evangelisten Johannes (1 Joh. 3, 21. 22): „Ihr Lieben, so uns unser Herz nicht verdammt, so haben wir eine Freude zu Gott, und was wir bitten, werden wir von ihm nehmen: denn wir halten seine Gebote, und thun, was vor ihm gefällig ist.“

Davon gilt es nun die Anwendung auf das Leben des Predigers zu machen mit Rücksicht auf die besondern Umstände seines Berufs und auf die besondern Schwierigkeiten, die ihm die Sünde seines eigenen Herzens und frühere Versäumnisse oder Verschuldung erzeugen kann.

Ein Mangel an Gemüthsleben kann dem Deutschen überhaupt, und namentlich dem Stande der evangelischen Prediger nicht vorgeworfen werden. Eher könnte man das Uebermaass rügen, oder vielmehr den Mangel an rechter Zucht des Gemüthslebens, insofern leicht dem Fleisch, dem selbstischen Behagen zu viel Recht eingeräumt und nicht genug Selbstverläugnung und Unterwerfung der eignen Lust unter den Willen des Herrn geübt wird. In Folge übermäßiger Gemüthlichkeit fehlt es in den jüngern Jahren oft an der nöthigen Schärfe des Gewissens und Zucht des Glaubens und die Folge davon ist eine sittliche Schläffheit, durch welche in späterer Zeit die Freude gefährdet wird.

Es sind mir drei Fälle, allein aus der Provinz Sachsen, in der ich heimisch bin, gegenwärtig, wo Prediger, und zwar in einer höheren Stellung, in Trübsinn, Schwermuth, Geisteskrankheit verfallen sind, die bis ins Irrenhaus führte. Bejahrte Diener des Wortes, die gerade im geistlichen Leben die tüchtigsten waren sollten, werden oft stumpf und abgelebt, wenn sie auch in jüngeren Jahren mündfertig, geschäftig und eifrig waren, so daß man ihnen hätte eine Freude in Gott zutrauen mögen. Man mag nun geneigt sein, den Grund davon allein in Kränklichkeit, in allerhand Sorgen, in Trauerfällen und trüben Erfahrungen zu suchen, und gewiß haben dergleichen Müheligkeiten und Schläge dazu mitgewirkt, die Freude zu lähmen: aber es gibt doch Andere, die viel Trübsal und Kreuz erdulden und nur desto freudiger am Geiste aus dem Feuerofen hervorgehen. Quanto amarior mundus, tanto dulcior Christus! ist die Losung solcher Männer, welche in der Schule des Apostel Paulus gelernt haben, alle Trübsal, die zeitlich ist, auch für leicht zu achten, und die mit Johannes sprechen dürfen: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat.“ Wenn aber von Anfang an nicht ein verborgenes Leben in Christo geführt

wurde oder wenn darin nicht die volle Lauterkeit und Wahrheit herrschte, wenn hinter dem Preisen der Rechtfertigung durch den Glauben leichtfertiges Absehen von der eignen Schuld, hinter dem Vertrauen auf Christum selbstgefälliges Vertrauen auf die eigene Kraft, hinter dem Trachten nach dem Seelenheil der Brüder und nach der Ehre Gottes Ehrgeiz und Hoffart sich versteckt gehalten hatte, so ist es nicht zu verwundern, wenn solcher fleischlicher und heuchlerischer Muth nach und nach in das Gegentheil umschlägt und in Trübsinn und Schwermuth endigt. Hier ist die Freude des verborgenen Lebens im Geiste und Glauben nie vorhanden gewesen, also auch nicht zu bewahren.

Von Solchen und zu Solchen rede ich jetzt nicht, wiewohl es immer gut ist, sich wiederholt zu prüfen, ob die Freude, mit welcher wir in das Predigtamt traten und dies köstliche Werk zu treiben begehrten, von Anfang an eine geistliche und göttliche war, oder nur auf fleischlichem Grunde beruhte und, wenn das nicht, wenigstens einen unlautern Beigeschmack hatte, der dem Herrn nicht gefallen konnte. Auch im schlimmsten Falle wäre ja für den Aufrichtigen noch nicht Alles verloren, vielmehr noch Alles zu gewinnen. Denn „so wir unsere Sünde bekennen, so ist Er treu und gerecht, daß Er uns die Sünde vergibt und reinigt uns von aller Untugend.“ (1 Joh. 1, 9.) Der Herr könnte wohl noch heute dem gebeugten Simon, Zana Sohn, das mit Christo in Gott verborgene Leben, das ihm noch fehlte, und die Freude von Oben schenken, welche aus diesem Leben geboren wird. Unsere eigentliche Aufgabe ist es aber jetzt, uns mit denjenigen Brüdern zu berathen, welche im verborgenen Leben des Gemüths die ächte Freude des Geistes empfangen haben, um den Entschluß zu bekräftigen, daß und wie wir das Unrige thun wollen, diese empfangene Gnadengabe zu bewahren.

Die Rathschläge, die ich zu empfehlen habe, sind sehr einfach. Sie kommen zuletzt alle auf das Eine hinaus, daß wir uns hüten, daß unser Herz uns nicht verdammen müsse.

1. „Darum, daß seine Seele gearbeitet hat, wird er seine Lust sehen und die Fülle haben“: so lesen wir in dem weissagenden Spruche Jes. 53, 11 und das Vorbild des Herrn lehrt uns, was auch uns obliegt, damit wir unsere Lust sehen und die Fülle haben, damit wir die Freude des Geistes nicht verlieren, sondern stärken. Das Erste ist dies, daß unsere Seele arbeite, daß sie in sich selbst keinen Stoff der inneren Arbeit liegen lasse, darum, weil er unbequem, ängstigend, niederschlagend ist. Es ist ein schlechter Rath, ein Rath für feige Seelen, ein Rath, der die Freude in dem Grund des Herzens untergräbt, wenn man empfiehlt, an Sachen, die uns zuwider sind, nicht zu denken, uns zu zerstreuen und das Bittere wie einen todtten Stoff im Gemüthe liegen zu lassen und zu vergeffen. Nicht vergeffen, sondern durcharbeiten und überwinden



liches Leben betrifft, sich sehr wenig durch Lehرداریenzen unterscheiden, daß der wesentliche Unterschied mehr in einer verschiedenen Gemüthsrichtung sich kund gibt, und daß auch hierin die provinziellen Richtungen scharfer auseinander treten, als die confessionellen, daß zum Beispiel der rheinländische Lutheraner sich leichter mit dem rheinländischen Reformirten versteht, als mit dem pommerschen, mecklenburgischen oder bairischen Lutheraner, und daß bei allem Hader der gegenseitige Austausch des Guten ungehindert fortschreitet, wie denn selbst die Altlutheraner, um sich zu erhalten, zu wesentlich reformirten Grundsätzen über das Verhältniß der Kirche zum Staate gedrängt worden sind. Wenn man nun diese Verhältnisse ansieht, nicht wie man sie machen möchte, sondern wie sie der Herr gesügt hat, wenn man nicht die Kirche regieren, sondern die Schäflein Christi in seiner Herde retten will, so wird man sich die freudige Gelassenheit in Gott nicht durch confessionelle Beunruhigungen verkümmern. Insofern aber die Confessionen nur bestimmte und geschärfte Ausgestaltungen der allgemeinen christlichen Kirchenlehre sind und auf ihnen unser Zusammenhang mit der Christenheit überhaupt und die Art, wie dieser Zusammenhang geschichtlich vermittelt ist, beruht, stellen sie die ernstesten Fragen an das Gewissen des evangelischen Predigers, und die symbolischen Bücher verlangen von ihm ein gründliches Studium nicht bloß in Beziehung auf die Unterscheidungslehren, sondern ebenso sehr in Beziehung auf die allgemeinen Ueberzeugungen der Christenheit, und man darf es nicht aus der Acht lassen, daß die Augsburgerische Confession nicht sowohl ein trennendes, als verbindendes Mittelglied seyn wollte, durch welches die Uebereinstimmung der evangelischen Bekenner mit der ganzen rechtgläubigen Kirche der Vorzeit dargethan werden sollte. Dennoch wird die Freude im verborgenen Leben des Predigers auch dann nicht gestört werden, wenn er sich mit der präcisen Fassung mancher kirchlichen Dogmen nicht völlig einverstanden weiß, insofern diese Fassung die Sache der künstlichen Terminologie und also Menschenwerk ist, wiewohl eine gereifere Einsicht auch vor diesen Dogmenbildungen, an denen sich die begabtesten und frömmsten Kirchenlehrer der verschiedenen Zeitalter betheiligt haben, mehr Respect haben wird, als ein eben in den ersten Vorübungen begriffener jugendlicher Verstand. Jedenfalls kann der sein Herz nicht vor Gott stillen, der sich, der Sache nach, arianischer, pelagianischer oder noch größerer Abweichungen von der Kirchenlehre bewußt ist: denn abgesehen von dem durch die Reformation gerichteten Papismus ist der Gehalt der Kirchenlehre die Wahrheit aus Gott, deren Quelle die heilige Schrift ist. Mit der Schrift aber sich in Widerspruch zu wissen und doch evangelischer Prediger zu seyn, dies verträgt sich so wenig mit einander, daß diesen Widerspruch niemand ertragen kann, ohne sein Gewissen zu verletzen und aller Freude zu Gott ver-

lustig zu gehen. Freilich hängt die Freude des Predigers nicht davon ab, daß er unterschiedslos jeden Spruch und jede Geschichte, welche in der Bibel steht, als ein Evangelium betrachtet: denn in diesem Falle hätte Luther nach seinem gewagten Urtheil über die Epistel Jacobi seine Freude verlieren oder dasselbe feierlich zurücknehmen müssen. Es lassen sich eben solche geistliche Dinge nicht mit mechanischen Regeln bestimmen, so lästern auch unser theologischer Formalismus darnach ist: sie wollen geistlich gerichtet seyn. Der geistliche Mensch kann sie aber richten, am sichersten bei sich selbst, und es dürfte nicht schwer seyn; nach einer gründlichen und aufrichtigen Selbstprüfung über den Spruch Joh. 3, 16: „Also hat Gott die Welt geliebt,“ und über den Glauben an die Auferstehung Jesu Christi kann ein Jeder wissen, wie er zu Gottes Wort im Allgemeinen, wie er zum A., wie zum N. T. steht. Auch weiß dies im Grunde ein Jeder, und, wie er sich da fühlt und findet, davon hängt principaliter seine Freude zu Gott ab. Und ist der Glaube an den Sohn Gottes wirklich gesund, so wird auch die Uebereinstimmung mit der Bibel im Ganzen, mit der Kirchenlehre und den confessionellen Symbolen so gestellt seyn, daß die Freude im verborgenen Leben des Predigers durch keine heimliche Falschheit getrübt wird. Denn bei den Aufrichtigen hängt eben dies Alles zusammen in innerer Klarheit, Gewißheit und Freude.

5. Wo Gesundheit ist, da ist auch Freude: wo Glaube und Gewissen gesund ist, da ist auch Freude des verborgenen Lebens: denn das verborgene Leben ist das durch Glauben und Gewissen geordnete Leben des Gemüths. Die Gesundheit des Geistes kann aber nicht ohne stetes Wachsthum seyn, weil der Geist als Keim in den Menschen gelegt ist. Darum bittet auch Paulus Gott für die Colosser, daß sie wachsen mögen in der Erkenntniß Gottes (Coloss. 1, 11), und Petrus ermahnt (2 Petr. 3, 18): „Wachset in der Gnade und Erkenntniß unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi.“ Und Christus selbst nennt sich den wahren Weinstock, an dem die Reben wachsen müssen, um Frucht zu bringen. Dieses Wachsthum setzt aber nicht nur eine stetige Nahrung mit dem Worte Gottes und kernhaften Gedanken Anderer voraus, sondern auch ein unaufhörliches Verarbeiten des dargebotenen Stoffes. Man kann dieses in den Predigten und andern geistlichen Reben finden: indessen genügt dies nicht Allen, auch vermögen nicht Alle die ganze Fülle ihrer eigenen innern Erkenntniß in die Form der Predigt zu fügen, so kann es geschehen, daß die innere Werkstätte des Geistes erschläft, während die Predigten bei aller Lebhaftigkeit doch immer nur in demselben beschränkten Gedankenkreis, mehr mit Fertigkeit als mit Zeugungskraft, sich bewegen.

(Schluß folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Mittwoch den 11. Juni.

N<sup>o</sup> 47.

## Ueber die Bewahrung der Freudigkeit in dem verborgenen Leben des Predigers.

(Schluß.)

Dadurch erlahmt die Freudigkeit und Frische des innern Lebens, und zur Abwehr dieses Schadens ist Manchen, besonders den Begabten, eine Anwendung der Mußestunden zu gründlichen theologischen Bearbeitungen sehr zu empfehlen, sehen es Auslegungen der heiligen Schrift, oder patristische Studien, wozu man, außer Bekannteren, Hilarius Pictaviensis oder Johannes Damascenus vorschlagen könnte, oder Untersuchungen über einzelne Kirchenlehren nach dem Vorgang von Speners Buch über Natur und Gnade. Die Zeit kann man finden, wenn man zu einer solchen Erquickung des Geistes dem Morgenschlaf regelmäßig eine Stunde abbricht. Doch muß das Wachsthum, um ein wirkliches Wachsthum in der Erkenntniß Jesu Christi zu seyn, zugleich ein tieferes Einwachsen in die Liebe und den Gehorsam Jesu Christi seyn, nach dem Ausspruch: „Lasset uns wachsen an dem, der das Haupt ist, wachsen in allen Stücken.“ (Ephes. 4, 15.) Denn alles wahre Wachsthum eines gegliederten Ganzen, eines Leibes, vielmehr eines Geistes, ist immer ein allgemeines und gemeinsames aller Glieder, wenn es ein gesundes ist. Von diesem Wachsthum wird der Wachsende kaum etwas wissen und bemerken: aber er wird den Segen davon verspüren, er wird in seinem inneren Leben an Frische und Freudigkeit zunehmen.

6. Geliebte Brüder in dem Herrn! Wir haben uns in einen Gegenstand vertieft, der scheinbar unerschöpflich ist: aber dies beruht nicht bloß auf der Fülle des Stoffs, sondern auch auf der Art der Behandlung. Wir haben eine logische Gliederung verschmäht und sind, wie man sagt, ins Leben eingegangen: wir haben mehrere einzelne hervorragende Punkte, scheinbar mehr der Willkühr und Neigung, als dem Gesetz der Nothwendigkeit folgend, ins Auge gefaßt und unsere Betrachtungen und Rathschläge daran angeknüpft. Wir haben von der inneren Seelenarbeit, vom täglichen Selbstgericht, von der Treue im anvertrauten Berufe gesprochen, dann von der Uebereinstimmung mit Confession, Kirchenlehre und Bibel, Alles freilich in Bezug auf die Bewahrung der Freudigkeit im verborgenen Leben des Predigers. Aber wie viele Punkte könnte man nicht noch so scheinbar zufällig ergreifen und hervorheben! Indessen sind wir doch nicht ohne den Faden der Ariadne durch dies Labyrinth gegangen.

Wir gingen aus von dem engsten Kreise, von der Predigerseele selbst, dann schritten wir fort in den weiteren Kreis von Beruf und Amt, dann in einen noch weiteren Kreis, den die Confession und Kirche bildet. Endlich kamen wir zu dem Herrn, der Alles umfaßt, zu Christo; er ist aber zugleich das innerste Lebenslicht der Seele: sind wir bei ihm, in ihm eingewurzelt und wachsend, so sind wir auch ganz und nun erst recht bei uns selbst. Da darf auch die Marthaseele des Predigers zur Stärkung ihrer Freudigkeit verborgene Marieenstunden kosten, um in der Erkenntniß Christi zu wachsen, in der das ewige Leben ist (Joh. 17, 3).

7. Zum Schluß wollen wir noch um den Garten Gottes, das freudige Predigerherz, eine Mauer bauen, um drei böse Dämonen abzuwehren, die, wo sie sich einnisten, das Paradies zur Wildniß machen und alle Freudigkeit zerwühlen: sie heißen Geiz, Bitterkeit und Ungeduld. Der Geiz ist die Begierde zu haben, für sich zu haben. Der Apostel aber sagt: „Habet, als hättet ihr nicht!“ und dem entspricht das Zweite: Entbehret, als entbehret ihr nicht! Eine Art von Geiz ist auch der Ehrgeiz, die Begierde, Ehre vor dem Menschen zu haben. Sie bringt das Scheinewollen, die Arbeit für den Schein, mit sich, und das ist schlechte Arbeit und wirkt böses Gewissen vor Gott. Die Demuth aber will dienen, dem Nächsten zum Nutzen und Gott zu Ehren: die Demuth erhält das Herz frei, weit und freudig in Gott. Die Bitterkeit ist der andere Dämon: sie befällt den Prediger so leicht, wenn ihm Gutes mit Bösem vergolten wird, wenn er schweren Un dank erfahren muß, wenn er den Gottlosen ihm gegenüber sich brüsten sieht. Aber wenn du bitter wirst, beschädigst du dich selbst. Ein Prediger darf und soll, wo es seyn muß, schelten, strafen, bedrohen, aber alles in der Liebe. Er muß vorher vergeben haben, allen vergeben, die ihm wehe thun, für alle Gott bitten, besonders für seine Feinde. So lange er in der Liebe bleibt, aber auch nur so lange, bleibt sein verborgenes Leben unangetastet in göttlicher Freudigkeit. Dann kann auch der dritte Dämon sich nicht bei ihm einnisten, die Ungeduld: denn sie ist eben auch Bitterkeit, nur ohne einen bestimmten Gegenstand: sie ist das Fallen aus der Liebe, ein Abgewendetseyn von Gott oder ein Murren wider Gott. Von Ungeduld überreift werden kann Jeder, und das ist Schwachheit: in der Ungeduld verharren, das ist Sünde und frist am Leben der Seele. Niemand hat mehr Ursache als der Prediger, sich das Wort zu Herzen zu nehmen: „Geduld ist euch noth, auf daß ihr den Willen Gottes thut und die Verheißung empfaht.“ (Hebr. 10, 36.)



So wir aber in Christo bleiben, so müssen alle böse Geister von uns weichen, auch Ehrgeiz, Bitterkeit und Ungeduld: und so bewahren wir in allen Arbeiten, Kämpfen und Trübsalen den Frieden Gottes und die Freude in der Tiefe des Gemüths, wo die verborgenen Quellen des Lebens aus Gottes Schooße in das zaghafte Menschenherz sich ergießen, Freude zu Gott auch an dem schrecklichen Tage des Gerichts. Das verleihe der barmherzige Gott uns allen durch Jesum Christum, seinen Sohn, unsern Herrn! Amen.

## N a c h r i c h t e n.

### Wittenberg. Die Generalconferenz der Deputirten der Lutherischen Vereine am 15. und 16. Mai.

Nachdem Mittwoch den 14. Mai die Deputirten der Provinzialvereine, aus Schlesien und Posen je eines, aus Pommern, Mark und Sachsen je zwei geistliche Mitglieder, in Wittenberg eingetroffen waren, versammelten sich diese und eine Anzahl anderer Mitglieder und Zuhörer Donnerstag früh in dem Auditorium des H. Dr. Sander, welches dieser theure Mann mit gewohnter Theilnahme und Gastfreundschaft zur Disposition gestellt hatte, und begann mit Gebet und Stärkung aus Gottes Wort. Hr. Kropatschek griff uns mit 1 Mose 35, 1—5 tief in das Herz und zeigte uns die falschen Götter, die wir unter der Kreuzeseiche vergraben sollten. Die Leitung der Verhandlungen übernahm Hr. Meinhold aus Cammin, und so begannen denn die Besprechungen über die im Programm bezeichneten Gegenstände.

Es erfolgten zunächst Mittheilungen über die kirchlichen Zustände und Erfahrungen des letzten Jahres in den einzelnen Provinzen, über die jüngste Geschichte und Organisation der Provinzialvereine.

In dem Berichte Pommerns ward zunächst das Ausscheiden des theuern Otto berührt, und bei dieser Gelegenheit erwähnt, daß der Herr Minister des Cultus von Neuem durch eine Petition um Berücksichtigung des lutherischen Bekenntnisses bei Besetzung der theologischen Lehrstühle der Universitäten gebeten werden sollte. Große Befriedigung gewährte allen die Mittheilung des Referenten, daß die kirchlichen Zustände in Pommern jetzt der Art seyen, daß, wenn heute die Union aufgehoben würde, auch nicht die geringste Veränderung der bestehenden Verhältnisse und Praxis daraus hervorgehen würde; die kirchliche Verwaltung werde so geleitet, daß alles auf dem Boden der Pommerischen Kirchenordnung stehe, die Confession habe einen bestimmten Rechtsschutz; in Vokationen und Confirmationen würden die Gemeinden als lutherisch bezeichnet, und etwa vorkommende Proteste dagegen zurückgewiesen. Kurz die Verhältnisse seyen der Art, daß man an die Auflösung des Provinzialvereines denken könnte, wenn nicht Ursachen, die außerhalb dieser Verhältnisse lägen, ein ferneres Weten und Arbeiten für die heilige Sache nothwendig machten. Für den Pommerischen Verein gewähre diese günstige Lage überdies den großen Vortheil, daß er nicht scheidend, trennend, streitend, sondern sammelnd, einigend und bauend das Ganze ins Auge fassen kann und gegründete Hoffnung hat, die ganze Pommerische Kirche unter der Fahne des Bekenntnisses versammelt zu sehen.

So günstig wie in Pommern steht die Sache in der Mark nach dem Berichte des Deputirten nicht. Während die Entfaltung des Bekenntnisses in allerlei Weise in Pommern auf dem fest gesicherten Boden eines gültigen Rechts geschieht, sey in der Mark nur der lose Grund der Concession geboten. Doch sey auch von diesem Theile der Landeskirche viel Erfreuliches zu sagen. Bei den Geistlichen sey im Allgemeinen ein fortschreitendes Bestimmen und Wachen zu bemerken. Die Separation stehe äußerlich still, innerlich gehe sie zurück. Bei der Organisation der Vereine habe man vorzüglich darauf gedrungen, daß sich jedes Glied prüfe, wie es innerlich zu dem geistlichen Grunde des Vereins, dem Bekenntnis der Lutherischen Kirche stehe, da nur Einigkeit und Festigkeit in diesem Stille, den Vereinen Leben und Gedeihen sichern. Bei Erwähnung der Versammlungen der Provinzialvereine ward von anderer Seite der allseitig mit Beifall aufgenommene Wunsch ausgesprochen, daß die verschiedenen Provinzen sich durch ihre Vorkände gegenseitig von den Tagen der Provinzialversammlung in Kenntniß setzen möchten, um sich entweder durch Absendung von Brüdern oder durch Filrbitte daran theilnehmen zu können. Als ein recht erfreuliches Zeichen ward die Mittheilung angesehen, daß bei der Generalvisitation das heilige Abendmahl nach lutherischem Ritus gefeiert, so wie auch mit großem Danke gegen den Herrn der Bericht über die ernste Handhabung der Kirchenzucht Seitens der Behörde aufgenommen wurde.

Der Bericht über die Verhältnisse in der Provinz Sachsen, welche durch eine für die Vereinsmitglieder gedruckte Denkschrift im Wesentlichen bereits mitgetheilt sind, war kurz; hob aber die Bemühungen des K. Consistoriums um Wiederherstellung kirchlicher Ordnung dankbar hervor. Es fehle zwar noch die entschiedene Anerkennung der Lutherischen Kirche, aber ihre Principien fänden Anwendung im Regimente, soweit es in der bestehenden schwierigen Lage erwartet werden könne. Der Verein habe als Beirath bei confessionellen Verwickelungen einzelner Mitglieder einen Ausschuß constituiert, aber ein Anlaß zu dessen Thätigkeit sey Gottlob bis jetzt nicht vorhanden gewesen, indem die wenigen entstandenen Conflicte anderweitig geschlichtet werden konnten. Eines hingeschiedenen Bruders, des P. Schubring in Alleben, wurde schmerzlich und dankbar gedacht.

Sodann erzählte uns Schlesien, daß das zurückgelegte Jahr für diese werthe Provinz, in der das lutherische Panier zuerst erhoben ward, ein Segensjahr gewesen. Die lutherische Abendmahlsverwaltung werde allgemein, sogar außerhalb des Vereines, von den leitenden Behörden geschützt. Im Vereine selbst seyen die zweckmäßigsten Reorganisationsvorschläge angenommen und durchgeführt. Die von der vorjährigen Generalconferenz beschlossene Umfrage, ob jedes Vereinsmitglied sich von Neuem zu den fünf Wittenberger Sätzen bekenne, habe zwar anfänglich einige Verstimung erregt, indem man darin ein unverdientes Mißtrauen erblickte, indeß sey doch die erneuerte Zustimmung nur mit sehr wenigen Ausnahmen abgegeben worden. Die Zahl der Mitglieder belaufe sich auf 110, welche in elf Bezirken vertheilt seyen und darunter sich sieben Laienmitglieder befänden. Was die Aufnahme von Laienmitgliedern betreffe, so habe man sich nur auf Patrone, Lehrer oder besonders begabte Männer beschränkt. Mit großer Freude hörte die Versammlung, daß alle Differenzen innerhalb des Vereines ausgeglichen seyen.

Posen endlich berichtete, daß in dem dortigen Consistorium sich die Mehrzahl der Mitglieder bei der zur Ausführung der Cabinetsordre v. J. 1852 geschienenen Umfrage für lutherisch erklärt. Recht



interessant war die Mittheilung, daß die wirklich lutherischen Gemeinden vom Kirchenregimente grundsätzlich auch als solche angesehen und behandelt würden. Im Vereine, der aus 20 Geistlichen und 2 Laienmitgliedern besteht, habe man sich über ein gemeinsames Verhalten zum Abendmahlsritus verständigt. Man besorge aktiv den lutherischen Ritus und habe jede passive Betheiligung bei dem nach unirtem Ritus gefeierten Abendmahl abgelehnt.

Es begann jetzt der zweite Theil der Verhandlungen. Das Material derselben war unter die verschiedenen Provinzen zu Referaten vertheilt und festgesetzt worden, daß von den einzelnen Referenten bestimmte Thesen gestellt und der Diskussion übergeben werden sollten. Die Vertheilung des Stoffes war so geordnet, daß Pommern die lutherische Gemeinde nach den Bekenntnisschriften der Lutherischen Kirche und den Lutherischen Kirchenordnungen, in ihrem Bestande und Grunde, in ihrer Geschlossenheit gegen andere Confessionen, in ihrem Verhältniß zur Union und zur neuen Gemeindeordnung, darstelle. Schlesien hatte zu behandeln, die Handhabung des geistlichen Amtes an lutherischer Gemeinde, namentlich der Cultusordnung der landeskirchlichen Agende gegenüber. Specialnachweis sollte gegeben werden über alle das lutherische Bekenntniß verbunkelnde Formulare der Agende. Posen sollte über die Erneuerung und Handhabung der Kirchenzucht nach Ordnung der lutherischen Kirche; Mark über die Stellung der Geistlichen des Vereines in der Frage über Proklamations und Trauung schriftwidrig geschiedener Ehegatten berichten. Zum Schlusse sollten dann noch die äußeren Verhältnisse des Vereines, Leitung, Präsidium und sonstige persönliche Fragen besprochen werden.

So machte denn nun Pommern den Anfang. Der oben angegebene Inhalt seiner Thesen, die lutherische Gemeinde nach den Bekenntnisschriften der Lutherischen Kirche und den Lutherischen Kirchenordnungen in ihrem Bestande und Grunde, in ihrer Geschlossenheit gegen andere Confessionen, in ihrem Verhältniß zur Union und zur neuen Gemeindeordnung, klingt zwar sehr allgemein, aber dieser Inhalt war durch die gewählte Thesenform so präcisiert, daß die springenden Punkte gleich in der bestimmtesten Weise hervortraten. So theoretisch diese Inhaltsangabe klingt, so hatte sie doch ein ganz festes, praktisches Ziel, nämlich die wichtige und immer mehr brennend werdende Frage über die Zulassung von Personen anderer Confession zur Abendmahlsgemeinschaft. Da sich unsere kirchlichen Verhältnisse so weit entwickelt haben, daß nach allen Seiten hin, täglich mehr das dringende Bedürfnis gefühlt wird, den so unklaren und verwirrten Begriff der Union nun endlich einmal fest zu fassen, so hat sich in sehr weiten Kreisen schließlich die Ansicht gebildet, daß die Union wesentlich als die Abendmahlsgemeinschaft der reformirten und lutherischen Confession zu bestimmen sey, eine Ansicht, die in dem bekannten Beschlusse der Rheinisch-Westfälischen Synode ihre praktische Ausföhrung bereits erhalten hat. Es läßt sich voraussehen, daß diese Frage vielleicht schon in nächster Zeit in den Mittelpunkt treten wird, und um so mehr Aufforderung haben die Vereine zu diesem Versuche, die Union auf ein praktisch faßbares Verhältniß zu reduciren, eine bestimmte Stellung einzunehmen.

Die Thesen der Pommerschen Brüder gingen davon aus, daß es nach den Bekenntnissen der Lutherischen Kirche nur Eine heilige allgemeine christliche Kirche gebe, deren Kennzeichen die reine Lehre

des Evangeliums und die dem Evangelium gemäße Verwaltung der Sacramente und die Uebereinstimmung in diesen Stücken sey. Da nun die Lutherische Kirche sich bewußt ist, daß ihr Bekenntniß das Bekenntniß der Einen heiligen allgemeinen Kirche sey, so betrachte sie mit Recht die ganze Christenheit als ihr zugehörig und beanspruche die Gläubigen auf dem ganzen Erdboden als ihr Eigenthum, indem sie sich mit ihnen in Gemeinschaft weiß. Aus demselben Grunde aber, daß die Lutherische Kirche in ihrem Bekenntniß das Bekenntniß der Kirche überhaupt hat, müsse sie auch von der Kirchengemeinschaft die Gottlosen, d. h. gottlose Lehre und gottloses Leben sowohl bei Einzelnen, als bei ganzen Gemeinschaften ausschließen, obwohl sie dabei hartnäckige Irrlehrer von gutherzig Irrenden, verstockte Bosheit von Südenschwachheit unterscheide und letztere zu tragen und zu ziehen befehle. Die reale Existenz der lutherischen Gemeinde sey in Wirklichkeit vorhanden, sofern und so lange schriftmäßige Lehre und Sacramentsverwaltung gemäß den Symbolen als konstituierendes Princip zu Rechte bestehen. Werde die rechte Lehre im Cultus, namentlich bei der Sacramentsverwaltung, verbunkelt, so rültele diese Verletzung des Bekenntnisses zwar am Bestande der lutherischen Gemeinde, hebe aber die Existenz derselben als einer lutherischen Gemeinde nicht auf; dies geschehe erst dann, wenn das lutherische Bekenntniß in der Gemeinde keinen Ort mehr finde, d. h. wenn sie ihren Katechismus aufgibt und sich von ihrem Bekenntniß rite losragt. Der Bestand der lutherischen Gemeinde werde nicht alterirt durch Zulassung eines Gläubigen anderer Confession zum Gottesdienst und Sacrament, oder durch Gemeinschaft am Kirchenregimente. Dies geschehe erst dann, wenn durch solche Zulassung die exklusive Geltung der Symbole aufgehoben, der Cultus nivellirt, die unterschiedslose Zulassung der Angehörigen des anderen Bekenntnisses als ein Recht gefordert wird.

Hiermit waren die Thesen auf den wesentlichen Punkt der Sache gekommen; was sich noch daran anknüpfte, kann ich flüchtig übergehen, da es nur die Anwendung der dargelegten Principien nach verschiedenen Seiten hin betraf. Die Diskussion, welche sich hieran knüpfte, war eingehend, scharf und lehrreich.

Zur Einleitung der Diskussion wurde von dem Pommerschen Referenten darauf hingewiesen, daß die Lutherische Kirche stets die Zugehörigkeit zur wahren Kirche nicht von dem äußeren Zusammenhange mit dem sichtbaren Kirchenkörper, sondern vom lebendigen Glauben an den Herrn abhängig gemacht habe; wer da glaubt, der gehöre zum Leibe Christi und der una sancta catholica ecclesia des apostolischen Symbolums. Es sey daher ganz im Geiste der Reformatoren gewesen, die wahrhaft Gläubigen, welche durch die Tyrannei des Papstes unter dem Joche seiner Kirche gehalten würden, sofern sie es bekehrten, zum Abendmahl zuzulassen. Die Frage über die Zulassung der Mitglieder anderer Confessionen zum Abendmahl werde daher erst nach dem dreißigjährigen Kriege erhoben. Seit dieser Zeit erst sey der Abendmahlsritus in einer Gemeinde dieser oder jener Confession das äußere Kennzeichen geworden, daß man der Confession angehören wolle, mit welcher man communicire. Aber es sey auch dagegen schon früh reagirt worden, so daß dann auch das Preussische Landrecht für die Nothfälle die Darreichung des Sacramentes an Mitglieder anderer Confession anordne.

In der Diskussion wurde anerkannt, daß zur Existenz einer lutherischen Gemeinde allerdings erforderlich sey, nicht bloß, daß rein



gelehrt und die Sakramente recht verwaltet würden, sondern auch, daß die Gemeinde mit diesen zwei wesentlichen Funktionen des Amtes übereinstimme. Es sey hierbei freilich nicht von den todtten Gliedern oder den Irrenden die Rede, die der Seelsorge und Kirchenzucht verfallen, sondern es sollte damit nur gesagt werden, daß die Gemeinde, sobald sie in ausgesprochenem und bewußtem Gegensatz zu der reinen Lehre und dem reinen Sakramente trete, damit aufhöre, eine lutherische Gemeinde zu seyn. Dieser Satz war von sehr großer Wichtigkeit für die vorliegende praktische Frage, indem sich daraus die Folgerung ergab, daß keinem Angehörigen einer anderen Confession, der in bewußtem und ausgesprochenem Gegensatz zur lutherischen Lehre und zur lutherischen Sakramentsverwaltung steht, zugelassen werden könne, in der lutherischen Gemeinde das Sakrament zu empfangen, da er nicht zur Gemeinde im höheren ökumenischen Sinne gehört. Man nahm daher an, daß nach dem ökumenischen Charakter der Lutherischen Kirche wohl Mitglieder anderer Confessionen zum Sakrament der lutherischen Gemeinde zugelassen werden könnten, sobald sie im wahren Glauben ständen, sobald sie sich der lutherischen Sakramentsverwaltung, namentlich der Beichte, unterwürfen, überhaupt, daß in einer Menge individueller Fälle die lutherische Gemeinde sie als Gäste am Tische des Herrn unter sich aufnehmen könne, nur dürfe dies niemals und keinesfalls mit zu Gunsten der anderen Confession gemachten Aufopferungen, etwa durch Abänderung der Spendeformel, oder durch Annahme eines fremdartigen Ritus, oder durch den Gebrauch von Formularen, welche die wahre Lehre der Kirche verdunkeln, verbunden werden. Man war daher auch darin ganz einstimmig, daß keinem Mitgliede einer anderen Confession die Theilnahme am Sakramente der lutherischen Gemeinde, trotz seines ausgesprochenen Gegensatzes gegen das lutherische Bekenntniß, als ein Recht seiner Confession zugestanden werden könne.

Die Versammlung legte ihre Ueberzeugung in den Sätzen nieder:

1. Die Sakramentsgemeinschaft, wie sie nach alter Praxis der Lutherischen Kirche aus seelsorgerischen Gründen von dem lutherischen Amtsträger einem Reformirten oder Unirten gewährt wird, widerspricht nicht dem Bekenntniß der Lutherischen Kirche.

2. Eine lutherische Gemeinde handelt aber wider das lutherische Bekenntniß, wenn sie dem Reformirten oder Unirten die Gemeinschaft des Altarsakramentes als ein Recht seiner Confession gewährt.

So weit standen die Principien nun einstimmig fest; es kam aber jetzt die entscheidende Frage der Anwendung; es kam darauf an, unsere bestehenden confessionellen Verhältnisse mit dem Maßstabe dieser Grundsätze zu messen, kurz und gut, es handelt sich darum, müssen die in der Landeskirche befindlichen lutherischen Gemeinden, welche der Union beigetreten sind, dem Reformirten oder Unirten die Zulassung zum Abendmahl als ein Recht seiner Confession gewähren? Wäre dies wirklich der Fall, so müßte man allerdings einräumen, daß die in der Landeskirche vorhandenen sogenannten unirte-lutherischen Gemeinden nicht mehr lutherisch wären, indem sie mit ihrem

eigenen Bekenntniß in Widerspruch ständen. Von zehn Stimmen aber gaben neun die Erklärung:

daß eine lutherische Gemeinde durch den Beitritt zur Union nicht verpflichtet sey, dem Reformirten oder Unirten die Gemeinschaft des Altarsakramentes als ein Recht seiner Confession zu gewähren.

Die durch ihren Deputirten vertretene Sächsische Minorität dissentirte, und sah in der Union, nach den Ausprüchen des Kirchenregiments, die principielle Abendmahlsgemeinschaft zwischen den einzelnen evangelischen Confessionen — ohne jedoch damit ein Urtheil abgegeben zu haben, in wie weit der Beitritt zur Union so, wie er in den einzelnen Gemeinden erklärt worden ist, als ein rechtlich gültiger Act anzusehen sey.

Es kam sodann die der Provinz Schlesien übertragene Materie zur Besprechung. Sie betraf die Handhabung des geistlichen Amtes an der lutherischen Gemeinde, namentlich die Cultusordnung gegenüber der Landeskirchlichen Agende, wobei ein Specialnachweis aller, das lutherische Bekenntniß verdunkelnden Formulare der Agende geliefert werden sollte. Die Kürze der Zeit erlaubte es nicht, diesen so wichtigen Gegenstand bis ins Einzelne eingehend zu behandeln, doch wurde einstimmig die Beibehaltung der referirenden Distributionsformel, des Ritus des Brodbrechens und mehrerer das Bekenntniß verwischender Ausdrücke in der Exhortation vor und in der Benediction nach der Abendmahlsfeier als unerträgliches Uebel bezeichnet, welches abzuthun jedes zum Vereine gehörigen Geistlichen heiligste Pflicht sey. Wiederholt wurde ausgesprochen, daß jede active oder passive Betheiligung an einem, nach agendarischem Ritus gefeierten Abendmahl eine entschiedene Verletzung des lutherischen Gewissens sey. Hierbei kam aber auch der Umstand zur Sprache, daß dem lutherischen Amte die Befugniß und Freudigkeit zur Durchföhrung des Bekenntnisses in allen Amtshandlungen vielfach noch dadurch verflummert werde, daß die Anstellungsurkunden, Vocationen und Confirmationen ihm den festen Grund und Boden des Bekenntnisses, auf dem stehend er handeln solle, schmälerten und raubten. Es ward daher beschloffen:

die Provinzialvereine bringenb zu ersuchen, auf Beseitigung der Widersprüche gegen das lutherische Bekenntniß, welche den Anstellungsurkunden ihrer Mitglieder etwa anhaften möchten, hinzuwirken.

Die den Märkern und Sachsen übertragenen Gegenstände ließen sich ziemlich schnell erledigen. Die Abgeordneten der Mark wiesen in Betreff der Stellung des Vereins zur der Frage über Proklamation und Trauung schriftwidrig geschriebener Personen auf eine nahe bevorstehende Regelung der brennenden Frage durch das Kirchenregiment selbst hin; und eine von den Sächsischen Deputirten vorgelegte Petition an des Herrn Cultusministers Excellenz, um Anstellung lutherischer Professoren in den theologischen Fakultäten und Aufrechterhaltung der confessionellen Fakultätsstatuten, wurde sofort unterzeichnet.

(Schluß folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Donnabend den 14. Juni.

N<sup>o</sup> 48.

## Gutachten des Kron-Syndikats, betreffend den Zwang evangelischer Pfarrer zur Trauung geschiedener Ehegatten.

Seine Majestät der König haben durch Allerhöchsten Erlaß vom 8. März 1856 ein rechtliches Gutachten des Kron-Syndikats über die Frage zu erfordern geruht:

Kann nach den Grundsätzen des A. L. R. ein evangelischer Pfarrer, welcher eine zu seiner pfarramtlichen Kompetenz gehörige und nach den bürgerlichen Gesetzen zulässige Trauung eines geschiedenen Ehegatten bei Lebzeiten des anderen geschiedenen Theils aus dem Grunde verweigert, weil die Scheidung nicht aus schriftmäßigen Gründen erfolgt sey, dazu dennoch gezwungen werden?

Die Allerhöchst gestellte Frage ist — wie das Kron-Syndikat rechtlich erachtet — nach den Grundsätzen des A. L. R. dahin zu beantworten:

1. Ein evangelischer Pfarrer, welcher die zu seiner pfarramtlichen Kompetenz gehörige Trauung eines geschiedenen Ehegatten bei Lebzeiten des anderen geschiedenen Theils aus dem Grunde verweigert, weil die Scheidung aus nicht-schriftmäßigen Gründen erfolgt sey, kann aus dem bloßen Grunde der bürgerlichen Zulässigkeit der Trauung zu derselben **nicht gezwungen** werden.
2. Er kann nur dann und nur insofern zur Trauung gezwungen werden, als die kompetente Behörde nach Maafgabe der Konsistorial- und Kirchen-Ordnungen und der Grundbegriffe der evangelischen Religionspartei seine Verufung auf die Unschriftmäßigkeit des Scheidungsgrundes nicht als begründet erfindet.
3. Die kompetente Behörde hierfür, wie überhaupt für jeden gegen einen Pfarrer zu übenden Zwang zur Trauung, ist die betreffende Behörde des Kirchenregiments. Die bürgerlichen Behörden und Gerichte sind unter keinerlei Umständen kompetent, einen evangelischen Pfarrer zur Trauung anzuhalten, oder wegen Verweigerung derselben zu bestrafen.

### G r ü n d e .

Für die Beurtheilung der Frage, wie sie von Seiner Königlich Majestät gestellt ist, können weder die Allerhöchste Reskriptsordre von 1846 und der Artikel 15 der Verfassungsurkunde von 1850, noch die aus dem Wesen der evangelischen Kirche

hergeleiteten Prinzipien über ihr Verhältniß zum Staate und seiner Gesetzgebung in Betracht kommen, sondern lediglich das A. L. R. Es sind aber auch nur die im Landrecht selbst enthaltenen gesetzlichen Bestimmungen und die aus diesen zu ermittelnden Grundsätze, und nicht etwa die vermuthlichen Vorstellungen und Tendenzen und letzten Absichten seiner Verfasser, nach welchen sie beurtheilt werden muß. Von diesem Standpunkte aus führt die rechtliche Prüfung zu folgenden Ergebnissen:  
I.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die evangelischen Pfarrer überhaupt und im Allgemeinen verpflichtet sind, für Ehen, welche zu ihrer pfarramtlichen Kompetenz gehören, die Trauung zu verrichten. Diese Verpflichtung entspricht der Berechtigung, welche in dem Pfarramte und der pfarramtlichen Kompetenz liegt. Der Pfarrer kann nicht die Trauung weigern aus Belieben, etwa weil der Bräutigam sein Gegner ist, oder das Brautpaar ihm nicht zusammenzupassen scheint. Und muß es, wie für die Erfüllung jedweder amtlichen Verpflichtung, so auch für diese einen Zwang geben. Das liegt in der Natur der Sache, so daß es einer besonderen gesetzlichen Bestimmung nicht bedarf. Die Frage ist nur die, ob der Umfang dieser Verpflichtung bloß von der Zulässigkeit der Ehe nach den bürgerlichen Gesetzen, oder zugleich von ihrer Zulässigkeit nach schriftmäßigen Gründen abhängt? Nun ist eine Hinweisung auf „schriftmäßige Gründe“ als Norm für den evangelischen Pfarrer zunächst im A. L. R. nicht enthalten. Aber das Landrecht weist ihn doch auf besondere kirchliche Vorschriften im Unterschiede der bürgerlichen Gesetze als Norm für seine geistlichen Amtsverrichtungen, und in diesen sind, wie nähere Betrachtung ergiebt, auch die schriftmäßigen Gründe enthalten. Nach dem Landrecht haben nämlich für die geistlichen Amtsverrichtungen des evangelischen Geistlichen die Konsistorial- und Kirchenordnungen das maßgebende Ansehen, wie für die des katholischen Priesters die Vorschriften des kanonischen Rechts:

„Die besonderen Rechte und Pflichten eines katholischen Priesters in Ansehung seiner geistlichen Amtsverrichtungen sind durch die Vorschriften des kanonischen Rechts, der protestantischen Geistlichen aber durch die Konsistorial- und Kirchenordnungen bestimmt.“ (Th. II. Tit. XI. §. 66.)

Sind hiernach die „Pflichten des evangelischen Geistlichen in Ansehung seiner geistlichen Amtsverrichtungen durch die Konsistorial- und Kirchenordnungen bestimmt“, so sind sie eben da-



mit auch durch die heil. Schrift und die schriftmäßigen Gründe bestimmt. Denn die erste und oberste Pflicht, welche die Kirchenordnungen, namentlich die Märkische von 1540 und 1573, dem Geistlichen vorschreiben und einschärfen, ist, daß er nach der heil. Schrift lehre und wandle, und die Gemeinde zu einem Wandel nach derselben anhalte.

(Corp. constit. Marchie. I. S. 12. 284. 286.)

Damit ist durch das Landrecht selbst die Möglichkeit eines Widerspruchs zwischen Zulässigkeit der Ehe nach bürgerlichen Gesetzen und Zulässigkeit derselben nach schriftmäßigen Gründen, so wie die Verpflichtung und sohin auch die Berechtigung des Geistlichen, die letzteren zur Norm zu nehmen, gesetzt. Es kommt deshalb auch gar nichts darauf an, ob das Ehescheidungsrecht der Kirchenordnung von 1573 durch das Edikt von 1782 und das Landrecht außer Kraft gesetzt ist oder nicht. Die Kirchenordnung im Ganzen, und damit die feierliche Verpflichtung des Geistlichen, die Gemeinde im Wandel nach der heil. Schrift zu befestigen, ist nicht aufgehoben, sondern durch den §. 66 des Landrechts vielmehr neu bestätigt. Wenn daher ein evangelischer Pfarrer sich darauf beruft, daß er der Gemeinde die h. Schrift und ihre Gebote rein verkünden und sie zur Erfüllung derselben anhalten müsse, deshalb eine Ehe nicht zusammenfügen könne, die nach diesen Geboten unzulässig ist, so beruft er sich damit auf eine Norm, an welche ihn das Landrecht selbst im §. 66 implicite bindet, und kann er, abgesehen davon, ob die Berufung gegründet ist oder nicht, und wer darüber Richter ist, nicht aus dem bloßen Grunde, daß die Ehe nach bürgerlichen Gesetzen zulässig sey, zur Trauung angehalten werden.

## II.

Das wird dadurch nicht aufgehoben, daß das Landrecht die Geistlichen der öffentlich aufgenommenen Kirchengesellschaften den Staatsbeamten gleichstellt.

„Die bei solchen Kirchengesellschaften zur Feier des Gottesdienstes und zum Religionsunterrichte bestellten Personen haben mit anderen Beamten im Staate gleiche Rechte.“ (Th. II. Tit. XI. §. 19.)

„Die Geistlichen der vom Staate privilegierten Kirchengesellschaften sind als Beamte des Staates der Regel nach von den persönlichen Lasten und Pflichten des gemeinen Bürgers frei.“ (Th. II. Tit. XI. §. 96.)

Hiernach werden die Geistlichen zwar allerdings „als Beamte“ und „mit anderen Beamten“ aufgeführt. Allein sie erscheinen doch jedenfalls im Landrechte als eine besondere Klasse von Beamten, denen diese Dualität nicht, wie den übrigen, schon von selbst und nach ihrem ursprünglichen Beruf, sondern durch die bestimmte Anordnung des Gesetzes und nach Maßgabe desselben zukommt, daher auch von einem besonderen rechtlichen Verhältnisse, und kann nicht schlechthin Alles, was von den Beamten gilt, auch auf die Geistlichen angewendet werden. Was namentlich das Landrecht in jenen beiden Stellen festsetzt, ist zunächst nur, daß die Geistlichen der öffentlichen Kirchen die Rechte und das öffentliche Ansehen der Beamten, und die

Freiheit von persönlichen Lasten und Pflichten des gemeinen Bürgers haben sollen. Dem entsprechend wurde denn auch zwar nicht eine Gleichheit, aber doch eine Analogie in den pragmatischen Rechten und der dienstlichen Behandlung für Geistliche und Staatsbeamte festgehalten,

Suarez in v. Kampß Jahrbücher Bd. 41. S. 177, und wurden ferner in diesem Hinblick den Geistlichen einzelne administrative Anordnungen zur Ausführung aufgetragen, wie z. B. Aufnahme der Populationslisten, der Listen für Militäraushebung u. dgl., — ein Verfahren, das schon vor dem Landrecht und zwar in ausgebreitetem Umfang üblich war.

v. Mühler, Geschichte der evang. Kirchenverfassung in der Mark Brandenburg, S. 252.

Daß sie die bürgerlichen Gesetze zu beobachten und anzuwenden haben, soweit dieselben die Vorbedingungen für ihre Amtsfunktionen feststellen, z. B. die Ehehindernisse, versteht sich von selbst.

Dagegen eine Gleichstellung der Art, daß die Geistlichen die Vollziehung der bürgerlichen Gesetze selbst zu ihrem Amtsberuf hätten, und deshalb keinem Gesetze die Vollziehung versagen könnten, gleichwie ein Beamter das nicht kann, enthält das Landrecht nicht. Das zeigen schon die ganz verschiedenen Definitionen, die es von den Beamten und die es von den Geistlichen giebt:

„Militair- und Civilbediente sind vorzüglich bestimmt, die Sicherheit, die gute Ordnung und den Wohlstand des Staats unterhalten und befördern zu helfen.“ (Th. II. Tit. X. §. 1.)

„Diejenigen, welche bei einer christlichen Kirchengemeinde zum Unterricht in der Religion, zur Beforgung des Gottesdienstes und zur Verwaltung der Sakramente bestimmt sind, werden Geistliche genannt.“ (Th. II. Tit. XI. §. 59.)

Denn nur aus jenem Begriff, nicht aber aus diesem, folgt die Verpflichtung zur durchgängigen und unbedingten Ausführung der Staatsgesetze. Dann besteht eben der rechtliche Unterschied, daß das Landrecht die Beamten als Norm ihrer Amtsführung auf die Amtsinstruktionen (Th. II. Tit. X. §. 85), die evangelischen Geistlichen dagegen auf die Kirchenordnungen und dadurch mittelbar auf die heilige Schrift verpflichtet, und das ist es grade, worauf es hier ankommt wodurch eben die Möglichkeit eines Konflikts mit dem bürgerlichen Gesetz begründet ist. Insbesondere aber kann von der Trauung nicht bezweifelt werden, daß sie zu den geistlichen Amtsverrichtungen des Geistlichen gehört und nicht eine staatsamtliche Funktion ist.

## III.

Ein erheblicher Zweifel, ob nicht der evangelische Pfarrer ohne alle Rücksicht auf schriftmäßige Gründe unbedingt zur Trauung anzuhalten sey, wo immer die Ehe nach bürgerlichen Gesetzen zulässig ist, ergiebt sich lediglich aus der Bestimmung des Landrechts:

„Eine vollgültige Ehe wird durch die priesterliche Trauung vollzogen.“ (Th. II. Tit. I. §. 136.)

Wenn nämlich die nach bürgerlichen Gesetzen zulässige Ehe



nicht anders als durch die Trauung geschlossen werden kann, und es dem Pfarrer aus schriftmäßigen Gründen zusteht, die Trauung zu versagen, so ist die Folge, daß eine Ehe ungeachtet ihrer bürgerlichen Zulässigkeit dennoch nicht zu Stande kommen kann. Es ist die Freiheit und Befugniß zu solchen Ehen, welche das Gesetz den Unterthanen gewährt, durch die Weigerung des Pfarrers illusorisch. Die unbedingte Verpflichtung des Pfarrers zur Trauung und ihre Erzwingbarkeit ist demnach die Bedingung und das Postulat für die Verwirklichung des bürgerlichen Ehegesetzes. Allein daraus, daß das Gesetz zu seiner sicheren und ausnahmslosen Verwirklichung unbedingte Pflicht und Zwang für den Pfarrer hätte vorschreiben müssen, folgt noch nicht, daß es sie wirklich vorgeschrieben hat. Eine solche Vorschrift, nach der ein Geistlicher unter allen Umständen gezwungen werden soll, eine kirchliche Handlung zu leisten, auch da, wo sie den gesetzlich anerkannten kirchlichen Normen und Pflichten widerstreitet, versteht sich nicht stillschweigend; dazu hätte es einer ausdrücklichen Festsetzung derselben bedurft, und eine solche Festsetzung findet sich eben nicht im Allgemeinen Landrecht.

Es ist das aber auch gar nicht ein innerer Widerspruch des Gesetzes mit sich selbst. Denn damit, daß das bürgerliche Gesetz die Zulässigkeit einer Ehe erklärt, erklärt es noch nicht nothwendig ihre Gewährleistung, wie das ja eben das Beispiel der Katholiken bestätigt, für welche das Landrecht geradezu diese Ehen gestattet, und es dennoch ihnen selbst überlassen muß, wie sie zur Schließung derselben gelangen mögen. Die Absicht der Verfasser des Landrechts war es ohne Zweifel, daß die Unterthanen, und namentlich die evangelischen Unterthanen, solche bürgerlich zulässige Ehen auch wirklich und sicher schließen könnten. Aber das Mittel hiefür, eine Festsetzung des Zwanges für den Geistlichen, wurde eben doch nicht gewählt, und das erklärt sich auch genügend daraus, daß man die Möglichkeit einer Weigerung von Seiten des evangelischen Pfarrers gar nicht voraussetzte und nach damaligem Zustande voraussetzen nicht Grund hatte. Es fand nach dem damaligen Stand der Kirche und Theologie Niemand einen Widerspruch zwischen den Ehescheidungsgesetzen des Landrechts und der heiligen Schrift. Ja selbst wenn die Verfasser des Landrechts an die Möglichkeit einer Weigerung gedacht hätten, so ist es erst noch die Frage, ob sie als Auskunft dagegen wirklich den Zwang, und nicht vielmehr die bürgerliche Eheschließung verordnet hätten, wie ja auch Friedrich II., da seine Verordnung über das Eheverbot wegen Verwandtschaft bei evangelischen Geistlichen Weigerung fand, nicht den Zwang, sondern die bürgerliche Eheschließung befahl. Es ist demnach die Schlußfolgerung juristisch durchaus nicht begründet, daß, weil der unbedingte Zwang des Pfarrers, für alle gesetzlich zulässigen Ehen die Trauung zu verrichten, das einfachste Mittel der Gewährleistung dieser Ehen wäre, um deswillen dieser Zwang als im Gesetz vorgeschrieben betrachtet werden müsse.

Ueber dem Allen aber ist sogar ausdrücklich im Landrecht ausgesprochen, daß der Staat den Mitgliedern einer Kirche die

Religionshandlungen derselben nicht weiter gewährleistet, als sie nach der Ordnung der Kirche selbst zulässig sind:

„Die weltlichen Mitglieder einer Kirchengesellschaft haben das Recht, sich der Anstalten der Gesellschaft zu ihren Religionshandlungen zu bedienen. Sie müssen sich aber dabei den bei dieser Gesellschaft eingeführten Ordnungen und Verfassungen unterwerfen.“ (Th. II. Tit. XI. §§. 108. 109.)

#### IV.

Es muß auch als eine Bestätigung dessen angesehen werden, was für die katholischen Geistlichen im A. L. R. bestimmt und dann im Anhang zur Gerichtsordnung noch vollständiger festgesetzt ist:

„Wenn ein katholischer Pfarrer Anstand nimmt, eine Ehe, welche nach den Landesgesetzen erlaubt ist, um deswillen, weil die Dispensation der geistlichen Oberen nicht nachgesucht oder versagt worden, durch Aufgebot und Trauung zu vollziehen, so muß er sich gefallen lassen, daß diese von einem anderen Pfarrer verrichtet werden.“

„Das Landes-Justiz-Kollegium ist in einem solchen Falle sowie auch alsdann schon, wenn der katholische Pfarrer das Aufgebot aus einem solchen Grunde versagt, wohl befugt, bei dem einem anderen Pfarrer, allenfalls auch von einer verschiedenen Religionspartei, aufzutragen.“ (A. L. R. Th. II. Tit. XI. §§. 442. 443.)

„In allen Fällen, wo sich katholische Eheleute mit ihren Ehescheidungsklagen bei den Gerichten melden, muß ihnen gleich bei Einleitung des Prozesses bekannt gemacht werden: daß zwar ihre Klagen blos nach den Vorschriften der Allgemeinen Landesgesetze geprüft werden würden, und wenn sie hiernach gegründet befunden werden sollten, alsdann die Trennung der Ehe mit allen bürgerlichen Wirkungen erfolgen werde, auch es lediglich ihrem Gewissen überlassen bleibe, inwiefern sie davon zur Vollziehung einer zweiten Ehe Gebrauch machen wollen; daß aber, wenn bei erfolgter Wiederverheirathung die katholischen Geistlichen aus den Grundsätzen ihrer Religion Veranlassung nehmen sollten, ihnen die Sakramente zu versagen, solche zu deren Verabreichung nicht angehalten werden könnten; sowie denselben auch nicht zugemuthet werden könne, eine von ihnen einzugehende zweite Ehe durch die Trauung zu vollziehen.“ (Anhang zur Allg. Gerichtsordnung §. 287.)

Ein argumentum a contrario, daß, weil die katholischen Geistlichen von Verpflichtung und Zwang ausdrücklich ausgenommen sind, die evangelischen unter Verpflichtung und Zwang stehen, kann daraus nicht entnommen werden. Wohl wenn zum §. 136 des I. Tit. II. Th., der da sagt: „eine vollgültige Ehe wird durch die priesterliche Trauung vollzogen,“ hinzugefügt wäre: „der katholische Priester kann zu dieser Trauung nicht gezwungen werden,“ so würde man mit Recht schließen, die Ausnahme für den katholischen Pfarrer bekräftige die Regel für den evangelischen. Dagegen die Bestimmungen, wie sie hier vorliegen, lassen keinen Schluß auf das Gegentheil für den evangelischen Pfarrer zu. Die Bestimmung in dem Anhang zur Gerichtsordnung hat ihren



historischen Ursprung in einem Verhältniß, bei welchem an die evangelischen Geistlichen gar nicht gedacht werden konnte. In den neu erworbenen Landestheilen, in welchen die katholische geistliche Gerichtsbarkeit garantirt war, entstand nämlich die Frage, ob nicht die katholischen Gatten mittelst Prorogation den weltlichen Richter angehen können. Das wurde durch Staatsraths-Circular von 1790 und 1802 für zulässig erklärt, aber für einen solchen Fall dann jene Belehrung an die katholischen Gatten für nothwendig erklärt, die von dort aus nachher in die Allg. Gerichtsordnung aufgenommen wurde.

Sinshius juristische Wochenschrift u. Erster Jahrg. S. 141.

Aber auch die ausschließliche Erwähnung des katholischen Pfarrers in §§. 442 und 443 des A. L. R. hat ihre Erklärung nicht nothwendig darin, daß dem evangelischen Pfarrer die Weigerung nicht verstatet, sondern, wie schon erwähnt, eben so einfach darin, daß sie von ihm nicht vorausgesetzt wird. Wenn demnach überall die Nichterwähnung des evangelischen Geistlichen sich leicht und einfach aus anderen Gründen erklärt, als den, daß für ihn das Gegentheil gelten solle, so besteht auch kein *argumentum a contrario*.

Dagegen aber bieten diese Stellen vielmehr ein Argument für den evangelischen Geistlichen. Es findet sich nämlich im A. L. R. eine durchgängige Gleichstellung des evangelischen Pfarrers mit dem katholischen in allen rechtlichen Grundsätzen. Die Definition des Geistlichen wird für beide gleich gegeben (Th. II. Tit. XI. §. 59). Die Gründe der Amtsentsetzung werden für beide gleich bestimmt (ebendasselbst §. 103). Wie der katholische Geistliche für seine geistlichen Amtsverrichtungen an die Vorschriften des kanonischen Rechts gewiesen wird, so der evangelische Geistliche an die Kirchenordnungen; wie der katholische Geistliche besonderen kirchlichen Behörden an den Bischöfen untergeben wird, so der evangelische Geistliche an den Konsistorien. Nach dieser rechtlichen Gleichstellung ist zu schließen, daß, wenn thatsächlich dasselbe für den evangelischen Geistlichen eintreten sollte, was damals nicht erwartet wurde, auch die rechtliche Entscheidung für ihn keine andere sein kann, als für den katholischen.

Uebrigens ist es von entscheidendem Gewicht, daß die §§. 442 und 443 gar nicht einmal aussprechen, daß der katholische Geistliche, wenn er aus kirchlichen Gründen die Trauung verweigert, nicht gezwungen werden soll, sondern lediglich die in diesem Fall zu treffende Auskunft angeben. Es ist das ein Beweis, daß das A. L. R. überhaupt die Möglichkeit eines Zwanges in solchem Fall gar nicht voraussetzt, daß es keinesweges den Zwang als die nothwendige und natürliche Folge seiner Ehegesetze und des Erfordernisses der Trauung für gültige Vollziehung der Ehe betrachtet. Die Unerzwingbarkeit versteht sich also nach dem A. L. R. von selbst und bedurfte keiner besonderen Festsetzung, und nur das bedurfte einer besonderen Festsetzung, daß dem Geistlichen, der die Trauung verweigert, in die pfarramtliche Kompetenz eingegriffen werden dürfe. Ebenso enthält auch das Staatsraths-Circular von 1802 und dem entsprechend der Anhang zur Allgemeinen Gerichtsordnung nicht eine Festsetzung, daß der

katholische Geistliche nicht gezwungen werden könne, sondern blos die Anweisung, daß die Parteien über diesen schon von selbst bestehenden Grundsatz Belehrung erhalten sollen. Daraus geht hervor, daß die Nichtunerzwingbarkeit einer aus kirchlichen Gründen verweigerten Trauung die allgemeine Voraussetzung des Landrechts ist, und diese muß dann für den evangelischen Geistlichen, wenn sie eintritt, eben so gelten, wie für den katholischen.

## V.

Wenn also die Allerhöchst gestellte Frage aus den Bestimmungen des Landrechts zu beantworten gesucht wurde, so kann doch zu ihrer sicheren Beurtheilung die Geschichte bis auf das Landrecht nicht außer Acht gelassen werden, als aus welcher erst die Stellung, welche dasselbe als bürgerliche Gesetzgebung zur Kirche einnimmt, vollständig erhellt. Früher bestand in diesen Landen, wie überall, für die Ehefachen der Evangelischen eine rein kirchliche Gesetzgebung an den Kirchenordnungen und eine kirchliche Gerichtsbarkeit an den Konsistorien. Durch das Edikt von 1748 wurde die kirchliche Gerichtsbarkeit aufgehoben und die Ehefachen dem Kammergericht überwiesen. In dem Edikt von 1782 wurde auch ein bürgerliches Ehescheidungs-gesetz gegeben, das dann mit einigen Modifikationen in das Landrecht überging. Da ist denn die entscheidende Frage: ist dieses bürgerliche Ehegesetz von 1782 und mittelst desselben das Landrecht in seiner Ehegesetzgebung an die Stelle der Ehegesetzgebung der Kirchenordnungen getreten? Verhält sich die Evangelische Kirche und Geistlichkeit gerade so zu ihm, wie früher zu den Kirchenordnungen? — Wenn dieses der Fall ist, so sind die Geistlichen offenbar gehalten, es unbedingt anzuerkennen und zu beobachten, und trifft sie bei Weigerung die Strafe des §. 103 des XI. Titels.

Allein die Frage muß entschieden verneint werden. Das Edikt von 1782 und demgemäß das Landrecht in seinen Ehegesetzen ist nicht Successor der Kirchenordnungen und will es nicht seyn. Es ist ein Gesetz ganz anderer Art als diese. Es ist nicht Ausfluß des landesherrlichen Kirchenregiments, sondern der landesherrlichen Staatsgewalt, und es soll nicht ein Gesetz für die Evangelischen seyn, sondern für die Preussischen Unterthanen (Katholiken, Protestanten, Mennoniten, Juden u. s. w.)

Es kann darum schon ein Zweifel erhoben werden, ob nur die Ehescheidungs-gesetzgebung der Kirchenordnungen durch das Edikt von 1782 aufgehoben ist. Eine ausdrückliche Aufhebung derselben enthält das Edikt nicht. Es enthält nur die Schluß-klausel:

„Wir befehlen demnach hierdurch allen Ober- und Untergerichten in unsern sämmtlichen Landen, auch sonst jedermännlich, sich nach dieser neuen die Ehescheidungen betreffenden Verordnung, in allen vorkommenden Fällen, gebührend zu achten.“ (Folgen dann die Bestimmungen über den Zeitpunkt der Anwendung.)

Durch dieses Gebot allgemeiner Befolgung, welches das Edikt für seine eigenen Bestimmungen giebt, kann man nun argumentiren, ist ein Gesetz ganz anderer Art und für ein anderes Reich, wie die Kirchenordnung, nicht außer Kraft gesetzt. Das

**Beilage.**



Edikt ist publizirt als eine Norm für die Gerichte, nicht als eine Norm für die Kirche und Geistlichkeit. Durch seine allgemeine Einschärfung für „jedermanniglich“ ist doch nicht das kanonische Recht für die Katholiken außer Kraft gesetzt; nicht die discipline ecclesiastique für die Reformirten außer Kraft gesetzt, so daß diese etwa nicht gegen ihre Mitglieder, wenn sie gegen die discipline von der bürgerlichen Ehescheidung Gebrauch machen, die Sakramente versagen dürften; nicht das jüdische Ehegesetz außer Kraft gesetzt, so daß, wenn etwa ein Rabbiner zufolge desselben eine bürgerlich zulässige Eheschließung versagt, er dazu gezwungen werden könnte. Danach dürfte denn auch den Konsistorien, die gegenwärtig die Ehescheidungsgesetzgebung der Kirchenordnung von 1573 zum Maasse nehmen, wenn sie über Trauungsverweigerung der Pfarrer entscheiden, nicht vorgeworfen werden, daß sie eine Norm anrufen, die rechtlich gar nicht mehr existirt.

Wenn aber auch wirklich die Ehescheidungsgesetzgebung der Kirchenordnungen durch das Edikt von 1782 rechtlich gar nicht mehr besteht, so bestehen doch die Kirchenordnungen selbst mit ihren allgemeinen Verpflichtungen rechtlich fort, wie sie das Landrecht selbst ja bestätigt, und daher das bindende Ansehen der heiligen Schrift und ihrer Gebote auch bezüglich der Ehescheidungen als Norm für die Ausführung des Pfarrers. Mit anderen Worten: die Kirchenordnungen sind doch auch bezüglich der Ehescheidung nur in soweit aufgehoben, als sie rechtliche kirchliche Gesetze verkünden, nicht aber insofern sie die Unzulässigkeit gewisser Ehescheidungen und Ehen als göttliche Anordnung, als evangelische Glaubenslehre bezeugen.

Ferner wenn auch wirklich die Ehescheidungsgesetzgebung der Kirchenordnungen rechtlich nicht mehr besteht, so ist doch das Edikt von 1782 und das Landrecht in ihre Stelle eingetreten. Dieses hat nicht den Charakter einer Kirchenordnung und ist nicht in der Art wie eine Kirchenordnung bindend. Der Kirchenordnung gegenüber war eine Berufung auf die heilige Schrift nicht wohl zulässig, weil sie eben selbst sich als Ausspruch der Evangelischen Kirche über den Sinn der heiligen Schrift ankündigt. Aber dem Landrecht gegenüber, das sich selbst als rein bürgerliches Gesetz nach rein bürgerlichen Rücksichten ankündigt, ist eine solche Berufung zulässig.

Im Geiste der Zeit und der Richtung, welcher das Landrecht angehört, lag es allerdings nahe, die Evangelische Kirche bloß als eine moralische Bildungsanstalt des Staates aufzufassen, so daß die Staatsgesetze eben damit auch Gesetze für die Kirche sind, es besondere Gesetze für die Kirche nicht giebt, und daß die Geistlichen Staatsbeamte für ihr Bereich sind, gleichwie Direktoren und Professoren anderer Bildungsanstalten. Allein so nahe der Gedanke eines solchen völligen Aufgehens der Evangelischen Kirche im Staate nach dem Geiste der Zeit sich darbot, so liegt er eben doch den gesetzlichen Bestimmungen des Landrechts wirklich nicht zu Grunde. Einzelne Züge der Annähe-

rung an denselben finden sich wohl in dem Gange der Legislation von 1748 bis zum Landrecht. Der stärkste derselben ist, daß durch das Edikt von 1748 die Bestrafung der Geistlichen wegen Verletzung ihrer kirchlichen Amtspflichten den bürgerlichen Gerichten übergeben ist. Aber im Ganzen und Wesentlichen behandelt die Legislation auch in dieser Periode und behandelt namentlich das Landrecht die Kirche doch als etwas Spezifisches, vom Staate Verschiedenes. Das erhellt ganz unzweideutig daraus, daß die evangelischen Geistlichen an eine spezifisch kirchliche Glaubenslehre gebunden, spezifisch kirchlichen Ordnungen und spezifisch kirchlichen Behörden untergeben sind (Th. II. Tit. XI. §. 73. §. 66. §. 143.), und alles das in durchgängiger Parallele mit der Geistlichkeit der Katholischen Kirche, von der doch gewiß nicht behauptet wird, daß sie nach dem Allg. L. R. im Staate aufgehe. Ja selbst jene Kompetenz der bürgerlichen Gerichte zur Bestrafung der Amtsübertretungen der Geistlichen hat sofort wieder Modifikationen im kirchlichen Charakter erhalten. Nach dem Edikt vom 16. Mai 1760 nämlich liegt es doch wieder allein den Konsistorien ob, gegen die Geistlichen wegen Verletzung der Amtspflichten einzuschreiten. Sie müssen allerdings bei geringen Strafen den Refurs an das Justizkollegium zulassen, und bei schweren Strafen die Sache sofort an dieses übergeben. Aber die bürgerliche Behörde kann doch nicht gegen das Amtsvergehen des Geistlichen selbst einschreiten, sondern muß abwarten, daß es durch die geistliche an sie gebracht wird, im Unterschiede der Kriminalverbrechen (die Leib- und Lebensstrafe nach sich ziehen), bei denen das bürgerliche Gericht einschreitet und die Thätigkeit des Konsistoriums ausgeschlossen ist. (Nov. Corp. Const. II. p. 419.)

Durch das Landrecht selbst ist der Wirkungskreis der Kirchenbehörde noch dahin erweitert, daß die Konsistorien auch bei der schweren Strafe der Amtsentsetzung selbst erkennen, und nur die Berufung an das Gericht freisteht Th. II. Tit. XI. §. 532). Es ist demnach juristisch durchaus unzulässig, aus der allgemeinen Tendenz der Zeit nach völliger Territorialisirung der Kirche den Ehegesetzen des Landrechts den Charakter kirchlicher Gesetze und den Geistlichen als Exekutoren dieser Gesetze beizulegen, da die positiven Bestimmungen des Landrechts solche Territorialisirung nicht enthalten.

## VI.

Wenn aus diesem allen sich ergibt, daß nach Grundsätzen des Allg. L. R. der evangelische Pfarrer nicht für jede Ehe schlechthin um deswillen, weil sie nach den bürgerlichen Gesetzen zulässig ist, zur Trauung gezwungen werden kann, sondern eine Weigerung der Trauung aus Gründen der kirchlichen Unzulässigkeit („aus schriftmäßigen Gründen“) statthaft ist; so liegt doch darin mit nichten, daß der evangelische Pfarrer die Trauung beliebig und nach seiner bloßen persönlichen Ansicht über die schriftmäßige Zulässigkeit verweigern kann. Eben die Bestimmungen



des Landrechts in welchen die Statthastigkeit einer solchen Weigerung begründet ist, geben ihr auch Gränze und Maaß. Daß der Geistliche an die Grundbegriffe seiner Religionspartei gebunden, daß der evangelische Geistliche den Kirchenordnungen verpflichtet ist, das allein berechtigt ihn, in Berufung auf die heilige Schrift die Trauung zu versagen. Eben danach aber sind es die Grundbegriffe seiner Religionspartei und sind es die Aussprüche der Kirchenordnungen über Sinn und richtige Anwendung der heiligen Schrift, an welchen zu erproben ist, ob seine Berufung Grund hat oder nicht. Das Urtheil darüber aber steht nach den Grundsätzen des Landrechts — eben so wie nach den allgemeinen des evangelischen Kirchenrechts — dem Kirchenregimente zu: vorerst den Konsistorien, in letzter Instanz dem höchsten Träger des Kirchenregiments in Berathung seiner obersten Behörde.

In wiefern nun die evangelischen Konfessionen („Grundbegriffe der Religionspartei“) und die Kirchenordnungen wirklich eine feste Norm geben, um über die Statthastigkeit der Weigerung zu urtheilen, und ob gegen einen Geistlichen einzuschreiten ist, wo diese Norm sich etwa als schwankend herausstellen sollte, das ist eine Frage des innern protestantischen Kirchenrechts; eine Frage der Anwendung der Quellen, auf welche das Landrecht verweist, die deshalb im Landrecht selbst ihre Entscheidung nicht finden kann. Das aber steht fest, daß das Kirchenregiment für sein eigenes Urtheil über die Weigerung des Geistlichen nicht an die bürgerlichen Ehegesetze, sondern an die heilige Schrift selbst und resp. ihre Auslegung in den vom Landrecht bezeichneten Quellen (Bekanntnisse und Kirchenordnungen) gewiesen ist. Es war deshalb schon nach den Grundsätzen des Landrechts, auch wenn keine Allerhöchste Kabinetsordre von 1846 existirte, der evangelische Oberkirchenrath berechtigt, in seinem Reskript vom 15. Juli 1852 auszusprechen, wie allerdings der Fall eintreten könne, „daß einer vom Gesichtspunkte des bürgerlichen Rechts aus zulässigen Ehe der Abschluß auf dem Boden der Kirche versagt wird, weil sie dem Evangelium widerstreitet.“ Die Berufung auf die Allerhöchste Kabinetsordre von 1846 in diesem Reskripte ist eine Legitimation nicht gegenüber dem bürgerlichen Gesetz, sondern gegenüber der Kirche selbst, daß die Kirchenbehörde hierin unter Genehmigung und in Ermächtigung des obersten Trägers und Kirchenregiments handelt.

#### VII.

Die Frage, ob der evangelische Pfarrer zur Trauung, wenn er sie aus Gründen der heiligen Schrift verweigert, gezwungen werden kann, erhält ihre volle Klarheit erst durch die Erörterung darüber, welcher Behörde die Anwendung dieses Zwanges überhaupt, und auch bei Weigerung der Trauung ohne alle Berufung auf die heilige Schrift, nach dem Landrecht zusteht. Da die Trauung unstreitig zu den geistlichen Amtsverrichtungen des Pfarrers gehört, und unzulässige Verweigerung derselben nicht eine Verletzung seiner bürgerlichen oder staatsamtlichen, sondern seiner geistlichen Amtspflichten ist, so kann die Anwendung des Zwanges gegen ihn nur der Behörde zukommen, die ihn über-

haupt zur Erfüllung seiner geistlichen Amtspflichten anzuhalten hat. Als solche ist nun schon im Landrecht selbst keine andere bezeichnet, als das Konsistorium (Th. II. Tit. XI. §. 143.) und das dazu verordnete Departement des Ministeriums (§. 143.). Diesem hätte es nach damaliger Organisation der Kirche zugestanden, den Geistlichen zur Trauung aufzufordern, widrigenfalls zu prozessiren und seines Amtes zu entsetzen (Th. II. Tit. XI. §§. 532—534), und erst für den Fall der Berufung wäre das Justizkollegium kompetent geworden. Ging das Konsistorium nicht vor, so konnte das Justizkollegium nicht von Amtswegen und auf Anrufen des betheiligten Paares einschreiten. Allein es kommt nach Grundsätzen des Landrechts selbst nicht darauf an, welches damals und nach seinen Anordnungen die kompetente Behörde war, sondern welche es zur Zeit des vorkommenden Falles, also gegenwärtig ist. Gegenwärtig aber ist es lediglich das Konsistorium und der evangelische Oberkirchenrath. Es geht daraus hervor, daß bei einer Trauungsweigerung, sey es mit, sey es ohne Grund, nicht auf dem Wege des bürgerlichen Verfahrens durch Erhebung einer Anklage vor dem bürgerlichen Gericht gegen den Pfarrer eingeschritten werden kann, sondern nur durch Anrufung der Kirchenbehörden auf dem Wege des Disciplinarverfahrens, wie es für alle Amtsverletzungen der Geistlichen vorgeschrieben ist. So wenig als der Geistliche wegen willkürlicher Verweigerung der Taufe und des Abendmahls vor das bürgerliche Gericht gestellt werden kann, eben so wenig wegen Verweigerung der Trauung. Daß der Trauung bürgerliche Wirkungen anhängen, kann hierin keinen Unterschied begründen; die Trauung hört dadurch nicht auf, eine geistliche Amtsverrichtung zu seyn. — Das findet auch seine deutliche Bestätigung in Th. II. Tit. XX. §§. 499—504 des Allg. L. R.; denn hier sind die Fälle, in welchen die Verletzung einer geistlichen Amtspflicht zugleich als Verletzung des bürgerlichen Gesetzes anzusehen ist, und deshalb die Bestrafung dem bürgerlichen Richter zusteht, vollständig aufgeführt, und findet sich darunter insbesondere der Fall der Vornahme einer Trauung gegen die gesetzlichen Hindernisse. Aber die Verweigerung einer gesetzlich zulässigen Trauung findet sich nicht unter diesen Fällen.

Es stellt sich also als das ordnungsmäßige Verfahren nach den Grundsätzen des Landrechts Folgendes heraus: Wenn der evangelische Pfarrer unter Berufung auf Gründe der heiligen Schrift die Trauung verweigert, so ist darob das Konsistorium anzugehen, daß es ihn zur Trauung anhalte. Vom Konsistorium geht die Berufung an den evangelischen Oberkirchenrath, und gegen diesen bleibt nur die Beschwerde bei Seiner Majestät dem Könige übrig. Konsistorium und Oberkirchenrath haben die Weigerung des Geistlichen nach Maaßgabe der Kirchenordnungen und resp. nach Maaßgabe der in den Kirchenordnungen anerkannten evangelischen Glaubenslehre zu beurtheilen. Dagegen von der bürgerlichen Behörde und bloß um der bürgerlichen Zulässigkeit der Ehe willen kann der evangelische Pfarrer zur Trauung nicht gezwungen werden.



Aus diesen Erwägungen hat das Kron-Syndikat sein oben dargelegtes rechtliches Erachten gefaßt.

Sowohl das Gutachten als die Gründe wurden von 11 unter den 13 sämmtlich anwesenden Mitgliedern des Kron-Syndikats in durchgängiger Uebereinstimmung votirt. Dagegen sind 2 Mitglieder, hiervon abweichend, der Ansicht, daß nach den Grundsätzen des Landrechts der evangelische Geistliche zur Trauung jedweder bürgerlich zulässigen Ehe unbedingt, und ohne daß dagegen eine Berufung auf die heilige Schrift statthast sey, gezwungen werden könne, zwar nicht durch den bürgerlichen Richter, aber doch durch die kirchliche Behörde, die ihrerseits auch wieder diesen Zwang anzuwenden unbedingt verpflichtet sey. Sie stützen diese Ansicht auf die Momente, welche bereits in der Ausführung des Kron-Syndikats Nr. I—VII. als Gründe des Zweifels gewürdigt, aber auch als ungeeignet, die Entscheidung zu geben, aufgezeigt sind. Vorzüglich legen sie Gewicht auf das, was über den „Geist der Zeit und der Richtung, welcher das Landrecht angehört“ unter Nr. V. ausgeführt ist; denn danach widerstreite es dem ganzen Streben der Gesetzgeber, daß es von dem Geistlichen abhängen solle, ob eine Ehe, welche das bürgerliche Gesetz für erlaubt erklärt, wirklich geschlossen werden könne. Nicht minder legen sie Gewicht auf die in Nr. IV. angezogenen §§. 442 und 443, aus welchen klar erhellet, daß das Landrecht die Vollziehung aller von ihm erlaubten Ehen den Unterthanen versichern wolle. Allein nach unbestreitbaren Grundsätzen juristischer Auslegung kann nicht das entscheiden, was die Richtung der Zeit, was das Streben (die Tendenz) der Verfasser des Gesetzes war, sondern nur das, was in dem Gesetze selbst bestimmt verordnet ist, und, wie schon ausgeführt, enthält das Landrecht keine Verordnung für den Fall, daß die evangelischen Geistlichen kraft einer von ihm selbst sanctionirten Rechtsnorm (§. 66.) die Trauung versagen, und kann daher eine solche aus den Tendenzen der Zeit und dem, was die Gesetzgeber, wenn sie den Fall vorhergesehen, wahrscheinlich verordnet haben würden, nicht supplirt werden. Ueberdies bestand nicht einmal bei den Verfassern des Landrechts, namentlich bei Suvarez, eine Neigung, Zwang gegen Gewissensbedenken zu üben, oder eine Tendenz, die Geistlichen grundsätzlich und durchgreifend von ihrer Verpflichtung gegen die heilige Schrift und die Dogmen und Kirchenordnungen zu lösen und bloß unter die bürgerliche Ordnung zu stellen. Auch aus den §§. 442 und 443 erhellt keinesweges, daß das Landrecht den Unterthanen die Vollziehung der von ihm gestatteten Ehen unbedingt versichern wolle, indem es durch dieselben bei Weigerung des katholischen Geistlichen die Landes-Justiz-Kollegien nur als „wohl befugt“, nicht aber als verpflichtet erklärt, einen anderen Geistlichen die Trauung aufzutragen, und indem es keine Bestimmung trifft, was geschehen soll, wenn auch der Geistliche einer andern Religionspartei, der doch gewiß keine Verpflichtung zur Trauung hat, dieselbe verweigert.

Die beiden abweichenden Votanten bezogen jedoch ihr Votum

bloß auf die Beurtheilung vom Standpunkte des Landrechts und konformiren sich dem Gutachten des gesammten Kron-Syndikats, insofern auch die neuere Legislation, namentlich seit der Verfassung von 1850, zum Standpunkte der Beurtheilung genommen werde. Es wurde nämlich ausgeführt, daß nach dem Art. 15 der Verfassungsurkunde „die evangelische Kirche ihre Angelegenheiten selbstständig verwaltet,“ daß nach Anordnung des Königl. Staatsministeriums die evangelischen Geistlichen den von allen Staatsbeamten geforderten Eid auf die Verfassung nicht leisten (Aktenstücke aus der Verwaltung der Abtheilung des Ministeriums der geistlichen Angelegenheiten für die innern evangelischen Kirchensachen; 1850. S. 17), daß nach Allerhöchstem Reskript an die evangelische Abtheilung im geistlichen Ministerium vom 8. April 1850 in der Eidesformel für die evangelischen Geistlichen an der Stelle, welche lautet: „sowie es einem Diener der christlichen Kirche und des Staats geziemt,“ die Worte: „und des Staats“ weggelassen (ebendas. S. 55).

Nach diesen neueren Bestimmungen, das werde auch von ihnen zugestanden, könne ein Zwang gegen den Geistlichen zur Trauung nicht mehr als statthast erscheinen.

In Beziehung auf die Sätze des Gutachtens, wie sie unter 1—3. aufgestellt sind, selbst, wenn man von der Ueberschrift: „nach den Grundsätzen des A. L. R.“ und von den nachher ausgeführten Gründen absieht, also in der praktischen Beantwortung der Allerhöchst gestellten Frage ist demnach das gesammte Kron-Syndikat einstimmig.

In anderer Hinsicht wurde das Folgende bemerkt:

„Es werde zwar anerkannt, daß das A. L. R., so wenig es die Möglichkeit einer Weigerung von Seiten der evangelischen Pfarrer unterstellt, eben so wenig, bei dennoch erfolgter Weigerung, einen Zwang gegen den betreffenden Pfarrer zuge lassen habe. Indessen könne mit diesem Anerkenntniß die Sache für erschöpft nicht erachtet werden. Es müsse vielmehr gleichzeitig anerkannt werden, daß die Bestimmung des §. 136. Th. II. Tit. I. A. L. R., welche die Gültigkeit der Ehe von der priesterlichen Trauung abhängig mache, eine Modifikation erheische; das bürgerliche Recht sey lückenhaft, wenn es auf die Erzwingbarkeit der kirchlichen Trauung verzichte, dieselbe aber für eine nothwendige Bedingung jeder bürgerlich zulässigen Ehe erkläre. Gebe man zu, daß zur Zeit der Emanation des Landrechts zwar kein Grund, die Möglichkeit einer Weigerung anzunehmen, vorhanden gewesen, daß dieser Zustand aber im Laufe der Zeit ein anderer geworden sey, so müsse man im Interesse des bürgerlichen Rechts die Frage nur in diesem Zusammenhange auffassen, und an das Anerkenntniß der freieren Stellung der evangelischen Geistlichen die gleichzeitige Forderung einer Ausfüllung der angedeuteten Lücke knüpfen. Die nöthige Abhülfe könne alsdann nur in der Zulassung der Civilehe gefunden werden. Es lasse sich nicht einwenden, daß es den zu der neuen Ehe schreitenden Ehegatten frei stehe, aus der Kirche auszutreten und auf Grund des §. 16 der Verordnung vom 30. März 1847 sich zum Zwecke der bürgerlichen Trauung an den Richter zu wenden; denn ein solcher Zwang, die Kirche zu verlassen, sey den Ehegeschlossenen gegenüber in dem vorliegenden Falle nicht zu begründen. Es werde nicht beabsichtigt, die Civilehe allgemein, sey es nach dem Muster des Französischen Rechts als eine noth-



wendige, sey es nach dem Vorgange des Englischen Rechts als eine zulässige Form der Eheschließung, für alle Ehen vorzuschlagen; es sey gleichwohl unerlässlich, sie für alle Fälle des Konflikts einzuführen, in welchen der kompetente Pfarrer die Einsegnung einer bürgerlich zulässigen Ehe verweigere.“

Diese Aeußerung wurde von 4 Mitgliedern vertreten. Von einigen anderen Mitgliedern wurde dagegen bemerkt, daß das keine Lücke in der Gesetzgebung sey, wenn die von ihr erlaubte Ehe aus anderweiten Gründen thatsächlich nicht zu Stande kommen könne, daß die Civilehe nicht die erwartete Hülfe bringen werde, indem, wenn auch den Gatten solche Ehe ohne Austritt aus der Kirche zu schließen gestattet werde, doch der Kirche nicht durch das bürgerliche Gesetz verboten werden könne, ihnen die Sakramente zu versagen, sie zu excommuniciren, was denselben Erfolg wie der Austritt habe; daß der Zwiespalt zwischen kirchlicher und bürgerlicher Ehegesetzgebung eben so, wie durch die Civilehe, auch durch die Rückkehr der bürgerlichen Gesetzgebung zu den kirchlichen Grundsätzen gehoben werden könne. Allein das Kron-Syndikat ging auf die Erörterung dieser entgegenstehenden Ansichten nicht ein, sondern erklärte es einstimmig als außerhalb seines Berufs und seiner Zuständigkeit, über die Aufnahme der Civilehe in die zukünftige Gesetzgebung auch nur eine Berathung zu pflegen, indem sein Auftrag lediglich der ist, seine Rechtsansicht darüber auszusprechen, ob nach der bestehenden Gesetzgebung der evangelische Geistliche zur Trauung gezwungen werden könne.

Berlin, den 30. April 1856.

Simons. Bauerband. v. Daniels. v. Düesberg. v. Frankenberg-Ludwigsdorf. Goeke. Homeyer. v. Mühler. Dr. Pernice. Graf v. Rittberg. Dr. Stahl. Uhlen. Graf v. Voß.

## Nachrichten.

**Wittenberg. Die Generalconferenz der Deputirten der lutherischen Vereine am 15. und 16. Mai.**

(Schluß.)

Die letzte Besprechung betraf die von dem Abgeordneten aus Posen vorgelegten Thesen über Kirchenzucht.

Die Kirchenzucht, sagten die Thesen, beruht nach ihrer Nothwendigkeit auf dem ausdrücklichen Gebote der heiligen Schrift und ist eine wesentliche Lebensverrichtung der heiligen und heilsigenden Kirche. Sie gehört so sehr zum Bestande der Kirche, daß man sie das Thatbekenntniß der Kirche nennen könnte, und ein Wortbekenntniß ohne dieses Thatbekenntniß die Kirche nicht wahrhaft erbauen könnte. Die Lutherische Kirche bringt daher in ihren Symbolen und Kirchenordnungen stets auf dieses wesentliche Stück und der Verfall der Kirchenzucht geht daher mit dem Verfall der Kirche überhaupt Hand in Hand. Objekt der Kirchenzucht sind, mit Luther zu reden, „die Nuchlosen und Unbußfertigen, so in öffentlichen Sünden beide wider die erste und andere Tafel der zehn Gebote Gottes liegen, geben Andern Aergerniß, entweder mit falscher Lehre oder mit bösem Leben.“

Die Ausübung der Kirchenzucht, ward weiter gesagt, sey theils negativer Art, indem dem Unbußfertigen die verlangte Theilnahme

kirchlicher Rechte und Gaben versagt werde, theils positiver Art, indem die Unbußfertigen mit Strafen des Wortes, der Disciplin oder der Ausschließung aus der Kirchengemeinschaft belegt würden. Diese Behauptung ward in manchen Ausdrücken angegriffen. Man wollte die ganze Unterscheidung in negative und positive Zuchtsakte nicht gelten lassen, hob namentlich hervor, daß die Ausschließung aus der Kirchengemeinschaft, da sie eine völlige Veranbung des Charakters als Christ doch nicht bedeuten könne, nur wesentlich Versagung der Rechte eines Gemeindegliedes involvire und somit schon unter die negativen Zuchtsakte begriffen sey. Auch die Behauptung, daß das Motiv der Kirchenzucht die barmherzige Liebe sey, wurde dahin umgewandelt, daß ihr letztes Motiv der Eifer für die Ehre des Herrn sey.

Das Subjekt der Kirchenzucht, ward fortgesetzt, sey der Pastor, die Gemeinde und Kirchenbehörde, wenn aber der heilige Ernst entweder regimentlicher oder pastoraler oder gemeindlicher Liebe fehle, so müsse dies alle die rechten Christen um so eifriger in der Ausübung der Zucht machen, denn der Befehl des Herrn Matth. 18 gehe an jeden Einzelnen und fordere eine Gemeinschaft der Liebe, die jeden Sünder strafe, um seine Seele zu retten.

Der achte Satz besagte, daß der Träger des Amtes Recht und Pflicht habe, die positive Kirchenzucht (d. h. Verhängung bestimmter Strafen) auch ohne Zuziehung der Gemeinde insoweit zu handhaben, als dieselben in der Obervanz der Gemeinde begründet sind, daß er aber neue Zuchtmassregeln ohne Zuziehung der Gemeinde nicht einführen könne.

Weiter ward gesagt, daß der Amtsträger auch ohne die Zuziehung der Gemeinde die Zuchtmittel in Versagung der Absolution, des Abendmahls, des Pathensiehens, der öffentlichen Dankagung oder des kirchlichen Begräbnisses üben müsse; wenn die Gemeinde selbst zuchtlos nicht zur Handhabung der Zucht mitwirken wolle, so trete an die Stelle der Gemeinde die Kirchenbehörde, damit das Wort des Herrn, „sag's der Gemeinde“, erfüllt werde. Diese Vertauschung der Kirchenbehörde mit der Gemeinde, so daß die Behörde gleichsam als die organisirte und repräsentirte Gesamtgemeinde erscheint, fand keine Zustimmung, vielmehr war man der Ansicht, daß sich das „sag's der Gemeinde“ auf die Lokalgemeinde beziehe.

Vorzüglich, sagte die 10. These, kommt es auf eine recht gewissenhafte Anwendung des Bindeschlüssels an, denn ohne die Handhabung des Bindeschlüssels hat ja der Löschschlüssel gar keine Bedeutung, ohne Excommunication ist die Absolution eine hohle Form. Daran schloß sich dann eine Hinweisung auf die Wichtigkeit der Privatbeichte, die die rechte Handhabung des Bindeschlüssels, wenn auch nicht grade erst möglich mache, doch wesentlich erleichtere. Um dieses unerseßliche Institut wieder zu erlangen, erscheine als der geeignetste Weg die Herstellung der persönlichen Anmeldeung der Communicanten und die damit zu verbindende Unterbrebung.

Den Beschluß machte eine Aufforderung an die Mitglieder des Vereins, sich zum gemeinsamen Gebete, zu dem ersten Vorsatze mit gewissenhafter Handhabung der Kirchenzucht, soweit es möglich sey, vorzugehen und zu der Uebereinkunft, aus der Gemeinde Helfer heranzuziehen, verbinden zu wollen.

Damit waren denn die allgemeinen Fragen erschöpft, soweit natürlich die Kürze der Zeit eine erschöpfende Behandlung zuließ. In Betreff der äußeren Vereinsangelegenheiten ward, da der bisherige Inhaber des Generalpräsidiums sein Amt niederlegte, der Beschluß gefaßt, dieses Geschäft zunächst auf den Vorstand des Pommerischen Provinzialvereins zu übertragen.

Mit innigem Dankgebet zum Herrn, der den Versammelten den Eingang und Ausgang behilfet und gesegnet, trennte man sich am Abend des 16. Mai neugegärtet in dem Gefühle brüderlicher Einigkeit und erhöhter Freudigkeit für die heilige Sache.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Mittwoch den 18. Juni.

N<sup>o</sup> 49.

## Der Irvingismus.

Ein Vortrag auf Veranstaltung des Evangelischen Vereins gehalten und theilweise erweitert von F. W. Schulze.

Etwa um die Mitte des kommenden Sommers sind es acht Jahre, daß auch hier in Berlin eine Gemeinde „der Irvingianer“ gestiftet worden ist. Die Zeitverhältnisse, die damals im J. 1848 durchaus geeignet waren, apokalyptische Erwartungen zu erregen und der Verbreitung des Irvingismus deshalb wesentlichen Vorschub leisteten, haben sich geändert und hierin mag mit ein Hauptgrund liegen, weshalb die Zahl seiner Bekenner eine für Berlin nur geringe geblieben und der von ihnen erstrebte Einfluß auf das Ganze der Kirche fehlgeschlagen ist. Doch steht ihre Sache keineswegs so, daß wir sie nun ganz und für immer unbeachtet lassen könnten. Vorerst werden wir es freilich ihnen und jedweder kirchlichen Partei gegenüber mit aller Entschiedenheit hervorzuheben haben, daß die Evangelische Kirche als Heilsanstalt Gottes die Heilswahrheit hat und bekennet. Sie braucht sie sich nicht erst zu suchen oder von irgend Jemand zu lernen. Aber es wäre ja möglich, daß sie einzelne Seiten derselben bisher nicht gehörig beachtet, in ihrer Bedeutung für das Leben nicht ausreichend gewürdigt hätte; und es ist leider Thatsache, daß viele ihrer Glieder und Diener nicht immer mit der Treue zu ihr gestanden haben, die sie verlangt. Die Evangelische Kirche weiß, daß sie als menschliche Gemeinschaft das noch nicht ist, was sie seyn soll und seyn will. Sie verzweifelt sich ihre Sünden und Gebrechen nicht; und wenn also sichere Heilmittel gegen diese immer von Neuem und mit großer Zuversicht ihr angepriesen werden, so wird sie dieselben nicht ohne Weiteres abweisen dürfen, vielmehr die Pflicht haben, sie sich näher anzusehen und mit allem Ernste sie zu prüfen. Es kommt dazu, daß die Häupter des Irvingismus, soweit sie hier persönlich bekannt geworden sind, durchaus als Männer bezeichnet werden müssen, die die Noth der Zeit und die Gebrechen der Kirche wirklich auf dem Herzen tragen. Es ist ihnen heiliger Ernst mit der Sorge für ihre Seele. Viele haben keineswegs etwa in einem Momente vorübergehender Begeisterung, sondern nach ruhiger Erwägung der Umstände ihrer Sache die größten Opfer gebracht; und wenn allerdings auch manche wieder an ihr irre geworden sind, wenn Andere, wie wir mit Sicherheit wissen, nur mit halbem Herzen sich bei ihr weiter betheiligen, so sind doch die Meisten von der Wahrheit und

Göttlichkeit derselben noch vollständig überzeugt und leben, wie Dr. Thiersch sich ausdrückt, „der freudigen Zuversicht, daß sie die strengste wissenschaftliche Prüfung und zugleich die Probe des Lebens bestehen werde.“ Es ist nun bisher ihre Weise gewesen, mit einer gewissen Zurückhaltung zu verfahren. Unter dem Vorgeben, daß das geschriebene Wort nur ein Schatten des Lebens sey, haben sie es namentlich verschmäht, sich zur Verbreitung ihrer Lehren der Presse zu bedienen. Zwar sind außer dem sogenannten testimonium des Irvingistischen Apostelcollegiums, von dem später die Rede seyn wird und das nur auf Privatwegen verbreitet worden ist, noch zahlreiche kleinere irvingistische Schriften meist bei Zimmer in Frankfurt a. M. erschienen, aber theils gelten diese nicht für authentisch, theils halten sie sich zu sehr im Allgemeinen und Unbestimmten und verweisen wohl neben der Schilderung des Zeitverderbens und des Normalzustandes der Kirche auf die Nothwendigkeit einer göttlichen Hülfe, namentlich einer Hülfe durch neue Apostel, unterlassen aber absichtlich, es auszusprechen, daß diese göttliche Hülfe schon da, in den Irvingistischen Aposteln thatsächlich gegeben sey. Schon vor Jahren hat ihnen deshalb Dr. Marriott „Geheimnißthuererei und Jesuitismus“ vorgeworfen. Das Urtheil ist ungerecht; und auch der Umstand, daß sie allen Nichtmitgliedern den Zutritt zu ihrem Hauptgottesdienste wenigstens früher versagten, wird uns nicht bestimmen, ihm beizutreten. Das aber werden auch wir freilich sagen müssen, daß eine Sache, die doch jeden betreffen, und von der allein die Rettung in einer der schrecklichsten uns bevorstehenden Katastrophen abhängig seyn soll, von den Dächern gepredigt und durch jedes sich anbietende Mittel, namentlich auch durch ausführlichere Schriftwerke verbreitet werden muß, damit wo möglich alle sie erfahren, wäre es auch nur zu einem Zeugniß über sich. Diesem Verlangen ist nun nach und nach wohl in ausreichender Weise Genüge geschehen, namentlich in einer jüngst erschienenen und von Heinr. Thiersch bevormorteten Schrift von Charles Böhm: Schatten und Licht in dem gegenwärtigen Zustande der Kirche, Frankf. a. M. 1855. Sie enthält einen großen Theil der Irvingistischen Dogmatik und spricht sich mit wünschenswerther Offenheit über Zweck und Ziel des Irvingismus aus, „damit, wie Thiersch sagt, durch die dichte Nebelhülle des Vorurtheils und der fabelhaften Nachrede, welche unsere Gemeinden umgiebt, ein Schimmer der Wirklichkeit den Aufrichtigen in die Augen leuchte und ihnen Anlaß zu näherer und eingehender Prüfung gebe.“ Wir thun also nur, was sie selber



wünschen, wenn wir hier auf ihre Sache eingehen. Zudem haben auch sie im Laufe des Winters öffentliche Vorträge, „Predigten für Fremde“ gehalten und ganz neuerlich sind, wenn die mir zugegangenen Nachrichten richtig sind, wieder 20 neue Mitglieder ihrer Gemeinde beigetreten. —

In dem Allen wollen Sie, verehrte Anwesende, den Grund finden, weshalb ich es mir vorgelegt habe, über den Irvingismus zu Ihnen zu reden, und zwar möchte ich den Versuch machen, zuerst eine kurze geschichtliche Uebersicht über dessen Entstehung und Verbreitung nebst einer Darlegung dessen zu geben, was er in Lehre, Cultus und Verfassung Eigenthümliches hat, und sodann einige Worte darüber zu sagen, wie der evangelische Christ vom Standpunkte seiner Kirche aus das Alles beurtheilen soll. Die Quellen, aus denen ich schöpfte, sind außer dem Leben Irvings von Michael Hohl, St. Gallen, 1850, nur solche Schriften, die von den Führern der Irvingianer selbst verfaßt sind; und da es mir daran liegen muß, nichts zu sagen, was nicht von diesen selbst als thatächliche Wahrheit anerkannt werden mußte, so möge es mir erlaubt seyn, mich in dem ersten Theile meiner Rede so nahe, als es möglich ist, an diese Schriftstücke anzuschließen und hin und her in den eignen Worten derselben zu referiren.

Die eigentlichen Anfänge der in Rede stehenden kirchlichen Bewegung haben wir in Gebetsversammlungen zu suchen, die etwa ums Jahr 1827 in England und dem westlichen Theile von Schottland zusammengetreten waren. Die Ereignisse der Zeit, der Einfluß, den die schon in der ersten französischen Revolution hervorgetretenen antichristlichen Principien sich nach und nach in allen Ländern Europas und auf allen Lebensgebieten zu verschaffen wußten und der hierdurch hervorgerufene Verfall christlicher Zucht und Ordnung in Kirche, Staat und Familie brachte Viele zu der Ueberzeugung, daß der Antichrist erfolgreicher als je an der Aufrichtung seines Reiches arbeite und daß also die gegenwärtige christliche Weltordnung unaufhaltsam ihrem Ende entgegen eile. Es erfolgte die Verkündigung der nahen Zukunft Jesu durch einzelne Geistliche der Anglikanischen und Schottischen Kirche, unter welchen gleich anfänglich Eduard Irving 1792 zu Annan in Schottland geboren, später Hülfsprediger des berühmten Dr. Chalmers in Glasgow und seit 1822 presbyterianischer Prediger an der Kaledonischen Kapelle in London, als vorzugsweise bedeutend hervortritt. Er war ein Mann von außerordentlicher Begabung, lebendiger Phantasie; er hatte sich eingehend mit den prophetischen Schriften Alten und Neuen Testaments beschäftigt, und je öfter er die Ergebnisse seiner Studien zusammenhielt mit den Zuständen der Gegenwart, um so mehr drängte es ihn, in Wort und Schrift in seiner Kirche zu London und auf gelegentlichen Reisen nach Schottland gegen das Verderben der Kirche zu zeugen, die jetzt den Charakter Babels in der Offenbarung angenommen habe. Ganz ungemein war das Aufsehn, das er namentlich in London machte. „Er war,“ sagt Hohl, „das große Wunder des Tags, Hohe und Niedrige, Gläubige und Ungläubige, alles was Odem hatte,

strömte nach der Kaledonischen Kirche, um den wunderbaren Redner, den Propheten aus dem Norden zu sehen und zu hören. Viele, die nicht so glücklich waren, bis in das Innere der Kirche vorzudringen, kletterten auf die benachbarten Dächer und an den Fenstern der Kirche hinauf.“ Zu derselben Zeit waren — es bleibt ungewiß, ob durch Irving angeregt, oder aus eigenem Antriebe — noch viele Andre mit Erforschung der noch unerfüllten Weissagungen beschäftigt. Geistliche und Laien kamen zusammen, um unter Gebet die heilige Schrift zu lesen, Versammlungen fanden an vielen Orten statt, in denen man die allgemeine Noth dem Herrn klagte und ihn um Erweckung seines Geistes und seiner Kraft anflehte. So sammelte um das Jahr 1827 ein angesehener Banquier Drummond, ein fleißiger Zuhörer Irvings und thätiger Beförderer frommer Unternehmungen auf seinem Landsitz zu Albury Park, unweit Guildford, in der Grafschaft Surrey, viele von denen um sich, „welche einer persönlichen Zukunft Christi entgegen sahen und die Welt davor zu warnen wünschten.“ Die Zahl derer, die sich als Gäste bei ihm einfanden, belief sich auf 22, Irving selbst war unter ihnen und 8 Tage hintereinander beschäftigten sie sich mit dem Studium der Schrift, mit den letzten Dingen und den praktischen Pflichten der Kirche gegenüber der zweiten Erscheinung des Herrn.

Da geschah es im Jahre 1830, „daß als Antwort auf die vielen Seufzer, die zum Herrn empor gestiegen waren, und weil jetzt die Zeit da war, daß der Herr eine Zufluchtsstätte errichten wollte für die Seinen, in der sie Rettung fänden bei den schrecklichen Gerichten der letzten Zeit,“ zuerst Mitglieder der Schottischen Kirche in Port Glasgow und nachher auch in andern Theilen des westlichen Schottlands von geistlicher Kraft heimgesucht wurden. Dasselbe widerfuhr zu London andern, die der Anglikanischen Kirche angehörten. „Die Stimme des Trösters ließ sich wieder hören, wie im Anfange und zwar nach Jesaja 28, 11. mit spöttischen Lippen und mit einer andern Zunge. 300 Jahre nach den großen kirchlichen Ereignissen, die die Trennung der Abendländischen Kirche herbeiführten, 300 Jahre nach dem bedeutungsvollen Reichstage zu Augsburg und in Uebereinstimmung mit den prophetischen Vorausbestimmungen Luthers, der die Dauer der Wirkungen der Reformation auf 300 Jahre beschränkte, goß der Herr seinen Geist wieder aus über seine Knechte und Mägde und wurde durch den Mund seiner Propheten das warnende Geschrei gehört: Siehe, der Bräutigam kommt, gehet aus ihm entgegen! Das nämlich waren die ersten Worte, die aus dem Munde des ersten Werkzeuges des Geistes gekommen waren“; und das ist der eigentliche wirkliche Anfang der Irvingistischen Bewegung. „Gott verrichtete da ein wunderbares und erschreckliches Werk; es war Freude im Himmel, die Engel sangen und gaben Gott die Ehre, die Engel freuten sich im Himmel, als die Stimme Jesu mitten unter seinem Volke gehört wurde, und diese Stimme wird nie mehr schweigen, sondern ausgehn bis zu dem äußersten Ende der Erde.“ Die Leute aber, durch die der Geist rebete, waren wohl „unverfälschten Glaubens, aber einfach und ungelehrt, ohne tiefere Einsicht



in die Schrift, und doch wurde es ihnen gegeben, Ströme des prophetischen Lichtes auf das geschriebene Wort zu werfen, dunkle und schwierige Stellen aufzuklären und was bis dahin Vielen als ein tochter Buchstabe erschienen war, in ein lebendiges Wort zu verwandeln.“ Die ursprünglichen Gnadengaben des Zungenredens und der Weissagung waren also wieder erweckt. Sie traten von jetzt an immer öfter hervor, beim Lesen der Schrift in den Häusern einzelner Gemeindeglieder, in Irving's Hause während der Erbauungsstunde, die er Abends hielt, selbst während des Mittagessens, und obgleich es oft nur „Kinder und Mägde“ waren, durch die der Geist redete, so „machten doch ihre Worte die Seelen der Muthigsten und in der Erkenntniß Gefördertesten zittern.“ Durch prophetische Stimmen angeregt, gingen viele junge Männer in die öffentlichen Straßen Londons hinaus und verkündigten die baldige Zerstörung Babels.“ Die Bewegung griff weiter um sich, und „die Zahl der Gläubigen wuchs mit jedem Tage.“ Freilich wuchs auch der Widerspruch und Widerstand; „der Spott, die Feindschaft und der Zorn, den die andre Lippe hervorrief, überstieg alle Grenzen.“ Mit um so größerer Wärme aber bekannte sich Irving zu der Sache und als bald viele der also Begeisterten aus den Gemeinden, zu denen sie gehörten, ausgeschlossen werden mußten, nahm er sie in seine Gemeinde auf, und gab ihnen in seiner Kirche Raum zur Bethätigung ihrer Gaben. Ob das Zungenreden in den öffentlichen Gottesdienst gehöre, bekennt er selbst anfänglich bezweifelt zu haben. Als aber die Stimme des Geistes eines Tages darüber Klage geführt, daß sie in der Kirche zurückgehalten werde, sey ihm das schwer auf das Gewissen gefallen; es habe in ihm gesprochen: Du hast das Amt der Schlüssel, dir kommt es zu, die Thür zu öffnen; und nun habe er nicht länger hemmen dürfen, was Gott selbst gefordert. Bald jedoch wurden die durch das plötzliche Zungenreden hervorgerufenen Unterbrechungen des Gottesdienstes so störend, daß die Curatoren der Kirche nicht umhin konnten, anfänglich freundliche, und da diese unbeachtet blieben, immer ernstere Vorstellungen dagegen zu machen. Irving konnte auch diesen keine Folge geben und schließt, bei dem Presbyterium der Schottischen Kirche in London im Mai 1832 förmlich belangt, seine Vertheidigung mit den Worten: „ich erkläre hiermit feierlich meinen Glauben, daß die Protestantischen Kirchen in dem Zustande Babylons sind, so gewiß als die Römische Kirche, und ich trenne mich und meine Heerde von dieser babylonischen Verbindung und stelle mich unter die Leitung des heiligen Geistes und unter das große Haupt der Kirche, harrend auf seine Ankunft, kein Schisma veranstaltend, sondern nur als ein Diener handelnd, der dafür hält, daß sein Herr bald erscheinen werde, und der daher sehnlichst wünscht, daß dessen Kirche durch die Taufe mit dem heiligen Geiste auf seine Erscheinung vorbereitet werden möge.“ Bald darauf aus seinem Kirchenamte entlassen, predigte er, bis es ihm gelang, mit seinem Anhange in einem früher als Bazar benutzten Gebäude eine Zuflucht zu finden, öfter im Freien, und ist von jetzt ab, obwohl nur auf kurze Zeit, denn er starb schon

im Jahre 1834 in einem Alter von nicht mehr als 42 Jahren, in einem noch höheren Grade als bisher Mittelpunkt und Träger der neuen Bewegung, die mittlerweile, wie uns versichert wird, auch dadurch in weiteren Kreisen gefördert worden war, daß der heilige Geist in wundervollen Rundgebungen anderer Art, als bisher sich wirksam erwiesen hatte. „Viele waren die Fälle von schweren Krankheiten, unheilbaren Uebeln, von plötzlichen Anfällen, deren Heilung in Antwort auf die Gebete der Diener des Herrn plötzlich und vor Aller Augen wahrnehmbar geschah. Viele waren die Fälle satanischer Besessenheit, worin Befreiungen erlangt wurden.“ In demselben Grade indessen, als die Zahl derer wuchs, die in der entstandenen Bewegung ein Werk des Herrn sahen, zeigten sich auch Ungehörigkeiten und öffentliche Aergernisse namentlich bei dem Eifern Einzelner gegen den babylonischen Zustand der Kirche, die selbst gläubigen Anhänger als höchst bedenklich erscheinen mußten. „Böse Geister, die die Stimme des Trösters nachahmten, erschreckten die Schwachen, Mißbräuche, die mit den geistlichen Gaben getrieben wurden, Unwissenheit über ihren rechten Gebrauch, vielfache Untreue Seitens derer, die im Besitz der himmlischen Gaben gekommen waren u. s. w., das alles vermehrte die Prüfungen, die Unordnungen und die Furcht der kleinen Heerde, die sich auf einmal den Anfechtungen des Teufels, dem Spotte der Weltlichgesinnten und den Gewaltthaten der Gottlosen ausgesetzt sahen.“ Dem gegenüber fühlte man das dringende Bedürfniß nach fester äußerer Ordnung; und nun hatten allerdings schon öfter Einzelne, „deren prophetische Gabe entwickelter und größeren Umfanges war,“ von hohen und heiligen Aemtern geredet, die wieder aufgerichtet werden mußten; man hatte aber bisher sich noch nicht erlaubt, hiernach zu verfahren, weil man noch deutlichere Winke von dem Herrn erwartete. Sie blieben nicht mehr lange aus. Es wurden nämlich „durch die Propheten an gewisse Individuen Worte geredet, wodurch sie als Apostel berufen wurden. Mit überaus großer Bangigkeit und Abneigung gegen ein mit so vielen Gefahren und Verantwortlichkeiten verbundenes Amt“ kamen die Bezeichneten dem erhaltenen Rufe nach; und nun wurden diejenigen, die bisher in den Straßen gepredigt oder ein Amt der Seelsorge unter den Gläubigen freiwillig geführt hatten, bedeutet, daß Gott ein Gott der Ordnung sey, und daß sie inne zu halten hätten mit ihrer Arbeit, bis sie der Ordination theilhaftig gemacht seyen. Die ersten Ordinationen geschahen Weihnachten 1832 auf dem Lande. „Innerlich getrieben von übernatürlicher geistlicher Kraft“ und nachdem ihm durch prophetische Stimme ein junger Mann als zu diesem Amt vom Herrn ersehen bezeichnet worden war, legte der erstberufene Apostel demselben die Hände auf und hieß ihn den heiligen Geist empfangen für das Werk eines Evangelisten. Nach einigen Tagen ward ein Anderer, der schon früher eine Schaar Gleichgesinnter um sich gesammelt hatte, unter denselben Formen zum „Engel in der Kirche Gottes“ ordinirt. Dieselbe Weihe erhielt den 5. April 1833 für seine jetzt „sehr zahlreiche“ Gemeinde in London Irving; und so waren denn jetzt die vier Aemter ins



Leben getreten, die nach der Lehre des Irvingismus die eigentlichen Säulen der Kirche sind und immer hätten sein sollen, die Aemter der Apostel, Propheten, Evangelisten, Hirten und Lehrer. Cf. Eph. 4, 11. Sie sind „das vollkommene Organ für die vierfältige Gnade des Herrn, die er in sich hat und die er durch die Gefäße, die er auswählt, spendet.“ Sie sind vorgebildet in dem in vier Hauptströme getheilten Flusse des Gartens Eden, 1. Mose 11, 22. Sie sind die Brunnlein, die die Stadt Gottes fein lustig machen, Ps. 46, 5, die vier Thiere der Offenbarung, 4, 6 ff. Der Löwe stellt die Würde und Obergewalt Christi dar, des Löwen aus dem Stamme Juda, ist also Symbol des apostolischen Amtes, durch welches der Herr seine Kirche regiert. Dem Adler, der scharfsichtig sich in den Himmel empor schwingt, entspricht der Prophet. Der Mensch, der freundlich mit Menschen verkehrt, ist Bild des Evangelisten als des Verkündigers der Gnade und des Friedens. Der Stier endlich, der geduldig das Joch trägt und das Getreide austritt, ist eine Darstellung des Hirten und Lehrers.

(Fortsetzung folgt.)

## Nachrichten.

### Pommern.

Ein schon in den politischen Zeitungen kund gewordenes Ereigniß, das die Aufmerksamkeit in weiten Kreisen auf sich zieht, kann in dieser Zeitschrift nicht länger mit Stillschweigen übergegangen werden; denn es scheint sich an dasselbe ein durchgreifender Principienkampf anschließen zu wollen. Da jedoch das Ereigniß, von dem wir jetzt berichten, seinen vollen Abschluß noch nicht erhalten hat, so theilen wir nur ein vorläufiges Referat mit in der Absicht, zunächst nur das Principielle klar hinzustellen, und so die Gemüther zur Theilnahme zu bewegen. Das Ausführliche mit den betreffenden Actenstücken wird späterhin erfolgen.

Am 12. September 1854 wurde die von der Judenschaft zu Greiffenberg neu erbaute Synagoge eingeweiht. Es geschah dies mit dem vollständigen Ceremoniell des jüdischen Cultus. Die Judenschaft hatte zu ihrem Feste viele Glieder der christlichen Gemeinde eingeladen, und unter diesen auch die Beamten des Kreises und der Stadt. Letztere fanden sich in ziemlicher Anzahl ein, und schlossen sich auch der Procession an, die sich in festlichem Schmucke mit Posaunenklang von der alten nach der neuen Synagoge durch die Straßen und über den Markt der Stadt bewegte. Die bei dem Abschiede von der alten und bei der Einweihung der neuen Synagoge von dem jüdischen Festredner gehaltenen Vorträge fanden unter dem dem „Mudertum“ abholden Publikum nicht geringen Beifall. Der feierliche Tag wurde mit einem Ball und Festessen beschlossen; doch ist es dem Referenten nicht genau bekannt, wieweit sich die Eingeladenen am Tanze und Festmahle betheiligt haben.

Nach diesem Vorgange fand sich der dortige Archidiaconus Zöller veranlaßt, am nächsten Sonntag über Act. 4, 12 zu predigen: „Und ist in keinem andern Heil, ist auch kein Name den Menschen

gegeben, darin wir sollen selig werden.“ Er bezeichne die Theilnahme christlicher Gemeindeglieder an jener jüdischen Feier als Sünde und als eine abermalige Kreuzigung Christi, als ein Vergerniß, das um so größer sey, weil sich auch christliche Behörden daran betheiligt hätten; sprach aber im Uebrigen so milde und verständlich, daß er selbst zugestand, in früherer Zeit aus Unwissenheit an einer solchen Feier Theil genommen zu haben. Dennoch aber fanden sich besonders die Beamten durch diese Predigt beleidigt, und meldeten unterm 6. November 1854 eine Injurienklage beim Königl. Kreisgericht zu Greiffenberg an. Charakteristisch ist in der eingereichten Klageschrift der Ausruf: „Wir meinen ferner, daß (Matth. 23, 8) Einer unser Meister ist, Christus, keinesweges der Verklagte, und daß jener Meister (Joh. 2, 16) den jüdischen Tempel seines Vaters Haus nannte!“ Weil es sich, nach der Meinung Zöllers, hier nur um Lehren der heil. Schrift handeln konnte, wie denn auch die Kläger nach den angeführten Worten ihre Sache durch Bibelfstellen zu stützen suchten; so glaubte der Verklagte die Competenz des weltlichen Gerichts bestreiten zu müssen, wies daher auch das schiedsmännische Verfahren zurück und wandte sich an seine vorgesetzte Behörde, an das Königl. Consistorium zu Stettin. Dieses fand in der Zöllerschen Predigt nur die Erfüllung der Berufspflicht eines Geistlichen, und erhob nun den Competenz-Conflict, der aber unterm 9. Februar d. J. von dem Königl. Gerichtshof zur Entscheidung der Competenz-Conflicte für unbegründet erachtet wurde. Die Injurienklage wurde demnach fortgesetzt, und das Königl. Kreisgericht verurtheilte den Archidiaconus Zöller zu 50 Thlrn. Geld- oder vier Wochen Gefängnißstrafe. Ein großer Theil der Gemeinde ist hierüber tief betrübt und hat an das Königl. Consistorium ein Schreiben gerichtet, dessen Inhalt nicht näher bekannt ist. Zu diesem Schmerze gesellt sich noch ein anderer über den nahe bevorstehenden Abzug des genannten Geistlichen, der einen Ruf als Pastor nach Trieglaff angenommen hat. Greiffenberg verliert an ihm einen seiner treuesten Patrioten, der in der Zeit der Krisis im J. 1848 mit dahin wirkte, daß statt einer Adresse wider das Ministerium Brandenburg, eine solche für dasselbe abgesandt wurde.

Ob nun der Verurtheilte appelliren wird oder nicht, ob er vom Appellationshofe freigesprochen werden wird oder nicht, darauf kommt es nach dem Princip nicht an. Die Sache, um die es sich hier handelt, ist lediglich das Factum, daß ein Geistlicher, der nach dem Urtheile der geistlichen Behörde, und wie wir aus Respect vor dieser annehmen müssen, nach Gottes Wort, seine Schuldigkeit gethan hat, nach weltlichem Gesetz vor ein weltliches Gericht gestellt werden darf, und nach weltlichem Gesetz verurtheilt werden kann.

Nach der Pommerschen Kirchenordnung hätte ein solcher Conflict nicht entstehen können. Denn so heißt es in den Statutis Synodicois vom J. 1574 Cap. 5. §. 3: „Wo Kirchenbiener vor weltliche Gerichte würden citirt, oder von der Obrigkeit und ihren Patronen beschweret, sollen sie demüthiglich bitten, daß die Sache, Inhalts der Kirchenordnung in Beiseyn des Superintendents möge verhandelt werden; so sie mit Bitte solches nicht erhalten können, sollen sie den Landesfürsten um gnädigen Schutz anrufen, und sich zu Erkenntniß der Sachen für dem Consistorio erbiehen.“ Es heißt zwar auch nach dem Allg. Landrecht Th. II. Tit. XL. §. 66: „Die besondern Rechte und Pflichten eines katholischen Priesters in Ansehung seiner geistlichen Amtsverrichtungen sind durch die Vorschriften des Canonischen Rechts, der protestantischen Geistlichen aber durch die Consistorial- und Kirchenordnungen näher bestimmt.“ Allein nach dem Erkenntniß des Königl. Gerichtshofes zur Entscheidung der Competenz-Conflicte müssen wir annehmen, daß unsere Kirchenordnung, wenigstens in diesem Falle, nicht gilt. Wir wünschen aber zu erfahren, warum sie hier nicht gelten soll. Sehen wir aber auch von dem Buchstaben der Kirchenordnung und seiner rechtlichen Gültigkeit ab, so scheint es doch eine factische Verlängnung des Daseyns der Kirche selbst zu seyn, wenn ihre eigenthümlichsten Lebensäußerungen, wie die Predigt des göttlichen Wortes in dem Gotteshause, vor ein fremdartiges Forum gezogen werden.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Sonnabend den 21. Juni.

N<sup>o</sup> 50.

## Der Irvingismus.

(Fortsetzung.)

Um dieselbe Zeit „ward dem erstberufenen Apostel vom heiligen Geiste eingegeben, einen Brief an die Kirche zu dictiren, worin die ganze Ordnung einer Particularkirche in allen ihren Aemtern und Diensten erklärt würde.“ Als Vorbild und Typus wird der goldene Leuchter der Stiftshütte 2 Mose 25, 35 ff. mit seinem Schaft und Röhren, Schalen, Knäufen und Blumen bezeichnet, und darauf aufmerksam gemacht, daß alle einzelnen Theile des alttestamentlichen Typus in einer recht geordneten Gemeinde ihre geistliche Verwirklichung finden müßten. Hiernach steht an der Spitze jeder Gemeinde „ein Engel.“ Durch einen Propheten vocirt, durch einen Apostel mittelst Handauflegung ordinirt, ist er Stellvertreter des Herrn und als solcher das Haupt der Gemeinde. Er führt die Oberaufsicht über diese, über die andern Diener der Gemeinde und alle diejenigen Personen, die geistliche Gaben haben. Er hat die Gottesdienste zu leiten, der heiligen Eucharistie vorzustehn und bei den „Rathsversammlungen“ der Gemeinde den Vorsitz zu führen. — Ihm untergeordnet sind sechs Aelteste. Sie erhalten bei ihrer Ordination außer der apostolischen auch die Handauflegung des Engels, zum Zeichen, daß dieser mit ihnen seine Auctorität über die Herde theilt und haben die Pflicht, mit dem Engel zusammen den kirchlichen Bedürfnissen der Gemeinde zu dienen und in schwierigen Fällen Rathgeber für den Engel zu sein. Im Typus ist der Engel durch die Lichtflamme auf der Spitze des Stils bezeichnet; die sechs Lichtflammen auf den Armen sind Abbilder der sechs Aeltesten. — Dazu kommen noch sechs Helfer (1 Cor. 12, 28.), die auch ordinirte Aelteste seyn müssen und deren Dienst zu versehen haben, wenn diese abwesend oder krank sind. So hat jede vollständig organisirte Gemeinde einen Klerus von 13 Personen und ist ein Abbild der ganzen Kirche Gottes unter Christus und den 12 Aposteln. — Für die zeitlichen Sachen der Gemeinde Sorge zu tragen, die Zehnten und Opfer zu empfangen und der Armen zu pflegen ist Sache der Diaconen. Sie werden von der Gemeinde gewählt und den Aposteln zur Handauflegung vorgestellt. Apgsch. 6, 6. — Sie sind die Löschnäpfe an den Lampen des Leuchters und haben zu ihrer Hülfe Subdiaconen und Diaconissen.

Nach und nach wurden in London nach dem Vorbilde der sieben Gemeinden Kleinasiens, Offenb. 1, 20, sieben Gemeinden aufgerichtet, die zusammen in ihrer siebenfachen Vollendung Muster und Vertreter der Universalkirche seyn sollten. Auch in der Umgegend Londons und in verschiedenen Theilen Englands und Schottlands entstanden Gemeinden. Sie alle wurden geordnet, wie die in London, und in den meisten fanden sich Personen, die in Zungen redeten und weissagten. Die Oberaufsicht über die neue Kirche führte bis jetzt Irving, und wenn die Engel und Aeltesten der Gemeinden zu einer Rathsversammlung zusammentraten, so führte er auch den Vorsitz. Er war nicht bloß Engel, sondern auch Prophet und Evangelist, und die ganze Bewegung führt offenbar ihren Namen von ihm mit vollem Rechte. Allerdings hätte die oberste Stellung eigentlich den Aposteln gebührt; aber Irving war eine zu bedeutende Persönlichkeit und hatte der Sache zu große Opfer gebracht, als daß man ihn hätte verdrängen sollen. Auch war das Apostelcollegium noch nicht vollzählig. Es waren zuerst nur zwei und bis jetzt im Ganzen sechs berufen, der Mund der Weissagung schwieg und die Ergänzung der Zwölfzahl mußte verschoben werden. Irving selbst, wird erzählt, habe in den letzten Tagen seines Lebens als die schwerste Last seines Gewissens die Sünde gefühlt, der vollen Entfaltung des Apostolats im Wege gestanden zu haben. Erst kurz vor seinem Tode treten die Apostel als die Leiter des Ganzen an seine Stelle, und der Aelteste unter ihnen, der „Senior“ der Apostel, wird durch das prophetische Wort aufgefordert, die Gemeinden zu besuchen, auf daß der Herr die Hände, die er weiter zu Aposteln brauchen wolle. In der Gemeinschaft des ältesten Propheten trat er seine Reise an, in deren Laufe sechs bisher als Engel oder Aelteste beschäftigt gewesene Männer zu Aposteln berufen und mit den Engeln sämtlicher Gemeinden des Landes zu einer großen Rathsversammlung, auf der die „Auscheidung“ der Apostel erfolgen sollte, nach London eingeladen wurden. Die Versammlung trat den 7. Juli 1835 zusammen. Alle Geistliche der Gemeinden Londons und alle Engel der Gemeinden außerhalb Londons waren gegenwärtig. Bei den Verhandlungen geben zuerst die Aeltesten der sieben Gemeinden als Rathgeber ihre Stimme ab; die sieben Engel bringen diesen Rath in gedrängtere Form und erweitern ihn durch ihre Meinung; sieben Propheten wird Gelegenheit geboten, ein Wort der Weissagung zu reden, und nun



ziehen sich die Apostel zur Entscheidung zurück, die zuletzt durch den Senior publicirt wird. Betrifft die Frage einen Punkt, der vor die Evangelisten gehört, so wird Rath gegeben durch die sechzig Evangelisten Londons, die an Zahl den sechzig Säulen an dem Hofe der Stifftshütte entsprechen, und der so ertheilte Rath wird durch fünf Evangelisten „einer höhern Ordnung“, die durch die fünf Eingangssäulen der Stifftshütte vorgebildet sind, den Aposteln überbracht. Dies also war die erste Repräsentation der neuen Kirche, durch das prophet. Wort als „die Mauer Zions“ bezeichnet, und gleichwie die sieben Gemeinden ein Symbol der vollendeten Kirche, also sollte diese Rathversammlung eine Hinweisung auf ein dereinstiges wahrhaft öumenisches Concil seyn, das in „einer wunderbaren Reihe von Visionen als letzte Vision von dem letzten Apostel geschaut worden ist“ und darum als eine zukünftige Wirklichkeit von den Irvingianern mit Sicherheit erwartet wird. Am 14. Juli erfolgte nun die Ausscheidung der Apostel. Die Berufung und Sendung derselben war von dem Herrn geschehen durch den heil. Geist; — ein Apostel ist nicht von Menschen, auch nicht durch Menschen, sondern durch Jesum Christum und durch Gott den Vater, Gal. 1, 1; ihre Ausscheidung aber, ihre Bestimmung zu einem besondern Werke erfolgt durch die Kirche und ist eine That, die dem Verfahren der Jünger zu Antiochien gegen Barnabas und Paulus entspricht. Apgsch. 13. Sie ward vollzogen durch die Engel der sieben Gemeinden Londons, indem diese die Hände auf sie legten und ihnen so den Segen der Kirche gaben, „die in ihrer Fülle siebenfach ist, gleichwie der Geist in seiner Fülle siebenfach.“ Zugleich wurden sie ermahnt, Alles zu verlassen und sich ganz dem Herrn zu übergeben. Alle erklärten sich bereit und zogen sich nun zwölf Monate lang auf ein Dorf bei London ins Verborgene zurück, wo sie unter Gebet die Schrift lasen und ein schon früher von den Propheten verlangtes „Zeugniß“ über das Verderben der Kirche und „die neue Arche, die der Herr zur Rettung seines Volks gebaut“, abfaßten. Im Januar 1836 ward dies Zeugniß den Erzbischöfen und Bischöfen der Kirchen Englands und Schottlands übermacht und eine für den Geheimen Rath bereite Abschrift in einer Audienz dem Könige überreicht. Hierauf ward erklärt, daß der Herr die ganze Christenheit unter die Apostel theilen wolle als unter die „Fürsten der Stämme Israels.“ Das Ganze des Continents ward also in zehn Theile gebracht, von welchen jeder Apostel einen zugewiesen erhielt. Die zwei erstberufenen erhielten als ihr Departement England und Schottland sammt der Schweiz. Zuerst sollten sie jedoch nur ausgehen, „das Land zu erkunden, das der Herr ihnen in Besitz geben wollte,“ und dabei „das noch vorhandene Gold“, die unter dem Schutte menschlicher Meinungen verborgenen Wahrheits Elemente sammeln, damit was noch Gutes in den geschichtlichen Kirchen vorhanden sey, seine rechte Stellung fände im Hause des Herrn. Weiter wurden sie angewiesen, ein neues, dem früheren ähnliches, aber auf allgemeinere Zustände berechnetes Zeugniß abzufassen und

dasselbe den Häuptern der gesammten Christenheit zu übergeben. Das nun ist das schon öfter erwähnte Testimonium des Apostelcollegs. Es ist gerichtet an „alle Patriarchen, Erzbischöfe, Bischöfe und alle hohe Würdenträger der Kirche auf der ganzen Erde; an alle Kaiser, Könige, Fürsten und Alle, die die oberste Gewalt haben über die Völker der Getauften.“ Es enthält eine düstere Schilderung des trostlosen Zustandes der gegenwärtigen Christenheit, die Weissagung einer kommenden furchtbaren Krisis und die feste Versicherung, daß der Herr in diesen letzten Tagen die Gabe des heil. Geistes wieder erweckt, seine alten apostolischen Ordnungen in der Kirche wieder hergestellt, und sich selber wieder aufgemacht habe, die zerfallene Hütte Davids wieder aufzurichten zu einer Zufluchtsstätte für Alle, die sich retten lassen wollen in den Drangsalen der letzten Zeit. Die Verfasser stellen sich als diejenigen dar, die allein das Vermögen haben, Hülfe zu bringen. Sie beschwören die heiligen Väter der Kirche und die Häupter der Staaten, ihr Wort willig aufzunehmen; es sey jetzt die höchste Zeit; „denn schon erschallen rings umher die letzten Töne des Grabgeläutes dieser Welt“; und sind ihrer göttlichen Berufung so gewiß, daß sie getrost auf den Tag des Gerichtes hinweisen und auf die göttliche Strafe, die ja vorzugsweise sie treffen müsse, wenn sie sich angemaßt hätten, dies Werk in eigener Kraft zu thun. — Dem Papste als Stellvertreter Christi, dem Kaiser von Oestreich als Nachfolger der Deutschen Kaiser und Repräsentanten unverantwortlicher Souverainität und dem Könige der Franzosen als Repräsentanten der beschränkten constitutionellen Monarchie soll das Testimonium zuerst überbracht worden seyn. Sie haben demselben keine Folge gegeben; und die Zeit liegt nicht weit hinter uns, in der man die Behauptung wohl versuchen konnte, die Strafe sey dafür nicht ausgeblieben. Der Papst sah sich genöthigt, Rom zu verlassen, der Kaiser von Oestreich war veranlaßt, seine Krone niederzulegen und wider Aufruhr durchtobte seine Länder. Louis Philipp ward für immer verbannt. Nachdem sie ihres Auftrags an die Fürsten sich entledigt hatten, wandten die Apostel sich an die Völker. Bis gegen Ende 1839 waren sie in den ihnen zugewiesenen Ländern thätig, als sie plötzlich von dem Senior in London wieder zurückgerufen wurden. Hier waren nicht unbedeutende Streitigkeiten entstanden über das Ansehen der Apostel und deren Stellung zu den übrigen Dienern der Kirche. Mehrere Engel, in der Meinung, daß die vier Aemter gleichen Ranges seyen, beanspruchten volle Selbstständigkeit in der Leitung ihrer Gemeinden und glaubten um so mehr in ihrem Rechte zu seyn, als auch prophetische Stimmen in diesem Sinne sich ausgesprochen hatten. Es wurde ihnen indeffen vorgehalten, „daß die Lauterkeit des gesprochenen Wortes abhängig sey von der innern Reinheit des Individuums, daß ein Prophet in einem unreinen Zustande nicht wahrhaft weissagen könne“, und daß es ihnen, den Aposteln, zustehe endgültig zu entscheiden, was wahre Prophetie sey und was nicht. Die Apostel behaupteten sich kräftig an der Spitze des Ganzen, die meisten Engel gaben nach,



und der Streit, der ihrer Sache sehr gefährlich zu werden drohte, ward beigelegt. Wider Erwarten hatte er indessen noch die Folge, daß ein Apostel zurücktrat. Er schied aus seinem Amte und von der ganzen Sache mit der bestimmten Erklärung, daß er gegen die Auctorität der Apostel große Bedenken hege, und daß man füglich nicht eher als Apostel handeln könne, als bis man durch eine pfingstähnliche Ausrüstung, die ihnen abgehe, dazu befähigt sey. Alle Versuche, ihn wieder zu gewinnen, waren umsonst, und die Apostel sahen sich genöthigt, persönlich alle Gemeinden zu bereisen, um die großen Bedenken, die dieser Vorfall hervorgerufen hatte, wieder niederzuschlagen. Nach Beseitigung der so entstandenen Schwierigkeiten wurden einzelne neue Ordnungen für den Gottesdienst getroffen, Liturgieen und priesterliche Kleider eingeführt, der Gebrauch der drei ökumenischen Symbole beim Gottesdienst sanctionirt, eine bestimmte Ordnung der Feier des heil. Abendmahls gegeben und für die priesterlichen Functionen der Apostel eine besondere Capelle bestimmt. Hierauf begaben sich die Apostel wieder in ihre Provinzen und waren im Vereine mit Evangelisten thätig, neue Anhänger zu sammeln und neue Gemeinden zu stiften. Unter den Deutschen Theologen haben sie gleich anfänglich Prof. Thiersch gewonnen. Seine 1846 erschienenen Vorlesungen über Catholicismus und Protestantismus sind schon ganz unter dem Eindrucke des Testimoniums geschrieben. Später ist er von dem jetzt verstorbenen Apostel Carlyle zum Evangelisten geweiht und aus seinem akademischen Lehramte geschieden. Evangelische Geistliche sind einige übergetreten. Gemeinden sind nach und nach gestiftet und zu stiften versucht worden in Frankfurt a. M., Basel, Berlin, Neustettin, in einzelnen Ortschaften Pommerns, Preußens &c. Große Ausbreitung haben sie nirgends gefunden. In Amerika sollen nur zwei kleine Gemeinden im Staate New-York bestehen. Neuere Nachrichten sind je nach ihrer Quelle sehr abweichend. Einerseits wird versichert, die Bewegung sey überall im Verschwinden, was schwerlich richtig ist. Seitens der Irvingianer wird zwar zugestanden, daß ihre Lehre nirgends allgemeinen Beifall gefunden habe, denn es sey unter den gegenwärtigen Verhältnissen ein Kennzeichen der Wahrheit, verworfen zu werden, Luc. 18, 8; doch behaupten sie, von dem gewonnenen Boden nichts verloren zu haben, vielmehr noch immer Fortschritte zu machen. In London haben sie sich eine prächtige Kirche erbaut, und die Bewegung wird nicht nur durch die Opfergaben ihrer Anhänger, sondern namentlich auch durch die materiellen Mittel des oben schon erwähnten Drummond gehalten und gefördert.

Aus dem Bisherigen ist ersichtlich, was die Irvingianer von sich selber halten. Sie sind Gottes eignes Werk, die Erstlinge der Versiegelten; keine neue Secte, sondern „der Eine Tempel, den der Herr ursprünglich gründete“ und von dem die geschichtlichen Kirchen „nur übrig gebliebene Trümmer“ sind. „Da anhebend, wo der Apostel Paulus aufhörte“, aus allen

Zeiten und Confessionen sammelnd, was das Gepräge des Geistes trägt und mit den ursprünglichen Aemtern und Kräften von Neuem begabt, realisiren sie in ihrer Gemeinschaft den Begriff der Einen, heiligen Apostol. = Kath. Kirche, führen ihre Glieder zur Vollendung und werden also seine Braut dem Herrn darstellen, wenn er kommt, „mit Wahrheit, Liebe und den Erstlingen des Geistes begabt, mit all den köstlichen Juwelen geschmückt“, die er begehrt. „Überall in der Christenheit herrscht Geseflosigkeit, hier Unterwerfung unter Auctorität; außerhalb sind Trennungen und Secten, hier ist Ein Leib, eins im Glauben, dessen Lehrer alle dasselbe lehren; draußen sind Synagogen des Antichrists mit Häuptern, die das Volk sich selbst erwählt hat, hier ist ein Körper von Ordnungen regiert, die Gott selbst gesetzt.“ Es ist hier alles im Normalzustande; die rechte Berufung ins Amt, denn der heil. Geist vocirt selbst durch den Mund der Propheten, die rechte Weise des Unterhalts der Kirchenbeamten, denn jedes Gemeindeglied giebt den Zehnten aller seiner Habe; es ist hier die rechte Lehre, der rechte Cultus, die rechte Verfassung. Es wird nothwendig seyn, daß wir Einzelnes, die drei letzten Stücke Betreffendes uns genauer gegenwärtigen.

Die prophetische und apostolische Gabe sind nach der Lehre des Irvingismus Zustände der Inspiration. Indem beide einander ergänzen und der Apostel deutet und sichtet, was der Prophet redet, ist ein Irrthum nicht mehr möglich und das zur Offenbarung der Geheimnisse Gottes nothwendige Licht gegeben. Der Kirche fehlt dies Licht und darum ist es dahin gekommen, daß die Uneinigkeiten unter den Christen in der Heilslehre größer ist, als je. Nicht nur stehen die großen Kirchenparteien einander schroff gegenüber, sondern selbst innerhalb einer und derselben kirchlichen Gemeinschaft tauchen die schärfsten Gegensätze auf, und was an Lehrformeln und Glaubenssymbolen noch vorhanden ist, ist wohl ein Zeugniß von dem Maaße des früheren Glaubens, aber nicht des jetzigen. Es fehlt an Einsicht in den Entwicklungsgang der Kirche, am Verständnisse der Zeichen der Zeit und der Rathschlüsse Gottes mit den Kindern dieses Geschlechts. — Der Herr war erschienen, um, wenn auch nicht unmittelbar und persönlich — denn er mußte nach dem Rathe Gottes zur Sühne der Welt den Tod erleiden —, so doch durch seine ersten Boten, buchstäblich alles wahr zu machen, was die Juden vom Messias hofften. Er wollte die Aufrichtung eines äußerlichen Reiches auf dieser Erde „mit Jerusalem und dem heil. Lande als Hauptstadt und Mittelpunkt, die Erhebung des auserwählten Volkes über alle andern als höchste Entfaltung und Offenbarung der göttlichen Gegenwart unter den Menschen und als Hauptquelle aller Segnungen für die übrigen Völker.“ Zu dem Ende wählte er die ersten Zwölfe mit Petrus als Centrum und Einheitspunkt. Sie haben keine andere Ansicht von der Heimsuchung der Heiden, als daß erst Israel bekehrt, des Herrn Reich in Herrlichkeit errichtet und daß erst dann der Segen überströmen sollte auf die Heiden. Sie sind wesentlich



Judenapostel, und als daher Israel ihre Botschaft verwirft, ist ihre eigentliche Mission zu Ende. — Mit der Verwerfung des Herrn Seitens der Juden, die erst in der Steinigung des Stephanus sich entscheidet (in der Kreuzigung Jesu vollziehen sie nur den Rathschluß Gottes), tritt nothwendig eine Veränderung und Verzögerung des göttlichen Heilsplans ein. Die den Juden gegebenen Verheißungen können sich vorläufig nicht erfüllen; nicht in Herrlichkeit, sondern in Niedrigkeit geht das Evangelium über zu den Heiden, Seelen zu sammeln zu einer Gemeinde, die bis zur Wiederkunft des Herrn in Kreuzesgestalt verharren soll. Hierzu erweckt der Herr ein eignes Apostolat, das Apostolat der Vorhaut, dessen Centrum und Einheitsvertreter Paulus wird. Finden wir später Judenapostel auch unter Heiden wirksam, so ist das nur Ausnahme und daraus zu erklären, daß Juden- und Heidendriften jetzt auf Eine Hoffnung angewiesen sind. Leider beslecken sich die Gläubig gewordenen bald mit den schmachlichen Sünden der Abgötterei, der Parteilucht, verachten die Apostel und werden dadurch unfähig, mit dem Herrn, der eine reine unbefleckte Braut begehrt, das Hochzeitmahl zu halten. Der Herr, der noch zu Lebzeiten der Apostel wiederkehren wollte und von diesen mit großer Zuversicht erwartet wurde, sieht sich genöthigt, seine Wiederkehr aufs Ungewisse zu verlagern und sogar die volle Entfaltung des zweiten Apostolats, dessen die Kirche nicht mehr würdig war, zu verhindern. „Nach achtzehn Jahrhunderten der Schmach“ ist endlich die Zeit da, in welcher der ursprüngliche, bis jetzt immer verzögerte Plan Gottes sich realisiren wird. Der zweite Apostolat, damals eine unzeitige Geburt, 1 Cor. 15, 8, ist vollständig in die Erscheinung getreten. Die Weissagung des Maleachi (4, 5): „Siehe, ich will euch senden den Propheten Elias, ehe denn da komme der große und schreckliche Tag des Herrn“, zum ersten Male und nur theilweise in Johannes dem Täufer erfüllt, hat jetzt seine zweite und vollständige Erfüllung erhalten, denn die Irving-Apostel sind die Vorläufer der zweiten Zukunft Christi. Während der Täufer noch darin sich vom Elias unterschied, daß er getödtet wurde, während letzterer gen Himmel fuhr, realisiren sie den alttestamentlichen Typus vollständig. Sie werden nicht sterben, sondern verwandelt und mit den in der ersten Auferstehung erweckten Heiligen dem Herrn entgegengeführt werden in den Wolken. Das Gericht über Babel, die Hochzeit des Lammes, die sichtbare Wiederkunft des Herrn mit seinen Heiligen zum Gericht über das Thier und den falschen Propheten und zur Aufrichtung des tausendjährigen Reiches sind die nächsten Ereignisse, denen wir entgegengehen. — Babel, in der prophetischen Sprache bald Stadt, bald Weib genannt, ist die abgefallene Christenheit. Das Thier und der falsche Prophet

bezeichnen verschiedene Formen des vollendeten Antichristenthums. Offenb. 17, 3. Noch sitzt Babel auf dem Thiere, d. h. die christlichen Institutionen beherrschen noch die Elemente des letzten Antichristenthums. Aber in einer Stunde soll der Reichthum der großen Stadt, Offenb. 18, 16, 17, und zwar durch die zehn Hörner des Thiers verwüstet werden, 17, 16, d. h. ein plötzlicher Umsturz der gegenwärtigen Ordnung der Dinge wird erfolgen, mittelst der antichristlichen Mächte, die nun zur vollen Herrschaft kommen. Dieser vollständige, obwohl nur kurze Sieg des Antichrists ist das Gericht über Babel.

(Fortsetzung folgt.)

## Nachrichten.

Krappitz in Oberschlesien, den 30. Mai 1856.

Wohl hat unsere öffentliche Bitte vom 18. Januar d. J. um fernere Spendung von Liebesgaben zum Weiterbau der bereits im Jahre 1854 angefangenen Evangelischen Kirche am hiesigen Orte in manches edle Herz Eingang gefunden, indem mehrere schöne Scherlein, sogar namhafte Unterstützungen von dem Evangelischen Vereine für kirchliche Zwecke in Berlin, von Herrn Justizrath Dr. Kohlstedt baselbst und von einem ungenannten Ehepaare in C. uns zugegangen sind; aber demohngeachtet stehen wir doch gleich dem Armen, welcher heute nicht weiß, ob und was er morgen haben wird, nun wieder hilflos da, denn der vor 4 Wochen begonnene Weiterbau hat bereits alle verfügbaren Mittel absorbiert, und uns die Tilgung der Schulden unmöglich gemacht.

Darum wenden wir uns abermals bittend um milde Gaben an alle Diejenigen, welche ein Herz haben, dem Höchsten den schuldigen Tribut zu bringen, den Armen zu helfen, und ihnen die Thränen zu trocknen. Helfet gern und bald, dann habt Ihr das Doppelte gethan und vollendet das, was die arme Gemeinde nicht kann. Nicht nur jetzt und am Tage der Weihe des neuen Gotteshauses, sondern immer werden für Euer zeitiges und ewiges Heil die frommen Gebete auf dem Dankaltar niedergelegt werden, denn Eure Namen werden eingetragen stehen in unserer Kirchengeschichte, und wenn auch mit der Zeit die Schrift verwittert und wir nicht mehr seyn werden, so wird doch Euer Andenken in unserer Gemeinde ein unauslöschliches seyn; denn noch unsere Kindesfinder und die spätesten Nachkommen werden erzählen von der Gründung und Weihe des Denkmals, das zur Verehrung Gottes für Jahrhunderte gebaut wird, zu dessen Vollendung indeß noch 4500 Thlr. fehlen.

Das Kirchenbau-Comité.

Langes, Pastor. Brettschneider, Kaufmann. Apotheker Finde, als Kirchenbau-Kassen-Rendant. Schäfer, Gastwirth. Schmalz, Wirthschafts-Inspector. Schmula, Ralkbrennereibesitzer.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Mittwoch den 25. Juni.

N<sup>o</sup> 51.

## Die Irvingianer.

(Fortsetzung.)

Schon vor Vollenbung des antichristlichen Reiches sammelt der Herr die Seinen zu sich, die Entschlafenen durch Auferweckung, und das ist die seiner Ankunft vorangehende erste Auferstehung, 20, 5; die Lebenden, die durch das gegenwärtige Werk der Vorbereitung sich haben reinigen und vollenden lassen, durch Verwandlung. 1 Cor. 15, 51. Sie vereinigen sich mit Christo nicht auf Erden, sondern an einem höheren Orte, 1 Theff. 4, 17, und diese Vereinigung aller Heiligen mit dem Herrn ist die Hochzeit des Lammes. Offenb. 19, 7. Nun erscheint der Herr in ihrer Mitte sichtbar und persönlich auf der Erde, angethan mit einem Kleide, das mit Blut besprenget ist, und ihm folgt das Heer im Himmel auf weißen Pferden, angethan mit weißer reiner Seide, Offenb. 19, 11 ff., wirft das Thier und den falschen Propheten in den Feuerpfuhl, 19, 20, oder bringt, wie Paulus sagt, den Antichrist um, mit dem Geiste seines Mundes, 2 Theff. 2, 8, und errichtet nun sein Reich in Herrlichkeit. Die Heiligen leben und regieren mit ihm tausend Jahre. Offenb. 20, 6. Israel befehrt sich, Röm. 11, 25, 26; alle Reiche der Welt, alle Nationen, die nach dem Gerichte über den Antichrist auf Erden noch übrig sind, werden des Herrn und seines Christes, Offenb. 11, 15; und da die herrliche Freiheit der Kinder Gottes nun erschienen ist, so wird auch die Natur von ihrem Banne frei. Röm. 8, 19—21. Zwar wird der Satan, der bei dem Eintritte dieser neuen Weltordnung nur gebunden wurde, nach tausend Jahren wieder los, Offenb. 20, 2, 3; es gelingt ihm, einen großen Abfall zu bewirken; aber Feuer fällt vom Himmel, verzehrt die Empörer, 20, 7—9, und nun folgt mit dem Sturze des Satans in den Feuerpfuhl, der zweiten Auferstehung und dem allgemeinen Weltgericht, das eigentliche Ende, 20, 10 ff. Es sey allerdings, wird uns gesagt, in diesen letzten Dingen noch Manches dunkel; eins aber ergebe sich mit voller Klarheit, die Frage nämlich: bist du bereit, plötzlich, in einem Augenblicke verwandelt und dem kommenden Herrn entgegengerückt zu werden? aber die gegenwärtige Christenheit verstehe sie nicht und habe sich an die Herrschaft des Todes so sehr gewöhnt und sich damit so sehr befreundet, daß die lebendige Hoffnung der ersten Christen auf die Wiederkunft Jesu fast verloren gegangen sey und der Gedanke an eine plötzliche Verwandlung beinahe Schrecken erwecke.

Der Cultus ist dem Irvingismus wesentlich Anbetung, und alle Formen und Handlungen desselben, im Cultus der Stifftshütte typisch vorgebildet, concentriren sich ihm im eucharistischen Opfer des heil. Abendmahls. Zwar kann und darf auf keine Weise weder wiederholt noch fortgesetzt werden, was Christus auf Golgatha gethan hat; aber die Kirche bedarf eines Dienstes, wobei das Werk Christi am Kreuze als ein vollbrachtes und von Gott angenommenes vergegenwärtigt und versinnbildlicht wird. Christus hat im Fleische sich selbst geopfert ein für allemal; mit seiner Himmelfahrt hat er seinen priesterlichen Dienst im Allerheiligsten angetreten, nicht um sein Leiden und seine Sühne fortzusetzen, sondern um das Opfer seines Fleisches und Blutes vor dem Vater geltend zu machen zur Verherrlichung Gottes und zur Segnung der Menschen; und wie er nun jetzt im Himmel thut, wie er dort sein eignes Fleisch und Blut als die beständige Erinnerung an die durch ihn vollbrachte Versöhnung darbringt, so thut die Kirche in Einheit mit ihm auf Erden. Sie nimmt Brod und Wein, und nachdem diese Elemente mittelst der Anrufung des heil. Geistes und in Kraft der Worte der Einsetzung der Leib und das Blut Christi geworden sind, werden sie Gott geopfert zum Danke und Lobe seiner Gnade und damit sich erfüllen, was Maleachi 1, 11 geschrieben steht: Vom Aufgange der Sonne bis zum Niedergange soll mein Name herrlich werden unter den Heiden und an allen Orten soll meinem Namen geräuchert und ein reines Speisopfer geopfert werden, spricht der Herr Zebaoth. In der geschichtlichen Kirche ist das eucharistische Opfer theils zur Caricatur verzerrt, theils ganz und gar verloren gegangen; dort ist der Altar verunreinigt, hier gradezu umgestürzt und in Folge dessen in der Evang. Kirche ein Cultus üblich geworden, der in der Religionsgeschichte ganz ohne Beispiel ist. Der Priester ist zum Prediger herabgesunken, und die Gemeinde muß mit einem Dienste sich begnügen, wie er höchstens für Katechumenen paßt. „Was Hosea von Israel sagt, daß es lange Zeit einhergehen werde ohne Opfer, ohne Altar, ohne Priesterkleid, ohne Heiligthum ist auf merkwürdige Weise das Schicksal des Protestantismus geworden und das Schlimmste dabei ist, daß man den Verlust nicht einmal fühlt, und sich wohl gar dessen rühmt, als wäre Armuth ein Schmuck und Beraubtseyn eine Zierde.“ — Auf das Opfer folgt dann in den Irvingianischen Gemeinden die heil. Communion, an welcher alle Gemeindeglieder Antheil nehmen. Rein Sonntag darf vergehen, an welchem das heil. Mahl



nicht gefeiert würde, und alle andern gottesdienstlichen Verrichtungen, namentlich die täglichen Opfer, die nach dem Vorbilde des Cultus in der Stifthschütte des Morgens und Abends dargebracht werden und in Lobgesängen und Dankgebeten bestehen, deuten auf dasselbe hin, bewegen sich um dasselbe, als um ihren Mittelpunkt, und verhalten sich zu ihm, wie die Höhe des Vorhofs von 5 Ellen zur Höhe der Stifthschütte von 10 Ellen.

Die Hauptstücke der Kirchen- und Gemeindeverfassung sind schon oben angegeben. Hier ist nur noch darauf zu verweisen, daß nach der Lehre des Irvingismus die erwähnten Aemter und Ordnungen der Apostolischen Kirche dem ursprünglichen Willen Gottes gemäß bleiben sollten bis zur Wiederkunft des Herrn. Gottes Gaben und Berufung gereuen ihn nicht. Alles, was er seiner Kirche im Anfange gab, gab er ihr für die volle Dauer der göttlichen Haushaltung und darum muß die Kirche, soll sie richtig verfaßt seyn, nicht bloß Evangelisten, Hirten und Lehrer, sondern auch Propheten und Apostel haben. Letztere sind die allein legitimen Träger der obersten Kirchengewalt, haben unmittelbar unter Christo einen beständigen Episcopat über die ganze Kirche durch alle Lande und erhalten dieselbe in Einheit mit sich selbst und mit ihrem göttlichen Haupte im Himmel. Sie sind die obersten Vorsteher im Wort und in der Lehre. Sie sind die Organe für die Mittheilung des heil. Geistes, der nach der ursprünglichen Verfassung der Kirche nur durch Apostel gesendet ward. Statt nun den Apostolat, diese höchste, zur Vollendung der Kirche absolut nothwendige Gnadengabe sich zu bewahren, hat die Kirche ihn von sich geworfen oder unachtsam fahren lassen. Der Leuchter ist von seiner Stätte gestoßen worden und das hat zahllose Uebel zur Folge gehabt. Zunächst ist die Einheit der Kirche verloren gegangen, und durch alle spätern Jahrhunderte geht nun das Streben hindurch, durch ungesetzliche Mittel dieselbe wieder herzustellen, hier durch Erhebung eines untergeordneten, des bischöflichen Amtes in Stelle des apostolischen, dort durch Anlehnung an die weltliche Gewalt oder wohl gar durch kirchliche Demokratie. Sodann ist die eigentliche Quelle des Geistes verlegt. Darum sind nicht bloß zahllose Ketzereien in die Kirche eingedrungen, sondern es hat auch von Pauli Zeiten an bis jetzt keine vollständige Gnadenerteilung stattgefunden. Der Lebensstrom ist nur kümmerlich geflossen. Die außerordentlichen Gnadengaben sind verschwunden. Die Sakramente haben ihre volle Kraft verloren. Der Gottesdienst der Kirche ist mehr oder weniger Baalsdienst geworden. — Luther und seine Mitarbeiter sahen das Verderben, hatten aber zur Kirchenreformation keine göttliche Vollmacht und so erbauten sie nicht die wahre Kirche aus dem Abfalle, sondern fügten zu dem vorhandenen Babel nur neue Secten hinzu, in falschen Eifer sich gegenseitig beißend und verzehrend. Natürlich, daß da die Heilsanstalt verdorben blieb, das sittliche Verderben wuchs von Geschlecht zu Geschlecht; und wenn schon „in der ersten Franz. Revolution Mord die Politik, Atheismus die Religion einer ganzen Nation gewesen ist, so droht jetzt der vom Gifte gänzlich durchdrungenen

Christenheit eine Revolution, von welcher jene nur Vorspiel und Vorbild war. Der Unglaube, der unter dem Papstthum in trüber Stille dahinschwand und in der Protestantischen Kirche Stärke erlangte, wird als letzte Fluth antichristlicher Gotteslästerung emporzuschwellen, wird Kirche und Staat, die noch öffentlich von Gott zeugen, hinwegspülen und die Ordnungen der Hölle an deren Stelle setzen. Es ist umsonst, wenn fromme Christen dagegen in allerlei menschliche Vereine innerer und äußerer Mission sich zusammenthun. Sie übersehen, daß Gott nur durch seine ursprünglichen Aemter und Ordnungen wirkt, ist die einzig mögliche Hilfe da. Hier sind Richter, wie zuvor waren, und Rathsherrn, wie im Anfange, Jes. 21, 26; hier ist das zur Vollendung nothwendige Maaß des Geistes und es kann nicht fehlen, daß überall, wo man aus dieser Quelle schöpft, das rechte kirchliche und religiös-sittliche Leben sich ganz von selbst herstellt. —

Es sind, wie wir sehen, nicht geringe Ansprüche, mit denen der Irvingismus auftritt. Er steht mit ihnen und mit seinem Urtheile über die Zustände der Gegenwart nicht vereinzelt da. Der Baptismus hat ein durchaus demokratisches Gepräge und ist insofern das Gegenstück zum Irvingismus. Er bedarf der kirchlichen Ordnungen und Aemter nicht, um zu Christo zu gelangen, er findet den Weg allein und macht dann die nothwendige Ordnung im Hause Gottes selbst durch die Majoritätsbeschlüsse seiner Bekenner. Aber auch ihm gilt die Kirche als rettungslos verloren. Er sieht in ihr nur einen „großen Regenhaufen“, in welchen wahre Christen so wenig hineingehören, als „lebendige Menschen in ein Grabgewölbe.“ Sucht der Irvingismus die Quelle des kirchlichen Verderbens im Verluste des Apostolats, so sucht sie der Baptismus im Verluste der Taufe. Denn die Taufe der Kirche, die durch Besprengung vollzogen wird, und vollends die Kindertaufe, ist ihm keine Taufe, sondern eine inhaltslose, von den Menschen erfundene Cerimonie und darum „gänzlich ungültig und dem Herrn ein Gräuel.“ Beide endlich gehen darauf aus, in ihrer Gemeinschaft die rechte Gemeinde der Heiligen zur Darstellung zu bringen. — Der Mormonismus erweist sich auf den ersten Blick als eine selbst sittlich verwerfliche Verirrung. Die Irvingianer sehen in ihm nur eine dämonische Verzerrung ihrer eignen Sache. Aber auch er findet in der Kirche das Babel der Apocalypse, erwartet die nahe Wiederkunft des Herrn, hat seine Apostel, Propheten und Evangelisten, nicht minder solche, die in Zungen reden und weissagen, und seine Boten sind überall ausgegangen, um „die Heiligen der letzten Tage“ in das wahre Zion zu sammeln. — Noch kann erwähnt werden, daß auch im Württembergischen aus einem Vereine einfach ernster Christen seit 1854 ein Ausschuß von vier Männern zu einer Sammlung des Volkes Gottes in Jerusalem zusammengetreten ist. Sie haben sich zum Ziel gesetzt, aus der Masse des Verderbens diejenigen herauszuziehen, die noch zum Volke Gottes gehören und wollen, da es hier



unmöglich sey, auch nur privatim ein dem Worte Gottes gemäßes Leben zu führen, einen Theil Palästina's colonisiren und dort ein neues Volksleben zu begründen suchen. (cf. Ev. R. 3. 1856. Nr. 10—14. Kreuzzeitung 1856. Nr. 52.)

Es liegt in all diesen Erscheinungen zuerst eine sehr ernste Mahnung an die Kirche. Zwar sind es Versuche der Ungeduld, auf eignen Wegen und durch besondere Mittel zu realisiren, was der Herr allein realisiren will durch die Gnadenmittel seiner Kirche. Aber sie finden ihren Stützpunkt in den Gebrechen der Kirche und in positiven, von letzterer nicht ausreichend beachteten Wahrheitsmomenten, die sie in sich tragen. Es ist unsere Pflicht, dieselben willig anzuerkennen.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Streit über christliche Toleranz und evangelische Union.

### III.

Die „Zeichen der Zeit“ sind im offenen Kriege für und wider die Union, in einem Kriege, der keinen Waffenstillstand zuläßt. Davon geht auch D. Bunsen aus, indem er in den Kampf für die Union eintritt. Aber D. Bunsen's Eifer für die Union hat dieser einen üblen Dienst erwiesen: so ist gesagt worden \*), und zwar mit gutem Grunde; denn es tritt immer mehr zu Tage, daß gerade diese offene Expectoration, welche nicht hinter dem Berge halten bleibt, zwar in den Massen Anklang finden mag, aber eben darum, je maßloser sie für die Union einsteht, um so gewisser selbst den unbefangenen Unionsfreunden zu einer heilsamen Warnung gegen die Union und ihre unvermeidlichen Konsequenzen dienen muß.

Wie der Eifer Bunsen's in das Gegentheil seiner rückhaltlosen Intention umschlägt, so wirkt aber auch die moderate Union, je länger sie regiert, um so mehr gegen sich selbst; denn es fehlt ihr überall Grund und Wurzel, Halt und Gestalt. Sie verkommt sichtlich an ihren eigenen theoretischen und praktischen Versuchen und Vermittlungen auf den verschiedensten Wegen. Zu den Vermittlungsversuchen müssen wir auch Konferenzen und Synoden rechnen, welche kirchliche und unkirchliche Elemente zu vereinbaren und zu verschmelzen suchen würden, es müßte denn grade dadurch zu einer gründlichen Sonderung und blindigen Auseinandersetzung, zu einer wirklichen Itio in partes kommen.

Freilich fehlt es auch jetzt nicht an allerlei plausibeln und zum Theil sehr wohlgemeinten Gründen für die Union, nur daß diese eben nur das Recht der Union in ihren Gränzen außerhalb der bestimmten Kirchen begründen können. Insofern sie sich

aber gegen die sogenannten Sonderkirchen richten und in deren Gebiet eindringen wollen, finden sie jetzt immer weniger Gehör, und keinen günstigen Boden, während sie vormalig nur zu offenen Eingang fanden. Die Gründe für die Union sind dieselben geblieben, ja noch vollständiger geworden, aber sie haben auch die Revision erfahren müssen, und — übel bestanden, theoretisch und praktisch. Selbst aus der Trennung der Reiche Juda und Israel, aus ihrer Geschichte, aus der Verkündigung künftiger Wiedervereinigung sind Hebel für die Union entnommen worden, aber in ihr Gegentheil umgeschlagen \*), eben weil die Union ebensowohl als jene Wiedervereinigung nicht zu erzwingen, nicht zu erkünsteln, sondern — zu erwarten ist, wenn es rechte Zeit wird seyn. Jene beiden Reiche waren recht eigentlich aus Einem Stamme eines Volkes, aus Einer Familie, viel mehr als die beiden Evangelischen Kirchen. Beiden Reichen waren Gnadengaben anvertraut, beiden waren Propheten verliehen, es fehlte hier und dort nicht an glimmenden Glaubensfunken: dennoch wäre eine Wiedervereinigung beider Reiche in der Zeit des Alten Bundes anders nicht möglich gewesen, als durch — Uebertritt, durch Umkehr aus Sichem nach Jerusalem. So viel auch Israel mitzubringen gehabt hätte zu gegenseitiger Stärkung, dennoch wäre es an ihm gewesen, umzukehren. Bis dahin war beiden Reichen auch ohne Union mancherlei Gemeinschaft vorbehalten, namentlich durch die Propheten.

Aber wir halten uns an das gegenwärtige Stadium der evangelischen Union. Hier ist es nicht zu verkennen, daß sich auch die theologische Wissenschaft in unseren Tagen immer mehr zu fester, bestimmter Kirchenlehre wendet. Hatte sie in den Tagen eines neuerwachten jugendlichen Lebens die ersten Kämpfe frischen Muthes zu kämpfen, die ersten und nothwendigsten Uebungen zur allgemeinen Begründung auf dem wiedergewonnenen Boden zu bestehen, — es waren schöne Tage erster Liebe, — so erwächst sie nun mehr und mehr zum gefestigten Mannesalter, nur daß das reifere Mannesalter die jugendliche Frische nicht verliere. Sichtlich strebt jetzt die Wissenschaft mit allen Kräften aus der Subjectivität zur Objectivität, aus der unbestimmten Allgemeinheit zu bestimmterer Entwicklung unter der Zucht des Gedankens und an der Hand der Geschichte nach der wesentlichen Continuität der Kirche. Alle junge Kräfte strecken sich jetzt, wer könnte es läugnen, nach kirchlicher Autorität, nach einem Halt, den das eigene Selbst, und wär' es noch so flug, nicht zu gewähren vermag; und die etwa noch widerstreben, werden sich bald verlassen und vereinsamt fühlen, und der eignen Weisheit nur noch mehr verfallen, wenn sie nicht noch in Zeiten umkehren.

Zu den „Zeichen der Zeit“ gehört wirklich auch die „Umkehr.“ Hat sich früher die Union auf ihre Zeit berufen dürfen, jetzt ist die Zeit in ihrer *anage* unlängbar auf der Um-

\*) Vergl. „Dr. W. F. Besser: Bunsen und Dörner. Eine Streitschrift wider den falschberühmten Protestantismus. Schwerin und Rostock, 1856. S. 80.“

\*) Vergl. „Der Beweis des Christenthums. Von Dr. Albert Peip. Berlin, 1856. S. 39.“ — „Dr. Fr. Delitzsch: Aus dem Tagebuche eines Lutherans“, im „Dresdner Album. 1856. II. S. 221.“



kehr zu der historisch begründeten Kirche, wie auch die öffentliche Meinung in Protesten dagegen sich ergehe, und auf Majoritäten sich berufe: nur daß wir nicht etwa im Vertrauen auf die guten Zeichen der Zeit sicher werden, und, ehe wir's uns versehen, dennoch erliegen. —

So ist es denn auch ein sprechendes „Zeichen der Zeit“, daß selbst die Gnadauer Pastoralconferenz, welche seit dreißig Jahren das neu erwachte Glaubensleben segensreich gepflegt und gefördert hat, aber bisher noch immer, — so lange es nur möglich war, — von dem Kampfe des Tages sich fern zu halten suchte, jetzt dennoch, in Einem Sinne mit D. Stahl, für das alte Recht der Kirche und gegen die neue Union, als „unser schwache Seite“, ein eindringliches Zeugniß abgelegt hat \*), um für das gute Bekenntniß und zur Wahrung dessen voller Autorität Selbstständigkeit im Kultus, im Regimente und in der Lehre in Anspruch zu nehmen. — *Confessio est norma colendi et regendi et docendi.* — Die kurzen Worte sagen viel und reichen weit: wir empfehlen sie der weiteren Erwägung. Ist die Lehre vom Katechismus an der Grund des Baues, und das Regiment das schirmende Dach darauf, so ist der Kultus der Ausbau, als der unerläßliche Ausdruck des Bekenntnisses nach allen seinen Eigenthümlichkeiten, nach seinen wesentlichen Unterschieden und Spigen.

Wenn wir in die nächste Vergangenheit zurücksehen, so kann es uns nicht entgehen, und die Geschichte bezeugt es actenmäßig, daß grade durch eine gemeinsame Agende im Dienste der Union die Unterschiede der Evangelischen Kirchen in den Hintergrund gestellt wurden: durch die gemeinsame Agende sollte im öffentlichen Gottesdienste die Uniformität beider Kirchen bewirkt, und die individuelle Physiognomie jeder Kirche ausgeglichen werden, wiewohl dazu manches Material aus alten lutherischen Agenden entnommen und — verarbeitet wurde. Ebenso scheint aber auch in unseren Tagen die alte Gottesdienstordnung der Lutherischen Kirche das Mittel zu werden, um der Kirche selbst wieder zur alten Selbstständigkeit zu verhelfen, welche sie — durch eigne Schuld, im Schlafe, — verloren hat. War die neue Preussische Agende vor 30 und 40 Jahren an der Zeit, und wirksam gegen die Willkühr, — wir dürfen es nicht vergessen, — so scheint nun die Zeit der alten Agenden und Liturgien wiedergekommen zu seyn. Auf einmal werden jetzt überall die alten Kultusformen wieder hervorgesucht, die großen Gedanken der Gottesdienstordnung ins Leben zurückgerufen, die Festessen und Sonntagsreihen des Kirchenjahrs in Erinnerung gebracht, die alten Kirchenlieder nach ihrem guten Rechte restaurirt. Und zu dem Allen wirken Geschichte, Theorie und Praxis gemeinschaftlich, um die verschütteten Schätze wieder zu Tage zu fördern.

Solche Regungen pflegen nach den Zeugnissen der Geschichte ohne sichtlichen Einfluß vorüberzugehen, wenn es noch

\*) Co. R. Z. Nr. 31. 32. 33. — Volksblatt für Stadt und Land. Nr. 32. 34. 36. 41. 50.

nicht an der Zeit ist: und es ist so lange nicht an der Zeit, als dergleichen Zeichen noch vereinzelt sind: die kirchlichen Regungen sind indessen jezo nicht mehr vereinzelt. Fast in allen Ländern Deutschlands und weit über Deutschland hinaus erwacht jetzt die Kirche Deutscher Reformation zu neuem Leben und zu alter Ordnung, auch in unserm theuern Vaterlande außerhalb der Landeskirche; ja, es regt sich auch innerhalb der Landeskirche selbst zur „Umkehr.“ Es thut wirklich Noth, daß wir uns in unserer Landeskirche recht treulich rühren und regen, um nicht gar zurückzubleiben, und um mit den übrigen Zweigen der Lutherischen Kirche in Verbindung zu bleiben, oder vielmehr wieder in Verbindung zu kommen.

Und die Union? Die Union der Evangelischen Kirchen wird, so weit sie Wahrheit ist, so weit sie an der Zeit ist, nicht anders und nicht eher gedeihen, als bis die nachbarliche Grenzregulirung wirklich vollzogen und die Gemeinschaft zu gegenseitiger Stärkung auf ihre Gränzen zurückgeführt seyn wird.

Wir schließen jetzt mit einem Worte D. Stahl's (S. 131): „Alle Lutheraner haben das Bewußtseyn, daß die Lutherische Kirche ihren eigenen Beruf zwischen Katholischer und Reformirter Kirche hat, und daß in jetziger Zeit grade sich in ihr die Kräfte regen zu einer reichen Ausströmung ihres Geistes in Kultus und Einrichtung und auch in Gestaltung des lange verabsäumten Gemeinbewesens, wenn anders nicht der Unionismus sie einerseits unterdrückt, andererseits zur Einseitigkeit steigert.“

E. F. Giesel.

## Nachrichten.

### Preisauflage.

Der Verein zur Verbreitung kleiner christlicher Schriften in Bremen ist durch die Freigebigkeit eines unbekannten Freundes in den Stand gesetzt, folgende Aufgaben zu stellen:

1. Eingehende und anwendende Erklärung der Stelle Luc. 16, 9. (Und ich sage euch auch u. s. w.) Es soll ein Traktat für Reiche seyn, doch ohne Bemerkung dieser Bestimmung.

2. Dergleichen für Arme über die Stelle 1 Tim. 6, 6—8. (Es ist aber u. s. w.)

Jede Schrift soll 3—5 Druckbogen stark werden und erwarten wir die Zusendungen vor Ende dieses Jahres.

Die Preisrichter sind die Mitglieder des Vorstands jenes Vereins und wird jede der gekrönten Schriften mit einem Preise von

Dreißig Dukaten

honorirt werden, wobei der Verein das Recht behält, die Schriften drucken zu lassen.

Einsendungen in möglichst leserlicher Schrift mit einem Motto, das zugleich auf dem versiegelten Couvert steht, das Namen und Wohnort des Verfassers enthält, an

L. Müller, Past. zu St. Stephani.

G. G. Treviranus, past. prim. zu St. Martini.

Rud. Vietor, Past. zu H. L. Fr.

Bremen, im Juni 1856.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Sonnabend den 28. Juni.

N<sup>o</sup> 52.

## Der Irvingismus.

(Fortsetzung.)

Die großen katholischen Wahrheiten, auf die der Irvingismus so oft verweist, obwohl er freilich eine thatsächliche Verkäugnung derselben ist, die Lehren von der Nothwendigkeit kirchlicher Selbstständigkeit und Einheit, von der Bedeutung der Kirche als einer Heilsanstalt Gottes und ihrer Ordnungen und Aemter für die Erzeugung und Ernährung eines gesunden christlichen Lebens sollten von uns allen in einem viel höheren Grade beherzigt werden, als es geschieht. Es ist richtig, was die Irvingianer sagen, daß der Herr nicht das Haupt ist dieser oder jener Landeskirche, dieser oder jener Confession, sondern das Haupt der Ganzen Kirche, d. h. aller, die durch die heil. Taufe der Zucht und Erziehung des heil. Geistes übergeben sind und die in der apostolischen Lehre, wie sie in der Schrift und in den kirchlichen Bekenntnissen vorliegt, das Wort des Heils und in den Sakramenten die von Gott gegebenen Mittel des Heils gläubig anerkennen. Mögen unter ihnen noch so viele und bedeutende Differenzen obwalten und wir sind am allerwenigsten geneigt, sie etwa gering anzuschlagen, sie gehören zusammen als Glieder Eines Leibes, sie stehen mit einander in realer Gemeinschaft, sie mögen wollen oder nicht. Es ist hier Ein Leib und Ein Geist, wie sie auch berufen sind zu Einerlei Hoffnung ihres Berufs; Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe, Ein Gott und Vater unser aller, der da ist über uns alle und durch uns alle und in uns allen; und darum sollen sie fleißig seyn, zu halten die Einigkeit im Geist. Eph. 4, 3—6. Als Brüder sollen sie über die Unterschiede in Liebe streiten, 4, 15, aber sich nicht mit Haß verfolgen oder als Heiden und Keger sich gegenseitig excommuniciren. Der Römischen Kirche ist es nicht möglich, sich zu diesem Standpunkte zu erheben. Festgebannt in ihren falschen Kirchenbegriff und deshalb das Walten des heil. Geistes auf das Gebiet des Römischen Bischofs beschränkend, sieht sie jenseits höchstens einzelne versprengte christliche Wahrheiten; die akatholischen Confessionen im Ganzen betrachten sie als Gemeinschaften, die „als vom Geiste des Teufels geleitet in den verderblichsten Irrthümern der Lehre und des Lebens befangen seyn müssen.“ Catech. Rom. Thl. 1. ep. 10. Fr. 16. Die Evangelische Kirche aber ist principiell katholisch und darum ist das Einstimmen in diesen Ton, der leider oft genug noch von drüben zu uns herüber klingt, etwas prin-

cipiell Verwerfliches. Hand in Hand mit dieser Anerkennung des Gemeinsamen muß nun allerdings gehen die sorgsame Ausarbeitung und Darstellung des Besondern. Jede einzelne Kirche soll die Wahrheit der Kirche mit ihren besondern Gaben und auf dem eigenthümlichen Gebiete zu verwirklichen suchen, das der Herr ihr überwiesen hat. Es ist eine durchaus falsche Union, die das Specificische der Confessionen verwischen will, und wenn dereinst die volle Einheit der Kirche, die, obschon jetzt keineswegs etwas rein unsichtbares, doch vorerst noch Gegenstand des Glaubens ist, ganz in die Erscheinung getreten seyn wird, so wird dieselbe sich als erwirkt erweisen nicht durch Herabdrückung der Kirche auf eine niedere Stufe der Entwicklung, auf welcher die Unterschiede noch nicht hervorgetreten waren, sondern durch wechselseitiges Zusammengehen und gegenseitiges Sichergänzen, durch Aufhebung derselben in einem höheren Ganzen.

Nun ist offenbar der Evangelischen Kirche als eigenthümliches Gebiet das Gebiet der Lehre zugefallen. Die Evangelische Kirche soll die Kirche nicht bloß von jedweder Menschenfälschung rein halten, sie soll auch nicht die früher so sehr vergessenen Grundlehren von der Rechtfertigung des Sünders allein durch Christi Verdienst und deren Aneignung im Glauben ausschließlich predigen, sondern das ganze Gebiet der geoffenbarten Wahrheit nach allen Seiten und Beziehungen hin immer tiefer durchforschen, immer mehr denkend begreifen und in ursprünglicher Lauterkeit und Reinheit den Andern für alle Lebenslagen und Lebensverhältnisse zur Benutzung bieten. Wir können nicht sagen, daß dies immer und überall geschehen wäre. Nicht nur haben viele ihrer Diener am Glauben Schiffbruch gelitten und darum Irrlehre und zwar grundstürzende Irrlehre verkündigt, sondern auch gläubige Lehrer haben über dem allerdings durchaus berechtigten und nothwendigen Streben, das Fundamentale und Centrale gehörig zu fixiren, es versäumt, einzelne mehr nach der Peripherie zu liegende, aber für das christliche Leben keineswegs unbedeutende Stücke der Heilswahrheit so eingehend zu behandeln, wie es wohl nöthig gewesen wäre, und dies trifft, wie wir meinen, allerdings die Lehre von den letzten Dingen überhaupt und die von der Wiederkunft des Herrn insbesondere. Es ist eine weit verbreitete Meinung, daß mit dem Tode schon sich alles abschließe und daß namentlich der gläubig Verstorbene unmittelbar nach ihm eingehe zum Vollgenuße seiner Seligkeit. Nun ist es richtig, daß wer in Christo stirbt, auch selig stirbt. Wer Christum hat, ist hier schon selig, wie sollte er es nicht



in einem noch höheren Grade drüben in der Ewigkeit sehn! Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben von nun an, Offenb. 14, 13; und Christus selber spricht zum bußfertigen Schächer: Heute wirst du mit mir im Paradiese sehn! Luc. 23, 43. Aber das Sehn im Paradiese ist noch nicht das vollendete Seligsehn. Es ist ein Ruhen von der Arbeit, ein Ausruhen von den Mühsalen und Kämpfen des irdischen Lebens, Jes. 49, 10. 57, 2. Offenb. 14, 13. 7, 16. 17. Den heiligen Märtyrern wird gesagt, daß sie ruhen sollen noch eine kleine Zeit, bis daß vollends dazu kämen ihre Mitknechte und Brüder, Offenb. 6, 11. Es ist ein Ruhen in Gott, in der Gemeinschaft Christi und darum eine höhere Stufe des Lebens, aber immer ein Zustand, der der Ergänzung, der weitem Entwicklung fähig und bedürftig ist. Zur vollendeten Seligkeit gehört vollendete Heiligkeit, das Ueberlebenssehn mit dem neuen Leibe, das Versammelthein aller Kinder Gottes, gehört der äußerliche sichtbare Triumph der Kirche unter dem neuen Himmel und auf der neuen Erde. Hiernach haben wir uns den unmittelbar auf den Tod folgenden Zustand als einen Zwischenzustand zu denken, der erst mit dem jüngsten Tage abschließt, und die eigentliche rechte Hoffnung der Gläubigen ist also nicht der Tod „das selige Sterbebett“, sondern in der That die Wiederkunft des Herrn. Berichtigen wir daher unsere Ansichten nach dem Worte Gottes und der Lehre der Kirche. Die Irvingianer machen uns den Vorwurf, daß wir die Schrift „als einen todtten Buchstaben einer Waare gleich“ umherschicken, aber sie nicht dem Willen des Herrn gemäß gebrauchen. Zeigen wir ihnen thatsächlich, daß das unwahr ist, dadurch, daß wir immer tiefer in ihr Verständniß einzudringen suchen und auf alle ihre Lehren achten. Lesen wir sie nicht bloß, wie sich von selbst versteht, mit ernstem Gebete, sondern auch mit steter Beachtung der Auslegung derselben durch die Kirche, so werden wir keiner neuen Propheten bedürfen. Ps. 119, 105. Wir werden Licht erhalten über alles, was uns zu wissen noth ist, über den Rathschluß Gottes mit seiner Kirche, über die Zeichen der Zeit u. s. w. und namentlich erkennen, daß, was die Irvingianer bezüglich dessen Wahres lehren, nicht neu, sondern auch von der Kirche erkannt und behauptet ist, und daß das wirklich Neue in ihrer Lehre gar gewichtigen Bedenken unterliegt.

Der Herr weiß es von Anfang an und sagt es in Gleichnissen und in einfachen Worten und zuletzt unter Thränen ganz bestimmt vorher, daß Israel ihn und seine Botschaft verwerfen und dadurch das trostloseste Geschick sich selbst bereiten werde. Die Verwerfung des Herrn erfolgt nicht erst in der Steinigung des Stephanus, sondern ganz und vollständig schon in der Kreuzigung. Allerdings vollziehen die Juden hier auch den Rathschluß Gottes. Das geheimnißvolle Walten Gottes, das auch das Böse sich dienstbar und selbst den Satan zum Helfer im Reiche des Herrn zu machen versteht, zeigt sich nirgends in so klarer und ergreifender Weise, als in der Geschichte der heiligen Passion. Aber dadurch wird natürlich die sittliche Bedeutung dessen, was die Juden thun, nicht im Mindesten geändert. Als

sie sich den Barrabas in Christi Stelle erwählen; als sie das furchtbare Wort aussprechen: Sein Blut komme über uns und über unsere Kinder, da sind die Würfel gefallen; sie haben ihr Geschick sich selber bestimmt und es ist sonnenklar, daß weder Christus, noch die Apostel des Glaubens sehn konnten, die Majorität dieses Geschlechts werde sich noch bekehren und erst dann der Segen von ihnen überströmen auf die Heiden. Wohl finden wir den Herrn, so lange er lebte, fast nur innerhalb der Grenzen des jüdischen Landes. Mt. 15, 24. Seine persönliche Aufgabe war die Versöhnung der Welt durch sein Opfer und die Darstellung eines durchaus heiligen Lebens. Den Segen dessen weiter zu tragen, überließ er den Aposteln und der Kirche, und wie wenig er gesonnen war, die Mission der ersteren auf Israel zu beschränken, geht schon hinlänglich aus der Instruction hervor, die er ihnen in den Worten giebt: Gehet hin und lehret alle Völker; gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Creatur. Nun predigen sie freilich überall zuerst den Juden; es wäre gar nicht zu begreifen, wenn sie anders gehandelt hätten; jeder fängt doch mit seiner Arbeit in dem Kreise an, in welchem er steht, und außerdem mußte ja die Liebe zu ihrem Volke sie treiben, so viel Einzelne aus demselben noch zu retten, als es irgend möglich war. Aber sie gehen nachher Alle zu den Heiden; ihre Wirksamkeit hier ist keineswegs eine Ausnahme und nach einer alten Sage haben sie sogar alle Länder der Erde durchs Loos unter sich vertheilt. Die Annahme eines zweiten, eines besondern Heidenapostolats läßt sich durch nichts erweisen, um so weniger, als außer dem sogenannten Centrum Paulus keine weiteren Träger desselben sich vorfinden. Zwar werden uns als solche Barnabas, Epaphrodit, Andronicus und Junias namhaft gemacht, und es ist richtig, daß auch diese in der Schrift Apostel heißen, Apgsch. 14, 4. 14. Phil. 2, 25. Röm. 16, 7; auch 2 Cor. 8, 23 ist von Brüdern die Rede, welche Apostel sind der Gemeinden. Aber sie treten gegen die eigentlichen Zwölfe ganz entschieden in den Hintergrund und führen den Namen Apostel offenbar nur in jenem weitem Sinne, in welchem auch wir noch z. B. den Bonifacius einen Apostel Deutschlands nennen. Hebr. 3, 1 wird selbst Christus als Apostel bezeichnet, und diese Stelle zeigt, daß das Wort auch schon in der Schrift in einem weitem Sinne üblich ist. Im eigentlichen Sinne sind nur die ersten Zwölfe Apostel. Paulus ist so wenig der Anfang einer neuen Reihe, daß er vielmehr als eine Ergänzung der ersten Zwölfe, die durch den frühen Märtyrertod Jacobus des Ältern, Apgsch. 12, 2, eine Lücke erhalten hatte, zu betrachten ist.

Es soll nun die Aufgabe dieser Apostel gewesen sehn, die von ihnen gesammelten Gemeinden für die Zukunft Christi zu vollenden. Eine durch Jahrhunderte hindurchgehende Entwicklung, eine Kirche, wie die Geschichte sie uns zeigt, hat nicht im Plane Gottes gelegen. Vielmehr ist letztere nur in Folge göttlicher Zulassung entstanden, nachdem der ursprüngliche Gedanke Gottes, den Herrn gleich am Ende der apostolischen Zeit zu senden, an der Unbußfertigkeit der ersten Gemeinden gescheitert



war. Es ist das eine eigne Ansicht von dem Plane Gottes. Es kommt das fast so heraus, als ob er die Entwicklung menschlicher Freiheit nicht durchschauend, fortwährend habe ändern müssen, je nachdem letztere diese oder jene Bahnen eingeschlagen sey. Die Schrift redet von einem Heilsplane, den Gott vor der Weltgrundlegung gefaßt hat. Er hat ihn nicht so gefaßt, daß das Verhalten der Menschen dadurch bestimmt worden wäre; die Kirche hat die Lehre von der Prädestination immer verworfen; vielmehr die Entwicklung der Menschheit im Großen und Einzelnen voraussehend, die freien Handlungen der Menschen in seinen Plan mit aufgenommen, sich, um ganz einfach menschlich zu reden, bei Entwerfung desselben von den erstern leiten und bestimmen lassen. Hiernach ist es allerdings deutlich, wie das Böse dazu dienen kann und muß, den Plan Gottes zu fördern, wie es aber ihn soll ändern, hemmen und verzögern können, gestehen wir nicht einzusehen. Daraus, daß der Herr bis jetzt noch nicht erschienen ist, schließen wir mit vollem Rechte, daß es im Rathe Gottes nicht beschlossen gewesen ist, ihn bis jetzt zu senden. Die Engel, die bei der Aufahrt Jesu gegenwärtig sind, reden nicht von der Zeit, sondern nur von der Art und Weise seiner Wiederkehr, Apgsch. 1, 11; und als die Jünger kurz vorher nach der Zeit eigends fragen, giebt ihnen der Herr die Antwort (B. 6. 7): Es gebühret euch nicht zu wissen Zeit oder Stunde, welche der Vater seiner Macht vorbehalten hat. Das Geheimniß menschlicher Freiheit durchschaut allein der, der Herzen und Nieren prüft und alle unsere Gedanken kennet von ferne; und darum wußte selbst der Sohn, so lange er auf Erden war, den Zeitpunkt seiner Zukunft nicht. Mrc. 13, 32. Nun reden und handeln die Apostel später allerdings so, als ob dieselbe ganz nahe wäre. Paulus scheint sich zu denen zu zählen, die bei der Wiederkunft Jesu verwandelt werden würden, 1 Theff. 4, 15. 17. 1 Cor. 15, 52, und jedenfalls sehnt er sich darnach, lieber „überkleidet, als entkleidet“ zu werden. 2 Cor. 5, 4. Es ist das sein persönlicher Wunsch, der übrigens auch bald sich dahin modificirt, abzuschneiden, und auf diesem Wege zu dem Herrn zu kommen, Phil. 1, 21. 23, aber keineswegs seine apostolische Lehre. Gleich in einem der ersten Briefe, die er geschrieben hat, 2 Theff. 2, tritt er der Meinung, als sey der Tag des Herrn in bestimmter Nähe, gradezu entgegen. Er sagt: laßt euch nicht in Unruhe bringen, als ob der Tag des Herrn nahe bevorstehe (ὡς ὅτι ἐλθόντων ἡ ἡμέρα τοῦ Χριστοῦ. Vulg. quasi instet dies Domini. Luther ungenau: daß der Tag Christi vorhanden sey). Es ist das meine Lehre nicht (B. 5); und wenn angebliche Briefe von mir das behaupten, so sind sie untergeschoben (B. 2). Wenn er nun später diese Ansicht doch selbst zu theilen scheint und 1 Cor. 15, 52 gradezu schreibt: „wir aber werden verwandelt“, so können wir diese Worte, soll der Apostel nicht gradezu mit sich im Widerspruche seyn, nur communicativ fassen. Er versteht sich in die Mitte derer, die dann leben werden, ohne damit sagen zu wollen, daß er wirklich zu ihnen gehöre. Es ist das eine sehr gewöhnliche Rede-

weise, und wer da glaubt, sie hier nicht statuiren zu dürfen, der muß annehmen, daß der Apostel bald nachher seine Meinung von Neuem geändert hat. Denn im zweiten Briefe an die Corinthier, und derselbe ist kurz nach dem ersten geschrieben, rechnet der Apostel sich und seine Zeitgenossen zu denen, die Gott durch Christum auferwecken werde. 4, 14. 16. Der Apostel weiß, daß noch Vieles geschehen muß, bevor jene Verheißung sich erfüllen kann. Es muß zuvor der Abfall kommen und der Mensch der Sünde offenbar werden, 2 Theff. 2, 3; es muß die Zeit der Heiden erfüllt, Luc. 21, 24, d. h. wie Paulus Röm. 11, 25 schreibt, die Fülle derselben, nicht eine bloße Auswahl, wie die Irvingianer wollen, muß ins Reich Gottes eingegangen seyn. Petrus hält es nicht für unmöglich, daß darüber noch 1000 Jahre vergehen, 2 Pet. 3, 3—9; und wenn nun trotzdem, was wir nicht läugnen wollen, die Apostel die Entwicklung sich schneller und den Tag des Herrn sich näher gedacht haben, als er war, so haben sie sich über eine Sache, über die sie bestimmte Offenbarungen nicht empfangen zu haben, eigends bekennen, sich ihre eignen menschlichen Gedanken gemacht; ein Recht, das ihnen Niemand absprechen kann. Wo sie aber als Apostel Jesu lehrend auftreten, da sind sie infallibel, und wir läugnen mit aller Bestimmtheit daß sie hier mehr behauptet haben, als der Tag des Herrn komme schnell, 1 Theff. 5, 2. 4. 2 Pet. 3, 10, wie ein Dieb in der Nacht; und da man nicht wisse, wann er erscheine, so sey es Pflicht, ihn allezeit als nahe sich zu denken und durch Wachsamkeit und durch Gebet auf ihn sich vorzubereiten. Die Kirche ist dieser Pflicht stets eingedenk geblieben. In wie vielen ihrer Lieder ruft sie uns nicht zu: Wohlauf, der Bräutigam kommt! steht auf, die Lampen nehmt, macht euch bereit zu der Hochzeit, wir müssen ihm entgegengehn! und abermals: Drum so laßt uns immerdar wachen, stehen, beten! Denn die Zeit ist nicht weit, da uns Gott wird richten und die Welt vernichten. Wer aber weiter geht, und die Verwandlung und Entrückung dem Herrn entgegen für sich selbst mit Bestimmtheit in Anspruch nimmt, der handelt in hohem Grade vermessen und diese Vermessenheit der Irvingianer hat sich schon dadurch thatsächlich auch als Unwahrheit erwiesen, daß bereits drei ihrer Apostel gestorben sind.

Soll nun, wie die Schrift lehrt, bis zur Zukunft Christi die Fülle der Heiden ins Reich Gottes eingehen, so ist es Aufgabe der Kirche, diese zu sammeln, und weder sollte diese Sammlung schon in der apostolischen Zeit, noch soll sie schließlich in den letzten Tagen, wie die Irvingianer lehren, mittelst des in Herrlichkeit errichteten Reiches Jesu von Jerusalem aus vollzogen werden. Apgsch. 3, 21 sagt Petrus von Christo, daß er muß den Himmel einnehmen bis auf die Zeiten, da wiedergebracht werde alles, was Gott geredet hat durch den Mund seiner Propheten, und Matth. 24, 14 versichert der Herr selbst, es werde gepredigt werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt und dann werde das Ende kommen. Diese Predigt also geschieht, während der Herr den Himmel einnimmt, also durch die Kirche, und wenn er dann persönlich wieder-



kehrt, so erscheint mit ihm das Ende und die Wiederherstellung aller Dinge (*ἀποκατάστασις τῶν πάντων*), d. i. die Auferstehung aller Todten, das allgemeine Weltgericht, der neue Himmel und die neue Erde. Die Meinung, er werde noch vor dem Ende dieses Weltlaufs 1000 Jahre mit seinen Heiligen persönlich hienieden herrschen und zu dem Ende bei seiner Erscheinung vorerst nur die gläubig Entschlafenen erwecken, stützt sich auf die Stelle Offenb. 20 und ist allerdings in der Kirche schon frühe und später vielfach modificirt immer von Neuem hervorgetreten. \*) Zwar finden wir in den Schriften des Clemens Romanus, des Ignatius und Polycarp, und auch in den apologetischen Werken des Tatian, Athenagoras, Theophilus von Antiochien noch keine Spur derselben; dagegen hegt Papias sie schon mit Vorliebe und diesem folgen Justin. Martyr., Tertullian und die meisten Montanisten. Tertullian schreibt: „Wir bekennen, daß auf Erden uns ein Reich verheißen sey, ehe wir in den Himmel kommen, nämlich 1000 Jahre hindurch nach der Auferstehung in der von Gott geschaffenen Stadt Jerusalem, welche sich vom Himmel herabsenken wird.“ Alle häretischen Richtungen und Parteien, die die Herrschaft Christi in der Kirche läugnen, theilen mehr oder weniger diese chiliastischen Erwartungen, aber die Kirche hat sie immer, namentlich seit Origenes, als irrig zurückgewiesen. Nach der Meinung ihrer hervorragenden Lehrer liegt das 1000jährige Reich bereits hinter uns. Die alte Kirche setzte den Anfang desselben in das Geburtsjahr Christi und diese namentlich durch die Auctorität des Augustin gestützte Ansicht blieb das ganze Mittelalter hindurch herrschend; daher denn um das Jahr 1000 das Ende der Welt allgemein erwartet wurde. „Man ließ die Kirchen und Klöster verfallen, viele Fürsten und Herren reisten nach Rom, bauten Hospitäler für die Armen und Pilgrime, wo sich etliche von ihnen hinverfügten, jenen Tag zu erwarten.“ Die Erfahrung hat gezeigt, daß diese Ansicht irrig ist; sie ist auch schon gegen den Zusammenhang der Apocalypse, denn nach diesem folgt das 1000jährige Reich erst auf den Untergang des Thiers und des falschen Propheten; und wer nun, wie Bengel und seine Zeit unter dem Thiere das Papstthum, oder wie der Irvingismus, eine besondere Phase des letzten Antichristenthums versteht, der muß das 1000jährige Reich freilich in der Zukunft suchen. Aber wir meinen, daß Johannes unter jenem Bilde weder jenes noch diese habe bezeichnen wollen und können. Vorerst ist das Babel der Apocalypse in keinem Falle die christliche Kirche; und wäre diese noch so verdorben, sie kann nie Babel werden und auch niemals Babels Schicksal haben, denn es ist ihr verheißen, daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen werden. Mt. 16, 18. Das Wort des Herr aber bezieht sich auf die geschichtliche Kirche und nicht auf den Irvingismus. Johannes hat unter Babel sicherlich nichts anderes bezeichnen

\*) Siehe Näheres bei Hengstenberg das 1000jähr. Reich in dessen „Offenbarung des heil. Johannes“, Bd. 2. S. 349, und Ev. R. 3. 1848. Nr. 29.

wollen, als das heidnische Rom. Es war diese Bezeichnung damals so allgemein unter den Christen üblich, daß nicht bloß viele alte Väter, sondern selbst der Irvingianer Thiersch aus dem Umstande, daß Petrus in seinem ersten Briefe aus Babel Grüße bestellt, nicht ohne einen Schein der Wahrheit schließen, er sey zur Zeit der Abfassung dieses Briefes in Rom gewesen. Steht dies aber fest, so sind wir gradezu genöthigt, mit Hengstenberg unter dem Thiere, auf dem Babel, das Weib, sitzt, auf welches es sich stützt, „die gottfeindliche heidnische Macht“ und unter dem falschen Propheten „die gottfeindliche heidnische Weisheit“ zu verstehen. Das Gericht über Babel wird nun allerdings durch das Thier vermittelt, sofern die zehn Hörner auf dem siebenten Haupte des Thiers, das sind zehn Könige, zehn Mächte, Babel hassen, sie wüßte machen und mit Feuer verbrennen. 17, 16. Es würden dies Germanische Völkerschaften seyn, die zunächst dem Römischen Reiche ein Ende machen und hierauf selbst von dem Herrn überwunden werden, der mit dem Heere des Himmels auf weißen Pferden, angethan mit weißer reiner Seide, gegen sie auszieht. Ihre Ueberwindung wäre Bild ihrer Christianisirung; und nun folgt, nachdem das Thier und der falsche Prophet in den Feuerpfuhl geworfen, das heidnische Wesen mit seiner brutalen Gewalt und Philosophie vernichtet ist, das 1000jährige Reich, dessen Anfang hiernach in die Zeit der Bekehrung der Deutschen Völkerschaften, etwa in die Zeit Carls des Großen zu setzen seyn würde. Der Satan wird gefesselt. Auf den Sturz des Heidenthums folgt die Herrschaft des Christenthums. Die Heiligen nehmen Theil an der Herrschaft, die der Herr im Himmel über seine Kirche auf Erden führt und die von Johannes erwähnte erste Auferstehung wäre keine eigentliche Auferstehung, sondern der Eintritt der Heiligen in jene Welt; eine Erklärung, die auf dem ersten Blick gewaltsam erscheint, mit dem aber doch die angesehensten Kirchenlehrer bisher bestehen zu können geglaubt haben und die u. A. auch dadurch empfohlen wird, daß Johannes diejenigen, die mit Christo herrschen, als „Seelen“, mithin als nicht in ihren Leibern Erstandene bezeichnet. Nun hat man freilich gegen die ganze Auffassung erinnert, in der Zeit sey doch wahrlich der Satan nicht gebunden gewesen; man hat auf die Verderbnisse des Papstthums, auf die Beschädigung der Kirche durch den Islam, auf die sittliche Rohheit der Völker verwiesen und lange genug hat allerdings grade das Mittelalter als die Zeit der dicksten Finsterniß und größten Barbarei gegolten. Indessen soll das Binden des Satans offenbar keine vollständige Vernichtung, sondern nur eine theilweise Hemmung seines Einflusses bezeichnen. Es findet ja nach dem 1000jährigen Reiche wieder ein großer Abfall statt und derselbe wäre gradezu undenkbar, wenn der Satan in dieser Zeit vollständig machtlos und also alle Sünde überwunden gewesen wäre. Der Satan ist nur verhindert, Völker zu verführen, Offenb. 20, 3, einen allgemeinen, in Ganzen und Großen des Volkslebens sich darstellenden Abfall zu erwirken, und wir meinen allerdings, daß ein solcher in jener Zeit nicht nachzuweisen sey. Der Islam



hat der Kirche wenig geschadet und jedenfalls ist es damals noch Niemanden in den Sinn gekommen, den Türken civilisiren und ihn als vollberechtigtes Glied in die Staatenfamilie Europäischer Christenheit aufnehmen zu wollen. Die Verderbnisse des Papstthums waren vorhanden, aber auch die Reformation und die Blüthezeit der Evangelischen Kirche fällt in diese Periode. Ebenso wenig ist die sittliche Rohheit der Völker zu läugnen; Dr. Luther klagt bitter über das Verderben seiner Zeit; aber überall, und das ist es, worauf es ankommt und was der Zeit ihr eigenthümliches Gepräge giebt, sind in allen Lebensverhältnissen im Staate und in der Familie so gut wie in der Kirche die christlichen Principien die Leitenden; alle Zweige der Kunst, Baukunst, Malerei, Musik und Poesie, alle Richtungen der Wissenschaft sind beflissen, Christo zu dienen. Der Herr herrscht und principiell herrscht er allein. — Jetzt ist das anders. Es sind so finstere Mächte wieder auf dem Plane, daß man ganz unwillkürlich an das Lossehn Satan's erinnert wird. Sittliches Verderben hat es zu jeder Zeit gegeben; zu keiner Zeit aber ist der principielle Abfall von dem Herrn so weit getrieben und in solcher Ausdehnung und Stärke hervorgetreten, als jetzt. Was man sonst sich nicht ins Ohr zu sagen wagte, das predigt man seit Jahrzehnten von den Dächern und so ist's denn dahin gekommen, daß der Unglaube hier sich bis zum dämonischen Hasse Gottes zugespitzt, dort zu völliger Apathie gegen göttliche Dinge sich versclacht hat. Materielle Interessen sind es fast allein, die überall den Ausschlag geben und selbst den Verkehr der christlichen Völker bestimmen, Kunst, Wissenschaft und Leben stehen in Gefahr, ihres christlichen Charakters sich immer mehr zu entkleiden, und wenn es, was Gott verhüten wolle, wirklich je dahin kommen sollte, daß die Principien der ersten Französischen Revolution die leitenden würden, so würde das allerdings die systematische Organisation des Abfalls sehn. — Trotzdem gestehen wir es zu, daß bei dieser Ansicht über das 1000jährige Reich noch manche Schwierigkeit zu lösen bleibt. Es ist nicht möglich, ausführlicher hier darauf einzugehen und länger bei diesem Lehrstücke zur verweilen. Nur das sey noch bemerkt, daß durch diese Schwierigkeiten auch kirchliche Dogmatiker neuerdings wieder veranlaßt sind, das 1000jährige Reich in die Zukunft zu setzen. Martensen (Christliche Dogmatik. 3te Aufl. Kiel 1855) billigt es, daß die Luth. Kirche dem fleischlichen und fanatischen Chiliasmus entgegengetreten sey, meint aber zugleich, sie habe die eigentliche Idee des Chiliasmus nicht erkannt und bezeichnet als solche „die Vorstellung von der Weltherrschaft des Christenthums, so weit dieselbe innerhalb dieser zeitlichen Bedingungen sich ausdrücken kann.“ „Nach großen Kämpfen, nach Zeiten voll Verwirrung, in denen das Böse eine fürchterliche Macht offenbart hat, erwarten wir eine Periode, wo das höchste Ideal des Christenthums erreicht sehn wird....

Der Teufel wird dann gebunden seyn . . . es wird dann keine Weltmacht geben, welche dem Christenthum feindlich entgegentritt, denn die Ideale des Christenthums beherrschen die Wirklichkeit . . . eine allgemeine kirchengeschichtliche Auferstehung wird dann stattfinden, die Gräber der Kirchengeschichte werden sich aufthun, die ganze Vorzeit in einer . . . geistigen Erinnerung auferstehn“; und nun vollzieht sich die rechte Union der Confessionen, die Einpflanzung Israels und die volle Bekehrung der Heiden, bis zuletzt der Herr mit seiner persönlichen Wiederkunft zum Weltgerichte alles abschließt. Es ist das eine theologische Meinung, die zunächst von Neuem zeigt, wie schwierig es ist, die erste Auferstehung als eine wirkliche Auferstehung des Leibes zu fassen. Im Uebrigen wird sich manches dafür und dawider sagen lassen. Welcher Ansicht über das 1000jährige Reich man sich aber auch zuneige, die des Irvingismus wird man immer als unrichtig abweisen müssen. Die Vorstellung von der sichtbaren Wiederkunft des Herrn vor dem 1000jährigen Reiche, von einer Herrschaft desselben etwa in Palästina über Auferstandene und Verkürzte, die sich später von sterblichen Menschen belagern lassen müssen, von einem neuen Falle „derjenigen Völker, die Gott mit seinen Segnungen während der 1000 Jahre überschüttet“, hat, abgesehen von der Unmöglichkeit, die Naturverhältnisse mit alle dem im gemäßen Zusammenhange sich zu denken, schon in sich selbst so viel Widersprechendes, daß sie sich schlechterdings nicht halten läßt.

Bezüglich des Cultus ist es wieder ganz richtig, daß das unbedingte Vorwalten der Predigt bei uns nicht das Normale ist. Es führt das den großen Uebelstand mit sich, daß die Gemeindeglieder sich nur als Zuhörer fühlen und demjenigen Prediger nachgehn, der ihnen am meisten zusagt. Der Irvingismus tadelt mit Recht, daß in vielen Gegenden die Evangelischen Kirchen die Woche hindurch fast ganz verödet und verschlossen stehen, und es ist wirklich betäubend, wie diese Ansichte manchmal da in das Licht tritt, wo Katholische und Evangelische gemischt beisammenwohnen. So wird man z. B. in Baiern und in der Schweiz nicht selten Anschläge an den Kirchthüren finden, die die Ordnung der Gottesdienste für die ganze Woche der Gemeinde anzeigen. An den Evangelischen Kirchen findet man wohl auch ähnliche Zettel. Auf einem stand: „Wer das Innere dieser Kirche besichtigen will, der wende sich gegenüber an den Küster M. N.“ Ja, das sind Uebelstände und die geringe Zahl der Communicanten, und das Weggehn der Gemeinde beim Beginn des heil. Mahles und die Stellung des Altars in vielen Kirchen gleichfalls. Aber man braucht nicht Irvingianer zu werden, um sie als solche zu erkennen und zu fühlen, und man ist Gott sey Dank! bemüht, sie zu beseitigen. Es ist nicht zu verlangen, daß nach den Verwüstungen des Rationalismus auch auf diesem Gebiete alles mit einem Male nicht bloß besser, sondern absolut



gut werde, und man sollte doch mit einiger Geduld der weiteren Entwicklung warten, die gegenwärtig in ganz richtige Bahnen zurückgelenkt ist. In fast allen neuerbauten Kirchen steht der Altar nicht mehr unter der Kanzel; und seitdem 1840 Ehrenfeuchter seine Theorie des christlichen Cultus veröffentlicht hat, sind alle, die nach ihm dasselbe Feld bearbeitet haben, wir erinnern an die Schriften und Agenben von Kliefoth, Höfling, Sartorius, Harnack, Lahris, Löhe, Bachmann u. A. nicht bloß darin einig, daß das heil. Mahl ein durchaus nothwendiger Theil des Hauptgottesdienstes sey, sie umgeben diesen nicht bloß wieder mit seiner alten Fülle von Metten, Vespern und Wochenpredigten, sondern sie unterscheiden alle im Cultus eine doppelte Beziehung, ein Nahen Gottes zur Gemeinde und ein Nahen der Gemeinde zu Gott, und zeigen, wie beide, die sacramentale und sacrificielle Seite in dem heil. Mahle als ihrem Mittel- und Gipfelpunkte sich vereinigen; d. h. sie lehren, daß das heil. Abendmahl nicht bloß Sacrament, sondern auch Opfer ist. Als solches hat es die Kirche von Anfang an betrachtet. Sich anschließend an das Wort der heiligen Evangelisten *εὐχαριστήσας*: er sagte Dank, nannte sie es die heilige Eucharistie, d. h. Dank- oder Liebesopfer. „Das Opfer ist eine Cäremonie oder ein Werk, das wir Gott geben, damit wir ihn ehren.“ (Apolog. XII. 18. ed. Hase.) In demselben Grade, als die Gemeinde von Gott empfängt, fühlt sie sich gedrungen, ihm zu danken, sich ihm Lob opfernd hinzugeben. Ihr Geben ist Folge und Frucht ihres Empfangens von Seiten des Herrn, und weil sie nun im heil. Mahle nichts Eringeres empfängt, als den Leib und das Blut Christi, so entwickelt sich nothwendig an dieser höchsten Gabe die höchste sacrificielle That der Gemeinde, der geistliche Opferact steigert sich zu seinem Höhepunkt; und darum ist von je her der Abendmahlsact als der Sammelpunkt alles Gebetsdienstes der Gemeinde mit aller Fülle liturgischen Schmucks, und selbst der Ort der Feier, der Chor, mit aller Erhabenheit und Pracht der Kunst umgeben gewesen. In der Römischen Kirche ist dies rechte eucharistische Opfer bei dem heil. Mahle fast ganz verschwunden und in dessen Stelle der Mißbrauch der Messe als eines Sühnopfers getreten. Die Evang. Kirche aber, die, wie in der Lehre, so auch im Cultus nur die Mißbräuche verwirft, hat auch hier den Zusammenhang mit der alten Kirche sich bewahrt und keineswegs das Opfer überhaupt, sondern nur das Sühnopfer als das Verdienst Christi entschieden beeinträchtigend verworfen. Nach Beseitigung dessen, was hierauf sich bezog, hat Luther die ganze alte Meßordnung beibehalten. „Es ist eine falsche Anklage, schreibt Melancthon in der Augsburger Conf. II. Art. 3, daß die Anfrigen sollen die Messe abgethan haben. Sie wird bei uns beibehalten. Beibehalten werden auch die dabei gebräuchlichen Cäremonieen, beinahe alle.“ Nachdem in der Apologie daran erinnert ist, daß der principale Gebrauch des heil. Abendmahls allerdings der sacramentale sey, heißt es wörtlich weiter: „dazu kommt noch das Opfer; denn die eine Sache hat einen mehrfachen Zweck. Wenn das Herz und Gewissen empfindet, aus

was großer Noth, Angst und Schrecken es erlöst ist, so danke es aus Herzensgrunde für so großen unsäglichen Schatz und Wohlthat und braucht auch der Cäremonie oder äußerlichen Zeichen zu Gottes Liebe und erzeiget sich, daß es solche Gnade mit Dankbarkeit annehme, groß und hoch achte. Also wird die Messe ein Dankopfer oder Opfer des Lobes.“ (XII. 74.) Hiernach ist der Vorwurf, den uns Katholiken und Irvingianer machen, unrichtig. Die Evangelische Kirche hat einen Altar und hat auch ein Opfer; und nur das bleibt zu wünschen übrig, daß dem Bewußtseyn der Gemeinde dies auch durch eine reichere Fülle eucharistischer Dankgebete wieder näher gebracht und diese so veranlaßt werde, bei der Feier des heil. Abendmahls gegenwärtig zu bleiben, wie dies übrigens auch überall, wo die alte Sitte sich nicht verloren hat und namentlich in vielen Landgemeinden noch heute geschieht. — Nach der Lehre des Irvingismus ist nun freilich die eigentliche Opfergabe nicht der Dank der Gemeinde, sondern der Leib und das Blut des Herrn. „Erst, wenn zur gläubigen Hingabe der Gemeinde an Gott die Darbringung der geweihten Elemente zur Vergegenwärtigung des Opfers Christi hinzukommt, erscheint der christliche Cultus in seiner besonderen Herrlichkeit und Vollkommenheit.“ Die Kirche opfert das Beste was sie hat. Selbst hat sie nichts, was Gott gefallen könnte, sie bringt also Leib und Blut des Herrn dar. Oder „kann irgend etwas, was in der Kirche möglich ist, zum größern Lobe und zur größeren Verherrlichung Gottes dienen, als der Leib und das Blut seines eingeborenen Sohnes, das lebendige Bild des Einen wahren und vollgültigen Opfers?“ Wir antworten: Gewiß nicht! Die lebendige Vergegenwärtigung dessen, was der Herr aus Golgatha für uns gethan im heil. Abendmahl, „die Abbildung dessen, durch die Kirche auf Erden, was der Herr noch immer jetzt im Himmel thut.“ — ja, sie dient „zum größten Lobe und zur größten Verherrlichung Gottes“; aber doch nur in sofern eben sie in uns die Stimmung des Lobens und Dankes kräftiger, als irgend etwas anderes hervorruft. Wenn doch das heil. Abendmahl Eucharistie, Dankopfer sein soll, so kann die Darbringung der Abendmahls Elemente, also etwa die Elevation derselben, doch immer nur eine Cäremonie seyn, die theils zu einer kräftigeren Erweckung des Dankgefühls, theils zu einer lebendigeren Darstellung desselben dient und das eigentlich Wesentliche werden immer bleiben die innern Actionen des Lobens und Dankens. Wir heben abermals die Nothwendigkeit hervor, dieser Seite des heil. Mahles ihr volles Recht werden zu lassen, glauben aber erwiesen zu haben, daß sie von der Kirche keineswegs übersehn, oder wohl gar verworfen worden ist. — Dagegen müssen wir es dem Irvingismus zum Vorwurfe machen, daß die Predigt, die immer ein höchst wesentliches Stück des Cultus bleiben wird und es ganz besonders in unserer Zeit ist, bei ihm zu sehr zurücktritt, daß sein Gesangbuch sich fast auf den Psalter beschränkt, und den reichen Viederschatz der Evangelischen Kirche beinahe unbenutzt läßt und daß die Typen der Stiftshütte in einer Weise gedeutet sind, die vielfach ins Willkürliche und



Spielende sich verliert. Er hat mehr Cäremonie und eine reichere, manchmal auch bessere Auswahl der Gebete, als unsere Agende, aber darum ist der Dienst, den er uns zum Muster stellt, noch lange das nicht, was er zu seyn beansprucht, eine Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit.

Die Verfassung ist die Evangelische Kirche gewohnt, als Secundaires zu betrachten. Das erste und oberste Moment ist ihr die reine Lehre und nicht mit jener, die nach den Umständen verschiedene Formen annehmen kann, wohl aber mit dieser, die als unmittelbar vom Herrn gegeben unter allen Verhältnissen ewig dieselbe bleibt, steht und fällt ihr die Kirche, darum ist die Verfassung nicht etwa etwas Gleichgültiges und ist sie manchmal so langesehen worden, so hat man ihre Bedeutung unterschätzt. Sie ist die Form, unter welcher die Kirche, die da ist der Leib des Herrn, in die Erscheinung tritt und nur dann wird diese sich als das, was sie ist, fühlen und ihrer Aufgabe gemäß handeln können, wenn beides, die äußere Form und das innere Wesen mit einander in Harmonie stehn. Die Verfassung der päpstlichen Kirche hat die Selbstständigkeit der Kirche besser gewahrt, als irgend eine andere; aber sie hat es nicht verstanden, das edelste Gut, die reine Lehre zu bewahren und alle Kirchenglieder zu umschließen. Die gegenwärtige Verfassung der Evangelischen Kirche findet in dem Gange, den die Reformation genommen hat, ihre ausreichende Berechtigung und ist unter den jetzigen Umständen die allein mögliche; aber sie stützt sich auf eine Gewalt, die als solche außerhalb der Kirche steht; — Fürsten sind die Häupter des Staats; sie sollen auch Pfleger und Säugammen der Kirche sehn, aber sie sind nicht ihre „obersten Bischöfe“; — und wenn es ihr auch gelingen möchte, die reine Lehre zu schützen, so wird es ihr doch schwerlich möglich werden, die volle Freiheit, Selbstständigkeit und Einheit der Kirche darzustellen und zu bewahren. — Die kirchliche Demokratie, so warm wieder neuerdings von Dr. Bunsen empfohlen, ist das Schrecklichste von allen. Sie verkennt das Wesen der Kirche, bricht mit ihrer ganzen Geschichte und verwandelt sie, consequent durchgeführt, in einen großen Haufen freier Gemeinden. Alle gute und alle vollkommene Gabe kommt von oben herab und zwar sind es allerdings nicht bloß in der Kirche, sondern auf jedem Lebensgebiete die Ordnungen und Aemter, durch die Gott sehn Volk segnet. Soweit also gehen wir wieder Hand in Hand mit dem Irvingismus; was er aber weiter lehrt, halten wir für den allerentschiedensten Irrthum, für das *πρώτον ψεύδος* seiner ganzen Sache.

Dem Irvingismus steht und fällt die Kirche mit dem Regimente der Apostel. Den Irrthum Roms noch überbietend, sieht er nicht bloß in der Verfassung und äußerlichen Ordnung das wesentlichste Stück der Kirche, sondern er verlangt eine Verfassung, wie sie die Kirche mit Ausnahme der apostolischen Zeit nie gehabt hat; und gleichwie der Römische Katholicismus keine wahre Christlichkeit für möglich hält, als innerhalb der Ränne seines Organismus, und alles Elend der Zeit und alle Verwirrungen der Gegenwart aus der in der Reformation ver-

worfenen päpstlichen Auctorität herleitet, so kennt der Irvingismus keine Möglichkeit eines wahrhaft christlichen Lebens, als in seinen Gemeinden, und sieht die letzte Quelle aller Uebel in dem Verluste apostolischer Auctorität. Dort wie hier dieselbe mechanische Ansicht von der Mittheilung des heil. Geistes, nur hier wieder in der noch schlimmern Form, daß sie in rechter Weise nur geschehen könne durch die Handauslegung der Apostel, eine Ansicht, die mit einem Schlage die ganze Geschichte der Kirche zu einer Geschichte rein menschlicher Entwicklung und Verwirrung macht, alle großen Thaten, die im Laufe der Jahrhunderte in der Kraft des heil. Geistes geschehen sind, bestreiten und verkümmern muß, und zuletzt doch mit sich selbst in Widerspruch geräth, sofern es ihr absolut unmöglich ist, zu läugnen, daß der Herr in der augenscheinlichsten Weise zu allen Zeiten zu den Seinen sich bekannt hat. Woher wissen es die Irvingianer, daß die Apostel bis zur Zukunft Christi haben bleiben sollen? Das Amt, was da bleibet, 2 Cor. 3, 11, ist das „Amt des N. T.“ B. 6 „das Amt, das die Gerechtigkeit predigt“ B. 9, und es ist überall aufgerichtet, wo es eine Kirche auf der Erde gibt. Daß der Apostel mit seinen Worten den Apostolat als solchen habe bezeichnen wollen, stützt sich auf die ganz unerweisbare Annahme, nur dies Amt sey es, „welches den Geist giebt.“ B. 8. Eben so wenig ist Ephes. 4 11—13 beweisend. Es ist keineswegs nothwendig, daß wir das „bis“ in B. 13 in dem Sinne urgiren, wie es die Irvingianer thun, und jedenfalls muß eine so ganz außergewöhnliche Behauptung, wenn wir sie glauben sollen, noch ganze andre Stützen haben, als ein einzig Wörtchen. — 1 Cor. 12, 28—30 aber ist kein Wort darüber gesagt, daß die von Gott ursprünglich gesetzten Aemter in derselben Form der Kirche für immer verbleiben sollen. Den Aposteln kommt eine solche Meinung über ihr Amt gar nicht in den Sinn, und wenn uns gesagt wird, die Kirche sey doch offenbar bezüglich des Kirchenregiments nach dem Tode der Apostel in der größten Rathlosigkeit gewesen, so läugnen wir das geradezu; vielmehr zeigt uns die Geschichte, wie auf die einfachste und natürlichste Weise das bischöfliche Regiment in Stelle des apostolischen tritt. So lange die Apostel leben, stehen sie natürlich an der Spitze der Kirche und vereinigen in ihrer Hand die gesammte kirchliche Amtsgewalt. Sie sind nicht bloß die eigentlichen Aufseher der Kirche, sondern auch die Prediger des Evangeliums, die Haushalter der göttlichen Geheimnisse, und schämen sich anfänglich sogar nicht, als Diaconen der Gemeinde zu Tische zu dienen. Je größer und zahlreicher die Gemeinden werden, um so mehr bedürfen sie der Helfer. Sie übergeben die Sorge für die äußerlichen Dienste andern Männern, Apgsch. 6, 2, ordnen hin und her Älteste (Priester) in den Gemeinden, Apgsch. 14, 23, weisen Einzelne an, dieselben Ordnungen in den Gemeinden ganzer Provinzen aufzurichten und die Aufsicht über sie zu führen. Timotheus soll zu Ephesus bleiben und etlichen gebieten, daß sie nicht anders lehren. 1 Tim. 1, 3. 4. Titus ist nach Kreta gesandt, um das Fehlende in Ordnung zu bringen und jeder Stadt



Priester zu bestellen, Tit. 1, 5; und so entwickelt sich noch zu Zeiten der Apostel auf die einfachste Weise aus dem Apostolate eine Reihe kirchlicher Aemter, der Diaconat, der Presbyterat und die apostolische Delegatur. Als die Apostel starben, hat die Kirche ihre obersten Aufseher verloren, und wir läugnen nicht, daß dieser Verlust den Gemeinden sehr fühlbar wurde. Aber verlassen, rathlos, sind sie darum nicht. Die Kirche ist durch die Arbeit der Apostel fest gegründet und ihre Fortentwicklung ist gesichert. Ihr Seyn und Wohlfeyn ruht nicht auf Menschen, sondern allein auf dem, der bei ihr ist alle Tage bis an der Welt Ende. Als der Leib des Herrn ist sie lebendiger Organismus. Es wohnt ihr die Kraft ein, sich aus sich selbst heraus immer von Neuem zu verjüngen, und sich die Gestalt zu geben, die ihrem Wesen und den äußerlichen Verhältnissen entsprechend ist. Das Haupt des Gemeindefleischs gewinnt nach und nach eine hervorragendere Stellung, man gewöhnt sich den Namen „Bischof“, der früher allen Gliedern desselben zukam, ihm vorzugsweise beizulegen; er erhielt allmählig einen größern Aufsichtskreis, und mag nun die uralte Tradition, nach welcher die Apostel durch spätere Verordnungen den Episcopat als oberstes Aufsichtsamt eigends angeordnet haben sollen, eine geschichtliche Wahrheit seyn oder nicht, es ist kein Zweifel, daß das Amt der Kirchenleitung eben so gut in andre Hände übergehen konnte (cf. Apgsch. 20, 25), als das Amt der Lehre, und die Bischöfe sind also in unsern Augen die legitimen Träger der Kirchengewalt in der nachapostolischen Zeit. Den Eintritt derselben in diese Stellung giebt der Irvingismus nun freilich zu. Was wir aber als einen dem Willen des Herrn gemäßen Vorgang und also als einen Fortschritt in der kirchlichen Entwicklung begreifen, darin sieht er, das Walten Gottes in der Geschichte verkennend, einen Abfall und Rückschritt. „Ein Bischof ist kein Apostel, ist nicht das rechte Organ für die Mittheilung des heil. Geistes; und die Apostel, die unaussfüllbare Lücke erkennend, die mit ihrem Tode entsteht, und das aus der Unzulänglichkeit der bleibenden Gnadenmittel entstehende Verderben voraussehend, scheiden mit tiefem Schmerze“ und mit halber Verzweiflung über ihr fehlgeschlagenes Werk aus dieser Welt. Wir läugnen zunächst das Letztere mit aller Entschiedenheit. Die Apostel standen zu ihren Gemeinden in der allerengsten Beziehung, und darum scheiden sie natürlich mit Wehmuth. Sie warnen auch vor kommenden schweren Zeiten, aber nie betrachten sie ihr Werk als fehlgeschlagen, nie reden sie ein Wort, aus dem man schließen könnte, daß die Gnadenquelle nun immer mehr versiegen werde; vielmehr haben sie die feste Zuversicht, daß der das gute Werk angefangen hat, es auch vollenden, daß der Herr seine Kirche auch durch andere Hände segnen, und es ganz gewiß zuletzt dahin bringen werde, daß aller Knie ihm sich beugen, und alle Zungen es bekennen, daß Jesus Christus der Herr sey zur Ehre Gottes des Vaters. Worauf stützt sich die Behauptung, daß die Fülle des Geistes nur durch die Handauflegung der Apostel vermittelt werden könne? Apgsch. 2, 38 sagt Petrus: thut Buße und lasse ein Jeglicher sich taufen auf den Namen Jesu Christi, so werdet ihr empfangen die Gabe des heil. Geistes. 9, 17 geht Ananias, beauftragt von keinem Apostel zu Saulus, legt ihm die Hände auf und spricht: lieber Bruder, der Herr hat mich gesandt, daß du wieder sehend und mit dem heil. Geiste erfüllt werdest. 11, 15 erzählt Petrus, wie der Geist während seiner Rede auf die Heiden gekommen sey, ohne seine Intention, ihn zu geben; und Galat. 3, 2. 5 fragt Paulus die

Galater: „habt ihr den Geist empfangen durch des Gesetzes Werke, oder durch die Predigt vom Glauben?“ der euch den Geist reicht, thut er es durch des Gesetzes Werke oder durch die Predigt vom Glauben? Ja, Gott hat den Geist gereicht auch durch die Handauflegung der Apostel, aber seine eigentlichen Träger sind Wort und Sacramente; er ist an keine Form der Verfassung, an keine äußerliche Cäremonie, an keine menschliche Persönlichkeit geknüpft. Ubi ecclesia, ibi spiritus dei; denn der Herr ist bei ihr alle Tage bis an der Welt Ende. War der Apostolat zum Wohlsein der Kirche so durchaus nothwendig, wie kommt es, daß er verloren gegangen ist? Es wird gesagt, das sey geschehen in Folge des Abfalls, der schweren Sünden der ersten Gemeinden; der Herr habe den Leuchter von seiner Stelle gestoßen, um die Kirche zu strafen. Aber seit wann richtet sich denn Gott in der Ertheilung seiner Gnaden nach der Würdigkeit der Menschen, und wenn diese in der bezeichneten Weise gestraft werden mußten, wie kommt es, daß ihnen nicht auch die andern Gaben und Gnaden entzogen worden sind? Der Irvingismus hebt es so sehr hervor, daß Gottes Gaben und Berufungen ihn nicht gereuen. Das ist ganz richtig; nur folgt daraus das grade Gegentheil von dem, was er behauptet. Es folgt daraus, daß Alles, was der Herr der Kirche ursprünglich gab, ihr, wenn auch unter veränderter Form und Gestalt, geblieben ist und bis an der Welt Ende ihr bleiben wird. Indem Gott uns seinen Sohn gab, wie sollte er uns mit ihm nicht Alles schenken? Der Irvingismus will nicht läugnen, daß „auch durch die bischöfliche Handauflegung“ der heil. Geist „in einem gewissen Maaße“ (aliqua ex parte) ertheilt worden sey; es hat nur keine vollständige Gnadenvertheilung stattgefunden; der Lebensstrom ist nicht gradezu versiegt, er ist nur kümmerlich geflossen; die Sacramente haben nur ausgehört, „das Lebendige und die Wirklichkeit zu seyn, die sie seyn sollten.“ Gott aber, sagt Johannes, gibt den Geist nicht nach dem Maaße, 3, 34; er hat sich keine Gränze gesteckt, bis zu welcher er ihn spenden wolle, jeder empfängt ihn desto reichlicher, je mehr er ihn sucht und seiner bedarf; und wenn denn doch in der gegenwärtigen Kirche, was weiter zugestanden wird, „unzählige“ wiedergeboren worden sind, nie kann ihr Zustand ein so überaus trostloser seyn? Es wird entgegnet, es sey ein großer Unterschied zwischen Wiedergeburt und Vollendung, und wenn auch die erstere bisher ermöglicht worden sey, so doch nicht die letztere. Aber es ist das eine eitle Einrede, denn die Kraft, die das neue Leben aus dem Tode erweckt, ist auch ausreichend, dasselbe zu stärken und zu vollenden, und wenn das nicht geschehen, wenn das neue Leben in Unzähligen der Getauften nicht nur nicht vollendet, sondern wieder erstorben ist, so kann der Grund nicht in der Unzulänglichkeit der Gnadenmittel, sondern nur in der Art und Weise, liegen, wie die Einzelnen sich zu diesen selber stellen. Sind doch nach dem eignen Zugeständnisse der Irvingianer selbst die Apostel bei aller Fülle geistlicher Begabung nicht im Stande gewesen, dem wachsenden Verderben zu steuern, und was hat Christus dem Judas und der Majorität Israels gegenüber vermocht? Mit Thränen im Auge sieht er Jerusalem an und spricht: Wie oft habe ich deine Kinder sammeln wollen, wie eine Henne ihre Küchlein sammelt unter ihre Flügel und ihr — habt nicht geholfen! Wer sich nicht helfen lassen will, dem ist nicht zu helfen, dem kann selbst Gott nicht helfen, dem kann auch kein Irvingianer helfen. —

(Schluß folgt.)



## Der Irvingismus.

(Schluß.)

Nach Jahrhunderten von Schmach ist also jetzt die Kirche wieder in integrum restituiert. Die Apostel sind ihr wiedergegeben und zwar stehen diese letzten noch höher als die ersten; denn es gehört ein größeres Maaß apostolischer Kraft zur Vollendung als zur ersten Gründung der Kirche. Wir fragen billig, worauf stützt sich diese kühne Rede und womit beglaubigen diese Apostel ihre außerordentliche göttliche Sendung?

Wir werden zunächst auf die Schrift verwiesen. Wo der Geist der Weissagung vom Kommen des Elias rede (Maleachi 3 und 4), bezeichne er ein Weiteres, als die Wirksamkeit des Täufers, und weise noch auf eine andere Zeit, als die der ersten Zukunft Jesu hin. Offenb. 18, 4 werde eine Stimme vom Himmel erwähnt, die den noch in Babel wohnenden treuen Christen zurufe: gehe aus von ihr, mein Volk, daß ihr nicht theilhaftig werdet ihrer Sünde! — Die zwei dem Schalle der letzten Posaune vorausgehenden Zeugen, Offenb. 10 u. 11, unter welchen mit Verweis auf Joh. 15, 26 u. 27 die neuen Apostel und Propheten verstanden werden, der mitten durch den Himmel mit dem ewigen Evangelio fliegende Engel, Offenb. 14, 6, das Geschrei um Mitternacht, das die Jungfrauen vernehmen, noch ehe der Herr da ist, Mt. 25, 6, die Schnitter im Gleichnisse vom Unkraute unter dem Weizen, Mt. 13, 30, die Richter und Rathsherren, Jes. 1, 25. 26, die 24 Ältesten, Offenb. 4, 4, welches die ersten und letzten Apostel seyn sollen u. s. w., das alles bezeuge „deutlich genug die gnadenvolle Absicht des Herrn, ein Werk der Warnung und Vorbereitung auf seine Wiederkunft zu unternehmen.“ — Man könnte nun entgegnen, daß, da doch der Herr plötzlich und unerwartet kommen werde, schon hieraus die Unzulässigkeit eines solchen Werkes zu entnehmen sey. Indessen hebt sich dieser Einwand bei genauerer Betrachtung. Finden seine Boten keinen Glauben, so kommt der Herr trotz ihrer Warnung unerwartet. Auch müssen wir bemerken, daß schon viele der alten Väter der Meinung waren, Elias werde Buße predigend der zweiten Zukunft Christi vorausgehen, und es ist sicher richtig, daß die Propheten des N. B. bei ihren Weissagungen über den Tag des Herrn nicht dessen erste Ankunft allein im Auge haben. Auf Grund der LXX und der alten Itala, die Maleach. 4, 5 also übersetzen: „ich werde euch Elias den Thesbiter (im Grundtexte steht: den Propheten) senden, statuiert schon Justin. Martyr ein doppeltes Wiederkommen des Elias, das erste dem Geiste und der Kraft nach in

Johannes, das zweite in den letzten Tagen in eigener Person. Da Jes. 52, 8 von mehreren Friedensboten die Rede ist, so gab dies zu der Meinung Anlaß, daß Elias namentlich von Mose, Jesaja, Jeremia begleitet seyn werde. Chrysost. bemerkt in seiner 57. Homilie über Matth.: „Gleichwie Johannes der Vorläufer der ersten Erscheinung Jesu war, so wird Elias Vorläufer der zweiten seyn.“ Ähnlich Theodoret, Origenes, Cyrill von Alexandrien. — Tertullian (de anima, cp. 50) meint, der Tod des Henoch und des Elias sey nur aufgeschoben; beide würden aufbewahrt, um den Antichrist mit ihrem Blute zu vernichten. Augustin (de civit. dei XX, 29) sagt, es gehe unter den Gläubigen allgemein die Rede, daß Elias, von dem man nicht mit Unrecht glaube, er werde vor der Erscheinung Christi zum Gerichte wiederkehren, durch seine Predigt die Juden zum Glauben an Christum führen und so erfüllen werde, was Mal. 4, 6 geweissagt sey. Ihm schließen sich Ambrosius, Gregor der Große, Beda venerab. und viele Andere an, und selbst die Muhamedaner hegen die Erwartung einer persönlichen Wiederkehr des Elias vor dem Weltgerichte. Wir halten es nicht für unsere Aufgabe, diese Meinung näher zu prüfen, auch wird es weder möglich, noch nöthig seyn, die angezogenen Schriftstellen alle genügend zu erläutern. Wir bemerken nur, daß der Irvingismus weit über das hinausgeht, was im allergünstigsten Falle etwa aus ihnen gefolgert werden kann. Er ist kein bloßes Werk „der Warnung und Vorbereitung“, sondern vollständiger Erneuerung und radicaler Umgestaltung. Hätten seine Boten sich darauf beschränkt, wie Elias und Johannes die Sünden der Zeit zu strafen, Buße zu predigen und dem Herrn die Wege zu bereiten, hätten sie innerhalb der Kirche an der Stelle, an die Gott sie gesetzt, in gebührender Weise die Wahrheits-elemente geltend gemacht, die ihre Richtung wirklich in sich trägt, wir wären die ersten, es ihnen zu danken, und sie könnten bei ihrem sittlichen Ernste und ihrer Begabung ein Salz seyn für die Kirche. Statt dessen haben sie es vorgezogen, sich zu separiren, sie sind „aus Babel ausgegangen“; und erheben nun von ihrem Standpunkte außer oder über der geschichtlichen Kirche die alleraußergewöhnlichsten Ansprüche. Sie sind Apostel, allein im Besitze des vollen Maaßes geistlicher Kraft, allein im Stande, es andern mitzutheilen; die ganze geschichtliche Entwicklung der Kirche als abnorm verurtheilend, heben sie mit ihrem Werke da an, wo der Apostel Paulus aufhörte, und nur, wer in der Arche, die sie erbaut, Zuflucht sucht, ist geschützt vor den Drangsalen der letzten Zeit. — Ja, wenn wir das glauben sollten, so müssen sie uns ganz klare und helle Gründe, ganz entschiedene Beweise ihrer göttlichen Sendung geben. —

Es ist die Eigenthümlichkeit apostolischer Berufung, daß sie



unmittelbar durch den Herrn selbst geschieht. Die ersten Zwölfe beruft Christus persönlich; dem Paulus erscheint er auf dem Wege nach Damaskus. Zu Jerusalem, während seines Gebetes entzünd, Apgsch. 22, 17, sieht Paulus den Herrn selbst und vernimmt aus dessen eiguem Munde die Worte: Gehe hin, ich will dich ferne unter die Heiden senden! B. 21. Aehnliches nimmt der Irvingismus für seine Apostel nicht in Anspruch. Letztere treten als solche auf, nachdem „von den Propheten an sie Worte geredet worden waren, wodurch sie als Apostel berufen wurden.“ Als ihre Zwölfzahl voll gemacht werden soll, bereist der älteste, aufgefordert durch „das prophetische Wort“, mit dem ältesten Propheten die Gemeinden, „auf daß der Herr diejenigen, die er als seine Apostel gebrauchen wollte, herausfinden und hervorrufen könnte.“ Mitin sind diese nicht unmittelbar durch Christum berufen; sie sind nicht „weder von Menschen, noch durch Menschen“, Gal. 1, 1, vielmehr sind sie durch die Propheten. Die Auctorität der Apostel stützt sich auf die der Propheten. Wer sind diese Propheten? Es sind Propheten, die, wie wir früher hörten, „im unreinen Zustande nicht wahrhaft weissagen.“ Es sind Propheten, denen gegenüber die Apostel für sich das Recht in Anspruch nehmen, ihre Aussprüche zu prüfen und zwischen wahrer und falscher Prophetie zu unterscheiden. Und doch sollen wir ihnen grade hier in dieser Haupt- und Grundfrage unbedingten Glauben schenken? Ein Irving-Apostel selbst hat das Unzureichende einer solchen Stille eingesehen und deshalb sein Amt und die ganze Sache aufgegeben. Es wird es uns Niemand verdenken, wenn wir ganz auf seine Seite treten und diese Weise der Beglaubigung für keine halten.

Weiter verweisen sie uns auf ihr tiefes Schriftverständniß, auf die Herrlichkeit ihres Cultus, auf die Ordnung ihrer Gemeinden, namentlich auf deren sittliches und religiöses Leben, wie es in den außerordentlichen Erweisungen des Geistes, des Zungenredens und Weissagens in das Licht trete. Wir erwidern: vereingelte geistvolle Erklärungen und — worin sie allerdings eine ganz besondere Stärke haben, obwohl sie uns keineswegs immer das Richtige getroffen zu haben scheinen — die Deutung der alttestamentlichen Typen: das ist nicht das Eine, was noth ist. Was sie an gesunder Lehre aus der Schrift geschöpft, haben sie mit der Kirche gemein. Ueber ihren Cultus haben wir uns früher ausgesprochen, und was die Gemeinden betrifft, die sie gestiftet haben, so ist es eine Thatsache, daß der Irvingismus da zu erndten sucht, wo die Kirche gesäet hat. Seine Sendboten wenden sich nicht an die ungläubigen und sichern Sünder, sondern an die schon angeregten und erweckten Seelen. Diesen fehlt es leider sehr häufig an der nothwendigen Geduld. Sie möchten, nachdem sie kaum in ein lebendiges Verhältniß zu dem Herrn getreten sind, nun auch schon die vollen Früchte desselben erndten und nach ihren besondern Erfahrungen und Bedürfnissen das Gemeinschaftsleben gestalten. In der Kirche geht das nicht, hier soll sich ihre subjective Christlichkeit beugen

lernen unter objective Ordnungen und Formen, hier sollen sie, wie der Herr sagt, Frucht bringen in Geduld und warten, bis der Herr, das Unkraut von dem Weizen scheidend, die Auswahl seiner Kinder selbst erwirken wird. Das dauert ihnen zu lange; sie meinen auch wohl, schon zuweit gefördert zu seyn, und das wäre denn allerdings auch ein Anflug geistlichen Hochmuths, als daß sich die Kirche nicht vielmehr nach ihnen richten müßte; und so sind sie in einer Gemüthsverfassung, in der es gar nicht schwer wird, sie für Secten und kleinere Gemeinschaften zu gewinnen. Gelingt es nun, in solch enger Verbindung Gleichgesinnte ein regeres christliches und kirchliches Leben darzustellen, als früher in der Kirche, deren Mission an die Völker geht und die ein conventikelartiges Daseyn führen weder kann noch darf, so ist das alles ganz natürlich zugegangen, eine Sünde gegen das vierte Gebot liegt vor, aber nicht der mindeste Beweis für die unmittelbar göttliche Sendung derer, die solch eine Gemeinschaft leiten. —

Und nun das Zungenreden und die andern wunderbaren Kundgebungen geistlicher Kraft? Wir wissen aus der Schrift, daß sie in der apostolischen Zeit, namentlich in der Gemeinde zu Corinth, nicht selten waren. Das neue schöpferisch in die Erscheinung tretende Leben ist von Zeichen und Wundern begleitet. Mit der apostolischen Periode geht die vorherrschend schöpferische Thätigkeit des heil. Geistes zu Ende, die ganze neue Stiftung ging ein und mußte eingehen in den gewöhnlichen Gang einer einfachen geschichtlichen Entwicklung und nur hierin, gleichsam im allmählichen Naturwerden dessen, was ursprünglich über die Natur und darum Wunder war, liegt der Grund, warum jene außerordentlichen Erscheinungen nach und nach seltener werden. Uebrigens haben sie sich nie ganz verloren. In Zeiten, die den apostolischen beziehungsweise ähnlich waren, bei der ersten Gründung der Kirche in heidnischen Ländern, in Zeiten schwerer Verfolgungen oder wenn durch ganz außerordentliche Ereignisse der Geist in seinen tiefsten Gründen erregt und die Kraft des Glaubens zur höchsten Energie gesteigert wurde, ist wohl Aehnliches geschehen. Wir halten die Wunder der spätern Kirche keineswegs alle für Dichtung; müssen aber bekennen, daß wir doch nur mit großer Zaghaftigkeit daran gehen würden, über bestimmte Fälle ein Urtheil zu geben. Als die durch die Aufhebung des Edictes von Nantes preisgegebenen Hugenotten in Wäldern, Klüften und Höhlen Languedoc's und der Sevennen wie die Christen der ersten Jahrhunderte sich sammeln, wird unter ihnen eine Begeisterung wach, die in den alleraußerordentlichsten Zeichen sich kund giebt. „Erweckte treten auf, Frauen sehen Gesichte, junge Kinder, kaum 3 bis 4 Jahr alt, fangen an, in reinem Französisch Buße zu predigen. Die Zahl der Propheten und Prophetinnen wächst, sie ziehen mit Verachtung aller Gefahr unter begeisternden Gesängen von Berg zu Berg, von Dorf zu Dorf, und die gegen sie ausgesandt werden, sich ihrer zu bemächtigen, werden von demselben Geiste ergriffen; sie strecken die Waffen und reden mit den Uebrigen in neuen



Zungen.“ (Hagenbach, Kirchengeschichte des 18ten und 19ten Jahrhunderts. 3te Aufl. Pp. 3g. 1856. Thl. 1. S. 7.) Was sollen wir sagen? Allerdings spricht der Herr: „eure Aeltesten sollen Träume haben und eure Jünglinge sollen Gesichte sehen.“ Aber es bleibt doch auch andererseits wahr, daß, wer auf Träume hält, nach Schatten greift. „Zeichen werden nachfolgen denen, die da glauben.“ Aber nicht jedes scheinbare oder wirkliche Wunder ist in der Kraft des Herrn gethan. Gar leicht mischt sich in die ursprünglich reine Begeisterung das unheilige Feuer des Fanatismus und — die Lehre von den Geistern in der Luft ist auch nicht ohne Wahrheit. — Eigentliche Wunder, die wir von Aposteln allerdings erwarten müssen, cf. 2 Cor. 12, 12, haben die Männer, um die es sich hier handelt, nicht verrichtet; und was etwa hierher gerechnet werden könnte, die früher erwähnten Krankenheilungen und Gebetserhörungen, möchte bei näherer Betrachtung, die uns natürlich nicht möglich ist, wohl schwerlich die Probe bestehen, dagegen ist das Zungenreden in Verbindung mit dem Weissagen allerdings etwas Thatsächliches. Es ist das Zungenreden, wie uns versichert wird, „keine menschliche Sprache, es ist eine Aeußerung des innersten geistigen Wesens, wobei der Verstand völlig fruchtlos bleibt, der Geist aber auf die innigste Weise vom göttlichen Geiste ergriffen und in das göttliche Wesen versenkt wird.“ Hohl, der in Irvings Kirche und Hause dessen öfter Zeuge gewesen ist, beschreibt es also: „vor dem Ausbruche der Rede nahm man an der betreffenden Person ein Ansichgehen und gänzlichcs Versunkenseyn wahr, das sich durch Verschließen der Augen und Ueberschatten derselben mit der Hand zu erkennen gab. Auf ein Mal dann, gleich als vom elektrischen Schläge getroffen, versiel dieselbe in eine krampfhaftc Zuckung, wobei der ganze Körper erschüttert wurde. Hierauf strömte ein feurriger Erguß von fremden, in meinen Ohren am meisten denen der hebräischen Sprache ähnlichen, nachdrucksvollen Lauten aus dem zuckenden Munde, welche gewöhnlich drei Mal und mit unglaublicher Heftigkeit und Schärfe ausgestoßen wurden.“ . . . „Die Gewalt der Stimme, die Schärfe der Betonung machte auf alle Anwesende einen tief erschütternden Eindruck . . . alle Haare standen mir dabei zu Berge und Schauer und Entsetzen hatten mich ergriffen.“ Nun wird uns freilich gesagt, der Geist habe grade in dieser Form sich geäußert, um dadurch „den Hochmuth und die intellectuclle Trunkenheit des gegenwärtigen Geschlechtes zu Schanden machen.“ Aber wenn auch der Zweck gut ist, das Mittel ist es nicht. Schrecken und Entsetzen haben die Zungenredner in der Korinthischen Gemeinde sicher nicht erregt. Lassen wir diese Sachen auf sich beruhen. Sie sind im besten Falle nur ganz kleine Mirakel, wie Dr. Luther sagt; wir haben ein ganz ander Wunder vor unsern Augen, das ist die Kirche, die sie Babel nennen. Neben wir jetzt nicht von ihren Thaten und Siegen, vergegenwärtigen wir uns nur Einzelnes aus der Geschichte ihrer Kämpfe und Leiden. Kaum ist die kleine Heerde zusammengetreten, so fallen Juden und Heiden über sie her, um sie wieder zu vernichten. Wölfe brechen herein und

eine Bluttaufe ohne Gleichen kommt über sie. Sie kriegt's zu thun mit griechischer Sophistik, mit nordischer Barbarei, mit orientalischcm Fanatismus. Diebe und Mörder veruntreuen ihre Gnadenschätze, Miethlinge weiden sich selbst statt der Heerde, Päpste kommen an die Spitze, von denen selbst Möhler bekennen muß, die Hölle habe sie verschlungen. Da erhebt sich Dr. Luther, und kaum hat er sein heilig Werk begonnen, so tritt ihm das gräßlichste Zerrbild desselben in Münzers Wiedertäuferci entgegen. Es folgt der dreißigjährige Krieg, eine Orthodorie, der man es nachsagt, sie habe gegen das Leben sich gleichgültig verhalten, ein Pietismus, der die Bedeutung der Kirche und ihrer Dogmen verkennt, ein Territorialismus, der ihr Daseyn läugnet und sie zu einer Polizeianstalt erniedrigt, ein Rationalismus, der sie in ihren Grundlagen erschüttert. Gelehrsamkeit, Wissenschaft, Trivolität, Spottsucht, alle Waffen des Geistes guter und schlechter Art werden immer von Neuem gegen sie aufgeboten und mehr als einmal geht die Rede, es sey nun aus mit ihrer Sache. Und die Kirche? Sie bleibt ewig sich selbst gleich. Ohne Unterlaß ruft sie an jedem Tage des Herrn die Ihrigen zu ihren Altären, sie predigt ihr Wort und spendet ihre Sacramente, und immer von Neuem werden ihr Kinder geboren, wie der Thau aus der Morgenröthe. Daß das noch möglich ist, daß es nach diesen Stürmen noch eine Kirche Christi auf Erden giebt, das ist das größte Wunder im Himmel und auf Erden. Wer das nicht sieht, der hat kein Auge für geistliche Dinge; und wir, die wir also solch ein Zeugniß haben, sollten uns irre machen lassen, wenn ein Irving. Prophet in Zungen redet?

Die Zeit ist trübe und die Zukunft unheilsschwanger. Kindlein, schreibt Johannes, es ist die letzte Stunde! Was sollen wir thun? Wachen, beten und tren die Gnadengüter gebrauchen, die der Herr uns gegeben hat. Die Kirche kann jedem helfen, der sich helfen lassen will. O, daß wir mehr Glauben hätten, mehr Demuth und mehr Gebuld! wir würden trotz ihrer Knechtsgehalt die Herrlichkeit derselben nicht verkennen. Als der Herr da stand im Glanze der Verklärung auf dem Berge Tabor und sein Angesicht leuchtete wie die Sonne und seine Kleider wurden weiß, wie ein Licht; als himmlische Boten huldigend ihm nahe traten und Gott selber es bezeugte: dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe! ja, da war's nicht schwer, in ihm den zu erkennen, der er ist. Aber auch blutend und sterbend am Kreuze ist er der Herr der Herrlichkeit. Sie gehen vorüber und schütteln die Köpfe, sie spotten und lästern, und allein der bußfertige Schächer spricht: Herr, gedenke an mich, wenn du in dein Reich kömmt! — Darum, du Elende, über die alle Wetter gehen, tröste dich mit deinem Herrn! Wir aber wollen beherzigen, was der Herr gestern im Evangelio uns zugerufen hat:

Selig sind, die nicht sehen und doch glauben!



## Nachrichten.

### Rescript des Königl. Consistoriums der Provinz Brandenburg an einen Geistlichen, das Beichtgeheimniß betreffend.

Ex. Hochehrw. eröffnen wir auf den an den evangelischen Ober-Kirchenrath gerichteten und an uns zu Ihrer ressortmäßigen Beisehung abgegebenen Bericht vom 4. v. Mts., daß die bestehenden gesetzlichen Vorschriften (insbesondere die §§. 80 bis 82. Tit. 11. Th. II. des Allgem. Landrechts, §. 180. Tit. 10. Th. I. der Allgem. Gerichts-Ordnung, §. 313. der Criminal-Ordnung) dem Geistlichen die Pflicht auferlegen, Alles geheim zu halten, was ihm unter dem Siegel der geistlichen Amtsverschwiegenheit anvertraut worden ist, und daß ihm auch nicht zugemuthet werden darf, über den Inhalt solcher Mittheilungen vor Gericht Zeugniß abzulegen. Eine Ausnahme hiervon findet — abgesehen von dem Fall der ausdrücklichen Einwilligung der betreffenden Person — nur statt, wenn die Offenbarung des anvertrauten Geheimnisses nothwendig ist, um eine dem Staate drohende Gefahr abzuwenden, oder ein Verbrechen zu verhüten oder den schädlichen Folgen eines begangenen Verbrechens abzuwenden resp. vorzubeugen. In diesen Fällen ist es allerdings die Pflicht des Geistlichen, der Obrigkeit in vorsichtiger Weise Anzeige zu machen. Es versteht sich aber, daß die Veranlassung dieser Anzeige von dem Geistlichen allein ausgehen muß und nicht durch die Aufforderung des Richters zur Ablegung eines Zeugnisses hervorgerufen werden kann.

Der Natur der Sache nach muß bei dem Geistlichen einer Gefangenen-Anstalt die Verpflichtung zur Verschwiegenheit sich auf alles dasjenige erstrecken, was ihm bei dem seelsorgerischen Verkehr mit den Gefangenen bekannt geworden ist. Als ein seelsorgerischer Verkehr wird aber im Allgemeinen der gesammte amtliche Verkehr mit den Gefangenen zu betrachten sein. Von der Befugniß, die Ablegung eines Zeugnisses über die auf diesem Wege gewonnene Wissenschaft abzulehnen, muß ein um so ausgebehnterer Gebrauch gemacht werden, als der Geistliche bei einer weniger strengen Auffassung seiner Pflicht der Verschwiegenheit, und selbst wenn es sich nicht gerade um Mittheilungen, die unter dem Siegel der Beichte und der Amtsverschwiegenheit gemacht sind, handelt, durch Ablegung eines Zeugnisses in die Gefahr gerathen müßte, das Vertrauen der Gefangenen zu verlieren und den Erfolg seiner amtlichen Wirksamkeit zu lähmen.

Ex. Hochehrw. werden hiernach, Ihr Verhalten zu bemessen haben. Sollte eine Vorladung zu Ihrer Vernehmung in öffentlicher Gerichtsverhandlung an Sie ergehen, so wollen Sie Ihre Bedenken sofort dem Gericht in der Kürze vortragen; wir zweifeln nicht, daß dieselben auch in dem Falle die gebührende Würdigung erfahren werden, wenn der Gegenstand Ihrer Vernehmung nicht gerade auf Thatfachen Bezug hat, welche Ihnen nur durch seelsorgerischen Verkehr bekannt geworden sind.

Berlin, den 22. September 1855.

Königl. Consistorium der Provinz Brandenburg.

## Wittenberg.

Ein kirchlicher Vorgang, der von der alten Lutherstadt zu berichten ist, erscheint geeignet, in mehr als einer Beziehung das Interesse auch weiterer Kreise zu erregen. Nach der vor Kurzem erfolgten Versetzung des Diaconus Hoffmann auf eine benachbarte Landpfarre wurde von der Commandantur der Vorschlag gemacht, die von dem Hoffmann mitversehene Militair-Seelsorge dem Prof. Dr. Schmieder zu übertragen. Dr. Schmieder, dessen geistliche Amtsgeschäfte bei dem seiner Leitung anvertrauten Prediger-Seminar von nur geringer Bedeutung sind, erklärte sich zur Uebernahme dieses kirchlichen Nebenamtes gern bereit; auch erhielt er dazu alsbald die Genehmigung des Ministers der geistlichen Angelegenheiten und des Ober-Kirchenraths. Als bei den weiteren vorbereitenden Schritten die Ordnung des Gottesdienstes und der Sacramente in der Militair-Gemeinde zur Sprache kam, ergab sich, daß seither die sogenannte unirte Spendeformel in Gebrauch gewesen war und deren Beibehaltung verlangt wurde. Dr. Schmieder, obwohl, wie bekannt, ein warmer Anhänger und Fürsprecher der Union, erklärte, daß er diesem Verlangen nicht nachzukommen vermöge: nachdem er während einer langen Amtsführung der Augsburgerischen Confession und dem hergebrachten, seiner inneren Ueberszeugung durchaus entsprechenden Formular gemäß, das Sacrament des Altars administriert habe, könne er hierin am Abend seines Lebens nicht changiren und der Union zu Liebe (die im rechten Verstande dergleichen auch sicher nicht fordert) an heiliger Stätte nicht plötzlich eine andere, als die stets von ihm bekannte Sacraments-Auffassung fundgeben. Diese Erklärung, von größter Bedeutung aus dem Munde eines eben so milden und weitherzigen, wie philosophisch und geschichtlich durchgebildeten Theologen führte zu weiteren Verhandlungen vor den betreffenden Behörden; dabei soll das Provinzial-Consistorium die Gesuttung der althergebrachten Distributionsformel bestritten, die oberste Kirchenbehörde aber hierzu die Genehmigung versagt haben. Gewiß ist, daß Dr. Schmieder durch die neue Formel von dem ohne sein Zuthun ihm angetragenen Kirchenamt sich nunmehr ausgeschlossen sieht und somit ein entschiedener und renommirter Unionist durch die Union selbst (wie das Kirchenregiment gegenwärtig sie auffaßt) von dem Kirchendienst in der Armee excludirt erscheint. Der Vorgang giebt — zumal im Hinblick auf die Persönlichkeit und Richtung des genannten Theologen, der auch als sinniger Forscher im christlichen Alterthum bekannt ist und erst jüngst über einen Gegenstand aus diesem Gebiet einen Vortrag gehalten hat, zu ernsten Betrachtungen Anlaß und läßt einen schmerzlichen Blick thun in die Zustände und Nothstände unserer Kirche, die nicht bloß gegen Unglauben, Abfall und Verläugnung zu kämpfen, sondern auch mit so schweren Irrungen und Erschütterungen ihres inneren Rechtsbestandes zu ringen hat, wie solche in Folge der Union bei weiterer Entwicklung eines tieferen kirchlichen und Rechtsbewußtseyns je länger je mehr aller Orten hervortreten. (R. Pr. Btg.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Mittwoch den 2. Juli.

N<sup>o</sup> 53.

## Der Pastor und die Handwerksburschen.

„Das Herbergswesen der Handwerksgefelln von Clemens Theodor Perthes, ordentlichem Professor der Rechte zu Bonn. Götting 1856.“

Bequemlichkeit ist eine alte Standessünde der Pastoren, und Fechten ist eine alte Standessünde der Handwerksburschen. Die beiden passen übel zu einander, zumal wenn die Handwerksburschen das unverschämte Geilen verstehen, wie das denn leider immer mehr der Fall wird, und wenn die Pastoren die Seelenpflege üben wollen, wie das denn gottlob auch wieder mehr der Fall werden will. Der Pastor geht frühe an sein Predigtconcept. Wie er eben die Einleitung gefunden hat, klopft es: „Entschuldigen Sie, ein paar reisende Handwerksburschen.“ Er legt die Feder weg, spricht mit den Leuten, zieht die Börse und gibt. Er geht wieder an sein Concept, aber der Fluß seiner Gedanken ist gestört. Eben ist er wieder im Gange, so dauert es nicht lange, es kommt wieder ein Reisender. Der Pastor muß sich wieder mit den fremden Leuten abgeben, und wieder in seine Predigt neu hineindenken. Er hat eine Unterredung mit einem seiner Gemeindeglieder, wobei er aller gesammelten Liebe bedürftig ist. Lautes Hundegebell, geräuschvolle Fußtritte — es sind wieder bettelnde Fremde. Der Pastor schlummert nach Tische, er arbeitet im Garten; er muß aus Garten und Schlaf heraus und die Bettler abfertigen. Ja, er betet im Kämmerlein, und thut es unter Unruhe; die wilden Angesichter sehen ihm vielleicht plötzlich ins Fenster zu. Und doch kann er dem übrigen Hauspersonal gerade die Wandergesellen nicht überlassen. Er kann Keinen in seinem Hause für ausreichend erachten, ihnen in der rechten Art entgegenzutreten. Denn ihnen allen ohne Unterschied und ohne weiteres Wort, in unweisem Mitleid oder gar in selbstlichem Interesse sie nur loszuwerden, die Gabe reichen, das läßt ihm schon seine feilsorgerliche Gewohnheit nicht zu, vermöge welcher er den Leib für mehr hält als die Speise, und die Seele für mehr als den Leib, und sein geschärfter praktischer Blick, mit dem er da lauter gefangene des Lebens bedürftige Seelen erkennt, und seine Samariterliebe, welche ihn nicht bloß Geld und Brot in die Hand, sondern Del und Wein in die Wunden gießen heißt. So ist er in der That ein geplagter Mensch. Er kommt nicht zur Ruhe. Indes das ist unter Umständen ein wahrer Segen. Aber es ist mehr im Spiele. Er will helfen, und kann nicht recht. Er steht vor einem Rade, das sich fort-

während dreht, abwärts dreht, und dessen Speichen er nur flüchtig einmal berühren, nicht kräftig ergreifen geschweige dauernd festhalten kann. Täglich spritzt das wilde Meer des Gewerbestandes seine häßlichen Schaumwellen in sein Haus; aber es ist Schaum, der zerfließt ihm unter der Hand und hinterläßt ihm nur seinen übeln Geruch; in guten Wein will er sich nicht verwandeln lassen, nicht einmal in klares frisches Wasser.

Warum nicht? Wo entspringt die Quelle dieser zuchtlosen Fluthen? Wie kann sie verstopft werden? Und kann der Pastor dabei mithelfen?

Wir greifen nach dem oben angezeigten Büchlein. Clemens Theodor Perthes, Sohn des vielerfahrenen bekannten Buchhändlers Friedrich Perthes zu Hamburg, dessen Leben er beschrieben, Enkel des alten treuen Wandsböcker Boten, hat in einem Büchleichen von 86 Seiten die Lage der Handwerksgefelln besprochen. Abermals gleich Kiehl ein Professor, der das Ratheder verläßt und zu dem Volke und des Volkes Noth herabsteigt! Die kleine Schrift will selbst keinerlei Ansprüche machen, aber sie ist in sich selbst ansprechend und beherzigenswerth.

Das Erste und Hauptfächliche, was darin klar nachgewiesen wird, ist dies: daß der Gesamtzustand des Gewerbestandes und der darin thätigen Personen gegenwärtig ein Uebergangszustand ist. Das Alte ist vergangen — aber siehe, es ist noch nichts neu worden. Vergangen ist die Junft. Das ist allbekannt. Aber das ist nicht das Wesentliche, sondern nur die äußere Erscheinung, nur der Leib. Vergangen ist auch die Seele, das innerliche bewegende Prinzip der gesamten Gewerbeverhältnisse. Früher war der Mensch das Erste, das Gewerbe das Zweite. Der Mensch war Zweck, das Gewerbe war Mittel. Die gesamte religiös-sittliche, sowie social-politische Persönlichkeit des Gewerbetreibenden, vom Altmeister bis zum jüngsten Lehrburschen, war und blieb das Centrum des großen Rades, aus welchem das gesamte Gewerbeverhältniß bestimmt wurde und um welches es sich drehen mußte. Jetzt ist die Gewerbetätigkeit die Axt, um welches die Masse der Personen als ein rastlos rollender Ring gewirbelt wird. Nicht einmal um des Sabbaths willen war der Mensch, und selbst der Sabbath hatte einen Herrn über sich, weil in sich als Centrum, nämlich des Menschen Sohn. Jetzt ist der Mensch gar um des Werkeltags und der Werkarbeit willen, und letztere hat keinen Herrn über sich, sondern ist selbst Gott über alles gelobet in Ewigkeit und bekannt von allen Zeugen. Es ist der Mammonismus, diese



moderne Alttestamentische Vorstufe vor der noch zu erwartenden, bereits grell hereinscheinenden Neutestamentischen Religion des Satanismus. Dieser Mammonismus hat den Handwerker bereits so civilisirt, daß er aus einer religiös-sittlichen Persönlichkeit eine arithmetisch zu bestimmende Arbeitskraft geworden ist: ein Schneider gleich  $\frac{1}{10}$  Nähmaschine. Handwerksfuss und Handwerkslehre sind darnach überflüssige, ja schädliche Dinge, und die Institution, in welcher dieselben gebildet und genährt wurden, die Zunft, ist verwerflich, Concurrenz dagegen, als die wetteifernde parallele Bewegung der Arbeitskräfte, das einzige Heil.

Daher die Folge, daß aus den großen Meistern Fabrikanten, Lieferanten, Magasiniers, und aus den kleinen Meistern Flicker und Pflücker geworden sind, indem Jeder nur durch den Ruin des Andern steigen kann und will. Daher ferner eine Umwandlung, die auf andern Gebieten sich bereits vollzogen hat, schwerlich dem Handwerkerstande für die Zukunft erspart werden wird: nämlich die Durchführung des Prinzips der getheilten Arbeit, nach welchem „die anordnende, vom Kapitalbesitz getragene Thätigkeit Lebensberuf der Einen, die ausführende, durch körperliche Kraft und Fertigkeit bedingte Thätigkeit Lebensberuf der Andern wird,“ und aus welchem sich also herausbilden wird ein selbstständiger Gesellenstand, der nicht als Durchgangsperiode zum, sondern als eigener Lebensberuf neben dem Meisterstande besteht. Einstweilen ist aber dies Letztere noch nicht vollzogen, und das ist eben das Schlimme der gegenwärtigen Uebergangsperiode. Die Gesellen sind noch nicht organisiert zu einem besonderen selbstständigen Ganzen, wohl aber sind sie bereits von den Meistern und der ganzen Handwerksgenossenschaft losgelöst, oder werden es immer mehr. Sogar die Lehrlinge treten in ein immer selbstständigeres Verhältniß. „Immer häufiger wird aus dem Meister ein bloßer Lehrer und Arbeitgeber, der von Erziehung zum Handwerksfuss und zur Handwerkslehre nichts weiß und nichts kennt.“ Die Jungen treten allmählich seltener, als früher, als dienende erziehungsbenöthigte Glieder in das Haus und die Familie des Meisters ein, sondern erhalten im Hause ihrer Eltern oder fremder Leute Kost und Wohnung, und werden dafür ein paar Jahre früher zu Gesellen ausgesprochen. Als Gesellen sind sie dann erst recht frei. In den größeren Städten gehört es bereits zu den Ausnahmen, daß der Geselle Kost und Wohnung bei dem Meister hat. Er nimmt die Kost im Wirthshause, die Wohnung in der Schlafstelle. Von dem Hause des Meisters bekommt er nichts zu sehen, als die Werkstätte; und vom Meister selbst empfängt er nichts als Geld, seinen Wochenlohn, oder (was gleichfalls schon häufiger wird, besonders bei Schustern und Schneidern) sein Stücklohn, einzeln für jeden Rock, jedes Paar Stiefel; und in diesem Falle arbeitet er oft nicht einmal mehr in der Werkstätte des Meisters, sondern auf der eigenen Schlafstelle, und ist dann selbst in Beziehung auf den Fleiß und das Geschick der Arbeit, geschweige denn auf seine sonstige Lebensführung, von aller Autorität des Meisters befreit. „Der achtzehnjährige Mensch steht

allein da mit seinen Leidenschaften und Lüsten,“ und was er Böses begehrt, wird nicht ihm als der bestimmten Person zugerechnet, sondern ihm als dem Gesellen im Allgemeinen, der nicht einmal einen eigenen Namen hat. Rücksichten hat er, der Fremde, nicht zu nehmen, denn die Schlafstätte kümmert sich nicht darum und das Wirthshaus hat eher den Freiesten, Tollsten am liebsten. Hat er es zu arg gemacht, so wird er höchstens fortgeschickt, und das ist ihm ganz recht. Am nächsten Orte kennt ihn Niemand, und da fängt er sein Treiben wohlgemuth von vorne an.

Machen wir hier einen Halt, und sehen zu, ob in Mitten der bisher entwickelten Zustände eine Einwirkung des Pastors möglich ist. — Vor Allem ist die Frage zu beantworten: ob zurück oder vorwärts. Soll die gegenwärtige Auflösung so wiederhergestellt werden, daß sie zurückgeleitet werde in die alte Zucht der Zunftverfassung und des häuslichen Lebens, wo der Geselle als ein untergeordnetes Glied in den Organismus des Gewerks wie der Familie eingefügt war; oder so daß sie hinübergeleitet werde in eine Anerkennung und demnächstige Organisirung des Gesellenstandes als eines selbstständigen Standes?

Wir bekennen offen, daß wir das Erstere für unmöglich halten. Zwar ist die Idee des „ganzen Hauses,“ wie sie Kiehl aufstellt, in welches auch die Gesellen als Mitglieder gehören, und die Idee der Zunft als gleichsam des großen Gewerkshauses, eine in sich durchaus richtige, sie ist es aber nicht mehr gegenüber der Macht der Verhältnisse. Man wende nicht ein, daß eine an sich sündliche Sache durch die Schwierigkeit ihrer Aufhebung doch nicht gerechtfertigt werden könne; oder daß man von der Wahrheit um der Schwierigkeit ihrer Durchführung willen doch nie absehen dürfe. Es handelt sich hier eben nicht um Etwas, das absolut wahr oder absolut sündlich wäre, sondern nur um Relatives. Die Zunft ist sittlich wahr, wenn und so lange sie den gegebenen Verhältnissen entspricht. Ein selbstständiger Gesellenstand aber ist in sich so wenig eine Unsittlichkeit, wie ein selbstständiger Tagelöhnerstand. Das „ganze Haus“ mit Einschluß der Gesellen als seiner Glieder ist ein Segen. Aber auch das Haus des Gesellen, wenn er selbstständig eine Familie gründen kann, ist eine heilige Institution, wie die Familien der Maurer- und Zimmergesellen, die nie Meister werden, ja seit Jahrhunderten gewesen sind. Wir haben wohl ein Gebot Gottes, daß Vater und Mutter von Kindern und Diensthofen im Hause sollen in Ehren gehalten werden; aber wir haben kein Gebot, daß Gesellen als solche nicht dürften Vater und Mutter werden. Wenn die Entwicklung der Gewerksverhältnisse so weit vorgeschritten ist, daß auch Schuhmacher und Schneider, wie bislang schon Zimmerer und Maurer, in wenige große Meister und viele relativ selbstständige Gesellen, die nie Meister werden wollen, sich theilen; so sind die selbstständigen Gesellen jedenfalls besser als die jetzigen bettelhaften Meister. Wenn die Studenten für sich wohnen, und im Wirthshause oder sonst essen und trinken; wenn die jungen Offiziere mit ihren Vorgesetzten in keinerlei häuslicher Verbindung stehen, wenn die Knechte und Mägde der großen



Güter nicht mehr, wie in alten einfacheren Zeiten, mit ihren Herren an einem Tische essen; wenn die Tagelöhner selbstständige Familienhäupter geworden sind; wenn die Kosseten und Bauern aus dem Unterthanenverband der „kleinen Herren“ entlassen und freie Eigener geworden sind — so sehen wir nicht ein, wie man mit gutem Gewissen dem gegenwärtigen allgemeinen Drange nach Herausbildung eines selbstständigen Gesellenstandes entgegengetreten will, wenigstens nicht, wie man es mit einigem Erfolge thun zu können hofft. Auch unser Büchlein vertritt diese Ansicht, und beweist sich darin für die Gegenwart praktischer, als die sonst so ausgezeichneten Ideen Niehls, die Einem, besonders in Beziehung auf das „ganze Haus,“ Angesichts der Entwicklung unserer gesammten gewerblichen Verhältnissen öfters wie ein schönes Märchen vorkommen.

Damit ist die Stellung des Pastors für die Gegenwart gegeben. In kleineren Städten und Dörfern, wo noch das alte Verhältniß der Gesellen zu den Meistern in häuslicher Beziehung besteht, wird er dies nicht lösen, sondern um so mehr stärken, als das corporative Verhältniß, das der Zukunft, ohnehin nicht mehr besteht. Wo der Geselle noch Glied des Hauses ist, da ist es heilige Pflicht des Meisters, ihn in der Zucht und Vermahnung nach jeder Seite hin zu halten; es ist heilige Pflicht des Gesellen, um Gewissens willen Unterthan zu sein, und zwar nicht bloß den gütigen und gelinden Meistern, sondern auch den wunderlichen; es ist heilige Pflicht des Pastors, beide Theile zur Treue in diesem ihrem Amte zu ermahnen und zu stärken, wie jeden andern Christen in seinem gottgeordneten Beruf. Aber insonderheit stärke er die Meister und ihre Frauen. Daß Kinder und Gesinde ihres heiligen Berufes nicht mehr würdig wandeln, liegt ja zu allererst an den Eltern und Herren. Tausendfach tritt einem die Erfahrung entgegen, daß Eltern und Herren nicht mehr als Obrigkeiten hinzutreten wissen, weder mit dem Schwerte noch mit dem Hirtenstabe. Sie lassen es gehen wie es geht. Sie verlangen nicht mehr von ihren Untergebenen, als was ihrem haarsten Eigennutz dient, und wenn diese auch das nicht leisten, so haben sie so viel Autorität nicht, es persönlich durchzusetzen, sondern rufen die leidige Polizei-Auwaltschaft zu Hülfe. Welch ein widerlicher, unnatürlicher Anblick, wenn ein Herr seinem Knecht, der nicht früh genug aufstehen will, denunciren und mit ein paar Thalern Geld bestrafen lassen muß! Und welch ein elendes schnödes Verhältniß, wenn ein Herr seinen Knecht, wenn derselbe seine Arbeit tüchtig vollbringt, übrigens Freiheit zu allem Vasterleben gönnt und ihm gegen des Pastors Vorstellungen hinterücks wohl gar noch beisteht! Die Zucht des Hauses muß hergestellt werden über alle die da Glieder des Hauses sind, also auch über solche Gesellen. Referent wohnte als Gymnasiast eine Reihe von Jahren bei einem Schuhmachermeister. Noch als Primaner saß er mit am Schustertisch und schrieb seine Exercitien hinter der Wasserkugel beim Klopfen der Hämmer. Wenn das Abendbrod verzehrt war — nie ohne Gebet —, so kamen von gerade gegenüber ein oder zwei Gerbergesellen, Landsleute des Meisters, und

Meister, Gesell und Schüler vertrugen sich aufs beste und vertrugen sich aufs harmloseste. Aber keinen Augenblick hörte die Zucht auf. Punkt zehn Uhr ward aufgehört, und wo es ja ein paar Minuten länger dauern wollte; da nahm die Meisterin die Lampe weg. Referent ist hier in eine Anschauung des Handwerkerstandes eingetaucht worden, die ihm sein Lebenslang in mehr als einer Art zugute kommt, und die ihm die häusliche Zucht der Meister über die Gesellen, wo sie noch angeht, als das allerdings bewährteste Mittel erscheinen läßt.

(Fortsetzung folgt.)

## Nachrichten.

### Bemerkungen zu dem Artikel aus „Baden“ in dem Februarhefte dieser Kirchenzeitung. \*)

Wer den angeführten Artikel liest, wird vom Unterzeichneten und von Pfarrer Rein die Ansicht erhalten, als schätzten wir die Evangelische Kirche gering und als arbeiteten wir für eine Kirche, welche der Berichterstatter eine Kirche der Zukunft nennt. Er beruft sich rücksichtlich des Unterzeichneten auf einen Katechismus und ein Lehrbüchlein des christlichen Glaubens, welche vor drei Jahren herausgegeben worden sind. Wer sich aber diese Schriften ansehen wird, wird nicht begreifen können, warum Unterzeichneter auf die angegebene Weise verdächtigt wird. Es müßte ihm nur übel gedeutet werden, daß er es versucht hat, einen neuen Katechismus anzufertigen, wie wenn er von den alten Katechismen nicht hoch hielt. Warum Unterzeichneter einen solchen gefertigt habe, ist in der Vorrede des Lehrbüchleins angegeben. Er hat sich jedoch nie der Sünde schuldig gemacht, daß er die alten Katechismen zurückgesetzt hätte. Pfarrer Rein aber hat gar nichts gethan, weswegen man ihn der Geringschätzung der Kirche zeihen könnte. Wer uns kennt, weiß, daß wir unserer Evangelischen Kirche, und zwar nach lutherischem Lehrbegriffe, von Herzen zugethan sind, daß wir ihr Bekenntniß ehren und hochstellen, und für Herstellung desselben jeder Zeit gearbeitet und gekämpft haben; ebenso weiß man von uns, daß wir alle kirchlichen Ordnungen beobachten, beobachtet wissen wollen und für deren Bewahrung, Erneuerung und Kräftigung uns stets bemüht haben. Nur konnten wir uns mit unsern Freunden, zu welchen der Berichterstatter aus Baden über Baden gehört, nicht vereinigen, wie sie unsere zerfallene und zertretene Kirche wieder aufbauen wollten. Sie begannen Wege zu betreten und eine Richtung anzunehmen, von denen wir voraussehen, daß sie zu nichts, als zu einer Absonderung führen, in

\*) Obgleich die Redaction in wesentlichen Punkten mit diesen Bemerkungen nicht übereinstimmt, namentlich nicht mit der seltsamen Unterscheidung zwischen Kirche und Reich Gottes und mit der Lobpreisung der Leistungen der letzten Badischen Generalsynode, deren traurigem Beschlusse über das Bekenntniß ein offenbar falscher Sinn aufgedrungen wird; obgleich auch die „Bemerkungen“ dem angegriffenen Artikel eher zur Bestätigung als zur Widerlegung zu gereichen scheinen, so wollen wir ihnen doch die Aufnahme nicht versagen, weil der Herr Verf. sie so entschieden als eine Pflicht der Gerechtigkeit in Anspruch nimmt. Wer von Herzen auf eine neue Erde wartet, auf der Gerechtigkeit wohnet, dem liegt ganz besonders die Pflicht ob, schon jetzt allem gemischten Wesen gründlich zu entsagen.

Ann. der Red.



die sie auch leider hineingerathen sind. Wir gingen von der Ansicht aus, daß wir den angewiesenen gesetzmäßigen Weg nicht verlassen dürfen, um unserer Kirche wieder zu ihrem Bekenntnisse, zur Wiedererlangung ihrer alten Katechismen und zur Beseitigung der neuen Kirchenagende, des Gesangbuchs und der biblischen Geschichten zu verhelfen, und wir glaubten durch unser Verhalten, indem wir uns an die bestehenden Ordnungen und arbeitenden Kräfte angeschlossen, zur Wiederherstellung, Erneuerung und Kräftigung unserer Kirche und ihrer Ordnungen mehr gethan und genützt zu haben, als unsere Brüder auszurichten vermochten. Der Weg, den wir eingeschlagen haben, hat nun auch zum ersehnten Ziel geführt; denn es ist durch unsere letzte Generalsynode das Bekenntniß wieder hergestellt, und zwar bestimmter, als wir es vor der Union hatten. Die reformatorischen Bekenntnisschriften haben unbedingte, unbeschränkte Geltung. Der Zusatz, daß dabei das Recht der freien Schriftforschung im heiligen Geist gewahrt bleibe, versteht sich von selbst, gibt und nimmt der Geltung der symbolischen Bücher nichts; der angenommene Katechismus, der den kleinen lutherischen zur Grundlage enthält, mit einigen Zusätzen aus dem Heidelberger Katechismus, ist kein neues Werk, macht darauf keinen Anspruch, sondern macht es möglich, daß in unserm Lande Zwingli und Calvin in den Hütten Luthers wohnen können. Wer sich jetzt mehr verlangt, zerreißt, was Gott der Herr in einer Zeit, wo man nicht wußte, was man hatte, zu Stande kommen ließ. In jetziger Zeit würde keine Union mehr gemacht werden können. Was aber nun so geworden und nicht aufgedrungen worden ist, müssen wir ungeachtet der Gefahren, in die wir dadurch gerathen waren, für eine große Wohlthat erachten; denn Lutherische und Reformirte sind in unserm Lande wirklich solche evangelischen Christen geworden, die nun eine Gemeinde bilden, und sind in den einzelnen Gemeinden, wo sie früher auf einander scheel und eifersüchtig einander gegenüber standen, zu größerer Macht und Stärke gelangt, indem sie ihre Kräfte nun mit einander vereinigen zu all den Werken, die ihnen aufgegeben sind. Sie wieder zu trennen, wäre ein großes Uebel und ein beklagenswerther Schade, und die mögen wohl zusehen, wie sie es ein Mal beantworten wollen, welche wieder Spaltungen anrichten und die Liebe in Haß und Zwietracht verkehren helfen. Was aber rücksichtlich des Bekenntnisses und der guten alten Lehr- und Erbauungsbücher zum Schaden gereichte, hat Gott der Herr nach seiner Weisheit dennoch zum Guten ausschlagen lassen. Ein Mal sind die Reformirten der lutherischen Lehre rücksichtlich der Sacramente näher gebracht worden; das Abendmahl unsers Herrn ist ihnen kein bloßes Gedächtniß- und Liebesmahl mehr; das Wörtlein „ist“ gilt ihnen nicht mehr für das zwinglische „be deutet“; denn die calvinische Bestimmung, welche etwas tiefer geht, haben sie nirgends gefast. In einfach biblischer Auffassung empfangen sie mit den Worten der Einsetzung den Leib und das Blut unsers Herrn. Die Gefahren aber, die für uns eingebrochen sind, indem freche Lehrwillkür einriß, die übrigens schon vorhanden war, indem der Rationalismus ganz allgemein verbreitet und nur noch von Gott, Tugend und Unsterblichkeit die Rede war, dienten dazu, daß nun in Kirche und Schule ein Kampf wider den Unglauben gekämpft wurde, daß man die Augen aufhob und einsah, was entrisen war und was für das Entziffene gegeben werden sollte, daß man sich Wiedererlangung der alten geistlichen unschätzbaren Güter, die man bisher so wenig geachtet hatte, sich wieder bemühte, daß man sich wider die fremden Einbringlinge,

welche die demüthigenden Wahrheiten des göttlichen Wortes abschwächten, und das, was der Glaube zu ergreifen hatte, verdunkelten, wehrte, und daß man wieder tiefer in Gottes Wort einging, um die großen Thatfachen Gottes und das Werk der Erlösung zu würdigen, und die Finsterniß der menschlichen Vernunft, die in göttlichen Dingen nichts weiß, in ihrer Verkehrtheit darzustellen. Dieser Kampf war sehr wohlthätig und gereichte dazu, um alle die, welche schliefen, aber noch zum Leben gebracht werden konnten, aufzurütteln. Derselbe wurde hauptsächlich auf den Diöcesan- und Pfarrsynoden, so wie bei freien kirchlichen Versammlungen geführt. Es kam oft vor, daß nur ein einziger Zeuge der Wahrheit wider zwanzig und dreißig Synodale das Wort führte und der Wahrheit Zeugniß gab. Der freudige Glaubensmuth, welche Einzelne gegen Ziele in solchen Versammlungen bewiesen, wurde von dem Haupte der Kirche mit Erfolg gekrönt, indem er ihnen öfters einzelne aus den Widersprechern zu Mitkämpfern schenkte.

Durch unsere letzte Generalsynode ist uns eine neue Gottesdienstordnung gegeben, welche den Bedürfnissen des Glaubens und der Wahrheit des göttlichen Wortes entspricht; die biblischen Geschichten, die in so vielfacher Weise das christliche Gemüth verkehren, sind biblischen Geschichten, die der Sprache der Bibel selbst entnommen sind, gewichen. Wir sind zufrieden mit dem, was erreicht ist; um ein gutes Gesangbuch müssen wir, wie Jakob um die Rachel, noch sieben Jahre dienen; doch darf uns der listige Laban nicht mehr vorenthalten, was uns gebührt. Ein entschlossener fester Sinn hätte wohl das Ersehnte früher erreicht; aber es scheint, der Herr wolle uns noch länger in Thätigkeit und Wachsamkeit erhalten, wie seine Weisheit die Israeliten auch nicht auf einem Zuge das verheißene Land einnehmen ließ. Daß Großes erreicht sey, geht aus dem erbitterten Kampfe hervor, den die Männer der Wissenschaft der Annahme des Bekenntnisses entgegenge setzt haben.

Indem wir mit den nun errungenen Verhältnissen unserer Landeskirche unsere Zufriedenheit aussprechen und uns zu Lob und Dank für das, was Gott der Herr uns nach seiner Gnade verliehen hat, angetrieben fühlen, so wollen wir damit nicht erklären, daß wir alles billigen und gutheißen, was bisher geschehen ist. Wir erkennen, daß vorerst nur ein geringer Anfang zum Wiederaufbau unserer Kirche gemacht sey, und bilden uns nicht ein, daß wir in den Hafen der Ruhe und Sicherheit eingefahren seyen; das Land Canaan, das uns verheißene ist und das wir unter der Anführung unsers großen und mächtigen Josuas einnehmen sollen, erheischt noch viel Arbeit und es wird noch viel Ringen und Kämpfen gefordert, bis die Festungen und Bollwerke des Feindes erobert sind. Schon sind viele der Streiter des Kampfes milde, möchten lieber mit den Cananitern Bündnisse schließen, ohne dabei den Herrn zu fragen, und sind gar nicht so abgeneigt, ihre Söhne und Töchter ihnen zu Eidamen und Weibern zu geben, und ihre Söhne und Töchter in die Ehe zu nehmen, und an ihren Festopfern, Mahlzzeiten und Reigen Theil zu nehmen, und finden dieselben gar nicht so übel. Christliche Gesinnung, Dahingabe des Eigenen, Sterben des Fleisches und Auferstehen zu neuem Leben müsse nicht grade in bitterer Buße durchlebt und in heißem Kampfe errungen werden, sondern dies Alles könne auch nur durchdacht und in der Vorstellung erzeugt werden, wobei man mit der Welt gut Freund zu bleiben vermöge. Schon lehrt die Wissenschaft die Vermittelung, wie Fleisch und Geist sich mit einander vertragen, und die schönen Künste stehen zu Dienst, das Fleisch zu verklären und demselben den Stempel des Erhabenen, Sinnigen aufzudrücken.

(Schluß folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Samstag den 5. Juli.

№ 54.

## Der Pastor und die Handwerksburschen.

(Fortsetzung.)

Wo sie aber nicht mehr angeht, weil der Geselle aus dem häuslichen Verbande des Meisters geschieden ist, da hat der Pastor sich der Gesellen unmittelbar anzunehmen. Jünglingsvereine, Sonntagschulen, Abendschulen zc. sind hier die gewiesenen Wege. Die Gesellen (und Lehrburschen) treten dann zu ihm in ein Verhältniß, ähnlich dem wie es oft zwischen Studenten und einem ihrer Professoren und auch schon zwischen Gymnasiasten und einem ihrer Lehrer Statt findet, daß sie nämlich von diesen in freier und doch geordneter Weise zu bestimmten Stunden versammelt werden neben und außer den gewöhnlichen Collegien und Schulstunden. Am besten ist es natürlich, wenn auch Männer des Laienstandes sich zu diesem Dienst an den Gesellen willig finden lassen, besonders solche, die dem Handwerk selbst nahe stehen, einzelne Meister irgend eines Gewerks, aber auch Kaufleute, Aerzte, Beamte und sonstige Bürger oder Besitzer, wie ja solche alle in bunter Mischung und doch innerlicher Einheit in den Commitees für äußere und innere Mission sitzen. Aber es geht auch mit dem Pastor allein, wenn er nur das Volk und die Jugend und seine Herde lieb hat. Ein Christ muß Alles können. Ein gläubiger Pastor muß so gut in die Mitte des Volks treten können, wie weiland die lichtfreundlichen. Es ist ein nicht genug zu beklagendes Unglück, wenn ein Geistlicher nur im Chorrock Fische fangen kann, oder nur in der Studierstube Muth und Takt beweist. Es ist betäubend, wenn man sieht, wie die wohlgemeinste Frömmigkeit sich oft in Bahnen verrennt, wo sie nicht hingehört. Wenn eine einfache Nähstunde mit einem salbungsvollen Gebete angefangen wird; wenn unter jungen Männern von zwanzig Jahren nur spezifisch religiöse Dinge getrieben werden; wenn man bei jeder Gelegenheit glaubt, eine fromme Phrase anbringen zu müssen; wenn man den Ruhm der Gläubigkeit darin sucht, in allen andern Stücken als dem Glauben, möglichst ungeschickt und faul zu sein — o, wie will man's vermeiden, aus der Gottseligkeit ein Gewerbe, aus dem heilsamen Wort ein hohles Geklingel, aus dem Licht auf dem Leuchter eine trübe Nachtlampe zu machen! Gesundes Christenthum braucht das arme Volk — und mag es Gott sey Dank noch. Gesundheit besteht nicht darin, daß der Organismus die fremden Substanzen von sich ausstößt, sondern daß er sie sich assimiliert, daß er auf sie eingeht, damit sie in

ihn eingehen. Gesundes Wirken wird der Pastor auf die Gesellen haben, wenn er sie da aufsucht und so nimmt, wo und wie sie nach ihrem ganzen Alter, Lebensart, Gewohnheiten, Gesinnungsrichtung, Geistesbildung zu finden sind. Sie haben Manches an sich — wie jeder Stand —, was menschlich ist, ohne darum schon unchristlich zu seyn, und was erst dann verwerflich wird, wenn es in einen Gegensatz zum Christenthum tritt, zuvor aber, mit einiger Mühe, geheiligt werden kann, indem es sich zum Christenthum in eine bewußte und bestimmte Beziehung setzt und dem Geiste desselben freien wirksamen Durchzug gestattet. Nicht ihre Prügeleien (so wenig wie die kunstgerechteren und raffinirteren Prügeleien anderer Stände, Duelle genannt), nicht ihre Saufereien, Spielereien, Liebeleien zc. sind zu beschönigen, wohl aber sind ihre Pieder, ihre Handwerksgebräuche, ihr Ehrgeizthum zc. zu pflegen. Choräle und Volkslieder, Tischgebet und Handwerkspruch, aufrichtige Demuth und fröhliches Jugendbewußtseyn können wohl nebeneinander bestehen. Die Missionsfeste, die sich an manchen Stellen zu wahren Volksfesten gestalten wollen, zeigen, daß Christenthum und Menschenthum, geistlicher Stand und weltlicher Stand sich wohl miteinander begehen können.

Leichter noch, als die Gesellen, kann der Pastor die Lehrlinge um sich versammeln. Sie sind eben confirmirte Christen, zum großen Theile von ihm selber confirmirt und so lange unterwiesen mit allen übrigen Knaben und Mädchen ihres Alters. Sie sind aber ebensovohl, gerade in diesen Jahren, dahingegeben unter die Gewalt der fleischlichen Lüste, welche wider die Seele streiten. Wenn die jungen Glieder Christi in die empfangene Taufgnade unter Handauslegen wiederum hineingefestigt, d. h. confirmirt sind, so müssen sie in die Wüste der Welt, und der Teufel versucht sie hier heutzutage in der Regel so, daß sie es nicht können ertragen. Es ist kaum ein Wort hierüber hinzuzusetzen. Noch am heilsamsten haben es die Dienstjungen der Koffeten und Bauern, so wie die Lehrlinge, die noch in Arbeiten, Essen und Wohnen unmittelbar unter der Aufsicht der Herren und Meister stehen. Aber wie auch bei diesen die Erkenntniß der heilsamen Lehre, das Zuhausehinein in Bibel und Katechismus, schneller als man glauben sollte von den Lüsten der Jugend verschlungen wird, das ist bei den großen Kirchenvisitationen offenbar worden. Der Pastor hat hier zunächst, wie überall, dahin zu streben, daß die christliche Zucht des Hauses, gegründet auf Gottes Wort, gefaßt in Gebet und in gemeinsame



Andacht, sich wieder aufbaue. Aber er hat mehr zu thun als das. Katechisationen mit der erwachsenden, confirmirten Jugend und hier der gewiesene Weg. Es geht damit in großen Städten. Das zeigt Ahlfeld's Beispiel in Leipzig. Und es geht damit ebensogut in kleinen Städten und Dörfern. Es geht in Gemeinden, welche halbstundenweit um ihre Kirche zerstreut liegen. Davon hat Ref. Erfahrung. Alle vier Wochen, oder alle vierzehn Tage, je nach den Ortsverhältnissen und übrigen Arbeiten des Pfarrers, kann derselbe Sonntags Nachmittags der eingeseigneten Jugend wohl eine Stunde widmen, und sie wird seiner Ladung folgen, dafern er es recht anfängt, selbst da, wo damit nicht eine alte Sitte erneuert, sondern ein ganz Neues eingeführt wird. Wir verweisen für die Nothwendigkeit solcher Einrichtungen auf die Confirmationsrede von Ahlfeld vom Jahre 1853 in dessen „Bausteine“ II. Bd.; und wollen nur für ängstliche Gemüther, die an der Möglichkeit verzweifeln, zwei Heilandsworte hersehen, ein Mahnwort: „Fahre aus auf die Höhe“ (fahre nicht bloß immer auf dem Küstenwege der gewöhnlichen, seit immer gebräuchlichen Gottesdienstweisen herum), und ein Trostwort: „Ihr Kleingläubigen, warum seit ihr so furchtsam!“ —

Wir haben bisher den Gesellen in seiner Losgelöstheit von der Zucht der Zunft und des Hauses betrachtet. Wir folgen ihm nun an die zwei Orte, die sein Hauptaufenthalt geworden sind, die Landstraße und das Wirthshaus. Vortrefflich ist in unserm Büchlein im 2. Abschnitt die Lage der Wandergesellen geschildert. Mitten hineingeschleudert unter die Nomadenbevölkerung der fahrenden Krämer, Hausirer, Musikanten, Bärenführer, Kunstreiter, Puppenspieler u. u., die alle bis zu den Commis Bohageurs und Touristen, bis zu den großen Eigenthümern von Menagerien, Dioramen und Cirkusse hinauf, die Landstraße zu ihrer Heimat haben; losgelöst wie diese alle von dem nationalen, gestiteten und kirchlichen Leben, und von sämtlichen großen Organismen der heutigen Gesellschaft nur mit derjenigen bekannt, welche nach ihrer Natur nur negativ wirken kann, der Polizei; bloßgestellt dem ganzen Reize des freien Umherwanderns durch die freie Welt, gegenüber der geregelten Arbeit in der dumpfen Werkstätte, ohne die Gefahr des Verhungerns dabei, und dadurch oft für das ganze Leben auch als Meister noch zu einem umsteten leichtfertigen Wesen geneigt gemacht; mit Nothwendigkeit unter Umständen auf das „Fechten“ verwiesen, und dadurch aufs leichteste an dessen ganze Bequemlichkeit und Schamlosigkeit, als an Etwas, das doch der Handwerkslehre durchaus nicht zu nahe sey, gewöhnt; dahingegeben an den Genuß des Branntweins, als des für den Augenblick billigsten und scheinbar stärkenden Getränks, und an alle seine wüsten Folgen; von der Natur beweglicher und entzündlicher als die Bauernburschen, und physisch kräftiger auch geistig rückhaltsloser als die übrigen jungen Städter, und daher stets als ein offener Heerd für allerlei umstürzenden Freiheitschwindel; jetzt zwar nicht mehr wie nach den Julitagen und dann wieder vor 1848 zu politischen Revolutionen geneigt, wohl aber, um des Uebergewichts des Ra-

pitals auf die bloße Arbeitstüchtigkeit willen, voller communistischer und socialistischer Gelüste, und voll dumpfen hoffnungslosen Ingrimm, weil dieselben nicht befriedigt werden; auch zwar nicht mehr, wie gleichfalls früher, voll des wilden satanischen Hohnes in religiöser Beziehung, aber voll entsetzlicher religiöser Abgestumpftheit bis hin zu der haarsten Gleichgültigkeit noch auf dem Sterbette ohne Fürchten und Hoffen — so wandern die Handwerksgejellen jeden Tag, jede Stunde durch unser Vaterland, und zwar in einer solchen Anzahl, daß z. B. in Berlin jährlich 30—40000 Gesellen ankommen und ebensovielen abziehen; in einem Verhältniß, das in ganz Deutschland mehr als 3 Millionen, in ganz Preußen allein 1 Million Handwerker (die Meister und Lehrlinge eingerechnet) aufweist.

Bei alledem ist das Wandern seit Jahrhunderten so unauf löslich mit unserem gesammten Handwerksleben verwachsen, daß seine Aufhebung Seitens der Obrigkeit ein unmögliches, wenigstens durchaus unratshames Mittel wäre, dem Schaden abzu helfen. Mehr als gut ist, hat überhaupt die Polizei der Bureaukratie die unwürdigen, an sich durchaus unverfänglichen Sitten des Volks und einzelner Stände beschnitten, und somit dahin gewirkt, daß die gesunden Säfte, ins Innere zurückgedrängt, daselbst gefährliche Krankheiten erzeugten und mit zerstörender Gewalt an Stellen hervorbrachen, wo man ihrer nicht Herr werden konnte. Alle gebildete Welt weiß, um nur Eins zu nennen, welchen Zustand der Unlauterkeit das verpönte und dennoch nicht zu unterdrückende Verdingungswesen der Studenten vor 1848 in den studentischen Charakter hineinwarf. Andererseits drückte dieselbe Polizei dann oft wieder ein oder beide Augen zu, wo nur das vorgeschriebene Schema beobachtet wurde. So ließ sie die Handwerksburschen ungestört fechten, wenn sie's nur nicht der Polizei gerade ins Gesicht thaten, und ließ sie zwecklos umhertaumeln, wenn nur ihre Wanderbücher richtig ausgestellt und visirt waren. Das konnte nicht anders als den Standescharakter der Gesellen verderben.

Daß die rechte Zucht, ohne Schikane im Unwesentlichen und ohne Gehenlassen im Wesentlichen, wieder hergestellt werde, dazu kann der Pastor, besonders der kleineren Städte und Dörfer, kräftigst mithelfen. Er wird eingedenk bleiben des Wortes: „Mensch, wer hat mich zum Richter oder Erbschlichter über euch gesetzt“; aber er wird die, welche Gott zu Richtern und Hauptleuten gesetzt hat, wie Jedem, der ein Amt hat, vermahnen, daß sie des Amtes warten und anhalten, daß sie bleiben und thun was sie schuldig sind. Den Schulzen, den Bürgermeistern kleinerer Orte, auch den Rittergutsbesitzern, denen die polizeiliche Gewalt vielfach unbequem ist, thut es häufig recht noth, daß sie Einer in ihrem sauren Amte stärke. Das elende für einen „guten Menschen“ gehalten werden wollen, ist der Tod aller Zucht. Es gehört eine Art Muth und Ausdauer dazu, dieser weichen Richtung der Zeit entgegenzutreten. Die lieben Christen, die gebildeten Philister wie die gutherzigen Bürger und Bauern manches Volksstammes, können einen verschämten Armen in ihrem Ort, der in seinem Kämmer-



lein einsam seufzt, getrost verhungern lassen; aber einem zerlumpten Bettler, einem liederlichen Handwerksburschen, die vom Betteln und Fechten leben, vermögen sie nicht die Thür zu weisen. Arme und Bettler unterscheiden sie nicht. Sie hören das: „gieb dem der dich bittet“, aber nicht das: „wer da nicht will arbeiten, der soll auch nicht essen.“ Der Pastor gebe nicht, wo das Geben Sünde ist, weil es die Sünde groß füttert. Er gebe auch dem Handwerksburschen nicht weil er ein Handwerksbursch ist, sondern wenn er ein rechtlicher Handwerksbursch ist.

Wir begegnen hier dem bekannten Einwande, daß man Solches nicht wissen könne. Allerdings steht das Prüfen der Herzen und Nieren bei dem lebendigen Gott, der sie geschaffen hat. Aber wie Er uns zu seinem Bilde geschaffen hat und daher will, daß wir vollkommen seien wie Er vollkommen ist; so hat Er uns auch solche Gaben und Mittel an die Hand gegeben, durch welche wir des rechten nothwendigen Prüfens mächtig werden. Unmittelbar nachdem der Herr uns gebietet, daß wir nicht richten sollen (Matth. 7.), gebietet er uns gleichwohl, daß wir die Perlen nicht vor die Säue werfen und das Heilige nicht den Hunden geben sollen. Also ist es Sein Wille und unsere Möglichkeit, daß wir prüfen, wer nun zu den Säuen und Hunden gehört. Und barmherzige Christenliebe ist auch ein Heiligthum, der Pfennig um Gottes willen ist auch eine Perle! „Kindlein, trauet nicht einem jeglichen Geist, sondern prüfet die Geister, ob sie von Gott sind.“ „An ihren Früchten aber sollt ihr sie erkennen.“ Könnte man nicht Andere prüfen, so wäre ebenso gut die Selbstprüfung unmöglich. Der Herr hat nicht gesagt, daß wir, nachdem wir den Balken aus unserm Auge gezogen, den Splitter in des Andern Auge etwa nicht erkennen könnten, oder sitzen lassen müßten. Es ist nichts als jene Faulheit im sittlich Denken und sittlich Handeln, die solche Phrasen von „nicht richten“, „nicht wissen können“ u. Irren kann man, schmerzlich irren, und soll dafür Buße thun; aber der Geist wird auch hier in alle Wahrheit leiten. Wie die Polizei ihre Leute haarscharf kennt, wie der Lehrer einen neuen Schüler bald durchschaut; so wird der Pastor, der in der Erfahrung täglicher Seelsorge lebt, mit der Zeit ein geübtes Auge auch für die Bettler und fectenden Handwerksburschen gewinnen.

Einige Kennzeichen sind diese: Die am unverschämtesten geilen und am abgerissensten aussehen, sind am wenigsten werth. Wenn ein solcher Mensch raschen Schrittes durch die Hausflur an die Thür geht und schnell klopft, auch wohl beim Klopfen schon öffnet, und mit geläufiger Zunge und gewandter Höflichkeit seine Noth klagt; oder wenn Einer gleich die zerrissenen Stiefel, ja die bloße hemdlose Brust zeigt; oder wenn Einer, nachdem er die Thür verschlossen gefunden, ohne Umstände ans Fenster kommt; oder wenn Einer vielmehr die Gabe als den Geber ins Auge faßt; selbstverständlich wenn Einer nach Branntwein riecht, ein Wort des Fluchs, der Drohung, der Unzucht ausstößt, mit Lachen oder Schimpfen von dannen geht — so ist er unwürdig jeglicher Gabe und muß mit ernster Rüge des Orts verwiesen werden. „Langes, selbst monatelanges arbeitsloses Um-

herwandern gibt für sich allein keinen Beweis dafür.“ In dieser Beziehung darf das Wanderbuch nicht zum Maasstab genommen werden. Denn „auch der Geselle, der arbeiten will, kann oftmals monatelang vergebens nach Handwerksarbeit suchen, und je mehr er noch auf Handwerkslehre hält, desto schwerer wird es ihm seyn, als Hausknecht oder Eisenbahnarbeiter ein vorübergehendes Unterkommen anzunehmen.“ Aber „so oft ein Wanderbuch nachweist, daß der Inhaber einige Wochen bald an diesem bald an jenem Orte, bald bei diesem bald bei jenem Meister einige Wochen gewesen ist, heute Arbeit angenommen, morgen aber sich wieder fremd gemacht hat; so läßt sich mit Sicherheit annehmen, daß er ein Vagabond ist, oder auf dem Wege sich befindet, es zu werden.“ Das ist also ein fast untrügliches Kennzeichen; und so soll sich der Pastor die Mühe nehmen, das Wanderbuch einzusehen und danach zu verfahren, und soll auch die Gemeindeglieder zu einer gleichen Zucht anhalten. Hier und da haben jezt die Landrätthe ihr ernstliches Augenmerk auf die herumstreifenden Bettler gerichtet, und bei Strafe verboten, ihnen etwas zu geben, oder Gemeindebeschlüsse, dahin einschlagend, durch ihren ganzen Kreis vermöge ihrer Autorität erwirkt. Das ist eine wahre Wohlthat, hat solche Gegenden wie im Umsehen von dem Gesindel geäubert, und kommt den einheimischen Armen aufs beste zugute. Wo das aber nicht geschehen, da sollten die einzelnen Gemeinden von selber solche Beschlüsse fassen, und es ist des Pastors Amt, dies mit zu erwirken. Es ist ja aus den fliegenden Blättern des Rauhen Hauses, aus dem Hallischen Volksblatt, überhaupt aus den Schriften und mündlichen Verhandlungen über innere Mission, bekannt genug, wie vortrefflich sich solche Maßnahmen bewährt haben. Wenn die Bettler und Fecther nicht mehr Haus bei Haus ihre Geschenke wie eine Art observanzmäßiger Steuer einsammeln können, sondern sich zu den bestellten Pflegern in der Gemeinde verfügen und daselbst ein Examen bestehen müssen; so dauert es manchmal nicht vierzehn Tage, und das Gesindel meidet solchen Ort der Zucht wie die Pest; wenn es aber eine Gemeinde nach der andern so macht, so sieht sich das Gesindel gezwungen, zu arbeiten, und die Handwerksburschen müssen ihre Lust zum unsteten Umhertreiben wohl zügeln, müssen sich fleißig und ordentlich beim Meister betragen, damit er sie nicht auf die dann nicht mehr einträgliche Landstraße entlasse. Es ist dies das allein durchgreifende Mittel, und ist in geschlossenen Stadt- und Dorfgemeinden allerwärts einzurichten möglich, wo der Pastor nachhaltigen Ernst zur Ueberwindung des alten Schlendrians und der kraftlosen Gutherzigkeit beweist, und die Organe der kirchlichen und bürgerlichen Gemeinde für sich zu gewinnen weiß. —

(Schluß folgt.)

## Nachrichten.

Bemerkungen zu dem Artikel aus „Baden“ in dem Februarhefte dieser Kirchenzeitung. (Schluß.)

Wenn wir, Rein und Stern, uns als warme Freunde unserer Evangelischen Landeskirche darstellen, und von Herzen glauben und



mit dem Munde bekennen, was unsere Augustana lehrt, so halten wir aber auch noch fest an der Hoffnung, welche unsere symbolischen Bücher nicht geben, die aber in Gottes Wort ganz offen und unverdeckt für den Glauben dargeboten ist; und wir haben die Ueberzeugung, daß wir als gute Bekenner der Augustana diese Hoffnung festhalten dürfen, obschon letzteres Bekenntniß fleischliche Ausartungen dieser Hoffnung, welche Wiedertäufer und ungeistliche Juden gehabt haben, aufs Entschiedenste verwirft. Diese unsere Hoffnung ist, daß neben der Kirche es auch noch ein Reich Gottes gebe, um dessen Kommen uns unser Herr zu bitten gelehrt hat. Wir unterscheiden zwischen Kirche und Reich Gottes und halten dafür, daß die Kirche das Reich Gottes nur vorbereite und ein Mal in demselben aufgehen werde. Wir sind nicht einverstanden, daß dasselbe schon vorhanden oder schon ein Mal dagewesen sey und nun zu Ende gehe. Dasselbe ist zwar mit unserm Herrn Jesu gekommen, ist jedoch vorerst nur inwendig in denen, welche sich zu Christo haben bringen lassen; wir glauben aber auf Grund des göttlichen Wortes, daß dasselbe auch ein Mal äußerlich in die Erscheinung treten werde, und daß ein Mal ein Zustand auf Erden werde herrschend werden, wo Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geist allgemein da, wo das Evangelium lehrt wird, werde gefunden werden. Wir sind der Ueberzeugung, daß es der Kirche auf dem gewöhnlichen Wege ungeachtet treuer Anwendung und Handhabung aller ihrer Gnadenmittel nicht gelingen werde, das Verderben in der Christenheit aufzuhalten, und die, welche Christo anzugehören haben, seinem Worte unterthan zu machen. Große Demüthigungen sind vorübergegangen, größere werden noch kommen, welche darthun werden, wie alles Fleisch in der Christenheit seinen Weg verderbet hat und wie nur Wenige sind, die sich den Geist Gottes noch strafen lassen. Wer nüchtern und besonnen die Dinge ansieht, wie sie stehen und kommen, der kann sich, wenn er nicht vorgefaßte Meinung hat, hinlänglich überzeugen, wie die Macht der Finsterniß zunimmt und immer drohender wird, wie die Heiden für die Gnadenbotschaft dankbarer sind, als die todtten und ungläubigen Namenschristen, wie unter Hoch und Nieder der Abfall von Christo und die Lossagung von seinem Worte, besonders in den größern Städten, wächst, wie ein neues Heidenthum, wo man nur fragt: was essen, was trinken wir, wie kleidet man sich, welche Vergnügungen machen wir uns, wie genießen wir das Leben, denn wenn man stirbt, ist ja doch Alles aus, aufkommt. Während die Einen bis an die Knöchel im Blute wateten und im Tode röchelten, tanzten die Andern für ihre Hinterlassenen. So lange der Arge, der Verführer der Menschen, der Lügner und Mörder nicht gebunden ist, so lange Christus der Herr nicht selbst das antichristliche Wesen, das wir mit dem Zeugniß der Wahrheit nicht zu stürzen und wegzuschaffen vermögen, gerichtet hat, ist auf eine erfolgreiche Thätigkeit der Kirche nicht zu rechnen. Wer die Dinge anders ansieht, von dem dürfte man wohl sagen, daß er als ein Träumender in seine Zeit und in die Zukunft schaue, und daß es ihm an einem zarten Gewissen für das Fehle, was dem Herrn und seiner Ehre angehört.

Indem wir uns einer bessern Zukunft mit den Vätern der ersten christlichen Kirche, mit Spener, Albrecht Bengel, Neos und mit vielen tüchtigen, erleuchteten Theologen der neuern Zeit, deren Namen hier aufzuführen nicht noth ist, getrösten und auf ein herrliches Reich des

Friedens, der Gerechtigkeit und Liebe hoffen, und um dieser Hoffnung willen uns gern mit Schmach belegen lassen, übersehen wir nicht, was die Gnade unsers Herrn uns jetzt schon geschenkt hat und zu genießen gibt, und sind dafür von Herzen dankbar. Wir ziehen uns nicht zurück, wie unsere Freunde, ergehen uns nicht in Klagen, sondern arbeiten ruhig fort, versöhnt mit der Gegenwart, in freudiger Erwartung dessen, was kommen wird, dabei aber wohl eingedenk, daß es durch Verläugnung, Kreuzigung des Fleisches, durch Tragen, Dulden und Hingabe selbst des Lebens, wenn es seyn muß, hindurchgeht, haben aber auch die Freude, daß wir Liebliches und Erquickendes in unserm schönen Vaterlande immer mehr neben und unter all dem Bösen, was auch vorhanden ist, ersiehn, sich entsalten und seelenstärkende Frucht tragen sehen. Die Thätigkeit für äußere und innere Mission nimmt von Jahr zu Jahr zu. Die Generalsynode hat auf den Antrag unserer wadern Kirchenbehörde den Sonntag nach dem 6. Juli dazu bestimmt, daß an demselben der Befehl der Juden und Heiden gedacht werde und Handreichung geschehe. Wohlthätigkeitsanstalten für arme, verwahrloste, verwaisete Kinder, für christliche Pflege der Kranken, Bewahrschulen für die Kleinen nehmen von Jahr zu Jahr an Zahl und Umfang zu. Bibeln werden im Lande jedem, der keine hat, angeboten, gute Erbauungsschriften und ein christlicher Kalender werden verbreitet, kleine schriftliche Voten ausgegeben, welche dem Worte Gottes Bahn machen; es wird eine Anstalt zur Heranbildung von Kleinkinderlehrerinnen unterhalten, welche bereits schon an drei benachbarte Länder Kleinkinderlehrerinnen abgibt; an ungefähr zwölf reinkatholischen Orten sind neue evangelische Gemeinden errichtet worden, werden kirchlich gepflegt, und die übrigen Evangelischen, die unter Katholiken zerstreut sind, werden aufgesucht und zu evangelisch-kirchlicher Gemeinschaft herangezogen. Dies Alles, und es wäre noch mehr anzuführen, beruht meist auf freier christlicher Thätigkeit, die von unserer erleuchteten und treuen obersten Kirchenbehörde geschülzt ist und mit ihr in engerm oder weiterm Zusammenhang steht. Draußen in den Heidenländern, unter den Juden, in Amerika, im heiligen Lande arbeiten Missionare, Prediger, Lehrer, aus Baden, und ihrer sind nicht wenige. Unsere allgemeinen Missionsfeste, für Heiden- und Judenmission und für innere Mission, sind wahre christliche Volksfeste, die in allen evangelischen Theilen des Landes gehalten werden, und wo so viele Tausende von Freunden der Mission zusammenkommen, daß, wo es seyn kann, gewöhnlich zwei Kirchen dazu verwandt werden müssen, um die Festbesucher aufzunehmen. Ja es ist außer Württemberg wohl kein anderes Land in Deutschland, welchem nach Verhältnis seiner Größe unser Herr so große Gnade zugewandt hätte, als Baden; kein anderes deutsches Land wird außer Württemberg verhältnismäßig so viele gläubigen Geistlichen, und ein so großes Volk von wahrhaft bekehrten Laien zählen, als unser vielfach segnetes Land, dem unser Herr nun auch einen Fürsten gegeben hat, der Gottes Wort und die Kinder Gottes liebt, und dem er nun auch eine Gemahlin schenkt, von welcher dasselbe gerühmt wird. Solcher Segen kommt doch wohl nicht über ein „Sodom und Gomorra“!

Möchten unsern lieben Brüdern, die sich fern von uns stellen, auch das Herz aufgehen, zu loben und zu danken; möchten sie zu gemeinschaftlicher Thätigkeit wieder näher treten, auf daß die Segnungen des Herrn noch reichlicher auf uns niederströmen! Das Leben der armen Menschen ist obnehin so kurz und voll Mühsale; — sind die, welche sich lieben sollten und könnten, darum, weil sie an der einen Wahrheit festhalten, die sie freimacht, nicht Thoren, wenn sie, statt sich an einander zu freuen, einander meiden und sich stellen, als gehörte jeder einem andern Herrn an? Der Herr gebe Gnade, daß auch dieser Berg mitten in das Meer verlegt und versenkt werde, und daß aus dem Ebal ein Garizim werde!

Karlsruhe, den 8. Mai 1856.

Stern, Professor.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Mittwoch den 9. Juli.

N<sup>o</sup> 55.

## Aus der Zeit der Französischen Revolution.

Bei einem Aufenthalte zu Engelberg im Canton Unterwalden fand Ref. in der Bibliothek des dortigen Benedictinerklosters eine Französische Schrift: „Das Leben und das Martyrium des P. Gregoire von St. Loup, genannt in der Welt Pierre Cornibert, guillotiniert zu Vesoul in der Diöcese von Vesangon wegen Verweigerung des Schwures der Freiheit und Gleichheit Freitag den 15. Januar 1796“ (A Paris, Fauxbourg Montmartre, chez Bonne Foi à la vérité 1796). Die Lectüre dieser Schrift sprach ihn sehr an. Sie ist unmittelbar nach dem Ereigniß geschrieben, inmitten einer bewegten Zeit, in die wir uns durch sie versetzt fühlen. Der Kopf des eben Enthaupteten als Vignette schaut uns gar eigen an. Wir fühlen uns durch den Inhalt um so mehr berührt, da, was damals geschah, sich nicht bloß nach dem Zeugniß des Wortes Gottes, sondern auch aller menschlichen Wahrscheinlichkeit nach in Zukunft mancher Orten wiederholen wird. Waren wir doch im Jahre 48 schon hart an der Schwelle solcher Zustände, und der sie damals herbeiführte, ruht und rastet nicht, und wenn er auch jetzt mehr im Verborgenen arbeitet, er wird dereinst aus dieser Verborgenheit wieder hervorkommen, ähnlich wie die Thougths in Indien, welche sich Gänge unter dem Boden der Häuser breiten, und dann plötzlich Nachts durch die Dielen hervorbrechen. Es ist kein Zweifel, das Werk Gottes schreitet voran in unserer Zeit, aber ebenso auch das Werk Satans, und wenn die Zeit des gerechten Gerichtes Gottes gekommen ist, wird diesem von Neuem Macht gegeben werden über die Erde.

Ref. hielt es für wahrscheinlich, daß die Schrift, die einen erdichteten Verlagort und Verleger nannte, ihrer Zeit auf anderem als buchhändlerischem Wege verbreitet worden sey, und daß daher vielleicht an das Kloster mehrere Exemplare gekommen seyen. Auf seine Anfrage fanden sich wirklich Doubletten vor und der Hochw. Abt des Klosters hatte auf Antrag des sehr zuvorkommenden Herrn P. Bibliothekars die Freundlichkeit, ihm das eine Exemplar des seltenen Büchleins zum Geschenke zu machen. Ref. beschloß gleich bei gelegener Zeit den Inhalt für die Ev. K. Z. zu verarbeiten.

Wenn wir eine Beschreibung der namenlosen Leiden lesen, welche in der Revolution über die Katholische Geistlichkeit Frankreichs ergingen, so werden unsere Gedanken sich zunächst um Aussprüche der heiligen Schrift bewegen, wie die: „Wer Men-

schensblut vergießt, des Blut soll auch durch Menschen vergossen werden“; „Wer das Schwert nimmt, der soll durch das Schwert umkommen“; „So jemand in das Gefängniß führet, der wird in das Gefängniß gehen; so jemand mit dem Schwerte tödtet, der muß mit dem Schwerte getödtet werden; Herr, du Heiliger und Wahrhaftiger, wie lange richtest du und rächest nicht unser Blut an denen, die auf der Erde wohnen?“ Wir erkennen in diesem Verhängniß eine schaurige und erbauliche Wiedervergeltung, wir gewahren die Fußstapfen des rächenden Gottes. Zwei Jahrhunderte hindurch war diese Geistlichkeit die Seele der blutigen Verfolgungen gewesen, welche vielfach über die edelsten Glieder an dem Leibe Christi ergangen waren. Fast nie war von ihr ein Widerspruch ausgegangen gegen die empörenden Megeleien und Dragonaden\*), im Gegentheile, wir erblicken sie dabei stets im Hintergrunde, und zwar nicht etwa bloß ihren Auswurf, sondern auch ihre edelsten Gestalten, einen Bossuet z. B., der zu gleicher Zeit die Protestanten mit der Feder bekämpfte, da Ludwig XIV. sie mit dem Schwerte verfolgte.

Die Größe dieser Verschuldung stellt uns ein mit jetzt nicht grade häufiger Gründlichkeit und unbedingter historischer Unbefangenheit geschriebenes Werk, die „Geschichte des Protestantismus in Frankreich bis zum Tode Karls IX.“ von W. G. Sol-  
dan, 2 Bde, Leipz. 55, vor Augen\*\*), aus dem wir einige

\*) Erhebende Ausnahmen kommen vor, aber sie sind leider sehr vereinzelte. Der Bischof von Liseux, Johann Henuyer, antwortete, als ihm ein königlicher Bote nach der Bartholomäusnacht den Mordbefehl überbrachte: „Nein, nein mein Herr! ich werde mich der Vollstreckung eines solchen Befehles widersetzen. Ich bin Geistlicher in dieser Gemeinde, und die man erwürgen will, das sind meine Schafe. Mögen sie auch gegenwärtig verirrt seyn, Christus, der Erzhirte, hat sie meiner Obhut anvertraut; sie können wieder zurückkehren. Ein Hirte muß sein Leben für die Schafe lassen, nicht aber zugeben, daß man seinen Schafen das Leben nimmt.“ Solche Ausnahmen zeigen, daß die, welche der breiten Römisch-Katholischen Heerstraße gefolgt sind, keine Entschuldigung haben. Der Irrthum, den Einzelne wirklich überwunden haben, kann kein überwindlicher seyn.

\*\*) Wer das Ganze mit einem Blick übersehen will, findet hinreichenden Stoff in der Schrift: die Leiden und Kämpfe der Evangelischen in Frankreich, zur Befestigung evangelischer Glaubensstreue dargestellt von K. Straß, Pfarrer, Darmst. 1856. Um wirklich fruchtbringend und erbaulich zu seyn, müßte diese Schrift freilich weniger aus modernen Hilfsmitteln geschöpft seyn, als dies der Fall ist.



zerstreute Zilge hier ausheben wollen. Schon an ihnen wird die Anschauung von der Bedeutung der hier contrahirten Schuld sich entwickeln können, welche zum Verständniß des vergeltenden Waltens Gottes erforderlich ist.

„Dü Prat versammelte die Erzdiöcese von Sens, welcher er vorstand, zu Paris (3. Febr. bis 9. Oct. 1528). Hier wurde beschloffen, daß alle Rückfälligen und Hartnäckigen mit Uebergabe an den weltlichen Arm und mit Gütereinziehung zu bestrafen sehen; Privatpersonen, wie Behörden wurden zu Denunciationen verpflichtet. Das Umschreiben Dü Prats, das diese Beschlüsse verkündigt, enthält eine in ebenso dringende, als schmeichelhafte Worte gefasste Bitte an den König selbst, seinen Eifer für die Rettung der Kirche durch die Ausrottung der Ketzer zu bethätigen.“\*) Aehnliches beschloß das Provinzialconcil von Bourges unter dem Vorstze des Cardinals von Tournon, das die Lutheraner mit den Zaubern zusammenstellte, so wie das der Erzdiöcese von Lyon.“\*\*)

„Bald sah man in verschiedenen Theilen des Landes sogenannte Lutheraner zum Scheiterhaufen führen, ohne daß darum, was in der Tiefe des Gemüthes lebte, unterdrückt werden konnte: zu Paris selbst starb ein Mann, der die Messe eine Verlängung des Leidens und Sterbens Christi genannt hatte, zu Vienne ein Franziscaner, dem zur Last fiel, gegen die Reliquien gepredigt zu haben.

Verauscht von dem Weihrauch, den ein besonderes Breve wegen der glänzenden Wiederherstellung der Marienbilder streute, gab Franz jetzt auch den zweimal geschützten Ludwig Verquin dem alten Hasse der Mönche Preis. Verquin war von Freunden vergeblich gewarnt worden, auch von Erasmus. Der König hatte die Sache des Angeklagten vor seine besondere Entscheidung gezogen und sofort liegen gelassen. Jetzt gab er den Befehl, den Prozeß durch zwölf vom Parlament zu ernennende Richter wieder aufzunehmen. Die Commission verurtheilte Verquins Schriften zum Verbrennen, ihn selbst zur Buße und Abschwörung auf dem Gräbeplatze, zur Durchbohrung der Zunge mit einem glühenden Eisen und zum Kerker auf Lebenszeit. Verquin verweigerte die Abschwörung. Er wurde zum Scheiterhaufen verurtheilt und erstand diese Strafe am 22. Apr. 1529. Er war erst 40 Jahre alt. Seine Standhaftigkeit verließ ihn auf seinem letzten Gange nicht einen Augenblick. Noch versuchte

er auf dem Richtplatze zum Volke zu reden. Er wurde aber nicht verstanden, weil man dafür gesorgt hatte, daß die Traubanten seine Stimme durch Geschrei erstickten.“\*)

Bei der Verfolgung der Waldenser in und um Merindol im J. 1545 „wurden nach glaubhaften Nachrichten zwei und zwanzig Ortschaften zerstört, dreitausend Menschen getödtet, und bei einer sogenannten Untersuchung auf Ketzerei, die man des Scheines wegen noch hinterher anstellte, um etwas in die Acten zu bekommen, wurden noch 666 junge Männer zu den Galeeren verurtheilt, andere mit großen Geldstrafen belegt und etliche auch freigesprochen. In dieser Untersuchung zeichnete sich ein Mönch durch eine neue Torturerfindung aus. Er ließ den Verhörten mit siedendem Talg gefüllte Stiefel anziehen und Sporen umschnallen und fragte sie dann mit Hohn, ob sie nicht zur Reise vortrefflich ausgerüstet seien.“\*\*)

„Den glaubensmuthigen Waldensern stehen würdig zur Seite die vierzehn Unglücklichen, die man im nächsten Jahre zu Meaux verbrannte. Dort hatten die nach Brignonets Abfall zusammengetretenen Reformfreunde sich enger unter einander verbunden und waren nach und nach fast zur förmlichen im Stillen bestehenden Gemeinde geworden. Nach dem Muster der von Calvin zu Straßburg gegründeten Französischen Kirche war ihr Gottesdienst eingerichtet. Ein Wollkämmer, Peter Leclerc, ungelehrt, aber auch unbescholten und in der Bibel bewandert, stand an der Spitze; in dem Hause eines gewissen Mangin versammelte man sich, sang, betete, predigte und verwaltete die Sacramente. Die Andächtigen, die aus der Stadt selbst und von den Dörfern auf fünf Stunden in der Runde zusammenkamen, beliefen sich manchmal auf 3—400 Personen, Männer und Frauen. So zahlreiche Versammlungen blieben auf die Länge nicht verborgen. Eines Tages, als grade 60 Personen zusammen waren, drang die Polizei ein und kündigte im Namen des Königes Verhaftung an. Keiner floh und keiner wehrte sich, obgleich Beides möglich war. Auf der Straße liefen andere Glieder der Gemeinde zusammen, Niemand aber dachte an gewaltsame Befreiung; man sah die gefesselten Freunde vorüberführen und sang mit lauter Stimme einen Psalm. Die Gefangenen wurden nach Paris gebracht und erhielten bald vom Parlamente das Urtheil, daß ihrer vierzehn lebendig verbrannt, die übrigen theils ausgeprügelt und in Klöstern eingesperrt oder des Landes verwiesen, theils mit gelinderer Strafe und mit Kirchenbuße belegt werden sollten. Nur fünf Weiber wurden ohne Strafe entlassen. Nach einem vergeblichen Versuche, sie in ihrem Glauben wankend zu machen, führte man die Verurtheilten nach Meaux zurück. Hier erlitten sie mit unerschütterlicher Standhaftigkeit noch eine außerordentliche Tortur und wurden dann auf vierzehn vor Mangin's Hause errichteten Holzstößen, Angesicht gegen Angesicht, einander ermunternd und Gott bis zum letzten Athemzuge preisend, verbrannt. Das Versammlungshaus wurde dem

Namentlich das von dem Verf. gepriesene „classische Werk“ von Felice, *histoire des protestants de France*, ist eine leichte oberflächliche und farblose Arbeit, deren Verf., wie es scheint, ziemlich auf rationalistischem Standpunkte steht, jedenfalls kein Reformirter von ächtem Schrot und Korn ist. Es wäre darauf angekommen, auf die älteren Quellen einer glaubenstreuen und glaubensmuthigen Zeit zurückzugehen.

\*) *Déraciner et extirper la damnable et insupportable secte luthérienne, qui est depuis quelque temps latitement entrée en ce royaume.*

\*\*) Th. 1. S. 112.

\*) Th. 1. S. 113. 4.

\*\*) Th. 1. S. 198.



Erdboden gleichgemacht. Am andern Tage bewies der Sorbonniste Picard in einer Predigt auf derselben Stätte unter einem goldenen Traghimmel, daß es zur ewigen Seligkeit nothwendig sey, an die höllische Verdammniß der vierzehn Verbrannten zu glauben. Und wenn ein Engel vom Himmel käme, sagte er, und wollte uns das Gegentheil versichern, so müßten wir es verwerfen; denn Gott würde nicht Gott seyn, wenn er sie nicht ewig verdamnte.

Dieser Brand geschah am 7. Oct. 1546. Dergleichen Hinrichtungen ließ das Pariser Parlament in demselben Jahre und im Anfange des folgenden noch mehrfach vornehmen und das von Toulouse und andere standen ihm mit Eifer zur Seite; die protestantische Chronik nennt Verurtheilte aus fast allen Gegenden Frankreichs. Viele der Unglücklichen brachten durch ihre Standhaftigkeit, durch ihre kühne Sprache Verlegenheit und Beschämung über ihre Richter. Muth, meine Brüder — rief unter Andern Franz d'Augh zu Toulouse mitten aus den Flammen des Scheiterhaufens heraus — Muth, ich sehe den Himmel offen und Gottes Sohn bereitet sich, mich zu empfangen. Johann Chapot zu Paris, angeklagt, mehrere Ballen Bücher von Genf in die Hauptstadt gebracht zu haben, sollte diejenigen nennen, an welche er Bücher abgesetzt habe. Er forderte drei berühmte Sorbonnisten zur Disputation heraus und begann, von zwei Männern aufrecht erhalten, weil ihm durch die Tortur die Glieder gebrochen waren, noch auf dem Richtplatze ein freimüthiges Glaubensbekenntniß abzulegen, dessen Beendigung man durch schnelles Erdrosseln abschnitt. Um solchen Scenen vorzubeugen, fing man am Ende an, den Verurtheilten vor dem Gange zur Richtstätte die Zungen auszuschnitten.“ \*)

Die Verfolgungen des 16ten Jahrhunderts gipfelten zuletzt in der Bartholomäusnacht. Lesen wir hier den Bericht über die Ermordung des Admirals Coligny, des edlen Repräsentanten seiner Kirche, so werden wir von dem Gefühle durchdrungen, daß hier sich nothwendig in großartiger Weise das Wort bewähren mußte: „Die Stimme deines Bruders Blut schreit zu mir von der Erde. Und nun verflucht seyst du auf der Erde, die ihr Maul hat aufgethan und deines Bruders Blut von deinen Händen empfangen.“ „Aufgestört durch das Getöse und sein Schicksal ahnend läßt sich der Admiral aus seinem Bette heben, heißt den Prediger Merlin ein Gebet sprechen und befiehlt seine Seele in die Hände des Erlösers. Indem stürzt ein Diener herein und ruft: Gnädiger Herr, Gott ruft uns zu sich, das Haus ist gestürmt und kein Widerstand möglich.“ „Ich bin längst zum Sterben bereit, erwiderte Coligny —, ihr aber rettet Euch, wenn es möglich ist; denn ihr vermöchtet doch nicht, mir das Leben zu sichern. Ich empfehle meine Seele der Barmherzigkeit Gottes.“ — — Besme, ein Diener des Herzogs von Guise und etliche Andere, sämmtlich in Panzern und mit bloßen Schwertern, dringen herein. „Bist du nicht der Admiral, fragt Besme, und hält die Spitze des Degens entgegen. Ja, antwortet Coligny ruhig

und gefaßt, aber, junger Mann, du solltest Achtung haben vor meinem Alter und meinem hilflosen Zustande. Doch — setze er dann hinzu — Du wirst freilich meinem Leben nichts abkürzen. Mit einem gottlosen Fluche führte Besme einen Stoß auf die Brust des Admirals. — — Unten im Hofe stand mittlerweile Guise mit seinem Gefolge, und als er die Streiche oben dröhnen hörte, rief er hinauf: Besme, bist Du fertig? Ja, antwortete jener. Der Ritter von Angoulême, versetzte Guise, will es nicht glauben, wenn er es nicht mit eignen Augen sieht; wirf den Mann zum Fenster heraus. Da warfen Besme und ein Anderer den Leichnam Coligny's in den Hof hinab. Guise bückte sich nieder, wischte dem Todten das Blut aus dem Gesichte und sprach: Ja, das ist er, ich kenne ihn. Hierauf gab er ihm einen Fußtritt ins Antlitz, verließ das Haus und rief den Seinigen zu: Muth, Soldaten! Nun haben wir einen glücklichen Anfang, jetzt vorwärts an die Andern, der König will es haben! Während er ferteilte, blieb ein Italiener zurück und schnitt Coligny's Kopf ab, der, wie erzählt wird, später dem König vorgezeigt und einbalsamirt auch nach Rom gesandt wurde. Der Pöbel bemeisterte sich bald des Leichnams, hieb ihm die Hände ab und schleifte ihn unter vielfachen andern Verstümmelungen drei Tage im Straßenkoth herum, bis man ihn endlich am Galgen von Montfaucon an den Beinen aufhängte.“ \*)

(Fortsetzung folgt.)

## Der Pastor und die Handwerksburschen.

(Schluß.)

Neben der Landstrafe steht nun aber als noch schlimmerer Aufenthaltsort der Handwerksburschen das Wirthshaus, die Herberge. Auf diese zielt unser Bülchlein ganz besonders hin. Die Herberge ist gradezu eine Macht geworden, unter deren Einfluß der gesammte Deutsche Handwerkerstand groß wird, denn sie beherrscht das Leben der Gesellen und also der künftigen Meister, ohne daß sie dabei in irgend einem andern Zusammenhang mit dem Handwerk der Stadt stünde als dem, daß sie ihm die arbeitssuchenden Gesellen zuführt. Welch' ein Cloak von Sündengräuel die also sich selbst überlassene Herberge geworden ist, mag in dem Bülchlein selbst nachgelesen werden. Vieles Böse kann die Obrigkeit beseitigen, z. B. das Zusammen schlafen Mehrerer in Einem Bett, das Branntweintrinken, insbesondere aber die schlechten Herbergsväter selbst, wenn auch letztere nicht mit einem Mal, durch Entziehung oder Verweigerung der Concession, durch Begünstigung der guten Herbergsväter, die dann, wenn sie die Obrigkeit hinter sich wissen, ohne Schwierigkeit ihrerseits selber viel Böses aus ihren Herbergen fern halten können. Es ist des Pastors Sache, hier die Obrigkeiten und Herbergsväter zum Guten anzuhalten und zu stärken. Die Einwirkung muß dieselbe seyn, wie die auf das Krugleben überhaupt, von welchem anderweit, auch in den früheren Jahrgängen dieser Blätter, bereits die Rede ist.

\*) Th. 1. S. 199—201.

\*) Th. 2. S. 453.



Es ist aber unzweifelhaft, daß die alten Herbergen, wie sie nun geworden sind, durch alle derartige Einwirkung nicht vollkommen zu wirklich guten Herbergen können umgeschaffen werden. Es bedarf vielmehr der Gründung durchaus neuer, nämlich christlicher Herbergen. Das Prädicat „christlich“ ist aber nicht so zu verstehen, als wenn in diesen Anstalten nur solche Handwerksburschen Aufnahme finden dürften, welche als gläubige Christen vermuthet werden können, wie z. B. in der Herberge des Evangelischen Vereins zu Berlin geschieht. Im Gegentheil sollen die neuen christlichen Herbergen wirklich, wie die alten, Wirthshäuser für alle wandernden Gesellen seyn, mögen dieselben gläubig oder ungläubig, empfohlen oder nicht empfohlen, Vereinsgenossen eines Jünglingsbundes oder nicht, evangelisch oder katholisch, Preußen oder Baiern, Schuster oder Schneider seyn. Darum müssen sie als Wirthshäuser gut seyn, damit sie die Concurrenz mit den alten Herbergen halten können. Es ist überhaupt ein elendes Ding, wenn das Christenthum ein Privilegium für allerlei Untüchtigkeit in irdischen Sachen seyn will; und schadet dem Reiche Gottes nichts mehr, als wenn die schlechtesten Beamten, Handwerker, Soldaten &c., und ebenso die schlechtesten Wirthshäuser — die christlichen sind. Es heißt auch hier: ein Christ muß Alles können. Christen müssen auch vortreffliche Gesellen-Herbergen begründen können. Was zu einer solchen erforderlich, ist in dem Büchlein auf höchst anschauliche Weise bis ins Detail angegeben, und möge von einem Jeden zuvor nachgelesen werden, der sich an der Gründung einer christlichen Herberge theilnehmen will.

Nächst dem ist erörtert, was nun dazu gehöre, damit ein solches gutes Wirthshaus auch ein christliches sey. Dies ist offenbar die schwierigste Frage, und an ihrer richtigen Lösung scheitern derartige Anstalten heutzutage noch allzuhäufig. Sie verfallen leicht in pietistische, bisweilen auch wohl schon in confessionalistische Engherzigkeit. Letztere freilich ist schon darum weit weniger sichtbar, weil die evangelischen Christen thatächlich gar nicht in den Fall kommen können, zu entscheiden, ob sie sich an katholischen Bestrebungen dieser Art theilnehmen wollen, oder nicht. Die Gesellen- und Herbergs-Angelegenheiten innerhalb der katholischen Confession schließen nämlich grundsätzlich jede evangelische Mitwirkung aus. Aber die pietistischen Anmuthungen dringen desto mehr auf die Herbergen und deren Einrichtung ein. Hier bewegt sich nun unser Verfasser, wie durchweg, mit rechter umsichtiger Nüchternheit und gesundem Tacte. Er weist durchweg von der Hand, was die Herberge in ein Befehrungs- oder Erbauungshaus verwandeln würde. Sie muß ein Wirthshaus bleiben. Daher „darf sie keine Einrichtungen haben, welche mit dem Wirthshauscharakter als solchem in Widerspruch stehen, oder die auf der Voraussetzung ruhen, daß die Einkommenden gläubige Christen seyen.“ Kein Zwang zur Theilnahme an Bibel- und Erbauungsstunden, an Morgen- und Abendandachten. Kein Verbot von an sich nicht un-

christlichen Gebräuchen, Sitten und Vergnügungen, wie gleichgültig und zum Theil widerlich sie manchen gläubigen Christen auch seyn mögen um ihrer Eigenthümlichkeit willen. Ein frühliches Lied, Scherz und muntere Unterhaltung, einen derben Handwerkspaß will der Verf. nicht allein zugelassen, sondern auch gefördert sehen; und er hat Recht damit, denn die Menschen sind keine Abstractionen, keine nach der Schablone gemachte und in ein Schema zu pressende Einerleiten, sondern Erdengeschöpfe von Fleisch und Blut in Arbeit und Erholung, in deren jedem Christus eine besondere Gestalt gewinnen will, so daß Er ihre besonderen Naturgaben, Volks- und Standes-Bestimmtheiten nicht wegrasirt, sondern läutert. Nil humani a me alienum puto. Ich habe es alles Macht. Nur muß ich zusehen, daß mich nichts gefangen nehme, und daß es nicht dem, was frommet, im Wege sey. Referent bekennet offen, daß er gegen junge Leute, die nicht lesen, scherzen und spielen mögen, einen starken Verdacht hegt, daß ihr Christenthum ein gemachtes und kein erlebtes, wenigstens ein noch sehr im Stande der Schwäche und des Anfangs befindliches sey.

Ebenso entschieden ist natürlich von der christlichen Herberge alles Widerchristliche fern zu halten, und zwar nicht bloß auf dem Wege des Evangeliums, sondern auch des Gesetzes, der Zucht, welche unter allen Umständen aufrecht zu erhalten. Alle Versuchungen, wie sie nach des Orts und der Zeit Gelegenheit grade besonders gefährlich werden können, sind zu entfernen. Kein Branntwein. Kein Spiel um Geld. Keine schmutzigen Lieder und Reden, Frechheit und Rohheit. Wer sich solcher Zucht nicht fügt, der geht in Güte, oder wird mit Gewalt entfernt. Abends zur bestimmten Stunde Schluß des Hauses. Wer dann nicht da ist, mag sehen, wo er die Nacht bleibt.

Offenbar muß endlich das Haus noch außerdem eine positiv-christliche Einwirkung auf die Gäste ausüben. „Das Haus hat als Haus ein christliches Leben“, also Morgen- und Abendandacht, gemeinschaftliches Mittagessen mit Tischgebet, Kirchenbesuch &c. Aber kein Zwang hierzu, nur Nöthigung. Es hängt hier Alles ab von dem Hausvater. „Was der Hausvater ist, wird auch die Herberge werden.“ Es ist ein außerordentlich schweres Amt, wie sich Jeder überzeugen wird, der die Seiten 68 seqq. des Büchleins liest. Es gehört dazu nicht bloß ein Christ, sondern ein erprobter, bewährter, geschulter Christ, dessen Herz ein Ackerboden mit alter Kraft und zugleich frischer Bedüngung und Bearbeitung ist. Aber nicht bloß ein alter Christ, sondern ein Wirth, ein rechter Wirth für Gesellen, mit natürlicher Begabung, Erlernung und Erfahrung, mit Kenntniß des Handwerkswesens und des Wanderlebens, und zugleich mit einer Ehefrau als Hausmutter, und zwar einer rechten ordentlichen, sparsamen, reinlichen &c. Solche Männer sind selten, und müssen express zu diesem Beruf herangebildet werden, wie es die Diakonissinnen werden, in eigens dazu gegründeten Anstalten; und das wird geschehen, so gewiß der Geist des Herrn jetzt allerwege auf dem Plan ist und ein Neues pflügt. Die Pastoren werden dann ihrer Noth ledig werden, wie überhaupt, wenn die Aemter in der Kirche erst wieder werden lebendig geworden seyn. Einweilen haben sie zu beten, daß der Herr solche Arbeiter in Seine Ernte sende, und nicht müde zu werden, daß sie selber rechte Arbeiter seyen, auch unter der zerstreuten Ernte der Handwerksburschen und auf dem wüsten Felde der Herbergen, wie es hier beschrieben ist.

F. S.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Samstag den 12. Juli.

N<sup>o</sup> 56.

## Aus der Zeit der Französischen Revolution.

(Fortsetzung.)

„Die Gesamtzahl der in ganz Frankreich durch die Bartholomäusgräuel Gefallenen wird sehr verschieden angegeben. Der gleichzeitige Papirius Masson, ein Katholik, berechnet sie auf 12,000 und darüber, La Popelinière auf 20,000, Thuanus auf 30,000, Sülly auf 70,000, der Bischof Perefixe, der später für den jungen Ludwig XIV. das Leben Heinrichs IV. schilderte, erhebt sie sogar auf 100,000, eine Summe, die sich allerdings auch schon in einer hugenottischen Darstellung, die zwei Jahre nach jenen blutigen Ereignissen erschien, angegeben findet.“

Blut kann nur durch Blut gesühnt werden, und am wenigsten kann diese Sühne ausbleiben, wenn das Blut unter dem Vorwande der Religion vergossen worden, wenn es nicht bloß unschuldiges Blut, wenn es das Blut der Heiligen ist, wenn es sich nicht um eine der Gegenwart fremd gewordene Sünde vergangener Generationen handelt, sondern wenn die böse Wurzel der Sünde in einer Gemeinschaft noch fortwährend vorhanden ist. Das letztere war in der Katholischen Kirche zur Zeit der Französischen Revolution unläugbar der Fall. Ja sie ist bis auf den heutigen Tag, und auch nachdem die vergeltenden Gerichte Gottes schon über sie ergangen, von dieser Sünde noch nicht gereinigt. Noch immer hegt und pflegt sie in sich das Bewußtseyn: ich bin's und keine mehr, noch immer wohnt ihr die Verfehlung der geistlichen Natur der Wahrheit ein, noch immer der Drang nach Vergewaltigung und was sie abhält, diesem Drange nachzugeben, ist meist nur eine sich den Umständen fügende Klugheit\*) oder der Mangel der äußeren Mittel.

Wir müssen auch im Interesse der Römisch-Katholischen diesen Gesichtspunkt hervorheben. Es ist von der größten Bedeutung für sie, daß sie endlich diesen schwarzen Flecken gewahr werden und daß sie gründlich ihn abwaschen. Es werden Zeiten kommen, welche dringend dazu auffordern, daß alle, welche noch den Namen Christi anrufen, zusammenhalten. Wenn aber die

\*) Es sind zuletzt nur Klugheitsgründe, auf welche Montalemberts dringende Abmahnungen vor Verfolgungen hinauslaufen. Er meint, bei dem Geiste der gegenwärtigen Zeit und bei der Kühnheit namentlich der Englischen Presse, welche gleich ein durch alle Welttheile wiederhallendes Geschrei erhebe, werde durch solche Verfolgungen der Kirche bei weitem mehr geschadet als genutzt.

Katholische Kirche sich nicht von ihrer Erbsünde gründlich bekehrt, wenn sie von Neuem anfängt, dieselbe zu hegen und zu pflegen, wozu sich schon jetzt in Oestreich wieder die Ansätze zeigen, so wird sie auf diese von Gott gebotene Verbündung nicht eingehen können und also eine schwere Schuld auf sich laden.

Aber wir werden bei diesem Gesichtspunkte nicht stehen bleiben dürfen. Neben den dunklen Schatten des Gerichtes bieten sich uns in der Französischen Revolution auch die leuchtenden Vorbilder christlicher Standhaftigkeit und Treue bis zum Tode dar. Wir haben keinen Grund, das Auge dagegen zu verschließen. Die Kirchen der Reformation sind dazu nicht durch einen engherzigen Kirchenbegriff verurtheilt. Sie haben den großen Vorzug, daß sie überall Christum da finden und freudig anerkennen können, wo er in der That vorhanden ist. Sie haben von Gott den Beruf empfangen, in dieser Beziehung den Katholiken vorzuleuchten, denen solche christliche Weitherzigkeit so unendlich erschwert wird. Ueberall nur das Schwarze zu sehen und das Strahlende zu schwärzen, steht „wahren Protestanten“ gar wenig an, und ist ein Uebertreten auf das Katholische Gebiet, dem die Entschuldigungen fehlen, die den Katholischen doch noch zu gute kommen. Mitten durch die Irrlehre hindurch und auch in den seltsamsten äußeren Vermummungen, auch in der Capucinerhutte schaut das durch die Liebe geschärfte evangelische Auge Christum und es ist dem evangelischen Herzen nicht eine Ueberwindung, es ist ihm eine herzliche Freude, sich zu ihm zu bekennen. O nein, o nein, o nein, mein Vaterland muß größer seyn, das ist eine Wahrheit, von der ein christliches Gemüth, von der der gläubige Lutheraner beim Blicke auf die Mannigfaltigkeit der christlichen Religionspartheien durchdrungen ist. Er sucht Christum so weit als Taufe und Abendmahl, als die zehn Gebote, der Glaube und das Vaterunser reichen, und wo er ihn findet, da jubelt sein Herz und seine Ehre wird fröhlich. Das ist kein Indifferentismus, wie er der vulgären Union zu Grunde liegt, dabei kann man halten, was man hat, und sich seine Krone nicht rauben lassen und der Dankbarkeit für die volle Offenbarung des Heiles nicht vergessen. Je tiefer die Ueberzeugung ist, daß man an dieser Theil gewonnen hat, und wie könnte diese Ueberzeugung uns wohl fehlen, wenn wir z. B. die Schriften von Scriver, namentlich seinen trefflichen Seelenschatz, mit dem Maasstabe der heiligen Schrift messen, wie müßten wir da nicht von der freudigen Gewißheit durchdrungen werden, daß unsere Kirche die eigentlich schriftgemäße



ist \*): desto unbefangener wird man sich überall den Eindrücken des Christlichen hingeben. Wenn die Katholische Kirche sich in Bezug auf die Evangelischen so geflissentlich dieser Eindrücke zu erwehren sucht, wenn sie jetzt überall die Gelegenheit vom Zaune reißt, gegen die Evangelischen zu polemisiren, wenn sie den Gegenatz in Gebieten zur Sprache bringt, wohin er zunächst gar nicht gehört, wie man das außer den historisch-politischen Blättern z. B. an den kürzlich erschienenen gesammelten Schriften von Reichensperger ersehen kann: so führt uns das auf eine innere Unsicherheit, darauf, daß die Katholische Kirche, wenigstens in Deutschland, überall von protestantischen Gedanken angefochten ist, deren sie sich mit Gewalt erwehren muß. Uns Evangelischen liegt es gar fern, in gleicher Weise überall die Katholischen im Auge zu haben. Leben wir in der Schrift, so ist eben damit auch eine unerschütterliche Ueberzeugung von der Wahrheit unseres Bekenntnisses gegeben.

Die Katholische Kirche erscheint in ihrer häßlichsten Gestalt, wenn sie siegt und unumschränkt herrscht, in ihrer schönsten, wenn sie unter dem Kreuze ist. Da werden ihre Irrlehren zurückgedrängt, die sie in den Zeiten des hellen Sonnenscheins hegt und pflegt. Da erhält das Christliche den Sieg über das Römische. Das Kreuz ist allen Kirchen gut, der Katholischen aber ganz besonders, weil eins ihrer Grundübel der Stolz, die Einbildung der eignen Vortrefflichkeit ist. Dies Unkraut ersticht in den Zeiten des Glückes den edlen Weizen. In den Zeiten der Trübsal werden Glaube, Liebe und Hoffnung entzesselt.

Wir treten jetzt der im Eingange bezeichneten Schrift näher und wollen ihren wesentlichen Inhalt mittheilen.

Peter Cornibert, mit seinem Klosteramen Pater Gregoire, wurde geboren zu S. Loup, einem Flecken in der Diöcese von

\*) Das hindert aber nicht, daß wir uns außerhalb des Gebietes der Lehre in manchen Beziehungen vor der Katholischen beugen und von ihr zu lernen suchen müssen. Wenn wir z. B. in der Schrift: „Ueber das Handwerksburschen- und Herbergswesen in Deutschland, nebst Bericht über die christliche Herberge zum Gartenhause in Sondershausen von E. Boche, Vorsteher jener christlichen Herberge“, Nordhausen 1856, S. 28, lesen: „Nicht zu läugnen ist, daß die Katholiken (unter den Handwerksburschen) viel frommer als die Evangelischen sind, auch häufig Gebets- und Andachtsbücher mit sich führen und am meisten während ihrer Wanderzeit die Kirche besuchen“, so muß das zu ernstem Nachdenken veranlassen. Unsere Kirche muß noch viel mehr lernen, Allen Alles zu werden, und auch diejenigen äußerlich in Verbindung mit sich zu erhalten, die mit dem innersten Herzen ihr nicht zugethan sind. Darin läßt sich von der Katholischen Kirche viel lernen und darauf sollten unsere jungen Theologen bei der Reise in Katholische Gegenden recht ihr Augenmerk richten. Die Kirche hat nicht bloß die Mission zur Wiebergeburt zu führen, sie hat auch den Beruf, allgemeine Gottesfurcht zu wecken und muß sich oft gar tief herablassen, um diesen Beruf zu erfüllen. Die Katholische Kirche hat dies oft auf Kosten ihrer Reinheit gethan, die unsere hat oft darin gefehlt, daß sie es ganz unterlassen. Jetzt aber keimt bei uns gar manches, was zu guten Hoffnungen für die Zukunft berechtigt.

Besangon, aus einer Familie niederen Standes, aber herzlichster Frömmigkeit. Seinen Eltern lag nichts mehr am Herzen, als ihn von früher Jugend an zur Gottesfurcht zu erziehen. Sie bestimmten ihn dem geistlichen Stande und unterwarfen sich mit Freuden großen Entbehrungen, um ihn mit dem Nothwendigen zu versehen. Er zeichnete sich auf der Schule nicht nur durch seinen Fleiß aus, sondern noch mehr durch die Regelmäßigkeit, mit der er jeden Monat das heilige Sacrament nahm, täglich den Gottesdienst besuchte, die Inbrunst, mit der er jeden Tag vor dem Altare sich niederwarf. Mehrere seiner alten Mitschüler gaben ihm folgendes Zeugniß: „Er hatte einen Schauer vor dem Schwören, der Lüge und besonders vor freien Reden, und sobald uns dergleichen in seiner Gegenwart entfuhr, erröthete er, schlug die Augen nieder und wandte uns den Rücken zu, ohne ein einziges Wort zu sagen; zuweilen jedoch erlaubte er sich, uns kleine Vorhaltungen zu machen, aber immer mit Sanftmuth und ohne Bitterkeit. Eines Tages schlugen wir ihm vor, mit uns zu kommen, um in fremden Gärten Obst zu naschen. Er begleitete uns eine Strecke, um uns davon abzubringen. Dann, da wir eben eintreten wollten, verließ er uns plötzlich. Wir erwarteten, daß er uns dem Rector oder den Eigenthümern anzeigen würde, und da wir davon nichts erfuhren, dankten wir ihm für sein Schweigen. Die Anklage, antwortete er, gehört vor euren Beichtvater. Er wird euch besser wie ich sagen, daß ihr es nicht wieder thun dürft und Ersatz leisten müßt.“

Ein gottloser Mensch, erzählt der Biograph ferner, gab ihm einst im Geheimen und unter dem Vorwande, seinen Styl und seinen Geschmac für die Lectüre zu bilden, eins von diesen neuen Büchern, die unglücklich Weise jetzt so verbreitet sind, indem er ihn verpflichtete, es zu lesen und ihn versicherte, daß er damit zufrieden seyn würde. Kaum aber hatte er das Buch geöffnet, so bemerkte er die Gefahr. Sogleich ging er zu seinem Beichtvater und übergab ihm das Buch und der Gottlose mußte es sich von dort wiederholen.

„Der einzige Zweck, den er in seinen Studien vor Augen hatte, und der einzige Ehrgeiz, den er in Gegenwart seiner Mitschüler verrieth, war der Wunsch, eines Tages in irgend ein Ordenshaus aufgenommen zu werden, wo er, frei von den Sorgen der Welt, sich Gott hingeben könnte in der ganzen Aufrichtigkeit seiner Seele. Alle Tage erbat er diese Gnade von dem Herrn, und erwartend, daß es dem Himmel gefiele, ihm seine Kathschlüssel zu entdecken, bestrebte er sich, seine Beschüzung zu verdienen durch eine große Reinheit des Herzens, durch ein anhaltendes Studium, durch ein exemplarisches Betragen.“

Nicht bloß die letzten Worte machen uns fühlbar, daß wir aus einer Katholischen Quelle schöpfen. Auch alles Uebrige trägt eine Katholische Färbung. Es ist den Katholischen Biographen im Unterschiede von den Evangelischen eigenthümlich, daß sie ihre Helden als vollendete Tugendmuster darstellen, wobei sie neben dem der Katholischen Kirche eignen Mangel an tieferer Erkenntniß der menschlichen Sündhaftigkeit nicht selten auch von



dem (auch in dieser Schrift hervortretenden) Streben geleitet werden, dahin zu wirken, daß die Kirche mit einem neuen Heiligen bereichert werde. Die Katholischen Biographien sind mit wenigen Ausnahmen eine factische Verlängnung des Ausspruches: „das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von seiner Jugend an.“ Das Wort: „ihr, die ihr böse seyd“, was der Mund der Wahrheit selbst zu uns gesprochen, wird dadurch in den Schatten gestellt. Dabei verwickeln sich die Biographen in einen seltsamen Widerspruch. Unter den Tugenden, die sie ihren Helden beilegen, nimmt die Demuth eine sehr bedeutende Stelle ein. Es gehört bei den Heiligen zum guten Tone, nichts von sich zu halten, mit tiefer Zerknirschung von der Größe ihrer Sünden zu reden. Für solche Selbstanlagen fehlt nach der Darstellung der Biographen jeder thatächliche Grund. Wer in des Augustinus Confessionen liest und unmittelbar nachher in einer solchen Katholischen Biographie, der bekommt recht den Eindruck, daß der Kirchenvater, wenn auch in manchem minder Wesentlichen der Katholischen, doch seinem innersten Wesen nach der Evangelischen Kirche angehört.

Als die Zeit der Entscheidung über seinen Beruf gekommen war, wählte Cornibert den ärmsten Orden der Kirche und seine Eltern, die darin den Willen Gottes zu erblicken glaubten, billigten seine Wahl. Er reiste nach S. Claude, einer bischöflichen Stadt am andern Ende der Franche Comté und bewarb sich um die Aufnahme unter die Capuciner in dieser Stadt. Sein Verlangen wurde gewährt.

Nachdem er die Priesterweihe erhalten, begab er sich auf den Wunsch seiner Familie an seinen Geburtsort, um dort die erste Messe zu lesen. „Er erbaute dort alle an den heiligen Altären durch seine Frömmigkeit und hielt nachher eine Predigt über die Pflichten der Kinder gegen ihre Väter und Mütter.“

Was er in dieser Predigt gelehrt, fand er Gelegenheit durch die That zu bewähren. Sein Vater, ein Schmidt, hatte in Folge von Brandwunden, die zu fließenden Geschwüren geworden waren, sein Handwerk aufgeben müssen und war in große Dürftigkeit gerathen. Er hatte keins seiner Kinder bei sich, um seine Wunden zu verbinden und sonst für ihn zu sorgen. Deshalb hatte er geglaubt, zu einer zweiten Ehe schreiten zu müssen. In diesem Zustande fand P. Gregoire seinen Vater. Seine Wunden, seine Armuth, seine neue Heirath stießen ihn nicht zurück. Er zeigte sich in jeder Beziehung gegen ihn als einen zärtlichen Sohn. Täglich half er ihm beim An- und Auskleiden; zweimal untersuchte er seine Wunden; er gab ihm den Arm, wenn er zur Messe ging. Ungeachtet der Einladungen seiner Verwandten und Freunde, aß er alle Tage einmal mit dem Greise. Ebenso rücksichtsvoll behandelte er seine Stiefmutter. Er bezeugte ihr seine Dankbarkeit dafür, daß sie noch jung einen unbekannten, kranken, armen Greis geheirathet habe. Gott allein könne sie belohnen für ihre Zuneigung und Sorge. Seine Pflicht sey es, Ihn darum zu bitten.

Es dauerte nicht lange, so sprach die Nationalversammlung die Unterdrückung der Mönchsgelübde und die Auflösung der Klöster aus. Alle Thüren des Klosters der Capuciner zu St. Claude wurden versiegelt und die Mönche verjagt. Während viele Mönche sich freuten, daß ihre Banden gelöst waren, wurde Cornibert nur noch begeisterter für seinen aus innerer Neigung erwählten Stand. Da er das gemeinsame Leben in dem Hause nicht mehr fortsetzen konnte, welches man ihn zu räumen zwang, — es scheint, daß Cornibert der Einzige unter den Mönchen dieses Klosters war, welcher sich der Revolution widersetzte — so schloß er sich auf den Rath seiner Vorgesetzten den ihrem Berufe tren gebliebenen Mönchen des Klosters von Besoul an. Von dort aus machte er Excursionen in die Umgegend, „um das Volk zu sichern gegen die Gefahren des Schismas, ihm die Anhänglichkeit an die Katholische Religion zu predigen, die Treue gegen die legitimen Hirten, die Geduld und Sanftmuth inmitten der Leiden und Angriffe, die Standhaftigkeit inmitten der Verfolgungen, nach dem Beispiele der ersten Gläubigen, die sich glücklich schätzten, wenn sie würdig gehalten wurden, etwas für die Ehre Gottes zu leiden.“

Erstaunt über die Fortschritte, welche die neuen Grundsätze bereits gemacht hatten, selbst unter den Landleuten, und über den Widerstand, der ihm vielfach entgegentrat, befürchtete er, daß auch seine Heimath von der Ansteckung nicht frei geblieben seyn möchte und beschloß eine Reise nach S. Loup zu machen. Nachdem er sich genau nach den Gesinnungen aller aus S. Loup und der Nachbarschaft gebürtigen Mönche erkundigt hatte\*), sprach er: „Es gibt unter der Zahl derjenigen, welche verloren gehen wollen, Viele, über die ich nichts vermag, weder mündlich noch schriftlich; sie halten sich für zu gebildet, um einen armen Capuciner wie mich zu hören. An andere will ich schreiben, aber das Beste, was man thun kann, ist, zu beten, zu fasten, gutes Beispiel zu geben.“

Er besuchte seine Verwandten, seine Freunde, seine Bekannten und alle, auf die er einen Einfluß hatte, um sie gegen die Versuchungen zum Abfall zu stärken. Dann kehrte er zu seinem Kloster in Besoul zurück. Bald traten auch dort schwierige Verhältnisse ein. Man ernannte in dieser Stadt einen „constitutionellen Bischof für das Departement der oberen Saone“ und der Canonicus und Pfarrer Flavigny hatte kein Bedenken getragen, diese im Widerstreite mit den Satzungen der Kirche errichtete Stelle anzunehmen. Er wurde mit militärischer Gewalt in den Besitz der bischöflichen Kirche eingesetzt, und hielt dort eine Rede, in der er sein Verhalten zu vertheidigen suchte. Cornibert aber trat ihm mit Eifer entgegen. „Er entdeckte dem Volke die Sophismen des neuen Bischofes. Die enttäuschten

\*) „Die Zahl der Mönche und der andern Priester aus S. Loup und der Nachbarschaft, welche sich in die neuen Irrthümer eingelassen haben, ist in Wahrheit nur zu beträchtlich“, sagt der Verf. in einer Ann.



Gläubigen bekannnt aufrichtig ihren Irrthum und jeden Tag hatte Flavigny den Schmerz, die Zahl seiner Anhänger sich vermindern zu sehen.“

Der constitutionelle Bischof, erbittert durch solchen Widerstand, wurde dadurch noch weiter getrieben. Er setzte zunächst auf dem Lande alle Priester ab, die, ihrem Eide treu, sich geweigert hatten, ihn als ihren Bischof anzuerkennen, und sandte an ihre Stelle Priester, die sich seiner Partei verkauft hatten und deren Treue er sich dadurch versicherte, daß er sie den Eid auf die sogenannte bürgerliche Constitution der Geistlichkeit schwören ließ. Auch für die Pfarrei S. Loup wurde ein solcher constitutioneller Verweser ernannt, und P. Gregoire vernahm, daß derjenige, welcher den rechtmäßigen Pastor vertreiben sollte, ein abtrünniger Priester seines Ordens war. Sogleich eilte er in seine Heimath und wirkte dort mit einem Feuereifer dem Eindringling entgegen. „Ihr meint — sprach er — daß man nur gegen den Clerus angeht, gegen die Priester, die ihr Aristocraten nennt. Nein, Gott selbst ist es, gegen den man angeht, aus Haß gegen Gott thut man das Alles; die Idee Gottes ist zu beunruhigend für die Bösen.“ „Zwei Arten von Personen — fügte er hinzu — geben sich diesen traurigen Neuerungen hin: die Armen in der Hoffnung, bei der allgemeinen Umwälzung aus dem Schaden ihres Nächsten Vortheil zu ziehen; und die Reichen aus Furcht, ihre Reichthümer zu verlieren, mit denen sie Abgötterei treiben. Höret nicht auf ihre Reden, sie haben ihren Trost auf der Erde und fürchten ihn zu verlieren. Ihr aber, die ihr hienieden unglücklich seyd, meint nicht, daß die Revolution euren Elende abhelfen werde. Was wird euch dann bleiben, wenn ihr eure heilige Religion verliert, euer einziges Gut und euren einzigen Trost.“

„Obgleich der rechtmäßige Pfarrer, sein Vicar und die anderen treuen Priester der Pfarrei ohne öffentliche Functionen waren, wollte doch P. Gregoire bei ihnen bleiben, um sie zu trösten und in ihren geheimen Arbeiten zu unterstützen. Aber bald mußte er sich von ihnen trennen. Der Eindringling, unterrichtet von seinem Eifer und seinen Erfolgen, richtete es so ein, daß er ihm eines Tages in der Sacristei begegnete, da er sich eben anzog, um die Messe zu lesen. Wie darfst du es wagen, sprach er zu ihm in anmaßendem Tone, zu kommen in einer ärgerlichen und geächteten Kleidung, um die Messe in meiner Pfarrei zu lesen, ohne meine Erlaubniß, und noch dazu meine Gemeinde zu fanatisiren. Ich verbiete dir jede Verrichtung von Seiten Flavigny's und des Districtes. Ich frage Sie nicht, antwortete mit Sanftmuth der demüthige Mönch, warum Sie ihr Kleid und ihren Stand verlassen haben, aber mit welchem Rechte werfen Sie mir meine Treue gegen die Pflichten vor, welche die Religion geheiligt hat? Ich erkenne hier keinen

andern Pfarrer an, als den, welchen Sie durch eine gottlose Usurpation abgesetzt haben; die Auctoritäten aber, womit sie mich bedrohen, sind unberechtigt für die geistlichen Angelegenheiten.“

Der nun über ihn losbrechenden thätlichen Verfolgung des Pfarrers entzog sich P. Gregoire durch eilige Flucht in sein Kloster. Von dort aus machte er Excursionen nach allen Seiten. Bald aber hob zur Strafe für seinen Eifer der Bischof das Kloster auf. Es blieb nun in der ganzen Provinz nur noch ein einziges Kloster dieses Ordens, das zu Gray. Dorthin begab sich Gregoire. Aber er konnte sein Ziel nur mit großen Gefahren erreichen, mitten durch die Finsternisse der Nacht und durch dichte Wälder. Selbst das Landvolk war durch die Jacobiner so aufgehetzt, daß er sich mit seinem Gewande und Barte nicht öffentlich sehen lassen durfte.

Raum war er in diesem Kloster angelangt, als der Eid der Gleichheit und der Freiheit beschloffen wurde. Die Capuciner von Gray fragten, da sie aufgefördert wurden, diesen Eid zu leisten, was man darunter verstehe. „Anerkennung alles dessen, antwortete die Municipalität, was geschehen ist und geschehen wird. Dann, antworteten die Mönche, können wir nicht unterschreiben und ihre Gemeinschaft wurde aufgelöst.“

P. Gregoire legte nun sein Ordenskleid ab. „Einige Monate zuvor hatten Decrete der Aechtung den Gemeinden ihre Hirten genommen. Diese waren genöthigt worden, in fremde Länder zu fliehen. Mehr als 40,000 Priester waren also ihrer Güter beraubt und aus ihrem Vaterlande vertrieben worden. Alle, die man zurückgeblieben antraf oder nach Frankreich zurückgeführt, waren entweder in Kerker begraben, um, wie man sagte, nach dem Französischen Guyana geführt zu werden\*), oder dem Tode übergeben, so daß also die Pfarren entweder ganz unbesezt oder Eindringlingen übergeben waren. Bei dieser allgemeinen Verlassenheit fühlte P. Gregoire sich gedrungen, sich der armen Leute anzunehmen. Er wollte mitten unter diesen verlassenen Schafen bleiben und war entschlossen, für ihr Heil sein Leben zu opfern.“

(Schluß folgt.)

\*) „Man zog es aber vor, die Priester vor Hunger, Kälte, Elend und durch ansteckende Krankheiten in den verpesteten Räumen der Schiffe sterben zu lassen, welche sie deportiren sollten, aber die den Befehl hatten, die Kade nicht zu verlassen. Von 760 eingeschifften Priestern kamen 537 in 10 Monaten um. Achtzig, die nach Nantes geführt worden, wurden einfach ertränkt.“ (An den Namen Nantes knüpft sich die Erinnerung an eine schwere Verschuldung der Katholischen Kirche!)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Mittwoch den 16. Juli.

N<sup>o</sup> 57.

## Aus der Zeit der Französischen Revolution.

(Schluß.)

P. Gregoire nahm seine Wohnung in einer treu gebliebenen Pfarrei, zu Vellefrie, und machte von dort Ausflüge in die ganze Umgegend. „Auch in den Zeiten des größten Schreckens und unter der Tyrannei Robespierres wurde seine Wirksamkeit nicht unterbrochen. Da er fast der einzige Priester war, der damals wagte, sich zu zeigen, so mußte er oft die Sacramente fünf bis sechs Stunden von seinem Wohnorte tragen.“ Manche Verirrte wurden durch seinen Dienst zurückgeführt. Einer von diesen sagte nach seinem Tode: Ich glaube gern den Zeugen, welche sich erwürgen lassen. Die Tage reichten oft nicht hin, um dem Verlangen der Andächtigen zu genügen, die von allen Seiten zu ihm zusammenströmten; oft konnte er nicht einmal einige Stunden Ruhe gewinnen. Diese Anstrengung und seine beständigen Nachtwachen hatten ihn so früh alt gemacht, daß bei seinem Tode, obgleich er nur 35 Jahre zählte, sein Haar schon zum Theil gebleicht war.

Das Feuer der Verfolgung ließ nach dem Tode Robespierres etwas nach. Dadurch sicher gemacht, wollte Gregoire einen Freund in einem Dorfe Villedieu besuchen, „wo man auf mehr wie zweihundert Haushaltungen kaum zwölf Katholische zählte.“ Alle anderen waren der Revolution und ihrer Gottlosigkeit zugethan. Man machte ihm Vorstellungen, aber er hörte nicht darauf, „sondern er folgte, ohne es zu wissen, den unergründlichen Beschlüssen der göttlichen Vorsehung, die ihn dahin rief, als an den Ort, den sie zum Ziele seiner Arbeiten bestimmt hatte.“

Er richtete es so ein, daß er Abends ankam, aber dennoch wurde er bemerkt. Ein gewisser Gityot, Schullehrer der Pfarrei, sah ihn vorbeigehen, erkannte ihn und folgte seinen Schritten bis zu dem Hause, wo er einkehren wollte. Sogleich lief er zu dem Gemeindebeamten und zeigte ihm die Sache an.\*). Dieser

\*) „Die Strafe für seine Bosheit folgte bald. Wenige Tage nachher erhielt Gityot die Nachricht, daß die Schulstelle zu Baurvillers vacant sey, machte sich auf den Weg, darum anzuhalten, erhielt sie und begab sich zurück, um seine Müßeln zu holen. Unterweges zwang ihn eine heftige, mit stechenden Schmerzen verbundene Colik in einem Dorfe einzukehren, wo er Bekannte hatte. Man leistete ihm jede Hilfe, aber vergebens; die Gefahr nahm zu, man rief den Einbring-

war in politischer und kirchlicher Hinsicht ihm gleichgesinnt. Er verhaftete Gregoire sofort und ließ ihn nach Besoul abführen. Von seinen Begleitern hatte er unterwegs schwer zu leiden. Alle persönlichen Beschimpfungen trug er mit seiner gewöhnlichen Geduld. Aber was mich am meisten betrübt hat, sagte er zu Jemanden, war, daß ich die Gotteslästerungen dieser Leute anhören mußte. Es wird eines großen Wunders der Gnade bedürfen, um sie zu bekehren, sie und ihre Pfarreien.“

In Besoul wurde er gefragt, ob er den Eid der Freiheit und Gleichheit geleistet. Er antwortete nein. Warum er denn gegen das Gesetz in Frankreich geblieben? Er antwortete, er habe nicht geglaubt, dies Gesetz höher stellen zu dürfen, als das Gesetz Gottes und die Verpflichtung, die ihm sein Beruf auferlegte.

Man führte ihn ins Gefängniß, wo er schon vier Priester vorfand. Die Richter kamen in nicht geringe Verlegenheit. Sie waren menschlich denkende Männer und hätten dem Gefangenen gern durchgeholfen. Aber ein Gesetz sprach Todesstrafe aus gegen jeden Priester, der den Eid der Freiheit und Gleichheit verweigert und dennoch im Lande geblieben war; ein anderes Gesetz verurtheilte zu zwei Jahren Gefängniß die Richter, welche es wagen würden, milder zu seyn als dies Gesetz. Sie glaubten einen Ausweg entdeckt zu haben. Sie ließen unter der Hand dem P. Gregoire durch den Verteidiger, den sie ihm gesetzt hatten, den Rath geben, er solle erklären, den Eid der Freiheit und Gleichheit geleistet zu haben. Natürlich sträubte sich Gregoire Anfangs dagegen. Er erklärte, er wolle lieber sterben, als sein Leben durch eine elende Lüge erhalten. Aber der Advokat bot alle seine Künste auf. Es handle sich nicht um eine Lüge, denn Lügen sey trügeln, die Richter aber wissen, wie sich die Sache verhalte. Er schilderte ihm mit lebhaften Farben die grausame Verlegenheit, in welche er die Richter durch seine Weigerung stürzen würde, und die Gefahr einer Hinrichtung, welche gar leicht den Blutdurst des Volkes wieder entzünden könne. Gregoire wurde weich und gab nach. Die natürliche Todes-

ling.... Da er ihn erblickte, gerieth der Todtranke in Wuth, überhäufte ihn mit Vorwürfen, wollte die Sacramente nicht aus seinen schismatischen Händen empfangen und unter schrecklichem Geschrei, Flüchen und Lästerungen starb er, indem er sagte, daß die Hölle ihm ihre Pforten öffnete und daß die Teufel ihn dorthin schleppten, zur ewigen Bestrafung seines Verbrechens gegen P. Gregoire.“



furcht mußte sich hinter edlen Motiven zu verbergen, die unsere Quelle natürlich gern als die allein wirkamen darstellen möchte. Gregoire würde sicher die Schlinge sogleich erkannt haben, wenn ihm der Fall als ein fremder vorgelegt wäre. Ist dies, so muß das Bestimmende in ihm das Selbstische gewesen seyn, das es freilich trefflich versteht, sich zu verhüllen.

Gottes Leitung ist hier unverkennbar, die Leitung desselben Gottes, der Jakob auf die Hüfte schlug, damit er sich seines Sieges nicht überhebe, der Petrum fallen ließ, damit er, an der eignen Stärke gründlich verzweifeln, zu der rechten Stärke in Gott gelange. Die rechten Märtyrer sind, die gebeugten Hauptes, als arme Sünder aber mit einem in Gott getrösteten Herzen zum Schaffot gehen. Solche Gnade wollte Gott seinem armen Knechte bereiten, der ihrer um so mehr bedurfte, weil er einer mit viel Pharisäismus behafteten Kirche angehörte. Er überließ ihn der Schwäche seiner Natur und bewährte dann erst an ihm seine Kraft, die in den Schwachen mächtig ist.

Am folgenden Tage gab er vor dem Tribunal die Antworten, die ihm sein Advokat vorgeschrieben hatte, und machte wenigstens die Zuhörer glauben, daß er den Eid der Freiheit und Gleichheit geleistet und daß der von ihm verweigerte Eid der bürgerlichen Constitution des Clerus gewesen. \*) Die Richter waren damit sehr zufrieden, der öffentliche Ankläger aber, der, ohne es zu wissen und zu wollen, Gottes Rathschlägen dienen mußte, theilte nicht ihre Mäßigung. Er bezeichnete die Aussagen des P. Gregoire als Lügen, und ihn selbst als einen Fanatiker, Aufrührer, Feind der Republik, gestand ihm nur 24 Stunden zu, um den Beweis für seine Eidesleistung zu führen und ließ ihn zur Einzelhaft bringen. Nur mit seinem Bertheidiger sollte er sich besprechen dürfen und auch mit diesem erst eine Stunde vor dem Verhör.

In der Einsamkeit und Finsterniß dieses traurigen Aufenthaltes kam Gregoire zur Erkenntniß seines Falles und wurde von dem tiefsten Schmerze ergriffen. Nachdem er die Nacht schlaflos zugebracht hatte und beschäftigt mit der Vorbereitung auf seinen Widerruf, erhielt er am frühen Morgen ein Billet von einem befreundeten Missionar, welches nichts weiter enthielt, als die Worte: Eleazar hat nicht gethan, wie Du. Dadurch wurde er in seinem Entschlusse bestärkt. Vergebens bot am Morgen der Advokat Alles auf, ihn darin zu erschüttern. „Ich habe geübertet dies arme Volk — sprach er —, es wird gedacht haben, entweder, daß ich es früher getäuscht habe, wenn ich

\*) Er hatte sogar seinem Advocaten ein Blanquet gegeben, was dieser mit der Eidesformel ausfüllen ließ. „Aber die Vorsehung erlaubt nicht, daß man von dieser Schwachheit des eingeschüchterten Mönches Gebrauch machen konnte. Der Stempel des Papiers war von demselben Jahre, und da er von dem vorhergehenden Jahre seyn mußte, war man genöthigt, in seine Gemeinde zurückzusenden, um eine andere Ausfertigung der Formel des geleisteten Eides zu verlangen, die man ihn von Neuem unterzeichnen lassen wollte. Doch da war die Zeit der Schwachheit schon vorüber.“

ihm sagte, daß ich diesen Eid nicht geleistet, oder daß ich gestern unverschämte gelogen, indem ich in Gegenwart der Richter versicherte, ihn geleistet zu haben. Aber bald soll es enttäuscht werden; ich werde ihm öffentlich meinen Fehler gestehen, ich werde ihn mit meinem Blute abwaschen und Gott wird mir, hoffe ich, ihn vergeben.“

Vor dem Gerichtshofe bat Gregoire gleich um das Wort und erklärte, daß er nie den Eid geleistet, daß er es am vorigen Tage nur vorgegeben, um seine Richter vor Blutschuld zu bewahren. Die Richter sahen sich erstaunt und verlegen einander an. Der Advokat aber hatte ein neues Mittel ausgedacht. Er behauptete, daß Gregoire den Verstand verloren und deshalb nicht zurechnungsfähig sey. Was er eben gesprochen, könne nur das Erzeugniß einer erhigten Einbildungskraft, eines exaltirten, desorganisirten Gehirnes seyn. Gregoire aber protestirte lebhaft und der öffentliche Ankläger ließ den Advokaten nicht von Neuem zu Worte kommen, sondern erklärte, es sey vergeblich, wenn man es versuche, diesen Menschen für einen Narren auszugeben, um einen fanatischen Priester der öffentlichen Rache zu entziehen, welcher die strengste Ahndung der Geseze verdiene. Er machte dann einen heftigen Ausfall gegen die unbeerdigten Priester, denen er nach seiner Gewohnheit alle Uebel der Republik zuschrieb und schloß mit einem Antrag auf die Strafe des Todes.

Die Furcht erstickte die Regungen des Gewissens bei den Richtern. Sie erkannten auf die Todesstrafe. \*) Der Präsident kündigte ihm mit verlegenem Gesichte und unsicherer Stimme sein Urtheil an. Weil Sie, sagte er, immer ein solches Verlangen gehabt haben, Ihr Blut für die Religion zu opfern, so sollen Sie diesen Trost haben. Das Gesetz spricht die Todesstrafe gegen Sie aus. \*\*) Gregoire kniete nieder, da man ihm das Urtheil vorlas, als gälte es eine Gnade zu empfangen. „Bürger Richter, rief er, Sie verschaffen mir das Glück, nach dem ich so lange geseufzt habe. Wenn es sich einem Verurtheilten ziemte, seinen Richtern den Kuß des Friedens darzubieten,

\*) „Ein Protestant, Richter desselben Tribunales, der aber augenblicklich nicht in Function war, versicherte, wenn er sich unter der Zahl der fünf Richter befunden hätte, so würde er lieber seinen Abschied genommen, als für die Todesstrafe gestimmt haben. Die Richter des verflossenen Jahres selbst, welche als Terroristen abgesetzt waren, warfen den gegenwärtigen Richtern die Grausamkeit ihres Urtheils vor. Siehe da, ihr Herren von der gemäßigten Partei, sagten sie, man hat uns angeklagt als Anhänger Robespierres; dennoch aber hat man zu unserer Zeit niemals das Blut eines Priesters fließen sehen, obgleich wir mehrere zu richten gehabt haben.“

\*\*) „Die Frau eines der Richter sagte zu einer Freundin: Ach Gott, ich zittere für meine Kinder. Denn man sagt, daß das unschuldige Blut auf diejenigen fällt, die es vergossen, bis zum fünften Geschlechte. Die Frau eines andern Richters sagte in einer Gesellschaft: Mein Mann wird jede Nacht aus dem Schlafe aufgeschreckt, und wenn ich ihn frage, was es gibt, so antwortet er, daß er immer diesen armen Capuciner vor Augen sieht.“



so würde ich Sie auf den Knien bitten, dies Pfand der christlichen Liebe von mir anzunehmen, welche meine Religion mir sogar gegen meine Feinde gebietet.“ Dann wandte er sich zu dem Volke und bat es um Verzeihung wegen des Aergernisses, das er ihm gegeben. Darauf wurde er unter allgemeinem Weinen in das Gefängniß zurückgeführt. Der Kerkermeister führte ihn dort in die Stube, in der seine vier Amtsbrüder waren. Ich bin glücklicher als Sie, sprach er zu ihnen, ich werde innerhalb 24 Stunden für unsere heilige Religion sterben. Dann aß er mit ihnen zu Mittag. „Während der Mahlzeit war er ebenso munter wie gewöhnlich, unterhielt sich mit seinen Mitbrüdern über seinen nahen Tod, als handelte es sich um eine Freilassung, sprach mit ihnen von der Eitelkeit der Dinge dieser Welt und von der Anhänglichkeit an das Leben, von der Ungewißheit des Todes und von der Nothwendigkeit, immer darauf vorbereitet zu seyn. Bin ich nicht glücklich, sprach er, daß ich vier Priester habe, mir in meinen letzten Augenblicken beizustehen. Wäre ich in meinem Bette gestorben, so würde ich vielleicht nicht einen Einzigen haben. Nachher warf er sich in einem Winkel des Zimmers auf die Kniee und dankte in tiefer Beugung Gott für die Gnade, daß er sein Aergerniß noch wieder habe gut machen können und daß er es durch sein Blut abwaschen dürfe. Eine halbe Stunde lag er also am Boden, ganz in sich versenkt und in der tiefsten Andacht. Er lag noch auf den Knien, als die Magd des Gerichtsdienersweinend die Nachricht brachte, daß die Hinrichtung noch am selben Tage stattfinden werde. „Es scheint mir, sprach er zu seinen Brüdern, daß man mich wie einen Menschen ansehen kann, der im Sterben liegt. Lassen sie uns zusammen die Gebete für die Sterbenden sprechen.“

Der Scharfrichter war weit weniger bereit, die Hinrichtung zu übernehmen, als der Mönch, sich ihr zu unterwerfen. Er hatte fliehen wollen, aber man hatte Verdacht geschöpft und ließ ihn im Auge behalten. Er hatte eine bedeutende Summe geboten, wenn man den Scharfrichter aus Besançon kommen lassen wollte, aber die Zeit war zu kurz dazu. Gregoire sprach beim Abschiede zu seinen Brüdern: „Welche Gnade, daß ich an demselben Tage und zu derselben Stunde sterben darf, da Jesus Christ gestorben ist! Lasset uns laufen durch Geduld in dem Kampfe, der uns verordnet ist, und aufsehen auf Jesum, den Anfänger und Vollender des Glaubens, welcher, da er wohl hätte mögen Freude haben, erduldet das Kreuz und achtete der Schande nicht.“

Der Richtplatz war mit Menschen bedeckt, welche die Neugier herbeigezogen hatte. Als aber Gregoire erschien, die Hände auf den Rücken gebunden, gleich einem Missethäter, mit bescheidener, aber zuversichtlicher Miene, die Heiterkeit und die Ruhe der Unschuld auf der Stirn, die heilige Freude strahlend aus seinem Auge, konnte die Menge den Anblick nicht aushalten, sie zerstreute sich augenblicklich unter lauten Schmerzensrufen. Die Gefangenen selbst, ungefähr fünfzig an Zahl, größtentheils schwere Verbrecher, wurden tief ergreifen. Sie warfen sich alle

während der Hinrichtung auf die Kniee. Der Scharfrichter legte sich gleich nach der Hinrichtung nieder und verfiel in eine schwere Krankheit.

„Wer überwindet, der soll mit weißen Kleidern angelegt werden, und ich werde seinen Namen nicht austilgen aus dem Buche des Lebens und ich will seinen Namen bekennen vor meinem Vater und vor seinen Engeln.“ Es wird erzählt, daß die Katholische Kirche einen Evangelischen Handwerksburschen, der in Jerusalem wegen der Treue gegen seinen Christenglauben getödtet wurde, unter ihre Märtyrer aufnahm, mit dem Vermerk: *Henricus de Saxonia errorem martyrio expiavit*, Heinrich aus Sachsen hat den Irrthum durch das Martyrium gesühnt. Es würde uns wenig anstehen, wenn wir engherziger wie sie, deren Lehre so viele Verleitung zur Engherzigkeit darbietet, der christlichen Treue bis in den Tod bei Gliedern der Katholischen Kirche nicht unsere freudige Anerkennung gewähren wollten.

Wie so ganz verschieden ist die demüthige Leidensgestalt dieses Capuciners von so manchen Katholiken, wie sie jetzt sich uns darstellen, hoch zu Roß, den flammenden Haß gegen alles Katholische im Herzen, das Feldgeschrei: hier ist des Herrn Tempel im Munde. Als Beispiel führen wir nur die kürzlich erschienene Schrift des Herausgebers der historisch-politischen Blätter, Börg über den Irvingismus, an, welche die Katholische Kirche so sehr zum ein und Alles macht, daß sie nicht müde werden kann in ihrem Spotte und Hohn über Stahl, der von einem unmittelbaren Bande des Menschen zu Gott und Christus geredet. Damit wird alles verurtheilt, was je auch in der Katholischen Kirche von inniger lebendiger Frömmigkeit gewesen, die ohne das Bewußtseyn der Unmittelbarkeit des Bandes zu Gott gar nicht gedacht werden kann. Mit solchen Katholiken haben die gläubigen Mitglieder der Evangelischen Kirche nichts mehr gemein, wenn sie anders im Herzen völlig so sind, wie sie sich äußerlich begeben, und nicht vielmehr nur den Mund etwas vollnehmen, was freilich in solchen Dingen auch schon gar bedenklich ist. Sie stehen ihnen nicht minder fern wie die Rationalisten, und aus gleichem Grunde: es ist in beiden derselbe natürliche Mensch, hier mit dort ohne kirchlichen Anstrich. Möge die Katholische Kirche aber sich vor diesen ihren Freunden hüten! Sie sind ihr nach innen und nach außen gefährlicher wie ihre schlimmsten Feinde. Möchten die Worte des sterbenden Zarke nicht sobald verhallt seyn, der sich bitter anklagte, daß er sich solchem Gebahren so oft überlassen, solchen widerlichen Ton so oft angeschlagen habe.

Da wir uns einmal mit der Kirche Frankreichs beschäftigen, so wollen wir die Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen auf die Novelle: König und Prediger von Bungeney, Deutsche Uebersetzung des Werkes: *Un sermon sous Louis XIV*, Leipz. 1856, aufmerksam zu machen, in der die Zustände in der Katholischen Kirche Frankreichs in der Zeit Ludwigs XIV., der Zeit, in welcher zum guten Theil der Wind gesät wurde, aus dem die Erndte des Sturmes in der Französischen Revolution



hervorging, geschildert werden. Mit der christlichen Novellenliteratur wird großer Mißbrauch getrieben, worauf schon Dr. Thiersch in der Schrift über das Familienleben aufmerksam gemacht. Es ist zu befürchten, daß Manche, denen man geflissentlich und vielfach im Uebermaaß diese christlichen Novellen, die im besten Falle nur sparsam gebraucht werden sollten, in die Hand gibt, dadurch nur zur ordinären Romanleserei herübergeleitet werden. Wird doch auch die Gränze schon hie und da in diesen Schriften selbst eine fließende: Die gesammelten Erzählungen von W. D. von Horn z. B. streifen nicht selten gradezu an das Triviale an, und auch in dessen Spinnstube findet sich manchmal eine widerliche und gefährliche Vermengung von Geistlichem und Weltlichem. Solche, welche christliche Bibliotheken zu versehen haben, sollten solche Schriften, wie die „Erzählungen“ von Horn, sorgfältig davon ausschließen, sollten aber auch darüber wachen, daß überhaupt der Geschmack für bloße novellistische Erfindungen auch ernsteren Charakters \*) nicht zu sehr überhand nehmen, daß nirgends ein massenhaftes Verschlingen solcher Producte eintrete. Die Schrift von Bunge trägt einen von ihnen sehr verschiedenen Charakter. Sie ist wesentlich historisch, und die dichterische Einkleidung nur Form um das geschichtliche Interesse zu beleben. Für ernste Leser, aber auch nur für solche, ist sie im hohen Grade interessant. Ueberraschend ist bei einem Franzosen und Reformirten die Fähsigkeit, sich in die Zustände und Persönlichkeiten der Katholischen Kirche hineinzuversetzen und ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Dabei aber bleibt der Verf. fern auch von dem andern noch bedenklicheren Extrem. Er hat ein scharfes Auge für den feinen Zug von Weltlichkeit, der sich in der Zeit Ludwigs XIV. auch in den edleren Erscheinungen der Katholischen Kirche zu erkennen gibt, und der in der Lehre dieser Kirche einen so bedeutenden Anhalt findet: aller Pelagianismus und Semipelagianismus ist mit solcher gröberer oder feinerer Weltlichkeit behaftet. Für viele Leser würden historische Verweisungen willkommen gewesen seyn. So wäre es z. B. interessant, zu wissen, woher der Verf. dasjenige geschöpft hat, was er über das Verhältniß Claude's zu Bourdaloue erzählt. Denn als bloße Dichtung wird dies doch nach der ganzen übrigen Haltung nicht zu betrachten seyn. Dazu wäre es doch auch zu kühn.

### Die Theologie der Thatfachen.

Unter dem Titel „die Theologie der Thatfachen wider die Theologie der Rhetorik“ ist neuerdings von dem Consistorialrath

\*) Eine der ersten Stellen unter diesen nehmen unsers Erachtens die Erzählungen aus dem Hessenlande und „das Haidehaus“ von D. Glaubrecht (Pfarrer Deser in Lindheim) ein. Solchen Schriften wollen wir gewiß ihr Verdienst und ihre Bedeutung nicht absprechen. Wir haben uns selbst an ihnen erquickt.

Bilmar, jetzt ordentlichem Professor der Theologie an der Universität Marburg, eine Schrift veröffentlicht, welche unstreitig die allgemeinste und eingehendste Beachtung verdient. Denn wenn auch dieselbe ursprünglich aus dem zwiefachen Bedürfnisse ihres Verfassers hervorgegangen seyn mag, einerseits in einem kurzen Programme seinen Zuhörern die Grundlinien mitzutheilen, auf denen er seine theolog. Lehrthätigkeit aufzurichten gedenkt, und andererseits diejenigen kirchlichen und theolog. Lehrpunkte, deren wegen er von reformirter und pseudoreformirter und unirter Seite aufs Heftigste angegriffen war, durch den Nachweis zu vertheidigen, daß dieselben ganz wesentliche und nothwendige Glieder einer auf der kirchlichen Wirklichkeit ruhenden Gesamtanschauung und ebenso fest wie diese begründet seyen; so ist doch die höhere und umfassendere Bedeutung, welche sie hat, wesentlich die, daß sie, weit entfernt, das Glaubensbekenntniß eines Einzelnen zu seyn, vielmehr das substantielle Bewußtseyn einer ganzen theolog. Richtung, nämlich derjenigen Richtung in der Evang. Kirche ist, welche recht eigentlich als die wirklich und wahrhaft kirchliche bezeichnet werden kann. Der Herr Verf. will nämlich von keiner anderen Theologie wissen, als von derjenigen, welche das Leben der christl. Kirche und zwar das wahre und wirkliche Leben derselben in sich abbildet, welche auf dem Grunde dieses Lebens ruht und durch dasselbe normirt und bestimmt wird, welche keine andere Aufgabe und kein höheres Ziel kennt, als die volle und uneingeschränkte Totalität des in der Kirche gegebenen Heilsinhaltes in den Kreis ihrer Vorstellungen aufzunehmen. Und er will ferner nur von einer solchen Theologie wissen, welche, wie sie aus dem Leben der Kirche empfangen und in sich aufgenommen hat, ebenso wiederum dieser letzteren durch Geben und Mittheilen dient. Sie soll nämlich wiedergeben das Leben, was sie in sich aufgenommen, und soll mittheilen die Heilsgüter, von welchen sie eine absolute Gewißheit gewonnen hat. „Die Theologie, heißt es, dient dem wirklichen Leben, dem wirklichen Leben in dieser Welt und in der Ewigkeit, und jeder Blick, welchen der Theolog neben dem wirklichen Leben vorbeithut, ist ein falscher Blick, ein Augenverdrehen, ein Schielen: jeder Tritt, welchen die Theologie neben das wirkliche Leben thut, ist ein Fehltritt, welcher zum Falle und endlich unfehlbar zum Zerschellen führt, falls er wiederholt wird. Die Theologie theilt mit, was sie hat, ganz und unverfälscht, kann nicht leben ohne diese Mittheilung ihres ganzen und vollen Inhalts und lebt wiederum selbst von der Rückwirkung dieser Mittheilung, von dem Empfangen der Empfangenden; aber dies Alles darum, weil dieser Inhalt für die Empfangenden die Lebensluft, die unentbehrliche Nahrung ist, nicht anders wie Luft und Sonnenlicht und Brot, und weil kein Mensch auf Erden leben kann, der nicht das empfinde, was von der Theologie ausgeht.“

(Schluß folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Sonnabend den 19. Juli.

N<sup>o</sup> 58.

## Die Theologie der Thatfachen.

(Schluß.)

Eine solche Theologie nun, die aus dem wirklichen und wahren Leben der Kirche hervorgegangen ist, und sich dies heilige Leben in vorstehender Weise angeeignet hat, die aber auch zugleich mit diesem Leben wiederum der Kirche dadurch dient, daß sie dasselbe in die Seelen hineinbildet, welche noch nicht des heiligen Geistes voll geworden sind, diese Theologie nennt der Herr Verf. die Theologie der Thatfachen. Sie heißt deswegen die Theologie der Thatfachen, weil sie auf Thaten beruht und auch zu Thaten führt. Sie beruht aber auf den Thaten Gottes, den Offenbarungsthaten seiner heiligen und erlösenden Liebe: denn allein in diesen Thaten besteht das wahre Leben der Kirche und nur von ihnen zeugen die Bekenntnisse der Kirche. Und sie führt hin zu den Thaten der Buße, des Glaubens und der Erneuerung des ganzen Menschen aus und nach dem Urbilde des gottmenschlichen Erlösers. Diese wahre Theologie versucht nun der Herr Verf. dadurch zu einer bestimmten und klaren Anschauung zu bringen, daß er sie von einer zwiefachen, einseitigen und unwahren theol. Richtung unterscheidet, deren eine er als die Theologie der Dialektik und Naturkunde und die andere als die Theologie der Rhetorik bezeichnet. Die Theologie der Dialektik und Naturkunde ist im Allgemeinen diejenige Theologie, welche nach derselben Methode verfährt und sich nach derselben Methode aufbaut, nach welcher die empirischen Naturwissenschaften verfahren und sich aufbauen. Wie diese von den vielen Einzeldingen als solchen ausgehen und mittelst eines analytischen Verfahrens von ihnen zum Ganzen der Natur zu gelangen suchen, ebenso geht diese Theologie von den Einzelheiten der heiligen Schrift aus und unternimmt es, mittelst analytischer Thätigkeit, aus diesen das Ganze des göttlichen Lebens zu construiren. Das Resultat, bemerkt der Herr Verf., kann kein anderes seyn, als daß bei vollständiger und folgerichtiger Anwendung dieses Begriffes die Theologie für denjenigen, welcher dieses Begriffes sich bedient, sich auflöst. Die Theile und Glieder der Theologie haben nur Existenz im Zusammenhange mit dem Ganzen des göttlichen Lebens, dem sie angehören; außerhalb desselben als bloße Theile, die der Zusammensetzung bedürftig oder fähig seyn sollen, sind dieselben nichtsbedeutend, nichtig, sich selbst widersprechend, eben weil ihnen jene Bedürftigkeit oder Fähigkeit der Reconstruirung ihrem Wesen nach abgeht. Indem

nun dieses klare und unzweifelhafte Erkennen der Thatfachen im Einzelnen und diese Methode des Erforschens der Einzelheiten, um daraus zu Theilen, wenn es sehn kann zu Gliedern, wo möglich zu einem Ganzen der Erkenntniß zu gelangen, nach des Herrn Verfassers Ansicht, im modernen Sinne Wissenschaft genannt wird, so will derselbe und dringt er darauf, daß die Theologie gar nichts mit der Wissenschaft zu thun habe. Wohl ist auch ihm die Theologie ein Wissen, aber ein Wissen von ganz anderer, dem genannten Wissen völlig entgegengesetzter Art. „Das Wissen, welches in der Theologie stattfindet, beruht durchaus auf dem Leben in dem Ganzen der göttlichen Offenbarungen, durchaus auf dem Erleben, auf der Erfahrung dieses Ganzen: der Theil entwickelt sich als Glied aus dem Ganzen und wird nicht erst als Theil, als Glied aus der Beobachtung der übrigen Glieder errathen und erschlossen, geschweige denn, daß das Ganze erst aus den einzelnen Theilen zusammengesetzt oder auch nur daß dessen Ganzheit lediglich aus der vollständigen Beobachtung und Kenntniß der einzelnen Theile gefolgert und erkannt würde.“ „Gehen wir, bemerkt der Herr Verf. anderswo, mit dem Maaßstabe der Wissenschaft an die heilige Schrift, d. h. mit der Voraussetzung, daß das göttliche Leben der Welt aus den Einzelheiten der Schrift erst gefunden werden müsse und zwar gefunden lediglich nach den Regeln der Logik, der Grammatik und Kritik, so können wir ehrlicher und consequenter Weise nur dahin kommen, das göttliche Leben gänzlich wegzuleugnen; aus der menschlichen Composition dieser Bücher, zu welcher dann wieder Sprachgebrauch, Wortbedeutung, Syntax, Formenlehre gehören, construiren ich das göttliche Leben nimmermehr heraus, wenn ich nicht das volle mächtige Wesen des Geistes Gottes zum Voraus in diesen heiligen Schriften und zwar in ihrer Totalität empfunden habe — ebenso wenig wie der Anatom auf seinem Theater das Cadaver zu einem lebendigen Menschen reconstruiren kann, wiewohl er alle Theile desselben genauer sieht und zu demonstriren im Stande ist, als dies im Leben möglich war.“

Wir können dem Herrn Verf. in seiner Polemik gegen eine Wissenschaft der Theologie in diesem genannten Sinne nur beistimmen. Denn diese nur kritisch auflösende und in einem caput mortuum der Abstraction endigende Wissenschaft ist eine durch und durch unwahre Wissenschaft, und mit vollem Rechte ist die Theologie, welche sich in dieser Weise aufbaut, als eine pure Atheologie bezeichnet worden. Auch sind wir ganz und



gar einverstanden mit der kurzen Andeutung und Charakteristik, welche der Herr Verf. von dem wahren theol. Wissen gibt. Gewünscht aber hätten wir, daß der Herr Verf., wie er sehr richtig zwischen einem falschen und wahren theol. Wissen unterscheidet, auch ebenso zwischen einer falschen und wahren Wissenschaft der Theologie unterschieden und hiermit den Schein vermieden hätte, als ob er, indem er eine falsche Form der theol. Wissenschaft bekämpft, damit jede Wissenschaft der Theologie habe verwerfen wollen. Offenbar ja will der Herr Verf. eine Wissenschaft der Theologie, nämlich die, welche das Einzelne aus dem Ganzen des göttlichen Lebens, die einzelnen Thatfachen des Christenthums aus dem ganzen gottmenschlichen Geiste Christi und die einzelnen Dogmen der Kirche aus dem Ganzen des christlich bestimmten, gläubigen und wiedergeborenen Selbstbewußtseins erkennt.

Was nun aber die andere Richtung der Theologie betrifft, von welcher der Herr Verf. die wahre Theologie unterscheidet, so kann die Bezeichnung „rhetorische Theologie,“ deren er sich hier bedient, auf den ersten Anblick auffällig erscheinen. In der That aber giebt es eine solche Theologie. Es ist einerseits diejenige Theologie, die sich zwar der Uebereinstimmung mit dem wahren Leben und der wahren Lehre der christlichen Kirche rühmt, bei welcher jedoch diese Uebereinstimmung nicht Wirklichkeit und Wahrheit, sondern nur Wort und Phrase, nur ein verführender und in sich leerer Schein ist. Und es ist andererseits diejenige theologische Richtung, welche der Theologie nur ein theoretisches Verhältniß zur Welt und zur Kirche zuschreibt, und dagegen jede practische Beziehung auf die eine oder die andere verneint, wenigstens diese letztere Beziehung de facto aufhebt, wenn sie auch dieselbe zuweilen in thesi mit einräumt und mit anerkennt. Es ist also diejenige Theologie, welche einerseits einem objectivitätslosen und andererseits einem thatlosen Subjectivismus verfallen ist, einem Subjectivismus, der, wie er in Gefahr steht, die im Christenthume gegebene Offenbarung in rationalistische Meinungen zu verflüchtigen, so andererseits auch den ethischen Charakter der christlichen Wahrheit verkennt und zu keiner wahren und wirklichen Anerkennung bringt.

Es ist nun ganz besonders diese rhetorische Theologie, gegen welche der Herr Verf., indem er dieselbe im weiteren Verlaufe seiner Schrift einer eingehenden kritischen Betrachtung unterwirft, die siegende Wahrheit der Theologie der Thatfachen aufzuzeigen sucht. Wie er seine ganze Schrift in 11 Abschnitte zerfallen läßt, von denen die beiden ersten unter den Titeln: „Die Theologie, ihre Meister und Jünger,“ und „die Wissenschaft,“ größtentheils von dem bisher besprochenen Inhalte handeln, so sind es denn besonders die 9 folgenden Abschnitte, in welchen er die Theologie der Thatfachen sowohl, als auch die rhetorische Theologie in ihren bestimmten Erscheinungen und Manifestationen zu einer näheren Anschauung bringt.

Wir versuchen es, im Folgenden auch über diese Abschnitte eine kurze Relation zu geben, und bemerken schon hier, daß in

denselben ganz besonders auch diejenigen Lehrpunkte ausführlich erörtert und vertheidigt werden, derentwegen der Herr Verf. früher von Männern, wie Heppel und Richter, aufs Heftigste angegriffen war. —

In dem von uns zunächst zu überblickenden 3ten Abschnitte, welcher den Titel „Literatur und Exegese der heil. Schrift“ führt, weist der Herr Verf. auf die wesentliche Einseitigkeit und Mangelfähigkeit hin, woran sowohl die gegenwärtige biblische Literaturgeschichte, die sogenannte Einleitungswissenschaft, als auch ganz besonders die gegenwärtige exegetische Theologie laborirt. Mit beiden Wissenschaften stehe es vielfach so, daß sie, anstatt in das Innere, in die Tiefen der heiligen Schrift einzuführen, gerade umgekehrt davon ab- und wegführen, anstatt die heil. Schrift aufzuschließen, vielmehr dieselbe verschließen. Der Grund dieser Erscheinung liege in dem Alexandrinismus beider Disciplinen, d. h., in derjenigen einseitigen Betrachtungsweise und Richtung, welche sich fast nur mit den menschlichen Ansichten über die heil. Schrift, mit der Anführung, Vergleichung und Widerlegung menschlicher Meinungen über dieselbe und dagegen so gut wie gar nicht mit deren Unmittelbarkeit, mit der innern, objectiven Logik der heiligen Schrift selbst zu thun mache. Auf diese aber komme es ganz besonders an und sie müsse so sehr die Hauptsache ausmachen, „daß die auf die Einleitungswissenschaft verwandte Gelehrsamkeit zwar nicht überflüssig gemacht, aber wie sie das soll, in den zweiten Grad hinabgerückt wird, während sie jetzt den ersten Rang behauptet.“ Um insbesondere die akademische Jugend vor der Gefahr des Alexandrinismus zu schützen, rath der Herr Verf., daß dieselbe auf nichts dringender hinzuweisen sey, als darauf, sich eine Lesung der ganzen heil. Schrift, ohne Ausschluß eines einzigen Stückes, zur regelmäßigen Aufgabe während der Studienzeit zu machen. Allein hierdurch würde der Strom der göttlichen Thaten einmal und in einem und demselben Zuge, ungehemmt und ungetheilt, durch die Seelen der künftigen Hirten so hindurch geführt, daß sie für das Hirtenamt und dessen Aufgabe geweckt, daß ihnen die Thatfachen der göttlichen Offenbarung in ihrem Zusammenhange unter sich und mit der gegenwärtigen Zeit wie mit der Zukunft der Kirche zur Anschauung gebracht werden, und daß sie an der Herrlichkeit Gottes, an der Kraft seines Wortes und an dem Frieden seines Geistes Freude gewinnen lernen, so, daß sie diese Freude, sammt dem Frieden, der Kraft und der Herrlichkeit unseres Herrn Jesu Christi wieder in die Gemeinde überzutragen sich gedrungen fühlen und stark genug wissen. —

In dem folgenden 4ten Abschnitte, welcher die Ueberschrift: „Systematische Theologie“ führt, spricht der Herr Verf. gleich zu Anfang seine Ansicht über Dogmatik und Ethik bestimmt dahin aus, daß beide Disciplinen nichts anderes seyen, als eine Zusammenstellung der bisherigen Erfahrungen der Kirche von den Thaten Gottes in Jesu Christo. Die Lehre, als der Ausdruck der Thatfachen der Erlösung, sey nur insofern gesund, als sie ein wahrhafter Ausdruck dieser Thatfachen ist und gehöre



dem Leben der Kirche an; durch ihre Lehre antwortete die Kirche dem Herrn auf seine Thaten oder vielmehr auf seine Fragen an die Kirche, ob sie diese seine Erweisungen ewiger Erbarmung verstanden, angenommen, in das eigne Leben verwebt und somit das Wort seiner Geduld bewahrt habe. An und für sich sehen deshalb Dogmatik und Ethik nichts Anderes, als Bekenntnisse der Kirche, nicht Ergebnisse der Erfahrungen, geschweige denn der Speculation eines Einzelnen in der Kirche. „Dieser Standpunkt ist indeß — bemerkt der Herr Verf. — schon seit einem Jahrhundert und länger verlassen worden; unter dem Einflusse der allgemeinen Zerrüttung des menschlichen Geistes, welcher von dem wirklichen Leben sich ab- und einem Scheinleben der Gelehrsamkeit sich zuwendete, sind auch die bezeichneten theol. Disciplinen aus Zeugnissen von den Erlebnissen und Erfahrungen der Kirche zu Wissenschaften, aus Bekenntnissen zu Büchern, aus Resultaten kirchlichen Lebens zu den Darstellungen von Einfällen eines Einzelnen geworden, und haben sich von dem kirchlichen Leben gänzlich zurückgezogen, ja demselben sogar mit Absicht und theilweise nicht ohne Gereiztheit entgegengesetzt.“

So sehr nun aber auch von dem Herrn Verf. freudig anerkannt wird, daß sich die systematische Theologie der neuern und neuften Zeit wieder mehr dem kirchlichen Bekenntnisse zugewandt habe, muß er es doch auf das Tiefste beklagen, „in so mancher dogmatischer Vorlesung, ja in manchem dogmatischen Lehrbuche noch immer die dürftige Behandlung zu finden, welche der Lehre von der Schöpfung, von dem Ebenbilde Gottes, von der Erbsünde, von dem Ursprünge des Bösen, von dem Teufel, von den Gnadenwirkungen, von der Kirche, von den Sacramenten, von den letzten Dingen in der Blüthezeit des Rationalismus, in der Glorienperiode der Vocabulisten und Grammatikisten zu Theil wurde.“ Zu einer wirklich kirchlichen Dogmatik, bemerkt er gegen den Schluß dieses Abschnittes, werde erfordert, daß dieselbe sich in jedem Punkte ihrer Ausführung in erkennbarer Weise als Darlegung der Erfahrungen der Kirche, an denen die Person des Lehrers sich selbst unbeschränkt theilnimmt, darstelle. Der Dogmatiker habe diese Erfahrungen der Kirche als die einzigen Quellen, aus welchen ihm neben der heiligen Schrift zu schöpfen erlaubt ist, unzweideutig zu kennzeichnen, und durch seine ganze Exposition die Ueberzeugung zu begründen, daß für uns, zunächst für die Jünger der Theologie, nichts anderes zu thun sey, als diese Erfahrungen nachzuleben, nachzuerfahren, und unser eignes Denken und Wissen an diesen Erfahrungen zu corrigiren, daß es auch nicht zulässig sey, nur Einzelnes aus den Erlebnissen der Kirche als Maasstab unserer Erlebnisse aufzunehmen, Anderes bei Seite liegen zu lassen oder zu verwerfen: Die Erfahrungen der Kirche seyen ein Ganzes, welches ohne die schwerste Schädigung des geistigen Lebens der christlichen Individuen nicht zertrennt werden darf.“

In dem folgenden 5ten Abschnitte mit der Aufschrift „Kirche“ bringt der Herr Verf. vor Allem darauf, daß die Kirche, deren wesentlicher Beruf ist, die Seligkeit in Jesu Christo allen, welche

dieselbe noch nicht haben, insonderheit also den kommenden Geschlechtern mitzutheilen, als eine von Christus gestiftete Anstalt, zur Erzeugung der Gemeinschaft anerkannt werde. „Da — bemerkt er — die Seligkeit von Christus gegeben ist, so kann die Gewisheit derselben auch nur durch Christus fortgepflanzt werden; es muß mithin von dem Begriffe einer Gemeinschaft, welche allezeit etwas Subjectives und erst Folge der von Christus gegebenen Pflanzung und von ihm gewollten Fortpflanzung der Seligkeitsgewisheit ist, zu dem Begriffe einer Anstalt, als des die Gemeinschaft erst erzeugenden Objectiven fortgeschritten werden. Daß wir hiermit nicht aus unseren evangelischen Bekenntnissen, namentlich nicht aus der Augsburgerischen Confession heraustreten, sondern eben recht mitten in die Augsburgerische Confession uns hineinstellen, würde leicht zu zeigen seyn.“ Im weiteren Verlaufe dieses Abschnittes bringt der Herr Verf. besonders auf die Anerkennung der Thatfache, „daß der heilige Geist in der Kirche wesentlich vorhanden ist, durch Wort und Sacrament nicht allein wirkt, sondern auch durch Wort und Sacrament gegeben wird.“ Zu dieser Anerkennung des Daseyns eines wirklichen Wesens, einer Person, von welcher die Kräfte des ewigen Lebens ausströmen, welche, selbst Geist, den ihr verwandten menschlichen Geist erst zu seinem wahren Leben als Geist erweckt, durch welche allein wir es vermögen, kräftig und erhörlich zu beten, welche, Urheberin dieses unseres Gebetes, auch auf unser Gebet hin kommt, wann und wohin sie gerufen wird, welche die Gemeinschaft der Heiligen bewirkt und zugleich die sichtbare Kirche mit ihrer pädagogischen Aufgabe in Thätigkeit und Wirksamkeit erhält, dazu bringe es die rhetorische Theologie nicht. Das alles seyen Dinge, denen sie objective Wirklichkeit nicht zugestehet; es seyen ihr das alles ein für allemal Redensarten, bloße, mehr oder minder passende Formeln.

In dem folgenden 6ten Abschnitt handelt der Herr Verf. von den Sacramenten. Das Wesen des Sacraments, bemerkt er, wird, wie das des Christenthums überhaupt, welches in der Thatfache, daß das Wort Fleisch geworden, besteht und feststeht, eine Thatfache sein, und zwar eine gewisse und unzweifelhafte Thatfache. Gewisse, unzweifelhafte, unveränderliche Thatfachen sind aber allein in Gott und Gottes Thaten zu suchen und vorhanden. Wer darum auf den Thatfachen im Sacrament feststehen will, der muß im Sacrament anerkennen, daß Gott in demselben etwas gibt, denn in den Gaben Gottes zu unserer Seligkeit vermögen wir allein Gottes Thaten zu fassen. Und diesen Gaben Gottes im Sacrament gegenüber haben wir uns, wie auch den Gaben des Wortes gegenüber, lediglich empfangend, nicht in irgend einer Weise mitwirkend zu verhalten. Wenn soweit das Sacrament dem Worte ganz gleich ist, so ist es doch von diesem hauptsächlich wieder darin unterschieden, daß es eine Leibliche That Gottes an dem Menschen ist. Wie nämlich das Wort durch den Geist von oben auf den Menschen wirkt, so wirkt dagegen das Sacrament von unten, durch die Leiblichkeit, auf die ganze Persönlichkeit des Menschen nach Leib und Geist zur Erlösung des ganzen Menschen an Geist und



Reiß. Wenn uns nun die Sacramente in diesem Sinne Thaten, in diesem Sinne Gaben Gottes sind, dann können sie nicht Symbole und Bilder anderer Thaten und Gaben Gottes seyn, denn Bilder und Symbole sind nicht Thaten, sondern höchstens Verheißungen; viel weniger sind sie Versicherungen vorangegangener, mitfolgender oder nachfolgender Thaten Gottes; in diesem Fall würde ganz augenscheinlich, im ersten mehr versteckt, der Unterschied zwischen Wort und Sacrament aufgehoben, das Sacrament in das Wort umgekleidet, dem Sacrament seine Eigenschaft als leibliche That Gottes entzogen.

In dem 7ten Abschnitt mit der Aufschrift „Bekenntniß“, führt der Herr Verf. aus, daß das Bekenntniß der Gemeinde gehöre, nicht der Theologie, wenigstens nicht der von der Gemeinde sich absondernden Theologie, daß es wesentlich ein abschließendes Resultat des von der Kirche im Ganzen Erlebten und Erfahrenen sey und seine erhaltende und stärkende Zeugnißkraft in der Gemeinde nur durch seine Ganzheit und Ungebrochenheit habe. Nichts sey darum verwerflicher als an dem Bekenntniß zu bröckeln und zu balanciren; hierdurch werde Unsicherheit, Ungewißheit, Zweifel in das Leben der Kirche hineingeworfen und somit das letztere unaufhaltsam von innen heraus angefressen und zerstört. Im individuellen Leben könnten die anfänglichen Ungewißheiten und Zweifel ausgeheilt werden, im kirchlichen Leben sey dies nicht möglich. Ebenso verwerflich sey aber auch das Halbiren der Bekenntnisse und das Zusammenschweißen derselben. Halbe Bekenntnisse seyen gar keine Bekenntnisse und zusammengeschweißte Bekenntnisse seyen gleich von vorn herein eine Lüge.

Der 8te Abschnitt, überschrieben „Kirchenzucht“, sucht nachzuweisen, daß zum Erwachen des Lebens der Gemeinde die Predigt allein nicht ausreiche, sondern hierzu die Kirchenzucht unumgänglich nothwendig sey. „Die Predigt — bemerkt der Herr Verf. — kann erwecken, das ist nicht zu leugnen, und das reine Wort Gottes in der Predigt erweckt gewiß, früher oder später, je nachdem es dem heiligen Geist gefällt, die Herzen aufzuthun. Aber die Predigt erweckt nicht immer, theils und in den meisten Fällen, weil dieselbe nicht rechter Art ist, namentlich Gottes Wort nicht rein genug enthält und nicht mit dem haec dixit Dominus ausgestattet erscheint, theils weil der heilige Geist oft lange verzieht, ehe er nur ein einziges Herz aufthut, und während dieser Wartezeit sich oft die schlimmsten Aergernisse einschleichen, welche nachher durch keine Predigt weggeschafft werden können. Da muß zur Erweckung ein anderes Wort Gottes gebraucht werden, als das Wort der Predigt und es ist einer der häßlichsten Flecken in unserer jetzigen rhetorischen Theologie, daß man, im schreienden Widerspruch mit unseren Bekenntnissen, nur das Wort der Predigt Wort Gottes nennen, das Strafen aber durch den Bann, das Behalten der Sünden in Gottes Namen, was doch auch nur durch Gottes Wort vollzogen wird, nur als menschliche Handlung gelten lassen will!“

In dem folgenden 9ten Abschnitte mit der Ueberschrift:

„Geistliches Amt“ sucht der Herr Verf. nachzuweisen, daß das geistliche Amt nicht von der Gemeinde, sondern einzig und allein von dem Herrn Christus ausgehe. Christus der Herr selbst ist es, „der ihn, den wenn auch noch so schwachen, in Sünden selbst verstrickten und an Sündenranken Menschen an Seiner Statt in das Amt des Wortes und Sacramentes gesetzt hat, welches Amt direct und unmittelbar Sein Amt ist, nur Sein Amt in unmittelbarster Weise sein kann, weil allein von diesem Amte die Wahrheit ausgeht, der Weg gewiesen wird, das Licht hinableuchtet in die Gemeinde. Wäre dieses Amt nicht unmittelbar des Herrn Christi Amt, Sein directes Mandat, Sein Befehl, das Amt würde den Träger erdrücken oder der Träger würde das Amt von sich werfen.“ „Nur aus dieser Gewißheit, aus dieser Sicherheit, daß das Amt direct von Christus vertreten wird, welcher unmittelbar hinter der Ausübung desselben steht, in derselben wirksam ist und Selbst derselben vorausgeht, fließt für uns die unbedingte Unbeugsamkeit in den Stürmen der Welt und in den Anfechtungen, welche auch die Gläubigen und Heiligen erleiden, fließt für uns die gänzliche Furchtlosigkeit und Abwesenheit alles Ansehens der Person, fließt für uns die Kraft, die Gemeinde nicht allein durch Wort und Sacrament und Schlüsselamt zusammenzuhalten.“ Anstatt der zuversichtlichen Sicherheit, mit welcher wir, auf Thatfachen fußend, in der Lehre vom geistlichen Amte stehen, sehen wir die Theologie der Rhetorik, welcher das Amt aus der Gemeinde kommt, in der größten Unsicherheit. Sie bewegt sich in lauter Abstractionen und oft ganz unfruchtbaren, ja leeren Theorien. Die consequentesten, aber freilich auch leichtfertigen Theoretiker kommen dahin, zu meinen, daß sie, deren Amt aus der Gemeinde stammt, mit demselben auch an das christliche Zeitbewußtseyn gebunden seyen und nun ist nur noch ein Schritt zu der widerchristlichen Rohheit, den Zustand der Einzelgemeinde als Norm für das geistliche Amt und dessen Verwaltung zu betrachten. Schließlich weist der Herr Verf. darauf hin, daß das *μαθητεύειν*, *βαπτίζειν* und *διδάσκειν*, welches Matth. 28, 18—20 dem Apostolat verliehen wird, eben das sey, was das geistliche Amt noch heute zu erreichen hat und was dauern soll bis zur Vollendung des *αἰών*. Daraus folgt aber, wenn nicht der verkehrte Wille den Verstand auf Nebenwege führt, daß nicht allein die Apostel, sondern diejenigen, welche ihnen nachfolgen, die That Christi des Herrn: das *μαθητεύειν*, woraus alle anderen Handlungen des geistlichen Amtes folgen, in welchem sie sämmtlich wie im Mutterschooße verschlossen liegen an Seiner Statt und in Seinem Namen zu wiederholen haben bis an das Ende der Tage.

In dem folgenden 10ten Abschnitte mit der Ueberschrift: „Homiletik“ bringt der Herr Verf. darauf, daß, wer Homiletik lehren und Evangelisten erziehen wolle, den Muth haben müsse, an die Spitze seiner Lehre den Satz zu stellen: „Die Predigt muß ein Zeugniß seyn und zwar ein durch Gebet vermitteltes Zeugniß. Dazu gehöre, daß der Prediger Christum eine Gestalt in der Rede gewinnen lasse, wie Er im Denken und



Wollen, im Leben eine Gestalt gewinnen soll, und dazu wieder, daß in dem Prediger Christus eine Gestalt gewonnen habe, sey es auch vorerst noch eine dunkle — nur eine wirkliche Gestalt: daß der Prediger etwas von Christus dem Herrn, dem Gekreuzigten und Auferstandenen, erfahren nicht bloß gehört, gelernt und sich anempfunden habe. Das „Du bist mein, ich bin Dein, Niemand kann uns scheiden,“ müsse der Grundton jeder evangelischen Predigt seyn, jede Predigt solle, wo nicht ganz und gar, doch wenigstens an einer Stelle, das ganz, wahr und tief empfundene Heil in Christo enthalten: einmal wenigstens in jeder Predigt solle der Prediger in demselben Zustande geistlich seyn, in welchem der wahre Dichter weltlich sich befindet, wenn er dichtet: daß seine ganze Seele von einem Gegenstande erfüllt ist. Auf welche Weise man nun aber zu der Fähigkeit jenes Zeugnisses gelange, dazu eine Anweisung zu geben, das sey die eigentliche Aufgabe der Homiletik. Gäbe sie diese wirklich, dann müßte aufhören das doctrinäre und moralisirende, schematisirende und rhetorisirende Predigen, an welchem unsere jüngere theolog. Welt noch über Gebühr krank liege. Jüngere Theologen, die sich vor Fremden, ihnen noch nicht Angehörigen schützen und zum wirklichen Zeugnißgeben gelangen wollen, gibt der Herr Verf. am Schlusse dieses Abschnittes den trefflichen Rath, sich zunächst an den objectiven Thatbestand der Zeugnisse unmittelbar anzuschließen, d. h. historisch zu predigen und zwar vor Allem die einfachen Geschichten des Alten Testaments in der einfachsten Weise auszulegen oder wiederzuerzählen. Daran lernten sie nicht nach menschlicher Logik, wohl aber nach göttl. Logik disponiren, an Thatfachen sich zurechtfinden und in Thatfachen sich hineinleben. —

Der 11te und letzte Abschnitt mit der Ueberschrift „Pastoraltheologie“ erörtert zunächst, wie diese Wissenschaft auf Universitäten eine andere Grundlage, nämlich die Grundlage haben müsse, daß die Theologen an der academischen Freiheit, soweit dieselbe Ungebundenheit ist, Theil zu nehmen verhindert würden. Sodann aber werden von dem Herrn Verf. in der gegenwärtigen Pastoraltheologie hauptsächlich folgende Mängel aufgedeckt: Erstens fehle darin die Anweisung zur Gebetszucht, welche der Pfarrer gegen sich selbst und gegen seine Gemeinde zu üben habe. Daß aber der Pfarrer täglich wenigstens ein Mal eine geistliche Sabbathfeier halte, sey unerlässlich; täglich ein Mal müsse der Lauf der gewöhnlichen, immerhin auch geistlichen Geschäfte und Gedanken auf die Dauer von wenigstens einer Stunde gänzlich gehemmt werde; täglich ein Mal müsse die Seele des Hirten, welcher die Seelen der ihm Anvertrauten auf seiner Seele liegen hat, völlig still werden, so daß sie mit Zug sagen könne: „Rede Herr, Dein Knecht höret.“ Zweitens aber sey es in der Pastoraltheologie nöthig, eine scharfe Signatur der Zeit sowohl im Allgemeinen als im Besonderen mitzu-

theilen, d. h. es handle sich darum, die geistigen Zeitströmungen in ihrem Verhältnisse zum Predigamt, zur Kirche, zu der Zukunft des Herrn, aber auch zu der äußeren, näheren, weltlichen Zukunft auf das Bestimmteste zu charakterisiren und die Aufgaben, welche die Diener am Worte diesen Strömungen gegenüber zu lösen hat, mit unerbittlicher Schärfe vorzuzeichnen.

Der Herr Verf. beschließt dann diesen Abschnitt und mit ihm seine Schrift mit der Erfahrung aller Erfahrungen und der Thatfache aller Thatfachen: daß Christus Jesus gekommen sey in die Welt, die Sünder selig zu machen, unter welchen ich der vornehmste bin. „Das, bemerkt er, muß das Anfangswort und das Endwort aller Pastoraltheologie seyn; es sey auch als mein Bekenntniß das Endwort dieser Blätter.“

Aus der bisherigen Relation und Charakteristik der Theologie der Thatfachen muß sich unser obiges Urtheil bestätigen, daß dieselbe im eigentlichen Sinne eine Theologie der Kirche sey. Wie die Kirche den Grund bildet, aus dem sie hervorgegangen und das wesentliche und alleinige Object, was sie in sich abbildet, so ist eben dieselbe auch der letzte und einzige Zweck, dem sie dient, der alleinige Zielpunkt, zu welchem hin sie die heilsbedürftigen Seelen führt. Die Theologie der Thatfachen bildet hiermit den entschiedensten Gegensatz einerseits zu allen denjenigen theologischen Richtungen, welche nicht in der Kirche ihr alleiniges Object erkennen und sich nicht an diese gebunden glauben und andererseits zu allen denen, welche die Theologie nicht eines Anderen, nämlich der Kirche wegen, sondern ihrer selbst wegen daseyn lassen wollen, dieselbe nur als eine ihren letzten Zweck in sich selbst habende Wissenschaft auffassen. Da zu den theologischen Richtungen der ersteren Art vor Allem diejenigen gehören, welche ihren Inhalt allein aus dem Inneren, dem Wesen des menschlichen Geistes schöpfen, mithin alle rationalistischen Richtungen, die ja von keiner anderen Quelle, als von der, welche der menschliche Geist ist, wissen wollen, so ist damit der Rationalismus der erste Gegensatz, von welchem sie sich auf das Bestimmteste abschließt. Weit entfernt mit diesem, der bekanntlich seit der Aufklärungsperiode mehr oder weniger die meisten theologischen Systeme beherrscht hat, auch nur die geringste Gemeinschaft zu haben, ist sie es sich bewußt und ist sie zugleich bemüht, die Theologie in die Bahn zurückzuführen, aus der sie durch den Rationalismus verdrängt worden und derselben wieder die Stellung zu erobern, in welcher sie sich mit dem Leben der Kirche in der ungetriebtesten Harmonie befand. Die Theologie der Thatfachen will daher keinen neuen theologischen Standpunkt eröffnen, sondern nur denjenigen zu einer neuen Geltung bringen und sodann weiter ausbauen, welcher, durch einen abnormen Entwicklungsgang, von der Theologie verlassen und aufgegeben worden. Was aber den zweiten Gegensatz betrifft, von dem sich die Theologie der Thatfachen nicht



minder bestimmt abzuschließen scheint, so gehören zu demselben vorzüglich diejenigen theologischen Richtungen, welche, das Wesen der Religion entweder nur als eine Bestimmtheit des Gefühls oder aber des Denkens erfassend, damit entweder nur eine Theologie des Gefühls oder aber eine Theologie des Denkens als den allein wahren theologischen Standpunkt zu erweisen suchen. Die Theologie der Thatfachen will, weit entfernt eine Theologie des Gefühls oder des Denkens zu seyn, vielmehr eine Theologie des Handelns und der That seyn. Und allerdings hat auch die geoffenbarte christliche Wahrheit zunächst nur eine Beziehung zum menschlichen Willen. In und aus diesem ist ja die Sünde geboren worden und allein von ihm wird sie fortwährend gehegt und gepflegt; er trägt das Prinzip der Selbstsucht und der Gott-entfremdung in sich. Wie also vor Allem er der Erlösung bedarf, so ist er es auch, welchem dieselbe zuerst und zunächst zu Theil wird. In ihm vollzieht der im Glauben aufgenommene Geist des gottmenschlichen Erlösers seine ersten umwandelnden und erneuernden Wirkungen und nur erst dann kann der ganze Mensch aus dem Geiste Gottes wieder geboren werden, wenn vor Allem in ihm die Wiedergeburt vollbracht ist. Ist diese aber in ihm vollbracht und durch ihn der ganze Mensch in eine neue Kreatur umgewandelt worden, so ist es dann weiter auch des Willens That und nur seine That, wodurch das Heil auch an andere Seelen herangebracht, die Predigt des Evangeliums auch den übrigen noch unerlösten Seelen verkündigt wird. Indem die Theologie der Thatfachen hierin das bestimmteste und klarste Bewußtseyn hat, muß man es nur billigen, wenn sie vor Allem eine Theologie des Willens und der That seyn will. Man würde aber die Theologie der Thatfachen falsch verstehen, wollte man ihr die Ansicht supponiren, als hätte nach ihr die christliche Wahrheit gar keine Beziehung zum Gefühle und zum Denken des Menschen. Ganz gewiß hat sie nach ihr diese Beziehung, aber sie hat dieselbe nur erst durch die Vermittlung des Willens. Erst wenn in diesem die Sünde gebrochen ist, ist es möglich und geschieht es auch, daß der Geist des Erlösers mit dem Geiste der Menschen sich auf das Unmittelbarste, das heißt, im Gefühle zusammenschließt und erst wieder, wenn es zu diesem unmittelbaren Zusammenschlusse gekommen ist, ist es dann weiter möglich und geschieht es auch, daß zuletzt auch das Denken die zuvor empfundene unmittelbare Gewißheit in eine vermittelte und gegenständliche Gewißheit umsetzt und verwandelt. Der Schein, als ob die Theologie der Thatfachen von gar keiner Beziehung der christlichen Wahrheit auf das Denken wissen wolle, könnte nur aus der Polemik geschlossen werden, welche sie gegen die Wissenschaft heraufkehrt. Aber wie schon bemerkt, ist es nicht die Wissenschaft überhaupt, sondern nur die falsche Wissenschaft, gegen welche sie den Kampf unternommen hat. Sie verwirft nur die Wissenschaft, welche aus vielen Einzelheiten heraus die Einheit des göttlichen Lebens gewinnen will, verwirft dagegen nicht, sondern fordert vielmehr die Wissenschaft, welche aus der Einheit und dem Ganzen des göttlichen Lebens heraus dessen Bestimmtheiten und Besonderheiten ab-

zuleiten sucht. Wenn sie nun diese Wissenschaft, die Wissenschaft in diesem Sinne fordert, ist denn nicht ohne Weiteres gerade in eben dieser Forderung auch die nothwendige Prämisse voraus- und mitgesetzt, daß die christliche Wahrheit mit dem ganzen Geiste des Menschen auf das Unmittelbarste, d. h., im Gefühle müsse zusammengegangen und aus dem Gefühle heraus in das Denken desselben müsse eingetreten seyn? Um die Bestimmtheiten und Besonderheiten des göttlichen Lebens aus dem Ganzen desselben ableiten zu können, muß doch der menschliche Geist vor Allem dies Ganze haben, und wie anders kann er dies letztere gewinnen, als so, daß er dasselbe im Glauben ergriffen, für dessen Wirkungen gläubig seinen Willen geöffnet und zuletzt gläubig mit demselben sein ganzes Selbst verschmolzen habe.

Es wird indeß nicht fehlen, daß gegen die Theologie der Thatfachen die heftigsten Angriffe erhoben worden. Unter allen Angriffen aber, wie sich schon jetzt deutlich zeigt, werden zwei im Vordergrunde stehen, der eine, daß darin katholisirende und hierarchische Tendenzen an den Tag gelegt seyen, und der andere, daß darin alle Wissenschaft mit Füßen getreten werde. Wir können weder das Eine noch das Andere darin erblicken; was wir aber darin sehen und mit wahrhafter und aufrichtiger Theilnahme gesehen haben, das ist der sittliche und heilige Ernst, mit welchem die Angelegenheiten der Kirche besprochen sind, das klare und tiefe Bewußtseyn, in Bezug auf die Leiden und Schäden der Kirche und das sehnliche und thatkräftige Verlangen zu ihrer Heilung mitzuwirken. Wir wünschen der Bilmarischen Schrift, von der, wie wir hören, so eben die zweite Auflage besorgt ist, die allgemeinste und dauerndste Verbreitung, insonderheit aber den Erfolg, daß durch sie, die Augen und Herzen der jungen Theologen für die ernstesten Aufgaben, welche ihrer harren, geöffnet werden. Sollen wir zum Schlusse von einem Mistone sprechen, der uns beim Lesen der sonst in edler Haltung dahinfließenden Schrift getroffen hat, so sind es die Ausbrüche eines zuweilen aus der sachlichen in die persönliche Sphäre hinüberstreifenden Unwillens und Zornes, in den der Herr Verf. an einigen Stellen seiner Polemik verfallen ist. Darüber aber haben diejenigen am wenigsten Recht, sich zu ereifern, welche durch ihre gereizten und unreinen Verdächtigungen den trefflichen Mann in diese bittere Stimmung versetzt haben.

### Kirchliche Zustände in der Deutschen Schweiz.

Es ist nicht so leicht, als es scheinen möchte, den Bericht über die kirchlichen Zustände in der Deutschen Schweiz zu erstatten. Die Deutsche Schweiz bildet nur insofern eine Einheit, als die Deutsche Sprache und das reformirte Bekenntniß in derselben vorherrschen, aber sie besteht aus mehreren verschiedenen Kantonen und aus eben so vielen verschiedenen Kirchen, von welchen jede ihre besondere Verfassung, ihre besonderen gottesdienstlichen Formen und Gebräuche, ihre besondere Geschichte und Vergangenheit, mit einem Wort, ihre eigenthümliche Physiognomie besitzt. Um also ein nach allen Seiten befriedigendes



Bild der religiösen Zustände in der Deutschen Schweiz geben zu können, um sich keines einseitigen oder unbilligen Urtheils schuldig zu machen, müßte man Gelegenheit gehabt haben, jeden dieser Kantone aus eigener Anschauung kennen zu lernen, und zwar nicht nur auf einer flüchtigen Durchreise, sondern durch einen längeren Aufenthalt und durch Verkehr mit verschiedenen religiösen Partheien und Ständen der Gesellschaft. Da die Umstände den Schreiber dieser Zeilen in dieser Hinsicht weniger begünstigt haben, so wird er sich auf einige allgemeine Züge beschränken müssen.

In dem Schweizer Volk Deutscher Zunge ist, Gott sey Dank, trotz aller politischen Stürme und Umwälzungen, noch ein guter Kern von Sittlichkeit, Gottesfurcht und Ehrfurcht vor der Religion geblieben. Dieses Volk ist, im Ganzen genommen, wohl nicht weniger empfänglich, als andere, für den Segen des Evangeliums, und es würde bei einer rechten Leitung und Anregung ziemlich leicht in eine gute Bahn gebracht werden können; denn es ist wohl noch gewohnt, seinen geistigen Führern zu folgen, und geneigt, Glauben und Wandel nach dem ihrigen zu richten; ja es zeigt sich öfters ziemlich unselbstständig in kirchlicher, wie in politischer Hinsicht.

Aber es fehlt grade an der rechten Leitung und Anregung sehr viel. Von der weltlichen Obrigkeit, die bei der engen Verbindung von Kirche und Staat im Stande wäre, viel Gutes zu wirken, darf nicht viel erwartet werden, denn die bestehenden Regierungen sind ja alle aus den stürmischen Revolutionsjahren hervorgegangen, und obwohl die Pluthe der politischen Leidenschaften sich allerdings gelegt haben, so ist doch die Richtung im Grunde dieselbe geblieben. Und diese Richtung darf wohl als eine im besten Fall, gegen die Religion gleichgültige, die die Kirche lediglich als eine Polizeianstalt betrachtet, bezeichnet werden. In manchen Fällen ist aber eine entschiedene Feindschaft gegen die Religion oder wenigstens gegen das positive evangelische Christenthum nicht zu verkennen. Bei mehr als einer Schweizerischen Regierung dient es als Empfehlung, um eine Anstellung an einer Hochschule oder an einem Gymnasium zu bekommen, daß man ein Deutscher Flüchtling oder um irgend einer Irrlehre willen aus einer Deutschen Lehranstalt fortgewiesen worden ist. Wie könnte z. B. die Kirche in einem freundlichen Verhältniß mit einer Regierung wie die Zürcher stehen, die ihres Berufes so wenig eingedenk gewesen ist, z. B. einen Moleschott an ihre Universität zu berufen! Solchen bedenklichen Erscheinungen gegenüber sollte wahrlich die Kirche danach streben, zwar nicht das Band, das sie mit dem Staate verbindet, zu zerreißen, aber doch sich so frei als möglich zu bewegen, und jede Einmischung in ihre innern Angelegenheiten energisch abzuwehren. Es wäre auch ihre Pflicht, durch Gründung neuer Anstalten, christlicher Gymnasien, theologischer Seminare u. s. w. dafür zu sorgen, daß dem heranwachsenden Geschlecht eine entschiedenere christliche Bildung angeboten wäre, als diejenige ist, welche man in den Staatsanstalten finden kann. Haben aber die Evangelischen Kirchen der Deutschen

Schweiz eine solche Stellung eingenommen? Haben wir von den Schweizerischen Synoden und andern kirchlichen Behörden ein kräftiges und entschiedenes Auftreten für den alten kirchlichen Glauben und für die Selbstständigkeit der Kirche zu berichten? Gerne würden wir die Leser dieses Blattes durch Mittheilung solcher Thatfachen erfreuen, aber leider können wir es nicht. Was zur eigentlichen Förderung des Reiches Gottes oder zur Aufrechterhaltung der kirchlichen Lehre geschieht, geht nie oder äußerst selten von der Kirche als Kirche aus, sondern meistens nur von einzelnen Mitgliedern der Kirche, oder von christlichen Vereinen, die mit den kirchlichen Behörden in keiner Verbindung stehen und bei denselben keine oder geringe Unterstützung finden, ja öfters von denselben scheel angesehen werden. Dieses Verhalten der kirchlichen Behörden, diese Lauheit und Unentschiedenheit lassen sich übrigens leicht durch die Elemente, aus welchen sie zusammengesetzt sind, erklären. Neben einer gewissen Zahl von Rationalisten und Geistlichen, die sich um keine religiöse Ueberzeugung eigentlich viel bekümmern und ihr Amt als einen bloßen irdischen Beruf führen, welchen sie sich so leicht als möglich zu machen suchen, gibt es Viele, die es mit ihrem heiligen Amte ernster nehmen und sich durch gründliche Studien auf dasselbe vorbereitet haben, deren Theologie aber noch eine sehr schwankende ist, weil sie sich durch gewisse gefeierte Namen und Systeme imponiren lassen, vor Allem darnach streben, in Ruße der Wissenschaftlichkeit und Freisinnigkeit u. s. w. zu stehen und sich vor nichts so sehr scheuen, als vor einer sogenannten exclusiven Richtung.

In den Synoden und andern kirchlichen Versammlungen befinden sich die Anhänger einer entschieden gläubigen und kirchlichen Richtung gewöhnlich in der Minderheit, so daß die meisten Beschlüsse dahin zielen, den lieben Frieden um jeden Preis zu bewahren, Conflict mit dem Staat so viel als möglich zu vermeiden, die Gegensätze zu vertuschen, und die Lehrbücher (Katechismus u. s. w., zum Beispiel der neue Katechismus in St. Gallen) dem Zeitgeist anzubequemen. Vermittelung, Vermittelung um jeden Preis, wäre es auch auf Kosten der evangelischen Wahrheit, scheint heute in den Augen vieler hochangesehenen und tonangebenden Schweizerischen Theologen und Geistlichen Deutscher Zunge als höchste Weisheit zu gelten. Solche Weisheit ist aber vor Gott eine Thorheit und auf denselben kann wahrlich kein Segen ruhen.

Auf die Bildung der schweizerischen Geistlichen haben die Deutschen Universitäten einen ziemlich bedeutenden, aber nicht immer heilsamen Einfluß. Manche Studenten besuchen dieselben, ohne im Stande zu seyn, bei der Wahl der Lehrer, denen sie sich anschließen, die gehörige Prüfung der Geister auszuüben.

Die theologischen Fakultäten, die in der Deutschen Schweiz bestehen, sind, die von Basel ausgenommen, in ihrem gegenwärtigen Zustand wenig geeignet, eine bessere Zukunft für die Kirche vorzubereiten. In Zürich hat der Rationalismus noch immer die Oberhand, daher es nicht zu verwundern ist, daß



die Zahl der jungen Leute, die sich in jenem Kanton dem geistlichen Stande widmen, so sehr abgenommen hat, daß die Regierung kürzlich eine eigene Kommission ernannt hat, um die Ursache dieser Thatsache zu erforschen. In Bern gehören von den vier Professoren der Theologie drei derjenigen Richtung an, welche die Autorität der heiligen Schrift untergräbt, indem sie sich anmaßt, alles dasjenige für unwahr zu erklären, was mit gewissen Satzungen der Philosophie, Geologie u. s. w. nicht übereinstimmt. Vor einigen Monaten hat sich einer derselben, Prof. Zimmer, durch einen Angriff gegen die theologische Fakultät, welcher in einem öffentlichen Blatte erschienen war, veranlaßt gefunden, eine Art Glaubensbekenntniß abzulegen; er hat es aber in solcher Weise gethan, daß in den Augen eines nicht ganz kurzichtigen Publikums, der gegen die Fakultät ausgesprochene Verdacht vollkommen gerechtfertigt erscheinen mußte. In seinem und seiner zweien Collegen Namen (Gelpke u. Studer) hat er folgendes Bekenntniß abgelegt, welches ihre Richtung hinlänglich charakterisirt. „Wir lehren allerdings, daß die evangelische Geschichte nicht frei von mythischen Bestandtheilen ist.“ Schritte sind von einem Verein gläubiger Laien geschehen, um die Anstellung eines entschieden gläubigen Professors der Theologie herbeizuführen; diese Schritte werden aber schwerlich bei der Regierung berücksichtigt werden, da die meisten Geistlichen und die kirchlichen Behörden, weit entfernt, dieselben zu unterstützen, ziemlich offen für die Fakultät Partei genommen haben. Es werden wohl die Bernische, wie auch andere Schweizerische Landeskirchen durch manche Prüfungen und Stürme geläutert werden müssen, bevor eine entschiedene Rückkehr zu dem guten alten Wege in denselben stattfindet.

### Kinder-Missionsfeste.

Der Vortrag des Herrn Gen.-Superint. Dr. Büchsel in der Missionsconferenz zu Berlin am 20. Mai führte auch diesmal wieder auf die Frage, wie das Missionswerk zu betreiben sey. Da dasselbe aus dem Kreise der Häuflein und des Spottes herausgetreten und mehr und mehr eine Gemeinde- und Ehrensache geworden, müsse auch seine Betreibung sich ändern und den Gefahren vorgebeugt werden, die jeder Extension einer guten Sache folgen. Dabei wurden die Kinder-Missionsfeste zur Sprache gebracht, namentlich ein eben, am dritten Pfingstfeiertage zu Wulkow in der Grafschaft Ruppın zum zweiten Male gefeiertes. Insbesondere wurde auf einen Bericht des Pastors Licht hingewiesen: „Gruß und Einladung an die Kinder des Ruppiner Kreises, dem heiligen Missionswerk beizutreten und mit uns am dritten Pfingsttage dem Herrn ein Fest zu feiern“, dem ein Bild beigegeben ist, welches das Kinder-Missionsfest des vorigen Jahres darstellt. Der Herausgeber der Ev. R. Z. war in jener Conferenz gegenwärtig und hielt die Sache einer nähern Besprechung in diesen Blättern werth.

Gewisse abstracte Köpfe, die sich das Leben nicht gern auf den Leib rücken lassen, werden ohne Schwierigkeit gegen die Kinder-Mission eine Anzahl von „Aber“ aufbringen. Es heiße den Kindern zu viel zumuthen, die Befehrung der Heiden mit zu betreiben, dafür zu geben und zu beten; dieses sey auch ein Stück des Verfrühens und müsse den Kindern und der Sache schaden. Allein es ist ganz unangebracht, darüber eine Debatte zu eröffnen, die Kinder haben überall dieselbe nicht abgewartet, sondern frisch zugegriffen und das Missionswerk mitgethan. Die neuere Missionsgeschichte ist voll von den lieblichsten und rührendsten Beispielen, wie Kinder „den lieben Heiland“ in den Heiden geliebt haben. In England ist vor Jahren ein Missionschiff aus lauter Kinderbeiträgen ausgerüstet worden. Als der arme Sandjunge William „von ungefähr“ in eine Missionsversammlung in London gerathen war, sagte er am andern Morgen zu seiner Geselin beim Füttern: „Von nun an, Jenaz, müssen wir jeden Tag zwei Mal in die Stadt, das eine Mal für unsere Mutter, das andere Mal für die armen Heiden.“ Und er hielt Wort. Der franke Richard Hansen wandte die letzten Kräfte auf seinem Sterbebette an, Kleinigkeiten für die Mission zu schnitzen. „Meine Zeit ist zu kurz“, sagte er, „und im Grabe, zu dem ich eile, ist keine Arbeit mehr.“ Das heißt doch das Wort halten: „Wirket, so lange es Tag ist“ u. Hier sammelt arme Kinder die Federn oder die Wolle an den Wälschen auf der Weide, dort ziehen sich andere täglich etwas von ihrem Frühstück ab, um ein Scherlein für die Heiden geben zu können. Als Harms vor zwei Jahren zwei Zöglinge auf einige Zeit aus dem Missionshause hatte anschließen müssen, kam ein achtjähriger Knabe zu ihm und sagte, er brauche nicht so betrübt zu seyn, er solle ihn nur hineinschicken. Dabei brachte er auch einen Groschen für die Mission, den er vor 14 Tagen gefunden und seit der Zeit öffentlich ausgedoten hatte. (Schluß folgt.)

## Nachrichten.

### Danzig.

Die Danziger Pastoralconferenz wird, so der Herr will, auch dieses Jahr, wie bisher, in der letzten Woche des August stattfinden; wir laden hiermit freundlich dazu ein und ersuchen die lieben Brüder, welche etwa für die Zeit hier freie Wohnung wünschen, sich dieserhalb bis zum 12. August bei Pred. Karmann zu melden.

Zuerst ist Dienstag den 26. August, Nachmittag von 3 Uhr ab, ein öffentlicher Gottesdienst. Herr Pred. Reinde von Marienwerder hält die Predigt, Dial. Schnaase einen Vortrag über den Gustav-Adolf-Verein und Superint. A. Blech eine Ansprache über Einzelschwärmerei und Kirchengemeinschaft.

Eodann Mittwoch den 27. August ist die Pastoralconferenz von 8 bis 2 Uhr und zur Verhandlung kommen folgende Fragen: 1. Wie hat der Geistliche es anzufangen, daß die Amtshandlungen, die er verrichtet, und die Studien, die er treibt, ihm zur eignen Auferbauung gereichen? (Ref. Pfr. Siwert von Preßberrnau.) 2. Wie ist dem großen Mangel an Elementarlehrern abzuheffen? (Ref. Reg.-Schulrath Dr. Wantrupp von hier.) 3. Wie steht der evangelische Geistliche zur heutigen Bildung? (Ref. Pfr. Dr. Kögel von Rakel.) Am Mittwoch Abend ist wieder ein öffentlicher Gottesdienst, bei welchem Pred. Kahle von Rosenberg die Predigt hält.

Endlich Donnerstag den 28. August wird Gelegenheit dargeboten von 7 bis 9 Uhr Morgens zu Specialconferenzen und darnach zu einer gemeinschaftlichen Excursion in die Umgegend.

Danzig, den 4. Juli 1856.

### Der Ausschuss der Danziger Pastoralconferenz.

A. Blech. B. Blech. Dr. Höpfer. Karmann. Schnaase.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Mittwoch den 23. Juli.

N<sup>o</sup> 59.

## Kinder-Missionsfeste.

(Schluß.)

Welche treue und mächtige Beter die Mission in der Kinderwelt hat, davon hat noch jüngst Harms im Missionsblatt Nr. 4 ein herrliches Exempel aus seiner Erfahrung erzählt. — Tausend gute und wichtige Dinge, die in der Welt geschehen, gehen an den Armen, Einfältigen und Kindern vorüber, und sie verstehen sie nicht, und sie haben nichts davon und sind für sie so gut wie gar nicht vorhanden. Aber an dem höchsten Zwecke des ganzen Weltlaufes, daß der Herr in demselben Sein ewiges Reich aufbaut, daran können sie Theil haben, ja sie sind die allerersten dabei. Die Reichen, Weisen, Gelehrten, Mächtigen sind ausgeschlossen, wenn sie nicht erst arm, einfältig, demüthig, Kinder werden wollen. Das ist der Kern des Lobgesanges der armen Jungfrau Maria: „Er stüßet die Gewaltigen vom Stuhl und erhebet die Niedrigen; die Hungrigen füllet Er mit Gütern und läßet die Reichen leer.“ Es ist ein Grundgesetz im Reiche Gottes: „Was thöricht vor der Welt, das hat Gott erwählet; was schwach ist vor der Welt, das hat Gott erwählet; und das Verachtete hat Gott erwählet, und das da nichts ist.“ „Wo sind die Klugen? Wo sind die Weltweisen?“ müssen wir auch beim Missionswerk fragen. „Da aber die Hohenpriester und Schriftgelehrten sahen die Wunder, die Er that, und die Kinder im Tempel schreien: Hosiannah, dem Sohn David! wurden sie entrüstet. Und sprachen zu Ihm: Hörst Du auch, was diese sagen? Jesus sprach zu ihnen: Ja! habt ihr nie gelesen: Aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge hast du Lob zugericht? Und Er ließ sie da.“ Matth. 21, 15—17. Dazu sagt Kieger: „Das Hosiannah der Kinder schien nur von den Alten abgelernt zu seyn, und doch hatte der Geist Gottes darunter sein mächtiges Geschäft. Denn so verhält es sich mit Manchem, das die Kinder auffangen, und das hernach der Geist Gottes oder der Geist der Welt zur Reinigung oder zur Verwüstung ihrer Herzen anwendet. Diese Macht im Munde der Unmündigen muß uns noch helfen glauben, beten und wider den Satan fechten.“ Luther, Melanchthon und andere Gottesgelehrte waren zu Torgau versammelt, um den protestantischen Fürsten Rathschläge zur Erhaltung des Evangeliums zu ertheilen. Melanchthon, der sehr verzagt war, wurde herausgerufen. Er gerieth zufällig in ein Zimmer, wo drei Predigerfrauen ihre kleinen Kinder Gebete für die Erhaltung des Evan-

geliums lehrten. Da fiel ihm Ps. 8, 3 ein; er wurde wunderbar gestärkt und kehrte fröhlich in die Versammlung zurück. Mit Verwunderung fragte Luther nach der Ursache dieser schnellen Veränderung. „Laßt uns nicht zagen“, sagte er, „ich habe eben die Streiter gesehen, die für uns kämpfen und die unüberwindlich seyn werden.“ Luther ist gewiß der Erste gewesen, der diesen Trost mit angenommen hat. „Wenn dem Teufel soll ein Schade geschehen“, sagt er einmal, „der da recht heiße, der muß durch's junge Volk geschehen, das in Gottes Erkenntniß aufwächst und Gottes Wort ausbreitet und Andere lehrt.“

Ich fürchte nicht, daß ein Leser mir im Geiste zuruft: „Zur Sache!“ Treten wir aber mitten in ihre Ausführung hinein, wie „Gruß und Einladung“ sie beschreibt. „Liebe Kinder! sehet euch nun das schöne Bild an, das ich euch bringe. Ein großer und berühmter Herr Professor in Berlin hat's gezeichnet. Die Kinder, die im vergangenen Jahre am dritten Pfingsttage das schöne Fest bei uns mitfeierten, werden herausfinden, daß hier die Festfeier im Garten abgebildet ist. Ach, Kinder! dies schöne Fest wird mir unvergeßlich bleiben. Ihr kleinen Leute, die ihr hier waret, nicht wahr, euch leuchten die Augen noch heute vor Freude, wenn ich euch daran erinnere? O wie war das so schön, als ihr mit Sang und Klang in unserer Dörflin einzoget! Es sah prächtig aus, als die Kinder aus Kadensleben, 60 Mann hoch, mit ihrem Lehrer und mit andern erwachsenen Leuten singend und lobend heranzogen. Alle trugen grüne Zweige in den Händen, die Mützen der Knaben waren mit Grün geschmückt, und voran wehte die wunderschöne Missionsfahne. Als 300 — 400 Kinder vor dem Pfarrhause aufmarschirten, und wir dann ein „Allein Gott in der Höh sey Ehr“ mit einander anstimmten: Kinder! da war mir's, als ob die lieben Engel oben die Himmelsfenster öffneten und in seliger Freude in den Lobgesang mit einstimmten. Dann ging es in die Kirche. Der Gottesdienst mit den schönen Geschichten ist jung und Alt gewiß noch im Gedächtniß. Würde ich aber die lieben Kinder fragen: was hat euch von dem ganzen Feste am besten gefallen? ich glaube, ihr sagt alle: die Schlußfeier war doch am schönsten. Und das meine ich auch. Schon der lange, lange Zug von der Kirche durch das Dorf nach dem herrschaftlichen Garten mit den wehenden Fahnen und den lieblichen Gesängen war so schön, und wie fröhlich und glücklich waren wir, als je 30 Kinder im Garten abgezählt unter die schattigen Linden traten und auf dem grünen Rasen um den dampfenden



Kaffee sich sammelten. Wie lieblich klangen unsere Lieder, und wie viel wurde erzählt, wie gebauet und gebetet! Ja, da konnten wir's erfahren, daß solche Freude, die der Herr Jesus bereitet, über alle andere Freude geht. Ob wohl an diesem Tage die Kinder, die, statt das Missionsfest mitzufeiern, auf den Schützenplatz gegangen waren, ebenso vergnügt gewesen, als wir? — Seht euch nun nochmals das Bild an. Es stellt den Augenblick dar, wo der Prediger nach dem gehaltenen Mahle die Bank bestiegen hat. Das Dankgebet ist gesprochen, es soll noch eine wichtige Sache verhandelt werden. Alles drängt sich um den Prediger. Dieser redet die Kinder an, ob sie nicht auch künftig an die armen Heiden in Liebe denken wollten, die von keinem Heiland wissen. Die Kinder werden gefragt, ob sie nicht zu einem Kinder-Missionsverein zusammentreten und monatlich einen Pfennig für die Mission geben wollen? Nun, das vergißt wohl so leicht keiner, der's mit angesehen, wie freudig die Kinder ihr Ja dazu sprachen, und 400 Hände aufgehoben wurden, um solches zu bekräftigen."

In dieser Beschreibung sind ziemlich alle äußern und innern Momente eines Kinder-Missionsfestes angegeben. Sehen wir uns dieselben einzeln an. Die Summe gibt das Wort an: „Werdet wie die Kinder!“ was, wie Hamann sagt, schwerlich so viel heißt, als: habt Vernunft, deutliche Begriffe! Jedoch soll dies wieder schwerlich so viel heißen, als: habt Unvernunft, undeutliche Begriffe und ihr seyd geworden, wie die Kinder. Zu Kinder-Missionsfesten gehören Prediger und Lehrer, die wie Kinder mit ihren Kindern reden, wandern, sich freuen, singen, erzählen. Die Kinder können nicht einzeln, jedes für sich, zum Missionsfeste gehen. Sie müssen geführt werden feierlich, unter Sang und Klang. Da geht die Feier schon zu Hause an und auf dem ganzen Wege ist Feier. In unserer Mark sind die Alten so schwer in Bewegung zu bringen, um des Reiches Gottes willen nach einem andern Orte und einer fremden Kirche einmal gehen, ist eine unerhörte Sache. Diese muntern, fröhlichen Kinderzüge ziehen aber doch manchen Alten mit. Dieses Jahr kamen Kinder 1 bis 2 Meilen weit her, „Gruß und Einladung“ hatten gezogen. Da hatten Bauern und Gutsbesitzer angespannt, und die Kinder, so ein 20 auf einem Wagen, hergefahren, und waren auf diese Weise selbst mitgekommen, mancher vielleicht das erste Mal in seinem Leben zu einem Missionsfeste. Wird aber gegangen, so muß der Prediger auch mitgehen und darf nicht vornehm in der Kutsche vor der Procession vorüberfahren; an dem Tage muß er insonderheit erfunden werden „an den Beinen gestiefelt, als fertig zu treiben das Evangelium des Friedens.“ Ich sagte „Procession“ und setze noch „Wallfahrt“ hinzu. Unsere Lutherische Kirche hat sie grundsätzlich nicht verworfen, wollte auch sie geäußert und evangelisch gehalten erhalten. Nicht ihr eigner, sondern ein fremder, feindseliger Geist hat sie um Processionen und Wallfahrten und in puritanische Nacktheit und Armseeligkeit gebracht. Es ist ein Stück der Herrlichkeit und ein Grund der innern Macht der Katholischen

Kirche, daß sie mit ihren Gottesdiensten und Festen die Kirchenmauern durchbricht, das Heilige hinaus trägt in das Leben, mit ihren himmlischen Gesängen das Geräusch der Erde zum Schweigen bringt, sich nicht scheut, den Altar auf der Straße aufzuschlagen. Unsere Missionsfeste haben uns in diese Bahn zurückgebracht, zum Theil dadurch, daß die Kirchen zu klein für die Festversammlungen waren. Aber nicht bloß „aus Noth“. Harms in Herrmannsburg feiert alljährlich den ersten Tag in der Kirche, den zweiten mit Procession und Wallfahrt im Freien. Kinder-Missionsfeste sind aber ohne dies gar nicht zu feiern. Aber dazu gehört wieder Sang und Klang. Wir haben schon eine besondere Lieder-Literatur dafür, im „Reisepsalter“ von Straube, in der „Missionsharfe“ von Volkering und „Unsere Lieder“ aus dem Rauhen Hause. „Schönster Herr Jesu u.“, „Laßt mich gehn u.“ u. a. sind schon allgemein durchgedrungen. „O heiliger Geist, kehre bei uns ein u.“ hoffe ich bei einem solchen Zuge nie wieder zu hören. Fahnen gehören eigentlich auch dazu. Sie erhöhen die Feierlichkeit ungemein, deuten mit ihren Symbolen und Inschriften auf das Inwendige, und dienen auch, wenn, wie dieses Jahr in Wulkow, an 800 Kinder zusammenkommen, zur Erhaltung der äußern Ordnung, indem alle Kinder immer sehen und wissen, wo sie hingehören. Wo sie hernehmen? Das ist wieder eine Gelegenheit, in die verknöcherten, stizigen Herzen der Alten zu kommen. Fast alle Leute werden weich, wenn sie ihre Kinder in freudiger Bewegung sehen, und so ein Missionsfest versetzt sie Wochen lang vorher dahinein. Alles wird darauf bezogen. Wird eins krank, so grämt es sich, es werde nicht mitziehen können, hat eins nicht rechte Kleidung, so kann's bitten, wie sonst nie, und die ärmsten Leute freuen sich, ihr Kind dabei zu sehen. Ein Bauer sieht bei unserm Feste die vielen schönen Fahnen, die Kinder aus seinem Dorfe haben aber noch keine. Er erkundigt sich näher, wo sie dieselben herhätten und wie viel eine koste. „Nun“, sagt er, „nächstes Jahr sollen unsere Kinder auch eine haben, so kommen wir nicht wieder, zehn Thaler will ich dran wenden.“ Ist das nicht etwas von einem Manne, der bisher vielleicht nichts gegeben, als den Pfennig in den Klingelbeutel und dann und wann einen Dreier in eine Collecte? —

Es bleibt auch jetzt noch, wo die Emancipationsgelüste etwas vergangen sind, die Aufgabe der Kirche, allerlei innere Bande zwischen sich und der Schule zu knüpfen, außeramtlich, geistlich, in freier Liebe mit den Lehrern und Kindern der Schule zu verkehren. Kann es aber ein mächtigeres, heiligeres Band geben, als wenn Prediger, Lehrer und Kinder sich vereinigen, den Namen Christi unter die Heiden zu tragen? Es ist auch gar zu wichtig für den Unterricht, daß man etwas mit den Kindern lebt. Das ewige bloße Lehren kann zu einer Verfestung und Verholzung des innern Lebens führen, wie die altprotestantische Orthodorie gezeigt hat. Die kleinen Kinder nehmen die Wahrheit des göttlichen Wortes gewöhnlich lebendig auf und setzen sie oft auf eine überraschende Weise mitten in ihren Lebenskreis



hinein, tragen sie unmittelbar von Moses, Abraham, dem Heiland und seinen Jüngern auf sich und ihre Umgebungen über. Allein dieselbigen Kinder, die in der Elementarklasse uns so erbauten und so große Hoffnungen erregten, sitzen nach einigen Jahren stumpf und gleichgültig da bei denselben Geschichten, bei denen ihnen früher das Auge leuchtete und das Herz klopfte. Sie sind in der Fülle ungelommen, sind todt gestopft, sie haben die Kost eines Arbeiters im Weinberge bekommen und nichts zu arbeiten. Es ist eine große Gefahr bei der Unterweisung in der Gottseligkeit, daß das Wissen unter der Hand zum Ziel, das Mittel zum Zweck gemacht wird. Darum thut es noth, daß bei dem vielen Lehren von Gott und seinem Worte auch etwas dafür gelebt, mit einander gethan werde. — Es ist aber mit einem jährlichen Feste nicht abgethan, es war nach obiger Darstellung auch eine Vereinigung zu Stande gekommen, daß jedes Kind alle Monate wenigstens einen Pfennig einlegen wollte. Damit ist eine geistliche Bewegung im ganzen Jahre gegeben. Lehrer und Prediger reichen sich wieder die Hände und widmen monatlich mit einander den Kindern eine Stunde der Erbauung aus Gottes Wort und der Geschichte der Mission, wobei dann jene Einlage geschieht. Unser Kinder-Missionsfest hat an einem Orte einen Kreis von 10 bis 12 Kindern zusammengebracht, die sich allein, ohne Lehrer und Prediger, wöchentlich versammeln, Lieder singen, aus der Mission etwas vorlesen und dann in ihre Missionsbüchse einlegen.

Wir haben bisher keiner Art von Schwierigkeiten gedacht; es könnte scheinen, als ob wir gar keine dabei gefunden hätten. Allein das wäre ein verdächtiges Lob und Zeugniß für die Sache. Eine müssen wir erwähnen, weil sie sich fast überall finden wird und wir etwas zu ihrer Beseitigung beitragen möchten.

In dem jetzt anhängigen großen Processe Liturgie contra Predigt muß diese schwere Beschuldigung hören. Nach denselben sollte man meinen, die Predigt wäre auf die höchste Höhe ihrer Blüthe und Macht gekommen und dadurch die Anbetung beeinträchtigt worden. Aber Predigt und Liturgie stehen und fallen mit einander. Die Predigt zeugt Väter und Anbeter durch das Wort der Wahrheit. Die Anbetung ist verkommen mit der Predigt, und dann weiter durch eine Predigt, welche gar keine war. Man sollte sich zwei Mal besinnen, ehe man Ein Mal sagte: Predigt zurück! oder gar fort! Es ist erstaunlich, wie herzlich schlecht, wie wenig wahrhaft gepredigt wird, wie viel oberflächliches Gerede auch von gläubigen Geistlichen als Predigt kurfirt. Meint man dieses, wenn man geringschätzig von der Predigt spricht, so sage man es. Aber dagegen ist nicht zu protestiren um der Liturgie, sondern um der Seligkeit der Seelen willen und des Gedeihens der Kirche überhaupt, die aus dem Zeugniß und der That der Predigt immer wieder erbaut und fort und fort erhalten werden muß. Sonst müßte die Griechisch-Katholische Kirche, die fast gar keine Predigt, sondern lauter Liturgie hat, das kräftigste Glied am Leibe des Herrn seyn. — Wie schlecht es noch um

unsere Predigt steht, kann man recht bei Missionsfesten sehen. Ueberall ist Noth um Prediger; einige Wenige werden überall hin geholt, und die machen's trotz ihres Rufes mitunter noch schlecht genug. Soll aber ein Kinder-Missionsfest gefeiert werden, da wird die Noth erst groß; da will Keiner, weil Keiner recht kann. Wenn diese Feste nicht aufkommen oder verkommen, so wird die Schuld an den Predigern liegen. „Kinderpredigten“ erfordern allerdings eine eigenthümliche Gabe. Mancher hat sie von Natur, er kann nicht anders, als einfach und einfältig und kindlich reden. Aber was man nicht von Natur hat, kann man durch die Gnade und den heiligen Geist bekommen; was man nicht ererbt hat, kann man erbitten und erarbeiten. In unserm Falle freilich nur unter Erfüllung der Voraussetzung: „Werdet wie die Kinder!“ Die obige Probe aus „Gruß und Einladung“ mag als Beispiel dienen, wie man mit Kindern kindlich spricht. Seit vorigem Jahre gibt Wallmann den „kleinen Missionsfreund“ heraus, ein Blatt für Kinder. Der theure Mann ist schon längst als Meister Einfach bekannt. In diesem Kinderblatte ist er's aber von Beruf und Amts wegen. Fast jedes Fest liefert etwas wahrhaft Klassisches von „Kinderpredigten.“ Er erzählt nämlich nicht bloß Geschichten, wie das Calwer Missionsblatt für Kinder, sondern in jedem Hefte wird voran den Kindern ein Abschnitt der heiligen Schrift ausgelegt. Alle Prediger sollten diesen kleinen Missionsfreund groß ansehen, ja studiren, um daraus zu lernen, wie man Kindern predigen muß. Ja, alle unsere Predigten sollten etwas von dieser einfältig-mächtigen Weise haben, während jetzt die allermeisten über die Köpfe hin gehen, oder höchstens in die Köpfe und nicht durch die Herzen. Der kleine Missionsfreund war im ersten Jahre bald vergriffen und hat dieser Jahrgang neu aufgelegt werden müssen. \*) Er hat eben so viele Freunde unter den Großen, wie unter den Kleinen. Unser Volk weiß noch geistliche Speise zu schätzen, geben wir ihm nur die rechte und recht zubereitet, verderben wir ihm nicht die Himmelspeise, indem wir sie darreichen. Die Rede von besonderer Begabung hören wir an, wissen auch sehr wohl, daß im Reiche der Gnade und des heiligen Geistes nicht Egalité ist. Aber der Artikel bleibt stehen: „Ich glaube an den heiligen Geist“, und das Gebot bleibt stehen: „Gehe hin und thue desgleichen!“ —

## Nachrichten.

### Westphalen.

Nachdem die drei Paragraphen, in welchen von der Rheinischen und von der Westphälischen Provinzialsynode der Bekenntnißstand der Evangelischen Kirche in diesen beiden Provinzen formulirt ist, die Bestätigung Sr. Majestät erhalten haben, so haben sich von mehreren Seiten her falsche Auffassungen über das Verständniß dieser Paragraphen erhoben. Namentlich hat man dieselben so ausdeuten wollen, als

\*) Der kleine Missionsfreund von Wallmann. Erster Jahrg. 1855. Zweite Auflage. Halle, Friede, 1856.



sey dadurch das Recht der Confession geschwächt. Wer mit der Entstehungsgeschichte bekannt ist, wird dergleichen freilich nicht theilen, da aber nicht zu läugnen ist, daß die Fassung derselben viel zu wünschen übrig läßt, namentlich die Zusammenstellung von §. 2 und §. 3 Mißverständnissen und falschen Auffassungen Raum geben kann, so halten die unterzeichneten Diener der Kirche von Rheinland und Westphalen es für ihre Pflicht, in Folgendem eine offene Erklärung abzugeben, welches der alleinige Sinn dieser Paragraphen seyn kann, in der gewissen Zuversicht, daß dieselbe ebenso von dem Hochwürdigsten Evangelischen Oberkirchenrath, als von den beiden Hochwürdigsten Provinzialsynoden als die richtige werde anerkannt werden.

Während die Kirchenordnung von 1835 über das Bekenntniß gar nichts aussagte, und es daher bei der Verwirrung, welche zu der Zeit über das Wesen der Union herrschte, völlig in der Hand der Einzelnen lag, alles confessionelle Recht zu ignoriren, was auch im Laufe der Zeit vielfach geschehen ist, so hat allmählig eine gesündere Auffassung Raum gewonnen und das kirchliche Recht gesonderter Confessionen nicht mehr in Abrede gestellt werden können. In unsern beiden westlichen Provinzen, in welchen große Gegenden mit römisch-katholischen Bewohnern gemischt, oder von solchen vorwiegend bewohnt sind, hat die Zeit des Indifferentismus vom Anfang dieses Jahrhunderts an zur Vermischung lutherischer und reformirter Gemeinden und so zur Bildung und Entstehung solcher Gemeinden Gelegenheit gegeben, auf welche die Erläuterung der Königl. Kabinettsordre vom 27. Februar 1834 über das Wesen der Union nicht mehr anwendbar waren, weil sie wirklich ihr Bekenntniß aufgegeben hatten, und somit die absorptive Union wirklich stattfand. Die Vieldeutigkeit des Begriffs der Union gab dazu Veranlassung, daß andere Gemeinden, welche zunächst nur ein gemeinsames Kirchenregiment anerkannten, und in dem Geist der Liebe und Duldung gegen die andere Confession standen, kirchenrechtlich ebenso angesehen und behandelt wurden, wie jene Gemeinden, welche ihr Bekenntniß aufgegeben hatten, oder z. B. bei neu gebildeten nie darüber klar geworden waren. Dieser Zustand mußte beseitigt werden, und aus dem Verlangen, Klarheit in diese Verhältnisse zu bringen, und die kirchenrechtliche Stellung der verschiedenen Confessionen zu wahren, sind die drei nun genehmigten Paragraphen über den Bekenntnißstand der Evangelischen Kirche Rheinlands und Westphalens hervorgegangen.

Daher ist die Thatfache in §. 2 rechtlich festgestellt, daß es in unsern beiden Provinzen innerhalb der Landeskirche, dreierlei verschiedene Confessionsgemeinden gibt, lutherische, reformirte und unirte; und es ist das Bekenntniß derselben so bezeichnet, daß kein Zweifel mehr darüber stattfinden kann. Es ist dabei ausdrücklich auf das historische Recht zurückgegangen, woraus deutlich folgt, daß alle Gemeinden, in welchen nicht durch eine unzweideutige legitime Erklärung etwas Anderes bestimmt ist, nicht unirte, sondern lutherische oder reformirte Gemeinden sind und als solche fortan kirchenregimentlich behandelt werden müssen, wie sie auch z. B. in den Vokationen zum Theil behandelt sind. — Es versteht sich ganz von selbst, daß §. 3 mit §. 2 nicht in Widerspruch steht, also nicht das dort ausdrücklich ausgedrückte Neue anerkannte Recht der Confessionen schmälern kann; es kann also unter der Gemeinschaft, welche die Glieder verschiedener Gemeinden pflegen, nur Folgendes gemeint seyn:

1. Daß die verschiedenen Gemeinden unter einem gemeinsamen Kirchenregiment stehen gemäß der geltenden Kirchenordnung, wobei aber nothwendig dem Kirchenregiment obliegt, das Recht des kirchlichen Bekenntnisses der einzelnen Gemeinden zu schützen und zu bewahren, was auch nicht ausschließt, daß es nicht zweckmäßig erfunden werden könnte in solchen Synoden, wo eine einzelne Confessionsgemeinde Gefahr für die Bewahrung ihres Bekenntnisses laufen könnte, mit andern Synoden, wo mehrere Gemeinden ihres Bekenntnisses sich befinden, zu vereinigen, oder mehrere vereinzelte Gemeinden gleichen Bekenntnisses aus verschiedenen Synoden zu einer besondern Synode zu vereinigen.

2. Es ist den lutherischen und reformirten Pastoren und Presbyteren erlaubt, daß sie Pastoren des andern Bekenntnisses auf ihren Kanzeln predigen lassen dürfen, aber sie sind nicht dazu gezwungen. Es versteht sich aber ganz von selbst, daß hierin nicht ein Recht liegt, lutherische Pastoren an reformirte und umgekehrt ohne vorherigen Confessionswechsel zu berufen.

3. Es gestatten die verschiedenen Gemeinden den Gliedern anderer Gemeinden auf deren Wunsch gastweise als Noth- oder Liebesfische bei ihnen das heilige Abendmahl genießen zu dürfen; aber es ist kein reformirtes Gemeindeglied in einer lutherischen Gemeinde und umgekehrt, das Bedenken gegen die gegenseitige Lehre hat, genöthigt, das heilige Abendmahl in einer Gemeinde andern Bekenntnisses zu empfangen, sondern es hat das Recht, sich damit zu einer Gemeinde seines Bekenntnisses zu halten. Ebenso wenig ist eine lutherische oder reformirte Gemeinde verpflichtet, ein Glied einer andern Gemeinde, welches ihr Bekenntniß als falsch und schriftwidrig erklärt, bei sich zum Abendmahl zuzulassen, vielmehr verpflichtet, solche abzuhalten. Am allerwenigsten aber kann daraus gefolgert werden, daß die Sacramentsformulare, welche das bestimmte Bekenntniß der Kirche unumwunden aussprechen müssen, aus Rücksicht auf Glieder anderer Gemeinden geändert werden dürfen, da ausdrücklich nur solche Glieder anderer Gemeinden zugelassen sind, welche nicht in dem Bekenntniß der Gemeinde, an deren Sacrament sie Theil nehmen wollen, etwas falsches finden.

Nur in dieser Auffassung können die beiden Paragraphen nebeneinander sich ergänzen ohne sich gegenseitig aufzuheben: §. 2 gibt Zeugniß von der rechtlichen Sonderung der Bekenntnisse, §. 3 weist die Verbindung nach, in welcher die Glieder derselben untereinander stehen.

In dieser klar dargelegten, nach mancherlei schweren Kämpfen jetzt anerkannten Stellung kann die Evangelische Landeskirche in Rheinland und Westphalen ohne eigenmächtig, oder voreilig in die weiteren Führungen Gottes mit derselben einzugreifen, welche vor Menschenaugen verborgen, und menschlicher Klugheit entzogen sind, im Ausblick auf den Herrn, unter Wahrung der Rechte der verschiedenen Bekenntnisse abwarten, was der Herr thun, wie Er Seine Kirche bauen und der endlichen Vollendung entgegenführen werde.

Minden, den 1. April 1856.

L. Feldner, luth. Pf. in Elberfeld. Huhld, Superint. zu Hausberge. G. Hartmann, Pf. in Oibendorf. Volkening, Pf. in Föllnbeck. Seippel, Pf. in Schnathorst. Scheffer, Pf. zu Buchholz. Ahlborn, Pf. zu Eisbergen. Fuchzemeier, Pf. zu Schilbesche. Siebold, Pf. zu Schilbesche. Kunssemüller, Pf. zu Wehden. R. Kuhlo, Pf. in Waldorf. E. Kuhlo, Pf. in Gohfeld. Hartog, Pf. zu Steinhagen. Schmalenbach, Hilfspf. in Minden. Heinrich, Pf. in Langerfeld. B. Volkening, Gefängnißpred. zu Bielefeld. A. Lichtenstein, luth. Pf. in Elberfeld.

Da es uns nicht auf eine Menge von Namen, sondern auf die Sache ankam, so haben wir diese Erklärung Niemandem weiter zur Unterschrift vorgelegt, als denen, die grade in Minden versammelt waren, und dem zuletzt Unterzeichneten, der sie zur Unterschrift begehrt hatte.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Donnerabend den 26. Juli.

N<sup>o</sup> 60.

## Die Idee der Persönlichkeit und der individuellen Fortdauer. Von F. H. Fichte. — Zweite Auflage. Leipzig 1855.

Es ist ein gewiß bemerkenswerthes Zusammentreffen, daß dem entschiedenen Aufkommen des Materialismus eine gewisse Erkaltung gegen die philosophischen Studien vorausgegangen ist und immer noch andauert. Der Materialismus verkehrt auf dem entgegengesetzten Gebiete. Wenn auch nicht in jedem Betracht. Macht er ja doch auch grade darauf Anspruch, die richtige letzte Lösung aller Lebenserscheinung und Aeußerung zu seyn. Aber nur, daß er dabei das Verhältniß der in Rede stehenden Potenzen umkehrt. Der Materialismus entmannt recht eigentlich die Philosophie, weil er sie entgeistigt. Der Geist, weil nur in und an der Materie, kann darum auch keinen Anspruch erheben, über die Materie hinaus zu einer ihr anderen wirklichen Grundursache der Dinge hindurchzubringen, oder es selbst zu seyn. Die Materie bleibt als indigesta moles der undurchdringliche Anfang wie Ende aller Dinge.

Daß also die Philosophie, will sie bleiben, was sie seyn soll, ein besonderes Interesse daran hat, dem Materialismus kämpfend in den Weg zu treten; daß aber auch eben darum die christliche Theologie auf diesen Kampf zu merken, und sich wie überhaupt durch die philosophische Pflege des geistigen Gebietes, so insbesondere durch die gewonnenen Wahrheitsmomente zu verstärken hat, das ist in dem gegenwärtigen Augenblick eine heilsame, wenn auch nicht zu überschätzende Erinnerung.

Ein dem positiv-christlichen Interesse längst befreundeter Forscher ist F. H. Fichte. Was er geleistet hat zur Erkenntniß der destruktiven sowohl, als der konservativen Seite der bis dahin dominirenden Hegelschen Philosophie, ist bekannt. Fichte weist das Können und Leisten der Philosophie auf eine besonnene Schranke zurück. Fichte respektirt die Thatsache vor aller Philosophie. Diese oder das Reale schließt ein Mehr als das bloß Nothwendige in sich. Der philosophische Geist mit seinen logischen Kategorieen und der Macht seiner Dialektik ist mit Nichten der Schöpfer der Dinge und seines Inhalts. Er kann den Dingen und ihrem Sehn nur nachdenken. Daß dies nun ein mit dem Anliegen der christlichen Theologie sich enge berührender, ja der allein zulässige Gesichtspunkt für sie ist, daran braucht ebenfalls nur erinnert zu werden. Aber Grund um so mehr, von einer so gearteten philosophischen Betrachtung auch

in den, von der oben genannten Schrift behandelten speciellen Gegenständen im voraus eine gewisse Ausbente zu erwarten.

Der erste Punkt ist die Idee der Persönlichkeit. Wie wichtig diese, richtig bestimmt, für die eigentliche Theologie, aber auch Anthropologie ist, erweist sich insbesondere auch darin, daß nur von ihr aus dort eine gründliche Ueberwindung des Pantheismus, hier des Materialismus, möglich ist. Ist Gott Person, d. h. nach Fichte „die sich bewußt durchdringende, in Bewußtseyn fassende, begreifende, genießende Einheit“, und damit auch „In sich bestimmtheit, zusammenfassende Selbstigkeit gegen Anderes, welches sie damit ausschließt und von sich abtrennt“, so ist an ein Aufgehen dieser in der Welt in keiner Weise ferner zu denken. Gott ist dann jedenfalls über der Welt (wenn auch nicht außer der Welt, und die Welt nicht außer Gott, eine Bestimmung, von der Fichte erinnert, daß sich Keiner dabei etwas Deutliches zu denken vermöge), und zwar nicht bloß als übergreifende Subjektivität, sondern als frei handelnder Wille, der also auch die Welt hätte nicht schaffen können, der so wenig nothwendig in der Welt aufgeht, daß er vielmehr nur durch die That seines Willens der Welt sich zu erfahren gibt, sich offenbart. Fichte geht hierin mit dem christlichen Glauben so weit, daß er sagt: „Erst in Christo und durch ihn hat Gott das höchste Zeugniß, die thatsächliche Gewißheit von sich gegeben. Die Spekulation ist auch im Begriffe der Persönlichkeit Gottes durch diese Thatsächlichkeit ergänzt zugleich und übertrossen, während sie an ihrem Theile zugleich daher in eine Art von praeparatio evangelica auslaufen muß, in die Weisung nämlich, den faktisch sich offenbarenden persönlichen Gott nur auch geschichtlich aufzusuchen und wie er zu finden. Dennoch ist Christus zugleich die tiefste spekulative Erscheinung, der mächtigste Durchbruch und die größte Siegbewährung einer göttlichen Leitung der Geschichte, über ihren bloß menschlichen und empirisch zu berechnenden Verlauf hinaus. Wir wollen dafür nur an sein eigenes Bewußtseyn über sich selbst erinnern, wie es sich in dem gewaltigen Worte ausgesprochen: Ehe denn Abraham war, bin ich. Dieses Wort, das Keiner vor ihm und nach ihm zu sagen vermochte, das bis jetzt nur Wenige (?) begriffen, legitimirt ihn allein schon als den, für welchen er sich bekannt. Es ist das für uns fast inkommensurable Bewußtseyn, in der irdisch persönlichen Gegenwart zugleich dennoch als anfanglos sich zu wissen, und als Eins mit Gott in dem ewigen Ursprung der Dinge.“ (S. 136.)



Wie Fichte zu diesem Begriff der Persönlichkeit gelangt, und ihn als die nothwendige Ergänzung und Zusammenfassung alles Denkens Gottes nicht nur, sondern alles Denkens überhaupt, der letzten Möglichkeit und Evidenz desselben nachweist („Denken heißt Aufheben der — erscheinenden — Zufälligkeit: Erkennen des Einzelnen nach seinem Wesen und nach seinem Grunde, S. 81; wie weit das Erkennen vorrückt, so weit trägt auch der Theismus den Sieg davon“, S. 101) — das hier zu verfolgen, haben wir keinen Verus; es ist genug, auf das Resultat aufmerksam gemacht zu haben.

Und in dieser Beziehung bemerken wir nur noch, daß auf solchem Standpunkt nicht bloß die teleologische Betrachtung der Welt, der Rückschluß von der Schöpfung auf den Schöpfer ganz eigentlich zu ihrem Rechte kommt, sondern daß auch in der Persönlichkeit Gottes der Grund- und Eckstein zur Ueberwindung und Ausschließung des Materialismus gegeben ist. Denn ein persönlicher, sein selbst bewußter, freier Gott, der in seiner schlechthinigen geistigen Erhabenheit über alles Materielle sich der von ihm erschaffenen Welt eingebildet, läßt es ebensowenig zu, daß der von und zu ihm erschaffene Geist anders als in der gleichen Erhabenheit über die Materie bestehe. Ein von Ihm, mit Beziehung auf die ganze übrige Kreatur gesetzter, diese zugleich, in der Gemeinschaft mit dem Schöpfer, überragender Geist kann nicht an dieser untergehen. Der ihn als dieser wollende göttliche Wille hält ihn fest. Ist der Mensch auch wirklich eine Person, — und Fichte zeigt, daß nur hierin der Begriff des Menschen zu seiner Vollendung kommt — d. h. ist der Mensch gesetzt zu einer, sich selbst, sein Wesen, bewußt auswirkenden und in dieser Auswirkung wiederum bewußt durchdringenden Macht, Selbst-Macht, so muß er nothwendig von dieser Auswirkung in jeder Gestalt derselben nicht bloß sich selbst unterscheiden, sondern auch unterschieden seyn. Er hörte sonst überhaupt auf zu seyn. Das bloße Spiel unpersönlicher, rein an und in die Materie gebannter und aus ihr entspringender Kräfte, dem es an einem, sie durchschauenden, auf einander beziehenden Mittelpunkt (Zsh) gebräche, wäre nicht einmal ein System von Kräften. Es fehlte die Einheit. Und diese kann nicht bloß als ideell gesetzter Bezug des Einen auf das Andere gedacht seyn, es muß nothwendig ein sie Setzendes, also Anderes, nicht in ihnen Befangenes, sondern zu jeder in dem gleichen freien Bezug Stehendes, darum nur sich selbst Gleiches hinzukommen. Und daher kann auch dies Andere nicht an die Materie verkauft seyn. Der Geist, die Person, hat vielmehr die Materie zum Substrat ihrer Verleiblichung. Der Geist ist die Macht über die Materie, er ist gesetzt „mit der absoluten Gewalt, sich das Stoffliche der Umgebung zu unterwerfen und die individuelle Eigenthümlichkeit darin darzustellen.“ Und hieran knüpft Fichte eine eigenthümliche Demonstration, die für uns, zur Entkräftung des Materialismus, und auch sonst wohl einen beachtenswerthen Wink enthält, aber freilich auch, wie sie hier erscheint, mit der Schriftlehre in greller Dissonanz steht.

Die individuelle Fortdauer, wenn sie einmal aus anderen

Gründen oder aus anderem Interesse in Frage gestellt ist, und nicht bloß auf Schrift und Offenbarung gestützt seyn will, zu erweisen, bedarf es insbesondere, auf das mögliche Wie derselben einzugehen, und den dawider zeugnenden bösen Schein des Todes zu entkräften. Denn in dem Vorgang desselben hat ja der Materialismus seine stärkste, auch vulgärste Waffe. Indem mit der aufgehobenen Bedingung der leiblichen Existenz auch die gesammten geistigen und seelischen Funktionen cessiren, erscheinen diese letzteren nicht ganz und gar an jene gebunden und als ein Ausfluß derselben? Stellt sich Geist und Seele nicht als abhängig vom Leibe und ihm gegenüber bloß leidendlich dar? Nein, sagt Fichte, das ist ein Schein, der auch beim Tode nicht einmal seine Wahrheit behält. Der Tod ist kein Erleiden, er ist auch ein Thun der Seele. „Der Tod ist ein nothwendiger Vorgang in der Lebensentwicklung, organischer Moment, nicht der abstrakte Gegensatz oder die Negation des Lebens.“ (S. 159.) Die Seele „setzt ihn als Moment des Lebensprozesses aus sich selber, geht nicht in ihm unter.“ (S. 38.) Und das hängt bei Fichte, außer mit der obigen Auseinandersetzung von der Porifikationskraft der Seele, noch weiter zusammen.

Fichte knüpft an die physiologische Betrachtung an, daß der den menschlichen Körper bildende Stoff in einem steten Wechsel, Zu- und Abfluß, begriffen ist, daß „der Kohlen- und Stickstoff, der in dem Phänomene der Hand oder des Fußes gegenwärtig ist, uns ursprünglich ebenso fremd bleibt, als der äußerliche Stoff, welcher uns zur Nahrung wird“, woraus er sodann den Schluß ableitet, daß „diese hindurchfließenden, ursprünglich ihm fremden chemischen Stoffe, welche, in seinen Assimilationskreis gezogen und zum Dienst der Organisation gezwungen, vorübergehend seine Natur annehmen, gar nicht der eigentliche Leib, noch weniger der Mensch sind, sondern die stets wechselnde und sich umbildende Erscheinung desselben.“ — Leib ist wahrhaft nur die darin sich erhaltende und sie bezwingende, organische Identität [wie der Geist die selbstbewußte ist], die Dauer des Individuums in jenem ununterbrochenen Stoffwechsel.“ (S. 156.) Fichte nennt ihn den inneren Leib zum Unterschied von der palpablen Körperlichkeit, warnt aber noch besonders davor, ihn nicht zu verwandeln in die wohlbekannte Abstraktion der Lebenskraft. Indem nun, fährt Fichte fort, „der Körper, die äußerliche Erscheinung, im Leben immer schon verging und sich erneuerte, indem dieser Todeskeim, der sich aus und in allem Lebendigen entwickelt, schon im Alter siegreicher hervortritt und den Prozeß der Abscheidung immer tiefer dringend beginnt: so läßt der innere Leib endlich im Tod dies Medium der in den Stoffen erscheinenden Organisation ganz fallen; er verläßt völlig sein aus den Elementen von ihm gewebtes Abbild, wie er es vorher schon im Einzelnen unablässig fahren ließ.“ (S. 159.) Und so ist also nach Fichte, wie bemerkt, der Tod ein ganz organischer Vorgang im Leben der Seele. Ob damit auch in jedem Sinn ein normaler, das ist nicht unmittelbar gesagt. In dem einen der, aus dem gesammten irdischen Lebensverlauf, wie er vorliegt, abgezogenen Analogie gewiß. Und über



diese geht Fichte nicht hinaus. Er argumentirt aus den That-  
sachen. Und insofern hat seine Argumentation auch Stringenz  
gegen den Materialismus. Der Materialismus muß es an-  
erkennen, daß der Tod auch so sich betrachten läßt, daß also,  
rein bei dem Phänomen geblieben, daraus keineswegs ein un-  
günstiger Schluß auf die Unselbstständigkeit der Seele und ihre  
Vergänglichkeit sich ziehen läßt. Das ist schon ein Gewinn.  
Aber der Tod hat ja diese Seite auch wirklich: und das ist,  
was auch wir hier zu merken haben. Aber nur in anderem  
Zusammenhang und anderer Weise. Der Tod ist wirklich auch  
ein Thun. Man denke nur an das Paulinische: „Ich sterbe  
tätlich“; — — „und tragen allezeit das Sterben unseres Herrn  
Jesu an unserm Leibe“ (1 Kor. 15, 31. 2 Kor. 4, 10). Man  
denke an die Mahnung, das Fleisch zu kreuzigen, und an das  
Bekennniß: „Ich betäube meinen Leib und zähme ihn“ (Gal.  
5, 24. 1 Kor. 9, 27). Man denke daran, daß der Christ alle-  
zeit willig seyn soll, abzuschneiden, daß er sich mehr und mehr  
das Wort anzueignen hat, der Tod ist verschlungen in den Sieg.  
Und man wird einsehen müssen, daß sich, wie in diesem Er-  
tödt des Fleisches und seiner Geschäfte, so auch in dem völli-  
gen Ablegen desselben, in dem Zurückziehen aus dieser zerbrech-  
lichen Hütte, ein gewisses Thun auswirken soll. Aber freilich  
unter einer anderen Vorbedingung: die Erkenntniß der Sünde,  
näher die Erkenntniß, daß alles Fleisch seinen Weg verderbt  
hat, muß vorausgegangen seyn. Und in diesem Sinn kann da-  
her auch der Vorgang des Todes als kein normaler mehr be-  
trachtet werden. Er hat einen Stachel, das ist die Sünde. Der  
Mensch muß sterben, der Tod ist der Sünde Sold. Daß Fichte  
dies gar nicht berücksichtigt, und daß sich ihm auch das andere,  
damit zusammenhängende Moment des Abscheidens der Seele  
aus der ganzen ihr ursprünglich angewiesenen Stätte in seiner  
Bedeutung entzogen hat: das ist ein Mangel. Und wie es  
scheint, ein in seiner Verursachung auch sonst verhängnißvoller  
für seine Philosophie. Fichte läßt seine Betrachtungsweise der  
Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes nicht die rechte Stelle  
anweisen (vgl. Spekulative Theologie, S. 155). Und das kommt  
auch hier in einer für uns bedeutsamen Aeußerung zum Vor-  
schein. „Der wahrhafte Lebensstoff des Geistes ist jedoch der  
sich offenbarende Gott, die unendliche ideale Macht der Welt.  
In diese sich einzuleben mit allen untergeordneten Kräften seines  
Selbst, und dergestalt immer tiefer sich durchbringen zu lassen  
mit dem, was an sich alles Zufällige und Vergängliche über-  
dauert, dieses Theilhaben am Ewigen ist allein die Wieder-  
erneuerung (!) der Individualität, und die immer tiefere Be-  
festigung des Selbst in dieser Gemeinschaft, erscheine dieses ideale  
Leben des Geistes nun als Erforschung ewiger Wahrheiten, oder  
als begeistertes Handeln oder künstlerische Darstellung, oder end-  
lich in der Gestalt eigentlicher Andacht.“ (S. 172.) Es ist Fichte  
begegnet, indem er mit dem Standpunkt seiner Betrachtung rein  
auf den universalen Weltthatfachen fußt, daß er sich nicht ebenso  
Gottes in seiner Abgezogenheit von der Welt, in seinem Für-  
sichseyn (= Heiligkeit), sowie in der dieses Fürsichseyn gegen sei-

nen Widerspruch auswirkenden Energie (= Straf=Gerechtigkeit)  
hat bemächtigen können. Er ist darin auch irre gegangen, so  
sehr es ihm sonst gelungen ist, dem Gebiet der christlichen Offen-  
barung nahe zu kommen, ein Beweis, wie schwer es der einmal  
so weit abgeirrten Philosophie wird, völlig und entschieden zu  
christlicher Bestimmung zurückzukehren.

Aber wir haben aus der bisherigen Erörterung noch ein  
weiteres positives Element nachzutragen. Die von Fichte auch  
für den Akt des Todes in Anspruch genommene organisirende  
Macht der Seele reicht natürlich ebenso sehr oder noch viel  
mehr über diesen Akt hinaus. Die Seele kann nicht leiblos blei-  
ben; um so mehr, als, was sich im Tode von ihr löst, nur die  
äußerliche und sichtbare Hülle des inneren Leibes gewesen. Es  
„entwickelt sich vielmehr zugleich mit dem Fallenlassen der alten  
Lebensmedien die Fähigkeit, neue, homogene Elemente organisir-  
end an sich heranzuziehen.“ Der Mensch tritt unmittelbar nach  
dem Tode in einen Zwischenzustand. Und so läßt Fichte,  
übereinstimmend mit den von ihm dargelegten physiologischen  
Analogieen, auch das Christenthum lehren, und vergißt auch  
nicht daran zu erinnern, daß es davon das letzte definitive Ge-  
richt mit der Auferstehung und nach ihm das ewige Leben noch  
unterscheidet. Und insofern mag sich die christliche Theologie auf  
unverfängliche Weise auch auf dies Moment, auf diese, den Tod  
überdauernde Organisationskraft der Seele hinweisen lassen, zu-  
mal des Wortes eingedenk: „heute noch wirst du mit mir im  
Paradiese seyn“; sowie des anderen: „wir wünschen nicht ent-  
kleidet, sondern überkleidet zu werden.“ — Aber eine rechte Bun-  
desgenossin findet sie doch auch an dieser Philosophie noch nicht.

### Kritische Umschau in der materialistischen Streit-Literatur.

„Was ist's, das geschehen ist? Eben das hernach geschehen  
wird. Was ist's, das man gethan hat? Eben das man her-  
nach wieder thun wird; und geschiehet nichts Neues unter der  
Sonne. Geschiehet auch etwas, davon man sagen möchte: Siehe,  
das ist neu? Es ist weiland auch geschehen in Zeitläuften, die  
vor uns gewesen sind. Man gedenket nicht des Früheren, also  
auch des, das hernach kommt, wird man nicht gedenken bei de-  
nen, die hernach seyn werden.“ Mit diesen Reflexionen eröffnet,  
wie bekannt, Roheleth sein Straf- und Lehrbuch philosophischer  
Lebensweisheit. Schon dies vorausgeschickte Summarium charak-  
terisirt treffend die Grundgedanken der mit ängstlichem Witz  
ausgesprochenen Lebensphilosophie des königlichen Predigers. Es  
ist — um uns hier schon einer modern materialistischen Formel  
zu bedienen — der „Kreislauf des Lebens“, dem er in seinen  
Betrachtungen einen Ausdruck geben will. Der eirkelförmige  
Umbtrieb, die rückläufige Kreisbewegung alles bloß menschlichen  
Thuns und Treibens soll uns vor Augen gestellt werden. Ja  
wahrlich, Roheleth ist die Bibel des Materialismus: „Denn es



gehet, spricht er, dem Menschen eben wie dem Vieh; wie dies stirbt, so stirbt er auch; und haben alle einerlei Odem; und der Mensch hat nichts mehr, denn das Vieh; denn es ist Alles eitel. Es fährt Alles an Einen Ort; es ist Alles von Staub gemacht und wird wieder zu Staub. Wer weiß, ob der Geist des Menschen aufwärts fahre und der Odem des Viehes unterwärts unter die Erde fahre? Darum sah ich, daß nichts Besseres ist, denn daß ein Mensch fröhlich sey in seiner Arbeit, denn das ist sein Theil.“ So ist denn Epikurs Weisheit kanonisiert, und die Herren Bogt, Moleischott, Büchner mögen sich freuen des alten Bundesgenossen aus dem Hause Israel. Wie jene, empfiehlt auch dieser die Skepsis als einzige und vollendetste Lebensweisheit, deren praktischer Refrain die eudämonistische Lebensregel ist: „Darum merkte ich, daß nichts Besseres ist, denn fröhlich sehn und ihm göttlich thun in seinem Leben.“

Jedenfalls ergibt sich aus dieser Parallele aufs Neue die Wahrheit des Satzes: es geschieht nichts Neues unter der Sonne, und die Maximen des modernen Materialismus erweisen sich als uralte und vor Jahrtausenden bereits wohlbekannt. Der einzige Unterschied zwischen jenem gesalbten und den heutigen ungewaschenen Predigern des Materialismus ist der des Humors und der Ironie von dem frivolen Ernste einer kurzlebigen Leichtgläubigkeit. Die Tiefe der Widersprüche dieses Lebens rückhaltslos enthüllen, um durch den Zweifel zum unerschütterlichen Glauben einer göttlichen Weltordnung überzuleiten, oder im Widerspruche und in der Skepsis selbst stecken zu bleiben und den Zweifel an aller Wahrheit zum Evangelium der Sinnlichkeit vollenden — ist immerhin trotz gleichlautender Vordersätze ein Unterschied, wie Tag und Nacht.

Auch daß nichts Neues unter der Sonne geschehe, werden wir sonach im Sinne Koheleths cum grano salis verstehen müssen. Es gibt unzweifelhaft einen „Kreislauf des Lebens“ im Großen, wie im Kleinen. Einseitig für sich betrachtet, ist dieser Kreislauf die absolute Langeweile ohne Zweck, Verstand und Ziel, mit dem Gotte: Zufall, als oberstem Weltregenten. Das ist die Weltanschauung der Epikuräer alten und neuen Datums. Sie ist die des an die Sinnlichkeit gebundenen und unter sie verkauften Menschen aller Zeiten; als solche kennt und lobpreist sie auch der „Prediger“ mit weisheitsvoller Ironie. Doch weiß er dabei in die eintönige Langeweile des Kreislaufs der irdischen Dinge einige Abwechslung zu bringen. Die „Gerichte Gottes“ sind es vornämlich, die ihm hiezu dienen: „Gott muß richten den Gerechten und den Gottlosen; denn es hat alles Vornehmen seine Zeit, und über alle Werke wird's da sich handeln... Weiter sah ich unter der Sonne Stätten des Gerichts und Stätten der Gerechtigkeit.“ So bekommt denn doch der Kreislauf des Lebens trotz alles ruhelosen Untriebs Sinn, Ziel und Verstand bei dem weisen und welterfahrenen Prediger auf dem

Throne. Die Beständigkeit der Gedanken und Wege Gottes, Seine Gerichte und Führungen sind ihm der Schlüssel des außerdem ebenso eintönigen, wie verworrenen Weltlaufes.

Ist aber ein göttlich vorgeesehenes Ziel der letzte, bewegendende Grund aller Geschichte, so ist auch der Satz, daß nichts Neues unter der Sonne geschehe, nur ein einseitiges Urtheil der äußerlich sinnlichen Betrachtung. Es muß dann vielmehr gesagt werden, daß es nie und nirgends eine bloße Wiederholung in der Geschichte der Welt und der Menschheit geben kann, und daß die gleichartigsten Erscheinungen eine nach der Zeit ihres Geschehens verschiedene Dignität einnehmen.

Im vollen Lichte erscheint diese Wahrheit im Neuen Testament, wenn dieses uns kund gibt, daß, je weiter die Zeiten vorrücken, desto kräftiger, massenhafter und centraler die Irrthümer werden sollen. Wenn auch ganz derselben Wurzel entstammend, sollen sie im Fortschritt der Zeiten in geometrischer Progression wachsen. Der moderne Materialismus ist ein schlagender Beleg dieser Wahrheit. Salomo schon kannte seine Grundgedanken, im Buddhismus wurden sie zum erstenmale systematisirt, in Epikur dem Abendlande angepaßt, im Französischen Sensualismus als Grundweisheit des Zeitalters der Aufklärung bewundert, in neuester Auflage der Gegenwart als Summa und Ende aller Weisheit wieder mit lautem Geschrei verkündigt. Beachten wir diese Epochen, so sehen wir, daß die Herrschaft materialistischer Grundsätze immer in die Zeit besonderer geistiger und sittlicher Zerrüttung fällt, und im Grunde nichts anderes, als die Systematisirung dieser geistigen und sittlichen Fäulniß selber ist. Wir begreifen, wie treffend es daher ist, daß der „Prediger“ mit der Entwidlung der materialistischen Grundsätze unmittelbar den Blick auf die „Gerichte Gottes“ verknüpft. Die Geschichte bestätigt diese Verknüpfung als eine nothwendige, und zwar zeigt sie, daß jede dieser erschütternden Krisen heftiger und centraler war, als ihre Vorläuferinnen.

Aus dieser geschichtlichen Reflexion allein dürfte sich ein richtiger Einblick in die Bedeutung des modernen Materialismus ergeben. Wer die ange deuteten Gedanken verfolgt, wird die Tragweite des eben zunächst literarisch heftig entbrannten Kampfes für und wider den Materialismus leicht inne werden, und eine Orientirung in demselben auch für christliche Kreise dringend nöthig erachten. Einer Aufforderung der Redaktion entsprechend, wollen wir es denn versuchen, durch eine Rundschau über die materialistische Streitsliteratur der Gegenwart ein Scherflein hiezu beizutragen.

(Fortsetzung folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Mittwoch den 30. Juli.

N<sup>o</sup> 61.

## Kritische Umschau in der materialistischen Streit-Literatur.

(Fortsetzung.)

Es ist das Verdienst Rudolf Wagners, den Kampf wider den Materialismus unter uns in Fluß gebracht zu haben. Ähnlich, wie in einem anderen Gebiete einst die Thesen des sel. Claus Harms, gab ein Vortrag, welchen Rudolf Wagner im September 1854 auf der Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte in Göttingen hielt, den Anstoß zu jener heftigen Fehde, welche namentlich im Laufe der letzten sieben Monate eine Masse von Schriften hervorgerufen und kaum noch ihren Culminationspunkt erreicht hat. Wagners bezüglicher Vortrag, veröffentlicht unter dem Titel: „Menschenschöpfung und Seelensubstanz“ (Göttingen 1854), greift zwei Hauptpunkte, um welche es sich im Kampfe mit dem modernen naturwissenschaftlichen Materialismus handelt, heraus, die Frage nach der ursprünglichen Einheit des Menschengeschlechtes und die Frage nach der Natur und Selbstständigkeit der Seele. In ersterer Beziehung kommt der Verf. nach besonderer Betonung der Blumenbachschen Forschungen und Verdienste zu dem Ergebnis, daß vom Standpunkte exakter Naturforschung aus sich die Abstammung aller Menschen von Einem Paare ebenso wenig erweisen lasse, als das Gegentheil, daß aber die Möglichkeit einheitlichen Ursprunges des Menschengeschlechtes naturwissenschaftlich durchaus nicht bestritten werden könne. Dieses Ergebnis erscheint für die Wahrung des idealen und religiösen Interesses auch als vollkommen genügend. Seine mehr negative Färbung ist lediglich eine Folge der Grund-Boraussetzung der heutigen naturwissenschaftlichen Forschung. Diese hat es nach einstimmiger Erklärung ihrer Vertreter ausschließlich mit der Beobachtung und Darlegung der gegenwärtig herrschenden Gesetze des Naturlaufs zu thun. Nun kommt im ganzen Verlaufe der eigentlich historischen Zeit kein Beispiel neuer Rassenbildung vor. Wer nun die ewige Stetigkeit der gegenwärtig die Natur beherrschenden äußeren Gesetze als Axiom annimmt, wie dies die große Ueberszahl der Naturforscher thut, wird sich auch für die Meinung, daß die Rassenunterschiede so alt wie das Menschengeschlecht selbst sind, entscheiden. Die Differenz des christlichen und des naturwissenschaftlichen Standpunktes liegt nun lediglich in der Annahme oder Verwerfung jenes Axiomes von der ewigen Stetigkeit der gegenwärtig den Gang der Natur regelnden

Gesetze. Die Bibel, da, wo sie von der Entstehung der Rassen und der Zertheilung der Sprachen handelt, läßt diese aufs Bestimmteste das Produkt einer in das Natur-, wie Geistesleben der Menschen aufs tiefste eingreifenden Katastrophe sehn. Nach der h. Schrift trat in Folge dieser Katastrophe eine Aenderung in dem kosmischen, wie ethischen Leben der Menschen, welche wir im Allgemeinen als eine tiefere Materialisirung des Lebens der Menschheit bezeichnen können, ein. Vom biblischen Standpunkte, der überall eine enge Verketzung von Natur und Geist festhält, erklärt sich daher die Thatsache, daß es seit Jahrtausenden zu keiner neuen Rassenbildung gekommen ist, von selbst. Cessante causa cessat effectus. Die Naturwissenschaft dagegen, soweit sie die gegenwärtigen Naturgesetze zum souverainen Herrn des Kosmos macht, kann natürlich in dieser Frage nicht weiter zurückgehen, als bis zu dem Augenblick, in dem sie die Verschiedenheit der Rassen, als gegebene Thatsache, bereits vorfindet. Die Entstehung der Menschenrassen kann sie schlechterdings nicht erklären, und weil sie dies mit ihren Mitteln nicht vermag, so behauptet sie mit Hilfe jenes Axiomes in vielen ihrer Vertreter den Rassenunterschied als die ursprüngliche und nothwendige Seynsweise der Menschheit. Auch hier ist also, streng genommen, keinerlei Differenz zwischen den exakten naturwissenschaftlichen Ergebnissen und der Schrift, sondern lediglich zwischen Aussagen dieser und principiellen (wissenschaftlich unabweisbaren) Voraussetzungen der Naturwissenschaft. Sieht diese von jenem Axiome ab, so muß sie die Möglichkeit der Abstammung von Einem Paare und der Zurückführung der verschiedenen Rassen auf eine ideale Urform zugeben, ohne sie als Thatsache erklären zu können oder zu wollen. Hier tritt dann, wie bei allen Grundproblemen, die Offenbarung ergänzend ein. Und zu ihren Aussagen gesellt sich bestätigend eine Reihe der bedeutendsten Gründe: die im Wesentlichen vorhandene anatomische Identität der verschiedenen Rassen, die höchst bedeutungsvollen Ergebnisse der vergleichenden Sprachkunde, die übereinstimmenden mythologischen Aussagen aller Hauptvölker von einer ursprünglichen Einheit des menschlichen Geschlechtes. Das Wagnersche Resultat erscheint daher als Aussage der heutigen Naturwissenschaft für die Antinüpfung an die Mittheilungen der Offenbarung vollkommen genügend, denn es gibt im Gegensatz des modernen Materialismus, der die Menschheit von Unten nach Oben, aus dem Urschleim oder einer Affenspecies sich entwickeln läßt, der christlichen Auffassung, nach welcher der Mensch



aus einem vollkommeneren Zustand in einen unvollkommeneren herabsank, genügend Raum. Eine nähere Ausführung und naturwissenschaftliche Begründung des Rudolf Wagnerschen Resultates bezüglich der Abstammung des Menschengeschlechtes hat Andreas Wagner in der kleinen Schrift: „Naturwissenschaft und Bibel im Gegensatz zu dem Röhlerglauben des Herrn Karl Vogt, Stuttgart 1855“, gegeben. Nach einer andern Seite hat jüngst Rudolf Thum in der Schrift: „Karl Vogts Röhlerglaube und Wissenschaft im eigenen Lichte, Göttingen 1856“, die Beweisführung der Seichtigkeit der naturwissenschaftlichen Argumente Vogts vervollständigt; so wie schon früher von Reichenbach in der Schrift: „Röhlerglaube und Aferweisheit, Wien 1855.“

An die Erörterung dieser anthropologischen Grundfrage hatte Rudolf Wagner in seiner Rede noch eine Reihe von Bemerkungen über die Natur und Selbstständigkeit der Seele geknüpft. Er richtete zum Schluß in dieser Beziehung an die Männer des Faches die Frage: „Ist der Zustand unserer Wissenschaft hinreichend reif, um aus deren Mitte heraus die Frage über die Natur der Seele überhaupt zu entscheiden? Und wenn dies, soll man dann auf die Seite derjenigen treten, welche eine eigenthümliche Seele läugnen und läugnen zu müssen glauben? Möge die Antwort, sollte für Jemanden sein wissenschaftlicher und praktischer Beruf die Nothwendigkeit herbeiführen, eine solche zu ertheilen, ebenso unzweideutig und klar ausfallen, als die Frage gestellt ward. Alle Halbheit ist des freien, wissenschaftlichen Forschens unwürdig. Schwerlich aber wird eine ernsthafte Vertiefung in den Gegenstand zu Resultaten führen, welche die Naturwissenschaften in den Verdacht bringen müssen, die sittlichen Grundlagen der gesellschaftlichen Ordnung völlig zu zerstören. Unsere Nachkommen werden uns darüber Rechenschaft abfordern, ob wir unsere Pflicht erfüllt, dieselbe zu stützen.“

Wie schon die Haltung dieser Fragen zeigt, war es zunächst ein Zeugniß für die sittliche Weltordnung, welches der Redner im Gegensatz des modernen Materialismus in Anregung zu bringen suchte. Nach der übereinstimmenden Aussage verschiedener Berichterstatter war der Eindruck dieses Vortrages kein erfreulicher. Die Versammlung vermied jede Rundgebung in der vom Redner provocirten Richtung, und wenn auch unzweifelhaft gar manche oder viele der versammelten Vertreter der Naturwissenschaft der crassen Geißtläugnerie des neuen Materialismus, als einem Extrem, abhold seyn mochten, so erfolgte doch keinerlei öffentliche Zustimmung zu dem Zeugnisse Wagners. Im Gegentheile soll die Verstimmung über dasselbe eine schier allgemeine gewesen seyn, indem man es sehr unpassend fand, eine Naturforscher-Versammlung mit derlei Dingen und Fragen zu behelligen. Gegen mehrere Einwände, welche die erste erfahren, gerichtet, läßt R. Wagner eine zweite Brochüre: „Ueber Glauben und Wissen“ (Göttingen 1855) folgen, in welcher er seine Anschauungen über den Dualismus des Glaubens- und Wissenspoles aussprach, ein inzwischen viel beschriebenes Bekenntniß, das dem Verfasser den zum Stichwort gewordenen Vor-

wurf einer „doppelten Buchhaltung“ zuzog. Wir sind auch überzeugt, daß die bezüglichlichen Aufstellungen unhaltbar sind, und namentlich einer christlichen Erkenntnistheorie nicht Genüge thun, welche letztere eine Trennung des Bewußtseyns in zwei Pole nicht gestattet. Doch behält die bezüglichliche Darlegung jedenfalls nicht nur den Werth eines freimüthigen Bekenntnisses, sondern bringt auch eine im Ganzen weit verbreitete Anschauung zum Ausdruck. Derselben, wie unter viel Beifall geschehen ist, sofort die Deutung einer sittlichen Zweideutigkeit zu geben, war ein jedenfalls sehr unwissenschaftliches Manoeuvre. Als Resultat des zweiten Abschnittes, der über die Seele und deren Unsterblichkeit handelt, stellt Wagner am Schlusse als Resultat folgende These auf: „Es befindet sich in der ganzen biblischen Seelenlehre, sofern man in Bezug auf die Entstehung der Seelen dem Generationismus (Traducianismus) im Gegensatz gegen den Creationismus folgt, kein einziger Punkt, welcher mit irgend einem Lehrsatze der modernen Physiologie und Naturwissenschaft im Widerspruch wäre. Die Bibel stellt, einem falschen Spiritualismus und Materialismus gegenüber, in dem richtigen Dualismus des zu einem seelischen Organismus vereinigten Geistes und Körpers die auch physiologisch allein haltbare Grundlage einer wissenschaftlichen Psychologie und Anthropologie auf.“

Als Repräsentanten des größten Materialismus hatte Wagner in seinem Vortrage Carl Vogt gewählt und aus dessen neueren Schriften mehrfache Stellen angeführt. Die Antwort auf diesen Angriff erfolgte in der Schrift: „Röhlerglaube und Wissenschaft. Eine Streitschrift gegen Hofrath Rudolf Wagner. Gießen 1855.“ Unstreitig hat sich der Verfasser mit diesem Gegenzeugniß ein Verdienst um die Sache der Wahrheit erworben. Denn hatten Vogts frühere Schriften schon den Vorzug, die Grundgedanken des Materialismus in der rücksichtslosesten und nacktesten Weise auszusprechen, und unter Läugnung des freien Willens und jeder sittlichen Verantwortlichkeit die ungezähmte Bestialität und Barbarei als den zu hoffenden Idealzustand der Menschheit zu proklamiren, so fuhr er auf der gewonnenen Grundlage in der neuen Schrift tapfer fort. Zugleich ist Alles, was Vogt neben in großer Breite erzählten, gemeinen Klatschereien zur Stütze der Grundthesen seiner materialistischen Weltanschauung beizubringen versucht (was von 126 aber im Ganzen eigentlich nur 16 Seiten Raum einnimmt!), von solch' ungemeiner Seichtigkeit und Ungründlichkeit, daß selbst ihm geistesverwandte Naturforscher nicht umhin konnten, seine Demonstrationen zu desavouiren. Indes die Spekulation auf die Gemeinheit und Geisteslosigkeit des Menschen ist meist eine glückliche; so fand denn auch die Vogtsche Schrift reißenden Abgang und erlebte in wenigen Monaten vier Auflagen. Solcher Erfolg reizte zur Nachfolge. Als Vorkämpfer reihte sich an Louis Büchner in der Schrift: „Kraft und Stoff. Empirisch-naturphilosophische Studien in allgemeiner verständlicher Darstellung. Frankfurt a. M. 1855.“ Unter dem Scheine einer umfassenderen Begründung der materialistischen Weltanschauung reiht der Verf. die bekannten Pointen



des Materialismus in geistloser, jeder Gedankenschärfe baaren Weise zu einem einladenden Compendium oberflächlichen Rationalismements und jeder Fleisches-Emancipation aneinander. Fast in Allem erweist er sich dabei als ein Nachbeter Moleschotts. Auch von dieser Schrift ist jüngst die vierte Auflage erschienen.

Da es nicht der Zweck dieser Mittheilungen ist, in eine unmittelbare Kritik des Materialismus selbst einzutreten, so unterlassen wir die Reproduktion der ohnedies bereits genugsam bekannten Grundgedanken desselben und wenden uns, indem wir nur im Vorbeigehen auf die eben genannten beiden Schriften, als die vorgeschrittensten, und auf das große Publikum berechneten, literarischen Produkte dieser Richtung verweisen, sofort zur weiteren Charakteristik der neuesten antimaterialistischen Streitliteratur.

Ueber ein Duzend Schriften liegt da vor uns, sämmtlich im Laufe der letzten Monate erschienen. Es ist erfreulich, daß die Vertreter der verschiedensten wissenschaftlichen und religiösen Weltanschauungen sich zum gemeinsamen Kampfe wider den modernen Materialismus aufgemacht haben. Die betreffende Streitliteratur gewährt schon um deswillen, abgesehen von aller Polemik gegen den Materialismus, ein besonderes Interesse, indem sie den tiefen geistigen Zerfetzungsproceß der modernen Welt, den Widerspruch und die allgemeine Unsicherheit in Bezug auf die letzten höchsten Fragen in lehrreicher Weise zur Anschauung bringt. Freilich ist der kritisch-polemische Gesichtspunkt in allen Schriften das überwiegende, und nur beiläufig, mehr oder minder im Hintergrunde, macht sich der positive Standpunkt ihrer Autoren geltend. Doch immerhin deutlich genug, um ein höchst mannigfaches Bild der die Gegenwart erfüllenden geistigen Strömungen zu geben.

Indem wir es aber versuchen, in kurzen Zügen einen Ueberblick über die bezügliche Literatur zu geben, heben wir vor Allem einen Punkt hervor, in dem, wie verschieden auch sonst die leitenden Gesichtspunkte der Polemik seyn mögen, alle Angriffe auf den Materialismus, als in einem gemeinsamen Brennpunkte convergiren. Bekanntlich unterscheidet sich der moderne Materialismus von seinem Vorläufer im 18ten Jahrhundert vor Allem darin, daß während dieser auf eine sensualistisch-philosophische Weltanschauung sich stützte, jener auf naturwissenschaftlicher Basis zu ruhen vorgibt. Die exakte Forschung, naturwissenschaftliche Thatfachen sollen es seyn, die die Herrschaft der Materie über den Menschen und das gesammte Universum unumstößlich beweisen. An welchem Punkte soll nun Angesichts dieser Grundthese die wissenschaftliche Polemik einsetzen? Der Nachweis, daß die Principien des Materialismus jeder sittlichen Weltordnung Hohn sprechen, ist dem Materialisten höchst gleichgültig, da er eine sittliche Weltordnung überhaupt nicht anerkennt. Eine philosophische Bestreitung läßt ihn nicht minder ungerührt, als eine moralische, da auch die Philosophie, wie überhaupt alle idealen Existenzen für ihn nur den Werth trügerischer Phantasiegebilde haben. So bleibt zuletzt nur ein Punkt, der zum Ausgang der wissenschaftlichen Bestreitung

gemacht werden kann: die Thatfache des Bewußtseyns. Daß der Mensch denkt und Bewußtseyn hat, ist eine schlechterdings unlängbare und auch vom schroffsten Materialisten anzuerkennende Thatfache. Wenn auch die ganze organische und unorganische Welt rein mechanisch, wie der Materialismus versichert, bedingt ist, wenn derselbe alle geistigen Akte auch noch so sehr herabdrückt und alle psychischen Funktionen in physische umzusetzen, die Psychologie in der Physiologie völlig untergehen zu lassen bestrebt ist, immer stellt sich die Thatfache des menschlichen Selbstbewußtseyns diesem Versuche als letzte, unüberschreitbare Schranke in den Weg. Diese Thatfache ist es aber, die die Natur und ihr Leben von dem Menschen und seinem Geiste, als einem von jener sich unterscheidenden, selbstständigen Realität auf unwidersprechliche Weise scheidet und unterscheidet. Nur mit einem salto mortale, d. h. mit einem wirklich geistmörderischen Sprung vermag der Materialismus über diese Schwierigkeit scheinbar sich hinwegzusetzen. Er sagt frischweg: „Das Bewußtseyn ist eine Eigenschaft des Stoffes, das Gehirn (resp. der Phosphor im Gehirn) denkt.“ „Gehirn und Geist stehen in einem untrennbaren, causalen Verhältnisse zu einander, mit jenem geht auch dieser schlechthin zu Grunde.“ Damit ist denn der Knoten zerhauen, freilich auf Kosten des gesunden Menschenverstandes, mit Hülfe eines contrabitorischen Widerspruches, denn die Behauptung: der Stoff, das Gehirn denkt, sagt nichts anderes, als: das Bewußtlose ist das Bewußtseyn. Mit der Längnung des Bewußtseyns, als eines selbstständig Geistigen, verliert aber auch die sittliche Freiheit natürlich ihre Basis, und es ist eine unvermeidbare Consequenz, letztere gleichfalls zu leugnen.

Nur die Annahme einer intellektuellen Beseffenheit ist im Stande, zu erklären, wie eine solche Vernunft und Thatfachen Hohn sprechende Hypothese als unumstößliche Wahrheit hingestellt werden kann. Es ist darum nicht zu verwundern, daß eine Anzahl Materialisten bei jener letzten Consequenz ihrer Principien sich noch etwas zaghaft zeigen und bei der Behauptung stehen bleiben: „daß die Thatfache des Bewußtseyns allerdings naturwissenschaftlich (d. h. hier materialistisch) noch nicht völlig erklärt werden könne. Ein Nochnicht, das freilich oft den Schein gewinnt, als solle es besagen, daß eben die Zeit noch nicht gekommen sey, jene letzten Consequenzen auch öffentlich auszusprechen. Immerhin ist damit doch nach eigenem Zugeständniß grade der wissenschaftlich bedeutendsten Materialisten die Grundthese des Materialismus für eine reine Hypothese, und seine Behauptung, ein unumstößliches Ergebniß naturwissenschaftlicher Thatfachen zu seyn, als eine tolldreiste, voreilige Behauptung erklärt. Ja Alles, was die moderne Naturwissenschaft über die Herrschaft des Leibes über den Geist beibringt, reicht, im Grunde betrachtet, nicht weiter, als jene uralte Erkenntniß, daß der Geist in diesem Zeitleben an den Leib, als sein Organ, gebunden, und namentlich die Function des wachen Geisteslebens von der Integrität des Gehirnes mehr oder minder bedingt sey.

Bei allen wider den Materialismus erschienenen Schriften



sehen wir denn auch, daß der so eben gezeigte Grundmangel des materialistischen Princips, das statt verheißene Thatsachen eine feste, vernunftwidrige Hypothese zu seinem Ausgangspunkte macht, vornämlich ins Auge gefaßt und in mehr oder minder ausführlicher Widerlegung zum Hebel der Polemik gemacht wird. Am gründlichsten eingegangen in diese psychologisch-physiologischen Grundfragen ist Julius Schaller in der vor Kurzem in zweiter Auflage erschienenen Schrift: „Leib und Seele. Zur Aufklärung über Höhlerglauben und Wissenschaft. Weimar 1855.“ Schallers Schrift ist jedenfalls eine sehr verdienstliche. Mit Scharfsinn und der eingehendsten wissenschaftlichen Ausdauer prüft er der Reihe nach alle Voraussetzungen und Hauptsätze des Materialismus, und zeigt auf eine unwiderleglich schlagende Weise, wie die Erscheinungen des Lebens und insbesondere des Geistes dem Materialisten schlechthin unbegreifbar und unerklärlich sind. Es wird an den Vertretern des Materialismus seyn, die Schallerschen Nachweisungen zu widerlegen; es hat aber hierzu bis jetzt keinen Anschein, und es scheint ihnen thönlischer, fest fortzufahren, als auch nur den Versuch einer wissenschaftlichen Abwehr zu machen. Es kann nicht am Orte seyn, die Grundgedanken des Schallerschen Buches hier referierend zu reproduciren. Nur Beispielsweise heben wir aus dem sechsten Capitel: „Die Weltanschauung des Materialismus“, einige Sätze aus, die uns zugleich die behauptete, naturwissenschaftliche Grundlage der materialistischen Dogmatik von einer neuen Seite als eine trügerische erscheinen lassen.

Der Materialismus hat, so oft er eine systematische Begründung versuchte, stets eine Atomenlehre zu Hilfe genommen. Schon dem Epikur ist die Natur nur die Gesamtheit der an sich unveränderlichen Atome gewesen, und das Leben der Natur nichts anderes, als deren zeitliche Zusammensetzung und Auflösung. Die Menschwerdung der Natur und die Naturwerdung des Menschen gilt ihm daher in ununterbrochenem Kreislauf als die alleinige Lebensbewegung. Das Ganze wird regiert durch den blinden Zufall, wie auch Vogt neuestens bei der Frage nach dem Werden der Welt und alles Einzelnen mit plumper Gedankenlosigkeit apodiktisch erklärt: die Moleküle (Atome) werden eben „zusammengewürfelt.“ Vornämlich Molechott, wohl der Talentvollste und als Fachgelehrter auch verdiensteste der neueren entschiedenen Materialisten, ist es, welcher jener epikuräischen Grundanschauung mit Hilfe der neueren Chemie und Physiologie als der Summa aller Weisheit und Erkenntniß Anerkennung zu verschaffen sucht. „Bewegung der Grundstoffe, Verbindung und Trennung, Aufnahme und Ausscheidung, das ist der Inbegriff aller Thätigkeiten auf Erden.... Wie der Handel die Seele des Verkehrs, so ist das ewige Kreisen des Stoffes die Seele der Welt.“ Der Materialismus selbst ist, wie er sagt, nichts anderes, als „die Weltanschauung des Stoffwechsels.“ „Wir durchwühlen die Eingeweide der Erde, um die Heeresmacht beobachtender Sinne und sinneskräftiger Gedanken zu vermehren. Und so hebt denn der Bergmann den Schatz des Geistes, den der Bauer in Umlauf setzt, dem Rad der Zeitläufe seine erste

Triebkraft ertheilend. Der Bergmann, der im Schweiß seines Angesichtes mit Lebensgefahr sein Leben erringt, er weiß es nicht, ob nicht der Stoff des besten Kopfes durch seine Hände gleitet. Er setzt mit seiner verborgenen Arbeit vielleicht Jahrhunderte in Bewegung.“... „Denn das ist die erhabene Schöpfung, von der wir täglich Zeugen sind, die nichts veralten und vermodern läßt, daß Luft und Pflanzen, Thiere, Menschen sich überall die Hände reichen, sich immerwährend reinigen, verjüngen, entwickeln, veredeln, daß jedes Einzelwesen nur der Gattung zum Opfer fällt, daß der Tod nichts ist als die Unsterblichkeit des Kreislaufs. Diejenigen, die ernstlich bemüht sind, dem Stoff auf seinen Wegen und Entwicklungsbahnen, der ewig vereinten Wanderung von Kräften und Stoffen zu folgen, werden allmählig erbaut von der geistigen Bedeutung, die auch dem kleinsten und unscheinbarsten Stofftheilchen einwohnt.... Ist es gemein, wenn wir dem Arbeiter, der im Schweiß seines Angesichts oft nur an das Erringen des Lebensbedarfs zu denken hat, zurufen dürfen, daß er sich mit dem Brod den Stoff der edelsten Bewegungen verdient, deren Geschöpfe auf der Erde fähig sind? Ist es gemein, wenn man sich jedes Mahl zu einem Abendmahle verklärt, an dem wir gedankenlosen Stoff in denkende Menschen verwandeln, an dem wir also wirklich das Fleisch und Blut des Geistes genießen, um den Geist fortzutragen in alle Welttheile und in alle Zeiten durch die Kinder unserer Kinder?“

Gegen diese mit „Heldenpathos“ vorgetragene, wohl auch mit wirklichem Galimathias untermischte Apotheose des Stoffes ist vor Allem zu erinnern, daß aller Stoff durch die Form beherrscht wird. Diese Molechottsche Vergötterung der Materie könnte höchstens für das Chaos als richtig erachtet werden, nimmermehr aber für die von höheren Gesetzen beherrschte und durchdrungene, wirkliche Welt. In dieser finden wir die constanten Unterschiede des Unorganischen, der Pflanze, des Thieres, des Menschen. Der Stoffwechsel ist offenbar nur das Produkt des Lebens, die stoffliche Kraft wird von diesem nur als Mittel gebraucht, während der Materialismus den Stoffwechsel selbst zur Ursache und zum Wesen des Lebens zu erheben versucht. Der „unsterbliche Stoff“, der Alles beherrschen soll, erscheint vielmehr als der Diener der organischen und unorganischen Erscheinungswelt, als etwas an sich ohne die formenden Gesetze völlig Ohnmächtiges. Nach jener Doctrin erscheint es gänzlich zufällig und daher unbegreiflich, daß in dem Weltmeer der kreisenden Stoffe diese oder jene besondere Formen der Erscheinung unveränderlich zu Tage treten, und daß das Geschlecht der Menschen, Thiere, Pflanzen und die ganze unorganische Welt sich fortwährend erhält. Hiermit wird aber der „Kreislauf des Lebens“ selbst, den doch Molechott als das allgemeinste und höchste Gesetz der Natur betrachtet wissen will, zu etwas rein Zufälligem, dem nur mit völliger apodiktischer Willkür eine ewige Dauer zugesprochen werden kann. Treffend weist Schaller den Versuch Molechotts, auch den kleinsten unscheinbarsten Stofftheilchen eine geistige Bedeutung einzuwohnen zu lassen, und



hierdurch der materialistischen Naturanschauung eine Quasi-Weihe zu erobern, mit folgenden Worten zurück: „Liegt denn nicht gerade im Stoffwechsel eine Unterordnung des Stoffes unter die Form, ein Herabgesetztwerden desselben zu einem für sich bedeutungslosen? Wenn wir erbaut werden durch das Anschauen einer Rafaelschen Madonna, wäre es nicht eine widerwärtige Sentimentalität, wollte Jemand ein Stüchchen rothe Farbe abfragen, um an diesem Stofftheilchen seine Erbauung weiter fortzusetzen? Wäre dies etwas anderes, als ein ganz abergläubischer Reliquiendienst? Wird denn dadurch, daß der Maler Farbe zu seinen Kunstwerken gebraucht, der Farbestoff überhaupt und in jeder Gestalt zum Gegenstand eines ästhetischen Genusses?“ Nicht minder treffend ist Schallers Bemerkung: „Eben diese tröstende Tendenz haben auch die öfter wiederkehrenden Fragen Moleschotts: ist es gemein? ist es unpoetisch? Wenn es auffällt, daß gerade auf das Poetische der Weltanschauung des Stoffwechsels ein besonderer Accent gelegt wird, so müssen wir bedenken, daß der Vorwurf des Irreligiösen, Unmoralischen in der gegenwärtigen gebildeten Welt viel erträglicher scheint, als der Vorwurf des Unpoetischen. Daß der Materialismus mit der Religion und Sittlichkeit in Collision kommt, werden ihm Viele verzeihen, die ihm ohne Weiteres den Rücken kehren würden, wenn er sich nicht über seinen künstlerischen Gehalt gehörig auszuweisen wüßte.“ Zu obigem Satz: Ist es gemein, sich jedes Mahl zum Abendmahl verklärt zu denken u. s. w. bemerkt Schaller: „Daß es auf diese Verwandlung (durch Essen und Trinken) dem Menschen vor Allem ankommen muß, scheint unmittelbar aus der Stellung, welche derselbe im Kreislauf des Lebens einnimmt, hervorzugehen. Eine geistig schwere Arbeit wäre nun diese Verwandlung nicht; sie verlangte vielmehr einen gesunden, starken Appetit und eine tüchtige Verdauung. Wer den meisten gedankenlosen Stoff in sich umsetzt, hätte das größte Verdienst, die hervorragendste Stellung, wäre der bedeutendste Held für ein Stoffwechselepos.“

So sehr wir Schallers Buch nach der negativ-kritischen Seite als eine vollwichtige Widerlegung des Materialismus bezeichnen müssen, so wenig genügend erscheint uns dasselbe da, wo der Verfasser positive Andeutungen des eigenen philosophischen Standpunktes giebt. Darauf ist auch schon im Vorwort des laufenden Jahrganges dieser Zeitschrift aufmerksam gemacht worden. Wir werden vom Standpunkte Hegelscher Immanenz aus auch kräftige thetische Gesichtspunkte wider den Materialismus nicht erwarten dürfen. So läßt Schaller zwar die Seele einfach immateriell seyn, doch ist ihm diese Seele im Grunde nichts Anderes, als die sich zur Einheit zusammenfassende Thätigkeit des Leibes. „Sobald sie aufhört, thätig zu seyn, ist sie auch

verschwunden, nur als Prozeß existirt sie... Der Leib selbst als thätiges, sich zusammenschließendes, sich idealisirendes Ganzes ist Seele.“ So bezeichnet sein Begriff der Seele also nichts anderes als das vorübergehende Bewußtwerden der Einheit und Thätigkeit des Leibes\*). Gerade das Auftreten des modernen naturwissenschaftlichen Materialismus legt aber auch mehr wie je die Pflicht auf, mehrere der Grundvoraussetzungen unserer heutigen, rein physikalisch-mechanischen Naturbetrachtung einer Revision und Kritik zu unterstellen. Wenn man, wie Schaller, die Unzerstörbarkeit der Materie, die Unsterblichkeit des Stoffes, ferner wenigstens die bedingte Atomistik, mit welcher nur ein pantheistischer oder höchstens deistischer Gottesbegriff sich verträgt, von vornherein zugesteht, den Begriff einer höheren Leiblichkeit, als die materielle, negirt, die Rassenverschiedenheit als die ursprüngliche Existenzweise des Menschengeschlechtes zugiebt, so vermag man von solchen Gesichtspunkten aus wohl mit Scharfsinn und dialektischer Evidenz, wie Schaller am besten zeigt, den Materialismus als ein pseudo-wissenschaftliches Extrem zu widerlegen, nimmermehr aber wird man vermögen, die materialistische Weltanschauung positiv zu überwinden.

Tiefer und origineller in den Grundgedanken, wenngleich in der formellen kritischen Behandlung Schaller nachstehend, ist Fr. W. Tittmann in der Schrift: „Ueber Leben und Stoff. Dresden 1855“. Diese Schrift verdient mehr Beachtung, als ihr bisher geworden zu seyn scheint. Mit vielem Scharfsinn verbindet der Verfasser ausgebreitete und gründliche naturwissenschaftliche Kenntnisse und hat auch den Wenigen verliehenen Muth, mehrere Grundvoraussetzungen der heutigen mechanischen Naturbetrachtung einer Revision zu unterstellen und theilweise entschieden zu bekämpfen. Hören wir, wie der Verfasser selbst in dieser Beziehung sich in der Vorrede ausspricht: „Niemand soll im Vertrauen auf die Macht der Wahrheit sich sicher glauben, über Lieblingsirrhümer der Zeit zu siegen, über Irrthümer, auf welche die Zeit stolz ist. Befangenheit ist nicht weniger mächtig, als Wahrheit. Man kann den Jüngern der materialistischen Lehre das Einleuchtendste sagen: Euer Irrthum ist, daß ihr ein geistiges Prinzip des Lebens für supranaturalistisch haltet. Es ist ein Geist der Natur. Die Natur besteht aus Geistigem

\*) Vergl. die beachtenswerthe kleine Schrift: „Ueber die Seele. Von Prof. Dr. Perty. Bern 1856.“ — Es ist zu verwundern, daß der Referent über Schallers Schrift in der Allg. R. Z. Obiges nicht erkannt, vor dem Schallerschen Seelenbegriff ohne Weiteres die Segel gesprichen und denselben als mit der biblischen Psychologie wohl verträglich erachtet hat.



und Materiellern. Daß ihr aber das Verhältniß zwischen dem Geiste in der Natur und Gott, daß ihr das höchste Wesen nicht kennt, ist nicht anders, als daß ihr ebenso keines Dinges in der Natur Wesen kennt, das Wesen des Stoffes und der Materie so wenig, wie das des Lebens und des Geistes. Zwar seht ihr, daß nur die Erscheinung in unsere Erfahrung kommt, nicht das Wesen der Dinge, nur die Wirkung der Kraft, nicht ihr Wesen, nur die Eigenschaft, nicht die Substanz der Dinge. Allein statt darin nur Grenzen unseres Erkenntnißvermögens zu finden, meint ihr, daß das nicht seyn könne, was ihr nicht erkennt, und so leugnet ihr Substanz des Körperlichen ebenso wie ihr Geist und Gott leugnet. So klar dies ist, so werden diejenigen, deren Freude an Entgeißtung der Welt überall aus ihren Worten hervorleuchtet, es nicht verstehen, weil es ihnen verdrießlich wäre, es zu verstehen. . . . Großentheils ist die vorliegende Schrift im Widerspruch mit herrschenden Lehren: sie enthält nicht nur solches, was die Zeit schätzt, sondern sie enthält auch solches, was die Zeit verschmäht.“ Und weiter fügt er die beherzigenswerthen Worte an: „Freilich, indem die Beschäftigung mit dem Grunde des Lebens auf die Betrachtung der Verirrungen des Materialismus führt, mischt sich in das herrlichste Interesse der Natur ein trüber Blick auf Geist und Bildung des Zeitalters. Wir sehen, daß die materialistische Lehre aus Unklarheit der Begriffe, aus Mangel an scharfem und strengem Nachdenken und aus der Verkenntnis der Grenzen der menschlichen Intelligenz fließt. Dies sind nicht der Naturwissenschaft eigenthümliche Fehler, so wenig wie besondere Fehler einzelner Männer. Es ist der vermessene Leichtsinns der Zeit. Die Zeiten haben ihre Thorheiten. Wer einem Irrthum der Zeit anhängt, ist nicht darum selbst thöricht: er kann sich nur nicht der Thorheit der Zeit entwinden. Jene Verirrung ist nicht die Sünde der Naturwissenschaft, sondern die Sünde des Zeitalters, für den Nachdenkenden ein Zeichen der Zeit, nicht bloß von Beschränktheit geistigen Vermögens, sondern auch von dem Sinne, dem die Verneinung eines Höheren eine Freude ist, das Walten des Geistes in der Natur ein Joch, die Gränze menschlicher Intelligenz eine Herabsetzung. Und wenn die Wissenschaft, in deren Pflege man leicht die ausgezeichnetste Leistung des Jahrhunderts finden möchte, so reich an Untersuchungen, wobei nur, wie in anderen Wissenschaften, die Untersuchung des wissenschaftlichen Werthes jeder Untersuchung nicht immer streng geführt zu werden scheint, wenn die Naturwissenschaft in ihren wesentlichsten Punkten Irrthum in die Welt bringt, so gibt dies einen Schluß auf den Gehalt der Ergebnisse aus den Bestrebungen der Zeit. Doch vor der Ehen, Unerfreuliches über den Charakter unserer Zeit zu finden, zurückschrecken dürfen wir nicht. Die eigene Zeit zu verstehen und mit unbefangener Strenge zu würdigen, ist Aufgabe jedes ernst nachdenkenden Menschen. Darin ist Ziel und Schlußstein der Wissenschaft der Geschichte, Grundstein aller Spekulation über die Zukunft.“ Schon diese Mittheilungen zeigen, daß wir es bei dem Verfasser mit einem ernstern, auf selbstständigem

Wege unbeirrt die Wahrheit suchenden Forscher zu thun haben. Leider ist die Form seiner Darstellung eine etwas strenge und für Viele wohl nicht recht genießbare. Wer aber diese spröde Außenseite und einige Gedankenarbeit nicht scheut, wird viele Anregung und Belehrung aus den Erörterungen des Verfassers empfangen. Wir heben hier hervor seine scharfsinnigen Untersuchungen über Natur und Wesen des chemischen Processes. Bekanntlich längnet die neuere Chemie alle eigentliche chemische Vermischung und Auflösung und sieht in dem chemischen Prozesse nur eine unendlich feine, mechanische Zertheilung und Zergliederung der Stoffe. Hierauf vornämlich basirt sich die neuere Atomistik und die Annahme des Beharrens und der Unvergänglichkeit der Materie. Diese, auf die Apotheose der Materie zielende Annahme, die grade das Vergängliche zum Bleibenden macht, ist, wie man leicht sieht, von weitreichender Bedeutung; sie ist z. B. die völlige Antithese dessen, was die heil. Schrift von dem Wesen der Materie und der materiellen Welt lehrt, und treffend hat Franz v. Baader sie einmal kurzweg die Radikalhäresie genannt. Daß Materielles aus Immateriellern, Seyendes aus Nichtseyendem fortwährend neu entsteht, ja überhaupt niemals entstanden wäre, muß natürlich von jenem Standpunkte aus geläugnet werden. Tittmann kämpft entschieden gegen die herrschende Ansicht von der Unvergänglichkeit der einfachen Stoffe, und seine Beweisführung verdient alle Beachtung, die ihr freilich von Seiten der Naturforscher schwerlich werden wird. „Geist, sagt er dagegen, hat, wie alle Gebilde und Verhältnisse der Körperwelt, so auch die Stoffe geschaffen. Der Geist in der Natur wird auch den stofflichen Bestand umzubilden vermögen, wie er die Gestalt metamorphosirt.“ Nicht minder beachtenswerth erscheint, was der Verfasser über „Lebenskraft und Lebensprincip“ ausspricht. Auch hier hat er den Muth, der herrschenden Ansicht, welche die Annahme einer Lebenskraft als eine puerile Vorstellung mit Hohn zurückweist (wobei freilich bei schärferem Zusehen zuletzt immer nur ein neuer Name für den doch nicht zu eliminirenden Begriff untergeschoben wird), entschieden sich entgegenzustellen. „Die Stoffe regieren die Welt, sagt man. Durch diesen Ausdruck führen die Vertheidiger jener Lehre selbst uns auf den nächsten Weg, ihren Irrthum zu erkennen. In den Stoffen ist nichts als Kraft. Regierung aber ist nicht in der regierenden Kraft, sondern in dem, was die Thätigkeit der Kraft bestimmt und ordnet. Die Kraft ist eben das, was regiert wird. Sie kann nicht einmal wirken, ohne getrieben zu werden: das Leben ist es, was alle Kräfte treibt, regiert. Den Staat regieren weder die Kräfte der Einzelnen, was nur Anarchie seyn würde, noch auch regieren die Polizeidiener oder Soldaten. Regierung ist nur in der Centralität des Ganzen.“ Bezüglich der von den Materialisten behaupteten Nothwendigkeit des stofflichen Bedingtheits der Gedanken heißt es u. A. treffend: „Niemand wird behaupten wollen, daß alle Töne einer Oper im Geiste des Tonsetzers nach gleich nothwendiger Causalität ohne Möglichkeit einer anderen Wahl



entsprungen sehen, wie aus dem Kirschkern immer ein Kirschbaum erwächst.“

Doch, wir müssen es uns versagen, dem Verfasser in seine gründliche und gedankenreiche Polemik wider den Materialismus und verwandte Richtungen weiter nachzufolgen, wollen aber dem Leser hiermit auf die Tittmannsche Schrift nachdrücklich aufmerksam gemacht haben. Ihre Grundgedanken sind entschieden theistisch; er weiß die Persönlichkeit Gottes ebenso über die Natur herauszuhalten, wie er sie das ganze Universum durchdringend beherrschen läßt. Seine bezüglichlichen Erörterungen erreichen zwar nicht das Maaß und die Fülle der Offenbarung, aber sie dürften immerhin als propädeutisch für diese bezeichnet werden. Eines ist, soviel wir sehen, dem Verfasser in jener Beziehung besonders hinderlich, daß er nämlich die durch den Fall auch in der Natur gewirkte Zerrüttung nicht zu ihrem Rechte kommen läßt; darum fehlt ihm auch der letzte Schlüssel zum Verständnis der Natur und des Geistes. Aber seine Erörterungen widersprechen sich der Aufnahme jener biblischen Grundwahrheit auch nicht, im Gegentheil, sie harren, so zu sagen, ihrer als einer nothwendigen Ergänzung.

(Fortsetzung folgt.)

## Nachrichten.

### Schlesien.

Am 11. und 12. Juni d. J. hielt der evangel. luth. kirchliche Provinzialverein in Gnadenberg seine diesjährige Hauptconferenz. Dieselbe war zahlreich besucht und zeichnete sich aus durch entschiedene Haltung und interessante Verhandlungen. Auf das Eingangslied: „Kommt heiliger Geist, Herre Gott“, folgte die Ansprache des Br. Rogge, welche auf Grund der Schriftworte Matth. 4, 5, 6 die gewaltigen Evolutionen des Geistes dieser Zeit veranschaulichte, mit Lob und Dank an die wunderbare Nacht erinnerte, mit welcher der Herr Seiner Kirche zu Hülfe kommt und den Brüdern als berufenen Mitarbeitern alle Untreue liebevoll zu Gemüthe führte, um durch rechthaffene Buße zu neuem Fleiß und neuer Treue. — Demnächst begrüßte der dormalige Vorsitzende des Vereins, Br. Frühluf, die Conferenz, indem er anknüpfte an die Lösung des Tages: „Verdirb es nicht, es ist ein Segen darin.“ — Nachdem derselbe mit der Leitung der Verhandlungen, Br. Lang mit der Protokollführung betraut worden, theilte er eine schriftliche Begrüßung der Pommerischen Brüder mit und erstattete Bericht über die wichtigsten Vorkommenheiten des abgewichenen Vereinsjahres, namentlich über die Arbeiten und Resultate der letzten Wittenberger Generalconferenz. Auf seinen Antrag wurde ein Deputirter für den Wittenberger Kirchentag des kommenden Jahres gewählt, ein ihm etwa wieder zugedachtes Mandat aber von vornherein abgelehnt. Die Wahl fiel auf Br. Wendel aus Schlottau, für welchen im Verhinderungsfalle Br. Wäzold aus Reichenbach eintreten wird. Zum Präses des Provinzialvereins wurde für das nächste Jahr, und zwar unter Assi-

stenz des Br. Weiß in Breslau, Frühluf einstimmig wieder gewählt. Die hierauf folgende Wahl des Vereinsausschusses fiel auf Br. Better, Wäzold und Wendel. — Was nun nächst diesen geschäftlichen Angelegenheiten die wissenschaftlichen Arbeiten der Conferenz anbelangt, so standen in erster Reihe auf der Tagesordnung folgende drei Referate: 1. Klopsch: über Union nach Dr. Julius Müller. 2. Wendel: die gegenwärtige Aufgabe der luth. Vereine nach Dr. Merkel. 3. Wäzold: das Ziel der kirchlichen Entwicklung nach dem diesjährigen Vorwort der Monatschrift von Euen. Diese drei Vorträge bildeten insofern eine Trilogie, als ihre Objecte in einer gewissen verwandtschaftlichen Beziehung zu einander stehen. Ihr Gemeinheitsmoment nämlich ist der Kirchenbegriff. Die besondere Fassung desselben gibt aber jeder der in Rede stehenden kirchlichen Anschauungen ihre besondere Richtung und eigenthümliche Färbung. Es kam darauf an, zu bestimmen, welche Stellung die Conferenz zu ihnen einnimmt. Der Vorsitzende formulirte dieselbe etwa in folgender Weise. Was zunächst die Unionsansichten des Herrn Dr. Müller anbelangt, so sind wir als Verein dem von uns hochgeehrten Verfasser noch den gebührenden Dank schuldig für seine auch uns bedicirte Beleuchtung der brennendsten Frage dieser Zeit. Wir sprechen unsern Dank um so freudiger aus, als wir uns nicht nur mit dem theuren Manne in christlicher Gemeinschaft wissen, sondern derselbe uns schließlich sogar noch eine Aussicht auf kirchliche Verständigung offen gelassen hat. Die von ihm zur Zeit vertretene kirchliche Anschauung können wir aber im Wesentlichen uns darum nicht aneignen, weil sie, von dem Begriffe der unsichtbaren Kirche ausgehend, den Grund der Kirche lediglich im subjectiven Glauben findet, wogegen wir, die Objectivität der Kirche festhaltend, eine Congruenz derselben mit dem subjectiven Glauben erstreben und hoffen; weil ferner dieses Ziel nicht zu erreichen ist dadurch, daß das Objective nach dem Subjectiven, sondern umgekehrt, dieses nach jenem normirt wird; weil jedes von dieser Regel abweichende Streben, namentlich jede ein Interesse der Union beabsichtigte Beschränkung der kirchlichen Lehre, in consequenter Ausführung zur völligen Negation des kirchlichen Bekenntnisses führt; weil wir dies letztere überhaupt nicht ansehen als das dürre Verzeichniß so oder so vieler Dogmen, in welchem unbeschadet des Ganzen dies oder das gestrichen werden kann, nicht als den knaak conglomerirter Lehrsätze, sondern als die lebensvolle Summe evangelischer Wahrheit, deren innerer Zusammenhang allerdings wohl nicht überall in gleichem Maaße zu Tage treten mag, darum aber nicht geläugnet und ignort werden darf, sondern zu entwickeln und nachzuweisen ist; weil wir aus eben diesem Grunde der Unterscheidung fundamentaler von nicht fundamentaler Lehre nur auf dem Gebiete der Theorie Anerkennung widmen können, ihr aber alle praktische Consequenz, namentlich alle kirchenbildende Bedeutung um so mehr bestreiten müssen, als der Verfasser selbst die Unmöglichkeit zugestehet, die Summe der sogenannten kirchlichen Fundamentallehren, den Inhalt des Consensus, symbolisch abzuschließen und auf eine objective, allgemein gültige Weise zu fixiren; weil wir endlich den Unterschied zwischen Reformirter und Lutherischer Kirche nicht etwa ausschließlich in der Differenz einzelner Lehrpunkte finden, sondern viel mehr als hierin in ihrer ganzen Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte, in ihrer Grundanschauung, im kirchlichen Geiste, in ihren Einrichtungen, Verfassung und Cultus, mit einem Worte in der Individualität der Kirchen, welche nicht durch Uniformiren und Niveliren verwischt, sondern im Gegentheil aller



Unbestimmtheiten entkleidet, d. h. ausgebildet und verkärt werden soll. —

Nach allen den eben berührten Seiten hin finden wir uns in voller Uebereinstimmung mit derjenigen kirchlichen Anschauung, die der Denkschrift des Professor Dr. Merkel zu Grunde liegt, in welcher derselbe über den luth. Verein der Provinz Sachsen Bericht erstattet und die nächste Aufgabe des luth. Gesamtvereins präcisirt. Wir dissentiren aber mit derselben insofern, als wir hier im extremen Gegensatz zu dem unionistischen, ins Unsichtbare und Weite gehenden Kirchenbegriffe, einer zu engen juridischen Bestimmung desselben begegnen, nach welcher die Lutherische Kirche, im Widerspruche mit der Doctrin ihrer Bekenntnisse, auf ihren durch positive Rechtsbestimmungen begränzten dermaligen historischen Befund beschränkt, in Folge dessen die Aufgabe des luth. Vereins von dem Gebiete der Kirche auf das der Gemeinde verlegt, diese letztere der Gefahr der Separation ausgesetzt und das Bestehen unserer Vereine in Frage gestellt wird.

Eine Vermittelung jener beiden divergirenden Richtungen erblicken wir in dem diesjährigen Vorworte der Monatschrift des Pastor Guen. Festhaltend an dem Kirchenbegriffe unserer symbolischen Bücher und ohne auch nur das Minimum unsers kirchlichen Bekenntnisses anzugeben, eröffnet es dem Werke der kirchlichen Entwicklung eine umfassende Aussicht, stellt dasselbe unter göttliche Gebuld und der Menschen Gebet und Arbeit, weist sein unaufhaltames Fortschreiten nach, selbst da, wo der verkürzte oder getrübbte Blick nichts als Stillstand oder Rückschritt zu sehen vermeint. Nicht die repräfinirte Lutherkirche ist dem Vorworte die Kirche der Zukunft, sondern die Lutherkirche, welche durch Entwicklung der ihr inwohnenden Lebensfülle sich auch in den bewußten Besitz dessen gesetzt hat, was andern Kirchen als eine eigenthümliche Gabe von Gott verliehen ist, wodurch sie diesen immer näher tritt, sich als die eigentliche Unionskirche bewahrheitet und ihre Mission für die gesammte Christenheit erfüllt. — Wenn es hier und da den Anschein hat, als docire das Vorwort eine Gleichberechtigung aller Confessionen und als übersehe es im Hinblick auf das Endziel der kirchlichen Entwicklung die ihr für den gegenwärtigen Zeitmoment vorliegenden Aufgaben, so entzieht es sich unserer Einsicht keinesweges, daß das Eine wie das Andere eben auf einer augenblicklichen Täuschung beruht, indem einerseits auf das bestimmteste hervorgehoben wird, daß selbst das, was als besondere Gabe anderer Kirchen angesehen werden kann, der Lutherischen Kirche nicht abgehe, sondern zur Zeit nur unentwickelt in ihr ruhe, — andererseits es auch an Präcisionen darüber nicht fehlt, was von der Lutherischen Kirche, beziehentlich von den um ihre Restitution bemühten Vereinen in Betreff des Cultus, der Verfassung und der theologischen Wissenschaft vor Allem in Angriff zu nehmen ist.

Ein hierauf folgendes Referat des Br. Dümichen aus Herrnborf über die Eheangelegenheit schloß sich an seinen Vortrag auf der vorjährigen Conferenz an, machte darauf aufmerksam, wie wenig bisher die Entwicklung dieser hochwichtigen Angelegenheit durch die kirchliche Verwaltung unterstützt und gefördert worden sey und hatte den Beschluß sämmtlicher Anwesenden zur Folge, von der bekannten, die Gewissen der Geistlichen in Schutz nehmenden Allerhöchsten Concession den umfangreichsten Gebrauch zu machen und schrift-

widrig Gefchiedenen Aufgebot und Trauung fortan zu versagen. — Ein Vortrag des Br. Fröhlich: über Confession und Pathenamt, deducirte den beklagenswerthen tiefen Verfall des letztern aus seiner Lösung von der erstern; beantragte behufs Restitution des Pathenamts die Geltendmachung des Grundsatzes der Confessionalität und wollte, unter Bezugnahme auf die Epistola familiaris des Herrn General-Superintendenten der Provinz, jede etwa durch die Umstände gebotene Abweichung von jenem Grundsatz nicht unter den Gesichtspunkt des Rechts, sondern unter den der kirchlichen Licenz gestellt wissen. — Ein anderes Referat desselben Bruders: „über die Vererdigung gefallener Duellanten und Zeichen der Zeit“, nahm von den bekannten beklagenswerthen Ereignissen Gelegenheit, darauf aufmerksam zu machen, daß die sogenannten Conservativen, die Rechte beider Häuser sammt ihrem Anhange, mit nichten schlechthin als die christlich gesinnte Parthei im Lande anzusehen sey. Es stelle sich immer deutlicher heraus, daß diese Gemeinschaft aus den heterogensten Elementen bestehe; dem Volke Gottes aber sey nichts gefährlicher, als unnatürliche und unlautere Verbindungen. Es werde dadurch mißfällig vor Gott und verdächtig den Menschen. Es gelte daher, Zeugniß abzulegen gegen alle falsche Freunde. Der Vortrag fand einen allgemeinen und lebhaften Anklang. — Die inhaltsschweren Thesen des Br. Hefumkamp: über die Taufe, kamen zwar noch zum Vortrage, konnten jedoch, da die Zeit völlig erschöpft war, nicht mehr besprochen werden. Es bleibt das der Herbstconferenz vorbehalten. Schließlich bemerken wir noch, daß auf den diesmaligen Verhandlungen ein besonders reicher Segen des Gebets ruhte. Wir gedenken in dieser Beziehung in dankbarer Liebe namentlich der theuern Brüder Dümichen, Vetter, Weiß und Klopsch. Der Herr hatte uns recht gnädig angesehen und Tage des Segens bescheert. Sehr dankbaren Herzens gingen wir aus einander; gestärkt im Glauben an die Sieghaftigkeit der Sache, der wir in Schwachheit dienen, und mit dem ungetheilten Wunsche baldigen und fröhlichen Wiedersehens. Das walle Gott der Herr!

In dem Evangelischen Bücherverein zu Berlin (Niederlage Gertraudenstraße Nr. 22) ist erschienen:

**Evangelienbuch**, d. i. die Episteln und Evangelia mit den Summarien und Collecten auf alle Sonn- und Festtage, mit angehängter Passionsgeschichte, Geschichte der Zerstörung Jerusalems und Luthers kl. Katechismus; 84 Bilder.

Auf Druckpapier ungeb.	15	Sgr.
in Pappbd.	17 1/2	"
in Halbfranzbd.	22 1/2	"
Auf Velin-Kupferdruck. ungeb.	1 Thlr.	"
in Halbfranzbd.	7 1/2	"
besgl. eleg.	10	"
in gepr. Ledbd. mit Goldschnitt	15	"

**Matthaeus**, Leben Luthers, ungeb. 7 Sgr.  
in Pappbd. 9 "  
in Halbfranzbd. 13 "

**Bibel**, altes und neues Testament, mit 327 Bildern.

Auf Druckpapier ungeb.	1 Thlr. 20	Sgr.
in Halbfranzbd.	2	"
in Lederbd.	5	"
in gepr. Ledbd. mit Goldschnitt	15	"
Auf Velin-Kupferdruck. ungeb.	3	"
in gepr. Ledbd. mit Goldschnitt	25	"



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Samstag den 2. August.

N<sup>o</sup> 62.

## Kritische Umschau in der materialistischen Streit-Literatur.

(Fortsetzung.)

Auf verwandter, doch unmittelbar positiverer Grundlage hat ein katholischer Theologe, J. Frohschammer (jetzt Professor der Philosophie in München) die Bestreitung des Materialismus in der Schrift: „Menschenseele und Physiologie. Eine Streitschrift gegen Carl Vogt. München 1855.“ geführt. Wie schon der Titel sagt, ist es besonders Carl Vogt, welcher in der lehrreichen Schrift des Verfassers berücksichtigt wird. Von den im Vorstehenden nun bereits genugsam angedeuteten Gesichtspunkten aus wird die ebenso willkürliche und wissenschaftlich leichtfertige, wie mit frecher Annahme vorgetragene, materialistische Doktrin Vogts im Einzelnen widerlegt und in ihrer Hohlheit aufgezeigt. Die Untersuchungen des Verfassers beziehen sich auf die Bedeutung der Existenz und der Thatfachen, auf die Lebenskraft der Menschenseele, das Verhältniß der Naturwissenschaften zum religiösen Glauben und zur spekulativen Wissenschaft, die Ethik und den Atheismus des Vogtschen Materialismus. Weiter wird auch noch die materialistische Doktrin Moleschotts und Eulbes in Betracht gezogen. Zur Probe heben wir eine Stelle, in der der Verfasser die Vogtsche Lehre vom Ursprung der organischen Welt treffend geißelt, hier hervor: „Was vor Allem Herr Vogt ganz gewiß weiß und mit der größten Bestimmtheit versichert, ist dies, daß die Welt überhaupt, ihrem materiellen Stoffe und Bestande nach, nicht von einem persönlichen Gott, als freien, bewußten Schöpfer geschaffen worden sei, sondern die Materie ist ihm durchaus unerschaffen, ewig. Die Form der Materie ist ihm aber nicht ewig, sondern in dieser Beziehung findet ein beständiger Wechsel statt. Die Organismen, insbesondere der Thiere und Menschen sind nach ihm allerdings irgend einmal entstanden, obgleich vor unsäglichen vielen Jahren, und nicht so eigentlich ewig, aber von einem göttlichen Schöpfer oder Weltordner sind sie auch nicht hervorgebracht. „Die Materie, sagt er, ist das einzige Unvergängliche, das wir kennen.“... „Die Organismen, als solche, können neu entstanden seyn, da sie nur eine gewisse Form der Materie sind, welche unter dieser Form und Zusammenstellung besondere Eigenschaften und Funktionen zeigt, die Materie selbst aber, aus der sie gebildet wurden, muß vorher auf der Erde existirt haben“... Neben dem weiß Vogt auch mit der größten

Gewißheit, daß die Thiere Autochthonen sind, d. h. da entstanden seyen, wo sie vorkommen, nicht aber durch Wanderungen sich ausgebreitet haben über die Erde. „Die Arten (der Thiere) sind Autochthonen — d. h. mit geringen Ausnahmen, welche sich meist historisch nachweisen lassen und nur einzelne wenige Species betreffen, sind alle Arten an denjenigen Orten entstanden, welche ihnen noch jetzt als Wohnsitze angewiesen sind ... die Arten, welche unsere Schöpfung zusammensetzen, müssen endlich etwa in ähnlichen Verhältnissen der Zahl, in welchen sie sich noch jetzt vorfinden, und zwar zu gleichen Zeiten entstanden seyn, da die ganze organische Oekonomie der Erdoberfläche auf dieser gleichzeitigen Existenz beruht und diese Verhältnisse nur innerhalb sehr geringer Grenzen, nicht aber in ihrer Gesamtheit geändert werden können, indem solche Änderungen den Untergang der ganzen Schöpfung herbeiziehen würden.“ Bei Hervorbringung all' dieser Geschöpfe läßt aber Herr Vogt nicht etwa eine sogenannte organische Substanz thätig seyn, wie die Naturphilosophie, da eine solche außer und von den wirklichen Organismen nicht bestehen konnte, sondern alsbald dem chemischen Prozesse verfallen wäre; sondern rein durch chemische und physikalische Kräfte sind, wie die Pflanzen, so auch die Thiere und mit ihnen die Menschen entstanden. Rein durch jene, ohne organische Substanz, ohne bewußten Schöpfer, ja sogar ohne irgend eine leitende Idee, wie wir schon früher erfuhr, entstanden die Organismen. Aber wie geschah denn das, wie brachten denn diese physikalischen und chemischen Kräfte die so verschiedenen Thiere und die Menschen selbst zu Stande? Das sagt uns Vogt weniger klar und bestimmt; doch finden sich Andeutungen auch hierüber, nach denen sich's schon weiter fühlen und ausführen läßt. „Wenn man behauptet, sagt er, die unferen Körper zusammensetzenden Stoffe seyen unvergänglich, so ist dies vollkommen richtig, und wenn man daraus den Schluß zieht, daß auch die Funktionen dieser Materie unvergänglich seyen, so ist dies auch eine sichere Wahrheit. Allein die aus der Form und Zusammenstellung der einzelnen Organe hervorgehenden Funktionen sind vergänglich, wie diese, und entstehen erst wieder, wenn dieselbe Form und Zusammenstellung des Stoffs sich aufs Neue zusammenfindet.“ „Sobald die Substanzen, welche das Gehirn bilden, wieder zusammengewürfelt werden, werden auch dieselben Funktionen wieder auftreten, welche ihnen in diesen Formen und Zusammenstellungen zukommen, und es wird damit auch wieder das gegeben seyn, was man eine Seele nennt.“ Das



bietet schöne Aufschlüsse und verbreitet Licht über die dunkle Sache, und wir dürften nunmehr wohl hinlänglich gerührt seyn, die Schöpfungsgeschichte nach den Offenbarungen des Herrn Vogt in möglichst einfachen und klaren Zügen darzustellen. Also, wie entstand z. B. der Löwe, wie entstand das andere Gethier, darunter auch der Mensch, uranfänglich, diesem Materialismus zufolge? Kleinigkeit! Das ging so und schlechterdings nicht anders zu:

„Vor X Millionen Jahren begegneten sich eines Tages die betreffenden Elementarstoffe in einem grünen Walde. Sie wünschten sich guten Morgen und fanden bei näherem Verkehre bald so viel Gefallen aneinander, daß sie beschloßen, sich zu einem Gemeinwesen zu constituiren, und zwar — beschloßen sie — soll dieses Gemeinwesen ein Löwe werden. Gesagt, gethan. Sie ließen ihre physikalischen und chemischen Kräfte wirken — ohne Plan und leitende Idee natürlich, nach Offenbarung des Propheten Vogt — und alsbald stand der Löwe fertig da. Zu gleicher Zeit bildeten an anderen Punkten derselben Gegend die Elemente Thiere derselben Art und zwar, vorsichtiger Weise, verschiedenen Geschlechtes. Aber es fehlte dem Löwen an Nahrung, da er so gebildet war, daß er Gras und Kräuter nicht fressen konnte. Das merkten andere Elementarstoffe in der Nähe, und der Geist des Mitleids und der Aufopferung kam über sie; sie vereinigten sich rasch zu Thieren, die dem Löwen als Nahrung dienen könnten, zu Rehen, Hirschen, Ochsen, Eseln u. s. f. So entstanden auch die übrigen Thiere, und Alles ging auf's Beste und ward auf das Vernünftigste angeordnet und ausgeführt von den Elementarstoffen mit ihren chemischen und physikalischen Kräften. Nur bei der Hervorbringung des Menschen, die in ähnlicher Weise irgendwann geschah, hatten sie Etwas versehen, und das brachte Unheil. Wir haben schon bemerkt, daß die Elementarstoffe bei ihrer Constitution zu den Gemeinwesen der verschiedenen Thiere Eines besonders im Auge hatten, um es nämlich auszuschließen und fernzuhalten von ihren Hervorbringungen, — und das war die leitende Idee, das Lebensprinzip oder Lebenscentrum. Nichts dergleichen sollte Zugang haben zu ihren Hervorbringungen, nichts Einheitliches, Beherrschendes, Monarchisches sollte geduldet werden, sondern Alles sollte demokratisch, anarchisch, vielheitlich seyn und bleiben. Bei Bildung des Menschen aber scheinen die Elementarstoffe mit ihren chemischen und physikalischen Kräften etwas versehen zu haben. Es kam offenbar in denselben zu viel Einheitliches, es entstand in ihm ein Gefühl der Einheit und Persönlichkeit, das Selbstbewußtsein und das Bewußtsein oder die Tauschung der Willensfreiheit und damit in Verbindung das Gewissen; hiemit erhoben sich die Menschen über die übrigen Geschöpfe; und während die andern Thiere recht und schlecht eben nichts anders sind und seyn wollen als Thiere, wollen die Menschen jetzt — und seit Jahrtausenden — mehr seyn als Thiere, Menschen nämlich. Das ist aber nur Hochmuth, nichts als baarer Hochmuth, der sich herschreibt von einem physikalischen und chemischen Versehen bei der Menschenbildung! Es war damit im Menschen die Natur von sich selber abge-

fallen, der Sündenfall war geschehen; — der Sündenfall der Natur, der darin besteht, daß die Menschen — diese Produkte der Elementarstoffe mit ihren physikalischen und chemischen Kräften — nun meinen, selbstbewußt, persönlich, frei und unsterblich zu seyn, und daß sie gar auch noch ein religiöses Bewußtsein haben, an einen Gott glauben. Damit ist die Entartung in die Natur gekommen und seit Jahrtausenden dauert sie fort als Menschengeschichte; und so arg ist sie geworden, daß die Menschen Einheit, Zweckmäßigkeit, Ordnung, Lebensprinzip u. dergl. auch noch in die Natur hineinschauen und die eigene Entartung auch auf sie, die reine, unschuldige übertragen. Aber nicht immer kann es so bleiben; bereits ist der Retter und Erlöser der entarteten Menschennatur erschienen, der jenes Versehen der Elementarstoffe bei der Bildung des Menschen wieder gut machen und die Menschen wieder auf die Stufe des Thierbewußtseins oder noch mehr, das des Elementarstoffseins zurückführen wird. Dieser Retter und Erlöser für das sündige, zum Selbstbewußtsein, zum Freiheitsgefühl, zum Bewußtsein der Unsterblichkeit der Seele und des Daseins einer Gottheit entartete Menschengeschlecht, — ist der Prophet E. Vogt, — der bereits Viel an diesem großen Werke gearbeitet und bereits eine beträchtliche Anzahl Jünger und Mitarbeiter an demselben gewonnen hat, die ebenfalls mit Eifer bestrebt sind, die Menschheit zu erretten aus der Entartung des persönlichen Bewußtseins, der moralischen Freiheit und des religiösen Glaubens, und sie dahin zu führen, daß sie eintauche und wonnenvoll untergehe in's Paradies des materiellen Stoffes mit seinen chemischen und physikalischen Kräften. Der sog. Geist muß bei diesem Erlösungswerke gekreuzigt und ertödtet werden, nicht das Fleisch; der Geist muß ausgezogen, das Fleisch angethan werden. Und mit dem schönsten Beispiel hierin leuchtet der große Prophet mit den Seinigen voran.“

So lautet die materialistische Genesis oder Schöpfungsgeschichte; das ist das alte Testament der materialistischen Weltanschauung, dem sich auch sogleich das neue Testament angeschlossen hat, weil der Offenbarer desselben zugleich auch der Erretter ist. Und ich denke, klar und einfach genug ist diese Geschichte.“ So sehr solch' eingehende Zurechtweisung Vogts von letzterem promovirt und verdient ist, so wirkt doch andererseits die zwischen alle Untersuchungen des Verfassers sich hindurchziehende Polemik wider diesen denkfaulsten, geistlosesten Vertreter des Materialismus öfters störend, und es wäre dem Total-Eindruck wohl förderlicher gewesen, die spezielle Polemik wider Vogt kurz und beiläufig abzu thun. Auch so bleiben aber die selbstständigen Ausführungen des Verfassers beachtenswerth und verdienstlich, um so mehr, da sie durchaus den Standpunkt der positiven, christlichen Weltanschauung festhalten und nachdrücklich vertreten.

Umfassender in ihrer Anlage, als die bisher genannten, ist wohl die Schrift, mit der Referent selbst in den Kampf wider den Materialismus eingetreten ist: „Briefe gegen den Materialismus.“ Von Friedrich Fabri. Stuttgart 1856.“ Wenn der Herr Herausgeber dieser Zeitschrift im diesjährigen



Vorwort diese „Briefe“, als die wohl bedeutendste unter den erschienenen Gegenschriften bezeichnet hat, wenn J. H. Fichte bemerkt, sie böten fermenta cognitionis der reichsten Art, indem sie über den unmittelbar verhandelten Gegenstand hinaus auf eine höhere spekulative Weltansicht hinweisen, in welcher jene düstigen Irthümer sich erst völlig auflösen und wie Schatten verschwinden können — so würden wir nur mit Beschämung ein solch' anerkennendes Wort zurückweisen müssen, wüßten wir nicht, daß Alles, was irgend brauchbar und zu einem Dienst der Wahrheit nicht ganz untüchtig ist, ein geliebtes Pfund und eine dargereichte Gabe ist, für die wir dem, der sie gegeben, nicht nur Dank, sondern auch Rechenschaft schulden. Auch so können wir aber jene freundliche Beurtheilung nur mit Einschränkung annehmen. Die vorgenannten, namentlich die Schriften Schallers und Tittmanns, gehen unzweifelhaft auf die physiologisch-psychologischen, überhaupt naturwissenschaftlichen Fragen, an welche der moderne Materialismus sich anlehnt, viel gründlicher ein, als es in unseren „Briefen“ der Fall ist, und es ist uns eine Pflicht, dies vor Allem selbst zu bezeugen. Wenn daher unserem kleinen Buche irgend ein Werth zukommen soll, so kann derselbe wohl nur darin liegen, daß dasselbe tiefer, als die übrigen Gegenschriften in christlichen Grundgedanken ruht, und daß eben hiedurch schon der Umfang der in ihm geübten Polemik ein weiterer und reicherer geworden ist.

Das Christenthum ist in eminentem Sinne Geschichte; in göttlich gewirkten und zeitlich verkörperten Heilthatfachen hat dasselbe seine bleibende Wurzel. Das Evangelium ist, einmal in die Erscheinung getreten, was auch der Hohn der Welt dawider vorbringen mag, die eigentlich weltbewegende Macht. Es gestattet darum im letzten Grunde auch keine Indifferenz und Gleichgültigkeit; wen es nicht anzieht, den stößt es ab; und wie nach den Aussagen der Naturforschung der zeitliche Bestand und Gang des Universums auf den zwei Grundkräften der Anziehung und Abstoßung ruht, so äußert auch das Christenthum, als der Kern- und Brennpunkt der Weltgeschichte diese doppelte Wirkung. Seine Strahlen wirken entweder erregend und Leben weckend, oder verdorrend und verzehrend. So führen sich alle Gegensätze jeder Zeit auch in ihrer buntesten Mischung und Mannigfaltigkeit auf zwei Grundprincipien zurück. — Es wäre ein wo nicht thörichter, so jedenfalls vergeblicher Versuch, den Materialismus mit christlichen Argumenten bekämpfen zu wollen. Schon daß das Heilige dem Unheiligen nicht preisgegeben werden soll, müßte davon zurückschrecken. Uebrigens handelt es sich ja Angesichts des heutigen Materialismus zunächst um Erhaltung der allgemeinsten sittlichen und geistigen Grundlagen. Um desswillen hat der Verfasser sich auch auf das eigene Terrain der Gegner begeben und zu zeigen gesucht, in welche Widersprüche das materialistische Prinzip verwickelt, und wie es konsequent entfaltet, ebenso zum völligen wissenschaftlichen Obscurantismus, wie zur ungebundensten Entfesselung des Fleisches führe. Aber keine hervorstechende Erscheinung der Gegenwart läßt sich vereinzelt in ihrer Bedeutung gründlich verstehen. So ist auch der

moderne Materialismus nur die Spitze einer Geistesströmung, die mit breiter Basis in der Gegenwart wurzelt. Erst wenn diese Grundrichtung einer Zeit eine gewisse Sättigung und Reife erlangt hat, werden die letzten Tendenzen derselben in erschreckender Nacktheit offenbar. Es lag dem Verfasser vor Allem an, auch diese Vorbedingungen des heutigen Materialismus, seine breite Basis in der Gegenwart hervorzuheben und die culturgeschichtliche Bedeutung desselben hervortreten zu lassen. Darauf weist das christliche Bedürfnis, wie uns deucht, vor Allem hin. Trotz alles ernstgemeinten Protestes und wissenschaftlichen Widerspruches arbeiten darum auch Pantheismus, wie Materialismus den materialistischen Tendenzen in die Arme. So erbaut sich zuletzt ein immer engerer und allgemeinerer Bund, dessen gemeinschaftliche Losung die Feindschaft und der Kampf wider die geoffenbarte Wahrheit ist. Dies ist das letzte Ergebnis, auf welches eine christliche Zeitbetrachtung immer wieder führt. Wir erlauben uns, ein Paar Stellen aus den „Briefen“, welche die eben angedeuteten Gesichtspunkte hervorheben, hier mitzutheilen: „Es ist darum völlig ungenügend, den heutigen Materialismus als eine philosophische Verirrung anzusehen. Denn wenn die sensualistische Denkweise auch mit der geschichtlichen Entwicklung der Philosophie mannigfach verknüpft ist, so ruht das Geheimniß des Beifalls, den sie unter der Menge findet, doch wesentlich auf ganz anderen Gründen, als der philosophischen und wissenschaftlichen Stärke ihrer Beweismittel. Der moderne Materialismus ist viel mehr eine zeit- und weltgeschichtlich, als eine philosophisch irgend bedeutende Erscheinung: Um daher ein kritisches Streiflicht auf denselben fallen zu lassen, ist ein, wenn auch flüchtiger Blick auf jene treibenden Mächte der Gegenwart, aus denen er seine Hauptnahrung zieht, nicht zu umgehen.“

(Fortsetzung folgt.)

## Erklärung.

Herr Dr. von Hofmann in Erlangen hat gegen den von mir geführten Beweis, daß er über die Veröhnung Gottes und die Rechtfertigung des Sünders der heiligen Schrift und dem kirchlichen Bekenntnisse widersprechend lehre \*), so wie gegen meine daran geknüpfte Bitte, seine Lehre über diesen Cardinalpunkt des evangelischen Heilsglaubens einer ernstlichen Revision zu unterwerfen, eine „Schutzschrift“ gerichtet, welche in einem Tone gehalten ist, in welchem ich erwidern weder mag, noch darf. Mir ist derselbe ein Zeichen, daß er sich getroffen fühlt. Auch was den Inhalt seiner Schutzschrift anlangt, so denke ich, daß

\*) Vgl. meine Schrift: Herr Dr. von Hofmann gegenüber der lutherischen Veröhnungs- und Rechtfertigungslehre. Frankfurt a. M. und Erlangen. Verlag von Seyder und Zimmer. 1856. 76 S. in 8.



er für jeden einsichtigen und urtheilfähigen Leser trotz seiner wiederholten Klagen über Mißverständniß eben durch die erneuerte Darlegung und Vertheidigung seiner Lehre selbst den Beweis geführt hat, daß ich ihn vollkommen richtig verstanden, wie auch blindig gegen ihn argumentirt habe. Herr Dr. von Hofmann übergeht meine Auseinandersetzung über das antithetische Verhältniß der göttlichen Gerechtigkeit und göttlichen Liebe, an welchem doch die ganze kirchliche Fassung des Versöhnungsdogmas hängt, weiß von keiner Ausgleichung zwischen Liebe und Gerechtigkeit, sagt nirgends, daß die erstere der letzteren den Tod des Sohnes Gottes als genugthuendes Lösegeld dargebracht habe, enthält sich nach wie vor „geflissentlich“ des Ausdrucks Stellvertretung „wegen einer doppelten Unangemessenheit desselben“, läugnet wiederholt, „daß Christus dasjenige gethan, was wir hätten thun und dasjenige gelitten, was wir hätten leiden sollen“ u. s. f. Er gebraucht zwar den Ausdruck Sühne, hat aber nicht den biblischen und kirchlichen Begriff der Sühne, und wenn er sich auf Stahl beruft, so ist dessen Begriff der Sühne von dem seinigen noch wesentlich verschieden, weil Stahl den kirchlichen Begriff der Gerechtigkeit hat. Auf meine „vermeintliche Widerlegung“ seines auf die Lehre von der Versöhnung und Rechtfertigung bezüglichen Schriftbeweises, die ich nur beispielsweise mit drei neutestamentlichen Stellen versucht hätte, läßt Herr Dr. von Hofmann, wie er selbst sagt, sich nicht ein. Ich darf deshalb vorläufig annehmen, daß mein Versuch mir gelungen ist. Enthält aber die heilige Schrift auch nur in drei Stellen unwiderleglich die einhellige Lehre der Kirche Jesu Christi von der Versöhnung und kann die Hofmann'sche Theorie in dieselben schlechterdings nicht hineingezwängt werden, so steht es allerdings übel um die Schriftgemäßheit seiner Lehre. Ich könnte demnach über die „Schutzschrift“ ruhig schweigen; nur sind es zwei Punkte, die ich in der Kürze zu berühren und zurechtzustellen, um der Sache willen für Pflicht halte. Ich hatte gegen Herrn Dr. von Hofmann, der nur die Form, nicht das Wesen der kirchlichen Versöhnungslehre zu ändern vorgiebt, erwiesen, daß er das Gegentheil selber zugestehet. Denn er bezeichne es selbst als ein Wesensmoment der kirchlichen Satisfaktionstheorie, daß Gott im Tode Jesu seinen Haß gegen die Sünde bethätigt habe. Nun aber dürfe er nach seiner Theorie consequenter Weise nur sagen, daß sich im Tode Jesu der Haß der Sünde wider Gott, nimmermehr aber, daß sich darin der Haß Gottes gegen die Sünde bethätigt habe, indem dieser Tod für ihn nur die schließliche Bewährung des gottgeeynten Willens Christi sey gegenüber dem Aeußersten, was der gottfeindliche Wille des Argen über ihn zu verhängen vermochte. Er gibt nun in seiner „Schutzschrift“ S. 13 selber zu, es sey gar kein Zweifel, daß dem so wäre, wie ich sage, wenn er in der Regerei so weit ginge, in Satan

eine Macht zu sehen, welche über den Sohn Gottes verhängt, was sie will, wenn auch Gott nicht will, daß es ihm widerfahre. Indes er achte Christum nicht ohne und gegen den Willen Gottes von Satan angefochten und angefeindet. Das ist im Grunde das einzig neue Argument, welches er zur Stützung seiner, wie er also selbst gesteht, sonst den Einsturz drohenden Theorie beibringt. Als ob dadurch, daß Gott die schließliche Bewährung Jesu durch den vom Satan über ihn verhängten Tod zugelassen oder auch geordnet hat, am Sachverhalte das Geringste geändert würde. Gottes Haß gegen die Sünde wird durch Satans Haß gegen den Heiligen in keiner Weise dokumentirt, mag Gott diesen Satanshaß und seine Wirkung nun verboten, zugelassen oder selbst geordnet haben. — Wie also bei dem, was ich über Herrn Dr. von Hofmann's Versöhnungslehre, so bleibt es auch bei dem, was ich über seine Rechtfertigungslehre gesagt habe. Wie er die stellvertretende Genugthuung läugnet, so läugnet er auch, was sich bei dem inneren Zusammenhange dieser Lehren von selbst versteht, die Zurechnung der Gerechtigkeit Jesu Christi. Er meint zwar (Schutzschrift S. 22), ich hätte ohne Grund Aergerniß an seiner Bezeichnung des Glaubens genommen, daß derselbe sittliches Verhalten sey, während ich ihn doch selbst Gehorsam gegen Gottes Wort nenne. Aber nicht an der Bezeichnung des Glaubens als sittlichen Verhaltens, sondern daran nehme ich Anstoß, daß der Glaube nach seiner Anschauungsweise eben als sittliches Verhalten zu Gott und seinem Heilsworte den Menschen rechtfertigt.

Ich bin mir bewußt, gegen die Hofmann'sche Versöhnungs- und Rechtfertigungslehre in keinem anderen Interesse geschrieben zu haben, als um der Kirche Jesu Christi, welche ist die Gemeinde der Gläubigen, mit dem schriftmäßigen und reformatorischen Heilsfundamente ihren einigen Trost im Leben und im Sterben unerschüttert und unversehrt, so viel an mir liegt, zu erhalten. Ich bin auch dessen in guter Zuversicht, daß unbefangene und nach dem Heile der Versöhnung und Sündenvergebung im Blute des Lammes Gottes, welches der Welt Sünde trägt, begierige Leser keinen anderen Eindruck aus meiner Schrift empfangen haben werden. Herr Dr. von Hofmann spricht in seiner „Schutzschrift“ die Hoffnung aus, daß ich Andere, als diejenigen, welche seinen Vortrag der Versöhnungslehre nicht gelesen haben, nicht irre führen werde. Ich meinerseits sehe getrost dem Urtheile aller zur Versöhnungs- und Rechtfertigungslehre der Lutherischen Kirche treu sich bekennenden Theologen entgegen, und hoffe, daß dieselben nunmehr nicht länger schweigen werden.

Köln, den 26. Juli 1856.

Dr. Philipp.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Mittwoch den 6. August.

№ 63.

## Kritische Umschau in der materialistischen Streit-Literatur.

(Fortsetzung.)

„Aus drei Faktoren, oder vielmehr aus einem dreifachen Mißbrauch hat sich, wie uns scheint, die Macht des Materialismus in der Gegenwart vornämlich erbaut. Der erste ist allerdings ein intellektueller und liegt in der negativen Grundrichtung, welcher die moderne Wissenschaft in steigendem Maaße sich zugewendet hat. Die Autonomie des menschlichen Geistes ist seit Cartesius das Cardinal-Dogma der modernen Philosophie geworden und, wenn auch da und dort unter Widerspruch, bis auf die neuere Zeit als solches im Ganzen herrschend geblieben. Indem man die menschliche Erkenntniß, die Vernunft souverain erklärte und zur Inhaberin der Wahrheit an sich machte, legte man den Grund zu jenen labyrinthischen Gängen, auf denen im Wechsel der mannigfaltigsten Systeme die Vergötterung des Menschen mehr und mehr das einzige Ziel menschlichen Scharfsinnes ward. In der Verfolgung dieses Weges bildete sich auch jene einseitig spiritualistische Verstandes-Cultur aus, die in der modernen Aufklärung mehr und mehr ihre Massen-Triumphe gefeiert hat und noch feiert. Aber die Menschheit kann sich nicht vom Höheren abwenden, ohne alsbald der Knechtschaft eines Niedereren zu verfallen. Gott läugnen führt sofort zur Vergötterung des Menschen, die Selbstvergötterung aber vollendet sich im Dienste der niederen Kreatur. Der heutige Sensualismus, der der Sinnlichkeit und groben Materialität allein noch Realität zuerkennt, und den menschlichen Geist selbst zum Produkt und Knecht der Materie macht, ist die letzte Konsequenz jener auf die Behauptung der Souverainetät menschlichen Wissens basirten Entwicklungsreihe.“

„Schon zu Eingang des ersten Briefes haben wir auf die ungeweine Ausbildung und Entwicklung der Naturwissenschaften in den neueren Zeiten hingewiesen und bemerkt gemacht, mit welcher Vorliebe die Resultate der modernen Naturforschung zur Stütze atheistischer und sensualistischer Grundsätze herbeigezogen werden. Mit welchem Rechte, werden wir später noch untersuchen. Und es wird sich uns zeigen, daß jene Anwendung vielmehr ein Mißbrauch ist, und daß nicht die Resultate der Naturforschung selbst, sondern die ganz anderswo gewonnenen Voraussetzungen, welche man jenen unterlegt, es sind, welche die Läugnung jeder höheren religiösen Wahrheit, ja der

Selbstständigkeit und Realität des Geistigen überhaupt bedingen. Hier wollen wir nur auf die Stütze, welche der Materialismus auch an dem Wachsthum und dem Fortschreiten der Naturwissenschaft, resp. an deren Mißbrauch fand, hindeuten. Gerade die Schöpfer der modernen Weltbetrachtung, ein Copernikus, Kepler, Newton und so mancher Andere — Genies, von deren Früchten eine an Talenten reiche Gegenwart zehrt und mit Sammlerfleiß sich in den von ihnen eroberten Gebieten ausbreitet, könnten am besten zeigen, daß mit der Freiheit naturwissenschaftlicher Forschung ein demüthiger Sinn und eine mannhaft christliche Ueberzeugung gar wohl Hand in Hand gehen kann. Aber solche naheliegende Beispiele des Gegentheiles klammern diejenigen wenig, die sich einmal vorgefest haben, einen unlöslichen Widerspruch zwischen den Thatsachen der Naturforschung und denen des religiösen Bewußtseins zu behaupten. Nur das Niedere, Sinnliche hat von vornherein bei ihnen noch Realität, dem muß denn auch von Stufe zu Stufe alles Höhere geopfert und in einem immer weiter verbreiteteren Cultus der Materie und des Fleisches begraben werden.“

„Wie rasch und entschieden die Gegenwart in dieser Richtung voraneilt, zeigt endlich am besten das große Uebergewicht, welches die materiellen Interessen mehr und mehr gewonnen haben. Mit rapider Eile hat sich unter beispielloser Entwicklung der Industrie, des Verkehrs und Handels die Pflege des äußeren Culturlebens in den Vordergrund aller öffentlichen und privaten Angelegenheiten gedrängt, und bei Regierenden und Regierten sich bereits die Meinung als schier unzweifelbares Dogma festgesetzt, daß eben diese Pflege der materiellen Interessen die wesentlichste Angelegenheit der Gegenwart, der gegenüber alles Andere kaum der Rede werth und daher billig, wo nicht ganz bei Seite zu werfen, so doch als minder wesentlich entschieden ihr unterzuordnen sey. Unzählbare Thatsachen bestätigen täglich aufs Neue diese die Physiognomie der Gegenwart recht eigentlich bezeichnende Richtung. Politik, Kunst, Wissenschaft sollen diesem neuen herrschenden Gestirne unbedingt hulldigen und thun es auch meist bereitwillig, und selbst die Kirche scheint Vielen kaum zu etwas Anderem mehr brauchbar, als dem neuen Tagesgötzen die Spende der Weihe darzubringen, und sie eilt denn auch oft genug, dieser Forderung aufs Rückhaltloseste nachzukommen. Es wäre thörichter Unverstand, in jener Vervollkommnung des materiellen Culturlebens an sich etwas Schädliches oder Verwerfliches erblicken zu wollen. Wir



Bewundern willigt jeden neuen Triumph menschlichen Scharfsinnes auch in diesen Gebieten und achten jeden Fortschritt in Industrie, Verkehr, Technik u. s. w. als eine Bereicherung unseres äußeren Güterlebens. Doch bedarf es keines sehr scharfen und tiefen Blickes, um die Gefahren, welche hinter diesem lauten Jubelruf über die ungeheuren materiellen Fortschritte der Gegenwart, über die sich mehr und mehr vollziehende „Solidarität der Europäischen Interessen“ Unheil verkündend schlummern, deutlich genug zu erkennen. Nicht im rechten Gebrauch, im Mißbrauch des täglich hier neu Gewonnenen, in der Verkehrung der natürlichen Ordnung, die den Werth einer Sache nach den Interessen, d. h. auf der Waage eines habüchtigen Egoismus wiegt, die das Mittel zum Zwecke selber macht, das Höhere zum Niederen verkehrt, die materielle Kultur zum öffentlichen Kultus zu erheben trachtet, liegt eine Gefahr, die in erschreckendem, täglichem Wachsthum begriffen ist. Und daß vornämlich aus dieser Richtung der heutige Materialismus seine Hauptnahrung schöpft, und als pseudowissenschaftliche Rechtfertigung dessen, was in ihnen und in dieser Zeit lebt, Tausenden willkommen ist, ist ebenso gewiß als eines der bedenklichsten Zeichen der Zeit.“

Aus dem schon oben Ausgesprochenen rechtfertigt es sich denn auch, daß der Verfasser nur in den vier ersten seiner neun Briefe sich mit der Kritik des Materialismus beschäftigt hat; und es dürfte innerlich wohl begründet seyn, daß er im fünften gegen die pantheistische Weltanschauung (in der Person Eduard Zellers), im sechsten gegen die deistische (kritisch-rationalistische, in der Person Schleibens) sich wendet. In seinen Erörterungen über Wissen und Glauben im achten Briefe hofft er einen kleinen, nicht ganz werthlosen und auch biblisch begründeten Beitrag zur richtigeren Fassung dieses zu immer neuer Verwirrung der Geister mißbrauchten Problems gegeben zu haben. Der letzte Brief ist der Betrachtung des Verhältnisses von Natur und Geist, resp. von Naturwissenschaft und Theologie gewidmet, und wenn die Erörterung dieser Frage sich auch nur in dem engen Rahmen einer flüchtigen Skizze bewegt, so dürfte dieselbe doch einigermaßen zur Anschauung bringen, daß einerseits die weitverbreitete Meinung einer völligen Indifferenz zwischen Naturwissenschaft und Theologie eine durchaus willkürliche ist, daß aber andererseits nicht sowohl naturwissenschaftliche Thatfachen, als vielmehr anderswo gewonnene und mit diesen verknüpfte, principielle Voraussetzungen es sind, welche zu der christlichen Weltanschauung in scharfem Gegensatz stehen.

Recht gründlich aus anderem Schrot und Korn, als die eben besprochene, ist die Schrift: „Der Froschmäusekrieg zwischen den Pedanten des Glaubens und Unglaubens. Mit einer Zueignung an Carl Vogt. Von Wilh. Schulz-Bodmer. Leipzig 1856.“ Wie schon der Titel zeigt, ist die vorliegende Streitschrift in humoristischem Tone gehalten und geht wesentlich darauf aus, die materialistische Weltanschauung sammt Anderem, was dem Verfasser eben in den Weg kommt, mit Waffen des gesunden Menschenverstandes lächerlich

zu machen. So ist denn dieselbe auch reichlich mit Wizen, schlechten und guten, gespickt. Es ist nicht zu läugnen, daß der Verfasser hierbei manchen gefunden und treffenden Gedanken ausspricht, und namentlich die Blößen des materialistischen Systems mit oft drastischem Effect aufdeckt. Insofern ist diese Schrift nicht ohne Verdienst und sie wird in manchen Kreisen zur Discreditirung der materialistischen Doctrin das Ihrige beitragen. Greifen wir ein Paar Sätze heraus, die das eben Gesagte zu veranschaulichen dienen mögen. „Niemand läugnet, daß Struktur und Zusammensetzung der Hirnmaterie von Bedeutung seyen, um dem Denken materielle Gegenstände, d. h. Sinnesindrücke zu vermitteln. Aber das macht die Gehirnthätigkeiten, d. h. diejenigen Veränderungen, die in dem „Hirn“ genannten Theile der Materie vor sich gehen, keineswegs zum Denken oder zur Geistesthätigkeit. Auch die einem Klavier entlockten Töne sind von der chemischen Zusammensetzung und Struktur der Saiten abhängig, und sind die Saiten gespannt oder verstimmt, so kann mit diesem Instrumente nicht mehr oder nicht mehr in derselben Weise gespielt werden. Aber das Spielen ist darum keine Thätigkeit des Klaviers, und der Spieler ist nicht auch das Instrument. Ebenso muß sich auch das Denken sowohl von seinem entfernteren Substrate, dem ganzen Leibe, wie von seinem nächsten Substrate, dem Gehirn, unterscheiden. Es muß sich also auch unterscheiden von der Struktur und chemischen Zusammensetzung, so wie von allen Veränderungen dieser Struktur und Zusammensetzung, und weil es sich als ein Anderes unterscheiden muß, ist es ein Anderes, und zwar ein Immaterielles. Diese Nothwendigkeit des Unterscheidens der Gegenstände ist stets auch der Beweis für die Verschiedenheit der Gegenstände. Es kann dafür keine anderen Beweisgründe geben, und sie wären auch sehr überflüssig. Die Behauptung, daß das Denken nur Hirnthätigkeit sey, ist also nichts weiter als ein Sagen aufs Gerathewohl, ein Würfelspiel mit Worten, in der mit der Einkleidung schwangern guten Hoffnung unternommen, daß jeder Wurf auch ein Treffer der Wahrheit seyn werde; ein Köhlerglaube an die besondere Bedeutung der eigensten und persönlichen Hirnfunktionen.... Wer das Denken aus der Materie erklären will, stellt sich eben damit auf den Standpunkt der Unvernunft und handelt unvernünftig, sobald er dies thut. Und wer das Denken eine Hirnfunktion nennt, hat nur mit Worten geklingelt und muthet den Leuten bei diesem Kellingel zu, an die Transsubstantiation des Geistes in Körper oder an ein weit wunderlicheres Wunder zu glauben, als an die Verwandlung von Wein und Brod in Blut und Fleisch, da ja diese Verwandlung nur innerhalb der Grenzen der Materie vor sich gehen würde. Aber ihr mystisch-materialistischen Physiologen, ihr wollt das Erklärende noch einmal erklären; ihr wollt nicht bloß auf dem Pferde reiten, sondern ihr verlangt zugleich, daß das Pferd auf euch reiten soll; ihr wollt das Denken mittels eures Denkens nicht bloß aus der Materie heraus suchen, sondern ihr glaubt auch, das Suchen noch einmal suchen und in der Materie finden zu können. Geht euch keine Mühe. Probirt



es doch und denkt einmal! Denkt einmal über das Denken, und ihr werdet sicher nicht mehr am hellen Tage euer Nachtlicht anzünden, um die Sonne in der ersten Pflanze zu suchen, in die sie scheint, um alsdann die glücklich gefundene aus dem Wasser zu schöpfen und, den trüben Trank eurer Weisheit unter der Nase, allen jetzigen und künftigen Geschlechtern ein Prosit zuzurufen.... Alle Beweisführungen der Materialisten laufen auf den stets vergeblichen Versuch hinaus, sich die Musik ohne Musiker, das Telegraphiren ohne Telegraphisten zu erklären."

Wie schon Ton und Gedankengang dieser Stellen andeuten, bewegt sich der Verfasser auf dem Standpunkt entschiedener Skepsis. Es gibt nach ihm keinerlei objektive Wahrheit; Glaube wie Unglaube haben beide völlig gleiches Recht, die einseitige Geltendmachung des einen, wie des anderen bleibt darum immer ein leidiger Pedantismus. „Die Gläubigen werfen also den Ungläubigen vor, daß sie Sünder seyen, weil diese das von den Gläubigen Erlebte nicht gleichfalls erlebt haben; und die Ungläubigen werfen den Gläubigen vor, daß sie eine vernunftlose Masse seyen, weil man doch voraussetzen müsse, daß die Ungläubigen sehr gebildet und sehr vernünftig seyen, und weil alle wirklich vernünftigen Leute so ziemlich das Gleiche erleben müßten. Thoren sind die Einen, wie die Andern! Wer aber mit Hochmuth und Eitelkeit, mit dem Eigendünkel und der Annahme einer unumstößlichen Beweisführung auf den Hahnenkampfsplätzen der Menschheit zuerst auftritt, dem gebührt auch die erste und beste Züchtigung, ob er nun ein skeptischer oder ein frommer Flegel sey"... „Aber neben den Pedanten jeder positiven religiösen Sazung gibt es Pedanten der Negation, die nicht im geringsten weniger langweilig sind. Es sind die stillwüthenden Fanatiker für die Prosa des Menschenlebens, die von irgend einem Utilitätsprincip Besessenen, die sich mittels desselben den Teufel der Poesie glücklich aus dem Leibe exorcisirt zu haben hoffen. Sie glauben oder sie glauben nur zu glauben an das tägliche Evangelium der Börzenzettel aus London und Paris, aus Wien, Berlin und Frankfurt. Bei dem Geläute der Glocken denken sie an die billigeren Preise des Kochgeschirrs in Folge einer nützlicheren Verwendung der Glockenspeise nach glücklicher Ueberwindung des christlichen Standpunktes.... In der Atmosphäre des ständigen Wohlgeruchs ihrer Bildung und Aufklärung wittern sie um so schärfer die entferntesten Attentate des Aberglaubens.... Bei jedem „Gott grüß Euch!“ das ihnen im Vorübergehen ein Bauersmann zuruft, ärgern sie sich über den niedrigen Standpunkt des Volks, das den der Materie immanenten Weltgeist unter der „schlechten Vorstellung“ eines Menschen auffaßt, der die Mütze vom Kopfe zieht“ u. s. w. Mit dem Verfasser des von ihm oft angezogenen Buches: „Geschichte der Religion von Joh. Scherr“, ist auch Schulz-Bodmer alle Religion nichts anderes, als ein nothwendiges Produkt des dichten Menschengesistes. Durch die Objektivierung seines eigenen Geistes schafft sich der Mensch seinen Gott; der religiöse Instinkt zwingt ihn dazu. Die stets neue Thorheit der Menschen ist nach dem Verfasser nur die, daß sie diesem nothwendig rein

subjektiven Gottesbegriff Objektivität beimessen und nicht erkennen, daß es doch nur ihr eigenes Wesen ist, das sie als Gott, ihr eigenes Bewußtseyn, das sie als Gottesbewußtseyn sich vorstellen. So ist auch dem Verfasser die Theologie nichts anderes, als Anthropologie, und wir haben an ihm die jedenfalls interessante Erscheinung einer Polemik wider den Materialismus vom (freilich nicht ganz consequent durchgeführten) Standpunkte Feuerbachs. Doch hofft er, daß, wenn die anthropologische Weltanschauung des letzteren „im ersten Stadium ihres polemischen Eifers gegen dieses oder jenes Dogma jeder positiven Religion gegenüber noch in einer feindseligen Stellung erschien, so ist doch schon deutlich genug, daß sie sich in weiterer Ausbildung dem wesentlichen Inhalte des herrschenden Volksglaubens nicht bloß versöhnend nähern, sondern denselben auch rechtfertigen wird.“ Wir sehen, der Verfasser ist auch bemüht, wirklich, in Kraft seines skeptischen Indifferentismus möglichst tolerant zu seyn. Völlig gelingt es ihm freilich nicht. So kommen denn u. A. ein Paar kräftige Ausfälle gegen „das Weichthier des Pietismus und die pietistische Lämmleinswirthschaft, welche das ganze Christenthum als eine Art veredelter Schafzucht betreibt“, vor. Warum sollen aber die Christen, vulgo Pietisten, ihr religiöses Bewußtseyn nicht aussprechen, in der Form, in der sie es „erlebt“ haben? Warum erzürnt grade diese Form der „Lämmleinswirthschaft“, die, wenn sie dies ist, doch einen sanften, stillen Charakter an sich tragen muß, den Verfasser so gar sehr, da ja doch nach ihm selber es sich bei aller Religion nur um subjektive Dichtungen handelt? Ganz unvergleichlich naiv ist, was der Verfasser hierauf antwortet: „Zur Zeit der Entstehung des Christenthums waren noch die Juden zum guten Theile (!) ein Hirtenvolk, oder (!) hatten doch noch die lebendige Erinnerung ihrer früheren Geschichte (verstehe Schafzucht). Alle ihrer Lebensweise und ihrem vorherrschenden Berufe entnommenen Gleichnisse hatten also damals noch einen lebendig anregenden Sinn. Wenn aber noch heutzutage das Weichthier des Pietismus“ u. s. w. Man sieht, es laufen dem Verfasser bei seinen humoristischen Expektorationen da und dort die ergößlichsten Trivialitäten unter, so wie auch andererseits die Toleranz seines Skepticismus bei gewissen ihm besonders widerwärtigen Erscheinungen nicht recht vorhält. Nach dieser Seite gibt sein Buch einen neuen Beleg, daß auch der entschiedenste Indifferentismus sich zuletzt in den Worten verfängt: „wer nicht für Mich ist, der ist wider Mich.“

(Fortsetzung folgt.)

## Nachrichten.

### Aus Baden.

Die Beschlüsse der Generalsynode liegen vor, haben auch bereits, was die Interna, Bekenntniß, Lehrbücher und Cultus betrifft, unter dem 16. Januar d. J. die landesherrliche Sanction erlangt. Den Bekenntnißstand betreffend, so hat der vielbesprochene §. 2 der Unions-



urkunde einen Zusatz resp. Erläuterung erhalten; als Lehrbuch für Schule, Confirmandenunterricht u. s. w. ist ein neuer Catechismus, dessen Druck eben vorbereitet wird, genehmigt, auch eine neue biblische Geschichte wird eingeführt werden. Die Grundzüge einer neuen Gottesdienstordnung sind sanctionirt und soll nach denselben eine neue Agende vom Oberkirchenrath ausgearbeitet werden. — Die Generalsynode ist im Ganzen so ausgefallen, wie es vorausgesehen und in diesen Blättern auch vorausgesagt wurde. Die theologische Mittel- und Vermittlungspartei war, jedenfalls rücksichtlich der geistlichen Mitglieder, in großer Mehrheit; nur zwei derselben gehörten anerkannt dem Rationalismus an, wovon jedoch der eine immer mit der Majorität stimmte. Die weltlichen Mitglieder hatten der Mehrzahl nach kein bestimmtes Gepräge und folgten der herrschenden Stimmung. Es darf nicht geläugnet werden, daß die Bad. Landeskirche unter manchem Gesichtspunkt in ein neues Stadium getreten ist. Der besonders durch die Lehr- und Ritualbücher vom Jahr 1834 verfassungsmäßig in derselben seßhaft gewordene Rationalismus sieht sich, wie wohl ihm noch manches Compliment gemacht wird, einstweilen in seinem Bestand angegriffen. Wir wollen damit keineswegs sagen, derselbe habe alles Terrain für seine Thätigkeit verloren; aber die Jugend wird doch nicht mehr unmittelbar durch die Milch des Rationalismus gesäugt und die Gemeinden werden nicht mehr allsonntäglich (wenn nämlich die neue Agende eingeführt seyn wird) durch sentimentale, offenbar pelagianische und semipelagianische Gebete, je nachdem sie stehen, gelangweilt oder geärgert werden.

Die durch die Beschlüsse der Generalsynode gegebenen Eindrücke und Stimmungen sind natürlich sehr verschieden. Die siegreiche Mittelpartei lebt natürlich auch in der Siegesfreude und hat zum Theil sanguinische Hoffnungen für die Bad. Kirche nach Innen und nach Außen. Der Baum der positiven Union, der nun gereinigt ist und von sorgsamem verständigen Händen gepflegt wird, meint man, werde seine Wurzeln immer tiefer einssenken, goldene Früchte tragen und seine Aeste nicht nur über Baden, sondern von da aus weiter über Deutschland ausbreiten und seine Segnungen fernhin tragen. Die Bad. Union, das ist die Ueberzeugung, hat nun das Mögliche geleistet und ihre Aufgabe gelöst, die beiden reformatorischen Kirchen sind in der idealsten Weise verschmolzen, das reine Gold ist geblieben, die beiderseitigen Schlacken sind gefallen, es ist für die unirten Länder nun ein Typus da, dem sie sich nachbilden können. Denn das konnte man ja schon vor dem Zusammentritt der Generalsynode unverhohlen hören, daß sie die Aufgabe zu lösen habe, ob eine vollständige Leirunion möglich sey und daß sie diese Aufgabe lösen werde. Das Lager des Rationalismus schweigt. Aber das lassen die Rationalisten deutlich merken, daß sie Baden dennoch als eine Kirche auch ihrer Zukunft betrachten. Sie bauen ihre Hoffnung auf das Schoßkind auch der Mittelpartei, nämlich auf die Synodalverfassung, und denken, es werde ja schon wieder eine andere Zeit und eine andere Synode kommen; habe die Synode von 55 die Lehrbücher der von 34 außer Cours gesetzt, so könne ja eine spätere die 55er Beschlüsse wegdekretiren; bei einer solchen Verfassung dürfe man nicht verzweifeln, da sey ja eigentlich alles beweglich und nichts stabil. Daß derartige Schlüsse nicht ganz unvernünftig sind, wenn man das vielgepriesene Synodalinstitut mit in Betracht nimmt, kann nicht geläugnet werden.

Wir wünschen von Herzen, daß solche Hoffnungen auf Wiederkehr eines offenbaren Abfalls von dem Wort der Gnade gründlich getrübt werden. Nicht eine rückläufige Bewegung in den Unglauben, sondern eine immer völliger Rückkehr zur Treue im Bekenntniß, zur Tiefe des Sacramentsglaubens, zum Pleroma der Sacramentsgnade und der entsprechenden Sacramentsverwaltung wünschen und hoffen wir zur Barmherzigkeit Gottes. Dann erst hat die Union ihre Aufgabe gelöst, wenn sie als treue Magd mit keuschem Sinn die Gottesgeheimnisse aus ihres Herrn Hand im unverkennbaren Verstand der Schrift (1 Cor. 11) und der Urkunde nimmt, wie die Deutsche Reformation sie mit ächt conservativem sicherem Takt genommen hat.

Wir wollen jetzt die Beschlüsse der Generalsynode, so weit das Beschlossene zur Einsicht vorliegt, einer eingehenden und wie wir hoffen gerechten Beurtheilung unterwerfen, übergehen dabei aber für jetzt den ersten Beschluß, betreffend den Bekenntnißstand, der in diesen Blättern schon anderweitig beleuchtet worden ist.

Den neuen Catechismus können wir einer ins Einzelne gehenden Besprechung in diesen Blättern nicht unterwerfen. Nur so viel sey gesagt, wenn er auch von einer geschickten Hand bearbeitet ist und die Verschmelzung der beiden Confessionscatechismen eine relativ gelungene seyn sollte, so bleiben wir doch bei unserm Urtheil, daß nur die Freigebung derselben allein dem tiefsten Bedürfniß der Kirche entsprochen hätte. Alle Partheien, selbst die Rationalisten, hätten sich in Ehrfurcht vor den alten Autoritäten gebeugt und der wahren Union wäre kein Eintrag geschehen. Denn wahrlich Verdeckung und Verwischung der Bebrunterfchiede ist wohl abschwächen, am allerwenigsten aber uniongründend. Der neue Catechismus wird zum vornherein als etwas äußerlich kirchenregimentlich und synodalausschußmäßig zu Stande gekommenes von vielen Seiten Mißtrauen gegen sich haben und dürfte vielleicht nur von der jüngern theologischen Mittelpartei mit voller Liebe gebraucht werden. Es ist eben trotz des darin enthaltenen Altes, ein neuer nicht gewordener, sondern gemachter Catechismus, und Geistlichkeit und Volk gewöhnt sich allmählig an den Gedanken, daß Generalsynoden beliebig neue Lehrbücher machen können; eine folgende Synode hat dadurch schon einen Vor Schub, abermals etwas Neues auf die Bahn zu bringen. Gesichtlich gewordene und geheiligte Lehrbücher, wie die alten Catechismen, sollten auch nicht mit einem Finger angetastet werden, und in einem gewissen Sinne gilt auch hier das: ziehe deine Schuhe aus, denn hier ist heiliges Land. Die luth. Bibelübersehung hat unstreitig hier und da Mängel, aber im Ganzen wird sie unerreicht bleiben und es wäre ein namenloses Unglück für die Deutsch-Evang. Kirche, wollte man, wie ja auch schon die Rede davon war, sie verdrängen oder auch nur durchgreifend reviviren. Es wäre das stärkste Band der Einheit in der Evang. Kirche gelöst. Aehnlich verhält es sich mit der Entfernung oder Aenderung und Verschmelzung der alten Catechismen. Durch sie geht das Band der Einheit bis zur Reformation; thut sie weg und ihr habt nächst der Bibel vielleicht die mächtigsten Faktoren, wodurch in der Kirche und im Herzen des Volks der Zusammenhang mit der Reformation vermittelt war, unwirksam gemacht. In der Evang. Kirche ist so etwas sehr gefährlich. Man rede ja nicht davon, wenn nur der Geist der Reformationskirche bleibe, die Reformation sey nicht an Bücher gebunden u. dergl., so habe es keine Gefahr. Abgesehen davon, daß man aus dem Geist der Reformation Alles machen kann, so will und braucht das Volk etwas Concretes, der Geist muß ihm gestaltet in Fleisch und Blut entgegen treten. Die Feinde haben wohl gewußt, warum sie consequent auf Abschwächung oder Entfernung der alten Lehr- und Erbauungsbücher gedrungen haben. — Es ist nun zwar nothwendig für einige Zeit ein Stillstand eingetreten, doch wollen wir es an Gebet und geistlichem Streben, den alten Confessionscatechismen zu ihrem Recht zu verhelfen, auch fernherin nicht fehlen lassen.

(Fortsetzung folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Sonnabend den 9. August.

N<sup>o</sup> 64.

## Kritische Umschau in der materialistischen Streit-Literatur.

(Fortsetzung.)

Beachtenswerth und von ungleich höherer wissenschaftlicher Bedeutung, als die oben genannten, ist die Schrift: „Die neueste Vergötterung des Stoffs. Ein Blick in das Leben der Natur und des Geistes, für denkende Leser von August Weber. Gießen 1856.“ Der Verfasser, Arzt und Naturforscher, tritt mit gründlichen naturwissenschaftlichen Kenntnissen und philosophisch geschultem Blick in die Erörterung der Grundfragen, um welche es sich im Kampfe wider den modernen materialistischen Dogmatismus handelt, ein. Im Gegensatz gegen die streng mechanische Naturauffassung weist er nach, daß schon die denkende Betrachtung des Organischen mit unbezweifelbarer Evidenz auf die Anerkennung eines der Natur immanenten Transcendenten hindränge, das nicht an dem Einzelnen, Elementaren haften, sondern das Ganze mit seiner stillen geheimnißvollen Macht umfasse; und daß die dreisten, Gehirn und Seele identificirenden Versicherungen der Materialisten auch noch nicht einmal einen Schatten eines Beweises beizubringen vermöchten. Webers Schrift hat für den nicht-medicinischen Leser noch einen besondern Werth darin, daß sie die verschiedenen herrschenden Richtungen der heutigen Naturwissenschaft, soweit dieselbe den entschiedenen Materialismus noch negirt, in markirten Umrissen zur Anschauung bringt. Wie die große Ueberszahl der namhaftesten Naturforscher hält auch der Verfasser an der bedingten Atomistik, als der prinzipiellen Grundlage aller Naturbetrachtung fest. Insofern vertritt auch er im Allgemeinen die Berechtigung des mechanischen Standpunktes in der Naturwissenschaft. Doch wird er an einem höchst wichtigen, um nicht zu sagen, dem entscheidenden Punkte dieser mechanischen Betrachtungsweise untreu, indem er die heutzutage fast allgemein behauptete Undurchdringlichkeit der Materie entschieden verwirft. Damit fällt aber auch die bedingte Atomlehre, wie leicht zu zeigen ist, wieder über den Haufen. Wohlthuend wirkt es, in dem Verfasser der Schrift zugleich einen in vielfacher, praktischer Lebenserfahrung stehenden Mann durchzufühlen. Es ist immer bedenklich, wenn Wissenschaft und Leben, Theorie und Praxis sich trennen, und das richtige Maaß der Wechselbeziehung zwischen ihnen gestört wird. Vielleicht in keinem Gebiete ist diese Wechselbeziehung gegenwärtig mehr unterbrochen, als in dem

Verhältniß des Naturforschers zum ausübenden Arzte. Wir führen, lediglich referirend, eine Klage vieler und gereifter Aerzte an, wenn wir bemerken, daß nach deren Behauptungen die Vorbildung des der Heilkunde sich widmenden jungen Mannes eine immer einseitiger theoretische werde und es genau den Anschein gewinne, als sollten alle studirenden Mediciner Lehrer der Naturwissenschaft werden. Während unter ausschweifender Anwendung des Mikroskopes die Detailforschung und Untersuchung des Kleinen und Kleinsten im riesigsten Maaßstabe sich ausdehne, werde das Nächstliegende, die Betrachtung des menschlichen Organismus in seiner Totalität mehr und mehr verabsäumt. Die fast ausschließliche Beschäftigung mit den todten Theilen des Organismus in ihrer Vereinzelung gefährde überdies jenes sittlich humane Gefühl mit dem Menschen und dem Leidenden insbesondere, welches dem ärztlichen Beruf seine Weihe und dem einzelnen Arzte das Vertrauen erwerbe; und es gewinne oft den Anschein, als ob vielen unserer jüngeren Aerzte nicht die Heilung des Kranken, vielmehr die Section als nicht nur letzte, sondern auch höchste Function des Arztes vor-schwebe.

Sollten diese öfter gehörten Bemerkungen wohlbegründet sein, so wäre dies wohl um so weniger zu wundern, da die in ihnen gerügten Zustände mit der ganzen mechanisch-materialistischen Naturbetrachtung in naher und unmittelbarer Beziehung stehen würden. Gewiß liegt andererseits in allen Disciplinen gerade in der Praxis stets eine natürliche Correctur theoretischer Vereinfachung, und ein gesunder Blick für die reale Wirklichkeit ist immer ein gutes Gegenmittel gegen theoretische Ausgeburten. Auch der moderne, naturwissenschaftliche Materialismus ist, so empirisch er sich auch gebärdet, nicht im Leben und am Krankenbette, sondern in der Studierstube und im Laboratorium ausgezeitigt. Treffend sagt in dieser Beziehung Weber: „Wer als Arzt und was nach den heutigen Anforderungen damit gleichbedeutend ist oder doch wenigstens sein sollte, als Physiologe in dem Studium der Natur einen Theil seiner Lebensaufgabe findet, und wer zugleich alt genug ist, um den Wechsel menschlicher Meinungen und der Lehren der Schule selbst mit erlebt zu haben, den werden derartige monströse Ausgeburten unweiser oder wissenschaftlich ungebildeter Geister um so weniger beirren, je mehr dieselben, wie in dem vorliegenden Falle, alles wissenschaftlichen Gehaltes gänzlich baar sind.“ Erfreulich ist auch,



den Verfasser, nachdem er im Vorausgehenden mit rein objektiv naturwissenschaftlichen Gründen den Materialismus in seiner wissenschaftlichen Nichtigkeit aufgezeigt hat, im Schlusskapitel unwunden aussprechen zu hören: „Die Stärke des Materialismus liegt, um es gerade heraus zu sagen, nicht in seiner theoretischen Beweiskraft, die wir in ihrer ganzen Schwäche kennen gelernt haben, sie liegt einzig und allein in der Gesinnung der Menschen. In diesem Verhältnisse hauptsächlich haben wir den Schlüssel für die immerhin auffallende Erscheinung, daß eine in theoretischer Beziehung so überaus schwache und in allgemein menschlicher Hinsicht so gänzlich trostlose Lehre nicht nur nicht mit Unwillen zurückgewiesen, sondern sogar selbst als eine Errungenschaft der fortschreitenden Wissenschaft gepriesen wird. Der gewöhnliche Mensch ist nur allzusehr geneigt, das, was seiner Neigung schmeichelt, für wahr zu halten, und was könnte demselben besser zusagen, als mit der ausgesprochenen Verneinung aller höheren idealen Lebenswahrheit so mancher unbequemen inneren und äußerlichen Fessel loszuwerden, die bis dahin seinem Gange zur Sinnlichkeit und Selbstsucht noch Zwang angethan? Man täusche sich nicht in dieser Beziehung! Wer die Sache anders auffaßt und beurtheilt, dem müssen wir alle praktische Menschenkenntniß im Großen und Ganzen absprechen. Es ist hier nicht von denen die Rede, die durch irgend ein geistiges Interesse, wie z. B. das der Erforschung der Natur, über dem Strome erhalten werden. Solcher sind es verhältnißmäßig immerhin nur wenige; sie verschwinden gegen die Masse. Der Abstufungen der Bildung giebt es aber so unendlich viele, daß man sich wohl hüten muß, dieselben alle nach einem Maaßstabe messen zu wollen. Das geistige Gut oder Besitztum der weithin größeren Mehrheit der Menschen beschränkt sich ausschließlich auf das geringe Maaß religiöser und sittlicher Bildung, das ihnen überliefert wird, — rein geistige Interessen sind für diese so gut wie gar nicht vorhanden, und schon aus diesem Grunde müssen wir es für eine Versündigung erklären, die man an dem letzten geistigen Gute vieler begeht, wenn in Schriften, die für das große Publikum bestimmt sind, durch das Verkünden einer in sich so ungewissen und übel begründeten Lehre so Manchem, der vermöge seines Bildungsstandes nicht fähig ist, deren Werth oder Unwerth aus eigenen Mitteln zu beurtheilen, auch der letzte Halt seines Lebens geraubt oder doch wenigstens verkümmert wird. Denn was man auch immerhin sagen möge, das bleibt unbestreitbar gewiß, unser ganzes Leben und Streben, insofern es überhaupt einen Werth hat, ruht nur auf der unmittelbaren und unerschütterlichen Gewißheit, daß nur das Geistige allein einen unbedingten Werth für uns besitzt. Dieser Ueberzeugung, diesem uns Allen unentbehrlichen Vertrauen ist aber der Grund und Boden entzogen, sobald wir im Ernste glauben müssen, daß das Geistige in uns nur das prekäre Produkt und Phänomen unsers, so unendlich vielen Zufällen unterworfenen, physischen Daseyns sey.“ — Es ist gewiß eine eben so einsichtsvolle, wie sitt-

lich thätige Gesinnung, die in diesen Worten Webers sich ausspricht. Sie ergänzend lesen wir bei ihm auch noch: „Ueberhaupt der interessanteste Gegenstand menschlicher Betrachtung und Forschung bleibt doch immer der Mensch selber, der Mensch als ein nach geistigen und sittlichen Zielen strebendes Wesen, und es ist gewiß nicht gut, wenn wir unter dem vorgeblichen Cultus der Natur den Blick allzusehr ablenken von dem, was eigentlich menschlich ist, was den wirklichen Menschen mit der unendlichen Fülle seines Wesens, seines Leidens und Thuns zu einem so anziehenden Gegenstande unserer Betrachtung macht. Wir gestehen aufrichtig, nicht absehen zu können, welche große Vortheile das Studium der Natur der Menschheit gewähren soll, wenn es nicht durch die Größe der Anschauungen, die es bietet, den Geist erweitert, erhebt und das sittliche Gemüth des Menschen veredelt. Sollte es uns bloß, wie es den Anschein hat, eine einseitige Bildung des Verstandes und damit einen solchen intellektuellen und moralischen Materialismus und Nihilismus in seinem Gefolge bringen, wie bereits Proben vorliegen, dann wollen wir lieber für die größere Mehrheit nichts davon wissen. Denn dann vermag es ihr kein Heil zu bringen, und selbst der unleugbar große Gewinn, den unser physisches und soziales Leben aus den empirischen Fortschritten zieht, wäre unseres Dastehens zu theuer erkauft, wenn er auf Kosten der höheren geistigen und ethischen Anforderungen an das menschliche Leben gewonnen werden sollte.“ Gewiß gebührt einem solchen Bekenntnisse aus dem Munde eines Naturforschers zumal heutigen Tages die höchste Anerkennung. Gleichzeitig können wir aber unser Bedauern nicht ganz unterdrücken, daß der Verfasser von seinem religiös-wissenschaftlichen Standpunkte aus (der im Wesentlichen sich wohl an die von Oken, Carus u. A. vertretenen Richtung anschließt) uns zuletzt doch keinen Rath, der uns über den Streit der Gegensätze mit innerer Gewißheit und Beruhigung erhöhe, zu geben vermag, und daß wir auch bei ihm in jenem ungelösten Dualismus, der jeder mehr oder minder deistitischen Weltanschauung anhängt, befangen bleiben. „Für den Unbefangenen, spricht er aus, wird der Glaube nie mehr seyn, als eine subjektiv vielleicht nothwendige Ergänzung der Wissenschaft, da, wo die Unzulänglichkeit dieser offen vor Augen liegt... Der Verstand aber kennt nichts Heiliges, sein Erkenntnißgebiet ist die endliche Causalität, die Mechanik der Dinge.“ Solch' ungelöster, oder auch für unlösbar erklärter Dualismus führt zuletzt immer zu einer subjektivistischen Verflächtigung der Wahrheit, welche uns gerade in den letzten, höchsten Fragen ewig in Zweifel und Ungewißheit läßt. So geschieht es denn auch, daß, nachdem der Verfasser treffend gezeigt hat, welche Stütze der Materialismus in der gemeinen nach Fleischesemancipation listernen Gesinnung der Menschen habe, er sich doch schließlich mit der Reflexion zu beruhigen sucht: „Dessenungeachtet hegen wir keine ernste Besorgniß, daß eine in sich so nichtige und trostlose Lehre der Menschheit auf die Dauer gefährlich werden könnte. Die Natur des Menschen ist in Wahrheit zu



gut angelegt, um solchen negativen Tendenzen einen dauernden Boden zu gewähren.“ Auch dem Deismus so gut, wie dem Pantheismus, gebricht eben jedes wahrhaft historische Verständnis. Ohne Einsicht in den Fall der Schöpfung, die hieraus resultirende Nothwendigkeit der Offenbarung und deren thatsächliche Verwirklichung fehlt der Schlüssel zur Geschichte der Natur, wie des Geistes; und auch der angestrengteste Scharfsinn, wie die ernsteste, sittliche Gesinnung läßt uns bezüglich der letzten höchsten Fragen in Dunkel und Unsicherheit.

Gleichfalls unmittelbar an den Vogt-Wagnerschen Streithandel knüpft Julius Frauenstädt an in der Schrift: „Die Naturwissenschaft in ihrem Einflusse auf Poesie, Religion, Moral und Philosophie. Leipzig 1855.“ Der Verfasser, ein Anhänger und bewundernder Lobredner der Philosophie Arthur Schopenhauers, will „den wahren Standpunkt, von dem uns allein eine ebenso den naturwissenschaftlichen Thatsachen, wie den religiös-sittlichen Postulaten entsprechende Weltanschauung möglich ist“, dem größeren Publikum zur Darstellung bringen. Es möchte schwer seyn, in der Ausführung, welche der Verfasser diesem Vorhaben gibt, irgend etwas Neues, das die bezüglichlichen Fragen wirklich zu fördern geeignet wäre, zu entdecken. Es sind wesentlich die längst bekannten Einreden gemeiner Aufklärung, welchen hier auch der Anwalt des Schopenhauerschen Spinozismus seine Feder leiht. Die Negation jeder objektiven Wahrheit ist auch ihm eine sich von selbst verstehende Grundvoraussetzung. Man scheide, so lautet das einfache Recept des Verfassers, das Wesen der Religion und ihre historische Form, so wird aller Widerspruch zwischen Naturwissenschaft und Religion sofort verstummen. Aller Fortschritt hängt eben davon ab, daß der Begriff übernatürlicher Offenbarung beseitigt, und Alles in seinem wahren, natürlich menschlichen Ursprung begriffen werde. Auf solchen dogmatischen Prämissen hat der Verfasser in der That leichte Arbeit, am gesteckten Ziele anzulangen. „Es versteht sich von selbst, sagt er im Eingange des Capitels, das vom Verhältniß der Naturwissenschaft zur Religion handelt, daß wir hier von der Religion nur als von einem natürlichen Ergebniß des menschlichen Wesens reden, nicht aber von positiver, historischer Religion, die sich eines übernatürlichen Ursprunges rühmt.“ Nach einer Carrikatur der letzteren, deren Wesen in einen blind mechanischen Autoritätsglauben gesetzt wird, heißt es dann weiter: „Die natürliche Religion ist perfektibel und schreitet fort mit der fortschreitenden Naturwissenschaft. Denn in der natürlichen Religion ist es die Natur, die Welt, die den Menschen zur Vorstellung von göttlichen, die Natur in ihrer Gewalt habenden Wesen antregt. Je mangelhafter und unvollkommener daher nach seiner Erkenntniß die Natur ist, desto mangelhafter und unvollkommener wird auch der Begriff des göttlichen Wesens seyn, zu welchem er sich über die Natur erhebt. Je richtiger er dagegen die Wirkung, das Geschöpf, kennen lernt, desto wahrer werden auch seine Begriffe vom Urheber, dem Schöpfer, werden.“ Der Fortschritt

ist also eigentlich der, daß man erkennt, daß es keine „die Natur in ihrer Gewalt habenden, göttlichen Wesen“ gibt, sondern daß die Natur sich selbst regiert, womit denn auch alle „Vorstellung“ von göttlichen Naturwesen und damit auch die natürliche Religion als solche glücklich in zwei Sätzen beseitigt ist. Warum aber solches Spiel mit Worten, da es doch sonst ein anerkennenswerther Vorzug der Philosophie Schopenhauers ist, daß sie ehrlich ist und ihren entschiedenen Atheismus offen bekennet? Es ist aber die heitere Seite der pessimistischen Weltanschauung des Meisters, welche der begeisterte Schüler hier zu Nutz und Frommen des größeren Publikums hervorkehrt. Dies Streben rechtfertigt es wohl ihm auch genugsam, gewohnte Begriffe fürs Erste beizubehalten. Uebrigens ist ja alle Geschichte der Religion nichts anderes, als „eine Entwiklung vom Aberglauben zum Glauben. Und gerade dieser Läuterungsprozeß ist das Verdienst der fortschreitenden Naturwissenschaft.“ Es ist freilich nicht einzusehen, wie dieses Ziel des „wahren Glaubens“, als Ergebniß eines endlos fortschreitenden Läuterungsprozesses je erreicht werden soll, da Frauenstädt selbst ausdrücklich an einer andern Stelle sagt: „ein Ziel, das zu seiner Erreichung eines endlosen Fortschrittes bedarf, wird überhaupt nie erreicht. So bleibt denn auch der wahre Glaube nothwendig stets mit Aberglauben noch vermengt, oder, da dies der Verfasser ausdrücklich negirt, so ist der Schopenhauersche Nichtglaube eben selbst nichts anderes, als der endlich und für alle Zeit festgestellte, „wahre Glaube“, und das ganze religiöse Drama ist eine lustige Fata morgana.

(Fortsetzung folgt.)

## N a c h r i c h t e n.

### Aus Baden. (Fortsetzung.)

Wir wenden uns nun zur Kultusfrage, wie dieselbe in vorliegender „Begründung einer Gottesdienstordnung etc.“ zunächst durch den Oberkirchenrath ihre Beantwortung gefunden hat. Diese Vorlage ist im Allgemeinen gewiß eine dankenswerthe Arbeit und der Verfasser hat sich schon darum wahrhaft verdient gemacht, daß er die Schwäche und Zämmlichkeit unserer jetzigen Agende und unseres Cultus überhaupt aufgedeckt hat. Es ist gut, wenn das Kirchenregiment nachgrade so urtheilt, wie wohlmeinende Diener der Kirche schon vor Jahren geurtheilt haben, wo die Agende noch von Oben in Schutz genommen wurde; es ist ein günstiges Präjudiz, daß vielleicht die bis jetzt noch mißliebigen Urtheile über Bekenntnißstand, Katechismen und Union überhaupt doch einmal auch Kirchenregimentlich angeeignet werden. Freilich bleibt es immerhin auffallend und veranlaßt schmerzliche Betrachtungen, wenn in der „Begründung“, trotz dem Pelagianismus und der trostlosen Leere der jetzigen Agende, wiederholt gesagt wird, die Kirche habe an der verfassungsmäßig zu Stande gekommenen Gottesdienstordnung festgehalten und jede eigenmächtige Aenderung untersagt. Also menschliches Synodalrecht oder Unrecht über geschichtliches und göttliches Recht. Kirchenverfassungsmäßige Leerheit oder Abergerniß über unverfassungsmäßige Erbauung. Es versteht sich,



daß auch wir es mit dem Wort halten, daß Gott ein Gott der Ordnung ist und eigenmächtigen ungeschichtlichen Neuerungen nicht das Wort reden. Warum aber sollte der die Gemeinde erbauende Gebrauch einer luth. oder reformirten Agende nicht dem einer abgeschwächten und abschwächenden vorzuziehen seyn?

Daß, wenn einmal eine neue Gottesdienstordnung eingeführt werden soll, man, wie dies die „Begründung“ trefflich ausführt, zu den geschichtlichen Grundlagen zurückkehren muß, ist eigentlich selbstverständlich, und es ist gewiß ein ganz gesunder Standpunkt, nur geschichtlich Gewordenes aufzunehmen. Obgleich wir es entschieden mit Art. VII. der A. C. halten und reines Wort und Sakrament über Alles setzen, so würden wir uns doch herzlich freuen, wenn eine Agende nach den in der „Begründung“ gegebenen Principien und Elementen eingeführt werden könnte. Aber eben die Einführung wird keine leichte Sache seyn und dürfte der Behörde viel Mühe und Unliebe bereiten. Es bedarf Pfarrer, die mit freundlichem Sinne auf die Cultuserweiterung eingehen, deren möchten nicht Viele seyn. Das Volk hat im Allgemeinen keinen besondern Zug zur Sache. Der Rationalismus wittert in jedem Amen der Gemeinde sogleich Katholicismus. In der Pfalz dürfte die Einführung beinahe zu den Unmöglichkeiten gehören; die reformirte Abneigung gegen jedes reichere Cultuselement ist dort zu tief gewurzelt. Dazu kommt noch, daß die ganze theologische Fakultät zu Heidelberg seit dem Abgang des mehr innerlichen und sinnigen Schöberlein, sowohl in Lehre als Cultus entschieden dem Calvinismus zugethan ist. Schenkel hat schon in der A. K. Z. seinen Unwillen unverholen ausgelassen. Mannheim und Heidelberg haben sich schon bei der Generalsynode gegen alle Cultusänderung verwahrt. Selbst der Pietismus hier zu Lande ist cultusgleichgültig, wo nicht cultusgegnerrisch. Es beruht dies auf seiner Gleichgültigkeit gegen eine in Lehre und Sakrament und Cultus verfaßte sichtbare Kirche überhaupt. Er läßt sich genügen am unmittelbaren erweckenden und erbauenden Wort, was seine starke und schwache Seite zugleich ist. Dies ist auch, nur hier gelegentlich gesagt, die Differenz zwischen uns und manchen L. Brüdern, mit denen wir uns immerhin in einem Glauben verbunden wissen, daß ihnen alle Sichtbarkeit der Kirche, gestaltete Lehre und gestaltetes Sakrament ziemlich gleichgültig ist und sie ihre Kraft nur auf unmittelbare Arbeit für Mission u. dergl. richten, allen Kampf um Bekenntniß und ähnliche Güter für ein unnützes Gekränke halten; wir wollen natürlich dieses unmittelbarste, zumal die Mission an unsern Gemeinden, nicht lassen, allein uns liegt auch die sichtbare, in Wort und Sakrament wohl verfaßte Kirche sehr am Herzen; sie ist durch Wirkung des heil. Geistes die Mutter und Pflegerin aller Gläubigen; ist sie verwüthet, so können dem Herrn seine Kinder weder geboren, noch ernährt werden; ist sie krank, so ist auch das Leben der Gläubigen nicht gesund. — Bei diesen vielseitigen Schwierigkeiten der Einführung eines erweiterten Cultus, wie er bei uns allerdings geschichtlich noch nie vorhanden war, wäre es auch auf diesem Gebiete wohlgethan, die alten Agenden freizugeben und auf den Boden der hiesländischen geschichtlichen Entwicklung zurückzuführen. Uebrigens sind, dem Vernehmen nach, der wohlgemeinten Vorlage der Behörde schon durch die Generalsynode viele Schwierigkeiten bereitet worden, wodurch die aufgestellten Grundsätze nicht mehr folgerichtig durchgeführt werden können; so daß dem Ganzen wieder die Einheit fehlte.

So gelungen die „Begründung“ im Allgemeinen ist und so billig gegen das luth. Element, so hat sie doch auch ihre schwachen und unbilligen Parthieen, dazu rechnen wir ganz besonders das zur Distri-

butionsformel S. 236 u. ff. Gesagte. Hier kann man recht deutlich sehen, wie sehr durch Voreingenommenheit der Blick getrübt und das sonst gesunde Urtheil beiseite und darum schief wird. Nach dem Begriff der absorptiven Union und der Stellung, welche das Kirchenregiment zur Zeit einnimmt, sollen um jeden Preis die Bestimmungen der Unionsurkunde über Abendmahlslehre und Distribution aufrecht erhalten werden; durch die Brille dieses Unionsbegriffs sieht man dann selbst die Geschichte nicht mehr richtig an und geräth in Widersprüche. O hätte man hier klar gesehen, möchte man in Zukunft klar sehen und dem Herrn Christo in seinem theuersten Vermächtniß die Ehre geben und sich demüthig zu seinen Füßen setzen, Er würde gewiß der bekennenden Kirche mit tausendfältigem Segen vergelten! Steht denn nicht etwas wie ein Schatten zwischen dem Herrn und der Kirche, so lange diese sich zu seiner freundlichen Herablassung kalt und spröde hält, menschlich deutelt statt einfältig zu glauben und zu bekennen, oder gar seine Knechte, die sich kindlich dem Sakramentswort unterwerfen, tabeln und strafen?

Prüfen wir nun die einzelnen Gründe, die für die referierende Distributionsformel angeführt werden. Die „Begründung“ will zunächst beweisen, daß selbst in luth. Kirchen die referierende Formel gebraucht worden sey und führt die Straßburger, Pilsener und Ulmische Kirchenordnung an. Hierauf wäre kurz zu antworten: So lange die Abendmahlslehre rein und unangefastet dasteht, dürfte jene Formel unverfänglich seyn; die Communicirenden wissen, in welchem Sinn ihnen der Pfarrer nach dem Bekenntniß, darauf er verpflichtet ist, das Abendmahl zu reichen hat. In genannten Städten wird ja wohl eine Verpflichtung der Geistlichen auf die luth. Bekenntnisschriften stattgefunden haben. Anders gestaltet sich die Sache, wo eine solche Formel zum Deckmantel irgend welcher Neologie und zur Verläugnung der Gegenwart des Leibes Christi gebraucht wurde; da führte man sogleich eine ungeweihte Bekennende Formel ein, wie dies die „Begründung“ selbst S. 239 an Chursachsen nachweist. Nun sind wir in Baden aber gerade in dem Fall, daß die Abendmahls-gemeinschaft, die wir ja nie unbedingt aufgehoben wissen wollten, durch Abschwächung der Lehre und Aenderung der Distribution vermittelt werden soll, und daß auch ehemals ganz luth. Gemeinden sich dem unterwerfen mußten. In jenen angeführten Ländern war jedenfalls Freiheit von der referierenden Formel abzuweisen, bei uns aber wird Zwang gegen die Gewissen zum Schutz einer neutralen Abendmahlslehre geübt. Daß sich die „Begründung“ S. 89 und 239 auf Luther beruft, er habe nie eine Distributionsformel festgesetzt, beruht gewiß auf einer Verkenntung der Sakraments-treue dieses Reformators und seines stets gleichen Bekenntnisses in diesem Artikel. Luther hat am wenigsten „diesen Punkt mit Stillschweigen übergangen und freigelassen.“ Man lese doch seine Schriften: „daß diese Worte (dies ist mein Leib) noch fest stehen“, sein großes Bekenntniß zum Abendmahl u. a.; man denke doch an sein Verhalten bei dem Marburger Gespräch, und man wird nicht glauben, er habe die Distribution aus Gleichgültigkeit oder als handle es sich hier um eine Kleinigkeit, freigelassen. Luther konnte sich die Distribution gar nicht anders als im Sinne der Treue und des Bekenntnisses denken, so hat er über eine selbstverständliche Sache auch keine liturgische Vorschriften gegeben. Wahrlich, das hat Luther wohl nie gedacht, daß man mit seinem Stillschweigen Lehrvermischungen und Abschwächungen wie die Bad. unirte Abendmahlslehre und Distribution rechtfertigen wolle, er wäre wohl sonst der erste gewesen, der eine ungeweihte Distributionsformel eingeführt hätte! — Darum beruft sich die „Begründung“ auch mit Unrecht auf die seit Gregor dem Großen in der Röm. Kirche übliche Formel: corpus Domini nostri Jesu Christi custodiat animam tuam ad vitam aeternam. In einer Kirche, wo, wie in der Königschen, die Lehre vom Sakrament immer mehr mutuiß festgelegt wurde, und die Verwandlung gelehrt wird, wo vom Augenblick der Consecration an lauter Leib Christi für die Communicanten auf der Patene liegt, ist die Distributionsformel allerdings etwas sehr unwesentliches. Dies ist aber bei uns das gerade Gegentheil; hier soll durch die referierende Formel eine zweideutige Lehre zur Herrschaft erhoben und besiegelt werden.

(Schluß folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Mittwoch den 13. August.

N<sup>o</sup> 65.

## Kritische Umschau in der materialistischen Streit-Literatur.

(Fortsetzung.)

Diese Gedanken werden völlig genügen zur Charakteristik der Frauenstädt'schen Anschauungen. Die in seiner Schrift ins Feld geführten Waffen werden schwerlich Jemanden vom Ueber gange in die Weltanschauung des entschiedenen Materialismus zurückhalten. Der einigermaßen denkende Materialist wird vielmehr die von Schopenhauer noch festgehaltenen, ethischen Kategorien, als willkürliche Inconsequenzen, als dialektische Spielerei abweisen. Wer ohne Weiteres in blindem Glauben auf Prämissen, wie die Frauenstädt's, argumentirt, dürfte in dem sogenannten Kampfe zwischen Glauben und Wissen kaum zum Schiedsrichter und Mittler berufen seyn, da jene Voraussetzungen die Sache selbst umgehen und die Vermuthung nahelegen, daß der Verfasser eigentlich gar nicht weiß, um was sich der Streit dreht.

Wie es scheint, hat Frauenstädt selbst die unklare und schwankende Stellung, die er zur materialistischen Tagesfrage eingenommen hat, gefühlt und die Nothwendigkeit einer Ergänzung erkannt, indem er in rascher Folge neuestens eine Schrift mit dem Titel: „Der Materialismus. Seine Wahrheit und sein Irrthum. Eine Erwiderung auf Dr. L. Büchners „Kraft und Stoff“. Leipzig 1856“ — hat folgen lassen. Dieser ergänzende Nachtrag hat jedenfalls das Verdienst, die Grundgedanken des Verfassers klar und deutlich zu Tage treten zu lassen. Wie schon der Titel besagt, tritt der Verfasser keineswegs als ein entschiedener Gegner des Materialismus in die Schranken; im Gegentheil ist er sehr besorgt, daß man dem Materialismus in dem entsponnenen, literarischen Kampfe nicht zu wehe thue. Er glaubt, daß nur „Bös willigkeit oder Unverstand“ jene theils lächerlichen, theils gefährlichen Consequenzen, welche man neuestens aus der materialistischen Doktrin gezogen habe, dieser wirklich aufbürden könne; „denn, so wird versichert, die Erklärung aller Dinge aus „Stoff und Kraft“ und deren nothwendiger, gesetzmäßiger Wirkungsweise schließe ja die Moral keineswegs aus.“ Man ist wirklich in Verlegenheit, ob man diese naiv dreiste Versicherung, nach welcher die offenen Vogt-Büchnerschen Enthüllungen nur als vereinzelte „Excentricitäten“ zu betrachten sind, als eine so bonafide ohne klare Ueberlegung hingeplauderte, oder als eine ab-

sichtliche Irreleitung betrachten soll. Ein Blick auf das Folgende wird uns vielleicht aufklären.

Frauenstädt will vor Allem die Wahrheit des Materialismus ins rechte Licht stellen. Außer mehreren formellen Vorzügen, als seiner induktiven Methode, seiner allgemein verständlichen Klarheit und seines Wahrheitsmuthes, ein Muth der Wahrheit, dem gegenüber Frauenstädt (einen bekannten Wig Börne's albern nachahmend) den Muth ihrer Gegner nur dem Muth eines zur Schlachtbank geschleppten, brüllenden Ochsen vergleicht, sey vor Allem die Einheit und Consequenz der materialistischen Weltanschauung hoch zu rühmen. „Der Materialismus ist Monismus, denn er erklärt Alles aus dem kraftbegabten Stoffe... Der erste und größte Gegensatz, den der Materialismus auflöst, ist der Gegensatz von Gott und Welt, ein Gegensatz, in dessen Auflösung er nicht nur die That sachen, sondern auch die Vernunft für sich hat.“ „Anstatt den atheologischen Materialismus zu schwächen, sollte man bedenken, wie viel Gutes er gestiftet, und wie viel die Menschheit ihm zu ver danken hat, wie sehr hingegen die supranaturalistische Theologie — sey es nun, daß sie mehrere Götter oder nur Einen die Welt beherrschen ließ — die Menschheit in Erkenntniß der Wahrheit und im praktisch-moralischen Fortschritt aufgehalten hat.“ „Atheologie“ (richtiger Atheismus) — wir scheuen uns nicht es zu sagen — ist die Grundbedingung einer vorurtheilslosen Natur- und Weltbetrachtung. Der Materialismus hat also das Verdienst, die Theologie zu beseitigen.“ Fragt man nach einer Begründung dieser fest hingeworfenen Tiraden, so begegnet man auch nicht einmal einem Versuche hierzu, wohl aber einer ins Breite gehenden Wiederholung derselben apodiktischen Phrasen. Doch wenigstens eine Autorität zieht der Verfasser bei, die — Louis Büchner's. „Aus dem Büchnerschen Buch (dessen „gränzenlose Seichtigkeit“ das allgemeine, wissenschaftliche Urtheil in seltener Einstimmigkeit anerkannt hat) ist, nach Frauenstädt, klar zu ersehen, wie der Materialismus in jeglicher Gestalt die Theologie verfolgt und sie aus allen Schlupfwinkeln treibt. Dies ist die starke, die glänzende Seite des Materialismus.“ Der Kern der ganzen Reihe der Frauenstädt'schen Behauptungen liegt in dem Satz: „Theologie und Wissenschaft bilden insofern einen unverföhllichen Gegensatz, als jene von bestimmten Voraussetzungen ausgeht, die Wissenschaft aber voraussetzungslos seyn muß.“ Sonach werden wir vor Allem des Verfassers beide Schriften, die grade an den entscheidenden Punkten auf



lauter Voraussetzungen sich basiren, nach eigenem Urtheil Frauenstädt's, nicht als wissenschaftliche betrachten dürfen.

Es gibt zu allen Zeiten kräftige Irrthümer, die durch oftmalige, zuversichtliche Wiederholung zu wahren Brunnen des Irrthums werden und mit magisch blendender Macht wirken. Jenes Dogma eines voraussetzungslosen Wissens ist ein solches Grundfophsma der modernen Bildung, das langgedehnte Narrenseil, mit dem der Geist der Negation seine gläubigen Jünger foppt und äfft. Wir verweisen hier auf das in den „Briefen gegen den Materialismus“ von uns in dieser Beziehung näher Ausgeführte, wo wir gezeigt, wie das Dogma eines voraussetzungslosen, vom Menschen per generationem aequivocam erzeugten Wissens recht eigentlich das Grundaxiom unserer modern-negativen Weisheit ist, deshalb denn auch unsere Materialisten, Pantheisten und überhaupt Atheisten aller Grade ihren Unterricht jederzeit mit der Beschwörung dieses ihres Hauptsymbols einleiten. Frauenstädt's Nachweis der (wenigstens theilweisen) Wahrheit des Materialismus ist zunächst auch wesentlich nichts anderes, als ein solcher Versuch, den Leser zu einer Unterzeichnung jenes Dogmas einer schlechthin voraussetzungslosen Wissenschaft einzuladen. Der zweite Theil dagegen, der den Irrthum des Materialismus nachweisen soll, möchte wohl im Wesentlichen als eine specielle Einladung an die Idealisten des Stoffe, vulgo Materialisten, durch Aufnahme der Schopenhauerschen Philosopheme ihren Anschauungen den bisher vermisten, metaphysischen Hintergrund zu verleihen, bezeichnet werden dürfen. Es wird hierbei mancher richtige und treffende Einwand gegen die materialistischen Grundthesen vorgebracht. Namentlich ist der Verfasser bemüht, zu zeigen, wie irrationell es sey, jede Teleologie in der Naturbetrachtung zu verwerfen, wie vielmehr überall Zweckmäßigkeit in ihren Bildungen und Lebensfunktionen hindurchleuchte. Mit Hilfe dieses Nachweises versucht er dann, die Schopenhauersche Monas, den Willen — eine zwar erkenntnißlose, blindwirkende, unpersönliche, aber doch allmächtige, mystische Größe — als das schöpferische und erhaltende Princip des Universums zur Anerkennung zu bringen. Es folgen Erörterungen über die bekannten Hauptsätze des Materialismus, die zu der von vielen anderen Seiten geführten Polemik wesentlich nichts Neues hinzufügen, wobei auch Frauenstädt ausdrücklich anerkennt, daß die Zurechnungsfähigkeit und Strafbarkeit mit den Principien des entschiedenen Materialismus nicht zusammen bestehen könne, freilich in offenem Widerspruch mit seiner früheren Behauptung, daß der Materialismus alle ihm aufgebürdeten, lächerlichen oder gefährlichen Consequenzen auf die leichteste Weise von sich abshütteln könne.

Erwähnung verdient ferner die kleine Schrift: „Der Materialismus als Köhlerglaube. Ein offenes Sendschreiben als Herausforderung zum wissenschaftlichen Kampfe an die Vertreter des neuen Materialismus in Deutschland: Cotta, Burmeister, Birchow, Vogt, Moleschott, Rossmäxler, Müller, Ule, Egelbe, Büchner &c., von Friedrich Michelis. Münster 1856.“

Der Verfasser, ein katholischer Theologe, der mit Scharfsinn und philosophischer Bildung eine vielseitige Kenntniß in naturwissenschaftlichen Disciplinen verbindet, tritt mit herausfordernder, ziemlich schneidender Polemik auf den Kampfplatz. In gedrängter Kürze hebt er einige, schon oben besprochene Cardinalpunkte, um welche es sich in der Bestreitung des Materialismus handelt, präcis hervor und fordert zur Widerlegung seiner Thesen auf. Auch hier ist es die Frage des Bewußtseyns, welche in den Vordergrund gestellt ist. Michelis Polemik in dieser Beziehung summiert sich in folgenden Sätzen: „Der heutige Materialismus macht sich geltend als das nothwendige Resultat der exakten Naturforschung. Der oberste Grundsatz der exakten Naturforschung ist die Anerkennung der Thatsache der Beobachtung. Alle Naturforschung muß als absolute Bedingung ihrer Existenz anerkennen das Bewußtseyn als Thatsache. Der Materialismus beruht theilweise von ihm selbst anerkanntermaßen auf einer rein willkürlichen und hypothetischen Erklärung des Bewußtseyns. Der Materialismus besteht also im Widerspruche mit dem obersten Grundsatz der exakten Naturwissenschaft, deren Resultat er zu seyn vorgibt; er besteht nur durch Huldigung des Grundsatzes der willkürlichen Hypothese. Und insoweit diese aus Trägheit des Denkens hervorgehende Selbstberuhigung bei der willkürlichen Hypothese als Köhlerglaube bezeichnet wird, offenbart sich der Materialismus hierdurch als Köhlerglaube. Insofern endlich diese Selbstberuhigung hier stattfindet in Betreff der Thatsache, die für die Naturforschung wie für alle menschliche Thätigkeit die Thatsache aller Thatsachen ist, ohne die keine andere Thatsache der Beobachtung als solche constatirt werden kann, offenbart sich der Materialismus als der Köhlerglaube im eminenten Sinne.“ Diesen Sätzen gibt der Verfasser im Weiteren eine nähere Begründung, indem er die anthropologischen und naturhistorischen Thatsachen, auf welche der Materialismus sich zu stützen sucht, noch kurz bespricht. Gewiß ist die Art und Weise, wie der Verfasser dies thut, und dem Materialismus seine behaupteten, empirischen Stützen entzieht, verdienstlich, doch erweckt des Verfassers eigener Standpunkt, so entschieden er denselben auch im Dienste der christlichen Wahrheit und für die Sache der Offenbarung geltend macht, mehrfach Bedenken. Nur zwei dieser sehen hervorgehoben. Der Verfasser gibt die Atomentheorie, als einen wohlbegründeten, physikalischen Erklärungsversuch der modernen Naturforschung von vornherein zu. Ein Zugeständniß von viel größerer Tragweite als der Verfasser selbst sich zu gestehen scheint, und aus welchem der dualistische Grundzug, von welchem bei näherer Betrachtung seine Weltanschauung sich nicht frei erhält, mit Nothwendigkeit sich entwickeln muß. Daher stammt es auch, daß der Verfasser nicht nur gegen alles Dynamische sich schroff abweisend verhält, sondern namentlich auch die Existenz einer Thierseele entschieden bestreitet. Ja, mit einem fast fanatischen Eifer sichts der Verfasser gegen eine Be-seelung der Thierwelt und sieht in dieser Annahme das verhängnißvollste Zugeständniß. „In der so allgemeinen Annahme einer Thierseele und der darin waltenden Confusion des Denkens



liegt daher die ganze Stärke des aus dem Studium des organischen Processes hervorgegangenen Materialismus der Gegenwart, und kann man sich irgend wundern, daß man seiner nicht Meister werden kann, wenn man im Kampfe mit ihm sich Hände und Füße bindet durch die Concession seiner wesentlichsten Voraussetzung? Wird man endlich einmal einsehen, daß wenn der Mensch nicht systematisch total der Bestialität verfallen soll, man aufhören muß, die Bestien zu halben Menschen zu machen? Wird man endlich einsehen, daß die Frage nach der Thierseele im geistigen Kampfe jener etwas seitwärts gelegene, aber nichtsdestoweniger das ganze Schlachtfeld beherrschende Hügel in der großen Völkerschlacht ist, von dessen Besitz es abhing, ob Civilisation oder Hunnische Barbarei fortan über Europa und über die Menschheit das Scepter führen soll? Es wäre interessant, von dem scharfsinnigen Verfasser einmal statt solcher wiederholten, beiläufigen, ein echaffirt declamatorisches Gepräge an sich tragenden Fechterhiebe gegen die arme Thierseele eine nähere Begründung seiner These gegeben zu sehen. Es würde dann wohl der stark an Cartesius mahnende, dualistische Grundzug \*) seiner Weltanschauung noch deutlicher zu Tage treten. Hier wollen wir nur an ein Doppeltes im Vorbeigehen erinnern. Hat das Thier Schmerzgefühl oder nicht? Michelis mußte dies eigentlich verneinen. Dann, wie reimt sich jene Behauptung mit der heil. Schrift, die aufs allerentschiedenste die Beseelung der Thierwelt vertritt? Und zwar bildet diese Voraussetzung für die Bibel nicht einen mehr oder minder gleichgültigen Nebenumstand, sondern ist für wichtige dogmatische und sakrificielle Fragen von Bedeutung. Wie könnte man z. B. eine biblische Theorie des Opfers geben und dabei die Beseelung des Thieres läugnen! Ohne diese verlöre jenes allen realen Hintergrund und wäre nichts, als höchstens Symbolisirung einer Idee, eine Verflachung, gegen welche der biblische, alt- wie neutestamentliche Opferbegriff sich aufs Entschiedenste sträubt, und welche in üble Konsequenzen verstricken würde.

Der Grund, weshalb Michelis die Thierseele in schroffer Weise perhorrescirt, liegt aber nach den Andeutungen, die er gibt, offenbar darin, daß er Seele und Geist schlechtthin confundirt. Es ist naheliegend, ja bis auf einen gewissen Grad gerechtfertigt, daß man Angesichts der materialistischen Fehden in der Gegenwart, bei denen es sich um Behauptung der Selbstständigkeit und Priorität eines Geistigen im Menschen überhaupt handelt, die Frage, ob das menschliche Wesen dichotomisch oder trichotomisch zu fassen sei, zunächst bei Seite liegen läßt. Andererseits dürfte aber auch grade durch die Ignorirung dieser Frage mancherlei Verwirrung gewirkt oder doch begünstigt worden seyn. Jedenfalls ist es merkwürdig, daß in der ganzen bezüglichen Streilitteratur, so viel wir uns erinnern, auch nicht Ein Wort bezüglich der schwierigen Frage, ob und welcher Unterschied von Seele und Geist besteht, zu finden

ist. \*) Sowie man das menschliche Wesen, und wenigstens die heil. Schrift scheint entschieden hiefür zu sprechen, trichotomisch auffaßt, verliert die ganze Polemik Michelis' wider die Beseeltheit der Thiere, die sich auf das Specifische des menschlichen Bewußtseyns und der mit diesem unzertrennlich verbundenen Sprache stützt, ihren Halt und ihre ganze Spitze. Es scheint aber, daß grade jene intime Verbindung von Ethik und Physik, welche nicht nur dem Alten, sondern ebenso dem Neuen Testamente allerorten zu Grunde liegt, dem Standpunkt des Verfassers überhaupt entschieden fremd, ja widerwärtig ist; und wir können es nur beklagen, daß der so begabte und mit Ernst für die Sache der Offenbarung in die Schranken tretende Verfasser in der bezeichneten Richtung nicht unbedenkliche Blößen bietet.

Hier ist es auch am Orte, im Vorbeigehen auf ein verdienstvolles Unternehmen hinzuweisen, zu welchem der Verfasser der eben besprochenen Schrift mit mehreren katholischen Gelehrten sich verbunden hat. Wir meinen die seit Jahresfrist in Münster (bei Aschendorff) erscheinende Zeitschrift: „Natur und Offenbarung. Organ zur Vermittlung zwischen Naturforschung und Glauben für Gebildete aller Stände.“ Es ist gewiß nicht nur berechtigt, sondern ein eigentliches Bedürfnis, daß der immer massenhafter sich ausdehnenden, materialistischen Naturbetrachtung, der bereits auch eine Reihe periodischer Zeitschriften zu Gebote stehen, mit denselben Mitteln entgegengetreten werde. Es wäre daher auch zu wünschen, daß, im Falle auch Angesichts ganz gemeinsamer Gegner ein Viribus unitis nicht möglich oder zweckgemäß seyn sollte, jener Vorgang auch auf protestantischer Seite Nachfolge fände.

(Schluß folgt.)

\*) Es war zu erwarten, daß bei der schon länger in erhöhtem Grade auf die Frage vom Verhältniß von Natur und Geist gerichteten Aufmerksamkeit auch umfassendere wissenschaftliche Werke ohne direkte Tagespolemik der erneuten Untersuchung der psychologischen Grundfragen sich widmen würden. Dies ist denn auch besonders in zwei Werken neuestens geschehen: „System der biblischen Psychologie, von Franz Delitzsch, Leipzig 1855“, und „Anthropologie, die Lehre von der menschlichen Seele, neubegründet auf naturwissenschaftlichem Wege für Naturforscher, Seelenärzte und wissenschaftlich Gebildete überhaupt. Von Immanuel Hermann Fichte. Leipzig 1856.“ Beide Werke, in den Grundgedanken mehrfach verwandt, ergänzen sich zugleich gegenseitig. Während die Fichtesche Anthropologie auf allgemein wissenschaftlichem Wege die Untersuchung bis an jenen Punkt führt, da mit dem Erweis eines höheren centralen Schauens der Seele der Boden für den Eintritt und das Verständniß des Inhaltes der Offenbarung geebnet ist, setzt Delitzsch eben hier weiter leitend ein. Wir erlauben uns denn, den Leser auf beide Werke aufmerksam zu machen, namentlich das Fichtesche Werk dürfte zur tieferen Orientirung in den psychologischen Grundfragen für weitere Kreise höchst dienlich seyn. Fichte, wie Delitzsch unterscheiden auch zwischen Seele und Geist, bieten aber, indem sie das Wahre der trichotomischen Fassung festhalten, in der näheren Bestimmung dieses Verhältnisses einen Fortschritt über die frühere, meist unvermittelt mechanische Fassung der trichotomischen Anschauung.

\*) Vergl. auch den siebenten der „Briefe gegen den Materialismus.“



## Nachrichten.

### Aus Baden. (Schluß.)

Die „Begründung“ spricht aber auch gradezu wider sich selbst und widerlegt sich besser als wir es thun könnten. Sie sagt, die Fassung der Distributionsformel sey in der Luth. Kirche grundsätzlich freigegeben worden (S. 238) und begründet dieses also: „Die hinsichtlich der Abendmahlslehre so streng und unverdächtig Luth. Kirchenordnungen von Württemberg, Baden und der Pfalz geben die gemeinsame Erklärung: wiewohl nun Weid, Brod und Wein, was zu dem gegenwärtigen Nachtmahl gebraucht wurde, durch die Stiftung Christi, so vorhin in der ernahnung und hernach insonderheit (bei der Consecration) verlesen, genüßsam geweiht sind, bedarf derhalben nicht viel sonderlicher Wort mehr, jedoch zu mehrer Erinnerung, mag der Kirchenbiener in Darreichung des Leibes Christi, zu einem jeglichen ungeverlich folgende Wort sprechen: Nimm hin und is, daß ist der Leib Christi, der für dich gegeben ist.“ — Dies soll ein Beweis für die Gleichgültigkeit der Luth. Kirche gegen die Distributionsformel und eine Rechtfertigung der referirenden seyn? Muß man es denn der Begründung erst sagen, daß ja hier trotz der klaren Abendmahlslehre (es wird ja in den angeführten Worten das Abendmahl als eine Darreichung des Leibes Christi betrachtet) dennoch zu mehrer Erinnerung die Distribution vorgenommen werden soll mit den Worten: Nimm hin u. Mehr wollen wir ja nicht für die Bad. Kirche, als hier gesagt wird. Ist dies unlutherisch, so wollen wir gerne unlutherisch seyn, der Name thut nichts. Man entferne den §. 5 der Vereinigungsurkunde, worauf Artikel 10 der A. C. in sein Recht träte und gebe uns „zu mehrer Erinnerung“ obige Distributionsformel.

Noch mehr kommt die „Begründung“ mit sich selbst in Widerspruch S. 239, wo sie sagt: „Wird eine Formel angeführt, so ist es die überhaupt verbreitetste: Nimm hin und is, das ist der Leib Christi, der für dich gegeben wird, nimm hin und trink, das ist das Blut des N. X., das für deine Sünden vergossen ist. Das blieb auch nach der Einführung der Concordienformel die gewöhnliche. Beachtenswerth ist, was in dieser Beziehung die so wichtige Kurpfälzische Kirchenordnung von 1580 feststellt: „Nachdem auch die heimliche und öffentliche Sakramentirer, in Auspendung des hochwichtigen Sakraments entweder gar schweigen oder sich anderer Wort, denn des Testaments Christi, gebrauchen, darunter sie ihren ithumb verbergen, als, daß sie sagen: Nimm hin und is, dein Glaub in den hingegebenen Leib Christi erhalte dich in das ewige Leben, Nimm hin und trinke, dein glaub in das vergossene Blut Christi sterke dich zum ewigen Leben und vergleiche, Sollen die Visitatores alle Pfarrer und Kirchenbiener ernstlich vermanen, das sie sich in anstheilung dieses Sakraments, keiner andern, denn der Wort des Testaments und Einsetzung gebrauchen, nemlich in der Reichung des Leibes, Nimm hin und is, das ist der Leib Christi, der für dich gegeben u. Und in der Darreichung des Kelchs: Nimm hin und trinke, das ist das Blut Christi, das für deine Sünden vergossen u.“ Hier wird eine Formel verworfen, weil sie nicht schriftgemäß ist und andere Worte enthält, als die der Einsetzung Christi selbst; diese und keine andere sollen gebraucht werden, was also entschieden gegen den modernen Grundsatz verstoßt, wornach „das Wort des Herrn in die Consecration, das Bekenntniß der Kirche in die Distribution gehört.“ So die

„Begründung.“ Unglücklicher hätte sie wohl nicht die referirende Formel vertheidigen und rechtfertigen können. Sie gesteht damit implicite zu: a) daß die Unionsformel auch mit zu den Irrthümern der heimlichen und öffentlichen Sakramentirer gehört; b) daß die Worte: Nimm hin und is u. eigentlich die rechten Testamentsworte sind. Sie hat den Freunden einer lauteren Sakramentspendung damit einen dankenswerthen Dienst geleistet und der Mißlehr zur treuen Sakramentsverwaltung wesentlich Voranschub geleistet. Denn dies ist vollkommen unsere in Gottes Wort gebundene Ueberzeugung, daß die Formel: nimm hin und is u. allein die rechten Sakramentsworte sind. Denn wenn Christus spricht: nehmet hin und esset, das ist mein Leib, so müssen seine Diener ihm sein Wort vom Munde wegnehmen und demüthig gläubig nachsprechen: nehmet hin und esset, dies ist der Leib Christi. Sie sagen damit nicht mehr und nicht weniger als Christus selbst; sie wollen auch nicht mehr noch weniger geben, sondern sind einfach seinem Wort gehorsam. Die Formel: nehmet hin und esset, dies ist der Leib Christi, ist darum auch noch gar keine menschlich vermittelte, theologisch zurechtgemachte, sondern einfach das Wort Christi. Das wäre also die wahre Unionsformel und nach den obigen Citaten kann die „Begründung“ unmöglich gegen dieselbe seyn. Aber einerseits anerkennen, daß diese Formel die Sakramentsworte enthält und sie doch nicht zu ihrem Recht kommen lassen, weil sich die luth. Lehre ungezwungen an dieselbe anlegt, ist freilich weder consequent noch gerecht gegen die Wahrheit.

Ebenso ist eine haltlose Vertheidigung der Unionsformel, was S. 241 aus den speciell Badischen Verhältnissen hergenommen ist. Denn wenn die Union von 1821 die in der Kurpfälzischen Luth. Kirchenordnung von 1783 befindliche Formel: unser Herr Jesus spricht: nehmet hin und esset u. — aufnimmt, so hat sie fürs erste kein sonderlich hohes Alter, sodaun aber auch überhaupt keine dem Bekenntniß günstige Zeit (1783!) für sich; endlich muß man bedenken, daß die kleine Luth. Kirche der Pfalz, die seit der gewaltsamen Einführung des Calvinismus immer mehr von diesem tingirt worden ist, überhaupt am wenigsten als Typus einer Luth. Kirche gelten kann.

Schließlich möchten wir noch bemerken, daß das Amen der Communicanten auf die referirende Distributionsformel eigentlich keinen rechten Sinn hat. Das Amen ist das Siegel auf eine bestimmte Bitte, ein bestimmtes Bekenntniß; auf bloß referirende Worte, die grade im Interesse der Mehrdeutigkeit gebraucht werden, geht das Amen nicht recht von Herzen und weil des klaren bestimmten Objektes ermangelnd, zerfließt es selbst ins Allgemeine und verliert Kraft und Bedeutung.

Indem wir für diesmal die Besprechung schließen, stellen wir das Resümee dahin, daß auch nach den zum Theil vielgepriesenen Synodalbeschlüssen der Baum der Union, wenn man ja dieses Bild brauchen darf, an der Wurzel noch sehr schadhast und darum auch in den Aesten und Zweigen kränkelnd ist. Ob er darum gesunde Früchte tragen wird, überhaupt in dieser Erscheinungsform eine ferne Zukunft hat, ließe sich mit Recht fragen. Das geschichtliche Recht und die geschichtliche Wahrheit aus Liebe zu Zeittheorien verlegen, bringt Verwirrung und rächt sich oft empfindlich. Nicht nur den einzelnen Gliedern am Leibe Christi, die gewichen sind, sondern auch den Kirchen, die die Reichthümern Gottes unsers Heilandes vergraben und veräußern, gilt sein Wort: Gedenke, wovon du gefallen bist und thue Buße und thue die ersten Werke. (Offenb. 2, 5.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Sonnabend den 16. August.

N<sup>o</sup> 66.

## Kritische Umschau in der materialistischen Streit-Literatur.

(Schluß.)

Quousque tandem? möchte mit Recht der Leser uns nachgrade entgegenrufen. Und wirklich thut es noth, unserer kritischen Rundschau ein Ziel zu stecken, damit sie nicht zu einem Referate ohne Ende sich ausdehne. Sind doch, während wir das Vorstehende unter vielerlei Unterbrechung niederschrieben, eine Reihe neuer Schriften uns zugekommen, sogar mehrere poetische Streitschriften, und es ist alle Aussicht, daß der entsponnene, literarische Kampf, der auch bereits in England und Frankreich seinen Wiederhall findet, völlig ins Unüberschaubare sich ausdehne. So heben wir denn zum Schluß nur noch eine so eben veröffentlichte Schrift hervor, die das besondere Interesse gewährt, in die, wie unvermeidlich, an Wiederholungen reiche Streittliteratur einen neuen Gesichtspunkt der Betrachtung zu bringen. Wir haben im Auge die Schrift: „Zum Streit über Leib und Seele. Worte der Kritik. Sechs Vorlesungen von Jürgen Bona Meyer. Hamburg 1856.“

Der Verfasser bewegt sich auf dem Boden des entschiedensten (Kantischen) Kriticismus. Nicht zur Stütze irgend welcher Ansicht dient dem Verfasser die Kritik, sie selbst vielmehr ist ihm Ein und Alles. „Der principielle Kriticismus, bemerkt derselbe im Vorwort, bestimmt überall mit Schärfe die Gränzen unserer Einsicht; er kennt die Fragen, für die wir vergeblich nach einer Lösung suchen; er weiß, wo es keine abwägbaren Gründe mehr gibt. Hier erklärt er, soweit das Bestreben wissenschaftlicher Einsicht geht, die kritische Enthaltbarkeit für allein berechtigt; dem consequenten subjektiven Meinen und Glauben aber läßt er Thür und Thor offen.“ Es liegt in der Natur dieses „Enthaltbarkeitsprincipes“, vom erhöhten Standpunkt solches Kriticismus die Menge der streitenden Gegensätze vorbeipassiren und sich gegenseitig dialectisch widerlegen zu lassen. Seine Worte sollen zugleich „die Heftigkeit der gegenwärtigen Streitsführung mindern, indem sie jedem der möglichen Gegensätze das Recht der Existenz lassen; nur verlangen sie das Bekenntniß, das Unbegreifliche sey bei keiner Annahme getilgt, und das Recht einer Annahme könne aus wissenschaftlichen Gründen nicht bewiesen werden.“ Dieser leitende Gesichtspunkt bedingt es, daß der Verfasser vor Allem auch dem Materialismus in seinen verschiedenen Stufen möglichst gerecht zu werden sucht. So stellt er denn

zunächst in Abrede, daß mit der materialistischen Längnung des freien Willens der Unterschied von böß und gut verschwinde; nur die Möglichkeit, aus freien Stücken gut oder böß zu seyn, werde durch jene Längnung der Willensfreiheit aufgehoben. Damit Gegensatz den Gegensatz widerlege und beleuchte, belegt er diese Behauptung aus Luthers Schrift de servo arbitrio. Es wird gut seyn, dieser durch Neuheit überraschenden, Vielen vielleicht willkommenen Behauptung einige Worte zu widmen.

Es ist wohl allgemein zugestanden, daß Luther in der bezeichneten Schrift das richtige biblische Maaß in der Bestimmung des freien Willens zur Gnadenwahl nicht allerorten eingehalten hat. „Er war ein harter Geist, der nicht vermitteln konnte“, bemerkt der Verfasser selbst, und bei vorwiegend speculativen Fragen, wie z. B. auch bei der Ubiquitätslehre, geschah es ihm leicht, daß er zu Behauptungen fortgezogen ward, die das Gepräge einseitiger, dialectischer Consequenz an sich tragen, und der Schrift nicht allseitig gerecht werden. Der Verfasser weiß auch, daß diese individuellen Verstöße in dem symbolischen Lehrbegriffe der Evangelischen Kirche keine Aufnahme fanden. Aber jene Parallele an sich ist eine durchaus unberechtigte und scheinbare. Wenn Luther ausspricht, daß wir nie frei sind, daß wir entweder böße sind unter Satans Zwang oder gut unter Gottes Gnade, so verneint er damit doch nur eine absolute Freiheit des Menschen und behauptet die Existenz zweier, vor allem menschlichen Daseyn vorhandener, geistiger Principien, zweier Lebenskreise, inner welche der Mensch, er mag wollen oder nicht, hineingestellt ist. Insofern erleidet jeder Mensch allerdings schon durch die Thatsache seiner Existenz nach christlicher Auffassung Zwang, und seine Freiheit ist in jedem Momente eine bedingte. Dies unerschütterlich festzuhalten, im Gegensatz gegen alle Auffassungen, die die mit dem Fall eingetretene Zerrüttung des Menschen theils läugnen, theils abschwächen, war das leitende Motiv Luthers bei jener Frage, das ihn aber allerdings mehrfach zu Aeußerungen verleitete, die im Widerspruche mit seinen sonstigen Grundanschauungen, den Schein sehr nahe legten, als betrachte er auch jene relative Freiheit, welche dem Menschen noch immer zukommt, als nicht vorhanden. Er that dies aber nur, um den objektiven, Alles durchdringenden, in Gott und Satan realisirten, gegensätzlichen Unterschied von gut und böß in aller Bestimmtheit hervortreten zu lassen. Der moderne Materialismus dagegen, der die Handlungen des Menschen das nothwendige Produkt rein stofflicher



Combination sehn läßt, läugnet damit allerdings principiell jeden Unterschied von gut und böß, während Luther grade umgekehrt die thatsächliche, unentrinnbare Existenz eines guten und bößen Principis als Grundvoraussetzung festhält. Das ist grade der große Fortschritt in den Wegen geistiger und sittlicher Auflösung und Zerrüttung, daß der Materialismus principiell jede Sittlichkeit verneint. Criticismus, Pantheismus, Deismus u. s. w. halten, wie immer vermittelt, daran fest, daß es gewisse ewige, dem menschlichen Bewußtseyn immanente, sittliche Ideen und Postulate gibt. Dies eben läugnet der Materialismus, und er muß es läugnen, will er sich nicht selbst aufheben und widerlegen. Daß praktisch, im Leben gar manche Materialisten an den allgemeinsten, ethischen Postulaten festhalten, ja selbst ein durch äußere Sittlichkeit sich vor Anderen vielleicht auszeichnendes Leben führen mögen, geben wir mit Freuden zu, ist aber gegenüber ihrer Doctrin eine freilich sehr erfreuliche Inconsequenz, oder doch etwas wie Zufälliges. Eben darum ist diese Erscheinung auch ein schwacher Trostgrund, und benimmt, wie schon Weber treffend gezeigt hat, der materialistischen Doctrin nicht das Mindeste von ihrer grundverderblichen Tendenz und gemeinschädlichen Wirkung. Wollte der Materialismus behaupten, daß er jenen Unterschied von gut und böß nicht aufhobe, so müßte er, um consequent eine Construction ethischer Principien zu ermöglichen, einen Theil der Materie, oder doch eine bestimmte Combination von materiellen Stofftheilen für an sich gut, einen anderen für an sich böß erklären, d. h. die Gesetzestafeln durch eine Speiskarte ersetzen. Denn da er den Ursprung aller Gedanken-, wie Willenserregung in die Materie legt, so muß, wenn wirklich ein Unterschied zwischen böß und gut bestehen soll, dieser Unterschied in der Materie und resp. deren jeweiliger stofflicher Verbindung liegen. Eine materialistische Ethik hätte also die Aufgabe chemisch-physikalisch zu bestimmen, welche Stoff-Combinationen gute, welche dagegen böße Willenserregungen erzeugen, und die Recepte für beides nach Bedarf zu ordiniren. Auf diesem Wege könnte es dann allerdings wohl auch noch möglich werden, die „Seelensubstanz“ selbst, wie neulich ein sehr angesehener Naturforscher gewünscht hat, „chemisch-physikalisch zu bestimmen“, worauf dann auch der Glaube an die Existenz einer Seele bei den Materialisten einer Schwierigkeit nicht mehr unterliegen würde. Jedenfalls ist, wenn der Materialismus denn doch von einer ethischen Aufgabe des Menschen noch reden wollte, hiemit nichts anderes, als eine diätetische gemeint, und die Vertreter des consequenten Materialismus stellen es kaum mehr in Abrede, daß Ethik und Diätetik für sie zusammenfallen. Hat doch auch Moleschott ein bereits in zweiter Auflage erschienenen, an sich ganz verdienstliches „Lehrbuch der Nahrungsmittel“, das außer seiner nächsten Bestimmung, als rationell wissenschaftliches Kochbuch, den weiteren (Haupt?) Zweck, Surrogat eines ethischen Compendiums zu seyn, deutlich an der Stirne trägt, veröffentlicht. Wir Anderen, die noch zwischen einem, wenngleich wissenschaftlich rationalen Lehrbuch der Kochkunst und einem Lehrbuch der Ethik einen Un-

terschied machen, werden denn fürs Erste dabei bleiben, daß der Materialismus principiell jede Ethik, jede Unterscheidung von gut und böß ausschliesse. Meyers Versuch, das Gegentheil zu beweisen, müssen wir als einen gänzlich unhaltbaren, auf Scheingründe basirten bezeichnen.

Uebrigens ist es Bürgen Meyer auf seinem Standpunkte natürlich um nichts weniger, als eine Apologie des Materialismus zu thun; sein Criticismus erheischt nur von ihm das Resultat, daß auch der Materialismus, wie jede consequente Weltanschauung, wissenschaftlich unwiderlegbar sey, und daher, wie so viele andere Thorheiten, im Grunde ruhig stehen gelassen werden müsse. Dabei kann freilich der Verfasser nicht umhin, dennoch die „gränzenlose“, wissenschaftliche Oberflächlichkeit des Materialismus zu betonen und meist treffend nachzuweisen, d. h. ihn wissenschaftlich zu widerlegen.

Wir müssen es uns hier versagen, den kritischen Aufstellungen des Verfassers im Einzelnen nachzugehen. Die gute Hälfte seiner Schrift ist der Kritik der verschiedenen Formen des Idealismus gewidmet und mit Scharfsinn und Belesenheit durchgeführt. Belehrend für Viele dürfte insbesondere die Skizze seyn, welche in der Schluß-Vorlesung über den Kampf des Materialismus und Spiritualismus in Frankreich gegeben wird. Das Resultat des Ganzen ist, wie bereits angedeutet, ein rein kritisch-negatives. Ja, der Verfasser hat die Selbstverläugnung, seine eigenen Anschauungen, die offenbar einem idealistischen Dualismus zuneigen, als nicht minder unbeweisbar und Widersprüchen unterliegend hinzustellen, als die der Gegner. So löst sich denn in Bezug auf die letzten, höchsten Fragen Alles in den Nebel der Ungewißheit und des Zweifels auf, sie bleiben ewig unbegreiflich, und nur ein subjektives Meinen kann der (in die Gränzen der logisch-mathematischen Evidenz gebannten) wissenschaftlichen Beweisführung ergänzend zur Seite treten; damit wird aber auch für diesen Standpunkt das Schiboleth der „doppelten Buchhaltung“, das freilich, wie man unrichtig versucht hat, noch keineswegs zu einer ethischen Verdächtigung berechtigt, unabweisbar.

Es ist hier nicht am Orte, die philosophischen Bedenken, welche gegen diesen Standpunkt des reinen Criticismus schon oft geltend gemacht worden sind, zu wiederholen und neue Seiten ihnen abzugewinnen. Nur darauf wollen wir hindeuten, wie unpsychologisch und wie unhistorisch derselbe ist. Seine Annahme, daß das „Ding an sich“ ewig unbegreiflich ist, läßt das dem denkenden Menschengenisse mit zwingender Nothwendigkeit eingepflanzte Suchen nach der Wahrheit, als ein im Grunde thörichtes Spiel des Verstandes, als ein tantalisches Bestreben, das nimmer gesättigt wird, ja nimmer gesättigt werden kann, erscheinen. So ist auch das dem Criticismus zu Grunde liegende „Enthaltsamkeitsprincip“ ein unnatürliches, künstlich forcirtes. Je mehr der Verfasser dem gesunden Menschenverstand, dem natürlichen Gefühl im Unterschied vieler anderer vornehm überfliegender Spekulationsweisen sein Recht werden zu lassen sich bestrebt, desto mehr sollte er auch das natürliche Widerstre-



ben, die Unbefriedigung, welche, wie er selbst andeutet, das rein negative Ergebniss, als letztes Resultat des kritischen Standpunktes erweckt, als einen natürlichen und berechtigten Protest wider diesen selbst anerkennen. Am deutlichsten tritt uns aber die Impotenz des Kriticismus entgegen, wenn wir seinem Princip eine Anwendung auf die Geschichte zu geben versuchen. Hier handelt es sich ja nicht um ein „Ding an sich“, sondern um greifbare, in Zeit und Raum sich vollziehende Realitäten. Wie vermag der Kriticismus diesen gerecht zu werden? Da es keine objektive Wahrheit gibt, diese wenigstens dem Menschen ewig unfaßbar bleibt, die grellsten Gegensätze daher, wenn sie nur in sich consequent sind, gleichberechtigt gelten müssen, so bleibt im Grunde die ganze geschichtliche Bewegung mit all ihren Kämpfen und Entwicklungskrisen ein ziel- und verstandloses Gegen- und Durcheinander, Eine große Unbegreiflichkeit. Der Verfasser selbst gibt Gelegenheit, dies näher zu erläutern. Er spricht das Princip, von dem aus er die Bewegung der Geschichte betrachtet, mit folgenden Worten aus: „Der Menschenggeist kämpft bei so alten Fragen zu allen Zeiten mit denselben Ideen. Der Boden des Kampfes verändert sich nicht, die Waffen bleiben dieselben; es wechseln nur die Kämpfer. Wer die Geschichte kennt, der wird auch wissen, daß in der Hauptsache zu allen Zeiten dieselben Gegensätze dagewesen sind. Die Herrschaft einer Ansicht ist kein zeitweiliger oder bleibender Sieg des Wissens, sondern nur der Sieg eines geschickteren Advokaten, den diese Ansicht fand.“ Es bleibt also, im Grunde genommen, Alles ewiglich beim Alten; die Geschichte ist nur eine Scheinbewegung, die sich wesentlich nur von stets neuen Advokaten=Kriessen und Mänken nährt. Die tiefe Ungenügendheit des Kriticismus könnte kaum in einem schlagenderen Bekenntniß zu Tage treten. Von diesem Standpunkte aus wird es freilich zuletzt nöthig und auch nicht schwer, sich auch über die wirresten und verderblichsten, geistigen Strömungen zu trösten. Charakteristisch ist in dieser Beziehung besonders die Beurtheilung des Materialismus von Seite des Verfassers. Er gibt zwar am Schluß nicht, ohne mit früher Gesagtem, in Widerspruch zu kommen, zu, daß mit dem consequenten Materialismus Willensfreiheit und Unsterblichkeit, auch nur als Bedürfnisse oder Erfahrungen unserer Seele, nicht mehr vereinbar seien; er verkennet auch nicht, daß bedenkliche Attentate gegen den sittlichen Bestand der menschlichen Societät aus einer solchen Anschauung hervorgehen können. Er sucht sich aber hierüber folgendermaßen zu beruhigen: „Wenn die Materialisten vorwiegend meinten, die Willensfreiheit und Unsterblichkeit verneinen zu müssen, so zeige man ihnen gelassen, daß sie sich irren.“ (Aber nach dem Verfasser kann man dies ja eben nie ihnen beweisen.) „Wenn sie nicht hören, so glaube man nicht, daß sie nicht unter anderem Namen im sittlichen Leben denselben Geboten folgen, die ihre Gegner im Auge haben, und daß man, falls sie es nicht thun, die Macht behält, ihrem Schaden zu entgegenen“.... „Und wenn nun der Materialist in solchem Schwanke seines Gewissens (!) fehlen und in das Recht eines Andern übergreifen sollte, hat dann der

Staat ihm gegenüber etwa das Recht verloren, seine Mitbürger nach den bestehenden Gesetzen gegen ihn zu schützen?... Was liegt daran, wenn man diese Vollstreckung nicht mehr Strafe nennen will, wo man bei der Läugnung der Willensfreiheit den gewöhnlichen Begriff der Zurechnung nicht gebrauchen kann? Was liegt am Namen Strafe, wenn doch die Sache bleibt?“ Unendlich mehr, als der Verfasser zu ahnen scheint. Ohne daß er es wohl will oder nur selbst recht beachtet hat, zeigen diese Sätze aufs Deutlichste, zu welcher sittlichen Indifferenzirung der Standpunkt des reinen Kriticismus in seiner Consequenz führt. Nur aus dem Gesichtspunkt der Nützlichkeit, der Erhaltung der Societät, nicht aus der Berechtigung und Nothwendigkeit der ethischen Idee, als solcher — der Begriff der Strafe wird ja völlig preisgegeben — soll der sociale Bestand aufrecht erhalten werden. Das grade wollen auch die entschiedenen Materialisten, nur daß sie natürlich den Begriff der Sittlichkeit jeweilig à son aise zu deuten sich vorbehalten. Sieht Meher nicht, daß mit jenen Sätzen der ethische Bestand in der Menschheit vollkommen flüchtig und zufällig, zu einer reinen Majoritätsfrage gemacht wird? So lange freilich die Vertreter der fraglichen Grundsätze in der Minorität sind, wird nöthigenfalls der Arm der Gewalt die Herrschaft der letzteren niederhalten. Wenn sie aber glücklich Propaganda machen, und ist dies nicht in einzelnen tragischen Vorläufern schon wirklich der Fall gewesen? — was dann? Wir müssen dann freilich Gewalt über uns ergehen lassen, aber wir können dann auf solch' kritischem Standpunkte unseren Vergewaltigern nicht einmal den Protest entgegenhalten: Recht muß doch Recht, und Sittlichkeit doch Sittlichkeit bleiben!

Bei alledem ist etwas Wahres am reinen Kriticismus, das ihn unter Umständen und für Einzelne zur überleitenden Vorstufe positiver Wahrheits Erkenntniß werden lassen kann. Indem er die Schranken menschlich=natürlicher Erkenntniß scharf betont, kann er auf jene Selbstsucht der Demuth und Bescheidenheit bei dem Einzelnen hinwirken, ohne welche uns keinerlei reelle, positive Erkenntniß der Wahrheit werden kann. Wir heben es auch mit Vergnügen hervor, daß der Verfasser, im Unterschied von anderen Vertretern des reinen Kriticismus, die trotz ihres skeptisch=negativen Grundresultates sich sehr vorlaut absprechend gebärden, der durch seine Principien gebotenen Resignation im Ganzen treu bleibt. Aber dies ist doch immer individuell, und mehr ein glücklicher Zufall. Nur zu oft wird auch jener Wahrheitskeim, einseitig verfolgt, zum unheilswangeren Irrthum. Mit Recht hebt Jürgen Meher hervor, daß bei der Wahl und Ausbildung der Weltanschauung, welcher, sey es aphoristisch, sey es in consequenter Durchführung, der einzelne Mensch sich hingibt, gar viele andere, als rein intellektuelle und logisch=dialektische Beweggründe mitwirken. Es ist namentlich ein sehr verhängnißvolles Versehen, daß man so allgemein die Bewegung **des Willens**, welche auch unsere Erkenntnißakte begleitet, übersieht. So wie man diese tief unpsychologische Voraussetzung, welche die menschliche Intelligenz als einen reinen und unbedingten Verstandesakt



betrachtet, abstreift und dagegen die wirkliche und fortwährende Correspondenz und Cooperation unseres intellektuellen und ethischen Ichs richtig erkennt, wird man alsbald einsehen, warum eine zwingende, rein intellektuell=demonstrative Beweisführung gegen alle Gegner, die in anderen Principien stehen, nicht möglich ist. Man wird aber gleichzeitig begreifen, daß man sich der Wahrheit überhaupt nicht auf einseitig und pur intellektuellem Wege nähern kann, und andererseits, daß schon aus Rücksichten der tiefsten Humanität die Eine Wahrheit so beschaffen seyn muß, daß sie jedem Menschen ohne Rücksicht der Bildungsstufe in ihren Grundelementen muß faßbar seyn. Es ist beklagenswerth, daß unsere gesammte moderne Aufklärung, ebenso unphysiologisch, wie inhuman, dieses Doppelaxiom beharrlich übersieht.

Wer dasselbe erkannt hat, der hat den Schlüssel zum Christenthum, der hat das wahre „Enthaltensprincip“ gefunden, und lernt begreifen, daß in Folge der eingetretenen Desorganisation auch des menschlichen Erkenntnisvermögens, da dieses, rein auf sich gestellt, ewig im kritischen Zweifel befangen bleibt, ohne höhere Assistentz keine reelle Erkenntnis der Wahrheit möglich ist. Er begreift — und zwar wie alles wahre Begreifen auf dem Wege einer zweifellos gewissen Erfahrung — daß alles Lernen durch Hören, alles Wissen durch Glauben nothwendig bedingt ist, und daß ich mich der Wahrheit nur in dem Maße nähern und ihrer in kräftiger Ueberzeugung gewiß werden kann, als ich mich ihr mit meinem ganzen Selbst, ethisch, wie intellektuell unterwerfe. Grade soweit ich dies thue, werde ich durch sie hinwiederum emporgehoben, in Licht, Klarheit und wesentlicher Erkenntnis, im Gegensatz der bloß spiegelhaften, gefördert: der reascensus ist bedingt durch den descensus. Es ist der Bann fast der gesammten modernen Bildung, daß sie diese ebenso einfachen, wie centralen Grundwahrheiten verkennt, oft genug mit Hohn abweist. So können wir uns nicht wundern, daß sie nach kurzem Fluge mit ihren stets aufs Neue trotzig zusammengeleimten Dädalus=Schwingen von ihren erräuterten, spekulativen und unspekulativen Höhen herab im modernen Materialismus wieder einmal eine recht jähe und gründliche Kopfunterbewegung macht. Möchten Viele durch solchen Drahtsturz nicht bloß erschreckt, sondern auch „klug gemacht“ werden!

### Berliner Pastoral-Conferenz.

Die Berliner Pastoral-Conferenz hat außer dem allgemeinen Interesse der geistlichen Amts- und Standesgenossenschaft ihren festen Halt einerseits in der Confession, andererseits in der Heidenmission. Ihr Gedeihen hängt wesentlich davon ab, daß sie feststehen bleibe auf dem Bekenntnisgrunde der Deutschen Reformation, daß sie aber nichtsdestoweniger ihre Aufgabe nicht darin suche, für den Confessionalismus Propaganda zu machen. Dadurch würden beide, die Mission und die Pastoral-Conferenz, sich viele gesunde Elemente entfremden, und der Vortheil davon könnte nur der Opposition zufallen. —

Auch in diesem Jahre hat die Berliner Pastoral-Conferenz

ihren Segen gegeben und empfangen. Den Anfang machte am Nachmittage des 19. Mai das Jahresfest der Berliner Evangelischen Pastoral-Hilfsgesellschaft in der Dreifaltigkeitskirche. Nachdem der Geistliche der Kirche, Superintendent Rober, das Fest durch Abhaltung der Liturgie eingeleitet, hielt der Pastor Scheele aus Glaucha bei Halle die Festpredigt im Anschluß an Jes. 8, 17—20 — geistreich, schwunghaft, anfassend. Ausgehend von der Ueberzeugung, daß unserm tief gesunkenen Volke am besten und gründlichsten nur durch Stärkung des geistlichen Gemeindeamtes geholfen werde, ermahnte er Namens der festfeiernden Gesellschaft: „Sende Prediger.“ Antrieb dazu sey der Schmerz über die beispiellose Verachtung der Gnade Gottes. Dieser Schmerz dürfe nicht in ein bitteres, verzagtes Jähren ausarten, sondern wurzeln in der Dankbarkeit für die uns noch gebliebenen Gnadengüter, sich als ein heiliger Schmerz bewähren durch die That. Sende gläubige Prediger. Solche würden in unserer Zeit auch von denen begehrt, die noch nicht glaubten. Sie verlangten nach dem Evangelium als nach einem alten Freunde, weil sie die Erfahrung gemacht, daß die neuen Freunde weder für den Leib, noch für die Seele Brod zu geben vermöchten. Die Kirchenbehörden forderten gläubige Studiosen von den Universitäten, die Universitäten gläubige Jünglinge von den Schulen, die Schulen gläubige Knaben von den christlichen Vätern und Mittern. In deren Händen liege endlich die Erziehung gläubiger Prediger. Und gesalbte Prediger, priesterliche Seelen, die ihr Leben hinzugeben bereit seyen, und viele Prediger, damit sie auch des Hirtenamtes warten könnten: darauf komme es an. — Die Pastoral-Hilfsgesellschaft, die unter dem Vorsitze des Consistorial-Präsidenten Grafen von Bock seit 14 Jahren besteht, hat gegenwärtig 13 junge Geistliche ausgesendet. Möchte — so schloß die Predigt — diese Zahl bald verdreifacht werden! Gewiß ein sehr bescheidener Wunsch, und doch ist wenig Aussicht vorhanden, daß er auch so nur erfüllt werde. Die Noth fühlt man wohl, aber die rechte Hilfe ist noch von wenigen erkannt. Der Festgottesdienst der Pastoral-Hilfsgesellschaft war auch diesmal zwar von einer andächtigen Versammlung, aber doch nur mäßig besucht.

Dem Jahresfeste der Gesellschaft für die Befeh- rung Israels, welches am 20. Mai Nachmittags in der Luisenkirche gefeiert worden, ist Referent beizumohnen verhindert gewesen. Die beiden Missionsprediger Kraft und Krüger haben dabei fungirt. Beide, wie wir einem anderen Referate entnehmen, haben zugestanden, daß die Erfolge der Judenmission bisher nur gering gewesen. Das darf uns nicht wundern. Die geistige Bewegung in der Judengemeine geht gegenwärtig auf Reform. Nicht durch den Sohn wollen sie sich freimachen lassen, sondern in eigener Vernunft und Kraft werfen sie das Joch des väterlichen Gesetzes von sich. Diese Bewegung muß erst zu ihrem Ziele kommen, um ihre völlige Leerheit zu offenbaren. Inzwischen steht die Gesellschaft für die Befeh- rung Israels da als ein Mahn- zeichen: Israel, du bringest dich in Unglück; denn dein Heil stehet allein bei mir. Hos. 13, 9. Jedenfalls ist in Folge der kräftigen Verkündigung unserer Missionsprediger das Interesse für die heilige Sache unter den Christen im Wachsen.

(Fortsetzung folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Mittwoch den 20. August.

№ 67.

## Berliner Pastoral-Conferenz.

(Fortsetzung.)

Die General-Conferenz der Heidenmissionsgesellschaft, welche diesem Gottesdienste folgte, fand im Vetsaale des Missionshauses statt, wie in früheren Jahren unter Bethheiligung einer großen Zahl von Geistlichen und Missionsfreunden. Der Präsident Dr. Göschel bewillkommnete die Versammlung, indem er an seine vorjährige Eröffnungsrede anknüpfte. Er berichtete sodann von der Anstellung eines zweiten Missionsinspectors in der Person des Pastors Haag, und von der Erweiterung des Missionshauses, in Folge welches Baues noch ein Schuldenrest von 5300 Thln. zu decken sey. Er schloß mit einem Hinweis auf die Inschrift des Missionshauses Matth. 28, 19, die uns an das Haupt, an den Befehl und an die Verheißung der Mission erinnere. Interessant und zum weiteren Nachdenken reizend war die aus Matth. 28 hergeleitete Bemerkung, daß die Judenmission es mit den einzelnen Seelen, die Heidenmission dagegen mit den ganzen Völkern zu thun habe.

Hierauf hielt der General-Superintendent Dr. Büch-  
sel sein Referat: Ueber den Segen einerseits und die Gefahren andererseits, welche die neuen Entwicklungen der Zeit der Missionsfrage bringen. Das Thema umfasse viel mehr, als er zu berühren beabsichtige. Wenn von den Einwirkungen der Zeit die Rede sey, so könne man dabei auch an die Ereignisse denken, die der Mission in den nichtchristlichen Gebieten die Thüre geöffnet, z. B. in China und Indien, auch in der letzten Zeit vielleicht zu Muhammeds Kindern. Auch sey nicht zu verkennen, daß die Bewegung der jüngsten Zeit auf Israel ihren Einfluß geübt. Die wenigen Minuten, die ihm gestattet seyen, wolle er nur benutzen, um auf das Gebiet hinzuweisen, in welchem wir leben und stehen. Zuerst sey nicht zu verkennen, daß die Bewegungen innerhalb der Kirche auch die Missionsfrage berühren müssen. „Mission und Kirche sind nicht von einander zu trennen. Es gab eine Zeit, in welcher die lebendigen Glieder der Kirche in den Missionsvereinen die ihnen unentbehrliche Glaubens- und Gebetsgemeinschaft suchten und fanden. Die Kirche verdankt der Mission viel. Von den Missionsvereinen und durch die Missionsfeste ist Leben gepflanzt und gefördert worden.“ Ebenso habe die Entwicklung des christlichen Lebens innerhalb der Kirche auch auf die Ausbreitung und Erweiterung der Mission zurück-

gewirkt. Diejenigen unter uns, die auf eine Zeit von etwa dreißig Jahren zurückblicken könnten, würden zugeben, daß sich die Lage der Missionsvereine sehr wesentlich verändert habe. Früher sey mit der Bethheiligung an der Mission eine gewisse Schmach verbunden gewesen. Bei der Bibelgesellschaft sey das damals schon anders gewesen. „Diese zählte zu ihren Comitemitgliedern Landräthe, Superintendenten und auch Bürgermeister. Für die Missionsvereine wurde oft auch bei einem Landpastor vergebens angefragt, ob er wolle an die Spitze treten; jetzt giebt es sogar schon ganze Synoden mit ihrem Superintendenten an der Spitze, die mit einander ein Missionscomité bilden. Früher war die Sache in den Händen der des Pietismus und der religiösen Schwärmerei Verdächtigen, und eine Kirche zu erlangen, um ein Missionsfest zu feiern, fand oft große Schwierigkeiten bei Oberpredigern, Superintendenten, Magistraten; jetzt durchziehen Reiseprediger mit Zustimmung und Empfehlung der Behörden das Land, und feiern Feste in Städten und Dörfern, und finden fast überall willige Aufnahme.“ Die Missionsvereine haben an Zahl der Mitglieder, der Hilfsvereine und an Geldbeiträgen sehr gewonnen, und das Kirchenregiment habe sich dazu bekannt und verordnet, daß sonntäglich im Kirchengebete für die Ausbreitung des Evangeliums unter Juden und Heiden gebetet werde. Für solche Siege habe die Mission Gott zu danken. Es seyen aber auch die damit verbundenen Gefahren nicht zu übersehen. Die Kirche sey immer am meisten in Gefahr gewesen, wenn sie aufgehört habe, ecclesia pressa zu seyn. Joh. 16, 1—4 seyen den Jüngern des Herrn Leiden und Verfolgungen geweissagt. „Woher kommt es, daß die Sache der Mission mehr zu Ehren gekommen ist? Kommt es daher, daß die Welt besser geworden ist, oder daher, daß der Glaube, der der Welt ein Aergerniß und eine Thorheit ist, nicht mehr mit seiner Forderung der Entschiedenheit auftritt?“ Eine wichtige und ernste Frage! Es seyen Klagen laut geworden, daß unter den Missionsfreunden und Comitemitgliedern die frühere Innigkeit und Brüderlichkeit abgenommen habe, und daß die Gebetsgemeinschaft nicht mehr so fühlbar sey, wie sonst. Man wolle auch behaupten, daß bei den jetzt sehr zahlreichen Missionsfesten sich öfters mehr Schauffement als wirkliche Begeisterung finde, daß die Feste öfters mehr lang als erhebend seyen, und daß die Festredner, nicht sorgfältig genug vorbereitet, mit ihren Predigten mehr in die Breite als in die Tiefe gingen. „Die Zeit drückt ihren Kindern ihren Charakter auf. Es ist ein Unterschied



zwischen denen, die sich im Kampfe, oft in einem heißen Kampfe nach außen hin entwickelt haben, und zwischen denen, die ihre Wege in Frieden gegangen sind.“ Solche alte Christen sehen die Gründer und die ersten Väter der Missionscomitèen gewesen, die jetzt in andere Hände übergangen. „Gute Tage sind auch schwer zu tragen, und haben ihre Gefahren. Sollte wohl die Zeit gekommen seyn, da im Himmel geklagt wird: das habe ich wider dich, daß du die erste Liebe verlässest? Wachet und betet! Die Lauen wird der Herr ausspeien aus seinem Munde, und verflucht ist, wer des Herrn Werk lässig treibt.“ Schließlich wurde der Erwägung anheim gegeben, was Seitens des Hauptvereines und der Töchtervereine zu thun sey, um den Geist der Buße, des Gebetes und der ersten Liebe rege zu erhalten, und gab der Referent selbst die Antwort: es thue dazu uns allen noth ernste Zucht innerhalb der Vereine, gute Ordnung in der Arbeit, fleißige gegenseitige Fürbitte, Treue und Fleiß.

Die nun folgende Besprechung berührte brennende Fragen, ohne sie doch eigentlich anzufassen. So auch blieb die wichtige Frage wegen der inneren Zucht, welche die Vereine und ihre Vorstände an sich selbst zu üben haben, ganz unerörtert. Pastor Kunze schilderte in ergreifender Weise die Zeit der ersten Liebe, da es in Berlin noch keinen Missionsaal gab, alle Kirchen, und selbst der Saal der Brüdergemeinde, der Mission verschlossen waren, und ihre Freunde in der geräumigen Werkstätte eines Handwerkers sich zu versammeln pfliegen. Die Missionsinspectoren Haag und Mühlmann konnten mittheilen, daß in der letzten Zeit der Besuch der Missionsstunden um das Fünffache gestiegen sey. Pastor Hammer sprach den Wunsch aus, daß den Zweigvereinen für ihre missionsgeschichtlichen Mittheilungen eine Geschichte der von dem Berliner Hauptvereine in Afrika gegründeten Stationen geboten werden möchte. Ein alter, treuer Bekenner, Pastor Bernhardt aus Potsdam, wies darauf hin, daß man sonst das Evangelium nicht weiter gehört habe, als in den Missionsstunden, während es jetzt in vielen Kirchen gepredigt werde. Man darf wohl auch hinzufügen, daß manche geistige und materielle Kraft, die sonst der Heidenmission diente, sich der in neuerer Zeit hervorgetretenen inneren Mission zugewandt hat. Und das ist auch vom Herrn.

Das zweite Thema lautete: Ueber eine angelegentlichere Betheiligung unserer Hilfsvereine an der Vorprüfung der Missionsaspiranten und an der Vorbereitung derselben für den Eintritt in das Missionsseminar. Referenten: die Missionsinspectoren. Insp. Past. Mühlmann führte die wichtigsten an einen Missionsaspiranten zu richtenden Forderungen auf: ein gesunder, evangelischer, in Bibel und Katechismus wurzelnder Glaube, eine vom Geiste Gottes verklärte natürliche Energie des Charakters, eine gewisse Fähigkeit zu wissenschaftlicher Ausbildung, insbesondere Sprachengabe, ein gesunder, wohlgebildeter Leib von nicht zu kleinem Wuchse. In Beziehung auf die erste Forderung bemerkte der Ref., daß junge Männer öfters auf Missions-

festen plötzliche Anregungen empfingen, die sich wohl auch zu Träumen und Visionen gestalteten. Die darin liegende Gefahr finde ihre Berichtigung allein in einem gesunden Glauben. Missionsinsp. Haag fügte als eine fernere Forderung hinzu: Armuth des Geistes und Herzensdenkth, die sich in dem bisherigen Wandel des Aspiranten durch Gehorsam gegen Vater und Mutter bethätiget haben müsse. Indem er sodann auf den anderen Theil des Themas überging, sprach er den Wunsch aus, daß in jedem Vereine ein Mitglied des Vorstandes sich diese Sorge besonders möchte angelegen seyn lassen. Es fehle an Missionszöglingen. Das Missionshaus stehe unter den 500000 Einwohnern Berlins mit 9 Zöglingen da. Aus Pommern keiner. Unter 14 in  $\frac{3}{4}$  Jahren angemeldeten Zöglingen seyen nur drei tauglich erschienen; und auch von diesen hätten zwei die Anstalt eigenwillig wieder verlassen. Pastor Wüßling aus Kadensleben berichtete noch sehr Erfreuliches über Kindermissionsfeste, die der Pastor Licht in Wulkow abgehalten. Sie werden am dritten Pfingsttage gefeiert und sind im vorigen Jahre von 400, in diesem Jahre von 800 Kindern besucht worden. Die Collecte hat in diesem Jahre 30 Thlr. betragen. Der Herr Landrath von Schenkendorf giebt den Kindern in seinem Parke eine einfache Bewirthung. Zu all den Forderungen und Mägen ein frischer Geisteshauch, mit welchem die Conferenz schloß.

Am Mittwoch den 21. Mai Vormittags wurde die Pastoral-Conferenz gehalten. Der in diesen Blättern bereits abgedruckte einleitende Vortrag des Ober-Consistorialrathes Dr. Stahl über das Oesterreichische Concordat stellte die Conferenz auf die Höhe kirchenpolitischer Betrachtung, aber nicht bloß um von da herab zu schauen, sondern um sich auf dieser Höhe so zur Vertheidigung wie zum rechten Angriff zu rüsten. Der darauf folgende Vortrag des Directors Prof. Dr. Schmieder, über die Bewahrung der Freude in dem verborgenen Leben des Predigers, auch bereits abgedruckt in dieser Zeitung, führte uns von jener Höhe herab in die Tiefe wahrhafter, evangelischer Buße. Woher der oft bis zum Ekel sich steigende Widerwille, mit welchem nicht bloß die Feinde des göttlichen Wortes, sondern auch gläubige Gemüther von der Predigt der Buße sich abwenden? Weil man sie brüskirt mit der abstrakt geseglichten Forderung: Thuet Buße, ohne ihnen doch aus der Erfahrung eines im Gehorsam des Glaubens keusch gemachten Herzens sagen zu können, was das heißt und wie man es anzufangen hat. Liebliche Kanzelminen mit der Rhetorik evangelischer Freundlichkeit kann den Mangel nicht bedecken. Bei Dr. Schmieders Worten, süß wie Honigseim und scharf wie ein zweischneidiges Schwert, brannten den Zuhörern die Herzen, und gewiß mancher von den versammelten Geistlichen hat bei sich selbst gesprochen: den Mann möchtest du zum Confessionarius haben.

Hierauf erstattete der Pastor Schulze von der Charité in Berlin sein Referat über das Thema des Tages: Die Lehre von der Wiederbringung aller Dinge und ihre Folgen in unserer Zeit. „Die Annahme einer allgemeinen



Apokatastasis, die Meinung, daß die Gesamtheit aller gesalbenen Geister, mithin auch der Satan und seine Engel, am letzten Ende zu Gott wiedergebracht und selig werden, hat etwas so ansprechendes, daß man sie nur mit Schmerz aufgiebt. Dem Pantheisten, dem die Sünde nichts weiter ist, als ein nothwendiges und allmählig verschwindendes Moment der endlichen Entwicklung, versteht sie sich von selbst. Der Christ urtheilt über die Sünde anders; allein wenn doch von Gott und zu Gott alle Dinge geschaffen sind, und wenn Gott doch nicht, wie die Calvinisten behaupten, bloß zum Schein, sondern in vollem Ernste will, daß alle selig werden: so scheint das Ziel der Weltentwicklung verfehlt, wenn es in der Schöpfung einen dem Willen Gottes entgegenstehenden Willen giebt, durch welchen ein großer Theil verloren wird. Eine dereinstige Vernichtung der Bösen, wie dieselbe schon vor Augustinus und neuerlich wieder von Richard Rothe im Interesse der Allmacht gelehrt worden ist, hebt die Schwierigkeit nicht. Das ewige Elend der Verdammten aber scheint die Seligkeit der Vollendeten trüben zu müssen, und wenn Gott auch heilig und gerecht ist, so steht doch ewige Strafe und zeitliches Vergehen in keinem Verhältnisse, auch ist die Gerechtigkeit in Einheit zu denken mit der Liebe, die wohl eine väterliche Züchtigung, aber nicht ewige Verdammniß verfügen kann. Die Schrift lehrt zwar eine Ewigkeit der Höllestrafen, aber „ewig“ ist nicht gleichbedeutend mit unendlich, und Schriftstellen wie Apgsch. 3, 21. 1 Cor. 15, 26—28. Eph. 1, 10. Phil. 2, 10, 11. Röm. 5, 18. 1 Cor. 15, 22. Offenb. 21, 5 sprechen für die Apokatastasis. — Aus diesen und ähnlichen Gründen ist diese Lehre schon in der alten Kirche von Origenes u. A., später von Scotus Erigena und einzelnen mystisch-pantheistischen und fanatischen Parteien, in der Evangelischen Kirche von Petersen (1717) und Ludwig Gerhard (1727) vertheidigt worden. Freidenker und Nationalisten haben sich theils aus sittlichem Leichtsinne, theils aus einem Humanitätsgeföhle angeschlossen, und selbst ernstere Christen sind in Folge einer theosophischen Speculation zu demselben Resultate gekommen. Dagegen hat die Kirche von Anfang an diese Lehre aufs allerentschiedenste verworfen. Das Concil zu Carthago 398 und später das zweite Constantinopolitanische hat das Dogma von der Ewigkeit der Höllestrafen als Kirchenlehre festgestellt. Die Augsb. Confession Art. 17 lehrt ebenso. Das ist von größter Bedeutung. Teneamus quod semper, quod ubique, quod ab omnibus creditum est. Die dafür angeführten Vernunftgründe werden durch ebenso wichtige entkräftet. Die Verherrlichung Gottes und die volle Verwirklichung seines Reiches ist erreicht, wenn Christus in den Gläubigen verklart ist. Von den Verdammten selbst wird Christus als Herr anerkannt. Das christliche Gemüth wird sich mit diesem für jetzt schmerzlichen Gedanken dereinst völlig versöhnen. Die Absolutheit Gottes leidet darunter keinesweges, sofern die Schöpfung nicht bloß Selbstoffenbarung, sondern auch Selbstbeschränkung Gottes ist. Er hat freie Geister geschaffen, die nicht auf dem Wege eines Naturprozesses, sondern durch sittliches Thun zur Seligkeit gelangen sollen.

Wer sich in seiner Sünde verstockt und die Gnadenhand des Herrn beharrlich von sich weist, dem kann, darf und will Gott nicht helfen. So stehen auch Sünde und Strafe im richtigen Verhältnisse. Auf bloß zeitliche Sünde folgt keine ewige Strafe, sondern diese tritt dann erst ein, wenn man den Herrn und seine Gnade für immer verworfen und sich in der Sünde für alle Ewigkeit verhärtet hat. Nach diesem abschließenden Zeitpunkt ist eine Bekehrung der Verstockten ebenso undenkbar, als ein neuer Fall der Geheiligten. Die h. Schrift lehrt ebenso. In den angeführten Stellen giebt sie nur Zeugniß für den völligen Sieg des Reiches Gottes, und wenn allerdings behauptet wird, daß dasselbe alle umschließe, so ist doch das Wort alle hier wie auch sonst (z. B. 1 Joh. 2, 20) mit der durch den Zusammenhang und die Natur der Sache gebotenen Beschränkung aufzufassen. Dagegen, was die Schrift sagt von der „ewigen Pein“, von dem Feuer, das nie erlischt, und dem Wurm, der nie stirbt, von dem Urtheil Christi über den Judas, von der Sünde wider den h. Geist und von der Sünde zum Tode, für welche niemand beten soll, das alles nöthigt den Vertheiger der Apokatastasis zu den gewaltsamsten Erklärungen. — Diese Lehre ist, weil unkirchlich, unbiblisch und unwahr, auch sittlich verderblich, schwächt den Eifer in der Seelsorge und wirkt sittlichen Leichtsinne und sittliche Schlassheit. Daher Vengeli nicht wollte, daß sie gepredigt werde. Es wirken zwar in unserer Zeit noch andere Factoren mit, vor allem der überhand nehmende Materialismus; wenn aber doch, wie es wirklich geschehen, Selbstmörder noch der Gnade Gottes sich trösten und ihre gräßliche That mit Bibelsprüchen beschönigen: so liegt hier im Hintergrunde zwar nicht die Lehre von der Wiederbringung aller Dinge in ihrer ausgeprägten dogmatischen Gestalt, aber doch die Meinung, es habe mit der Sünde nicht viel auf sich und der Mensch werde trotz ihrer und mit ihr durch den Tod allein schon selig. Dem gegenüber kommt es darauf an, die Lehre der Kirche von der Ewigkeit der Höllestrafen mit Entschiedenheit zu bekennen, damit die Sünde in ihrer schrecklichen Gestalt und in ihren entsetzlichen Folgen erkannt und Grund gelegt werde zur rechten Reue, zu rechtem Glauben und zum brünstigen Danke gegen den, der nur durch sein Blut vom ewigen Tode erlöst hat.“

Soweit der Referent. Die nun folgende sehr anregende Besprechung wandte sich vom Dogma bald zu den praktischen Folgen desselben. Die Lehre von den letzten Dingen werde sehr vernachlässigt und bedürfe einer gründlicheren Erforschung, als ihr gewöhnlich zu Theil werde (Liebetrut, Wölbling). Ein ungelöster Widerspruch zwischen der göttlichen Gerechtigkeit und der göttlichen Liebe sey nicht zu statuiren. Der Zustand der Verstockung komme erst zu Stande durch die von Seiten Gottes kräftig wirksam angebotene, auf Seiten des Menschen als kräftig wirksam erfahrene und eben darum energisch abgewiesene Gnade, so daß also der in der Sünde und im Unglauben beharrende Mensch sich eben an der Liebe Gottes selbst verstocke. Wie nun die ewige Verdammniß nichts anderes sey, als eben die Ver-



stockung, absolut gedacht, so realisirte sich in ihr die mit der Gerechtigkeit im tiefsten Grunde identische Liebe Gottes, und man dürfte in diesem Sinne sagen, das Feuer, welches nicht verlöscht, und der Wurm, der nicht stirbt, sey eben die Liebe Gottes selbst. (Orth.) Von verschiedenen Seiten kamen Mittheilungen darüber, wie weit in Stadt und Land die Lehre von der Wiederbringung aller Dinge verbreitet sey, gestützt auf die herrschende Frivolität und ihr wiederum eine mächtige Stütze gewährend. Es sey dagegen mit Entschiedenheit zu zeugen (Kober), unangesehen, daß der Geistliche sich dadurch von Seiten der „Freisinnigen“ ein Gerücht zuziehe. (Runze.) Die allein wirksame Waffe sey das Thatzeugniß der Verfassung der Begleitung bei der Bestattung von Selbstmördern (Orth), der im Duell Getödteten (Wittenburg aus Ratzburg), überhaupt der ausdrücklich oder ipso facto Excommunicirten, jedoch mit Ausnahme der im Wahnsinn Gestorbenen. (v. Tippelskirch.) An diesem Punkte verweilte die Besprechung mit besonderem Interesse, und gaben viele der anwesenden Geistlichen (Gen.=Sup. Dr. Büchsel, Penzler, Müller aus Marquard, Hammer, Rahab, Meinhold aus Ramin, Sup. Henschke, Liebrut, Rnaß, Schmidt aus Drense, Sup. Wagner aus Ziebingen u. A.) Zeugniß über ihr der Kirchenordnung gemäßes Verfahren, zum Theil auch über die für Erweckung eines kirchlichen Sinnes in den Gemeinden günstigen Erfolge, die dadurch erzielt worden. Die Versammlung, aufgefordert, sich über die in diesen Blättern von ihrem Herausgeber ausgesprochenen Grundsätze, das Duell betreffend, zu äußern, gab ihre Bestimmung durch Aufstehen zu erkennen. Bittere Klage wurde geführt über die Verhöhnung derjenigen Geistlichen, die durch Gewährung der Leichenbegleitung das ihnen von der Kirche verliehene Amtskleid mit dem Blute der Selbstmörder und Duellanten besetzten. Die Beschönigung: der Geistliche könne doch am Grabe wider die Sünde zeugen, trösten, und die Austunft der Feigheit: er könne sich des Segnens enthalten und sich mit bloßer Ansprache und Gebet begnügen\*), wurde gebührend gewürdigt durch die Bemerkung, es sey eben dem Zeitgeiste bloß um die Ehre der geistlichen Begleitung zu thun. Es wurde auch der Vorschlag gemacht, die Aufrechterhaltung der Kirchenordnung gegen solche Geistliche bei der kirchlichen Oberbehörde zu beantragen (Penzler, Meinhold, Henschke), jedoch nicht weiter verfolgt, da diese Fälle ja zum Theil unter den Augen der Behörden selbst geschähen. Auch die Brüder, die den Vorschlag gemacht, drangen nicht auf seine Ausführung. Und wohl mit Recht. Denn allerdings, so lange es einzelne Geistliche giebt, die dem laien Zeitgeiste huldigen, fällt das Odium der strengen kirch-

\*) Wohl zu merken! Diese Einreden wurden nicht etwa von Mitgliedern der Conferenz vorgebracht, sondern nur referirend angeführt.

lichen Observanz auf die einzelnen Geistlichen, die ihm widerstehen; sie können mit Recht verlangen, daß die Kirche als solche das ganze Odium auf sich nehme dadurch, daß sie nicht bloß ihre Getreuen gewähren lasse, sondern auch wider die Lagen mit der Schärfe ihrer Disciplin einschreite. Ja verlangen, und beten, daß es geschehe; aber wenn es nun nicht geschieht, so sollen sie den Haß der Welt in aller Demuth und Stille tragen, eingedenk dessen, was der Herr sagt: Wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und folgt mir nach, der ist mein nicht werth. — Und was wir nie vergessen dürfen, auf unserer Conferenz aber nicht ausdrücklich hervorgehoben wurde: das stärkste Zeugniß gegen die Lehre von der Wiederbringung aller Dinge und für die Lehre von der Ewigkeit der Höllestrafen, mit welchem sich auch die Welt am ehesten versöhnt, bleibt doch im eignen Wandel des Geistlichen das „Schaffet, daß ihr selig werdet mit Furcht und Zittern“, und in seinem Amtsleben der Liebeseifer, die Verlorenen zu suchen und zu retten. Die Welt fühlt sich mit Recht wider uns empört, wenn wir auf der Kanzel mit aller Macht die Ewigkeit der Höllestrafen behaupten und in unserer Amtspraxis gegen Selbstmörder, Duellanten und sonst auch demgemäß verfahren, während sie uns übrigens wandeln und handeln sieht, als ob doch endlich alle selig würden.

Am Nachmittage des 21. Mai wurde das Jahresfest der Gesellschaft zur Beförderung evangelischer Missionen unten den Heiden gefeiert. Die große Kirche faßte kaum die Menge der Zuhörer; in ihrer Mitte eine Geistlichkeit von immerhin 150 Personen. Festprediger und Berichterstatter haben in solchem Falle immer eine bedeutende Aufgabe zu lösen; in diesem Falle war sie durch die eigenthümliche Stellung der festfeiernden Gesellschaft besonders schwierig. Superint. Dr. Sander aus Wittenberg hielt die Predigt, wie er selbst sagte, nicht sowohl eine Festpredigt, als vielmehr eine Buß- und Fastenpredigt. Anknüpfend an Sacharja 14, 8—21, stellte er in ergreifender Weise das Elend in der Christenheit und das noch viel größere Elend der Heidenwelt nebeneinander, wies nach, wie die der Kirche gegebenen Verheißungen uns trösten, ermuntern und uns befähigen, das Missionswerk weiterzuführen, und ermahnte die Missionsgemeinde, nicht davon abzulassen, bis all die 700 Millionen noch unbekehrter Heiden, von welchen in den letzten 60 Jahren etwa der tausendste Theil gewonnen sey, das Heil unseres Gottes sehen. Missionsinsp. Haag gab sodann den Bericht.

An demselben Abend wurde noch im engeren Kreise zwischen dem Berliner Hauptverein für die evang. Mission in China, dem Stettiner Hauptverein und der Chinesischen Stiftung zu Cassel ein Statut vereinbart zum Zwecke eines gemeinsamen Wirkens in China.

(Schluß folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Donnabend den 23. August.

N<sup>o</sup> 68.

## Berliner Pastoral-Conferenz.

(Schluß.)

Donnerstag den 22. Mai wurde die Pastoralconf. unter Vorsitz des Pastors Künze fortgesetzt. Der Sup. Pippart aus Teltow eröffnete die Versammlung mit einer Ansprache an die Geistlichen über Psalm 132, 13—16. „Die Kirche ist das erwählte Zion des Herrn. Er hat Lust daselbst zu wohnen, und es gefällt ihm wohl. Er kleidet seine Diener mit Heil, bedeckt die Menge ihrer Sünden durch Vergebung, schützt sie gegen Stürme und Ungewitter, ziert sie mit Heiligkeit. Aber wie das Kleid als solches doch äußerlich ist, so soll die Amtsheiligkeit sich auch in der Heiligung des Lebens sehen lassen. Der Herr hat Wohlgefallen an unserem Amte; kann er auch Wohlgefallen haben an uns und muß er nicht vielleicht mit uns mehr zürnen als mit seiner Gemeinde?“ Ernstere Betrachtungen, die um so mehr zur Selbstprüfung anzuregen geeignet waren, je weniger sie in ihrer Anspruchslosigkeit es darauf anlegten.

Die erste Frage des Tages: Was muß geschehen, um dem Patheninstitut seine rechte Bedeutsamkeit wieder zu verschaffen, wurde eingeleitet durch C. R. Bachmann. Er legte zuerst die hohe Bedeutung des Institutes dar. „Pathen sind nicht bloß „Zeugen“ für die Taufe gegenüber der Welt, sondern auch gegenüber dem Täuflinge. Sie haben ihm die Taufnabe und die in derselben liegende Verpflichtung zu bezeugen, den Abtrünnigen seiner Pflicht zu erinnern, gegen den Unbußfertigen am Tage des Gerichtes zu zeugen. Mit den Aeltern zusammen sind sie von der Kirche geordnet als sponsores, Bürgen für die christliche Erziehung des Täuflings. Somit sind die Pathen Bürgen und Stellvertreter der Kirche, die das Taufgelübde für den Täufling ablegt, der Aeltern (compadres, patrini, Pathen), des Täuflings, nicht in dem Sinne, als ob sie für das Kind glaubten — es giebt keinen stellvertretenden Glauben — wohl aber, daß sie statt des Kindes sich zum Glauben verpflichten. So bestimmen die alten Kirchenordnungen, namentlich die Brandenburgisch-Nürnbergische und die Oesterreichische, daß die Pathen für das Kind antworten, daß sie Aufsehen auf dasselbe haben sollen. Daher auch die Pathenbriefe, welche den Täuflingen in der alten Zeit von ihren Pathen gegeben wurden. Junge Christen wurden beim ersten Pathenstehen beglückwünscht. An manchen Orten führten die

Gevattern den Täufling zur Prüfung und ließen sich ihrer Pflicht entbinden. Demgemäß war in der alten Zeit auch die Qualification der Pathen streng bestimmt. Nur vollberechtigte Gemeindeglieder wurden zugelassen. Der Vater des Kindes mußte die Pathen selbst beim Pfarrer anmelden. Durch ihn geschah die Ausschließung ungeeigneter Pathen, später durch die Kirchenbehörden. Zuweilen hatten die Pathen sich auch einer Prüfung durch den Pfarrer zu unterwerfen. Leichtfertige, Gottlose, Excommunicirte, auch Genossen fremder Religionen, „Papisten und Calvinisten“, wurden nicht angenommen. Die Würthemberger K. O. v. J. 1565 schreibt vor, daß wenn Evangelische zum Pathendienste in anderen Confessionen geladen würden, sie anzuzeigen hätten, daß sie die Kinder nicht zum falschen Glauben anhalten würden. Mehrere Kirchenordnungen beschränken die Zahl der Pathen nach 5 Mose 19, 15 auf drei. In Churbrandenburg wurde sie auf fünf erweitert, und für jeden Pathen über fünf die Zahlung eines Strafgeldes verordnet.“

Weiter berichtete der Ref. über den Verfall des Patheninstitutes. „Spener hielt sich ein Verzeichniß seiner sämtlichen Pathen, um keinen derselben bei seinem täglichen Gebete zu übergehen. Wo findet sich noch eine solche Auffassung des Pathenamtes? Es gilt für eine Last und nicht für eine Ehre. Im besten Falle wird es als ein Liebesdienst angesehen. Die Wahl wird bestimmt durch die Rücksicht auf Verwandtschaft, höhere Stellung, Aussicht auf Geschenke, auch wohl darauf, welche junge Leute beim Tanze zu einander passen. Hurer und Ehebrecher, Diebe und Meineidige erscheinen als Pathen; auch Juden und Sectirer. Wahre Frevel kommen in Berlin am Taufsteine vor. Man sieht Pathen nicht selten höhnisch lachen, wenn man sie an ihre Pflicht erinnert. Reiche Leute werden nach entfernten Kirchen geladen um des Pathengeschenktes willen. Es wird vorausgesetzt, daß sie gar nicht kommen; ja es geschieht sogar, daß auch nicht einmal ein Kind, welches zu taufen wäre, vorhanden ist.“ (Lachen.)

Zum Schlusse äußerte sich der Ref. auch über die Mittel der Abhülfe. „Unsere Kirche ist eine Kirche des Evangeliums und nicht des Gesetzes. Die Heilung des Schadens kommt von innen durch lebendige Predigt des Evangeliums und treue Seelsorge. Der Hauptgrund des Verfalles ist in der Verkennung der hohen Bedeutung des Taufsakramentes zu suchen. Seit einem halben Jahrhundert und länger ist die Taufe durch den Rationalismus zu einer bloßen Weihe und leeren Cerimonie



herabgewürdigt worden. Die rechte, volle Lehre von der Taufe wurde selten gehört, die Confirmation über die Taufe erhoben. Die Lehre vom Sakrament der Taufe muß fleißig getrieben und durch eine würdige Verwaltung des Sakraments unterstützt werden. Es thut auch noth, daß die Gemeinde häufig über die Bedeutung des Patheninstitutes belehrt werde. Die Taufe selbst giebt dazu ebenfalls Gelegenheit. Sehr zu wünschen wäre zu diesem Zwecke die Abfassung eines kleinen praktischen Traktates. Daneben muß die kirchliche Zucht das ihre thun. Offenkundig unwürdige Personen dürfen nicht zugelassen werden. Für Berlin ist das unmöglich durchzuführen (?); aber Berlin ist auch nicht Muster für andere. Es ist den Nothständen in christlicher Weisheit Rechnung zu tragen. Sectirern, wie den Baptisten und Irvingianern ist das Recht des Pathenstandes nicht zuzugestehen. Anders verhält es sich mit der Gevatterschaft bei verschiedener Confession. Das Oesterreichische Concordat läßt die Evangelischen nicht als Pathen zu. Sofern sie bloß Zeugen sind, haben wir keinen Grund, Römisch-Katholische abzuweisen, da zwischen beiden Kirchen in Beziehung auf das Taussakrament ein wesentlicher Unterschied nicht besteht; sofern sie aber als Bürgen eine Verpflichtung in Beziehung auf die Erziehung der Kinder zu übernehmen haben, ist den Aeltern abzurathen, römisch-katholische Pathen zu wählen. Die Zahl der Pathen bedarf einer Beschränkung. Drei nach altem Brauch, in keinem Falle mehr als fünf, auch nicht um Strafgeld. Vor Uebernahme zu vieler Pathenstellen sollte jeder Christ sich hüten, wie auch jeder Bedenken trägt und niemand gezwungen werden kann, eine größere Zahl von Vormundschaften zu übernehmen.“ Zum Schlusse forderte der Ref. die Conferenz auf, bei der kirchlichen Behörde folgende Maßregeln zu beantragen:

1. Die Anmeldung der Pathen muß rechtzeitig geschehen.
2. Die ins Kirchenbuch eingetragenen Pathen sind bei der Taufe namentlich aufzurufen, und dürfen andere nicht zugelassen werden.
3. Die Zahl der Pathen ist auf drei bis fünf zu beschränken.

Die nun folgende Besprechung ging auf den ersten Punkt, die Bedeutung des Patheninstitutes, nicht näher ein, und es wäre doch wohl nöthig gewesen, die Frage wegen der Verpflichtung der Pathen näher zu erörtern. Vorreformatorsche Kirchenordnungen und Agenden sprechen sich dafür aus. Luthers Taufbüchlein enthält nichts davon. Gewichtige Autoritäten, wie Harms (Pastoraltheologie II. 202), sind dagegen. Wer möchte auch mit gutem Gewissen eine Pathenstelle übernehmen, wenn er mit ihr zugleich eine Verpflichtung übernehmen müßte, deren Erfüllung gar nicht von seinem guten Willen abhängt? Eine Verpflichtung ist allerdings vorhanden, aber sie ist, wie uns scheint, nur bedingt durch das Band der christlichen Freundschaft, durch die Gevatterschaft nur, sofern dieselbe das Band der christlichen Freundschaft noch fester zieht. „Sehen Sie, schreibt Harms, deshalb treibe ich die Gevattern auf keine Pflicht, die sie später zu üben hätten, wofür ich sie lieber recht stark

zuweisen auf das gegenwärtige Werk treibe, daß sie jetzt mit recht innigem Gebet und mächtig angreifendem Glauben mögen herzukommen.“ Der Referent, Consistorialrath Bachmann, wurde im Verlaufe der Besprechung von mehreren Seiten aufgefordert, ein Tauf- und Pathenbüchlein zu schreiben. Wir bitten ihn, den Punkt wegen der Verpflichtung der Pathen nicht zu stark zu betonen. Von einer Seite kam der Vorschlag, die Taufe mit dem öffentlichen Gottesdienste zu verbinden, nach dem Credo (Stobwasser); wogegen bemerkt wurde, daß dadurch der Gottesdienst überladen werde, auch sey die Abendmahlsfeier der Höhenpunkt des Gottesdienstes. (Sander.) In kleinen Gemeinden, wo jeder jeden kennt, möchte der Stobwassersche Vorschlag wohl ausführbar seyn; die rechte Stelle ist dann aber am Schluß des Gottesdienstes. In jedem Falle aber sollte der Taufhandlung eine freie Ansprache vorangehen. Auf Helgoland — so wurde uns von einem Mitgliede der Conferenz leider erst nach der Besprechung mitgetheilt — findet sich die liebliche Sitte, daß das Taufwasser in kleinen Rännchen von sechs Kindern herbeigebracht wird, die bei dem Vaterunser in Reife knien. — Den zweiten Punkt des Referates betreffend, machte Consistorialrath Bied aus Erfurt — wenn wir recht verstanden haben, auf Grund eines amtlichen Berichtes der betreffenden Superintendenten — erfreuliche Mittheilungen über den Stand der Angelegenheit in Thüringen. Da ist das Patheninstitut noch in Ansehen. Ein Pathe ist das gewöhnliche, höchstens drei. Bleibende Beziehung des Pathen zum Taufling. Der „Jungpathe“ muß den „Altpathen“ zu gewissen Zeiten besuchen; dieser theiligt sich auch an dem ersten Abendmahl des Jungpathen. Daß die gute Sitte dort noch besteht, hat zum Theil seinen Grund in den scharfen Verordnungen des Altsächsischen Kirchenregimentes und in der strengen Ausführung derselben durch die Altsächsischen Superintendenten. — Ähnliche Mittheilungen kamen aus der Grafschaft Wernigerode (Arends). Anders lauteten die Mittheilungen aus anderen Gegenden, besonders traurig aus Berlin (Conard, Orth). Als vor Kurzem ein Berliner Geistlicher in der Taufrede das Amt des Pathen und die dazu nöthigen inneren Erfordernisse sehr bestimmt bezeichnet, habe ein Jude, der, ohne daß der Geistliche es hindern können, Gevatter gestanden, sich über die Taufhandlung mißbilligend geäußert: wenn es die Prediger alle so machten, so könne ja kein Jude mehr Gevatter stehen. (Lachen.) Aus Glogau wurde berichtet über eine jüdische Hebamme, die, als sie der Pfarrer vom Taufsteine weggewiesen, geltend gemacht habe, sie habe doch im Hebammeninstitute Anleitung empfangen, wie die christliche Nothtaufe zu verrichten sey. Auch von einer baptistischen Hebamme hörten wir, die sich über die Kindertaufe lächerlich geäußert, aber trotz der Remonstration des Pfarrers von der Regierung in ihrem Amte belassen sey. (Warum hat sich der Pfarrer nicht an die höhere Instanz gewendet? Da würde er ohne Zweifel Hülfe gefunden haben.) Pastor v. Tippielskirch von der Berliner Charité, wo die Hebammen ihren Unterricht empfangen, äußerte seinen



Schmerz, daß er bisher zur christlichen Bildung derselben so wenig habe thun können, und wies darauf hin, wie nöthig es sey, daß diese Frauen in ihr Kirchenamt auch kirchlich eingewiesen würden. Auf den Antrag des Referenten wurde seinen drei Propositionen noch eine vierte hinzugefügt, des Inhaltes: Es ist dringend zu wünschen, daß die Hebammen während ihrer Lehrzeit eine gründliche Anleitung über die christliche Föhrung ihres Amtes empfangen, beim Antritt desselben kirchlich eingeseget und als beamtete Glieder der Kirche angesehen werden, eine Maßregel, die für Berlin auch auf die Widel Frauen auszudehnen wäre, wenn sie fruchten sollte. Die ganze Besprechung über diesen Gegenstand zeigte uns wieder einmal, wie noth unserer Kirche die Zucht thut; es wurde aber auch gewiß mit Recht darauf hingewiesen, daß Maßregeln der kirchlichen Zucht sich vorzüglich eben an dem rechten Gebrauche der h. Sakramente, in diesem Falle also an einer Fernhaltung der Unwürdigen vom Taufsteine zu vollziehen haben. Es sey also damit in Gottes Namen vorzuschreiten und nicht erst zu warten, bis allgemeine Maßregeln der Zucht sich wieder Bahn gebrochen haben. Für Berlin aber, dessen Bevölkerung sich gegen alle Versuche dieser Art äußerst empfindlich zeige, sey das erste dazu Nothwendige die mit ungeheuren Schwierigkeiten verbundene Anlegung und Fortführung von Gemeinelisten. (Orth.) Doch sind auch scheinbar so kleine Dinge, wie die als Wunsch ausgesprochene Wiedereinführung der alten würdigen Gevatterbriefe anstatt der jetzt üblichen Einladungskarten sehr zu beachten. — \*)

Wir haben in unserem Berichte angemerkt, daß die Versammlung gewisse sehr auffallende Mittheilungen betrübender Art mit Lachen aufgenommen habe. Dies wurde von einigen Brüdern monirt: man solle eher darüber weinen. Es wurde darauf sogleich mit Ps. 2, 4: der im Himmel wohnet lachet ihrer, der Herr spottet ihrer, geantwortet (Orth.). Zum Schlusse

\*) Referent theilt hier ein aus alter guter Zeit herrührendes Formular mit, indem er zugleich vorschlägt, es bei den Rüstern zum Gebrauch für Aeltern, welche taufen lassen, niederzulegen:

Der göltige Gott hat meine liebe Ehefrau in unserem Ehestande mit Leibesfrucht gesegnet, dieselbe in Gnaden entbunden, und uns beiderseits Eltern mit einem jungen . . . erfreuet, wofür wir seiner göttlichen Gnade und Barmherzigkeit von ganzem Herzen danken. Da wir nun entschlossen sind, dieses unser neugebornes Kindlein am . . . durch das Bad der Heiligen Taufe dem Herrn Christo Jesu einverleiben zu lassen, ein solches heiliges Werk aber ohne frommer Herzen Gebet und Beistand nicht verrichtet werden kann: so haben wir . . . zu unseres Kindes Taufzeugen und Patzen erwählen wollen, mit freundschaftlicher Bitte, gedachten Tages gegen . . . Uhr . . . zu erscheinen, und das Werk der Gevatterchaft nebst einem andächtigen Gebet zu verrichten. Nachher wolle sich . . . geneigtest bei mir einfinden, und sich mit einem geringen Taufmahle wohlmeinend bedienen lassen. Solche Liebe und Freundschaft werde mit schuldiger Dankbarkeit erkennen, und allzeit verbleiben . . .

nahm Sander diesen Gegenstand noch einmal in sehr ernster, würdiger Weise auf und vertheidigte die christliche Freiheit der Versammlung gegen den Methobismus, der seine eigne, übrigens ganz berechtigte Gefühlsweise auch den anderen als Gesetz vorschreibe. Das Lachen sey in solchem Falle oftmals der richtige und naturgemäße Ausdruck eines tiefen, aber noch nicht zum Abschluß gekommenen Schmerzes. —

Nach der Pause Gesang: Ach bleib mit deiner Gnade. Ergänzung des Vorstandes durch ein neues Mitglied in der Person des Gen.=Superint. Dr. Hoffmann. Bericht des Pastors Kunze über die zu Berlin eingerichtete Mägdeherberge, und des Predigers Hofmeier über den östlichen Jünglingsverein. Empfehlung des Tractates: Noth und Hülfe durch P. Knak. Sodann die zweite Frage des Tages: Inwiefern lassen die bisher bei den Rettungshäusern gemachten Erfahrungen es rathsam erscheinen, auf der betretenen Bahn fortzugehen? Eingeleitet durch den Vorsteher des Züllicher Rettungshauses Kandidaten Quistorp. Die Beantwortung der Frage setze ein Zwiefaches voraus: Erfahrung und kritischen Ueberblick über das ganze Gebiet. Der Ref. erklärte, er besitze beides nur in beschränktem Maaße, gab sich aber als einen begeisterten Anhänger des Systemes. Zuerst gab er einen historischen Ueberblick über die Rettungshausache. Die reformirte Schweiz hat die Vorläufer der Rettungshäuser geliefert. Die beiden ersten Rettungshäuser in Deutschland sind nach Martin Luther genannt: der Lutherhof in Weimar, gestiftet 1813 von Johannes Falk, und das Martinsstift in Erfurt, 1819. In dasselbe Jahr fällt die Gründung der bis heute blühenden Anstalten in Düsseldorf und Beuggen („Vater“ Zeller). Die Gründung des Rauhen Hauses zu Hamburg durch Wichern bezeichnet eine neue Periode in diesem Theile der Reichsgeschichte. Die Rettungshäuser, deren Gründung von dort aus angeregt worden, zählen bereits nach Hunderten. Auch die rechten Prinzipien des Familienlebens, der Trennung der Geschlechter, des Gleichgewichtes von Arbeit, Unterricht und Erholung haben sich von dort aus mehr und mehr verbreitet. Das Jahr 1848 und der gesegnete erste Kirchentag zu Wittenberg gab der guten Sache einen neuen Aufschwung. Vorher bestanden 50 Rettungshäuser, seitdem sind mindestens 200 neue hinzugekommen. In Pommern vor 1848 drei, jetzt 33 mit 580 Kindern. Von den mehr als 1000 seit 25 Jahren aufgenommenen Kindern sind nur 20 gestorben. In den Nothjahren 1853 und 54 hatten diese 33 Anstalten 45000 Thlr. baare Einnahme, außerdem 5000 Thlr. an Naturalien. Nur zwei Häuser sind eingegangen. — Gegenüber dem Verfall der Christenheit, des Familien- und Gemeinlebens ist der Vorwurf, die Gründung von Rettungshäusern sey eine bloße Modesache, als vollständig oberflächlich und nichtig zurückzuweisen. Das Familienleben ist in dem Maaße verfallen, daß es unmöglich ist, die täglich wachsende Zahl der verwahrlosten Kinder in qualificirten Familien unterzubringen; auch bedürfen die Krankheitserscheinungen zu ihrer Heilung einer ausgebildeten Technik.



Anstaltsgründung muß daher die Regel seyn. Jede Synode sollte ihr Knaben- und ihr Mädchenrettungshaus haben.

Es liegen hocherfreuliche Erfahrungen vor in Betreff der Stellung der Rettungshäuser zu Kirche und Staat. Fürsten und Behörden fördern die Sache durch Geschenke, Besuch, Bewilligung von Collecten, Ertheilung von Corporationsrechten, Zuweisung jugendlicher Verbrecher, Unterstützungen u. Jedes Rettungshaus hat Geistliche unter seinen Gründern und Förderern. Die engste Verbindung mit der Kirche stellt sich dar in der kirchlichen Einweisung der Beamten, in der kirchlichen Inspection und in der kirchlichen Fürbitte, von Seiten der Rettungshäuser selbst im fleißigen Kirchenbesuche, Hausanacht, strenger Sonntagsfeier. Eine noch engere und organischere Verbindung ist anzustreben. Andererseits aber ist die Freiheit des allgemeinen Priesterthums die Lebensluft der Rettungshäuser, daher sehr bedenklich die statutarische Bestimmung, daß der jedesmalige Parochus eo ipso Haus- und Erziehungsinspector sey. Die Rettungshäuser dürfen nicht wie die Schulen in die Kirche aufgehen, sondern müssen kirchlich anerkannte und unterstützte, aber freie evangelische Corporationen bleiben, an denen Amt und freie Vereinsthätigkeit gleichmäßig wirken. Noch freier muß das Verhältniß der Rettungshäuser zu den Staats- und Communalbehörden seyn. Neben ihnen sind staatlich einzurichtende Besserungsanstalten noth.

Den Unterricht betreffend, dürfen die Kinder der Rettungshäuser nicht in die Ortschaften geschickt werden, müssen also ihren Unterricht im Hause selbst empfangen. Ist es wohlgethan, zu fordern, wie dies in Württemberg geschieht, daß jeder Hausvater den Seminarfursus mache und sich dem Lehrereexamen unterwerfe? Damit würden sich die Bruderhäuser in Seminarien verwandeln und ihre ganze Stellung eine zu sehr staatlich gebundene werden. Es ist aber nothwendig, daß die an die Rettungs- und an die Bruderhäuser zu stellenden Forderungen durch ein Regulativ festgestellt werden.

Betreffend das innere Leben der Rettungshäuser, ist gänzliche Trennung der Geschlechter nothwendig. Einzelne Pommersche Anstalten, die noch beide Geschlechter verbinden, sind eigentlich mehr Bettlerherbergen. Kleinere Anstalten mit 12 bis 15 Kindern, mehr familienartig gestaltet, haben sich als besonders geeignet bewährt. Das ora et labora ist das beste Regulativ. Vor Uebersättigung mit Erbauungsmitteln und vor pietistischen Ausartungen ist zu warnen. Unterricht und Arbeit müssen im Gleichgewichte stehen. Manche Rettungshäuser sind Schulen geworden, andere dagegen Arbeitshäuser. Das Richtige liegt in der Mitte. Die Arbeit selbst darf weder eine fabrikmäßige, noch eine tagelöhnerartige seyn. Das Bete und arbeite garantirt den Rettungshäusern auch das tägliche Brod. Es sind Rettungshäuser, wo es alle Sonntage Braten und fast täglich Fleisch giebt; in den übrigen aber gilt auch die Regel: Haltet euch herunter zu den Niedrigen, und seyd als die Armen, die doch viele reich machen.

Zum Schlusse faßte der Ref. seinen Vortrag in folgenden fünf Thesen zusammen:

1. Die Rettungshäuser sind Symptome gehäuften Krankheitsstoffes im Leibe des Volkes und der Kirche, aber zugleich Zeichen der noch vorhandenen Lebensfülle und der noch nicht unmöglichen Genesung. Sie sind kein nothwendiges Uebel, wohl aber nothwendig und nicht von Uebel.

2. Der Verfall des Familienlebens und der Kinderzucht ist ein so ausgebreiteter und tiefer, daß der vorhandenen und wachsenden Verwahrlosung das Mittel der Unterbringung in Familien weder genügt noch entspricht, und daß darum eine noch bedeutendere Vermehrung der Rettungshäuser, wo möglich nach synodaler Abgränzung und als synodale Institute, dringendes Bedürfnis ist.

3. Das Wohlwollen des Staates und die mütterliche Liebe und Pflege der Kirche ist Seitens der Rettungshäuser durch dankbare Dienstwilligkeit und vertrauensvolles Anschließen und Unterordnen zu vergelten. Aber die Rettungshäuser sind und sollen bleiben freie, evangelische Corporationen, an denen die freiwillige Liebe des allgemeinen Priesterthums der Gläubigen, also die freie Vereinsthätigkeit ein ebenso unveräußerliches, als um der Sache willen nothwendiges Recht zur Mitarbeit hat.

4. Das Rettungshaus muß in der Regel zugleich auch Schule für die ihm anvertrauten Kinder seyn und als solche den an die Elementarschulen in den neuen Regulativen gestellten Anforderungen so weit als möglich entsprechen. — Dagegen ist es dringend wünschenswerth, ihnen den stillen Charakter und die usuellen Vorrechte der Privaterziehungsanstalten ungeschmälert zu lassen, und demgemäß die an die Zöglinge sowohl der Rettungs- als auch der Bruderhäuser zu stellenden Anforderungen durch ein besonderes, ihre eigenthümliche Aufgabe und Stellung allseitig berücksichtigendes Regulativ den Prinzipien und Bedürfnissen der Ev. Kirche gemäß zu ordnen.

5. Die Gründung eigner Knaben- und eigner Mädchenrettungshäuser, so wie die möglichst reale Gestaltung der Anstalten nach den Prinzipien des Familienlebens hat sich erfahrungsmäßig als rathsam bewährt; darum ist auch, wie für jede Familie, so auch für die Rettungshausfamilie das „Bete und Arbeite“, richtig und mit maßvoller Weisheit gehandhabt, das gesündeste und fruchtbringendste Lebensprinzip. —

Die festgesetzte Zeit war abgelaufen, und so konnte leider eine eingehende Besprechung des so überaus wichtigen Gegenstandes nicht stattfinden. Nur einige flüchtige Bemerkungen fielen noch für Beaufsichtigung der Rettungshäuser durch die Ortspfarren (Ideler), darüber Pippart und der Referent; für Unterbringung der Kinder in Familien, soweit dies irgend möglich und zulässig (Reinthal), für Vermehrung der Rettungshäuser (Schröder, Kunze, Pippart, Stobwasser). Das Prinzip selbst, welches der für seine Sache begeisterte Referent in sehr bereicherter Weise verfochten hatte, blieb unangefochten, wiewohl die Stellung des Themas: „Zu wiefern u.“ dem Zweifel Raum ließ, ob es rathsam sey, auf dem betretenen Wege fortzufahren, und diese Zweifel, wie uns wohlbekannt ist, auch wirklich von solchen gehegt werden, die als selbst Gründer von Rettungshäusern in dieser Sache nicht ohne Erfahrung sind. Nur einer der Brüder (Wundermann) deutete seine Bedenken gegen die Rettungshäuser an, und bekräftigte statt derselben die Gründung eigener Waisenhäuser in den Gemeinden. —

Der Superintendent Sander sprach das Schlußgebet.

Dem Herrn sey Dank für all den Segen, den er uns auch in diesem Jahre durch die Berliner Pastoral-Conferenz geschenkt hat; den lieben Brüdern aber, die in jenen Tagen sich mit ihm auf den gemeinsamen Grund neuerbaut haben, ruft der Referent zu: Auf Wiedersehen!

B.

D.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Mittwoch den 27. August.

N<sup>o</sup> 69.

## Kirche und Tonkunst.

### Zweiter Artikel.

Die Sprache des ersten Artikels unter der obigen Aufschrift mußte entschieden und bestimmt seyn, da es galt, nicht etwa die Nützlichkeit, sondern die unabweisliche Nothwendigkeit einleuchtend zu machen, daß Tonkunst und Kirche wieder zusammengeführt werden müssen, um dem göttlichen und heiligen Gebot des Apostels zu gehoramen, der Musik ihre volle berechnete Stelle im Gottesdienste wieder zu verschaffen. Die neuesten Erscheinungen, deren öffentliche Blätter gedacht haben, scheinen eine solche Sprache zu rechtfertigen; wenn wir lesen, daß es hauptsächlich nur Musik ist, welche das Volk von London an den Sonntags-Nachmittagen in den Parks begehrt, und die ihnen die Sabbatmänner streitig machen wollen; so muß sich der Gedanke dem Christen, welcher in solchen Dingen das Paulinische *διώκετε τὴν ἀγάπην* sich als Nichtschmerz dienen läßt, aufdringen, ob nicht das menschliche Bedürfnis nach Musik um so berechtigter hier ausbricht, weil in der Kirche die Befriedigung desselben versagt ist. Wenn wir andererseits erfahren, daß man unlängst in Darmstadt unter den Augen eines christlichen Regenten von Gottes Gnaden kein Bedenken getragen hat, in der Evangelischen Kirche ein Kinderconcert zu veranstalten, den Ertrag davon aber für ein „sommerliches Kinderfest“ zu verwenden: so scheint in einem solchen Unfug eine um so dringendere Mahnung an die Zeitgenossen zu liegen, wieder zu dem Gebote des Apostels zurückzukehren.

Aber freilich, es kann nur ein zaghafter und bedenklicher Ton angestimmt werden, wo das Wie der Belebung unserer Christenpflicht zu berathen, zu überlegen ist. Hier fühlt man so ganz die menschliche Schwäche und Gebrechlichkeit nicht bloß bei denjenigen, welche vermöge ihres Amtes zunächst berufen sind, zu helfen, sondern auch insbesondere bei sich selbst. Es sind zwar schon mancherlei Vorschläge in die Welt geschickt, mancherlei in Einzelheiten werthvolle Bücher über jenes Wie geschrieben worden. Auch gibt das göttliche Gebot selbst, in seinem erschöpfenden Sinne aufgefaßt, und die Ueberzeugung, daß hier viel weniger auf das Wie ankommt, wenn nur das, was geschieht, recht bald in der rechten Liebe geschehe, genügende Anhaltspunkte. Dabei sind die allgemeinen Erfahrungssätze zu beherzigen, daß in menschlichen Unternehmungen das Bessere so oft der Tod des Guten ist, und daß auf einmal und plötzlich

so wenig, als gewaltsam der nothwendige Wandel geschafft werden kann, zumal da die gegenwärtigen Zustände sowohl bei den Gemeinden, als bei der Geistlichkeit zugleich ins Auge gefaßt werden müssen. Berathungen in den segensreichen Pastoral-Conferenzen, demnächst auf dem Kirchentage, sind dringend zu empfehlen.

Die gegenwärtigen Betrachtungen könnten auf die Beantwortung zunächst der beiden Fragen zurückgeführt werden, einmal, was hat der Geistliche zu thun, um den Choralgesang in seiner Gemeinde zu veredeln und zu beleben, und sodann, in welchem Verhältniß steht der Schullehrer zum Choralgesange und zur Liturgie? Allein bei einer näheren Erwägung dürfte für das vorhandene Bedürfnis, welches weit mehr umfaßt, und welchem eine gründliche Abhülfe zu Theil werden soll, eine solche Formulirung der aufzuwerfenden Fragen nicht genügen. Denn theils wird hier die Thätigkeit des Geistlichen auf den Choralgesang seiner Gemeinde beschränkt, somit von seinem unerläßlichen Einflusse auf die Liturgie abgesehen, überhaupt derjenige musikalische Theil des Gottesdienstes, welcher zur Dekonomie der Gemeinde durch ihre passive Theilnahme ganz wesentlich gehört, nicht hinreichend berücksichtigt. Theils aber wird der ausschließlichen Thätigkeit der Geistlichen und Schullehrer ohne weitere Bedingungen und Voraussetzungen ein weit größerer Wirkungskreis angewiesen, als der musikalische Zweck dies gestattet. Mit Recht ist unlängst vor dem Experimentiren im Gottesdienste überhaupt nach dem persönlichen Belieben der Geistlichen gewarnt worden, und diese Warnung gilt gewiß ganz besonders für dasjenige, was hier unter dem Ausdruck Kirchenmusik zu begreifen ist, und was zu vollständiger Erfüllung des apostolischen Befehls gehört. Wenn man erwägt, daß nach den damaligen Zuständen wohl nur der Minorzahl der Geistlichen die unerläßliche musikalische Befähigung verliehen ist, daß nicht einmal unbedingt angenommen werden kann, als ob alle Küster, Schullehrer und Organisten mit den genügenden musikalischen Eigenschaften ausgerüstet sind, daß somit den Geistlichen nicht einmal überall es möglich ist, sich hier bei diesen Kirchenbeamten zu berathen, ja daß vielleicht aus dem Widerstande unwissender Juraten oder sonstiger unmittelbarer Vorgesetzten einer einzelnen Kirche allerlei Schwierigkeiten sich erheben: so ist wohl grade hier am wenigsten dem persönlichen Belieben der Geistlichen ein zu großer Spielraum zu gewähren. Wenn wir auf den Grund der seltsamen Erscheinung zurückgehen, daß trotz der



entschiedenen Vorschriften für die Pflege der Kirchenmusik in den Evangelischen Kirchenordnungen des sechzehnten Jahrhunderts gerade diese Musik im Dienst des Heiligen allmählig immer mehr hat vernachlässigt werden können: so ergibt eine genauere Untersuchung dieser Vorschriften, daß der Grund jener Erscheinung gerade in ihnen selbst gesucht werden muß. Denn es ward in denselben an den unentbehrlichen Eigenschaften der Geistlichen zu viel vorausgesetzt, als sich von selbst verstehend, und zu viel ohne Weiteres in die Willkür der Geistlichen verstellt. Was hat es geholfen, daß nach dem meisterhaften, entschiedenen Vorgange Luthers in seiner formula missae et communionis von 1523 und in seiner Deutschen Messe und Ordnung des Gottesdienstes von 1526 für Wittenberg, welche bekanntlich dem Sächsischen Cultus zum Fundamente dient, in allen älteren Kirchenordnungen der musikalische Cultus mit mehr oder weniger Umständlichkeit auf das Nachdrücklichste eingeschärft worden, und daß dies mit mehr oder weniger Bewußtseyn, ja ausdrücklich in einigen Kirchenordnungen, wie z. B. in der Pfälzischen von 1563, unter Berufung auf das Gebot des Apostels geschehen war? Allerdings sollte den Geistlichen an der Wahl von Küster, Schulmeister und Organisten ein Antheil eingeräumt werden, es wird aber nirgends bestimmt, wie es möglich gemacht werden sollte, daß die Geistlichen ihrerseits die genügende Befähigung zu einer solchen Wahl erlangten, und wie ein Geistlicher, der selbst nichts von Musik versteht, im Stande seyn soll, in dieser Beziehung eine richtige Wahl zu veranlassen? So kam es, daß schon in den Actis Synodi Wesaliensis von 1568, die zu der Reformirten Kirchenverfassung am Rhein, in den Niederlanden und in Ostfriesland den Grund legten, davon ausgegangen wird, es verstehe der angestellte Schulmeister hier und da nichts von Musik. Es heißt dort: *In quibus ecclesiis erunt scholae, quibus sit musices aliquis peritus Scholarcha, is in Psalmodia pueris praeibit etc. Ubi vero — propter musices imperitiam Scholarchis praeire non erit integrum, ibi erit utile unum ad minimum aliquem cantorem adhiberi, qui populi cantum moderetur, et in Psalmodia praebeat, et quidem maxime, si est musices ignarus verbi magister.* Man suchte sich damit zu helfen, wie namentlich in der Pommerischen Kirchenordnung von 1563 geschieht, daß die Custodes (Küster) gelehrt seyn sollen, die dem Pastor können helfen mit Singen, Psalmen, unter Zeiten auch lateinischer Cantica. Aber wenn nun, wie hier, bei der Küsterwahl den Pastoren eine Stimme zustand, wie sollte es allemal möglich seyn, daß der Küster wirklich die gehörige musikalische Gelehrsamkeit hatte, um dem Pastor helfen zu können?

Dazu kam der Mangel an den erforderlichen Geldmitteln, um tüchtige Musikverständige anzustellen. Es ist auffallend, wie in vielen dieser ältesten Kirchenordnungen ausdrücklich hervorgehoben wird, es solle den Organisten und deren Frauen gestattet seyn, durch Gerichtschreiberei oder andere Mittel Nebenverdienst zu suchen. Wenn auf diese Weise nicht einmal den Organisten eine würdige und unabhängige Stellung zugesichert werden

konnte, wie dies noch in der neuesten Zeit derselbe Uebelstand ist: wie war es da möglich, sich Männer zu gewinnen von entschiedenem ausgezeichnetem Beruf zur Pflege der Kirchenmusik?

Grade aber der Umstand, daß die in unseren Tagen vorhandene Vernachlässigung des apostolischen Gebots sich aus den alten Evangelischen Kirchenordnungen, also aus den Grundlagen der positiven Kirchenzustände unserer Zeit selbst, herschreibt, beweist, daß eine Radikalkur vorgenommen werden muß, und die Anstrengungen einzelner berufstreuer Geistlichen nur als Palliative gelten können, welche kaum genügen, um einen gesunden, normalen Zustand auch nur anzubahnen. Wenn hier auch pekuniäre Mittel im Allgemeinen fehlen, und nicht, wie sonst, hier zu erwarten ist, daß auf Privatwegen dieselben herbeizuschaffen sind, an vielen Orten es überdies noth thut, die Fonds, welche im Laufe des vorigen und dieses Jahrhunderts der Kirchenmusik entzogen sind, derselben zu vindiciren; so ist es klar, daß der größte und begeistertste Eifer der einzelnen Geistlichen, Lehrer, Organisten u. nicht ausreichend seyn kann, um den Zweck in einem einigermaßen genügenden Grade zu erstreben. Vielmehr muß es wohl entschieden ausgesprochen und festgehalten werden, daß die eigentliche Reorganisation, oder richtiger Organisation der Kirchenmusik im apostolischen Sinne und Umfange, die Reform des gesammten Evangelischen Cultus nach dieser Seite hin, von der Kirchenobrigkeit ausgehen muß, damit ein haltbares, dauerhaftes Werk mit thunlichster Gleichförmigkeit durch das ganze Land, oder am liebsten durch die ganze Evangelische Christenheit im Sinne des apostolischen Befehls gebildet werde.

Es ist sehr beklagenswerth, daß man nicht schon längst die Hand an dieses Werk gelegt hat, nachdem jetzt wohl allgemein die Gesangbuchsnoth als ein Uebel anerkannt worden ist, dem Abhülfe zu Theil werden muß. Was helfen die vielen neuerdings erschienenen, fortwährend erscheinenden, von den ausgezeichnetsten Sachverständigen berathenen, geprüften Gesangbücher, Lieberfahrungen, und wie die Titel sonst lauten, ohne daß man sie zu singen versteht, zu singen lernt, dazu Anleitung gibt, oder gar darüber eine, mindestens ebenso unentbehrliche Verständigung herbeiführt? Wenn man es unangenehm empfindet, und empfinden muß, daß aus den Gesangbüchern die Singnoten verschwunden sind, ja daß viele Gesangbücher die Collecten, Responsorien, Antiphonien, Litaneien geben, ohne die musikalische Manipulation in den Noten dazu: so kann es offenbar nicht von einzelnen Geistlichen ausgehen, hier eine Aenderung zu schaffen. Gleichwohl muß doch mindestens dazu die Gelegenheit auf dem einfachsten und am wenigsten kostspieligen Wege wieder geboten werden, daß wer singen kann und will, die richtigen Melodien in seinem Gesangbuche aufschlagen kann. Es ist bedenklich überdies den einzelnen, selbst auch im Allgemeinen befähigten Geistlichen oder Lehrern die Wahl der Melodien zu überlassen. Es muß davor gewarnt werden, daß man nicht, wie das wohl vorgekommen ist, bei der Wahl der Singweisen sich auf die historische Kritik beschränkt, und etwa nur diejenigen richtig hält und zum Gebrauch zuläßt, welche vielleicht den



Jahren nach die ältesten sind. Wer mit religiösem Gefühl und genügender Sachkenntniß, ferner nach vielfacher, wiederholter Ueberlegung die sehr von einander abweichenden Formen der Choräle, Sequenzen u. geprüft und zu dem Zwecke mit geübten Sängern Versuche angestellt hat, der wird es nicht verkennen können, daß nicht selten die späteren Formen, ehe sie durch moderneren Firlefanz verunstaltet wurden, schwunghafter und sangbarer sind, als die alten. Man wird, um nicht Gesagtes zu wiederholen, wohl thun, die hierher einschlagenden Bemerkungen zu beherzigen, welche in einem kürzlich bei Brönner in Frankfurt erschienenen Büchlein über Musik zu finden sind. Dort werden auch die Gründe nachzulesen seyn, warum sich das bei Spittler in Basel erschienene Choralbuch und die Proske'sche Motettensammlung für kirchliche Erbauung vor allen sonstigen derartigen Sammlungen unterscheiden.

(Schluß folgt.)

## Nachrichten.

### Thür. Pastoral-Conferenz in Reudietendorf.

Mit schwachen Hoffnungen kamen wir diesmal in unserem lieben freundlichen Reudietendorf an. Der im vorigen Jahre bereits bestimmte und in diesem Jahre neu bestätigte Termin, die Woche, nicht der Dienstag oder Mittwoch, die Woche vor Johannis, hatte müssen erst um acht Tage hinausgeschoben werden, weil der eine Thesensteller von einer größeren Reise nicht zur guten Zeit zurück zu seyn fürchtete, und dann nochmals um acht Tage, weil für diesen abgeänderten Termin der andere Thesensteller anderweit schon versagt war, und so war eine störende Unsicherheit entstanden. Leider hatte nun aber auch in-mitteltst der Thüringensche Kirchentag in dem benachbarten Arnstadt zu tagen beschlossen, und so mußten wir nothwendig darauf gefaßt seyn, das durch keine äußeren Autoritäten irgend gehaltene Reudietendorf werde zu kurz kommen. Wirklich waren auch zur Abendandacht Dienstags den 1. Juli kaum zehn bis zwölf Brüder gegenwärtig. Sie wurden aber gleich recht kräftig angehaucht durch das herzliche und volle Wort des R. K. Bied aus Erfurt, welcher nach Mtth. 28, 20 auf einen Gast in unserer Konferenz hinwies, der allein erst allen Gästen und Fremdlingen die rechte Stimmung des Herzens und die rechte Richtung des Geistes und das rechte Wort des Mundes und die rechte Weihe des Bundes bringt, um sie damit zu Bürgern und Hausgenossen zu machen in seinem Reiche. Die Stimmung kann in einer Brüdergemeinde, die uns aufnimmt, und unter Brüdern, die zusammenkommen, nur eine brüderliche seyn, Mtth. 23, 8. Joh. 13, 34, 35, und die Richtung des Geistes bei denen, die nur Glieder unter einem Haupte seyn wollen, Eph. 1, 22, 5, 23, nur nach oben gehen, wo Christus ist, Col. 3, 1, 2, und das Wort, das wir hier mit einander und zu einander reden unter Seiner Aufsicht, kann nur das Wort Seines Geistes seyn, Mtth. 10, 19, ein Wort der Sanftmuth und Demuth, der Demuth vor Gott, der Sanftmuth gegen einander, Mtth. 11, 29, 30, der Bund aber, zu dem wir uns vereinigen, kann nur einen Bundesherrn haben, Mtth. 23, 10, und nur ein Bundeszeichen, das Kreuz des Herrn, das Kreuz der rechten Selbsterlösung zu Seiner Ehre, Mtth. 16, 24. Gal. 5, 24, das

Kreuz, das uns zugleich recht frei macht, Joh. 8, 36. 1 Cor. 3, 11. 2 Cor. 3, 17.

Am anderen Morgen hatte uns nun der treue Herr die Freude gemacht, doch eine Schaar von gegen 50 Brüdern mit uns vor Seinem Angesicht zu versammeln, während die Gemeinde selbst reich vertreten und auch manche christliche Freundinnen aus dem benachbarten Erfurt gekommen waren, dieses auch seinen ersten und mit ihm mehrere andere Geistliche gesendet hatte. Nach dem vollen schönen Gesange: Komm, heiliger Geist, Herre Gott, hielt der Ordner, Seminar-director Rothmeier aus Erfurt, die Ansprache über Jac. 1, 25 und zeigte darin, wie das Wort von Christo uns zunächst ein Gesetz der Freiheit werden und sich so an unser Herz und in dasselbe hinein legen müsse, daß in Wahrheit der liebevolle Herr vom Himmel in uns auflebe, Gal. 2, 20, und also das große Gesetz des christlichen Lebens und Wandels, Mtth. 22, 37, 38, zu einem reinen Herzensbrange in uns werde. Doch sey und bleibe es eben mit der Kraft eines heiligen Gesetzes in uns lebendig und wirksam, daß es uns nicht als aufs Ungewisse laufen lasse, noch in die Luft streichen, sondern in den Schranken halte und der unvergänglichen Krone zuführe, 1 Cor. 9, 24—26, es sey aber zugleich das vollkommene Gesetz der Freiheit, indem Christus des Gesetzes Ende, Röm. 10, 4, und Ziel, Gal. 3, 24, geworden, nach welchem wir keines anderen Heilandes warten dürfen, Mtth. 11, 3. 6. Apgsch. 4, 12, der vielmehr wie das allgemeine Heil bringe so auch Kind und Greis und Gegenwart und Zukunft und Himmel und Erde umschlinge und erfülle, Col. 1, 16, 17. Hebr. 13, 8. Mtth. 5, 17, 20.

Es gilt aber dazu ein Durchschauen, ein sorgsames Eindringen und Durchdringen, ein sich Versenken in die ganze Herrlichkeit des eingebornen Sohnes vom Vater, daß die Lebenswasser an unsere Seele schlagen, und wir aus seiner Armuth reich werden, Joh. 1, 14, 16. 2 Cor. 8, 9, es gilt zugleich ein Beharren und Aushalten auch mitten in den Anfechtungen des Teufels der Welt und des Fleisches, Jac. 1, 12. Eph. 6, 16, ein Ueberwinden des Bösen mit dem Guten, Röm. 12, 21. Phil. 2, 15. Eph. 5, 13, ein Widerstand thun an dem bösen Tage und das Feld behalten. So nur wird der Diener Christi, 1 Cor. 4, 1, eben weil sein freies Werk zugleich das Gesetz Christi in ihm ist, und er also handelt und wandelt in Christo, d. i. aus der Kraft Christi heraus, 2 Cor. 3, 4, 5, 12, 9, und er darin nicht seine Ehre sucht, sondern des Herrn Ehre, allein, Gal. 2, 19 flg., selig seyn in seiner That.

Nach einem kurzen Gesange schloß sich alsbald die Vorlesung des Pastor Riemann aus Frauenwald über die Offenbarung St. Johannis an. \*)

Es lag in der Natur der Sache, daß dieser wenigstens in vielen Partien sehr eigenthümliche Vortrag, indem nur wenige Konferenzglieder darauf vorbereitet waren, nicht zum Gegenstande einer näheren Discussion gemacht werden konnte; doch war so viel zu bemerken, daß von den Geistlichen nur wenige überhaupt geneigt scheinen, eine so ins Specielle eingehende Deutung sich gefallen zu lassen, obwohl sie der feinen und eindringenden Gelehrsamkeit des ebenso christlich gebildeten als bescheidenen Mannes alle Gerechtigkeit widerfahren ließen.

\*) Der Bericht folgt dem Referenten in alle Details seiner historisirenden Auffassung; wir halten es aber nicht für angemessen, diesen Auszug hier mitzutheilen, da aus solchen Grundrissen kaum ein Gewinn zu ziehen ist. Anm. der Red.



Wenn nun der nächste Redner, Superint. Neuenhaus aus Halle, in seinem Gewissen sich getrieben achtete, den lieben Vorredner auf die Anmaßlichkeit eines Wortes aufmerksam zu machen, worin er die zuversichtliche Hoffnung aussprach, den göttlichen Gedanken dieser großen Weissagung erkannt oder doch nahe erfasst zu haben, so glaubte wiederum der Ordner darauf hinweisen zu müssen, daß jeder Ausleger ja diese Ueberzeugung nothwendig theile, sonst erscheine seine Auslegung vielmehr nur als ein geistliches Spiel und dafür sey doch der Gegenstand für die ganze Kirche, wie für jedes einzelne Kirchenglied zu hoch und zu heilig.

Superint. Neuenhaus leitet nun seine „Sätze über das Armenwesen“ in einem längeren Vortrage ein. Er empfiehlt zunächst die Schrift von Etienne Chastel über die christl. Armenpflege der sechs ersten Jahrhunderte, und theilt dann verschiedene Zeugnisse bewährter Männer — auch der bekannten Amalie Siebeking — über die Armenpflege des Staats mit, wo kein inneres Verhältniß, kein sittlicher Einfluß und dabei zugleich die kostspieligste Verwaltung sey. Von hier geht er auf die bedeutsame Erscheinung dieser Zeit über, auf die Vereinsthätigkeit, wie sie durch Familie, Staat, Kirche, Schule mit gewaltiger Macht hindurchschreite. Sie wird sehr gerühmt und mit Recht: es ist dabei eine größere Uebersicht und Vorsicht garantirt, sie hat größere Hilfsquellen, ist gegen Lug und Betrug viel mehr sicher gestellt; sie concentrirt ihre Kräfte und tritt doch dem Armen persönlich näher. Doch ist sie nur ein Beweis, daß in den großen Vereinen, in den Urvereinen von Staat und Kirche nicht alles gesund, sie ist also nur ein rückweisender Fingerzeig auf die größere Vereinigung in der Kirche. Nur das ist dabei zugleich wohl ins Auge zu fassen, daß darin vielfach ein Abfall zu Tage liegt und in rein humanistischen Grundsätzen und Zwecken sich kund gibt.

In der Privatwohlthätigkeit wird wieder viel und nutzlos verschwendet. Soll diese Platz greifen, so geschieht's am besten durch das sog. Patronat, wo einzelne Personen sich besonders gewisser und bestimmter Armen annehmen, wie es in Emden geschieht. Da ist Ordnung, Sicherheit, Vorsorge, und die gebildeten Stände lernen dadurch in der That in die Verhältnisse der Armen hineinschauen. Bleibe es nur nicht so oft entweder wie z. B. in Meiningen beim Anfange stehen, und schliche sich nur nicht zugleich eine leidige Eitelkeit und Ostentation dabei ein! Von der anderen Seite stellen die Armen Vergleiche zwischen ihren gegenseitigen Patronen an und gründen darauf immer anmaßlichere Ansprüche.

Die kirchliche Armenpflege nun nimmt sich ihrer Armen mit ihren Mitteln an. Jede Gemeinde ist ein Leib des Herrn, und jeder Arme, auch der gesunkenste, ist mit mir auf den einen Herrn getauft und darum die ganze Gemeinde solidarisch verpflichtet, ihren Armen zu helfen. Eben in ihrer Verpflichtung liegt aber auch ihr Recht der eignen Armenpflege, das sie sich leider hat nehmen lassen!

Es fragt sich dabei zunächst: wer sind die Armen? Sie sind als die rechten und lebendigen Zeugen unserer gemeinsamen Sünde und Schuld die wahren Bußprediger der Gemeinden und weisen wie die

Zeiger einer Lebensuhr auf den alleinigen Helfer immerdar und stets von neuem hin. In jedem Armen geht nach Mtth. 25 verborgen der arme Jesus umher und sucht Hilfe. Omnis miser docet gilt schon bei den Heiden.

Arm ist nun nicht wer weniger hat, als er braucht, sondern wer ohne Beihülfe anderer Menschen nicht so leben kann, wie er nach seinen Standesverhältnissen leben muß oder soll. In diesem Sinne spricht man von armen Beamten, Pastoren, Schullehrern, selbst Grafen und Fürsten, die der Unterstützung, besonders ihrer Standesgenossen, bedürfen, und unter diesen sind vor allen die verschämten Armen zu berücksichtigen. Es handelt sich hier vor allen um die Proletarier, die aus der Hand in den Mund leben, um den drohenden Pauperismus, um den traurigen Zustand derer, die von der Gemeine ernährt werden müssen; um die Bettler, die um Almosen ansprechen. Der Bettel demoralisirt zugleich so entsetzlich, daß alle Energie entweicht und die bodenloseste Lüderlichkeit entsteht, daher auch Deut. 15, 4 gebietet, daß kein Bettler unter uns seyn solle. Gleichwohl erwähnt sie das N. T. oft als die Gegenstände unserer Barmherzigkeit und die Uebungsstätten für das Wohlthun, so daß wir uns vor ihrer Verachtung wohl zu hüten haben. Es gibt derselben zugleich eine große Zahl, wie denn allein in Preußen 1849 die öffentlich unterstützten Armen auf 800000 berechnet wurden. Man rechnet jetzt zum Theil den zehnten, zum Theil den sechsten Menschen als unterstützungsbedürftig. Nach den statistischen Tabellen ist die Armuth im Zunehmen. Doch dürfen wir darum nicht erschrecken, noch uns fürchten. Mit den Armen wächst auch der Reichtum und die Menge der Hilfsquellen, und hat Rom unter Augustus seine 200000 Armen ernährt, wie viel mehr werden wir's thun?

Nach Tische wird nun zuerst nach ächt Deutscher Art längere Zeit über den Begriff der Armuth gestritten, während über die Sache im Leben das Urtheil nicht lange zweifeln wird. Zumal kommt dabei die Frage auf, ob also der arm sey, welcher wirklich nichts hat, oder nur wer sich ein für alle Mal auch mit dem besten Willen nicht gewinnen kann, was er zum Essen und Trinken, zu Wohnung und Kleidung nöthig hat, ob auch der Verkommene noch das Wort Christi in sich trage über das, was wir dem geringsten seiner Brüder gethan? Es mußte in dieser Beziehung auf das Wort des Lebens hingewiesen werden, welches alle solche Fragen abschneidet: ist's der Bettler auch nicht würdig, so ist er's doch bedürftig, womit zugleich auf das Treffendste bezeichnet wird, wie unser irdisches Almosengeben im rechten Sinne nur das ewige Almosen der göttlichen Gnade nachbilden könne, die ja nirgends nach der Würdigkeit fragt, sondern allein unser großes Elend ansieht. Wer dessen eingedenk ist, wird sich gern seinen armen verkommenen Brüdern auch in das allertiefste Elend nachstürzen, ja das um so mehr, je größer alle Armuth und alles Elend zur Last wird durch die mitwiegende Schuld. Damit empfängt auch zugleich die Frage ihre beste Antwort, ob nicht die Armuth erst recht Gottes Ordnung sey, daß wir durch Geben und Mittheilen können selig werden, soweit sich in Christo so etwas überhaupt von uns sagen läßt.

(Fortsetzung folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Sonnabend den 30. August.

N<sup>o</sup> 70.

## Kirche und Tonkunst.

### Zweiter Artikel. (Schluß.)

Wenn es aber unstreitig noth thut, daß die höchsten Kirchenbehörden die Sache der Regeneration der Kirchenmusik im Sinne des apostolischen Gebots in die Hand nehmen: so wird hier ein Zwischenzustand, ein Interim, ein Provisorium bis zur Einführung des definitiven Zustandes unerläßlich seyn, und hier die Hülfe der einzelnen Geistlichen mit ihren Schullehrern, Küstern und Organisten in Anspruch genommen werden müssen. Sie werden dann vor allen Dingen aus den alten Kirchenordnungen eine Maxime entnehmen müssen, welche dort veranlaßte, den Gebrauch der Lateinischen Sprache neben der Deutschen auch im Gottesdienste der Evangelischen beizubehalten. Luthers formula von 1523 warnt, nicht omnem cultum Dei, wie er in usu sey, abolere, man solle nur repurgare. Man solle beibehalten, quae omnia talia sunt, ut reprehendi non possint. Die Gewöhnung der Gemeinde an den schleppenden, mit Organistenunfug verunstalteten Choralgesang, ihre gänzliche Entfremdung von dem Theile des musikalischen Cultus, welcher ihre passive Erbauung bezweckt, dürfen freilich den Geistlichen nicht zurückhalten, das Gebot des Apostels zu erfüllen. Aber er vergesse nicht, die Liebe zu üben, Alles in der Liebe geschehen zu lassen, und er wird daher am besten thun, bei der aufwachsenden Generation anzufangen, und sich mit seinem Schullehrer zu verständigen, daß die Schuljugend zum Gesang angehalten und allmählig zur Föhrung des musikalischen Cultus in der Kirche angeleitet werde. Es sind ja schon solche Erfahrungen gemacht worden, wie leicht die ganze Gemeinde sich an einen lebendigen, beweglichen, innigen Choralgesang, ja an das andächtige Anhören der Sequenzen u. wieder gewöhnt, daß sich die Kirchen darüber wieder gefüllt, ja die Gemeinden selbst an dem Cultus an Nichtsonntagen eifrig theilhaftig haben, wenn man in den eigenen Kindern die Theilnehmer an diesem erbaulichen Element wußte.

Wo ferner noch Institute existiren, wie Currenden, Umgänge der singenden Schuljugend in der Stadt, so suche der Geistliche dieselben aus ihrem Zustande der Vethargie und des Schlendrians zu erwecken, und auch auf diesem Wege die Gewöhnung der Gemeinde an einen belebteren Kirchengesang zu veranlassen. Nur fange man nicht auf der Straße, oder gar

in Concerten oder Salons die Reform an, welche ganz und gar der Kirche angehört.

Aber wozu diese und manche andere nützliche Winke für das Interim, wenn die Pfarrer, was man so zu sagen pflegt, ganz unmusikalisches sind, wenn ihnen bei dem besten Willen die Gabe versagt zu seyn scheint, singen zu lernen, wenn sie es freilich einsehen, daß „ein Mensch, der gehörig singen kann, über Volk und Kinder eine große Gewalt hat“, aber meinen, sich kaum einen Begriff davon machen zu können, was denn eigentlich der vielbelobte rhythmische Gesang sey? Im geregelten Zustande des musikalischen Gottesdienstes müssen freilich solche Erscheinungen zu den Unmöglichkeiten gehören, es dürfte kein Candidat zugelassen, kein Prediger ordinirt werden, welcher nicht so viel Musik versteht, um es fassen zu können, daß jeder Mensch von der Natur mit der Fähigkeit ausgerüstet ist, das Gebot des Apostels erfüllen zu können. Allein in dem Interim, wie ist da zu helfen? Wir nehmen freilich an, daß jeder Geistliche von der Pflicht erfüllt ist, dem Apostel zu gehorchen, und zwar auch hier das *διδόναι τὴν ἀγάπην*, das *πάντα ὑμῶν ἐν ἀγάπῃ γινέσθω* zu beherzigen, den Umstand zur Beherrschung des Gottesdienstes, und zwar *οὐκ ἀνθρώποις, ἀλλὰ τῷ Θεῷ* auszubenten, daß ein Bedürfniß für Musik in einem jeden Mitgliede seiner Gemeinde vorhanden seyn muß, und nur der Belebung bedarf, da er weiß, daß allein in Wirthshäusern in Preußen 1852 gewerbsweise 9917 Musikanten Musik machten, was Berthes in seinem Buche über Herbergswesen erwähnt, der freilich sich mehr mit dem Bedürfniß der Gesellen für neue Herbergen beschäftigt, als mit der besten Herberge, nämlich dem theuren Gotteshause und dort einem tüchtigen Gesangopfer. Einem wackern Geistlichen der hier verstandenen Art möge der Wink, gegeben in der Liebe, nicht mißfallen, daß er sich in seiner Gemeinde um die Liedertafeln, Gesangsvereine, Musikfeste bekümmere, das Urtheil Musikverständiger, denen, eben so sehr wie ihm, die Kirche am Herzen liegt, befrage, und die fähigen Associationen der Art in den Dienst der Kirche zu ziehen suche. So ist es praktisch zu machen, was Delitzsch darunter versteht, daß die Kunst in den Dienst des Heiligen genommen werde.

Noch darf man die hier gegebenen Andeutungen nicht so verstehen, als ob Anstrengungen für die heilige Musik als ein etwa noch zu vermeidender Luxus betrachtet werden könnten, welcher wichtigeren, dringenderen Ausgaben nachstehen müsse. Es sollte ohne Ausnahme einem jeden Evangelischen Christen



ernstlich am Herzen liegen, die Kunst zu pflegen, welche bisher unlängbar zum Nachtheil der Kirche und im entschiedenen Widerspruch mit dem apostolischen Gebot vernachlässigt und gering geschätzt worden ist. Wir sollten uns hier nicht von der herrschenden Ansicht hinweisen lassen, als ob „der nüchterne Reformirte Cultus allein Schuld sey, daß die liturgische Sitte der Responsorien und übrigen musikalischen Leistungen im Gottesdienst aus der Lutherischen Kirche verdrängt worden.“ Wir wissen vielmehr, daß die Ursache dieser betrübten Erscheinung tiefer, daß sie in einem Mangel der alten Kirchenordnungen selbst liegt, und daß sich auch bei Reformirten und bei Unionisten das Bedürfnis regt, das dem apostolischen Gebot entspricht, ja daß grade in einer gemeinschaftlichen Verständigung über den musikalischen Theil des Gottesdienstes ein nur zu sehr verkannntes Mittel der Beförderung der Einigkeit im Geiste unter den Christen liegt. Wir nehmen keinen Anstand, hier auszusprechen, daß wir unsere Katholischen Glaubensgenossen uns zum Muster dienen lassen können. Wir sollten von ihnen lernen, theils die Gaben und Mittel herbeizuschaffen, um die hier erforderlichen Einrichtungen in das Leben zu rufen oder neu zu beleben, theils mit wenigen Mitteln das Erforderliche zu leisten, was bei geübter Benutzung vorhandener Kräfte, so wie bei gutem, redlichem Willen und Eifer ebenso gut in den Evangelischen Kirchen möglich seyn, wovon sich aber keine Kirche mehr ausschließen sollte, welche auf den Namen einer christlichen Anspruch macht.

## N a c h r i c h t e n .

### Thür. Pastoral-Conferenz in Rendiendorf.

(Fortsetzung.)

Wer pflegt denn aber der Armen? Wer die Seinen, sonderlich seine Hausgenossen, nicht versorget, der ist ärger denn ein Heide, dies Wort hat der Apostel jeder Gemeinde ins Ohr und ins Herz gesagt. In größeren Verhältnissen muß dazu nach Parochien und Confessionen geschieden werden, sonst gibt's Verwirrung und Parteilichkeit, oder es wird solche wenigstens vermuthet und gewittert. Der Pastor aber kann schon nach apostolischem Vorgang, da er am Worte dient und das Wort seine ganze Kraft fordert, nicht wohl Armenpflege sein. Er wird sich der Sache nicht entziehen wollen, noch können, aber die oft nöthige polizeiliche Spürerei und Schürfe, ohne welche gegen List und Trug der Armen nicht auszukommen ist, will sich für ihn nicht schicken, er bedarf Helfer dazu, welche sich zum Samariterdienst eignen und hier gilt's die rechten Leute mit dem wahren *χάρισμα τῆς διακονίας* zu finden, dieselben müssen dann in den kirchlichen Organismus eingeordnet, mit dem Kirchenvorstande in Verbindung gesetzt und so des Bischofs Hand, Mund und Seele werden. Die Liebe Christi allein, wie wohl angewendet wurde, thut's nicht, es ist auch dazu eine besondere Gabe der Weisheit und Erkenntnis nöthig, wie sie auch die Kirche sonst immer gesucht und geordnet hat. Es muß hier durchaus heißen: Freiwillige vor! wenn etwas gewonnen werden soll. Ob aber, wie von einem sehr erfahrenen Laien

entschieden behauptet wird, die Kirche jetzt schon die Armen sich vom Staat zurückerbitten müsse und könne, wenn den Armen gründlich geholfen werden soll, ob die jetzige Kirche schon im Stande sey, die ganze Last der Verantwortung für diese hochwichtige Sache auf sich zu nehmen, während das Leben in ihr nur eben erst erwache und noch wenig gekräftigt sey, das wollte bei der Frage, wie doch nun der Armen gepflegt werden müsse, vielen sehr zweifelhaft erscheinen; es sey vielmehr gar allmählig, nachdem man in der staatlichen Armenpflege so weit vom Wege abgekommen, in die rechten Bahnen zurückzutreten. Nirgends ist die traurige Folge des Gesetzes, welches jeden Armen zu ernähren befehlt und darin zur Ursache der ganz entfalteten Armuth geworden ist, schrecklicher vor die Augen gestellt, als in England, wo die Colonieen der Armen völlig wie Verbrehercolonieen überwacht und behandelt werden müssen; dennoch und grade deshalb, weil das Ackerfeld so entsetzlich verwüftet ist, hat die Kirche ernstlich zu überlegen, ob sie allein und ohne weiteres die Instandsetzung des zerrissenen und zerklüfteten Bodens übernehmen möge, d. i. ob sie es habe hinauszuführen. Es ist schlimm, daß es so ist, aber es ist doch einmal nicht anders, und es ist umsonst, den Schanden Josephs verhüllen und verbergen zu wollen, wir haben keine Kirche, welche sich als einen Leib Christi wüßte und ihre Verpflichtung anerkennen möchte, ihre Armen zu pflegen; unsere Kirche besteht jetzt aus einigen Beamten, Geistlichen, Lehrern, etlichen erweckten Gemeindegliedern und einem anderen kleinen mehr oder minder bewußten Anhang, die große Masse aber ist wenigstens ohne alle tiefere Erkenntnis. Daher ist's nöthig, in der Wahl der Helfer zur Armenpflege nicht zu schwierig zu seyn und zuzugreifen. So ist in Suhl ein wenigstens aus kirchliche streifender und zunächst aus kirchlichem Interesse hervorgewachsener Armenverein entstanden, dem es wirklich, zumal in Bekämpfung des bis dahin fast abenteuerlichen Bettelwesens, gelungen ist, so viel Abhilfe zu schaffen, daß die städtische Behörde selbst es fürs Beste gehalten hat, ihm ihre eigenen Mittel aus freiem Triebe zur Verfügung zu stellen. Seine eigenen Mittel waren sehr gering gewesen, und sie mußten mit ihren Unterstützungen hart und karg seyn, und ein Paar Thränen durften nicht gleich die Herzen erweichen. Das ist eben zum großen Segen geworden und hat zur Arbeit getrieben.

Dies ist offenbar der Weg, welchen die Sache bei uns wieder nehmen muß, um aus der staatlichen Concentrationmethode herauszukommen. Es ist nämlich unverkennbar, wie mit der allmählichen Aufhebung der communhaften und partiellen Verwaltung die Armenpflege verborret ist; sie nämlich verträgt die Concentration und das papierne Wesen am allerwenigsten, sondern fordert den persönlichen Verkehr der Einzelnen unter einander; daher müssen wir zur christlichen Liebe, die allein auch den Staat zur Armenpflege bringt, wieder zurück in die Kirche, der auch nach der Lehre das Armenwesen gehört, aber nur nicht in Sprüngen und stürmendem Eifer.

Aber freilich, wie und womit soll geholfen werden? Es bleibt dabei, der Almosen reicht und der sie empfängt, müssen sich von Angesicht zu Angesicht sehen, sie müssen um des armen und doch so reichen Jesus willen sich nahe treten, der Arme muß allerdings bevormundet werden, daß er sich nun selbst helfe und nur nicht denke, dich kennt niemand in der Gemeinde, von dir weiß keiner. Das verschließt das Herz, und der Geist des Herrn, der in der Gemeinde waltet, kann nicht hinein. Zur Armenlaste ist am allerlehten zu greifen. Erst ist zuzusehen, ob sie sich nicht sparsamer — der Arme ist



meist ein großer Verschwenker und achtet das Seine nicht — einrichten, Arbeit und Verdienst gewinnen können, ob nicht Verwandte, Nachbarn u. A. ihnen behülflich seyn möchten.

Womit freilich sollen sie sich helfen? Mit Spinnen, Weben, Stopfen von Seegrasmaträßen, Stricken, Nähen, Papparbeit u. f. Wer keine Arbeit hat und versteht, muß angehalten werden, ein kleines leichtes Handwerk zu lernen. Man gewöhne sie an die Sparkasten, schenke allenfalls Kleider, Brot, Feuerung; die Knaben müssen schon früh in der Schule lernen Buch und Rechnung führen, damit sie einst Ordnung halten, kleine wiederkehrende Ausgaben meiden &c. Man beachte die Lektüre der Armen und Kranken und halte selbst nichts gering. Der Segen wird nicht ausbleiben. Nur Muth, der Herr kennt die Seinen und ist bekannt den Seinen!

Die Abendandacht an diesem Tage (2. Juli) hatte, da Superintendent Grabe durch häusliche Verhältnisse fern gehalten war, an seiner Statt Hr. Goernand aus Altersfiedt übernommen. Er sprach im Anschluß an die Vorlesung von Niemann über Off. 2, 8—11 und stellte, nach seiner schönen dichterischen und tief christlichen Anschauung, unsere Armuth und unseren Reichtum darin vor, oder: wir sind arme Sünder und reiche Kinder, arm und reich von außen und innen, arm: wir tragen den Bettlerrock, ein unsäglich Kleid, den Bettlerblick, ich hebe mein Auge auf und bin voll Schmach und Schande, eine Bettlerhand und nichts als den Stab Jakobs darin, ein Bettlerherz mit dem Schrei um Gnade. Die Brübergemeine kennt diese Armuth; „nicht auf meine Gerechtigkeit, sondern auf deine große Barmherzigkeit“ ist der eigentliche Angelpunkt ihres Bekenntnisses in Anbetung und Wandel. Die Pastoren fühlen diese Armuth in ihrem Werke, da sie sollen suchen und selig machen die Verlorenen, und wie viele hast du denn selig gemacht? Oder was hast du für den Herrn gelitten etwa einem Polykarp gegenüber? Wie arm ist die Predigt lange gewesen an Jesu Namen! Jetzt aber gilt's nicht zu schweigen von diesem Namen und zugleich den Namen des Teufels fleißiger zu brauchen, zum heilsamen Schrecken!

Aber du bist auch reich, wie allerdings nur nebenher gesagt werden kann, in Parenthese, und doch es ist alles euer (1 Cor. 3, 21—23), dein Kleid ist das der königl. Braut (Psalm 45, 14), ganz herrlich inwendig und von goldenen Nagelein, deine Augen sind selig gepriesen, denn du siehst, was viele Könige und Propheeten nicht gesehen, mit deiner Hand nimmst du Gnade um Gnade aus Seiner Fülle, in deinem Herzen bist du selig durch das Bad der Wiegeburt, und wir sind gar reich in allen Stücken durch zeitlichen Segen an himmlischen Gütern und in Dem, der alles neu macht, erkaufte und zwar theuer erkaufte mit dem Blute des Lammes, und dadurch zu Aeltern und Priestern auf Erden geworden (Off. 1, 6), so daß ihr gelernt habt, ihr Pastoren namentlich, alles Irdische nach Herrlichkeit und Ehren und überhaupt alles für Noth zu achten (Phil. 3, 8), daß nur Christus gepredigt werde, durch welchen wir eingeführt werden in das neue Jerusalem, die Stadt mit den 12 Pfortenthoren, zu ewigem Reichtum und unvergänglicher Segens- und Gnadenfülle. So und darin ist der Herr bei uns alle Tage bis an der Welt Ende als der Arme und der doch viele reich macht, in der Brübergemeine, wo die Lösung ist Gnade in des Lammes Blut (Christi Blut und Gerechtigkeit &c.), bei dem Pastor in der Predigt, in der Sterbestunde seiner Beichtkinder, unter den Armen, wo er wie auf ein großes Schlachtfeld kommt, ein rechter Bischof mit der Salbe aus Gilead, zu verbinden das Verwundete und zu heilen das Kranke und mit

ihnen und in ihnen selbst zu überwinden; wer aber überwindet, dem soll kein Leid geschehen von dem andern Tode!

Am 3. Juli begann, nach gemeinsamem Gesange und Gebete des Ordners, R. N. Biedt seinen Vortrag über Präparandenbildung. Er ging davon aus, wie auch selbst im J. 1848 mitten in den großen und wahrhaft unüberlegten Emancipationsbestrebungen der Schule, deren natürliche Zusammengehörigkeit mit der Kirche fast in allen Pastoralconferenzen so entschieden behauptet und festgehalten und dafür Zeugniß abgelegt worden sey. Daher wurden denn auch die Regulative vom 1. 2. 3. October 1854, welche das innigste Band der Schule und Kirche fordern, mit so großer Zustimmung begrüßt. Darin sind nun aber die für Präparandenbildung geeigneten Grundzüge von der größten Wichtigkeit und des größten Dankes werth, insofern besonders die Gestaltung der Seminarien, wie deren Blüthe und darum die Blüthe unseres ganzen Volksschulwesens zugleich mit wesentlich von der Bildung der Präparanden abhängt. Diese hat nun ihre verschiedenen Stadien gehabt und durchlaufen, wie die Schulen überhaupt. Früher dienten die Gymnasien dazu, bis Quarta und Tertia etwa, später die Realschulen, während immer die Privatvorbereitung durch Geistliche und Lehrer in größerer Zahl nebenher ging. Dann lösten sich, wenigstens in der Mark Brandenburg, die größeren Privatanstalten mehr und mehr auf, und nur wenige junge Leute fanden zusammen bei einzelnen Geistlichen diese Vorbereitung.

Hat nun irgend ein Mann über diese Angelegenheiten eine gewichtige und entscheidende Stimme, und hat irgend einer zur Entwicklung und Ausbildung dessen vorgearbeitet, was die in den Preuss. Regulativen vertretene Gegenwart will, so ist es der 1849 verstorbene Otto Schulz. Er erkennt nun allerdings die namentlich in Präparandenanstalten, wie sie besonders in Sachsen als Abzweigungen der Seminarien bestehen, gewonnene geordnete Vorbildung für den darauf weiter bauenden Seminarunterricht als un widersprechlichen Vorzug an, er weist aber dabei auf eine gewisse Einseitigkeit und Engherzigkeit als überwiegende Nachtheile hin, welche die natürliche Geistesfrische und Lernbegierde ertöbten. Es müsse aber die Durcharbeitung der in der Elementarschule erworbenen Kenntnisse und die Aneignung gewisser Lehrfertigkeiten die Hauptsache seyn; daher solle der Präparand im engeren Kreise vorbereitet, sein Privatseiß geleitet und seine Lehrgabe geprüft und gewerth werden. Wenn nun im Regierungsbezirk Frankfurt sich 1854, nachdem die Präparandenanstalt sich aufgelöst, 28 Geistliche und 77 Lehrer mit der Ausbildung von 154 Präparanden beschäftigten, warum sollte das in Erfurt nicht auch gehen, wo Geistliche und Volksschullehrer jenen dort mindestens nicht nachstehen? Weber Mangel an Zeit, noch Mangel an Trieb für das Schulwesen kann als Entschuldigung dienen. Es wird, wie es naturgemäß seyn muß, die Bildung der Präparanden in die Hände der Geistlichen gelegt werden. Indeß hat die Sache ihre Schwierigkeiten, die wir uns nicht verbergen dürfen. Schon das Maas der Kenntnisse, die gefordert werden, ist groß. Die Regulative sind nicht mit einem todtten Wissen zufrieden, sie wollen klare Auffassung, sicheres Verständniß und geschickte Verwendung des Materials; die Katechismusstücke, Sprüche, Kirchenlieder und biblischen Geschichten sollen nicht bloß gelernt und gewußt, sondern schon in ein anschauliches Bild zusammengekehrt und verarbeitet seyn; Reproduction des Gedankenganges in einem Lesestücke, Kenntniß der Deutschen Geschichte und des Deutschen Landes, Kenntniß und richtiger Vortrag der Melodie bekannterer Kirchenlieder, technische Uebung im Violin-, Klavier- und Orgelspiel sind



Forderungen, die gar sehr ins Gewicht fallen und bedacht seyn wollen. Der Unterricht muß darum einfach und doch eindringlich, nüchtern und doch gefaßt, kurz und doch vollständig seyn; die Präparanden sollen dabei in ihrem Privatfleiß und in ihrer Hilfsthätigkeit in der Schule, ihre Herzen aber vor allem für das Reich Gottes geweckt werden, und das alles mit geistiger Frische und Energie von Seiten des Lehrers. Endlich sollen die jungen Leute gehörig gefestigt und nur die ausgewählt werden, in denen nach Anschauung und Gewöhnung eine sichere Befähigung und ein heiliger Drang nach dem Lehrerberuf sich zu erkennen gibt.

Die Schwierigkeiten sind aber an sich nicht unüberwindlich; nur wer ohne Glauben ist und kein warmes volles Herz für den Herrn und seine Sache hat, der lasse die Hand davon. Wissen und Geschick allein sind ungenügend, sie können sogar dem heiligen Werke Gefahr bringen. Wer aber seinem ewigen wie seinem irdischen Herrn gleich tren ist, der gehe auch in Gottes Namen muthig und getrost daran und erbitte sich die rechte Weisheit von oben her und sey versichert, der Herr werde es ihm nicht versagen.

Was nun die Einrichtung des Unterrichts anlangt, so ist der Staat nicht abgeneigt, Unterstützung zu gewähren. Ein Arbeiter ist freilich seines Lohnes werth, und der kann allerdings nicht groß seyn, wenn ein Lehrer nur etwa zwei oder drei junge Leute unterrichtet und sich dabei noch mit dem Geistlichen in den Unterricht theilt und dieser für seine Mühe auch etwas in Anspruch nimmt. Indessen müssen die wohlhabenderen Präparanden allerdings angemessen zahlen und dadurch die ärmeren übertragen helfen. Vor allem nehme der Pfarrer den Präparanden als ein Glied seines Hauses auf und pflege seine Seele durch treuen gläubigen Wandel vor dem Herrn und rüste ihn aus inniger heiliger Liebe für seinen Beruf. Diese Sorge ist Gewissenspflicht der Geistlichen: sie sollen über die Schule nicht herrschen, sondern ihr dienen.

In der Bildung selbst möge nun die Sache etwa dahin gestellt werden, daß der Pfarrer das Christenthum und die Deutsche Sprache übernimmt, das Rechnen durch Übung in der Schule, die Musik unter specieller Leitung des Lehrers getrieben und gewonnen werde; die Geschichte, Geographie, Naturgeschichte müssen dem Privatfleiß anheim fallen, und die Lehrer werden sich dann von Zeit zu Zeit in angestellten kleinen Prüfungen von den gemachten Fortschritten zu überzeugen haben.

Es werden also folgende Punkte zur Besprechung vorgestellt:

1. Die Präparandenbildung fordert der Staat von den Geistlichen und Lehrern.
2. Diese haben eine heilige Verpflichtung dazu.
3. Die Einrichtung ist in manchen Landestheilen schon also segensreich durchgeführt worden.
4. Sie hat gleichwohl ihre großen Schwierigkeiten.
5. Aus solcher Präparandenbildung muß eine viel segensreichere Seminarbildung herauswachsen und zunehmen.

Es war der eine Theil des Vormittags über diesem, aus großer Sachkenntniß und Liebe geschöpften und mit ebenso großer Wärme,

Opferfreudigkeit und Siegesgewißheit gesprochenen Vortrage ausgefüllt worden. Dies wurde mit voller Zustimmung der Versammlung sofort anerkannt, doch aber hinsichtlich der Beihilfe der Geistlichen das Bedenken geäußert, ob nicht darin für sie eine neue Krafterspaltung vorbereitet werde, daran die Zeit ohnehin genug zu leiden habe; auf Treue im Kleinen komme so viel an, es gelte, sich auf einen einfachen Punkt zurückzuziehen und demselben alle Kraft zuzuwenden, wenn wir rechte Frucht schaffen wollen. Gleichwohl ist's ein unabweisliches Bedürfniß, daß die Lehrer, die einen wahrhaft apostolischen Beruf haben, auf diesen anders herangebildet werden müssen, als bisher geschehen. Nun aber, was liegt dem Pfarrer näher als die Schule? und wer in der Schule befehlen will, möge auch etwas für die Schule thun! Er lasse lieber sonst etwas anderes fallen und stehe hier auf seinem Posten! Ja, ob aber nicht viel mehr in der Ordnung sey, daß der Pfarrer erst nach der Seminarzeit zu einer praktischen Vorbildung für den unmittelbaren Eintritt ins Amt seine helfende Mitarbeit darbreite, zu einer Art Nachbildung — Postparandenanstalt —, das könne eine ernste Frage seyn. Das Vicariat der Württembergischen Predigtamts-Candidaten, welches nach vieler Urtheil so wohlthätig wirkt, steht da für als Vorbild zur Seite. Es wird dazwischen in sehr ansprechender Weise von einem Amtsbruder mitgetheilt, wie er selbst im Vereine mit seinem Schulmeister einen Präparanden bilde, und seine Weise findet allgemeine Anerkennung und Zustimmung. Er hat den jungen Mann fortwährend um sich, repetirt mit ihm auf Spaziergängen in der Dämmerstunde u. s. w., und gibt ihn dann wieder ebenso zur Hülfe in der Schule und an den Schullehrer zum Unterricht ab. Aber freilich, es ist hier der günstigste Fall, der Präparand ist des eignen Schulmeisters Sohn und wohnt gleich nebenan.

Nach der Pause nahm die Discussion mit einem Male eine andere Richtung, indem vor allen Dingen die großen Inconvenienzen hervorgehoben wurden, welchen diese Privatbildung der Präparanden nothwendig begegnen müsse. Es wird zunächst das schöne und edle Streben der väterlichen Staatsregierung und ihre treue Fürsorge für Hebung des Volksschulwesens und damit des ganzen Volks auf das Willigste anerkannt und das segensreiche Bemühen gepriesen, daß ein neuer frischer Lebensstrom in die Bildung der Volksschule und ihrer Lehrer hineingeleitet werden soll. Eine sehr intelligente Stimme sucht das so zu erklären. Es ist allmählig im Staate und in dem ganzen Bildungsgange der Zeit eine un widersprechliche Neigung, alles zu centralisiren, ein wahres Centralisationsystem, eingetreten. Darüber ist das Leben trocken und dürr geworden, und es bedarf also einer Erneuerung und Erfrischung. Diese kann nur aus einer Umgestaltung und Erneuerung des Erziehungswesens überhaupt kommen, es müssen wieder mehr Menschen, und nicht sowohl ganze Klassen und Stände, erzogen, Individualitäten gebildet, und ist Mannichfaltigkeit gewonnen, mehr wahres eigenthümliches Leben geweckt, Charakter erzeugt und erzielt werden. Die Universitätsprofessoren sollen mehr persönlichen Verkehr pflegen, die Theologen sich nicht der Kanzel entfremden, sondern mit dem kirchlichen Leben der Gemeinden in Verbindung bleiben. Ganz so will man auch bei der Bildung der Lehrer persönlich individuelle Leitung durch Pfarrer und Lehrer.

(Fortsetzung folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Donnabend den 6. September.

N<sup>o</sup> 72.

## Das neue Abyssinien und die evangelische Mission.

(Fortsetzung.)

Ein Tyrischer Gelehrter Meropius unternahm im Anfang des 4ten Jahrhunderts eine Entdeckungreise nach Abyssinien, ward aber bald nach der Landung an der Küste mit seiner gesammten Entdeckungsmannschaft ermordet; nur zwei christliche Jünglinge, Frumentius und Aedefius, verschonte man aus Mitleid mit ihrem zarten Alter. Der König nahm sie an seinen Hof nach Arum, auch in seinen Dienst, und sie gewannen so sehr sein Vertrauen, daß er ihnen selbst einen Einfluß auf Regierungsangelegenheiten verstattete. Später erhielten sie ihre Freiheit wieder und kehrten in die Heimath zurück. Aedefius ward darauf Presbyter zu Tyrus, Frumentius aber kehrte nach einigen Jahren als christlicher Missionar nach Abyssinien zurück, vom Bischof Athanasius von Alexandrien zum Bischof von Abyssinien bestellt und geweiht. Seine Lehre fand bei den Aumiten bald Eingang, auch ganz Tigre nahm in kurzer Zeit das Christenthum an. Die Alexandrinische Katechetenschule sandte viele christliche Lehrer in dieses neue Aethiopische Missionsfeld, und auch aus den Klöstern wanderte eine Menge von Mönchen dorthin aus. Schon am Ende des 6ten Jahrhunderts war ganz Habesch mit christlichen Kirchen und Gemeinden und mit vielen Klöstern besetzt, und seine Könige ließen es sich angelegen seyn, die christliche Wiedergeburt ihres Volkes auf alle Weise zu fördern. Die Abyssinische Kirche als eine Tochter der Alexandrinisch-Griechischen hatte aber von der Mutter leider auch die dogmatische Richtung geerbt, an welcher nicht bloß die berühmte Alexandrinische Theologie, sondern auch das Leben in der Kirche Aegyptens allmählich dahinsiechte und dahinstarb. Der anfänglich durchaus berechnete Unterschied in den Richtungen der Alexandrinischen und der Antiochenischen Theologie war im 5ten Jahrhundert bekanntlich in den Gegensatz eines häretischen Monophysitismus gegen den häretischen Nestorianismus ausgeartet. Nachdem die besten Kräfte der christlichen Kirche Aegyptens in der Vertheidigung des Monophysitismus gegen die katholische Kirche und durch Partheiungen unter den Monophysiten selbst sich aufgerieben hatten, fehlte es hernach, vermöge der schismatischen Abgeschlossenheit von der katholischen Kirche, an Verbindungsadern, durch welche wieder frisches Blut in den Leib der Koptischen Kirche hätte eindringen können. Abyssinien theilte

dies Schicksal. Die dogmatische Spekulation über die Mystrien der christlichen Wahrheit, sonderlich über die Vereinigung von Gottheit und Menschheit in der Person Christi hat sich in der Abyssinischen Priesterschaft bis zur Erschöpfung abgearbeitet, und die bis auf die äußersten Spitzen getriebenen Kontroversen, womit die einzelnen Priester- und Mönchspartheien sich unter einander befehdeten und verfolgten, hatten eine tiefe Zerrüttung und eine traurige geistige Verarmung der ganzen Abyssinischen Kirche zur Folge. Der Abuna, d. i. der Patriarch derselben, hatte noch bis in die neuesten Zeiten oftmals nicht, wo er sein Haupt hinlegen und vor den schismatischen Meutereien und Verfolgungen Seitens seiner eigenen Kirchengenossen sich hinflüchten sollte. Auch die Könige waren häufig die Spielbälle in den Händen der theologischen Partheien. Noch der gegenwärtige König Theodoros und der dormalige Patriarch — beides Männer von festem, energischem Charakter — haben mit der Dogmenspaltung, welche das Volk vormals zerrissen, einen schweren Kampf gehabt, und sind der Spaltung auch jetzt noch nicht völlig Herr geworden. — Außer der Subordination des Abuna unter den Koptischen Patriarchen (früher zu Alexandrien, jetzt zu Kairo), die aber auch nur in der Weihe des Abuna durch den Letzteren besteht, hat nicht einmal zwischen der Koptischen und Abyssinischen Kirche ein Band der Gemeinschaft sich erhalten. Bald nach der Machtentwicklung des Chalifats in Arabien begannen auch die muselmännischen Landungen an der Abyssinischen Küste. Die Küstenvölker von Adel, Zeyla, Dancali, Bahlur fielen dem Islam zu, und ohnefehlbar würde Abyssinien den vom Süden und Osten her sich immer wiederholenden muselmännischen Sturmanläufen völlig erlegen seyn, und die christliche Kirche Abyssiniens, eines energischen Widerstandes bei ihrer innern Schwäche und Zerrissenheit kaum fähig, wäre, wie die Kirche von Nordafrika, bis auf wenige Ueberreste vom Islam zertrümmert worden, wenn nicht die geographische Lage und Beschaffenheit Abyssiniens dem Andringen des Letzteren unbefiegbare Hindernisse entgegengesetzt hätte. Zwar haben die Angriffe der Moslems bis ins 17te Jahrhundert hinein mit Heftigkeit fortgedauert, und die Abyssinier waren, nachdem 1558 auch die beiden letzten ihnen noch übrig gebliebenen Häfen von Suadin und Massoa durch Soliman Pascha erobert worden, aus der Samhara gänzlich verdrängt und von aller Kommunikation mit dem Meere lange Zeit abgeschnitten; ja bis in die neueste Zeit haben die muhamedanischen Aethiopen- und Negervölker der



Binnen- und Küstenländer, darunter namentlich die Sultane von Abul, ihren Christenhaß durch Streifzüge gegen die Abyssinischen Landschaften zu befriedigen gesucht — aber Habesch selbst blieb unbesiegt und hat sich, kaum 60 geographische Meilen von den Thoren von Mecca entfernt, als ein christliches Land — das einzige in Afrika — bis heute erhalten.

Im 16ten Jahrhundert, um dieselbe Zeit, wo die Deutsche Reformation ihren Zug durch die abendländische Kirche anhub, begannen in Abyssinien die Römischen Missionsversuche. Die Portugiesischen Entdeckungsreisen des 15ten Jahrhunderts, die sich auch nach Ostafrika erstreckten, und die Schilderungen, welche eine im Jahre 1520 an dem Abyssinischen Königshofe angelangte Portugiesische Gesandtschaft von den Zuständen des Landes entwarf, waren die Veranlassung, daß der päpstliche Hof ein eigenes Missions-Kollegium für Abyssinien in Rom anlegte. Der bald darauf entstandene Jesuitenorden richtete für seine auswärtige Mission sofort auch sein Augenmerk nach jenem Lande. Die vorbereitende Thätigkeit des Jesuiten Andree Dviedo am damaligen Kaiserhofe zu Schoa war von Erfolg, und andere Ordens-Emissäre, unter den größten Gefahren und meist verkleidet durch die muhamedanischen Küstengegenden nach Abyssinien vordringend, setzten das angefangene Werk mit Ausdauer fort. Manchen unter ihnen muß nachgerühmt werden, daß sie nicht bloß für die Römische Kirchenherrschaft, sondern auch für das Reich Christi dort gearbeitet haben. Aber wie die gleichzeitige Jesuiten-Mission in heidnischen Ländern (in China, Japan, Ostindien), so hat auch die Abyssinische Jesuiten-Mission den edleren Geist einzelner ihrer Missionare nicht aufkommen lassen, und sie hat sich hier, wie dort, durch die Maaklosigkeit ihres Treibens das Grab ihres Untergangs selbst bereitet. Eine Zeit lang schien es, als würden Roms Hoffnungen von Abyssinien völlig erfüllt werden. Der Jesuit Peter Paez erreichte im J. 1603 das ersehnte Ziel des feierlichen Uebertritts des Abyssinischen Kaiserhauses zur Römisch-Katholischen Kirche und die Einsetzung eines dem Papst unterworfenen Abyssinischen Patriarchen. Um 1620 arbeiteten wenigstens 20 Jesuiten-Prediger an der Konvertirung des Volkes und machten große Fortschritte. Allein das Volk war mit dem Uebertritt seiner Kaiserfamilie keineswegs zufrieden, sondern aufs tiefste dadurch beunruhigt. Diese Unruhe steigerte sich, je mehr die jesuitische Kirchenherrschaft überhand nahm, und die allgemeine Gährung brach im J. 1632 zur Revolution aus. Der Römische Patriarch ward mit seinem ganzen Anhange vertrieben, einige Zurückbleibende wurden hingerichtet. Der Kaiser Socinius entsagte dem Römischen Bekenntniß und die alte Kirchenverfassung ward wieder hergestellt. Das Mißverhältniß zwischen dem Kaiserhause und dem Volke, welches den Fortbestand des Reiches schwer bedrohte, war damit gehoben; es trat im Innern des Landes wieder Ruhe ein und die alte Dynastie gelangte auf einige Zeit zu neuem Glanze. Die Residenz, seit vielen Jahrhunderten eine wechselnde, ward jetzt auf die Dauer nach Gondar, in die Mitte des Reiches, gelegt und manche gedeihliche Verbesserung

des Staatswesens ward vorgenommen. Aber mit der faulen Wurzel, aus der die alte Fäulniß des Reiches hergekommen war — dem Tod in der Kirche — blieb's beim Alten, und darum konnte es bei aller scheinbaren Erfrischung zu keinem wirklichen Aufleben kommen. — Unmittelst diente jedoch die Herstellung der innern Ruhe dazu, die Abwehr eines neuen von Außen her mächtig eindringenden und furchtbaren Feindes zu ermöglichen.

Um die Mitte des 16ten Jahrhunderts hatte, von dem Innern Afrika's ausgehend, eine allgemeine Völkerwanderung nach Westen, Osten und Norden zu stattgefunden, und wie vormals in der Afiatisch-Europäischen Völkerwanderung, so waren auch hier die verschiedenartigsten Volksselemente durch einander und in einander geschoben worden, ohne daß sich die solchem Geschiebe und seiner mächtigen Wucht zum Grunde liegende Veranlassung jemals hat erkennen lassen. Zu den in nordöstlicher Richtung aus dem Innern Afrika's damals hervorströmenden Völkerherden gehörten auch die wilden Galla's — ein raubstüchtiges heidnisches Barbarenvolk, von mittlerer Statur, dunkelbrauner Farbe, mit langem oder auch krausem schwarzen Haar, im Ganzen sehr wohlgestaltet, gleich den Südafrikanischen Völkern nur von Milch, Butter und Fleisch sich nährend, und mit Ausnahme eines Gurtes von Ochsenbärmen völlig nackt einhergehend. Lange Wurfspeie (Assagaien), ähnlich denen der Kaffern, deren Spitze sie, wie die Südafrikanischen Buschmänner mit ihren Pfeilen thun, in ein furchtbares Gift tauchten, waren ihre einzige, aber mörderische Waffe. In massenhaftem Angriffe überfielen sie die Völker der Landschaften, in die sie vom Strom der Völkerwanderung hineingetrieben wurden, mordeten Alles, was nicht fliehen konnte, und verfolgten ihren Weg auch trotz äußerster Hindernisse mit der Energie eines Heuschreckenschwarms. Die reißendsten Ströme wurden von Männern, Weibern und Kindern durch Schwimmen passirt. Ihr Heidenthum war gleich dem der Kaffern und Hottentotten eine religionslose, stumpfe Gottlosigkeit, ohne allen religiösen Götzenkultus. Ihre sehr verschiedene Aehnlichkeit mit den Südafrikanern macht es viel wahrscheinlicher, daß sie ihre heimatlichen Wohnsitze in deren Nähe gehabt haben, als daß sie, wie gewöhnlich angenommen wird, aus den Aequatorialgegenden der Regenerationen hervorgegangen sind. Der schöne Körperbau der Galla und ihre oft sehr helle Hautfarbe hat einzelne Geographen dazu veranlaßt, dieselben zur Kaukasischen Rasse zu gesellen. Allein die gedachten Gründe sind viel zu schwach, um eine solche, sonst durch nichts empfohlene, Annahme zu rechtfertigen. Mit ebenso vielem Recht könnte man auch manche Kaffernstämme zur Kaukasischen Rasse zählen. Die obige Beschreibung ist der Angabe des berühmten Aethiopischen Historiographen Rudolf entnommen, und sie trifft auch bei den heutigen Galla's theilweise noch zu. Nur einzelne Stämme derselben haben die Sitten und Gebräuche der von ihnen unterjochten Länder angenommen, wie beispielsweise die in Abyssinien eingedrungenen die Anharische Sprache sprechen und einigermaßen civilisirt sind. Einige der mächtigsten Galla'stämme



haben von den Abyssiniern die Kleidung und von den Moslims den Islam angenommen. Aber die übrigen Horden (es soll über 50 verschiedene Galla-Stämme geben, die unter eigenen Häuptlingen stehen) sind in ihrer alten Wildheit bis jetzt verblieben.

Schon im Jahre 1537 war ein Galla-Schwarm vom Süden her in die Abyssinischen Alpenpässe eingedrungen. „Pestis illa (schreibt Rudolf in seiner hist. anthiop.) circa annum 1537 e regno Bali emersit“ (aus dem Königreich Bali, einer der damals zu Abyssinien gehörigen südlichen Grenzprovinzen). Ihre Hauptmassen stürmten aber erst im 17ten Jahrhundert, und mit Ausnahme der Nordseite, von allen Weltgegenden her, auf Abyssinien los, und bemächtigten sich in kurzer Zeit aller der schönen und reichen Landschaften, welche unter dem Namen von Königreichen das eigentliche Abyssinien im Süden und Westen als ein prächtiger Gürtel umgaben. Sie mordeten, sengten und plünderten, was sie trafen; selbst die Waldungen wurden in Asche gelegt, und unter ihrem furchtbaren Vandalismus waren die einst blühenden Gegenden bald bis zur Unkenntlichkeit entstellt. An den Alpenmauern des Hochlandes brach sich ihre wilde Fluth, aber bis in die neueste Zeit haben sie es alljährlich nach der Regenzeit aufs Neue versucht, durch die Engpässe der Hochgebirge in das Alpenland einzudringen, und sind dadurch zu einer stehenden Landplage Abyssiniens geworden. An einzelnen von der Natur weniger bewehrten Punkten der Süd-, auch der Ost- und Westgränze ist es ihnen gelungen, sich keilförmig bis in das Innere Abyssiniens einzuschieben und sich dort festzusetzen, so daß Abyssinien wie eine Halbinsel voll tiefer Einschnitte in das Meer der Galla-nation hineinragt. Zum Beispiel dafür, wie groß die Masse und Macht dieser Horden seyn muß, erwähnen wir, daß im J. 1807 einer der Galla-Häuptlinge, Namens Gojee, dem Ras (Statthalter) von Tigre in der Schlacht bei Zingilla, welche übrigens zum Vortheil von Tigre endete, ein Heer von 40,000 Mann gegenüber zu stellen vermocht hatte. Mit Recht hat daher der gegenwärtige König Abyssiniens, nachdem er die Macht des alten Herrscherhauses zum Theil wieder hergestellt, zu einem Feldzuge wider jene räuberischen Eindringlinge sich erhoben, und wenn es ihm gelingt, zunächst seine Hauptprovinzen von ihnen zu säubern, so wird er mit gleichem Recht ohne Zweifel auch dazu vorgehen, die von den Galla's völlig okkupirten ehemaligen Grenzprovinzen Abyssiniens wieder zu erobern. Eine Ausrottung der Galla aus diesen Provinzen wird er hoffentlich nicht beabsichtigen, denn sie würde ohne Unmenschlichkeit, ohne Ströme von Blut nicht zu erreichen seyn, und wie verlautet, geht seine Absicht auch nur dahin, diese Galla zu unterjochen und sie darnach zu „civilisiren“, was vielleicht und hoffentlich auch mit „christianisiren“ übersezt werden kann. Zunächst kommt es aber freilich darauf an, ob Gott der Herr das Unterjochen wird gelingen lassen. Der Kampf wird heiß und schwer seyn, denn die Abyssinischen Galla haben einen Rückhalt und Hintergrund von südlichen und

westlichen Stammgenossen, dessen Tiefe und Breite noch unerforscht ist.

### Der gegenwärtige Zustand der Abyssinischen Kirche.

Eine Kirche, die in fast hermetischer Abgeschlossenheit von der übrigen Christenheit und der allgemeinen kirchlichen Entwicklung, aber in unablässigem Kampfe gegen Islam und Heidenthum durch viele Jahrhunderte hindurch ihr Daseyn behauptet hat, wird die Mißgestalt ihrer Verkommenheit und Verkrüppelung ebenso wenig verbergen können, als sie andererseits gerechten Anspruch darauf zu machen hat, daß sie als ein noch nicht erstorbenes Glied an dem Leibe der gesammten christlichen Kirche anerkannt werde. Man hat in der Beschreibung ihres Herabgekommenseyns in der Regel zu viel gethan und statt einer bei allem Siechthum doch noch lebenden Kirche eine Leiche gezeichnet. Die Abyssinische Kirche steht noch auf dem ökumenischen Grunde des nicenischen Bekenntnisses (das apostolische kennt sie nicht, und das athanasianische muß sie als eine monophysitische abweisen). Sie taufte auf dieses Bekenntniß, auch die Kinder. Die Bibel, obwohl nur im Besiz der Klöster und einzelner Reichen, wird in der Altäthiopischen Uebersetzung von der Priesterschaft noch viel fleißiger studirt, als dies Seitens der Römischen Priesterschaft mit der vulgata geschieht. Die Predigten bezeugen häufig eine ziemliche Schriftkenntniß, freilich mit allen Unarten und Auswüchsen einer oft bis ins Abentheuerliche und bis zur Karrikatur ausgebreiteten allegorischen Auslegung. Das heilige Abendmahl wird unter beiderlei Gestalt in allen Kirchen täglich gefeiert und der Sacramentsverächter finden sich in Abyssinien viel weniger als im evangelischen Deutschland. Mit Kirchen ist das Land besäet, mehr als irgend ein Europäisches Christenland. Man feiert mit der gesammten Christenheit den christlichen Sonntag und die christlichen Hauptfeste, freilich auch den jüdischen Sabbath und außerdem noch nahe an 200 Feste und Feiertage.

(Fortsetzung folgt.)

## N a c h r i c h t e n.

### Thür. Pastoral-Conferenz in Neudietendorf.

(Schluß.)

Wie soll es aber mit dem Unterrichte selbst werden? Nach der vorigen Ausführung bleibt für den Prediger zur Löhnung seiner Mühe nur sehr selten etwas übrig, es wird also auch für ihn nicht viel Arbeit übrig gelassen werden dürfen. Dann aber muß sich der ohnehin schon für den Lebensunterhalt fast durchgehends mit der Gemeinbeschreiberei belastete Schullehrer allein um den Unterricht mühen. Ob damit eine sichere und frenbige Wirksamkeit in der eigentlichen Schule bestehen könne, und endlich nicht das so nahe liegende Auskunfts-mittel, die Schule den Präparanden zum großen Theile zu überlassen, über alle Gebühr würde benutzt und besonders die Nachmittagschule fast ganz vernachlässigt und aufgegeben werden, das ist eine Frage, die sich leicht von selbst beantwortet. Denn auf den Pri-



vastleiß und das eigene Erlernen aus Büchern bei 15—17jährigen jungen Leuten auf dem Lande, wo ohnehin die Entwicklung langsamer zu gehen pflegt, viel zu rechnen, möchte noch bedenkllicher seyn. Da es ist außerdem so gar leicht nicht, diesen zu regeln und durch gelegentlich angestellte Prüfungen sich von dem bewiesenen Fleiße und von den gemachten Fortschritten zu überzeugen. Dazu gehört eine viel sicherere Beherrschung des Stoffs, als man bei den meisten auch in der Schulpraxis ganz tüchtigen Lehrern irgend voraussetzen kann. Eher werden sie mit einiger Vorbereitung den Präparanden recht gute Stunden geben, als zweckmäßig examinieren können. Dies könnte nun wohl den unlängbar großen Gewinn bringen, daß sie dadurch selbst wieder für ihre Schule um so tüchtiger würden; aber es kann von der anderen Seite nicht ausbleiben, daß sie ihre besten Kräfte der Präparande, welche sonst leicht aufhören würde, zuwenden und die Schule, die ihnen niemand nimmt, vernachlässigen werden; und so würde denn der letzte Betrug ärger denn der erste. Ob aber überhaupt das ein richtiger Stufengang sey, Schulübungen anzustellen, wo das Wissen noch so gering ist, und an selbstständiges Arbeiten sich zu halten, wenn die Kraft noch so wenig gelibt ist, um dann im Seminare gleichsam wieder neu anzufangen, erst wieder tüchtig im Unterricht der Lehrer aufzumerken, zu präpariren und zu repetiren, und nach zwei Jahren erst zu Unterrichtsproben zugezogen zu werden, ob nicht in den ganzen Bildungsgang dadurch ein kleiner Mißstand komme, das ist ebenfalls sehr ernstlich zu erwägen.

Am besten wird sich die Sache noch in den größeren oder auch kleineren Städten gestalten, wo sich mehrere Prediger und Schullehrer in den Unterricht theilen würden. Dann aber sehen wir nur Präparandenanstalten anderer Art entstehen; sie werden den Seminarlehrern entzogen und den städtischen Elementarlehrern zugewiesen. Das aber wird unmöglich ein günstiger Wechsel seyn, da eine Präparandenklasse dem Seminarlehrer naturgemäß wenig Kraftaufwand verursacht, indem er nur seinen gewohnten Unterricht herabzustimmen hat, während der Elementarlehrer sich damit hinaufstimmen muß und damit doch nicht gleiche Gewähr leistet. Das Familienleben im Hause des Lehrers wird dabei auch nicht sittlich und christlich belebend einwirken, was indeß vielleicht recht gut ist, da die Anschauung hier leicht die Poesie des Lehrerberufs, welche der Jüngling in sich trägt, sehr stillgestimmt machen könnte.

Dagegen wird nun entschieden geltend gemacht, daß sich schwerlich alle diese Schwierigkeiten irgendwo zusammenfinden würden, und es gar sehr darauf ankomme, sie im Glauben und voller Herzensfreudigkeit zu überwinden. Dies aber ist in den meisten Provinzen des Landes entschieden der Fall, und es liegt kein Grund vor, nicht hier das gleiche Vertrauen zu dem Stande der Lehrer und Prediger zu haben. Der tapfere, auf den Herrn vertrauende Muth wird auch die rechte Hülfe und einen gesegneten Ausgang und Eingang finden.

Dem konnte und sollte auch nicht widersprochen werden; aber die bisherigen Erfahrungen aus den anderen Provinzen beweisen auch bis jetzt nur so viel, daß es auf dem vorgeschlagenen Wege etwa (?) geht, nicht aber, daß es besser geht als bei uns, und nur das unbedingt Bessere rechtfertigt den neuen Versuch und seine warme Empfehlung. Wenn aber z. B. das Seminar in Weiskensfeld fast überall

als ein Musterseminar gilt, und dieses bisher fast nur aus seiner Präparandenanstalt sich ergänzt, so ist den Männern, welche der Sache nahe stehen und darin leben, gewiß nicht zu verargen, wenn sie eine warnende Stimme erheben und darauf hinweisen, daß man doch ja seine Kräfte reißlich sammt den zu überwindenden Hindernissen überschlage, und kein Unberufener sich in ein Werk leichtfertig eindränge, wo es in besonderer Weise gilt, was der Herr sagt: Wer seine Hand an den Pflug legt und siehet zurück, der ist nicht geschildt zum Reiche Gottes. Luc. 9, 62. Vielleicht, wenn man beiden Weisen, in einzelnen Häusern und in öffentlichen Anstalten, neben einander still und ungehindert — selbst eine kleine, nur nicht zu auffällige, Begünstigung für die einzelnen Häuser würde wohl zu billigen seyn — hergehen und einen edlen Wettstreit mit einander machen ließe, würden sich die Resultate am sichersten herausstellen. Nur die Sache nicht überstürzen, um Gottes willen nicht! Sie ist zu ernst und wichtig. Das Ziel für die Präparanden ist hoch gesteckt. Heil uns, wenn wir es nur annähernd erreichen!

Unter Dank, Gebet und Flehen wurden sich alle, Gäste und Bürger des Hauses, des in diesen Tagen reichlich genossenen und erfahrenen Segens bewußt und nahmen gegen Mittag nach dem Knieend gesungenen „Wie wir uns allhier beisammen finden“ und dem in Abwesenheit des Predigers von dem Diakonus Hentschel empfangenen Segen von einander Abschied, besonders herzlich uns freuend, daß die Einigkeit im Geiste auch da, wo die befreundeten Männer in ihren Anschauungen auseinander gingen, ungestört erhalten blieb.

Nachträglich mag nur noch wie vorübergehend darauf hingewiesen werden, daß allerdings die für die Präparanden gestellte Bildungsweise in Privatfleiß und technischer Uebung des Erlerntes in den nächsten 1—2 Jahren der Seminarzeit wohl eine vortreffliche Anwendung finden und für die Uebernahme eines öffentlichen Schulamtes im Hause bewährter, aber vielleicht alter und unterstützungsbedürftiger Lehrer eine gesegnete Vorbildung geben könnte. In dieser Zeit könnten die Schulamtscandidaten etwa ihren Militärdienst abmachen, für die Behandlung der einlässigen Schule, wozu die Seminarfschule selten eine rechte Gelegenheit bietet, sich die nöthige Kenntniß und Erfahrung sammeln, nöthigenfalls auch in Privatverhältnissen, wo es oft so hoch erwünscht ist, ihre Unterrichtsgaben nützen und bewahren, oder neben erprobten Schulmännern für das Schulleben in christlicher Weihe und Sitte sich bereiten. Gingen dann die jungen Leute, welche den köstlichen Beruf wählen, des Herrn Lämmer zu weiden, bis zur Vollendung des 15. Jahres in die Schule, im 16. J. in eine Vorbereitungsclass fürs Seminar, entweder an diesem oder mit ihm verbunden, vom 17—19. J. aufs Seminar und von da in die vorher angeordnete Uebungszeit hinein, so wären dann die Behörden schon über ihre Verwendung einigermaßen sicher, sie selbst ihres inneren Berufs gewiß geworden, um mit Freudigkeit eintreten oder noch davon lassen zu können, und der Herr würde sich vielleicht noch reicher zu uns und unserem Werke bekennen. Dieser jähe Eintritt von der Schule ins Amt hat sonst kaum irgendwo seines Gleichen und ist gewiß nicht ohne seine schweren Bedenken!



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Mittwoch den 10. September.

N<sup>o</sup> 73.

## Das neue Abyssinien und die evangelische Mission.

(Fortsetzung.)

In einem Lande, wo bei aller Verschüttung des altchristlichen Kirchenbau's doch noch ein gut Theil christlicher Lehre sammt der Verwaltung der heiligen Sacramente übrig geblieben ist, wo das Volk insgesammt noch seine höchste Ehre darin setzt, ein christliches zu seyn und zu heißen, und wo mit Ausnahme des eigentlichen Gesindels noch jedweder wehrfähige Mann jeden Augenblick mit Freuden bereit ist, ja seinen höchsten Ruhm darin setzt, für die christliche Kirche seines Vaterlandes auf die Mauern der Gränzalpen zu steigen: da kann und wird es an Resten christlichen Lebens nicht fehlen, mögen auch dieselben ob ihrer Vermischung mit jüdischem und heidnischem Wesen noch so schwer erkennbar seyn. Aber die Armuth und das Elend der Abyssinischen Kirche ist allerdings tief genug, um die Augen der evangelischen Christenheit auf sich zu ziehen und ein Arbeitsfeld für ihre Missionare zu werden. Es bedarf nur eines Besuchs in einem Abyssinischen Gottesdienste, um diesen tiefen Verfall zu erkennen. Schon das Kirchgebäude selbst bezeugt den Judaismus, der sich dem Abyssin. Kirchenwesen durch und durch eingeprägt und den christlichen Charakter zum Theil verschlungen hat. Ein um die Kirche laufender Vorhof dient zum Versammlungsort für die Laien, zugleich zur Herberge für hilflose Reisende. Das Innere der Kirche, in ein Heiligthum und ein Allerheiligstes getheilt, darf nur von den Priestern und Diakonen betreten werden; zwischen dem Heiligthum und dem Vorhof befindet sich noch ein, durch ein vorgehängtes Tuch vom Heiligthum abgetrennter Raum für die männlichen Kommunikanten. Frauen dürfen auch hierher nicht kommen. Im Allerheiligsten, welches außer dem Abuna, den Bischöfen und Akala's (hochgestellte Weltgeistliche, im Range den Bischöfen folgend) nur der eigentliche Priester der einzelnen Kirche betreten darf, steht hinter einem Vorhang das Tabot (Bundeslade), worin ein Pergament mit den Namen der Kirchenheiligen liegt. Diese Lade darf bei Gefahr der Schändung der ganzen Kirche und ihres Begräbnißplatzes von keinem Diakonen, Laien oder gar Nichtchristen angerührt werden; sie ist mit dem heiligen Oel (Meron) geweiht. — Einen noch traurigeren Eindruck macht der Gottesdienst selbst. Man meint in einer Zudenschule zu seyn. Denn die Vorlesungen aus der Schrift und

den Heiligenbüchern, die Psalmgesänge und die zum größten Theil an die Jungfrau Maria als (Woladita Amlak) Gottesgebärerin, ja als „Schöpferin der Welt“, an die Heiligen und Engel gerichteten Gebete werden von den Priestern mit wildem Fußstampfen und durch heftiges Aufschlagen ihrer Stöße auf den Fußboden begleitet, was einen entsetzlichen Lärm giebt. — Im Volksleben liegt der Judaismus ebenso offen zu Tage. Mechanische Andachtsübungen und todter Werkdienst — Fasten und Feiertage, Almosen an Priester, Mönche, Bettler und Pilger, Geschenke an Kirchen und Klöster, Kirchenbauten und Kirchenverschönerungen, Wallfahrten nach den berühmtesten Klöstern des Landes und nach Jerusalem, sind insgemein die Hauptstücke Abyssinischer Frömmigkeit. Das ganze Heer der Mönche, deren Zahl in die vielen Tausende geht, und die zum großen Theil müßiggehend und bettelnd im Lande umherstreifen, läßt es sich auf's eifrigste angelegen seyn, die Volksfrömmigkeit in dieser Bahn zu erhalten, und eine evangelische Mission würde namentlich an der Masse dieser Ordensgeistlichkeit, deren Zahl circa 26,000 betragen soll, früher oder später einen erbitterten und mächtigen Feind finden. Selbst der Abuna, auch wenn er die gesammte Weltgeistlichkeit auf seiner Seite hätte, dürfte einen Bruch mit dem „Etschege“, dem General aller Mönche (im Kloster Debra Libanos in Schoa residirend), schwerlich siegreich bestehen. Nur hin und wieder geht ein besserer christlicher Einfluß von den Klosterbrüdern und den wandernden Mönchen auf das Volk aus; in einzelnen Klöstern ist noch ernste Frömmigkeit und dabei fleißiges Studium zu Hause. — Der judaisirende Charakter der Abyssinischen Kirche erklärt sich theils aus den allgemeinen Ursachen, welche auch dem romanistisch-kirchlichen und dem vulgären protestantischen Judaismus zum Grunde liegen, theils — insoweit er diesen noch übertrifft — aus den besondern, in die älteste Vorzeit zurückgehenden Beziehungen der Abyssinisch-Aethiopischen Volksentwicklung zum Hebraismus, wobei namentlich auch nicht zu vergessen ist, daß das alte Königsge-schlecht laut der Volkslage von jüdischer Abstammung war, und daß die vormals in Masse vorhandene jüdische Bevölkerung des Landes Jahrhunderte lang die Herrschaft dort gehabt hat. Aber nicht minder als vom Judenthum ist das Volksleben vom uralten Aethiopischen Heidenthum wiederum überwuchert. Nicht allein, daß heidnische Magie und Zauberei, sammt allem alt-äthiopischen Aberglauben und sogar noch altheidnischer Stern- und Schlangendienst im Schwange geht — das Schlimmste ist



die heidnische Unzucht, welche allen Ständen des Volkes eignet, und als ein Krebschaden an dem Mark des Volkes zehrt. Vielweiberei gestattet zwar das Gesetz nicht, aber die höchsten Stände haben sich darüber längst hinweggesetzt und die niederen Volksklassen umgehen das Gebot durch gemeine Unzucht oder durch leichtsinnige Ehescheidungen, welche letzteren an den Kirchengesetzen leider kein Hinderniß finden, zumal die meisten Ehen ohne priesterliche Einsegnung geschlossen werden.

### Die protestantischen und römischen Missionsversuche des 19ten Jahrhunderts.

Beabsichtigt, auch eingeleitet und ins Gebot genommen ist die evangelische Mission für Abyssinien schon längst, und früher als irgend eine protestantische Mission. Schon im 17ten Jahrhundert, nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges, waren in Deutschland zwei Männer von heiliger Begeisterung für eine Mission der Lutherischen Kirche nach jenem alchristlichen, aber einer neuen Verkündigung des Evangeliums so dringend bedürftigen Afrikanischen Lande erfüllt. Und ihre Begeisterung war kein Strohflecken. Der gottselige Herzog Ernst von Sachsen-Gotha hat dreißig Jahre lang bis in seine letzte Stunde mit Missionsgedanken für Abyssinien sich getragen, ob auch seine treuen Bemühungen um die Verwirklichung derselben zu wiederholten Malen scheiterten. Mit ihm theilte der Lehrer seines fürstlichen Sohnes, der fromme und gelehrte Hiob Ludolf, diese damals noch seltene und nur von Wenigen verstandene Missionslust. Dieser Mann hat sein Leben daran gewandt, um durch möglichst gründliches Studium der Abyssinischen Geschichte und Sprache, ja auch der ganzen ihm irgend zugänglichen Aethiopischen Literatur die für ein solches Unternehmen erforderlichen wissenschaftlichen Vorbereitungen zu treffen. Seine umfangreichen, von bewundernswerthem Fleiß und Forschungstalent zeugenden Werke über das Land seiner Sehnsucht, in dem er genauer Bescheid wußte, als im Schlosse und Lande Gotha, sind noch jetzt die Hauptquellen für das mittelbare Studium der Abyssinischen Geschichte. — Im 18ten Jahrhundert machte die Brüdergemeinde einen neuen Anfang zur Abyssinischen Mission; zwanzig Jahre lang, von 1752—1772 hat sie durch unermüdete Vorläufer, unter denen besonders der Arzt Hocker unvergessen bleiben wird, an den Gränzen Abyssiniens auf Einlaß gewartet, ohne ihn zu finden. —

Im J. 1830 begann die kirchliche Missionsgesellschaft von England, im Anschluß an ihre koptischen Missionsversuche, auch in Abyssinien eine Missionsthätigkeit. Aus den nach Raïvo gelangten Nachrichten über dieses Land hatte sich schließen lassen, daß eine nur auf evangelische Belehrung und Erleuchtung der Abyssinier gerichtete, aber die Kirche derselben nicht antastende Mission wohl Zulassung finden würde. Im Februar genannten Jahres kamen die im Dienst der Gesellschaft stehenden Deutschen Missionare Gobat und Rugler nebst einem Deutschen Missionshandwerker auf Abyssinischem Gebiet an. Rugler ließ sich mit dem Handwerker zu

Aboma in Tigre nieder, Gobat ging nach Gondar. Rugler starb leider schon in demselben Jahre, und Gobat reiste 1833, um einen neuen Gehülfen zu holen, nach England. Im April 1834 kehrte er mit dem neuen Missionar Isenberg nach Tigre zurück, und obwohl die politischen Unruhen im Lande ihren Unternehmungen sehr ungünstig waren, fanden sie doch Seitens der Regierung und der Priesterschaft keinen Widerstand, so daß sie die reichlich sich darbietende Gelegenheit zu evangelischer Belehrung mit Erfolg benutzen konnten. Schon im J. 1818 hatte die Britische Bibelgesellschaft eine von dem Abyssinischen Mönch Abi Nuch ausgeführte Amharische Bibelübersetzung in ihren Besitz und sofort auch zum Druck gebracht, so daß den Missionaren Tausende von Exemplaren der Amharischen Bibel zu Gebot standen. Allein für Tigre war diese Uebersetzung nicht zu gebrauchen, und deshalb machte sich Isenberg daran, mit Hilfe eines Tigrinischen Gelehrten eine Uebersetzung in die Tigrisprache zu Stande zu bringen, was ihm auch binnen zwei Jahren gelang. 1837 traten noch die ebenfalls Deutschen Missionare Blumhardt und Krapp zu jenen Zweien hinzu und die Verstärkung der Arbeitskraft erweckte neue Hoffnungen für einen gedeihlichen Fortgang. Allein nun erwachte auch schon die Besorgniß bei der Landespriesterschaft, daß die neuen Lehrer eine neue Kirche im Lande zu gründen gekommen seyen; den Gegenstellungen glaubte man nicht, und es war der Priesterschaft auch wohl kaum zu verargen, daß sie an die Vereinbarkeit einer Reformation des Glaubens und der Lehre mit einem unverkürzten Fortbestehen der alten Kirche nicht glauben konnte, ob auch die Versicherungen der Missionare noch so tren gemeint seyn mochten. Die Abyssinischen Mönche sahen in dieser Hinsicht wohl schärfer und richtiger, als die Englischen Missionare selbst. Zum Unglück traf jetzt auch eine Römische Mission im Lande ein, und nun war's um ein ruhiges Fortarbeiten vollends geschehen. Das Erste, was die Römischen sich eifrigst angelegen seyn ließen, war Aufreizung der Abyssinischen Priesterschaft und des königlichen Statthalters von Tigre gegen die protestantischen Sendboten, deren Regereien sie mit den gräulichsten Farben auszumalen sich bemühten. In der That brachten sie es durch ihre Machinationen binnen Kurzem dahin, daß Abe, der Statthalter, oder vielmehr König in Tigre, den Anglikanischen Missionaren den gemessenen Befehl ertheilte, ihre Thätigkeit einzustellen und das Land zu verlassen. Damit hatte die evangelische Mission in Tigre einstweilen ihr Ende.

Im J. 1839 versuchten Isenberg und Krapp, die Abyssinische Mission an einer andern Stelle, im Königreich Schoa, wieder aufzunehmen, nachdem sie von dem Könige Schoa's die bereitwilligsten Antworten auf ihre Anfragen und ihre Anmeldeung erhalten hatten. Der Anfang, den sie in Ansehn machten, schien auch ein sehr glücklicher zu seyn, allein als Beide im J. 1842 nach einer längern Abwesenheit in dienstlichen Angelegenheiten dorthin zurückkehren wollten, ward ihnen schon an der Dankali-Küste vom Sultan von Tabjurra ein Befehl des Königs von Schoa vorgezeigt, daß keinem Engländer der Durchgang



nach seinem Gebiet gestattet werden solle. Der König hatte sich während der Abwesenheit der Missionare von der Geistlichkeit seines Landes umstimmen und zu diesem Schritte bewegen lassen. — Auch ein nochmaliger Versuch in Tigre wieder Eingang zu finden, schlug gänzlich fehl. — Bis auf eine flüchtige Anregung einzelner Kreise des Volkes und die Verbreitung von etwa 8000 Bibeln in Tigrinischer und Amharischer Sprache hatte diese Anglikanische Missionsunternehmung noch wenig gewirkt, und es scheinen auch keine erheblichen Spuren ihrer Thätigkeit zurückgeblieben zu seyn. (Schluß folgt.)

## Nachrichten.

### Großherzogthum Weimar.

Die Weimariſche Zeitung brachte am 12. Juli den Hauptinhalt einer Rede, die der Pfarrer Andreä bei Gelegenheit einer Eröffnung einer Missionsversammlung im Bürgerschulsaale gehalten hat und die nach dem Ausdruck des Redacteurs dieser Zeitung „sowohl an sich selbst, als durch das, was darin über das kirchliche Leben des Großherzogthums, seinen Geist und seine praktischen Wirkungen gesagt worden ist, für die Kenntniß dieses Lebens höchst bezeichnend ist.“ Diese Rede ist allerdings ein treues Spiegelbild der in unserem Lande noch herrschenden theologischen Richtung, die durch Kühr treu gepflegt wurde und die mit mehr oder weniger Modifikationen auch jetzt noch im Schwange geht. Sagt doch der Pfarrer Andreä selbst: „Zwar herrscht in unserem Lande bis jetzt noch die freiere Richtung, ich will sie die rationale nennen, vor, (es ist viel werth, daß man dies so offen aussprechen darf), und sie ist zu allen Zeiten in der Kirche des Herrn gewesen und wird nie zu den Todten und Begrabenen in der Kirche des Herrn gezählt werden können; aber diese rationale Richtung ist, wenn ich nicht ganz irre, wärmer geworden, gemäßigter, auch anschließer; während dieselbe immerfort als der größte Unglaube verschrien wird, predigen wir ruhig und ungestört fort, was wir nach bestem Wissen und Gewissen predigen zu müssen glauben, beobachten wir aufmerksam die Erscheinungen der Zeit, ja nehmen wir das Gute selbst von unsern Gegnern an.“ So der Pfarrer Andreä. Wir sehen, der Rationalismus ist wärmer geworden. Pure kalte Rationalisten wollen die Herren nicht mehr seyn, sie entwickeln sich einer wärmeren Auffassung des Christenthums entgegen und lernen so doch etwas bei dem positiven Zuge der Zeit. So lange Kühr noch an der Spitze unserer Geistlichkeit stand, war selbst von dieser Wärme nicht die Rede, und wir erkennen daher mit Freude den, wenn auch nur sehr geringen, Fortschritt an. Wie weit man aber noch von der wahren Auffassung der Dinge entfernt ist, das kann man am besten aus dem Anfange der Rede des Pfarrers Andreä sehen. Es ist nämlich bei uns eine stehende Phrase geworden, daß in allem, was sich auf Kirche und Schule bezieht, unser Land ein Muster und Vorbild für alle übrigen seyn mußte. Das hat Herr Kirchenrath Dittenberger besonders ausgeführt, als vor einigen Jahren das Regierungsjubiläum unseres Karl Friedrich gefeiert wurde. Ein treuer Geistlicher und treuer Schulmann wird mit dem Bekenntniß beginnen, daß es insonderheit bei uns noch recht herzlich schlecht stehe und daß es mit dem Sage des Pf. Andreä: das Land, welchem

wir gewiß Alle mit Freuden angehören, nimmt, wie in wissenschaftlichen, künstlerischen u. a. Bestrebungen, so auch in Hinsicht auf religiöse Erleuchtung, Sitte und Gesinnung einen ehrenvollen Platz ein, seine mehr als zweifelhafte Bewandniß habe. „Unsere Landeskirche, sagt der Redner, welchen Angriffen sie auch seit Jahren ausgesetzt zu seyn fast gewohnt ist, braucht sich vor keiner Kirche anderer deutsch-evangelischen Lande zu schämen; es steht bei uns gewiß ebenso gut, mindestens nicht schlimmer als anderwärts.“ Welch leibiger Trost für einen guten Christen! Herr Pf. Andreä freut sich, daß unser Land zum Asyl geworden ist für manchen wadern Deutschen evangelischen Mann, welcher anderswo wegen keineswegs maßlosen politischen oder religiösen Freisinnes verfolgt ward; daß uns — inmitten ganz entgegengesetzter Erscheinungen — unsere Glaubens-, Gewissens-, Lehr- und Predigtfreiheit noch ungeschmälert geblieben ist, ohne daß diese Freiheit, so viel bekannt, irgendwo gemißbraucht wurde. Wir unsererseits, die wir an uns und andern einen etwas strengern Maßstab anzulegen pflegen, bebauern recht lebhaft, daß nach den allen bekannten Vorgängen es einem Manne, wie G. Steinäcker ist, gestattet wird, daß er die Kanzel besteigt und daß dieser Mann einem Mädcheninstitute in unserer Stadt vorsteht, wir bebauern auch, daß die Freiheit in der Auffassung des Wortes Gottes bei uns so weit geht, daß die Mehrzahl unserer Prediger nicht mehr in dem Bekenntnisse der Evangelisch-Lutherischen Kirche steht, und daß sich mancher mit seiner verwässerten rationalen, wenn auch wärmern Auffassungsweise des Christenthums noch auf unsern Kanzeln breit machen darf. Ja wir bebauern aufrichtig, daß an unserer Landesuniversität noch immer nicht dafür gesorgt worden ist, daß auch die gläubige Theologie einen würdigen Vertreter hat. So lange noch von den Vertretern der theologischen Wissenschaft, wie das von Dr. Hase (in der Prot. R. Z. Nr. 14) geschehen ist, Bunsens Zeichen der Zeit eine „sittliche That“ genannt und in ihnen eine „Frühlings-Perle“ begrüßt wird, so lange müssen wir sagen, steht es noch gar nicht gut um die vorzüglichste Bildungsanstalt unseres Landes. Gott helfe, daß es auch bei uns besser werde!

Diese Rede des Pf. Andreä wurde, wie schon gesagt, gehalten in einer Versammlung von Geistlichen des Landes, die sich zur Bildung eines Missionsvereins vereinigen wollten. An der Versammlung hatten sich nur wenige Laien betheiligt, weil das Interesse an der Ausbreitung des kirchlichen Lebens von Seiten der Bürger der Stadt Weimar ein sehr geringes ist. Zum Präsidenten der Versammlung wurde Kirchenrath Dittenberger gewählt, zum Stellvertreter Buchhändler Frommann aus Jena. Es handelte sich zunächst darum, ob man sich an einen der bestehenden Missionsvereine anschließen oder einen neuen Verein gründen sollte. Da sich zu der Versammlung, die in der Weimariſchen Zeitung nach vorhergegangener Genehmigung des Großherzogl. Kirchenrathes ausgeschrieben war, auch die gläubigen Glieder unserer Landeskirche eingefunden hatten, so war es natürlich, daß auch in dieser Versammlung der Unterschied der Auffassung des Christenthums zu Tage treten mußte. Von den Superint. Gabler, Pf. Trübzig, Thölken, Hunnius, Pf. Raß, Prof. Rothholz, Dr. Boller, Buchhändler Frommann wurde geltend gemacht, daß man in Rücksicht darauf, daß bei uns die Evangelisch-Lutherische Kirche bestiehe und daß sich auch vom nationalen und geographischen Standpunkte dies empfehle, sich an den Leipziger Missionsverein anschließen möge, der eben wieder durch die Einweihung des Missionshauses zu Leipzig ein Zeichen seines kräftigen Wirkens gegeben habe. Superint. Stier,



Collaborator Göring und andere Redner sprachen für den Anschluß an die Baseler Missionsgesellschaft. Insbesondere war es von Interesse, Consistorialrath Krause zu hören, wie er mit dem Panier der evangelischen Freiheit im Munde gegen den Confessionalismus hart zu Felde zog, schade nur, daß die Schläge, die er austheilte, gewiß auch nach dem Gefühl seiner Gesinnungsverwandten nicht trafen. Die beiden Richtungen konnten sich, wie das in der Natur der Sache liegt, nicht einigen und es wurde schließlich eine Commission gewählt, die für eine neue Versammlung eine Vorlage berathen sollte, nach welcher man sich dann entscheiden wollte, ob man sich an Leipzig oder an Basel anschließen oder einen selbstständigen Verein gründen wollte. Nach unserer Meinung ist es nicht gerathen, mit Männern, die zum positiven Christenthume eine mehr oder weniger problematische Stellung einnehmen, irgend eine Verbindung einzugehen, denn über kurz oder lang treten doch die tiefer gehenden Differenzen zwischen beiden Richtungen hervor. Ich habe ihnen nur ganz kurz, wie ich glaube, das Wesentlichste der Versammlung berichtet, weil ich nicht annehmen kann, daß den Lesern dieser Zeitung es von Interesse seyn könnte, die verschiedenen Vermittlungsvorschläge, die von dem rationalen Theile der Versammlung ausgingen, kennen zu lernen. Für uns ist die Logik ganz einfach: wir gehören eben zu der Evangelisch-Lutherischen Kirche und müssen als solche, wenn wir das Missionswerk treiben, wie wir es treiben müssen, auch nur wünschen, daß das Christenthum, wie es die Evangelisch-Lutherische Kirche will, den Heiden verkündet werde. Uebrigens war bei der Versammlung auch Herr von Wisingerode, der Minister des Cultus, gegenwärtig.

Der Anlaß zu dieser Versammlung behufs der Gründung eines Missionsvereins mochte wohl gegeben worden seyn durch einen am 3. Pfingstfeiertage gehaltenen Missionsvortrag des Pastor Dörs, der seit vielen Jahren in Ostindien als Missionar der Leipziger Gesellschaft thätig ist. Prof. Rothholz hatte in den Zeitungen alle Freunde des Reiches Gottes zum Anhören des Vortrages in dem Bürgerschulsaale eingeladen, und es hatten sich wider Erwarten eine, wenn auch nicht große, doch für Weimar ziemlich große Menge Zuhörer eingefunden. Es wurden einige Verse in Begleitung der Orgel gesungen, und sodann wurde von Past. Dörs unter Anlehnung an eine passende Stelle aus dem Propheten Jesaias ein Bericht von seiner Wirksamkeit und von dem Zustande jener Heiden, unter denen er das Evangelium verkündigte, gegeben. Kirchenrath Dittenberger hatte sich auch zum Anhören des Vortrages mit eingestellt. Am folgenden Tage hatte Past. Dörs die Ehre, auf das Großherzogliche Schloß befohlen zu werden, um S. R. Hoheit dem Großherzog über seine Wirksamkeit Bericht abzustatten. Gegen die Lutherische Mission sind natürlich die meisten Geistlichen unseres Landes eingenommen, weil sie von der lutherischen Orthodogie, wie sie jetzt wieder, um mit ihnen zu reden, aufgefrischt wird, nichts wissen wollen.

Wir müssen dem Herrn der Kirche für beide Versammlungen herzlich danken, denn es wurde durch sie den gläubigen Gliedern unserer Kirche Gelegenheit gegeben, ein Bekenntniß für das Wort Gottes abzulegen.

In den Berichten, die Ihnen zugeandt worden sind, ist auch immer mit Rücksicht genommen worden auf die Volksschulblätter aus Thüringen von Dr. Lauckhard, weil von dem Gedanken ausge-

gangen wird, daß die Schule mit dem kirchlichen Leben in einem bedeutungsvollen Zusammenhange steht. Ueber diese Blätter hatte der Chorführer des Liberalismus in der Schule, Diesterweg, in seiner Zeitschrift geurtheilt, daß sich nach den Vorlagen in den Volksschulblättern nicht viel von dem Dr. Lauckhard erwarten läßt. Wir stimmen diesem Urtheil aus andern Gründen, als dies von D. geschehen ist, vollkommen bei. Es gibt Menschen, die, wenn sie eine neue Idee gefunden zu haben meinen, in allen möglichen Wendungen und bei jeder Gelegenheit diese neue Idee zum Vorschein bringen und nicht müde werden, auf ihre neue Erfindung hinzuweisen. Dr. L. hat im Jahre 1853 eine pädagogische Abhandlung über die Erziehung in der Schule geschrieben, in welcher der Satz behandelt wird: da es viel wichtiger ist, was der Mensch durch die Schule wird, als was er durch sie lernt; so ist auch die Erziehung werthvoller, wenigstens ebenso wichtig, als der Unterricht. Dieser Satz wird nun in der Zeitschrift des Dr. L. nach allen Seiten hingewendet, ohne die nöthige, für die Schule so wichtige Rücksicht auf das religiöse Element des Unterrichts zu nehmen. Es wird betont, daß die Schüler mehr können als wissen. Das ist gewiß sehr zu beherzigen, man darf entschieden nicht das Praktische auf Kosten des Idealen erheben wollen, und das thut Dr. L. Man weiß wirklich nicht, was man sagen soll, wenn man in diesen Volksschulblättern Nr. 10 in einem Berichte über die Lehrerversammlung in Gotha, als über die Erziehung zur Arbeit gehandelt wurde, von dem Schulrath Lauckhard liest, er habe geltend zu machen gesucht, daß die Schule nicht sowohl für die Arbeit, als durch dieselbe zu erziehen die Aufgabe habe. Er hob hervor, daß, weil es werthvoller, was ein Mensch wäre, als was er wisse, und wichtiger, was er würde, als was er lerne, man in den Schulen ein viel größeres Gewicht auf die Erziehung zu legen habe, als es gewöhnlich geschehe. Um aber die Kinder in der Schule durch Arbeit zu erziehen, schlägt er zwei Mittel vor:

1. Die mechanischen und geistigen Fertigkeiten in der Schule scharfer zu controliren und gründlicher zu üben (es wurde ganz besonders darauf hingewiesen, wie die Gewöhnung zu einer gleichen, reinlichen Handschrift, die Aufmerksamkeit, Pünktlichkeit, Reinlichkeit, Ordnungsliebe erziele (vergl. über die Erziehung in der Schule, S. 11 u. flg., wo er, Herr L., alles des Näheren ausgeführt hat) nicht durch strafende oder ermunternde Worte, die in der Erziehung wenig Bedeutung haben; auch nicht durch das Vorbild des Lehrers allein, sondern durch die Gewöhnung, d. i. durch die eigne That des Kindes selber — das beste Erziehungsmittel.

2. Die ersten Elemente der Landwirthschaft, Hauswirthschaft und Technologie in den Unterricht hereinzuziehen, und namentlich in den Stunden für Rechnen und Naturwissenschaft zu benutzen (hierzu, fügt H. L. hinzu, müßten aber die Lehrer noch Manches lernen, was vielleicht gegen einzelnes Fernliegendes und Unfruchtbares umzutauschen wäre). Sie sehen, wozu es unsere Dorf- und Stadtschulen unter den Principien des Großherzogl. Schulrathes noch bringen können, sehen auch an einer Probe, welch tiefes Herabsinken des Geistes in Ländern eintritt, wo lange Zeit hindurch der Rationalismus gehegt und gepflegt worden. Sein Ende ist völlige Verblömmung.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Sonnabend den 13. September.

N<sup>o</sup> 71.

## Das neue Abyssinien und die evangelische Mission.

(Schluß.)

Dagegen waren die Erfolge des neueren Römischen Missionsversuchs eine geraume Zeit lang sehr augenfällig. Abermals gelangten die Jesuiten unter der Oberleitung des schlaunen Piemontesen de Jacobis zu einer Macht im Lande, welche mit der des Abuna sich messen konnte, und als sie im Jahre 1842 es doch noch nicht durchsetzen konnten, daß in das erledigte Patriarchat statt eines Koptischen ein Römischer Abuna einträte, vermochten sie es wenigstens, dem neugewählten Abba Salomo sein Amt aufs Aeußerste zu erschweren, ja sie brachten es später dahin, daß der Etschege sammt einem großen Theil der Priesterschaft sich gegen denselben wandte und seine Absetzung aussprach. Der gegen seine unrechtmäßige Entsetzung protestirende Patriarch mußte aus Gondar in ein Tigrinisches Kloster fliehen und dort lange Zeit als ein Verbannter zubringen, bis Cassai (der jetzige König Theodoros), ein junger Edelmann aus einer der vornehmsten alten Familien, ein entschiedener Feind der Römischen Mission und von glühendem Verlangen nach Herstellung der alten Abyssinischen Monarchie beseelt, durch glückliche Kriegszüge gegen den Ras Ali von Gondar zum Herrscher von Amhara sich aufschwang. Die Zurückberufung und Wiedereinführung des Abuna Salomo und die Ausweisung der Jesuiten aus Amhara war einer seiner ersten Schritte. Der renitente Pater de Jacobis wurde mit Gewalt über die Gränzen transportirt, und sein Plan, sich mit seinen Genossen nun in Tigre festzusetzen, scheiterte daran, daß Theodoros 1854 den Herrscher von Tigre, der für vieles Geld ein williges Werkzeug der Jesuiten war, in einer siegreichen Schlacht niederwarf und ganz Tigre unter sein Scepter brachte. Zu Anfang v. J. mußte die Römische Priesterschaft, de Jacobis an der Spitze, auch Tigre verlassen; dem Ausweisungsbefehl war die Androhung schwerer Leibesstrafe im Falle der Rückkehr beigefügt. —

Die Eintracht zwischen dem politischen und kirchlichen Regiment in Abyssinien ist allem Anschein nach gegenwärtig eine so völlige und feste, wie sie lange nicht mehr stattgefunden hat, und wie sie bei einer ähnlichen Trennung von beiderlei Gewalt in der Christenheit wohl ohne Gleichen sehn mag. Der König Theodor scheint übrigens von der Priesterschaft und noch mehr vom Volke nicht bloß als der Begründer einer neuen staatlichen

Ordnung und Machtentwicklung, sondern zugleich als eine Art Paraklet respectirt zu werden, an den chiliastischen Erwartungen sich knüpfen. Nach einer alten Tradition erwarten die Abyssinier einen Theodoros als den Stifter eines tausendjährigen Reiches vollkommener Kinder, und Cassai hat durch Annahme des Namens Theodor diese Sache klüglich zu benutzen gewußt.

Im Januar 1855 reiste Missionar Krapp, auf Veranlassung des Bischofs Gobat von Jerusalem, in Begleitung der Missionare Martin und Glad, von Cairo über Suez und Massoa nach Abyssinien, um sich von den dort vorgegangenen Veränderungen persönlich zu überzeugen, und dem Könige Theodoros „nützliche Leute“, Handwerker, für sein Land anzubieten, auch wegen einer Wiederaufnahme der anglikanischen Mission Anträge zu machen. Krapp erreichte am 19. April das einige Tagereisen östlich vom Zana-See aufgeschlagene Feldlager des Königs, welcher mit seiner Armee auf den Marsch gegen die Wollo-Galla begriffen war. Er wurde zunächst von dem im Lager befindlichen, den König stets begleitenden Abuna sehr freundlich und zuvorkommend aufgenommen.

„Bei unserer Ankunft im großen Lager des Königs (schreibt Krapp, Calwer Missionsblatt Nr. 21 und 22 S. 96) ließen wir uns zuerst zu dem schönen Zelte des Abuna führen, der uns sogleich vor sich kommen ließ und uns äußerst freundlich empfing. Er stand auf, gab uns die Hand und hieß uns willkommen. Dann ließ er uns ein Glas Wein und gutes Brod reichen, das uns ausgehungerten Leuten wohl bekam. Ich überreichte ihm die Briefe von Bischof Gobat und von dem koptischen Patriarchen in Cairo, welche er sogleich las, und nachher mit mir besprach. Er sagte, es werde den König sehr freuen, wenn ihm Gobat Leute schicke, die mechanische Fertigkeiten haben, da jetzt Abyssinien wie die civilisirten Länder Europas werden müsse. Daß Gobat Lehrer oder Prediger senden solle, sagte er nicht, wies dies aber auch nicht ab, sondern blieb bei dem ersten Punkt stehen. Er bemerkte auch, daß es ihm leid gethan habe, daß wir aus Adoa vertrieben worden seyen, daß, wäre er dort gewesen, es nicht geschehen wäre. Er habe auch sehr gewünscht, daß wir Anno 1843 in Tigre bleiben sollten, und er habe an Abie geschrieben, dieser aber habe ihm nie recht gehorcht, allein jetzt sey seine Stellung eine ganz andere, weshalb es ihm auch leicht gewesen sey, die Römer zu vertreiben, indem



nämlich der jetzige König ganz Hand in Hand mit ihm wirke. Sodann sagte er, so lange er lebe, dürften die Römer nicht mehr nach Habesch kommen, weil sie wieder getauft und wieder ordinirt hätten. Auch habe er nach Caffa gesandt und ins Land der Guderu=Galla, um die Römer dort zu vertreiben, weil er gehört habe, daß einige dorthin gegangen seyen. Hätten die Römer nur gelehrt und sich nicht in kirchliche und politische Dinge gemischt, so hätte er sie geduldet, aber sie hätten wieder getauft und hätten ihn von Gondar zu vertreiben gesucht, deshalb könne er sie nicht dulden. Namentlich hätte es ihn eigentlich gefreut, wenn die Römer die Galla getauft hätten, da sie dadurch Christen geworden wären. Aber jetzt werde er sie nirgends mehr dulden.

Sodann sprach er von den Wollo=Galla, welche Christen werden müßten. Ich sagte, eine gewaltsame Bekehrung sey nicht dem Evangelium gemäß, sondern man ahme dabei nur den Muhamed nach, der auch mit dem Schwert seine Religion verbreitet habe. Der sicherste Weg sey, Schulen zu errichten und das Wort Gottes zu verkündigen, das mächtig sey, die Herzen zu erobern und zu verändern. Der Abuna fühlte die Stärke meines Arguments und sagte sogleich: ja wir wollen nur zuerst das Land der Wolla erobern und dann Priester senden und Schulen errichten. Ueberhaupt, sagte er, müssen alle Galla=Länder erobert, und das Christenthum muß eingeführt werden; auch der König von Schoa muß sich dem Theodoros unterwerfen, und muß den Drei-Geburten=Glauben aufgeben; das ganze Abyssinische Reich muß zu einer Einheit gelangen — es muß groß, mächtig und glücklich werden, wie die Reiche von Europa. Sodann bemerkte der Abuna, daß der König die Bibel im Amharischen, also in der Volkssprache, lese, während seine Frau, die Tochter des Ras Ali, sie im Aethiopischen lese. Er habe auch die Vielweiberei, so wie die Sklaverei, abgeschafft, und er gehe fleißig zur Kirche und zum Abendmahl, was Abie nicht gethan habe. Endlich sprach er von einem Ferman, den er von der Königin Victoria zu haben wünsche, damit seine Leute und Sachen, welche er nach Aegypten schicke, oder welche von dort her kommen, nicht angefaßt werden im Rothen Meere von den Landsgegnossen der vertriebenen Römischen Missionare, welche sich an Abyssinien rächen wollten. Er begriff es, daß ja der Papst in Rom auch keinen Abyssinischen Missionar dulden würde, wenn er (der Abuna) welche dorthin senden würde — folglich sollten eigentlich die Römer ihm nicht zürnen. Bei den Engländern und Protestanten überhaupt sey es anders. Sie dulden andere Glaubensgenossen, und daher sey er ihr Freund. Am Schlusse sagte er: ich gebe euch eine Kuh und noch anderes Essen und Trinken für den Abend — ich würde euch sogleich beim König einführen, aber es ist heut das monatliche Michaelsfest, an dem der König den Armen Almosen austheilt. Er kann euch erst morgen empfangen.“

Am folgenden Tage ward Krapp vom Abuna dem Könige vorgestellt. Was er schon vorher von den persönlichen Eigenschaften des Regenten, namentlich von dessen rastloser, umsichtiger

Thätigkeit und von seiner wahrhaft väterlichen, hingebenden Fürsorge für das Volk gehört hatte, fand er durch seine eigenen Wahrnehmungen vor, bei und nach der Audienz vollkommen bestätigt. Er läßt sich über diese Audienz folgendermaßen aus:

„Wirklich hatte der König auch viel zu thun; denn die Armen strömten von allen Seiten herbei. Er soll an diesem Tage 3000 Thlr. ausgetheilt haben — außerdem gab er noch Kleider, Getreide, Maulthiere und andere Sachen, und hielt Gericht, was er täglich thut auf dem Marsch, und auch bei Nacht hat der thätige Mann keine Ruhe. Wir selbst hörten um 2 Uhr Morgens die Leute rufen: „Dshan hoi, dshan hoi, o Majestät“, und der König gab persönlich Antwort durch den Kal hazie, d. h. den Mund oder das Wort des Königs, welches der Staats-Herold ist. Von 2 Uhr Morgens ging das Geschrei fort, bis wir etwa um 8 Uhr unsere Audienz erhielten. Es kamen immer wieder neue Parteen von Beschwerde führenden Leuten, welche Gericht und Entscheidung des Königs verlangten. Ich glaube kaum, daß es einen thätigeren Fürsten in der Welt gibt, und es ist mir unbegreiflich, wie ein Mann es aushalten kann, da alle Last auf ihm liegt, indem er seinen Leuten nicht trauen darf, und sich ein Gewissen daraus macht, die Armen oder Bedrängten abzuweisen, oder sie durch die Ungerechtigkeit seiner habgütigen Richter beleidigen zu lassen.

Der Abuna hatte die Güte, uns beim König einzuführen. Sobald dieser den Abuna auf das königliche Zelt zukommen sah, kam er ihm entgegen. Er war in einen prächtigen Talar gekleidet, und hatte eine silberne Krone auf dem Haupt. Er bat den Abuna, neben ihm auf einem Sopha, wenn man es so nennen will, Platz zu nehmen, während uns der Platz zu seinen Füßen auf einem schönen Teppich angewiesen wurde. Nur der Abuna und der Etshege dürfen neben dem König sitzen, die Gouverneure und alle andern Personen müssen auf dem Boden Platz nehmen. Der König ist von mittlerer Größe, hat ziemlich dunkelbraune Gesichtsfarbe, ist äußerst ruhig in seinem Benehmen, sehr freundlich und herablassend, und zeigt viel Verstand und Nachdenken, gegen seine Umgebung viel Familiarität, vergibt sich aber nicht leicht den Respekt. Er soll mäßig im Essen und Trinken seyn, und lebt, wie schon erwähnt, nur mit Einer Frau; er ist gottesfürchtig auf Abyssinische Weise, besucht fleißig die Kirche, und thut viel Gutes an Armen, den Priestern, Mönchen und Fremden. Er ist ein vortrefflicher Soldat, der alles in der Schlacht selbst anordnet, und sich oft blindlings in Gefahren stürzt, wo seine Leute ihm folgen müssen. Hätte er eine bessere Erziehung genossen, so ließe sich noch mehr von ihm erwarten. Auch fehlt es ihm an guten und weisen Rathgebern, welche fremde Länder kennen.

Wir überreichten ihm zuerst unsere Briefe von Bischof Gobat und dem Koptischen Patriarchen in Kairo. Der Abuna übersetzte sie ihm aus dem Arabischen ins Amharische, in welcher Sprache ich mit ihm rebete.

Nachdem wir unsere Briefe überreicht und dem König den Zweck unserer Reise in sein Land erklärt hatten, sagte er, es



freue ihn, daß Bischof Gobat ihm nützliche Leute senden wolle, er möge ihm nur einen Büchsenmacher, einen Buchdrucker und einen Ballastbauer, d. h. einen Architekten, schicken — er verlange zuerst nur diese drei Arbeiter. Wenn er mit ihnen, und sie in Beziehung auf Bezahlung u. s. w. mit ihm zufrieden seyen, so wolle er mehr Arbeiter verlangen. Der Abuna sagte ihm dann, daß Gobat wünsche, er möchte den Glauben dieser Arbeiter nicht antasten, sondern sie nach ihrer Ueberzeugung glauben und leben lassen. Hierauf erwiderte der König, daß über Glaubenssachen er (der Abuna) zu entscheiden hätte, alles, was er (der Abuna) ihm in dieser Beziehung sage, wolle er (der König) thun. Der Abuna, mit dem wir alles schon besprochen hatten, hatte uns aber bereits gesagt, daß er die Arbeiter, so viel in seiner Kraft stehe, schützen und gegen Angriffe ihres Glaubens sie vertheidigen werde. Von Missionaren im eigentlichen Sinn war nicht die Rede, da meine Sendung und Auftrag von Bischof Gobat sich nicht auf diesen Punkt bezog, und da diese Sache allein mit dem Abuna abzumachen war, welcher die protestantische Missionsache gut kennt und einem Missionar unserer Gesellschaft keine Schwierigkeit in den Weg legen wird.“

Die schriftliche Antwort des Königs an Bischof Gobat lautete:

„Möge dieser Brief, welcher gesandt wird von Theodoros, dem von Gott eingesetzten König der Könige (von Aethiopien), gelangen an den Englischen Bischof Samuel Gobat in Jerusalem. Bist du sehr wohl? Das Schreiben, welches du mir durch Krapf und Martin Glad gesandt hast, hat mich erreicht. Es hat mich gefreut, daß du nach mir fragst. Wenn nun diese Männer (bei dir) bleiben, so behalte sie, und wenn sie kommen, halte sie und sende sie mir. Und wenn die Leute, von welchen du gesprochen hast, sagen, wir wollen gehen (nach Abyssinien), so will ich sie in Liebe aufnehmen und in Liebe senden. Daß du sagtest, ich will dir Arbeiter senden, das freut mich, sende sie mir. Aber du kennst die Verhältnisse unsers Landes, in dem du gewesen bist. Wir waren früher in drei Parteien getheilt (in Beziehung auf den drei Geburtenstreit), aber jetzt habe ich durch Gottes Hilfe Einheit gestiftet. Priester, welche unsern Glauben zerstören, sollen nicht kommen, damit die Liebe nicht nachlasse. Früher kam der sogenannte Vater Jakob und hat die Taufe und Ordination aufgehoben und hat die seinige gegeben und viele Leute abhällig gemacht. Mit Gottes Hilfe habe ich ihn ausgetrieben und verbannt. Wenn aber ein anderer (Priester) kommt, so will ich ihn in Liebe aufnehmen und in Liebe zurücksenden, und wenn er bleiben will, will ich ihn mit Freuden bleiben lassen (im Lande). Von den Arbeitern soll Einer das Ding bringen, das mit einer Feuerschraube pflügt, denn ich habe gehört, daß es etwas gibt, das mit einer Feuerschraube pflügt (Dampfpflug). Und du frage nach mir, ich will auch nach dir fragen. Um Gott zu gefallen, habe ich seit zwei Jahren den Sklavenhandel durch den Staatsherold verboten.“

So weit der Bericht des Missionar Krapf. Daß sich die Lage der Dinge in Abyssinien im Allgemeinen sehr vortheil-

haft verändert hat, geht aus den Krapf'schen Mittheilungen mit Bestimmtheit hervor. Auch die Angaben des Preussischen General-Consuls in Kairo in einem abschriftlich der Berliner und der Rheinischen Missionsgesellschaft mitgetheilten, an unsern Königs Majestät erstatteten Berichte harmoniren damit.

Es läßt sich erwarten, daß in Folge dieser wichtigen Veränderungen in Abyssinien auch die Augen der Deutschen Missionsfreunde sich dorthin richten, und diesem ältesten Ziele Deutscher Missionslust ihre volle Aufmerksamkeit wieder zuwenden werden. Dies ist zum Theil auch schon geschehen. Wiederum hat zuerst ein Deutscher Fürst dieser wichtigen Angelegenheit seine christliche Theilnahme zugewandt, und in Folge dessen ist an mehrere Deutsche Missionsgesellschaften, zunächst — so viel uns bekannt — an die Berliner und die Rheinische Gesellschaft die Aufforderung ergangen, „diese Verhältnisse in Ueberlegung zu nehmen und zu erwägen, ob es möglich wäre, Missionare und auch christliche Handwerker zu einer Ausendung nach Abyssinien ausfindig zu machen.“

Beide Gesellschaften haben daraus Veranlassung genommen, sich mit der ihnen vorgelegten Anfrage aufs ernstlichste zu beschäftigen. Wenn sie ihren zu fassenden Entschließungen eine möglichst genaue und sichere Kunde von den Hauptumständen, welche hierbei ins Auge zu fassen sind, zur Grundlage geben und deshalb erst noch weitere Erkundigungen anstellen wollen, so wird dies jeder besonnene Missionsfreund für recht und für unumgänglich nöthig halten. Sie werden ja wohl seiner Zeit zufahren und Hand anlegen, wenn Gott der Herr es also will, und so weit Er die Mittel und Kräfte dazu darreicht. — Die Berliner Gesellschaft hat ihre vorläufige Stellung zu dieser Angelegenheit folgendermaßen dargelegt:

„Es steht hierbei für uns ein Doppeltes in Frage:

1. Ob aus obigen Nachrichten hervorgeht, daß in Abyssinien gegenwärtig eine Thür für die evangelische Mission sich geöffnet habe, sey es für das Abyssinische Volk selbst, oder für die dem Abyssinischen Scepter unterworfenen und noch zu unterwerfenden, theils muhamedanischen, theils heidnischen Gallavölker?

2. Ob und in wie weit unsere Gesellschaft berechtigt und im Stande ist, die an sie gerichtete Anfrage zu bejahen und an einer evangelischen Missionsunternehmung für jenes Land sich jetzt schon zu betheiligen?“

Ad 1.

Der König Theodor wünscht „tüchtige Handwerker“ für sein Land, zunächst nur einen Büchsenmacher, einen Buchdrucker und einen Architekten. Er will sein Volk „civilisiren.“ Missionirende christliche Handwerker begehrt er nicht, aber er würde es zufrieden seyn, wenn die begehrten „tüchtigen“ Handwerker zugleich evangelisch-gläubige Männer wären. Eigentliche Missionare begehrt er noch weniger, aber er würde sie dulden, wenn der Abuna solche zuließe, und der Letztere hat es nicht abgelehnt, sondern andeutend zugesagt, selbige einzulassen. Aber der König sowohl als der Abuna würden die Erlaubniß nur unter der Voraussetzung ertheilen, daß die protestantische Mission jedes Angriffs auf die Abyssinische Kirche sich enthielte.

Hiernach dürften solche protestantische Missionare, welche etwa in der Weise der in Frankreich arbeitenden Genfer und Pariser evangelischen Gesellschaft, von ihrer Gesellschaft dazu ausgesandt würden, die Bibel in Abyssinien zu verbreiten und evangelische Belehrung damit zu verbinden, ohne auf eine durch-



greifende Reformation der Abessinischen Kirche direkt hinarbeiten, und ohne eine bestimmte **evangelische Kirchen-gemeinschaft** in Abessinien pflanzen zu sollen und zu wollen, wahrscheinlich einstweilige Duldung genießen, und es könnte ja auf eine solche Arbeit, wenn sie von einiger Dauer wäre, immerhin ein großer Segen gelegt werden. Allein nach den früheren Erfahrungen, und da von einem in der Abessinischen Kirche erwachten Hunger nach evangelischer Lebensnahrung auch jetzt noch keine Rede ist, stünde mit ziemlicher Gewißheit zu erwarten, daß bei einzigem Hervortreten der Missionserfolge die Eifersucht und der Selbsterhaltungstrieb der Abessinischen Priesterschaft sich aufs Neue zum Kampfe gegen die protestantische Mission erheben und dieselbe noch in ihren ersten Keimen erdrücken würde, selbst wenn keine Römischen Gäste wieder dazu kämen, um die Abessinischen Priester und Mönche dazu aufzurufen. Daß der König Theodor zum Schutz der Missionare in einen Kampf mit seiner Landesgeistlichkeit sich einlassen würde, dazu wäre bei den engen Beziehungen zwischen seiner politischen und kirchlichen Stellung nicht die mindeste Aussicht vorhanden. Dagegen scheint ein mittelbarer Missionsweg in das Abessinische Volk hinein, der freilich nur weit langsamer zum Ziel führen könnte, durch das ausgesprochene Verlangen nach „tüchtigen“ Europäischen Handwerkern jetzt wirklich offen zu stehen, und vielleicht ist die Aussendung gläubiger evangelischer Handwerker nach Abessinien der Gottgewollte Weg, um durch stilles Wirken zunächst ein Verlangen nach der evangelischen Heilswahrheit im Lande zu wecken und dadurch für eine spätere unmittelbare Missionsunternehmung Bahn zu brechen. Die Evangelisation christlicher Völker wird ohne das notwendige Entgegenkommen einer in den Völkern selbst vorhandenen Empfänglichkeit — welche allein Geist Gottes schaffen kann — nirgend von bleibendem und umfassendem Erfolge seyn; dies hat sich bei allen bisher gemachten Evangelisationsversuchen, sowohl unter katholischen als unter schismatischen Völkern zur Genüge herausgestellt. Auch der Bischof Gobat scheint diesen Weg der Handwerkeraussendung zunächst ins Auge gefaßt zu haben.

Von ganz besonderer Wichtigkeit ist aber für die stiftungsmäßig vorzugsweise oder ausschließlich der Heidenmission geltenden evangelischen Missionsgesellschaften die Frage, ob Abessinien gegenwärtig als ein offenes Thor zu den Heidenvölkern Nordafrika's, insbesondere zu den heidnischen Galla angesehen werden darf?

Bekanntlich hat die Hermannsburger Missionsanstalt ihren Plan, eine Mission unter den Galla zu beginnen, wegen Unzugänglichkeit der Osthüste, also wegen Unerreichbarkeit der Galla, einstweilen aufgegeben, und sich deshalb vorläufig zu den Zulu-Kaffern in der Natal-Kolonie gewandt. Hätten die Hermannsburger vor zwei Jahren eine Nachricht davon gehabt, daß ihnen möglicherweise ein Zugang zu den Galla's von Abessinien aus eröffnet werden würde, so wären sie mit ihrem Missionschiff ohne Zweifel ins rothe Meer vorgegangen und hätten nach geschehener Landung bei Massoa an den Abessinischen Thoren angeklopft. Der Abessinische Abuna hat gegen Krapp geäußert, daß er es gern gesehen haben würde, wenn die Römer die heidnischen Galla getauft hätten. Er hat auch dazu gesagt, daß alle Gallaländer erobert und zum Christenthum gebracht werden müßten. Aber die Römer werde er dabei nirgends mehr dulden. Dies sey auch der Wille des Königs. Hieraus kann wohl mit Wahrscheinlichkeit ge-

schlossen werden, daß sowohl das weltliche als das geistliche Oberhaupt Abessiniens einer von Abessinien aus zu unternehmenden evangelischen Gallamission für jetzt kein Hinderniß entgegensetzen, sondern dieselbe wohl eher befördern und unterstützen würde. Ob aber eben dieselben Machthaber für den Fall eines siegreichen Ausganges der gegenwärtigen Abessinischen Selbstzüge gegen die Galla und einer umfangreichen Unterwerfung der Gallavölker unter das Abessinische Regiment es dauernd zulassen würden, daß eine evangelische Mission ihre Kirchenpflanzung unter den Galla selbstständig und ohne Beeinträchtigung durch Ansprüche der Abessinischen Kirche betreiben und fortsetzen könnte? das ist freilich eine Frage, die große Bedenken und Zweifel zuläßt. Nach dieser Richtung wäre die Einziehung genauer Erkundigungen aus Abessinien und die Erwirkung bestimmter Erklärungen Seitens der Abessinischen Oberhäupter sehr dringend zu wünschen, und es müssen diese Erklärungen als eine durchaus nothwendige Einleitung und Vorbereitung zu einem etwaigen Missionsunternehmen für die Gallaländer bezeichnet werden.

#### Ad 2.

a) Unsere Gesellschaft als eine stiftungsmäßig nur für die Heidenmission arbeitende kann sich der Aufgabe einer Evangelisation des christlichen Abessiniens durch Aussendung evangelischer Missionare nicht unterziehen, ohne ihre Bestimmung wesentlich zu alteriren und ihre ohnehin geringen Mittel und Kräfte in unzulässiger Weise zu zersplittern.

b) Dagegen würde sie rücksichtlich ihres stiftungsmäßigen Zweckes nicht daran behindert seyn, aus dem Kreise der mit dem Missionshause in Verbindung stehenden christlichen Handwerker Einige zur Aussendung nach Abessinien auszuwählen und bereit zu stellen, wenn sich die schulbige Fürsorge für die kirchlichen Bedürfnisse auf irgend genügende Weise damit sollte vereinigen lassen. Die zum Missionshandwerkerdienst bei uns sich anmeldenden und unter der Leitung unsers Missionshauses stehenden jungen Leute erwarten es von unserer Anstalt, daß wir sie in keine Lage versetzen, in der sie von der Kirche ihres Bekenntnisses völlig isolirt und den Gefahren einer solchen Isolirung preisgegeben wären.

c) Unsere Gesellschaft muß aus den Nachrichten über die Abessinischen Ereignisse und besonders auch aus den wichtigen an sie gerichteten Anfragen Veranlassung nehmen, hauptsächlich auf die mit der Abessinischen Angelegenheit im engsten Zusammenhang stehenden Verhältnisse der Nordafrikanischen Völker ihr Auge zu richten.

Wenn sich nun eine gegründete Hoffnung dazu fassen ließe, daß sie auf Abessinischem Kommunikationswege und ohne Lähmung durch Abessinische Einflüsse ihr Missionsnetz unter den heidnischen Galla's auswerfen könnte, so würde sie darüber, ob sie als eine von Gott dem Herrn hierzu berufene sich erachten müsse, die ernstlichste Erwägung vorzunehmen haben. Sie muß es daher wünschen, daß sie durch eine nähere Kenntniß der betreffenden Verhältnisse, welche vielleicht im Wege weiterer Ermittlungen Seitens des Königl. Preussischen Generalkonsulats in Kairo und durch mündliche Rücksprache mit dem, wie verlautet, hier in Berlin zu erwartenden Bischof Gobat zu erlangen seyn wird, in den Stand gesetzt werden möge, in ein bestimmteres Verhältniß zu dieser Angelegenheit einzutreten.

B.

M.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Mittwoch den 17. September.

N<sup>o</sup> 75.

**Franz Junius.**

**Ein Lebensbild aus der Reformirten Kirche.**

Wir lesen in einem Berichte über die Jahresversammlung des Badischen Gustav-Adolphsvereines in Mannheim in Nr. 30 der Protest. K. Z.: „Ueber der ganzen Feier schwebte jener Geist der Union, der die Union gegründet hat, nicht jener neue, der dieselbe untergräbt und zu einer sinnlosen Conföderation herabstimmt, oder ihr die Schnitzstiefel jener dogmatischen Nachgeburt, welche man Consensus nennt, aufdrängen will. Dieses gilt vornehmlich auch von der durch Stadtpfarrer und Professor Plitt von Heidelberg über 2 Cor. 8, 1—9 gehaltenen Festpredigt. Sie war durchaus originell, geistreich\*) und von wohlthuender innerer Wärme getragen, aber das gab der Predigt noch eine besondere Bedeutung für Viele wenigstens, daß grade Plitt es war, der solches redete. Denn wenn solche Männer, die in früheren Jahren ganz auf der Rechten standen und zu den eng- und strenggläubigsten gerechnet wurden, nun von einer Weitherzigkeit erscheinen, wie man sie zur Zeit selbst in freieren Kreisen kaum mehr festhalten zu dürfen meint, und wir doch erkennen müssen, daß sie sich im Wesentlichen nicht geändert haben, sondern die Zeit, dann wird es uns oft erst wieder recht klar, auf welcher abschüssigen Wegen wir laufen\*\*) und wie wir schon so viel weiter gekommen sind, als wir selbst wissen.“

Es ist allerdings eine unleugbare Thatsache, daß unter denjenigen, die sich selbst als Anhänger einer positiven Union charakterisiren, seit einiger Zeit ein rasch zunehmender Verfall zu bemerken ist. Bunsens Zeichen der Zeit stehen nicht vereinzelt da. Die Entschiedenheit, mit der Dr. Schenkel, Dr. Dörner und so viele Andere für ihn Partei genommen haben, zeigt, daß dieser positive Unionismus die Schranken, die er sich willkürlich gesetzt hatte, nicht länger aufrecht erhalten kann, daß die treibende Kraft des Principes den Sieg über den glücklichen und lobenswerthen Eigensinn der Subjecte davon trägt. Der Proceß wird beschleunigt durch die bedenkliche Gesellschaft, in die sie sich hineinbegeben haben. Es ist ja ganz natürlich, daß wer mit Zittel und Genossen sich zu Gottesdienst, Berathungen und

„heiterem Mahle“ verbindet, auch anfängt ihre Sprache zu reden. Er könnte es sonst unter ihnen nicht aushalten. Die positiven Unionisten bilden unter der Zahl der Freunde der abgesorptiden Union eine schwache Minderheit. Wenn sie mit ihnen mehr und mehr zu einer Partei sich zusammenschließen, so ist die Gefahr des Herunterkommens schon wegen des Druckes groß, den in einer Partei immer die Majorität auf die Minorität ausübt, hier aber um so größer, da der Unterschied zwischen den positiven und den negativen Unionisten ein fließender, der Uebergang also ein leichter und unmerklicher ist, da die letzteren die Consequenz auf ihrer Seite haben, da der Gegensatz gegen die confessionelle Partei die Unionisten mehr und mehr nach links treibt und also der negativen Fraction günstig ist.

Es wird nicht lange dauern, so wird das Ende zum Anfang zurückkehren, die bloß gläubige Richtung, der positive Unionismus wird zum gewöhnlichen Rationalismus hinabsinken, mit dem er ja jetzt schon überall fraternisirt, in dem er also sein Fleisch und Bein erkennt, während jede nähere Berührung mit denjenigen, die auf dem Grunde der Kirche feststehen, ihn in unwillige Aufwallung und Erregung versetzt.

Bei dieser Lage der Dinge wird es um so mehr nothwendig, daß diejenigen, welche fest und sicher auf dem Grunde der Confession stehen und eben dadurch auch das den christlichen Kirchen Gemeinsame noch mit ehrlichem treuem Glauben bekennen, sich die Bruderhand reichen zum Bunde gegen den gemeinsamen Feind, den Unglauben, der um so gefährlicher ist, wenn er täuschende Hüllen annimmt, wie hier den Unionismus, diese wasserleere Wolke, die Regen und Segen verspricht, aber nicht gewährt, diesen Feind der Kirche, der nur zersetzen kann, aber nicht neu bilden, nur Zwietracht anrichten, aber nicht wahrhaft verbinden.

In diesem Interesse und zur Förderung des wahrhaft katholischen Geistes haben wir kürzlich in dem Artikel: Aus der Französischen Revolution, die Geschichte eines katholischen Mönches mitgetheilt. In gleichem Interesse geben wir hier die Lebensgeschichte eines frommen Reformirten Theologen mit seinen eignen Worten. Unser Zweck ist erreicht; wenn unsere Leser in Junius die Reformirte Kirche in ihrem ursprünglichen und ächten Bestande als eine fremde zwar, aber doch der unsrigen nahe, ja unter allen am nächsten stehende lieb gewinnen. Wir wollen uns von dem Unionismus nicht einmal insofern abhängig machen, daß wir uns durch ihn zu unbegründeten

\*) So bezeichnen die Herren vom Zeitgeiste alle Producte, in denen sie ihre Phrasen wiederfinden.

\*\*) Ein seltsames Vergnügen, auf abschüssigen Wegen zu laufen!



und naturwidrigen Antipathieen verleiten lassen. Je fester jemand steht auf dem Boden des Lutherischen Bekenntnisses, je tiefer er durchdrungen ist von dem Bewußtseyn, daß hier im vollsten Sinne die Kirche des reinen Wortes und Sacramentes vorhanden ist, desto unbefangener kann und soll er die Eindrücke der Offenbarung der Herrlichkeit Christi in den andern Kirchen, und besonders der Reformirten in sich aufnehmen.

(Fortsetzung folgt.)

## Wie die Geschichtschreibung mit der heiligen Schrift umgeht.

Wie die himmelfürmenden Giganten unserer Zeit \*) in dem Jahre 1848 das Christenthum mit seinem Namen auszuwotten vorhatten, wissen wir noch aus den Reden in Frankfurt und öffentlichen Schriften. Nun das in jener Weise nicht gelungen ist, versuchen sie es in der Gestalt der freien wissenschaftlichen Forschung und Bewegung auf dem Felde der Naturwissenschaften und der Erziehung. Davon haben die *Ev. R. Z.* und das Volksblatt namhafte Proben mitgetheilt. Noch folge eine aus dem Gebiet der Geschichte.

Hr. M. Dunder, außerordentlicher Professor an der Universität Halle, stellt in seiner „Geschichte des Alterthums, 2. Aufl. 1855. Bd. 1. S. 164 ff.“ die Wahrhaftigkeit der heiligen Schrift in folgendes Licht: „Die Hebräer führen den Ursprung ihres Volkes bis zum Ursprung der Welt hinauf. Die Israeliten lassen alle Völker der großen Familie, welcher sie selbst in Körperbildung und Sprache angehören, von dem erstgeborenen Sohne Noahs, dem Sem, abstammen. Die Sage von der großen Fluth, welche in die Geschichte der Patriarchen verwebt ist, konnte nur in einem Gebiete entstehen, welches mächtigen Ueberfluthungen ausgesetzt war.“ Von Abraham: „So erschien den Hebräern das Leben ihres Stammvaters.“ Im weitem Verlauf: „Das ist die Tradition der Hebräer von ihrem Aufenthalt in Aegypten und ihrem Auszuge. Daß die Absicht von vornherein weiter ging, als in den Dafen und Tristen der Wüsten Sur und Sin das alte freie, ungebundene Leben wieder aufzunehmen, ist wenig wahrscheinlich. Ob Moses den Jehovah nur als ersten oder als einzigen Stammgott zur Anerkennung brachte, und inwieweit das letztere gelungen ist, muß ungewiß bleiben. Die Beschreibung des heiligen Zeltes in der Wüste ist ersichtlich von der Stiftshütte hergenommen, welche David später in Jerusalem errichten ließ, und von dem Tempel Salomo's selbst“ u. a. m.

\*) In der Buchhändleranzeige über „Zimmermanns neuestes Werk: Naturkräfte und Naturgesetze,“ heißt es: „Zumitten des Umsturzes einer alten Welt, und unter dem Entstehen eines Giganten-Zeitalters, welches dieselbe Naturgewalt, die uns im Donner erschüttert, als Dampfmaschine zum folgamen Hausthier, den Blitz zum Briefträger gemacht hat etc.“ Das ist also der neue, eigenthümliche Charakter der gegenwärtigen Zeit.

Am bezeichnendsten ist, wie die Geschichte 2 Kön. 22 (2 Chron. 34) als „Gesetzbuch des Reiches Juda“ erzählt wird. „Die härteste Verfolgung, welche die Jehovahpriester in Juda jemals erfahren, war über sie hingegangen; der Eindruck der Verheerungen der Sythen war tief und frisch im Volke, der König war jung und wie es scheint leutsam. Diese Umstände mußte die Priesterschaft zu benutzen suchen, um den Christen Diensten für die Zukunft einen stärkeren Niegel entgegenzustellen. Als Josias im J. 622 seinen Schreiber Saphan in den Tempel sandte, dem Hohenpriester Hilkia das Geld abzufordern, welches die Thürhüter des Tempels einsammelten — es war für die Bauleute, welche den Tempel ausbesserten, bestimmt, und der König machte die Zahlungen \*) — sagte der Hohenpriester dem Saphan, er habe „das Gesetzbuch“ im Hause Jehovahs gefunden und gab dem Schreiber eine Rolle. \*\*) Dieser brachte die Schrift dem König und las ihm dieselbe vor. Josias wurde von deren Inhalt, von den darin ausgesprochenen Drohungen gegen die, welche das Gesetz Jehovahs überträten, tief ergriffen. Um sich zu überzeugen, ob dies wirklich das Gesetz des Moses sey, appellirte er von der Autorität des Tempels und des Hohenpriesters an eine Wahrsagerin. Das Weib eines königlichen Hausbeamten, des Kleiderhüters, die Hulda, wurde um die Richtigkeit des Buches befragt und erklärte die Worte des Buches für Jehovahs Worte. Da versammelte der König die Aeltesten Juda's und alles Volk im Tempel zu Jerusalem. Das Gesetzbuch wurde vorgelesen, der König „gelobte Jehovah nachzuwandeln und seine Satzungen und Gebote zu halten, mit ganzem Herzen und mit ganzer Seele die Worte des Bundes, welche in dem Buche geschrieben seyen, zu erfüllen, und alles Volk trat in den Bund.“

In diesem Sage ist a) die Darstellung, „um sich zu überzeugen, ob dies wirklich das Gesetz des Moses sey“, ganz wider das klare Wort 2 Kön. 22, 13. 2 Chron. 34, 21. Josias will nicht die Richtigkeit des ihm vorgelesenen Buches erkundigen, sondern durch einen Ausspruch des Herrn erfahren: ob das Maaß der Sünden schon voll, oder ob noch Hoffnung sey auf Gnade. So erklärt auch Hulda nicht bloß die Worte für Jehovahs Worte, sondern 2 Kön. 22, 16—20. 2 Chron. 34, 24—28: die Drohung Gottes würde erfüllt, Jerusalem und der Tempel zerstört und verbrannt werden, weil sie den Herrn

\*) Das leitet zu der Meinung: als aus seinem Schatze. So ist's aber nicht. 2 Chron. 34, 9.

\*\*) 2 Chron. 34, 14, 15. steht klar und bestimmt: „und da sie (B. 8. 9) das Geld herausnahmen, das zum Hause des Herrn eingelegt war, fand Hilkia der Priester das Buch des Gesetzes durch Moses gegeben, und sprach zu Saphan dem Schreiber: Ich habe das Gesetzbuch gefunden im Hause des Herrn, und gab das Buch Saphan.“ Es war also kein absichtliches Uebergeben einer Rolle, sondern das unerwartete Auffinden des Gesetzbuches, als das Geld sammengesucht (2 Chron. 34, 17) und der Tempel zum Zweck seiner Ausbesserung durchsucht wurde.



verlassen und andere Götter angebetet haben, das solle aber erst nach Josias Tode geschehen, weil derselbe über den Drohworten Gottes sich in Buße zu Ihm gewandt habe. b) Hulda war keine Wahrsagerin, sondern eine Prophetin (darüber kann den aufrichtigen Forscher schon Oelenius hebr. Handwörterbuch belehren), wie auch Mirjam und Debora es waren, desgleichen im N. T. Hanna Luc. 2, 36 und die vier Töchter des Philippus Apgsch. 21, 9; denn in außerordentlichen Zeiten thut Gott, was er Joel 3, 1 verheißt. Auch war Hulda nicht eines königlichen Hausbeamten Ehefrau, sondern eines Leviten, der über die gottesdienstlichen Priesterkleider gesetzt war (2 Kön. 10, 22). c) Josias appellirte auch nicht vom Hohenpriester an eine Wahrsagerin, wie einst Saul gethan hatte; sondern die Frage des Königes, wie sie in der heil. Schrift verzeichnet ist, eignete sich nicht für die Entscheidung des Hohenpriesters, sondern mußte einem Propheten vorgelegt werden.

So unwahr demnach, wie diese Darstellung, so unwahr und böse ist das darauf gegründete Raisonnement: „Die Verfolgungen Manasses hatten die Jehovahpriester veranlaßt, auf Mittel zu denken, der Wiederkehr ähnlicher Bedrängnisse vorzubeugen; sie mußten sich stärker als jemals zu dem Versuch angetrieben fühlen, ihr Bekenntniß und ihre Stellung von dem wechselnden Willen der Könige und von der unsichern Haltung des Volkes zu emancipiren, dem Schwanken zwischen nationalem Kultus und fremden Diensten endlich ein Ende zu machen. Hatte die Priesterschaft in Juda, weil die Mehrzahl derselben an Einer Opferstätte vereinigt war, stets eine angesehenere und festere Haltung behauptet, als die zerstreuten Priester in Israel, so war doch weder diese Organisation, noch der religiöse Einfluß ausreichend gewesen, die Könige bei dem Bekenntniß Jehovahs festzuhalten und sie an Reformen und Verfolgungen im Interesse der Syrischen Kulte zu hindern. Wenn man aber den Jehovahdienst zur gesetzlich festgestellten Staatsreligion zu erheben vermochte, wenn man einem Gesetzbuch, welches den Jehovahdienst zur Grundlage hatte und das ganze bürgerliche Leben umfaßte, die Anerkennung des Volkes und des Königs verschaffen, wenn man die königliche Autorität auf diese Weise an den Jehovahdienst binden konnte, wenn man dann die Strafe des Gesetzes und den religiösen Einfluß gleichmäßig für den nationalen Glauben zu verwenden hatte: so ließ sich hoffen, nicht minder künftigen Gefahren für die Priesterschaft vorzubeugen und die eigene Stellung für immer zu sichern, als den Jehovahkultus streng durchzuführen und für alle Zukunft zu befestigen. — Für ein solches Gesetzbuch war die Priesterschaft nicht ohne Vorarbeiten. Seitdem eine größere Anzahl von Priestern durch Salomo's Tempelbau zu Jerusalem vereinigt worden war, seitdem die Israeliten auf das Kulturleben ihrer Stammesverwandten, der Phönizier und Babylonier, eingegangen waren, hatte man in priesterlichen (?) Kreisen begonnen, die Traditionen des Volkes anzugeichnen, wobei priesterliches Interesse und priesterliche Gesichtspunkte nicht ohne Einfluß bleiben konnten (!). Man hatte, jenem natürlichen Impulse folgend, die Stellung der Priesterschaft, welche sie zum Theil seit Salomos Zeit eingenommen, zum andern Theil als noch zu erreichendes Ziel angestrebt, bereits in die Uebersieferung von dem Anzuge aus Aegypten hineingeschoben und als ein Verhältniß dargestellt, welches bis in die Zeiten des Moses hinaufreichte (!); man hatte das Ritual der Opfer und die Gebräuche des heiligen Dienstes, wie sie sich successiv entwickelt hatten, als von Moses auf Jehovahs Geheiß festgestellte Satzungen an passenden Stellen der Uebersieferung eingefügt (!), man hatte

Institutionen, welche im Interesse des Priesterstandes (!) eingeführt oder umgewandelt werden sollten als ursprünglich bestehende, von denen die Gottlosigkeit späterer Zeiten abgewichen sey, hingestellt (!) . . . Der Prozeß dieser Umgestaltung der Tradition hatte sich bei deren Niederschreibung um so leichter vollzogen, als sich hier und da sowohl in den vorhandenen Opfergebräuchen, wie in der Praxis des Gerichts und in der ursprünglichen Uebersieferung Satzungen und Elemente fanden, welche wirklich bis in die Zeit des Moses hinaufreichten; als sich das Bild eines heiligen Jehovahs Willen gemäßen Lebens der ordnenden Thätigkeit eines Mannes, dessen Weisheit und Schwürdigkeit gepriesen, dessen bestimmender Einfluß unbestreitbar war (?), und den in weiter Ferne liegenden Anfängen der hebräischen Geschichte leicht und unwillkürlich unterschrieben mußte (!). Natürlich waren es vorzugsweise die Rechte und Pflichten des Priestertums, welche in diesen Aufzeichnungen und deren allmählicher Ueberarbeitung festgestellt und als göttliche durch Moses eingeführt (!) Institutionen functionirt wurden; doch hatten auch alte rechtliche Observanzen Aufnahme gefunden. . . . Es kam ferner darauf an, von übertriebenen, sehr idealen Anforderungen Einiges nachzulassen, um mäßigere Bestimmungen desto energischer geltend machen zu können, man mußte endlich, wenn die ältern Aufzeichnungen sehr ausführliche Anweisungen für die Priester enthielten, nun ein Gesetzbuch für die Laien zu entwerfen versuchen, man mußte die in die Geschichtserzählung zerstreut eingewobten Vorschriften zusammenstellen, um sie den Laien in einer übersichtlichen und verständlichen Form vorlegen zu können. Es kam auf eine Kodifikation der Regeln an, welche sich in den Kreisen der Priesterschaft für ein Jehovah wohlgefälliges Leben des Volkes allmählig gebildet hatten, auf ein Kompendium, welches die hauptsächlichsten Forderungen der Religion an die Laien scharf hervorhob. Nur von einem solchen Gesetz durfte man hoffen, daß es Eingang finden, daß es als feste Norm von dem Herrscher, wie von dem Volke, als Grundgesetz des Landes anerkannt werden könnte, daß dessen Durchführung möglich seyn werde. „In solchem Sinne und auf solchen Grundlagen war das Gesetzbuch (Deuteronomion) entworfen, welches der Hohenpriester Hilkia dem König übersendet hatte.“

So erläutert Hr. Dunder die Geschichte in unserer heil. Schrift und den Ursprung des 5. B. Mos. Das selbe Buch, aus welchem unser Herr Christus lehrt, welches das vornehmste Gebot ist (Mat. 12, 28 ff. 5. Mos. 6, 4), aus welchem Petrus (Apgsch. 3, 22. 23) Jesum als den dem Volke verheißenen (5. Mos. 18, 15 ff.) und nun erschienenen und lebendig wirkenden Propheten wie Moses verkündigt, dieses Buch, auf dessen Weissagung (E. 18, 15 ff.) der erste Blutzeuge Stephanus seine Vertheidigung gründet, daß Jesus Christus grade dieser Prophet sey, auf den das Volk habe hoffen müssen (Apgsch. 7, 37) dieses Buch wird unsern gelehrten und gebildeten Christen nun als ein fein ausgesonnenes Fabrikat der Priesterschaft ausgelegt, welche in ihr hierarchisches Netz Fürsten und Volk zu ziehen bemüht ist. Damit wird nicht bloß die Glaubwürdigkeit der Offenbarung Gottes im N. T., sondern auch die objective Wahrhaftigkeit Jesu Christi selbst, wie seiner Apostel geleugnet. Auch das Wort 2 Petr. 1, 21: „es ist noch nie eine Weissagung aus menschlichem Willen hervorgebracht, sondern die heiligen Menschen haben geredet, getrieben von dem heiligen Geist“, worauf doch unser Glaube an die Wahrhaftigkeit und Zuverlässigkeit der heil. Schrift beruht, ist dann nichtig. Das sind nicht bloß theoretische Folgerungen aus der obigen Darstellung der Geschichte, sondern die Unkumbigen und die Ungläubigen unter unsern



fog. Gebildeten machen von jenem Raisonnement schon die Anwendung: die neueren Prediger predigten nur deshalb Jesus und die Bibel, damit sie die Leute desto besser beherrschen könnten.

Wie so ganz anders steht da der Israelite Isaak da Costa, der sich durch die heil. Schrift zum Glauben an Jesus Christus hindurchgearbeitet hat und ein Christ geworden ist. Es beginnt sein Buch „Israel und die Völker“ (deutsch herausg. v. R. Mann. Frankfurt. a. M. 1855) mit dem Geständniß: „Seit meiner frühesten Jugend war mir die Geschichte der Juden innewährend ein Gegenstand, der mich interessirte, dem ich nachdachte, den ich studierte. Es war ein entscheidender Augenblick für mein späteres inneres Leben, als ich mitten unter vielfacher Verhöhnung mit Unglauben und Spott endlich, nach allmähligem Lichte, zur vollen Gewißheit gelangte, daß die Geschichte Israels und seiner Väter, wie wir sie in der Bibel besitzen, keine künstlich erdichtete Fabel seyn könne. Zwei große Lichtpunkte blieben mir von dem Augenblick an, da mir dieses Studium wichtig und später theuer geworden war, in meinem Herzen fest: bei Gott ist kein Ding unmöglich; — unmöglich hingegen, menschlich und sittlich unmöglich wäre eine so aneinandergereihte, consequent fortgeführte, mit allerlei unleugbaren Wahrheiten auf allen Seiten übereinstimmende Dichtung, für welche man sie annehmen muß, sobald man die unbedingte Wahrheit der biblischen Erzählung als historische Wirklichkeit abweist. Auf diesem Wege kam ich endlich zur vollen Erkenntniß der göttlichen Wahrheit der neutestamentlichen Offenbarung, indem es unterdeß meinem Geiste klar wurde, daß allein hierin die Erfüllung alles dessen zu finden sey, was die Propheten Israels von einem leidenden sowohl, als verherrlichten Messias verkündigt haben.“

Dr. F.

## Nachrichten.

### Zur Geschichte und Bedeutung des Mormonismus.

#### Ein Conferenz-Vortrag gehalten zu Sennfeld in Unterfranken.\*)

Aus dem Schooße meiner eigenen stillen Landgemeinde ist mir in den jüngsten Tagen die Veranlassung gegeben worden, heute über den Mormonismus zu Ihnen zu reden. Es ist nämlich in meine Parochie ganz unerwartet ein Mormonen-Emissär eingefallen, er ist von Haus zu Haus gewandert, und seine Worte haben bei vielen meiner Gemeindeangehörigen eine Bewegung des Staunens und der Verwunderung hervorgerufen. Ich war zwar nicht im Stande, seinen Umrissen durch die Polizei ein Ziel zu stecken, dafür habe ich die Genugthuung, Ihnen denselben lebhaftig heute vorzustellen, und vor Ihnen selbst öffentlich reden zu lassen. Wie Sie errathen, ich meine einen Brief. Und zwar einen Brief, den ein vor etwa 2 1/2 Jahren ausgewandertes Barnländer Mädchen, die, nun in Philadelphia verheirathet, vor mehreren Monaten zum Mormonismus übergetreten ist, an ihre Mutter und Schwester in der Heimath geschrieben hat. Da Sie, liebe Amtsbrüder, bei dem regen, brieflichen Verkehr, der zwischen Amerika und den meisten unserer Gemeinden stattfindet, alle in der Lage sind, daß solche Mormonen-Emissäre unerwartet bei Ihnen anlangen können, da der bezügliche Brief an sich nicht ohne Interesse ist und einen willkommenen Anknüpfungspunkt für meine weiteren Mittheilungen gibt, so will ich denselben vor Allem in seinen Hauptpunkten Ihnen hier mittheilen. Er lautet:

\*) Die Unterfränkische kirchliche Conferenz ist keine Pastoral-Conferenz im strikten Sinne, sondern zu einem großen, oft überwiegenden Theile von Laien verschiedener Stände besucht.

„Philadelphia, den 9. Mai 1856. Liebe Mutter und Schwester!

Ich möchte euch wieder schreiben im Glauben und in der Hoffnung, daß ihr diesen Brief empfangen werdet, und will euch zugleich in Wissenschaft setzen von einem heiligen und göttlichen Werk, das einen Anfang genommen hier in Philadelphia, nämlich ein Werk der Vollendung der Ungerechtigkeit, nun aber sollen gesammelt werden das Volk Gottes mitten aus dem tiefsten Schlamm der Sünde und sollen gereinigt und gekläret, und ihre Sünden sollen vergeben werden durch wahren und kindlichen Gehorsam zu den heiligen Geboten ihres Gottes, und sie sollen geführt werden in das Land, das ihnen der Herr verheißt hat, nämlich in das Land des ewigen Friedens und der ewigen Liebe, durch den letzten Willen und Zeugen unseres theuren Gottes Jehovah. Ihr werdet diesen Brief lesen mit Wunder und Staunen, denn ihr werdet ja auch nicht gelehrt auf ein Werk der Vollendung, aber ich bitte euch im Namen des Allerhöchsten und Dreieinigen Gottes, daß ihr diese Worte nicht verstoßen möget, sondern sie leset mit kindlichem und demüthigem Gebet, denn, wer diese Worte verstoßt, der verstoßt die dreieinige Gottheit, denn solche werden einst auch verstoßen werden an jenem Tage des Gerichts. Denn ihr wisset wohl von der Bibel, daß der Herr da gesprochen hat, es sind drei, die da zeugen sollen auf Erden, nämlich der Vater, das Wort und der heilige Geist; zwei haben nun gezeugt, und der dritte ist nun gekommen. Wisset ihr, wie Christus gesprochen hat zu seinen Jüngern, so ich nicht hingehen werde, euch die Stätte zu bereiten, so könnte der Tröster nicht kommen, nämlich der heilige Geist, den euch mein Vater senden wird in meinem Namen, dieser soll euch leiten in alle Wahrheit. Freuet euch, ihr Lieben, dieser Verheißung, die Zeit ist nun hier, auch ihr seyd berufen als Schafe seiner Herde, und verkündigt diese Worte, wo ihr nur könnt, und sammelt auch ihr für die Herde des Herrn; denn denkt nicht, daß diese Worte Unwahrheit sind; es sind freilich viele falsche Propheten und viele falsche Christus auferstanden in der letzten Zeit, aber glaubet ihnen nicht, sondern prüfet Alles mit wahrer Demuth, so wird euch klar werden, wo die Wahrheit ist. Denn lernet wohl erkennen, daß ein Werk der Vollendung und ein Werk der Wahrheit und Gerechtigkeit auch kommen muß zu derselben Zeit, denn der Satan weiß wohl, daß seine Macht und sein Werk der Finsterniß zernichtet werden muß, wenn angefangen hat das wahre Werk der Vollendung. Darum hat er ausgerufen so viele Wölfe in Schafskleidern, um das Volk auf gewaltige Irrwege zu bringen, darum wachet und betet, auf daß auch ihr nicht möchtet in Anfechtung fallen, sondern, meine Lieben, kauft Del in eure Lampen, auf daß ihr wüthig und nicht schläfrig erfunden werdet, wenn der Bräutigam kommt, denn die Braut ist nun bald bereitet und ausgeschmückt mit dem Schmuck der Gerechtigkeit. Was ist der Schmuck, der sie so schmückt? Es ist die Gerechtigkeit der Heiligen. Und was ist die Gerechtigkeit der Heiligen? Es sind die Opfer, die von ihnen gefordert wurden durch die Gebote Gottes, denn diese Opfer haben aufgelöst Alles eitel von der Ungerechtigkeit, und haben erkaufte viele Millionen Seelen, die Jahrtausende herumirrten ohne Heilmath und ohne Hirten, und wurden erkaufte von der Macht der Finsterniß und haben aufgelöst die Todten, daß sie ihre Leiber wieder annehmen können unverweslich. Sie bereiten und schmücken sich nun mit großer Freude auf den Tag der Hochzeit des Lammes und der Braut. O, welch' ein ewiger Freudentag wartet unser, ihr Lieben, denn ich hoffe, auch ihr werdet Gäste jener Hochzeit und Erlaufte zu Erstlingen für des Herrn Herde. Ich muß nun auch bekannt machen, daß nicht ich diese Worte gegeben, sondern sie sind worden angegeben durch den Geist des Allmächtigen Gottes. Ich will nun schließen diesen Brief in der Hoffnung und mit kindlichem Gebet, daß diese Worte eingegeben werden tief in eure Seelen, und daß sie Frucht bringen möchten für jenes ewige Leben, und daß auch ihr kennen lernen möchtet die heilige Stimme eures Gottes, die so treulich auch an euren Herzen ruft und euch leiten will auf den Weg der Wahrheit und Gerechtigkeit. Amen. Ich grüße euch nun mit dem Gruß: Des Herrn Friede sey mit euch!“

(Fortsetzung folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Sonnabend den 20. September.

N<sup>o</sup> 76.

## Franz Junius.

(Fortsetzung.)

Hören wir jetzt den Bericht von Franz Junius.

„Ich erzähle die Barmherzigkeit des Herrn, indem ich die Geschichte meines armen Lebens erzähle, damit der Herr an mir verherrlicht werde, der mich gemacht hat. Oeffne, Herr, meine Lippen, daß mein Mund deinen Ruhm verkündige! Leite meinen Geist, daß ich hier und in meinem ganzen Leben von deiner Treue und Wahrheit zeugen könne! Vor dir, o Herr, will ich von mir reden, oder vielmehr: ich will von dir reden, Herr, der in mir wirkt, und verkünden die Wahrheit, welche du durch eine merkwürdige Leitung nach deiner unendlichen Barmherzigkeit an mir hast entfalten wollen; damit meine Freunde, die es wissen wollen, es erfahren, und die Kinder, die du mir gegeben hast, sich an deine Güte, die du mir erzeigst, erinnern, und alle Frommen, die dich anrufen, mit mir in das Heiligthum deiner Wahrheit geführt werden mögen. Ich will mein Leben von meinen Voreltern, von seinem Ursprung bis auf die gegenwärtige Stunde herleiten, vor deinem Auge, der du alles siehst, damit ein Zeugniß deiner Güte und Herrlichkeit von mir unter den Deinigen bleibe!

Mein Großvater, Wilhelm du Jon, Herr von Boffardiniere bei Iffoudun, diente unter König Ludwig XII. in dem Navarrischen Kriege, und erhielt vom König für seine geleisteten Dienste für sich und seine ganze Familie den Adel. Er hatte drei Söhne. Einen widmete er dem Krieg, den andern der Kirche, und den dritten dem Staat und den Wissenschaften. Dieser letztere, Dionysius, war mein Vater. Er studierte in Bourges, Poitiers und Toulouse die Rechte, zwar nicht mit Widerwillen, doch unfleißig. Er war von Körper sehr stark, behend und von unbezwinglichem Muth, so daß keine Schlägerei unter den Studenten entstand, wo er nicht unvorsichtiger Weise und oft wider seinen Willen mit verflochten worden wäre, da bald diese, bald jene ihn auf ihre Seite zu ziehen suchten. Oft hörte ich ihn später dieses beklagen. Daher pflegte mein Großvater auf die Briefe, die er ihm auf die Akademie schrieb, die Aufschrift zu machen: „Meinem lieben Sohn Dionysius, den ich zu studieren geschickt habe“, anstatt man sonst schreibt: „dem Studierenden.“ Endlich erwarb er in Toulouse den Licentiatengrad, und kam, sobald er wieder zu Hause war, zwar als ein Unbesonnener, aber durch eine besondere Leitung Gottes, sogleich

zu öffentlichen Geschäften. Ich will die Veranlassung erzählen, zum Preise der göttlichen Vorsehung, welche meinen Vater bei dieser Gelegenheit zugleich betrübte und empfahl.

In der Vorstadt von Iffoudun, welches die zweite Stadt in Berry ist, ist ein Franziskanerkloster, dessen Guardian, Pater Tossan, ein Mann von unreinem Mund und Leib und zu allen Schandthaten bereit war. Dieser predigte einst von der Königin von Navarra, Margaretha, Schwester König Franz I. und Herzogin von Berry, vor öffentlicher Versammlung: „Sie sey eine Lutheranerin, und verdiene in einen Sack gesteckt und eräuft zu werden u. dgl.“ Als er dies oft, ungeachtet aller Warnungen, wiederholte, konnte der Magistrat es nicht länger verhehlen. Man untersuchte die Sache, verhörte Zeugen und berichtete an den König. Der König wurde äußerst aufgebracht, und forderte, man sollte ihm diesen Menschen zu der gleichen Strafe, die er seiner Schwester bestimmt hätte, ausliefern. Dem Magistrat wurde Befehl gegeben, sich seiner zu bemächtigen und ihn nach Paris zu schicken. Die Königin bat nach ihrer Güte für ihn, und bewirkte endlich, daß eine weit gelindere Strafe für ihn bestimmt wurde. Aber wer ihn aus seinem Klosterreich entführen und dem König überliefern wollte — das war die Frage! Niemand wagte es, weil auch der Pöbel in der Stadt in wüthender Weise die Reden des fanatischen Mönches billigte. Da nun der Magistrat mehrfach und allemal vergeblich aufgefordert worden war, so erbot sich mein Vater, der kürzlich von der Akademie heimgelommen, Waffen zu führen mußte und sich seiner vorigen Heldenthaten erinnerte, den Befehl des Königs auszuführen, wofern er namentlich ihm übertragen würde. Man schrieb dies dem König, der Befehl kam nach Iffoudun; mein Vater ging an der Spitze der königlichen Soldaten in das Kloster, ergriff den Mönch und schleppte ihn mitten durch den wüthenden Pöbel, welcher lärmte und Steine warf, zur Stadt hinaus. Hierauf wurde er zwei Jahre auf die Galeeren verurtheilt.

Dies war die erste Handlung, welche meinen Vater bei dem König und seiner Schwester beliebt machte, ihm aber von der einfältigen Menge und dem ganzen Franziskanerorden einen unauslöschlichen Haß, die unwürdigsten Verläumdungen, Drohungen, Beschuldigungen, Verfolgungen, Schäden, ja endlich einen blutigen Tod zuzog, und er hätte allerdings besser gethan und dem gemeinen Wesen nützlicher seyn können, wenn er nach dieser tapfern That, wie ihn die Königin von Navarra und



viele Große öfters riethen, auf Reisen gegangen wäre, um anderwärts dem Vaterland Dienste zu leisten.

Mein Vater heirathete Jacobaa Hugabba, von gutem Hause und einem tugendhaften und friedfertigen Gemüth. Bald aber empfand er die ersten unangenehmen Folgen jener kühnen That: denn durch List der Franziskaner, und weil er aus obiger Ursache auch bei dem Volke verhaßt war, wurde er des Lutherthums, nach dem damaligen Sprachgebrauch, angeklagt: man bediente sich zu dieser Absicht einer Magd aus unserm Hause, welche zeugen mußte, mein Vater habe an Fasttagen Fleisch gegessen. Meine Mutter hat mir immer versichert, daß dieses Vorgeben falsch gewesen. Um nicht aus dem Kerker sich vertheidigen zu müssen, von so vieler Feindschaft umgeben, nahm er die Flucht, und wurde von der Königin von Navarra fast ein ganzes Jahr unterhalten. Nach zwei Jahren kam der Guadian wieder von der Galeere zurück und wurde mit großem Jubel seines Ordens und des Volkes empfangen. Man versammelte sich vor unserm Hause, man rief meiner bekümmerten, damals hochschwangeren Mutter zu: „Der Heilige ist wieder zurückgekommen, aber die Bösewichter, die ihm zuwider waren, hat der Teufel weggejagt.“ Endlich ließ König Franz auf Fürbitte der Königin von Navarra den Prozeß meines Vaters untersuchen. Er wurde von aller Anklage losgesprochen, kehrte wieder in sein Vaterland zurück und erhielt die Stelle eines königlichen Rathes und Kriegscommissarius in Bourges, welche er bis an sein Ende mit Ruhm verwaltete. Die Königin von Navarra, als Herzogin von Berry erwies ihm ebenfalls viel Gnade.

In dieser Stadt Bourges erblickte ich am 1. Mai 1545 das Licht der Welt, mit großer Gefahr meiner Mutter und meines eignen Lebens. Man taufte mich daher so schnell wie möglich. Einer von meinen beiden Pathen war Franz Aube-spine, welcher, nachdem er hohe Ehren bekleidet, nach der Pariser Bluthochzeit, wie viele andere rechtschaffene Männer, vor Kummer starb.

Mit fünf Jahren lernte ich unter Anweisung meines zärtlichen Vaters die Elemente, so oft er nicht abwesend, oder ich nicht krank war, welches oft geschah. Im sechsten Jahr lernte ich schreiben, und mein Geist fing an sich zu entwickeln. Ich hatte von Natur eine gewisse Munterkeit und Witz, womit ich meinen Vater, wenn er von Geschäften müde war, oft erheiterte. Aber meine Erziehung, die Last meiner Arbeiten, mein Umgang, meine Studien haben diese so abgestumpft, daß wenn ich etwas munteres thun oder sagen soll, dies nie anders als mit einem unangenehmen Gefühl, als würde ich wieder kindisch, geschieht. Ich hatte eine große Ehrbegierde, war schnell zum Zorn und hatte ein für dies Alter ernstes Urtheil, so daß meine Mutter bisweilen unwillig über mich wurde und mir im Scherze vorwarf, ich wolle ein zweiter Socrates werden. Ich gewöhnte mich an vieles Essen, weil das Gesinde mich überredete, die Kränklichkeit meines Körpers würde dadurch geheilt werden. Neben dem hatte ich eine sehr große Schüchternheit, die mir

bis jetzt geblieben, und in öffentlichen und Privatgeschäften, selbst im Umgang mit meinen vertrautesten Freunden mir und andern sehr oft drückend ist, ja mich sogar bisweilen von Pflichten abhält. In meiner Jugend war sie so groß, daß ich selbst mit meiner Mutter nie ganz vertraulich, sondern immer nur mit einer gewissen schüchternen Ehrfurcht sprechen konnte. Unwillig darüber hielt sie mir oft das Beispiel meiner Brüder und Schwestern vor, und glaubte am Ende, ich hätte keine ächte Liebe zu ihr. Doch, da ich sie zum letztenmal sah (1567), wurde sie endlich überzeugt, daß der Fehler in meiner Natur liege, und entschuldigte ihn als eine Krankheit, unter der ich selbst gewiß am meisten leide. Sie hängt mir so an, daß ich oft ohne Erröthen selbst meiner Gattin die gemeinsten Dinge nicht sagen oder dem Gesinde etwas befehlen kann. Aus ihr folgt auch das Mißtrauen, das ich immer in mich selbst setze; daß ich immer, was ich von anderen höre oder sehe, mir zu eigen zu machen suche, und von andern mehr lerne, als ich ihnen von mir zu lernen Gelegenheit gebe. Ich bin mit Bedacht langsam im Reden, wenn mich nicht eine unvorgesehene Gemüthsbewegung hinreißt; endlich, so ehrliebend ich bin, so überlasse ich immer und gern andern den Rang im Reden oder Geschäften. Wie vortrefflich mir dies gebient hat, Erfahrungen zu sammeln, will ich, um nicht mich selbst zu rühmen, andere bezeugen lassen. Gern aber gestehe ich hier meine Schwachheit, damit die Jugend durch mein Beispiel Demuth und Bescheidenheit lerne, welche immer eine gewisse Frucht der Erfahrung gibt. Ich bezeuge es, daß, nächst dem göttlichen Segen, nichts so sehr mir in allen Dingen nützlich gewesen ist, als dies, aus dem Bewußtseyn meiner Schwäche und meiner Schüchternheit erlangte, Mißtrauen gegen mich selbst und die fleißige Aufmerksamkeit auf alle, mit denen ich umging.

Bis zum vollendeten zwölften Jahre wurde ich theils in der öffentlichen Schule, theils durch Privatlehrer gebildet, dann fing ich an, öffentliche Vorlesungen zu besuchen. Ich machte gute Fortschritte. Gottes Gnade ließ die meiner Natur einwohnende Sünde der Ehrsucht zu meinem Besten ausschlagen. Diese böse Wurzel wuchs so sehr bei mir auf, daß ich ungeduldig wurde, so oft ich andere loben hörte, und selbst nie mit dem Lobe zufrieden war, welches ich mir durch den hartnäckigsten Fleiß errungen hatte. Zu diesen Beschäftigungen mit den Wissenschaften, die ich sowohl zu Hause als in der Schule trieb, kamen noch andere, welche mir mein Vater, ein Mann von scharfem und gesundem Urtheil, schon in meinem zarten Alter aufgab, damit ich mit Gelehrsamkeit auch Erfahrung in Weltgeschäften verbinden lernte. Denn so oft ich Muße hatte, mußte ich ihm helfen, Angeklagte verhören, Klagpunkte aufsetzen, Urtheilssprüche schreiben; in geheimen Sachen brauchte er mich als seinen Schreiber, damit nichts auskäme. Ich freute mich ungemein, wenn ich merkte, daß mein Fleiß und meine Sorgfalt ihm gefielen, und wenn auch andere angesehene Männer sie lobten, so entflammte dieses meinen Eifer aufs heftigste, täglich mehr zu werden.



Zwei Dinge aber standen mir auf meiner Laufbahn im Wege; erstlich die Strenge einiger mir ungünstiger Lehrer; zweitens die meiner Ehrbegierde gar zu oft gezeigte Aussicht auf hohe Ehrenstellen, die ich in Frankreich erhalten könnte. Denn einige angesehenen und vielgeltende Männer suchten meinen Vater mehrmals zu überreden, er sollte mich für einen höheren Beruf bestimmen. Mein Vater zauderte, und gab den Räthen und Versprechungen dieser Männer bald mehr, bald weniger nach, bis er endlich, da er meine natürliche Schüchternheit und Liebe zur Einsamkeit genugsam kennen gelernt hatte, wie wenig sie an den Hof und zu politischen Intriguen taugte, beschloß, ich sollte bei den Wissenschaften und in der seitherigen Laufbahn, welche ihm gefiel, bleiben. Sobald er bei sich beschlossen hatte, ich sollte für immer den Wissenschaften gewidmet bleiben und gegen alle noch so glänzenden Verführungen mein Ohr verstopfen, hörte er nicht auf, mich und meinen ältern Bruder durch die ernsthaftesten Ermahnungen, durch Gründe, Beispiele und selbst durch Drohungen zum Fleiß darin anzufeuern. Bei Tische pflegte er uns an unsere Pflichten zu erinnern, besonders wenn in Staatsgeschäften etwas gegen Vernunft und Billigkeit geschah, wovon er glaubte, daß wir es zu verstehen fähig seyen. In prophetischem Geiste klagte er oft, wie Frankreich von Ungerechtigkeit erfüllt, wie unmöglich es sey, daß fortan Ehrliebende und gewissenhafte Männer sich um Ehrenstellen bewerben könnten, daß eine allgemeine Pest und, wie er sich entriistet ausdrückte, Läusefucht das Reich verzehre, und schwere strenge Gerichte Gottes unmöglich lange mehr ausbleiben könnten. Wir sollten uns also je länger je weniger auf das Vermögen verlassen, das wir von ihm zu erben hofften, da er das gewisse Unglück des Vaterlandes voraussehe; noch auf Ehrenstellen hoffen, die wir, wofern wir unser Gewissen rein erhalten wollten, vielmehr zu fliehen hätten. Er rathe uns einen ganz andern Weg einzuschlagen, Wissenschaften und Gelehrsamkeit würden ein weit sicherer Besiz für uns seyn, und uns am ehrenhaftesten durch das Leben bringen; ausgerüstet mit ihnen würden wir hingehen können, wo wir wollten. Selten hörte ich meinen Vater ohne Thränen, wenn er mit väterlichem Ernst von diesen Dingen sprach, und sowohl der Inhalt seiner Worte, als das Ansehen dessen, der sie sprach, machten einen unauslöschlichen Eindruck auf mich.

Alle diese Umstände feuerten mein Gemüth, das ohne das Ruhe und Stille liebte, je länger je mehr zum Eifer in den Wissenschaften an. Aber auf der andern Seite hemmte mich die unglaubliche und fast henkermäßige Härte, die sich einige Lehrer gegen mich erlaubten. Mein Muth und meine Vernbegierde mußte nothwendig sinken, wenn ich oft sieben- bis achtmal des Tages unschuldiger Weise entblößt auf die Erde hingelegt und dann gepeitscht und geschlagen wurde. Wie oft wurde ich genöthigt, eine That zu gestehen, die mir niemals zu Sinn gekommen war, und alsdenn geschlagen, nicht wegen der That, sondern weil ich sie so lang geläugnet hätte! Wie oft nach der unsinnigsten Raune tyrannisiert, so daß Tag und Nacht mein

elender Körper diesem Barbaren zum Spiel dienen mußte, der seine Leibeskräfte an mir übte und seine Lust an meinem Leiden hatte. Mein Bruder litt so darunter, daß er einst ganz von Sinnen kam und endlich den Studien auf immer entsagte. Auch bei mir hätte es diese letztere Folge gehabt, wenn nicht eine gewisse Furcht vor Gott und meine tiefgepflanzte Achtung vor meinem Vater mich zurückgehalten hätten.

Im dreizehnten Jahre besuchte ich die Vorlesungen des Hugo Donellus über die Anfangsgründe der Rechtsgelehrsamkeit. Sie gefielen mir nicht übel und zwei Jahre setzte ich unter geschickten Lehrern das Studium dieser Wissenschaft fort. Dann wurde ich zu meiner weiteren Ausbildung nach Lyon gesandt.

Schon im Anfang meiner dortigen Laufbahn stieß ich auf zwei höchst gefährliche Klippen. Denn, da in dieser Stadt eine unglaubliche Ausgelassenheit herrscht, so versuchten es einige unkeusche Weiber und Mädchen, sogar auf Anstiften derer, welchen mich mein Vater empfohlen hatte, auch meine Unschuld zu Fall zu bringen. Hauptsächlich that dieses ein gewisser Bekannter von mir, der auf die unverschämteste Weise und unverblümt mir täglich vorstellte, ich würde weder gestittet, noch angenehm in der Gesellschaft werden, wenn ich nicht anfinde, auch in Liebsschaften Erfahrungen zu machen. Und noch mit andern Reden und Künsten suchte er mich um das Heil meiner Seele zu bringen. Tag und Nacht lagen mir diese Verführerinnen an; in meiner Unschuld wußte ich nicht einmal recht, was sie wollten, beständig lag mir aber die Erinnerung an die Ehrbarkeit und Eingezogenheit im Sinn, die ich in meiner Eltern Hause gesehen hatte. Nicht bloß einzeln kamen sie zu mir, sondern oft fielen drei oder viere zugleich auf die unanständigste Weise über mich her, um mein Gemüth nach ihren Lüsten zu biegen und über die Beute meiner Schamhaftigkeit triumphiren zu können. Endlich schämte ich mich ihrer so sehr, daß, als eine in Gegenwart vieler Zuschauer auf mich loskam und mich lieblosste, ich ihr dagegen eine tüchtige Maulschelle versezte, worauf sie, ungewiß, ob es Scherz oder Ernst wäre? mit niedergeschlagenen Augen eine Weile stehen blieb und weiter erwartete, was geschehen würde. Da sie endlich merkte, daß es mir vollkommener Ernst war, so erfüllte sie das ganze Haus mit Geheul und zog dadurch sich das Gelächter aller Umstehenden, mir aber den Haß der Thoren zu. So oft wurde ich von diesen Versuchungen geplagt, daß ich sogar einst heimlich entfliehen und zu meinem Vater zurückkehren wollte. Doch die Betrachtung brachte mich von diesem Voratz zurück, daß der Eigenthümer des Hauses, der sehr viel bei meinem Vater galt, gewiß nichts unterlassen würde, seine Bosheit zu beschönigen und mich auf eine Weise bei dem Vater anzuschwärzen, daß dieser ihm mehr als meiner Jugend Glauben zustellen mußte.

(Fortsetzung folgt.)



## Nachrichten.

### Zur Geschichte und Bedeutung des Mormonismus.

(Fortsetzung.)

Es wird zweckgemäß seyn, zunächst einige Worte zur Charakteristik der Brieffstellerin zu sagen. Dieselbe, die älteste Tochter unter drei unehelichen Kindern einer ins Fleisch versunkenen Mutter, war seit ihrer Confirmation eine Reihe von Jahren in ihrer Heimath im Dienst. Ihr vorwiegender Charakter war der der Gutmüthigkeit, hinstreifend an jenen Grad der Beschränktheit, den unser Volk mit dem Namen: „olber“ zu bezeichnen pflegt. In ihrem äusseren Lebenswandel gab sie keinerlei besonderen Anstoß, wenn sie schon, namentlich in der letzten Zeit ihres Aufenthaltes in der Heimath, der Rausche, unter der Knechtschaft mit sehr wenigen Ausnahmen unsere gesammte ländliche Dienstbevölkerung verkauft ist, jedenfalls auch gebietet hat. Vor halb drei Jahren wanderte sie, nicht ohne Bibel und Starkebuch im Sack, in Gemeinschaft, wie man nachträglich erfuhr, mit einem katholischen Dienstknecht nach Amerika aus. Dort trennten sich beide, und die Brieffstellerin gerieth für einige Zeit in ein öffentliches Haus in New-York. Später erfuhr man, daß sie den mit ausgewanderten Burfchen geheirathet habe und mit ihm nach Philadelphia gezogen sey. Bis vor einigen Monaten waren ihre Briefe ganz derselben Art, wie eben Leute solchen Schlags von Amerika aus zu schreiben pflegen, und irgend ein höherer Gedanke war in ihren Mittheilungen nicht zu entdecken. Da kommt unerwartet der mitgetheilte Brief, zum großen Staunen, ja wohl auch Aerger ihrer Angehörigen, die statt frommer Ermahnung vielmehr auf Geld gewartet hatten. Der Eindruck des im Orte herumgewanderten Briefes war ein sehr mannigfaltiger. Die Einen meinten: „Die is nährsch geworden.“ Die Andern: „Die is heilig geworden.“ Etliche Verständige schüttelten bedenklieh den Kopf, ohne sich die Sache näher zurecht legen zu können. Aber darin waren so ziemlich alle einverstanden, daß der mitgetheilte Brief seinem Gedankeninhalt, wie seiner Fassung nach die ursprüngliche, natürliche Verstandeskraft der Brieffstellerin überschreite. Jenen letzteren gab Nebner die nöthige Aufklärung, und einer derselben, ein Anverwandter der Brieffstellerin, hat eine eben so kluge, wie ächt evangelische Antwort auf den Brief inzwischen abgehen lassen.

Aus dem Briefe ist, wenn dies auch nicht ausdrücklich ausgesprochen ist, un widersprechlich klar, daß die Verfasserin den Mormonen, die in Philadelphia eine Gemeinde haben, beigetreten ist. Ich könnte nun sofort eine Exegese des mitgetheilten Briefes geben und daran einen Ueberblick der mormonischen Glaubenslehre und Dogmatik knüpfen. Da aber letztere mit der Geschichte des Mormonismus aufs engste verknüpft ist, ja eigentlich zusammen fällt, so wird es nöthig seyn, in einer gedrängten Skizze vor Allem die Hauptzüge der Geschichte des Mormonismus Ihnen vorzuführen. Ich benutze hiezu die vor Kurzem erschienene „Geschichte der Mormonen oder Jüngsten-Tages-Heiligen in Nordamerika. Von Theodor Ashansen in St. Louis im Staate Missouri. Göttingen 1856“; und erlaube mir, Sie bei dieser Gelegenheit auf dies Buch zu verweisen, das, wenn es auch ohne höheren historischen Blick und ohne jene tiefer schauende Kritik, wie sie allein ein Eingewurzeltsein, namentlich im prophetischen Theile des göttlichen Wortes zu geben vermag, verfaßt ist, doch sehr lesenswerth bleibt, da es die erste ausführlichere, und auf reiche und zuverlässige Quellen basirte Geschichte des Mormonenthums in deutscher Sprache gibt. Es wäre namentlich für Prediger-Lese-Vereine zu empfehlen.

Der Stifter des Mormonismus ist Joseph oder abgekürzt Joe Smith, geboren zu Shacon in Vermont am 25. December 1805. Schon in früher Jugend ward er und sein älterer Bruder Hiram von seinen in ärmlichen Umständen lebenden Aeltern in Zaubergeschäften, mit denen dieselben auf die Leichtgläubigkeit und den Beutel ihrer Nachbarn spekulirten, verwendet. Joes Bildung ward sehr vernachlässigt; seine eigenen Anhänger sagen: „er hatte wenig Gelegenheit sich auszubilden, konnte jedoch in seinem 16. Lebensjahre ohne viel Schwierigkeit lesen und ziemlich schlecht schreiben, war aber im Rechnen sehr schwach.“ Er zeigte dabei schon als Knabe viel natürlichen Verstand und Witz, aber auch viel Ehrgeiz und ein großes Selbstvertrauen, welches ab und zu in Uebermuth, Frechheit und Eigensinn ausartete. Die Geschichte seiner ersten Visionen lautet nach der Tradition seiner Anhänger folgendermaßen: Als Joe Smith sein sechzehntes Jahr vollendet hatte: (1822), begann er an sein Seelenheil zu denken. Er ging häufig nach einem entlegenen Ort im Walde, kniete dort nieder und „rief nach dem Herrn.“ Nachdem er oft inbrünstig gebetet und dadurch die Mächte der Finsterniß, von denen er besessen war, besiegt hatte, sah er einmal „ein helles und glorreiches Licht“ am Himmel, welches sich nach und nach auf die Erde herabsenkte, da, wo er kniete. Er fühlte eine Verückung, sein Geist wurde entrückt und er sah zwei lichte Gestalten, die ihm verlinkigten, seine Sünden seien ihm vergeben und ihm solle die wahre Religion geoffenbart werden, denn alle bestehenden Religionssekte wären in schwerem Irrthum befangen. Darauf verschwand die Erscheinung, seine Seele aber empfand ein unbeschreiblich schönes Gefühl der Ruhe und des Friedens. Dieser Seelenzustand hielt jedoch nicht lange an, im Tausend des Lebens verfiel er abermals der Eitelkeit der Welt. Darauf folgte jedoch wieder die tiefste und aufrichtigste Reue. Am 23. September 1823 hatte er eine zweite Vision. Als er einsam auf dem Felde war, erschien ihm nämlich eine „überaus liebliche, unschuldige und glorreiche Gestalt“, welche ihm mittheilte, daß der Messias erscheinen werde, und daß vor dessen Ankunft allen Völkern das vollständige Evangelium gepredigt werden müsse. Er, Joseph Smith, sei dazu zum Werkzeuge ausersehen; er solle die Absichten Gottes in Ausföhrung bringen. Zunächst habe er gewisse alte Schriften der Propheten, die „zum Evangelium des Reiches Gottes gehörten“, ans Licht zu bringen. Der Ort, wo diese alten Schriften verborgen liegen, wurde ihm näher bezeichnet. Es war dies ein Hügel im Ontario-County im Staate New-York, der damals Mount Comosa hieß, jetzt aber gewöhnlich Mormon Hill genannt wird. Am folgenden Tage ging Smith nach diesem Hügel und fing auf der höchsten Stelle derselben zu graben an. In der Tiefe von wenigen Fuß traf er auf ein steinernes Behältniß, von welchem er die Deckplatte abnahm und darin verschiedene metallene Platten erblickte, die „wie Gold aussahen“, und mit Schriftzeichen bedeckt waren, die für Smith vollkommen unverständlich waren. Während er nun die Schrift betrachtete, kam der Engel, der ihm am Tage vorher erschienen war, und sagte: „Siehe da!“ und als er ausblickte, sah er den Firrsten der Finsterniß umgeben von seinen unzähligen Gesellen.“ Die Stimme des Engels befohl ihm nun, noch vier Jahre zu warten, bis er den himmlischen Schatz höbe. Während dieser Zeit solle er sich fleißig mit dem Studium des Koptischen, — das er übrigens natürlich nie lernte — beschäftigen, um sich auf die Uebersetzung der Plattenschrift vorzubereiten.

(Fortsetzung folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Mittwoch den 24. September.

№ 77.

## Franz Junius.

(Fortsetzung.)

Unbesiegt durch Gottes Gnade von dieser Pest der Jugend, unterlag ich beinahe völlig einer andern Versuchung, bis mich mein himmlischer Vater, der mich von Ewigkeit an in Christo zur Seligkeit erwählt hat, auch von dieser erlöste. Diese war der Atheismus, zu dessen Billigung und Einwilligung ich durch die Frechheit anderer und meine eigene Unklugheit nach und nach verleitet wurde. Ich las um diese Zeit Cicero's Werk von der Natur der Götter, und da ich mir einst einige Anmerkungen dazu zusammenschrieb, kam gerade ein gewisser Mann zu mir, welcher den dort angeführten Grundsatz des Epikurus: „daß die Gottheit sich um nichts bekümmere“, mit den scheinbarsten Gründen zu beweisen suchte. Ich antwortete darauf nicht mit fester Sicherheit, sondern gab ihm je mehr und mehr Beifall, fühlte das schleichende Gift, wie es immer mehr in mir überhand nahm, und sowohl die Achtung, die ich für diesen Mann hatte, als der scheinbare Scharfsinn seiner Schlüsse brachte mich in kurzem dahin, daß ich seine Meinung vollkommen annahm. Aber du, mein Herr und mein Gott! hast dich deines Knechtes erbarmt, und mich durch deine große Barmherzigkeit dem Verderben wieder entrißen! Täglich hörte ich solche gottlose Lehrsätze an unserm Tisch und wo ich hinging; sie umsausten mein Ohr dermaßen, daß ich für alles andere das Gefühl verlor. Denn wenn wir, wie Cicero sagt, stündlich etwas Grausames hören oder sehen, so verlieren wir selbst, auch wenn wir von Natur noch so sanftmüthig sind, endlich das Gefühl für Menschlichkeit, und hören wir gottlose Reden, den Sinn für Gott und Gottseligkeit.

Nachdem ich ein ganzes Jahr lang in diesem Abgrund gelegen hatte, so errettete mich Gott auf eine wunderbare Weise wieder daraus. Einst nämlich entstand zu Lyon am Fronleichnamstage ein Aufruhr, wobei in der Gegend der Stadt, die zwischen der Rhone und Saone liegt, mehrere Menschen ihr Leben einbüßten. Der wüthende Pöbel riß bald diese, bald jene aus ihren Häusern, und umzingelte endlich auf das Anstiften eines Priesters auch das Haus, worin ich wohnte, weil dieser sagte, es sey ein Mann aus demselben gekommen und habe ihm das Ciborium, worin die Hostie lag, zerbrochen. Hierdurch suchte er seine Unvorsichtigkeit zu verbergen, denn indem er selbst auf der Flucht war und sich eiligst in unser Haus retten wollte,

stieß er an der Hausthüre mit seinem Ciborium an und zerbrach es. Diese Lüge kam viele theuer zu stehen, denn mein Lehrer Aneau u. A. verloren darüber das Leben; seine Gemahlin, welche der Pöbel in die Saone werfen wollte, konnte kaum noch durch die Dazwischenkunft des Prevot gerettet werden, der sie ins Gefängniß schickte. Unser Haus wurde von Bewaffneten umringt und alle Ausgänge bewacht. Ein Müller erblickt mich, rief: er kenne mich gar wohl, ich solle seinen Händen nicht entfliehen! und suchte über eine Mauer in den Hof zu springen, um mich mit seiner Fellebarde zu erstechen. Ich entkam glücklicherweise durch ein unbewachtes Pfortchen, kam mitten durch die Soldaten unter Schlägen und Stößen glücklich über die Saone in die andere Gegend der Stadt, wo alles still und ruhig war, und endlich durch Hilfe einiger Freunde aus denselben heraus. Lange irrte ich umher und kam endlich in eine Bauernhütte, wo ich um Speise bat, die mir auch sogleich mit bestem Willen gegeben wurde.

Hier aber bereitete mir der Herr — o wunderbare Weisheit Gottes! eine ächte Schule des Christenthums: Der Bauer fragte mich nach Neuigkeiten von Lyon; ich erzählte ihm den Aufstand; er fragte nach der Ursache, ich bezeichnete als solche den Streit über die Religion. Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit fragte er mich nach der Meinung der Katholiken und der Hugenotten über diese Dinge. Ich erklärte sie ihm, so gut ich konnte, wie ich es nämlich gehört hatte, nicht selbst von Herzen so dachte. So geschah es, daß der gute Bauer mir seinen Eifer für die Gottseligkeit unter Mitwirkung des Herrn unvermerkt einflößte, ich aber, ein schlechter Christ, ihm mit Kenntnissen vorleuchten mußte. In derselben Stunde offenbarte Gott seine Gnade an uns Beiden: ich mußte dem Bauer Religionskenntnisse, er mir einen neuen Anfang des Eifers für die Wahrheit heibringen. Wir gingen von einander, jeder durch den andern in etwas gebessert. Mein Eifer für die Wahrheit war zwar noch gar gering, aber die Erinnerung an diesen Mann blieb mir, und das Beispiel seiner ächten Gottesfurcht rief mich oft von meiner so sehr eingewurzelten Gottlosigkeit zurück, bis mir nach meiner Rückkehr ins väterliche Haus Gott eine neue Gelegenheit darbot. Ich ging an demselben Tage wieder in die Stadt, besuchte meine Freunde, raffte, was mir die Diebe übrig gelassen hatten, zusammen und reiste dann nach Hause.

Zufällig, wie es schien, aber nicht ohne Gottes Leitung, geschah es, daß mein Vater ein paar Monate vorher einige



Edelleute von Burgund auf königlichen Befehl aufheben und nach Paris liefern mußte. Von diesen hörte er auf der Reise unter allerlei Gesprächen, daß die Leute, an welche er mich in Lyon empfohlen hatte, erklärte Gottesleugner seyen, welches ihn, wie leicht zu denken, mit Kummer und Besorgniß erfüllen mußte. Es lag ihm schwer auf dem Herzen, wie er mich auf eine ehrenhafte Weise dieser verderbten Gesellschaft entreißen, und dann, wofern sie mir ihr Gift beigebracht hätten, wie er mich heilen sollte. Da nun die Vorsehung ihm die erste Sorge abnahm und selbst mich nach Hause zurückführte, so gab er sich zuerst alle ersinnliche Mühe, meine Gesinnungen in Absicht auf Religion und Gottseligkeit auszuspähen, und hierauf mich auf eine sanfte unvermerkte Weise, wenn sie unrichtig wären, zu heilen. Er sah nach meinen Büchern, beobachtete meine Studien und meinen Umgang, suchte durch andere, gegen welche ich vertraut war, zu erfahren, wes Sinnes ich wäre? besonders da er merkte, daß meine natürliche Schüchternheit mich hindere, gegen ihn offen zu seyn. Endlich forderte er mich selbst auf, künftig freier aufzutreten. Er sagte mir, ich sey nun in einem Alter, wo die Schüchternheit einigen Abbruch erleiden müsse; wenn über der Tafel geredet werde, so sey es Zeit, auch bisweilen etwas von meinen Kenntnissen und Bemerkungen bescheiden anzubringen, und nicht immer stumm zu bleiben. Durch öftere und sehr liebevolle Erinnerungen dieser Art brachte er mich endlich dahin, daß ich bisweilen an seiner Tafel, doch nur sehr wenig sprach. Bald erlangte mein Vater, was er wollte; denn nur kurze Zeit konnte ich an mich halten, und trug bald, unter dem Schein, als wollte ich selbst sie nicht vertreten, Sätze meines schändlichen Atheismus vor. Aber, o guter Gott, mit welcher Zärtlichkeit und mit welchem Ernst mußte mein Vater meine unbedachtamen Reden, ohne zu schelten oder zu schmähen, selbst ohne zu disputiren, zurückzuweisen! Sanft, verständig, edel, fromm lehrte er mich über Sachen, die ich noch nicht hinreichend verstände, mein Urtheil zurückzuhalten, und zuerst die Urtheile gelehrter Männer anzuhören, ehe ich meine Unwissenheit so thörichter Weise kundgäbe. Aber noch blieb ihm die andere, weit schwerere Arbeit übrig, mich von der, ihm nun kund gewordenen, Krankheit zu heilen. Da er hierüber, ohne daß ich es wußte, ernstlich nachdachte, half ihm abermals Gott auf eine außerordentliche Weise. In diesem Jahre nämlich fing man in Frankreich an, öffentliche Predigten zu halten. Eines Tages, da der berühmte Rechtsgelehrte Jacob Cujacius, dessen Vorlesungen ich immer besuchte, seine Vorlesung aussetzte und ich wieder nach Hause zurückkehren wollte, mußte ich bei einem Hause vorbeigehen, wo gewöhnlich gottesdienstliche Versammlung gehalten wurde. Ich ging hinein, hörte flüchtig zu und gewann nichts. Ich kam wieder nach Hause, ungewiß, was ich thun, was ich lesen, womit ich mich beschäftigen sollte? Zufällig traf ich auf ein Neues Testament, welches mein Vater oft zu lesen pflegte und hier in mein Zimmer gelegt hatte, so daß es mir in die Augen fallen mußte, damit ich es lesen möchte, wenn es vielleicht Gott gefiele, mich dadurch zu erleuchten. Absichtlich

verhehlte er mir seine Gedanken vom Zustande meiner Seele, nachdem er die tödtlichen Reime der Gottlosigkeit in mir wahrgenommen hatte; denn dieser weise Mann wußte wohl, daß die Frömmigkeit dem Gemüth nicht aufgezwungen, sondern sanft eingesüßt, nicht befohlen, sondern gelehrt werden will, und deswegen bereitete er mir mit Stillschweigen und der feinsten Verstellung den Weg zur wahren Empfindung der keuschen Religion und zum frommen Gottesdienste. Ich öffnete das Neue Testament, welches Gott selbst mir darbot; unabsichtlich und während ich ganz andere Gedanken hatte, fiel mir beim ersten Aufschlagen sogleich jener erhabene Anfang des Evangelium Johannis in die Augen: Im Anfang war das Wort u. s. w. Ich las einen Theil des Capitels, und wurde unter dem Lesen so bewegt, daß die Göttlichkeit des Inhalts und die Majestät der Schreibart, die alle bloß menschliche Beredsamkeit weit hinter sich zurückläßt, sich sogleich mit unwiderstehlicher Gewalt mir aufdrang. Mein Leib zitterte, mein Gemüth staunte, und diesen ganzen Tag war ich in meinem Innersten so bewegt, daß ich kaum zu mir selber kommen konnte, und nicht wußte, wer und wo ich wäre. Herr, mein Gott, du hast dich meiner in Barmherzigkeit erinnert, und dein verlornes Schaf wieder zu deiner Herde zurückgeführt.

Von diesem Tage an, an welchem der Geist Gottes so mächtig in mir wirkte, wurde ich je mehr und mehr gegen alles andere gleichgültig, und dachte und trieb mit brennendem Eifer nur das, was die Gottseligkeit befördern könnte. Mit welcher Bönne mein Vater diese Veränderung beobachtet habe, läßt sich leicht denken. Sie war ebenso groß, wie seine Trauer über meinen Abfall zur Gottlosigkeit. Der gute Mann hatte aber noch immer weltliche Absichten mit mir, und wünschte, daß ich mir diese bei meinen Studien zum Ziel setzen möchte. Ich ließ ihn durch meine Freunde, durch die er mich ausforschen ließ, wissen, ich wünschte in den Sprachen und andern Hilfswissenschaften noch einige Fortschritte zu machen, ehe ich mich irgend einem schwerern Geschäfte bestimmt widmete. Dies gefiel ihm, und er ließ mir die Wahl, ob ich nach Paris oder Genf gehen wollte? Nach längerem Besinnen entschloß ich mich im Anfang des März, da sich eben eine gute Gesellschaft zeigte, nach Genf abzugehen, um daselbst die Sprachen zu erlernen, wozu ich von Jugend an eine brennende Begierde hatte. Meine Mutter gab mir nur ungefähr so viel Geld mit, als ich auf die Reise nöthig hatte, und versprach mir, der Vater, der grade nach Paris gereist war und in wenigen Tagen wieder nach Haus kommen sollte, würde mir so viel nachschicken, als ich nöthig hätte.

Nachdem in Genf für Unterhalt und Wohnung gesorgt war, schaffte ich mir aus dem wenigen übriggebliebenen Gelde vier Bücher an, und wartete mit den andern, bis ich mehr von meinem Vater bekäme. Auch hierin mußte ich später die gütige Leitung Gottes bewundern: hätte ich mehr Geld gehabt so hätte ich eine Menge Bücher ohne Wahl zusammengekauft und in mancherlei Studien ausgeschweift. Jetzt mußte ich diese vier einzigen ein ganzes Jahr durchstudiren. Damals entbrannte plötzlich die



Kriegsflamme in ganz Frankreich, Städte wurden erobert, die Landstraßen besetzt, die Boten aufgefangen, Mordthaten verübt, die Felder verwüstet und alles mit Blut besleckt. Täglich kamen neue Gerüchte nach Genf, sichere Kunden wenige. Geld hatte ich gar keines mehr, so daß die drückendste Noth mich plagte, welche durch zwei Unvorsichtigkeiten von mir noch erhöht wurde. Erstlich machte ich, überrebet von einigen Freunden, mit ihnen eine Reise durch die Schweiz, obschon ich bereits fast ganz erschöpft war; zweitens theilte ich mit einem rechtschaffenen und treuen Freund, von Ferriol, aus Dauphine, mein übriges Geld, bis der eine oder andere wieder eine neue Sendung bekäme.

Ich suchte durch jene vier Lichter, meine Bücher, meine Unwissenheit, so gut ich konnte, zu erleuchten und mich in meiner Armuth zu trösten. Ich studierte sie mit äußerstem Fleiß: die Bibel durchlas ich einige Male, wie auch Calvins Institutionen, die ich mit seinen Predigten und Vorlesungen verglich und in einen Auszug brachte; Beza's Confession brauchte ich als einen Index zu Calvins Werk; Hebräisch lernte ich in Ermangelung eines Lehrers für mich allein. Nachher genoß ich nebst einigen andern Viguons Unterricht in dieser Sprache. Durch diese Arbeiten suchte ich mir die Zeit zu verkürzen, und den Kummer über meine Armuth, das Elend meines Vaterlandes und das Schicksal meiner Eltern und Verwandten zu vertreiben; endlich aber kam ich in solche Noth, daß im October, der sehr kalt war, während es mir an Kleidern mangelte, mein ganzes Vermögen in nicht mehr als siebenzehn Genfer Sols bestand, und alle Auswege, mich zu retten, verschlossen schienen. Ich schämte mich, jemand um Hilfe anzufragen, Unbekannten besonders hatte ich nicht Kühnheit genug mich zu entdecken, Bekannten noch weniger, da ich bereits merkte, daß einige meinen Umgang flöhen. Denn oft fragte mich dieser oder jener auf der Straße: „Hast du keine Briefe von deinem Vater? weist du nichts von ihm?“ Sagte ich Nein! so war ihre ganze Antwort: „Sonderbar!“ und dann gingen sie wieder fort: keinem durfte ich meine Noth klagen. Wie ich nun sah, daß ich die grimmiige Kälte nicht länger würde aushalten können, da ich bloß ein leinernes Brustwamms und einen kurzen Mantel hatte, so beschloß ich, auf alle Hilfe der Menschen Verzicht zu leisten, da ich aus ihrem kaltsinnigen Betragen gegen mich auf ihren wenigen Willen mir zu helfen schließen zu können glaubte, und mit der nächsten Woche anzufangen, nach dem Beispiel des Cleanthes, den einen Tag mit der Arbeit an den Schanzen der Stadt etwas zu verdienen und den andern dem Studiren zu widmen. Aber Gott sah auf mich, er kannte meine körperliche Schwachheit, und sandte unvermuthet Hilfe durch einen edelmüthigen Jüngling aus meiner Vaterstadt, Wilhelm Bourdon. Seine Mutter war sehr arm und seit vielen Jahren eine Wittve, die mit ihrer zahlreichen Familie in einem engen Gäßchen zu Bourges nicht weit von meines Vaters Hause wohnte. Meine fromme mitleidige Mutter pflegte ihr und einigen andern armen Wittwen auf jedes Mittagessen etwas Suppe oder Brod, oder Fleisch zu schicken, und sie auch sonst auf andere Weise in ihrer Armuth zu unterstützen. Zwei Jahre lang hatte er zu Genf

das Schneiderhandwerk gelernt; da der Bürgerkrieg in Frankreich ausbrach, nahm er Kriegsdienste; weil aber die erste Schlacht, der er beivohnte, bei Magon in Burgund übel ablief, kehrte er zu seiner Profession nach Genf zurück. Unvermuthet trafen wir eines Tages, da ich mir eben obigen Plan entwarf, einander beim Herausgehen aus der Kirche. Er erkannte mich nicht gleich, doch kam ihm mein Gesicht bekannt vor, ich aber kannte ihn und schämte mich meiner Blöße. Er lief mir durch einen andern Weg zuvor, um mich noch einmal von Gesicht zu sehen, redete mich unter einem gleichgültigen Vorwand an, und nannte mich endlich, da ich aus Schaam über meinen heruntergekommenen Zustand seinen Fragen auswich, bei meinem Namen. Sobald ich mich zu erkennen gab, bezeugte er Verwunderung über meine elende Lage, die ich seither aus allzu großer Schüchternheit zu verhehlen gesucht hatte, bot mir seine Dienste an, gab mir sogleich alles Geld, das er bei sich hatte, versprach für meinen Unterhalt zu sorgen, und lud mich ein, in seine Wohnung zu ziehen, damit er mit geringeren Kosten meiner Noth abhelfen könnte. Entschieden schlug ich dies aus, standhaft blieb er bei seinem Anerbieten, bewies mir, daß er mit seiner Handarbeit wohl uns beide erhalten könnte, welches er wegen der Gutthaten unserer Familie gegen die seinige für seine Pflicht halte, und ohne das wisse, daß ich ihm einst alles wieder ersetzen könnte. Ganz beschämt gab ich endlich nach und zog mit meinen wenigen Sachen in sein Haus. Beinahe sieben Monate lang wurde ich von ihm ernährt, bis der Friede in Frankreich geschlossen wurde, und ich Geld erhielt, woraus ich ihn wieder bezahlen konnte.

(Schluß folgt.)

## N a c h r i c h t e n.

### Zur Geschichte und Bedeutung des Mormonismus.

(Fortsetzung.)

Nach mancherlei Abenteuern und Jankeemäßigen Schwindeleien von Seite Smiths „überlieferte endlich am 27. September 1827 der Engel des Herrn die heiligen Schriften den Händen des Propheten.“ Nebst dem goldenen Buche Mormon hob er zugleich ein Instrument, welches er „Urim und Thummim“ nannte, dem er die Kraft beilegte, durch dasselbe entfernte und vergangene oder zukünftige Dinge sehen zu können. Mit Hilfe dieses Instrumentes will er auch die Schriftzüge auf den Goldplatten enträthseln und übersetzt haben. In Folge des Ausharwerbens dieser Dinge ward er vom Volke verfolgt, und verließ endlich seinen bisherigen Wohnort Palmyra. Am 25. Mai 1829 begann dann mit Hilfe des „Urim und Thummim“ die Uebersetzung der goldenen Bibel, ward gegen Mitte des Jahres 1830 vollendet und sofort in einer Auflage von 5000 Exemplaren veröffentlicht. Bezüglich des Inhaltes des Buches Mormon bemerkte ich nur, daß es in 13 Büchern in durchaus phantastischer und jeder historischen Wahrheit haaren, dabei den biblischen Styl schlecht nachahmenden Weise die Geschichte der verlorenen Stämme Israels vom Thurmbau zu Babel bis zu Ende des 4ten Jahrhunderts n. Chr. beschreibt. Ein Prophet Mormon machte nach demselben zu Ende des 4ten Jahrh. einen Auszug aus den heiligen Uebersieferungen seiner Vorväter, und



vergrub sie; diese Schrift ist die von J. E. gefundene „goldene Bibel“, auch Buch Mormon genannt. Von ihm empfing die ganze neue Religionspartei den Namen Mormonen, während sie selbst seit dem J. 1834 sich „die Kirche der Heiligen des jüngsten Tages“ nennen. Die eigentliche Gründung der Mormonen-Kirche geschah zu Manchester im Staate Newyork am 6. April 1830. Joe Smith trat als Prophet mit fast unbeschränkter Gewalt sofort an die Spitze der kleinen Gemeinde; er ist als Prophet der Mund Jehovahs und empfängt dessen Offenbarungen, denen die Gläubigen unbedingten Gehorsam schulden.

Bald kamen Märtyrertage für die neue „Kirche der Jüngsten Tages-Heiligen“; Haufen Volkes aus anderen Religionsparteien erhoben sich gegen den Propheten und seinen Anhang. Bereits im J. 1832 wurde Joe Smith nach einem scheußlichen Gebräuche Amerikanischer Volksjustiz zu Chinahar in Ohio gehetzt und gefeiert. Siebenmal mußte vom J. 1830 bis zum J. 1838 der Sitz der Kirche vor drohenden, öfters auch blutigen Verfolgungen verlegt werden. Durch einen geheimen Bund, eine Art Behme, deren Mitglieder „Daniten“ genannt wurden, und die eine Reihe der Kirche gefährlicher Personen aus dem Wege geräumt haben sollen, versuchten die Mormonen Abwehr und griffen wohl auch ihrerseits wiederholt öffentlich zu den Waffen. Ueberall der Uebermacht unterliegend, wurden sie immer weiter westlich gedrängt, und schienen, nachdem sie, wie ein Wils gehezt, unter vielen Eigenthumsverlusten und dem Druck mancher ungerechten und empfindenden Gewaltthat aus den Staaten Ohio und Missouri vertrieben worden waren, endlich in der von ihnen 1840 neu gegründeten Stadt Nauvoo im Staate Illinois, an den Ufern des Mississippi, ein bleibendes Asyl gefunden zu haben. Von den Anwohnern nicht unfreundlich aufgenommen, wußten sie sich mit einer selbst in Amerika nicht gewöhnlichen Schnelligkeit in dem neuen Zion wohllich, ja stattdessen einzurichten. Mit jener Klugheit, die die meisten ihrer politischen Akte kennzeichnet, verstanden sie es, die Municipalverfassung ihrer neuen Hauptstadt mit ihrer hierarchischen Ordnung in genaueste Wechselbeziehung zu setzen und sich sehr ansehnliche Freibriefe auszuwirken. Schon zu Anfang des J. 1842 begannen sie auf der Spitze eines in der Mitte der Stadt sich erhebenden Hügels den Bau eines kolossalen, ganz aus Marmor ausgeführten Tempels. Doch auch in der neuen Heimath begannen bald Streitigkeiten mit den Nachbarn. Wenn an diesen, wie auch zuvor, die Mormonen selbst jedenfalls nicht unschuldig waren, so ist doch andererseits kein Zweifel, daß einestheils der ungewöhnlich rasche Erfolg, der ihre Ansiedelungen begleitete, und nach den schwersten Verlusten sie schnell wieder zur Wohlhabenheit kommen ließ, andererseits ihre, durch immer weitere Ausbreitung wachsende, politische Macht den Neid und die Eifersucht, ja bald den Haß der Umwohner gegen sie herausforderte. Kein politische Parteibewegungen, wie sie die Wahlen in Nordamerika zu begleiten pflegen, kamen hinzu, und ihre Abstimmungen erzeugten namentlich unter der mächtigen Whigpartei viele Feindschaft. Im Juni 1843 ward Joe Smith im Staate Missouri des Mordversuchs gegen Ergouverneur Boggs angeklagt, verhaftet, aber bald wieder befreit. Mit den politischen vereinten sich die religiösen Antipathien der Bevölkerung wider die Mormonen, und der festeste Stützpunkt ward den letzteren verliehen, als der Prophet am 12. Juli 1843 eine Offenbarung empfing, die ihm die Einführung der Vielweiberei gestattete. Zwar ward der Inhalt dieser Offenbarung nicht nur vor den Nicht-Mormonen, die bei ihnen kurzweg „Heiden“ heißen, sondern vor der großen Masse der Jüngstentagesheiligen selber noch verborgen gehalten, ja öffentlich in Abrede gestellt. Doch konnte es nicht fehlen, daß die Thatfache der Vielweiberei bei den Häuptern der Mormonen bald ruckbar ward, und den religiösen und politischen Haß ihrer Gegner zu immer größerer Erbitterung steigerte. Dessenhalb proklamirt ward die Polygamie erst am 14. Sept. 1852. All jene Anstößigkeiten bewirkten eine immer tiefere Abneigung gegen die Heiligen des jüngsten Tages und Mitte Juni 1844 kam es zu einer allgemeinen Bewaffnung der ganzen Nachbarschaft; auch die Mormonen griffen zu den Waffen; und es drohte einer jener Volks- und Parteikämpfe, wie so eben in diesem Augenblick in den Territorien Kansas und Nebraska zwischen der Freiboden- und der Partei der südlichen Sklavenstaaten ein solcher mit

erbitterter Wuth geführt wird. Der Prophet zeigte sich unter diesen Umständen im entscheidenden Augenblicke mehrfach schwankend und unentschlossen, und stellte sich zuletzt, indem die Mormonen gleichzeitig ohne Widerstand sich entwaffnen ließen, nebst seinem Bruder Hiram zu Carthage als Gefangener. Nur zu bald bestätigte sich aber die Ahnung, die dem mit der Amerikanischen Volksjustiz wohl bekannten Propheten schon vordem aufgestiegen war. Ein Trupp wild aufgeregter Milizsoldaten drang in Einverständnis mit den Wachen in das Gefängniß ein, der Patriarch Hiram wurde mit einem Schusse zu Boden gestreckt, und auch der Prophet sank, von vier Büchsenkugeln gleichzeitig durchbohrt, mit dem Ausruf: „O Herr, mein Gott!“ sterbend zu Boden (27. Juni 1844). Die Trauer über die geliebten Todten war tief und allgemein. Es wurden feierliche Todtenämter und Reden gehalten, und Klagelieder tönten über „die im Leben und Tod vereinten Brüder“, die „Märtyrer ihres Glaubens, umgeben von himmlischer Glorie.“ Wo ihr Grab ist, blieb, den Nichtmormonen wenigstens, ein Geheimniß. Das Grab des Propheten, sagen die Gläubigen, ist unbekannt, wie das Grab Moses. An des Propheten Statt ward einer der 12 Apostel, Brigham Young, ein Mann von ungewöhnlichen Gaben, der ob der mächtigen, bald die Massen entflammenden, bald sie besänftigenden Gewalt seiner Rede den Beinamen „Löwen des Herrn“ trägt, zum Propheten erwählt und ein Dunkel von Joe Smith ihm als Patriarch zur Seite gestellt. Nachdem Nauvoo besetzt und mancherlei Gewaltthaten von beiden Seiten in der nächsten Folgezeit geschehen waren, erkannten endlich die Mormonen ihre Stellung als auf die Dauer unhaltbar, und beschloßen eine allgemeine, massenhafte Auswanderung in den fernen, fast noch unerforschten Westen. Im Februar 1846 brach der Vortrab auf; unter unsäglichem Schwierigkeiten rückten sie bis an den Missouri vor. Obwohl der Beschluß der allgemeinen Auswanderung bereits feststand, bauten die zurückgebliebenen Mormonen am Tempel in Nauvoo rüstig weiter. Jeder hatte beigezeichnet, die Frauen hatten ihm ihre Schmuckschäfen und ihr Nadelgeld geopfert. Im Mai wurde er unter den größten Feierlichkeiten eingeweiht. Aber nur Einen Tag stand er da in seinem vollen Glanze. Nachdem man seine Zierrathen und alles Bewegliche in der Nacht wieder abgenommen, brach schon am folgenden Morgen der Hauptzug gegen Westen auf. Vor Ende Mai waren bereits 16,000 Seelen fortgezogen. Einige Tausend, die noch zurückgeblieben waren, wurden angegriffen und mußten zuletzt, nach Erbuldung vieler Gewaltthat, mit Hinterlassung alles Eigenthumes, fast nackt Nauvoo verlassen. Der Tempel ward später, im J. 1848, durch Feuer theilweise zerstört, und im J. 1850, als eben der Französische Communist Cabet mit seinen Italiern sich in ihm niederlassen wollte, durch einen heftigen Orkan in eine immerhin noch stattdessen Ruine verwandelt. Unter furchtbaren Drangsalen, denen Viele erlagen, bewegte sich die große Erodus über reißende Ströme, über endlose Prärien in den fernsten Westen. Als die Rocky-Mountains und das wilde Utahgebirge glücklich überstiegen waren, machten sie Halt, vor ihnen lag ein reiches Thalland, das große Bassin des Salzsee's. Alle waren überzeugt, daß dies das Land der Verheißung sey; sie nannten es „Deseret“, was heißen soll „das Land der Honigbiene.“ Der 24. Juli ist der Festtag ihres Einzuges in dasselbe. Kaum hatten sie rasch das Land bebaut und die ersten Einrichtungen getroffen, als 1848 eine große Heuschreckenplage und in deren Gefolge Hungersnoth über sie kam. Aber nichts vermochte sie zu beugen, und mit jener unvergleichlichen Spannkraft, die sie die größten Schwierigkeiten besiegen lehrte, waren bald alle Verluste ausgeglichen. Wohl 40,000 Mormonen wohnen gegenwärtig bereits im Salzseethale und seinen Umgebungen; neue Zugzüge treffen fortwährend ein; weite Strecken sind bereits in blühendem Anbau, Fabriken und Gewerbe in reger Thätigkeit, Schulen eröffnet, ja eine Universität errichtet; ein neuer, noch prächtigerer Tempelbau ist seit dem Frühjahr 1853 begonnen. Einstweilen ist ihr Land als Territorium Utah vom Congreß organisiert, bald aber werden sie ihren Antrag, als eigener Staat in die N.-Amerikanische Union einzutreten, erneuern, was voraussichtlich viel Widerstand finden und neue Kämpfe herbeiführen wird.

(Schluß folgt.)

Druckfehler: S. 751 Z. 10 v. u. l. Theodor Dischhausen.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Sonnabend den 27. September.

N<sup>o</sup> 78.

## Franz Junius.

(Schluß.)

Doch auch während dieser Zeit drückten mich schwere Sorgen, die ich wiederum vor allen, selbst vor meinem Gastwirth verhehlte, Kränklichkeit, Unreinlichkeit eines Schlafes, die wenige Gelegenheit zum stillen Studiren und Meditiren u. a., das ich mit Bedacht verschweige. Am meisten aber quälte mich die Sorge, ich möchte meinem Wohlthäter zur Last fallen. Diese Sorge trieb mich zuletzt zu einem viermonatlichen Fasten, so daß ich die Mittagsstunde mit Lesen, Betrachten, Beten zubrachte, und am Abend nur zwei Eier und ein kleines Glas Wein genoß. Aber dieses lange Fasten zog mir eine Abmagerung zu, so daß mein Körper fast alle Kräfte verlor. Ich fühlte dies erst, da ich auf die dringende Bitte meiner Freunde, welche meine Krankheit aus meinem Aussehen erkannten, wieder etwas mehr Speise zu nehmen anfang, denn ich war wirklich so schwach, daß ich kaum noch meine dünnen Kleider auf meinen Schultern tragen konnte. Von dieser Zeit an stärkte Gott meine von mir unklug zu Grunde gerichtete Gesundheit wieder, doch nur langsam.

Unterdessen fürchtete mein Vater, ich möchte mich ganz der Theologie widmen, und ließ mir, gleich nach geschlossenem Frieden, eine Summe Geldes in Genf auszahlen, mit dem Befehl, daraus meine Schulden zu tilgen, das überschießende gebe er mir bloß als Reisegeld, um damit wieder nach Hause zurückkehren zu können. Es war ihm zwar sehr erwünscht, daß ich die Frömmigkeit in mir trage, aber daß ich sie öffentlich lehren und zu meinem eigentlichen Berufe machen sollte, das hätte er, wie ich nachher von meiner Mutter hörte, zeitlebens nicht zugegeben. Er sagte, wenn ich in ein solches Amt träte, so könne er niemals Vergnügen an mir haben. Ich aber, dem die Hand Gottes durch die vorigen Begebenheiten meines Lebens die Bosheit der Welt gezeigt, und Verachtung derselben, und Liebe zum Kreuz gelehrt hatte, worin christliche Gemüther sich heimisch fühlen — ich dachte ganz anders. Aber was thun? Hier war der Befehl meines Vaters, und auf der andern Seite meine Neigung und das Bewußtseyn des göttlichen Willens! Wie ich beide vereinigen könnte, sah ich keinen Weg offen.

Nicht lange darauf aber wurde ich erschüttert durch die Nachricht von dem blutigen Tode meines Vaters. Am Fronleichnamstag geriethen zu Issoudun nach der Procession die Katholiken plötzlich in Aufruhr, rannten lärmend ungeachtet des

kürzlich geschlossenen Friedens, auf das reformirte Bethaus zu und verwütheten alles mit Feuer und Schwert. Da der König diese That erfuhr, so beschloß der Staatsrath, meinem Vater völlige Gewalt zu geben, die Sache zu untersuchen und die Urheber abzustrafen. Ohne seine Absicht kund zu geben, kam er mit seinem Gefolge nach Issoudun, wie das oft geschehen war. Vor der Stadt postirte er seine Trabanten unter einem Vorwand an verschiedene Stellen, er selbst ging mit nur drei Begleitern ins Wirthshaus und blieb daselbst eine Weile ruhig, als ob er von jemand eine Antwort erwartete. Plötzlich rottete sich der Pöbel zusammen, besetzte das Rathhaus, den Markt und die Thore, und belagerte das Wirthshaus drei Tage lang, worauf endlich einige Mordelüste, welche auf Pöbeln hin eingelassen worden, ihn ermordeten und seinen halbtoden Körper aus dem Fenster warfen, welchen der Pöbel durch alle Straßen schleppte und endlich den Hunden vorwarf. Es wurde öffentlich verboten, seine Ueberbleibsel zu begraben. Doch diesen letzten Liebesdienst, wozu kein Mann die Kühnheit hatte, that ihm eine Frau, die bei Nachtzeit seinen Leichnam auf dem Kirchhof der Franziskaner in unserm Erbbegräbniß begrab.

Der königliche Staatsrath wurde über diesen Mord äußerst aufgebracht, und befahl, daß für diese grausame That, die das gefährlichste Beispiel gab, die Mauern der Stadt sollten niedergeworfen werden. Doch dies unterblieb, weil der Gouverneur der Stadt und einige Adelige eine tiefgewurzelte Feindschaft gegen meinen Vater hatten und weil man ihn des Hasses gegen die katholische Religion beschuldigte, den er vierundzwanzig Jahre in sich getragen haben sollte.

Da ich diese traurige Nachricht hörte, wurde ich von meiner vorigen Sorge so weit erlöst, daß eine neue weit schwerere an ihre Stelle trat. Ich entsagte gänzlich einem so undankbaren Vaterlande, welches gute Bürger vertilgte und die Bösen beschützte; und dachte darauf, wie ich meiner armen Mutter, die zu großen Ausgaben genöthigt war, am wenigsten beschwerlich seyn könnte. Daher beschloß ich, zu Genf zu bleiben und lieber junge Leute zu unterrichten, als die Studien zu verlassen; meine Mutter hat ich, meinemwegen gar nicht bekümmert zu seyn.

Einige Jahre später schickte die Französische Gemeinde zu Antwerpen einen Gesandten nach Genf und bat um einen Prediger, da in den Niederlanden der größte Mangel an dieser Sprache kundigen Geistlichen sey. Viele gute Leute ermunterten mich, diese Stelle anzunehmen. Ich ließ mich von dem Con-



vent examiniren, nahm Abschied und reisete ab. Bis hieher hattest du mich, Herr mein Gott, auf die verschiedensten Weisen durch deine Vorsehung zugerichtet, damit du mich schwachen Knecht zum Bau deines Hauses nach deiner Weisheit und besonderen Gnade gegen mich gebrauchen möchtest.

Zu Metz begrüßte ich die protestantische Gemeinde und beobachtete ihre vortreffliche Kirchenordnung. Während ich da war, kam ein Bote von Malmedy und bat die Brüder zu Metz, im Namen einiger frommen Einwohner, ihnen einen Mann zu schicken, der sie durch die Predigt des Wortes trösten und eine Gemeinde des reinen Evangeliums unter ihnen stiften könnte. Man ersuchte mich also, da die Kirche zu Metz zu arm an Predigern war, meinen Weg über diesen Ort zu nehmen und diesen guten Leuten zu helfen. Ich that es, wurde aufs freundlichste von den Einwohnern empfangen und hielt, auf ihr dringendes Anhalten, in einem Privathause zwei öffentliche Predigten, am Abend und des folgenden Mittags, obgleich ich ihnen abrieth und die daraus entstehende Gefahr vorher sagte. Kurz nachher wurde diese kleine Gemeinde von dem Abt und dem Gerichtsherrn des Orts wieder zerstört, worauf sie nach der Pfalz auswanderten.

Raum war ich in Antwerpen angelangt, so fiel eine Last von vielfachen Sorgen und Arbeiten auf mich. Noch war bei vielen eine Erinnerung an die Kriege, die sie einst gegen Frankreich geführt hatten, und diese beobachteten mich, obgleich ich zu einem heiligen Amt für ihr eignes Wohl gesandt und mit den besten Zeugnissen von einer Bruderkirche an sie gekommen war, anfangs nicht anders, als wäre ich ein Kundschafter. Oft mußte ich klagend ausrufen: „Hat denn der Teufel solche Macht über die Herzen der Menschen, ihnen vermittelt der Thorheiten der Könige und Fürsten einen so unaussprechlichen Haß gegen einander einzufößen, daß selbst jetzt, wo wir alle zusammen zur Verkündung des evangelischen Heiles berufen sind, das Blut Christi, das uns von aller Sünde reinigt, nicht so viel über uns vermag, diesen Haß zu tilgen und uns zur heiligen Einigkeit des Geistes zu verbinden!“ Endlich beruhigten sie sich, und der Herr verlieh mir, daß ich das Uebel mit Geduld und Glauben überwand. Raum war aber diese Last weg, so kam eine andere, welche mir von meinen geliebten Collegen, und auf ihren Antrieb nicht nur von unsern, sondern von benachbarten und andern Kirchen aufgeladen wurde, obgleich ich mich lange entschieden dagegen gewehrt hatte, nämlich das Amt, die öffentlichen Schriften, Briefe und Antworten der Gemeinde auszufertigen.

Im September kam ein Unstern über das Land; die Braut aus Portugal kam an und mit ihr eine ganze Menge Inquisitoren aus Spanien, mit Befehlen von König Philipp, die Inquisition in den Niederlanden in ihrer ganzen Strenge einzuführen. Alles gerieth darüber in die äußerste Bestürzung, alles beeiferte sich, die Freiheit und persönliche Sicherheit zu retten: vor allem aber eine kleine Anzahl von Edelleuten, denen die Religion und das gemeine Wesen am Herzen lag, und die in

dieser Absicht einen Tag ansetzten, wo sie über die zu nehmenden Maßregeln sich gegenseitig berathen wollten. Dies war gerade der Tag der Hochzeit des Prinzen von Parma mit der Portugiesischen Prinzessin im Anfang des Octobers. Ich wurde ebenfalls auf denselben nach Brüssel berufen. Es waren nur ungefähr 20 Herren anwesend. Ich hielt eine Predigt und Gebet, hierauf berathschlagten sie sich in meiner Gegenwart und beschloßen, sich unter einander und durch auswärtige Bündnisse gegen die unerträgliche und barbarische Tyrannei des Ketzgerichts zu stärken und denselben aus allen Kräften zu widerstehen. Ich sprach kein Wort dazu. Dies war der erste Grund zu dem Widerstand gegen die Inquisition, und geschah in dem Ruilemburgischen Hause auf dem Pferdemarkt zu Brüssel, worüber zwei Jahre nachher die beiden Brüder Col, denen das Haus gehörte, enthauptet, das Haus selbst auf Befehl des Herzogs von Alba unter gräulichen Verfluchungen niedergehauen und der Platz desselben mit Salz bestreut wurde. Nach drei Tagen kehrte ich, froh über das vollendete Geschäft, in das ich ohne mein Wissen hineingezogen worden war, nach Antwerpen zurück.

Von dieser Zeit an fielen noch weit schwerere Sorgen auf mich. Denn täglich kamen nun an die Kirche und an mich Briefe von verschiedenen Orten, die ich beantworten, allerhand Staatschriften, die ich aufsetzen mußte u. dgl. Meine Stellung wurde eine täglich gefährlichere, mein Leben war vielfach bedroht, zu Antwerpen, Gent, Brüssel und noch an einigen andern Orten, an welche mich mein Eifer für die Sache des Evangeliums gerufen hatte, aber Gottes Vorsehung schaffte mir stets Errettung.

Im Juli 1566 war ich zu Gent, wohin mich die dortige Kirche berufen hatte, gerade zu der Zeit, wo uns unbekannt und gegen unsern Sinn die Bilderstürmer, auf Anstiften unkluger oder böswilliger Leute, durch ganz Flandern die Tempel und Bilder zu zerstören angingen. Ich rufe den ganzen damaligen hohen Rath von Flandern zum Zeugen an, ob ich nicht, da auf Befehl jenes Rathes einige aus unserer Mitte an die Bilderstürmer abgesandt wurden, mit aller Treue gehandelt habe. Nie gesielen mir solche gewaltthätige und ordnungswidrige Rathschläge, noch wird niemand jemals eine andere Gesinnung darüber an mir wahrgenommen haben.

Raum war ich wieder in Antwerpen, so rief die Gemeinde zu Gent mich schon wieder zu sich, und ich war daselbst eben erst angekommen, als schon die Nachricht kam, daß auch zu Antwerpen alle Bilder in den Kirchen zerstört worden seyen: alle Strafen zu Gent wiederhallten die ganze Nacht von den Orgelpfeifen, die man von Antwerpen hergebracht hatte. Das Volk rottete sich zusammen und pflog stürmisch Rath über die Zerstörung der Bilder. Man bestimmte auf folgenden Morgen die Zusammenkunft auf einem gewissen Platz. Drei Stunden vorher kam ein gewisser Levin zu mir und fragte mich, ob er auch Hand anlegen sollte, oder nicht? Ich stellte ihm vor: Wir Christen dürfen nichts thun ohne rechtmäßigen Beruf; er habe keinen solchen, da er keine obrigkeitliche Person wäre und mit keiner ordentlichen Auctorität versehen; eine außerordentliche (einen unmittelbar gött-



lichen Ruf) könne er auch nicht haben, sonst würde er mich nicht um Rath fragen. Ich rieth es ihm also ab, er gehorchte, aber unglücklicher Weise verlor er doch dabei sein Leben.

Dennoch aber und obgleich ich öffentlich das Volk von solchen Gewaltthätigkeiten abmahnte und mich dadurch bei vielen verhaßt machte, wurde ich fast von allen unsern Feinden für den Urheber gehalten, und vier Tage nachher sagte es mir ein katholischer Priester zu Gent ins Angesicht.

Seit der Bilderstürmerei war die Furcht vor Aufständen und Kämpfen immer größer geworden, und alle Gouverneure erhielten Befehl, durch billige Vergleiche das Volk so gut wie möglich in Ruhe zu erhalten. In dieser Absicht hatte auch der Prinz von Dranien, Burggraf von Antwerpen, gewisse Verträge zwischen den Bürgern beider Parteien zu Stande gebracht, nach welchen die Antwerpische Kirche sich anheischig machte, nicht mehr als zwei Prediger zu halten, und zwar bloß Eingeborne, oder solche, die das Belgische Bürgerrecht erhalten hatten. So wurde ich vom Dienste der Kirche in Antwerpen ausgeschlossen. Ich ging nun nach Limburg und baute hier ein halbes Jahr mit vieler Freude das Haus des Herrn.

Um diese Zeit bestätigte Gott mein Amt durch eine merkwürdige Thatsache. In einem Dorfe des Lütticher Gebietes lebte eine alte Frau mit vielen Kindern, welche in die entsehrlichste Verzweiflung versunken war: sie und alle ihre Kinder seyen ewig von Gott verdammt. Schon über 13 Jahre lebte sie in diesem schrecklichen Zustande, wurde oft von katholischen Priestern als eine Besessene exorcistirt und von ihren Nachbarn geprügelt und an Ketten gelegt. Sie schweifte mit den wilden Thieren in den Wäldern umher, floh den Anblick aller Menschen, durchbrach die Bande, und betrug sich überhaupt so, daß jeder sie für eine vom Teufel aufs schwerste geplagte hielt. Eines Abends gingen einige gute Männer von Berviers nach Limburg, trafen sie unterwegs an und wußten sie mit sanften Worten so weich zu machen, daß sie sich von ihnen zu mir führen ließ. Anfangs gab sie auf keine meiner Fragen Antwort, sondern warf schweigend ihre Blicke auf die Umstehenden. Ich bemerkte dies, und sagte dem und jenem ins Ohr, ich würde unmöglich in Gegenwart so vieler Zeugen etwas von ihr herausbringen können: sie möchten sich doch einer nach dem anderen entfernen. Gefagt, gethan. Nun fing sie an zu reden: Schon mehr als 13 Jahre befinde sie sich in diesem elenden Zustande. Nach dem Tode ihres Mannes hätten ihr ihre neun unerzogenen Kinder so viel Sorgen und Geschäfte gemacht, daß sie oft den Gottesdienst, d. h. die Befuchung der Messe, habe unterlassen müssen. Dafür hätten ihre Nachbarinnen ihr beständig in den Ohren gelegen und öfters gesagt, sie sey ewig verdammt. Auch sie müsse ebenso über ihre Kinder urtheilen, denn von einer Schlange könnten nur Schlangen geboren werden; daher schandere sie, so oft sie sie ansehe. Nachdem ich sie über alles ausgefragt und die Sache aufs sorgfältigste untersucht hatte, belehrte ich sie in aller Kürze: nicht das sey ein rechter Gottesdienst, was ihre Nachbarinnen dafür hielten, wohl aber, was sie gethan, da sie als eine fromme

Mutter für ihre Waisen sorgte, wie der heil. Jacobus uns sage. Sie ließ sich überzeugen, und ging noch denselben Abend mit beruhigtem Gemüthe von uns weg, so daß alle sich wunderten und Gott dankten.

Zwei Parteien hinderten um diese Zeit mein Amt gar sehr: die Wiedertäufer und die Papisten. Erstere besuchte ich einige Male unvermuthet und unterhielt mich freundschaftlich mit ihnen, wodurch ich mit Gottes Hilfe ihre weitere Ausbreitung, wozu es den günstigsten Anschein hatte, hemmen konnte. Die Papisten erfüllten die Kirchen der Stadt Lüttich mit Geschrei gegen mich, aber anstatt die Zahl meiner Zuhörer dadurch zu vermindern, vermehrten sie sie nur. Ein Franziskaner, der zu Berviers predigte, wurde durch die ungestümen Forderungen der unsrigen so weit getrieben, daß er es auf sich nahm, sich mit mir in eine öffentliche Disputation einzulassen und zu dem Ende an einem gewissen Ort zu erscheinen. Da er aber schon den Weg angetreten hatte, kehrte er unter dem Vorwand, er habe etwas zu Hause vergessen, wieder zurück. Als wir eben auf dem Felde waren, wo disputirt werden sollte und die Ankunft des Franziskaners erwarteten, drängte sich ein alter Mann mitten durch die Menge Volkes und verlangte mich zu sehen. Ich hörte den Lärm und fragte was es gebe. Man sagte es mir und ich befohl ihn zu mir zu führen. Da kam er, stand lange da, betrachtete mich von Kopf zu Fuß mit unverwandtem Auge und brach endlich nach langem Stillstehen in die Worte aus: „Ei, nun sehe ich, daß es nicht wahr ist, was man mir von Euch gesagt hat!“ — „was denn?“ fragte ich: „Ihr habet, sagte man mir, Pferdefüße!“

Als im folgenden April in der Woche vor Ostern die Generalsatthalterin einige Truppen jenseits Maastricht schickte, um mich aufzufangen und das Limburgische Volk zu plagen, schien es dem Magistrat sowohl für mich als für das gemeine Wesen besser, daß ich bei Zeiten das Land räume. Einer der Schöffen kam Abends zu mir und eröffnete mir dieses. Ich ging also in derselben Nacht aus der Stadt und kam glücklich nach Heidelberg wo mich Churfürst Friedrich III. aufs gnädigste aufnahm und einige Zeit am Hofe behielt. Dann predigte ich das Evangelium zu Schönan, nicht weit von Heidelberg, in den Bergen, einer neuen (aus vertriebenen Niederländern und Franzosen bestehenden) Gemeinde.

Da im folgenden Jahr die Pest die blühende Gemeinde zu Schönan fast ganz verödete, nahm mich mein Fürst, so sehr ich widerstrebte, von dem Orte weg und schickte mich in das Lager des Prinzen von Dranien, der eben jenen traurigen Feldzug, den unglücklichsten, den vielleicht unser Jahrhundert sah, in die Niederlande unternahm. (1568.) Drei Tage mußte ich einst zubringen, ohne einen Bissen Brod oder Speise zu genießen; in der Champagne erstarbte ich vor Kälte, in Lothringen verlor ich mein Pferd; alles Unglück kam über mich. Ich beschloß daher, mich aus dem Lager zu entfernen und mich, koste es, was es wolle, nach Deutschland zu flüchten. Der Prinz von Dranien, da er dies merkte, suchte mich, als seinen Prediger, zurückzu-



halten. Sehr ungern blieb ich so lange, bis ich mit unserer Armee nach Deutschland zurückkehrte.

Bis 1573 diente ich nun wieder der Gemeinde zu Schönan, und zog in diesem Jahre auf Befehl des Churfürsten Friedrich nach Heidelberg, um mit D. Immanuel Tremellius das Alte Testament zu übersezen.“

Nachdem Junius in Neustadt und Otterburg in der Pfalz gepredigt und gelehrt hatte, wurde er als Professor der Theologie nach Heidelberg berufen. Von da erhielt er einen Beruf in gleicher Eigenschaft nach Leyden. Mit der Uebersiedelung dorthin schließt seine Selbstbiographie, die er ursprünglich nur für seine Familie und seine Freunde aufgesetzt hatte und die ohne seine Erlaubniß zuerst im J. 1594 von Merula herausgegeben wurde, dem er sie mitgetheilt. Sie wurde dann abgedruckt vor der Ausgabe seiner sämmtlichen Werke.\*)

Für das weitere Leben des Junius sind wir auf eine ziemlich dürftige Quelle gewiesen, auf die Gedächtnisrede, die ihm der aus der Geschichte der Dortrechter Synode bekannte Gomarus in dem großen Auditorium der Leydener Universität hielt und die ebenfalls seinen Werken vorgedruckt ist.

Zehn Jahre blieb Junius als erster Professor der Theologie in Leyden. Sein Name zog Jünglinge aus allen Provinzen Frankreichs herbei und sie liebten ihn wie ihren Vater. Im J. 1602 verlor er durch die Pest, die in ganz Holland wüthete, seine Frau (es war die vierte — der fromme reformirte Theologe blieb also nicht weit hinter dem so hart angegriffenen Calov zurück). Da Gomarus kam ihn zu trösten, sprach er mit heiterem Gesichte: „Es ist nützlich, daß wir mit dankbarem Gemüthe uns der Ruthe Gottes des Vaters unterwerfen: er scheidet und sendet, was uns heilsam ist.“ Bald darauf wurde er selbst von der Krankheit ergriffen und starb am 20. October im 57sten Jahre seines Alters. Die Krankheit dauerte nur zwei Tage. Da Gomarus am ersten Tage ihn besuchte und ihm Trost zusprach, antwortete er: er beruhe ganz in Gott; Gott werde was ihm heilsam sey gnädig vollbringen zu seiner Ehre. Denn er wußte, fügt Gomarus hinzu, daß jenes goldne Wort eines alten und frommen Lehrers wahr ist: „Das Sterben ist für die Juden, Heiden und die Feinde Christi eine Pest, dagegen aber für die Knechte Gottes ein heilsamer Ausgang.“ Von seinem Gebetsseifer zeugten seine gefalteten Hände, sein zum Himmel erhobenes Gesicht, seine Seufzer. Kurz vor seinem Tode, da Gomarus zu ihm sprach, er solle

gedenken, daß er an Gott einen gnädigen Vater im Himmel habe, Christum zum Erlöser, den Himmel zum Vaterland und Erbe, als ein Pfand desselben im Herzen den heiligen Geist, daß der Tod der Weg zum Himmel und zum unsterblichen Leben sey, antwortete er: er sey dessen eingedenk, was er gelehrt habe, er beruhe ganz in Gottes Gnade, Gott werde ausrichten, was ihm heilsam sey. Da er von Gomarus gefragt wurde, ob er etwas wegen seiner Kinder oder anderer Dinge verordnen wolle, gab er zur Antwort: er denke nicht mehr an vergängliche Dinge, er überlasse Alles der göttlichen Vorsehung. Gleich darauf starb er ohne allen Todeskampf und „gab seine Seele willig zurück in die Hand Gottes, der ihn zu seiner ewigen Ruhe berief.“

Es wird Lutherischen Lesern auffallen, daß sie in diesem Leben so wenig das christliche Gefühl wahrnehmen, welches sich in den Liedern, ein Lämmlein geht und trägt die Schuld, o Haupt voll Blut und Wunden, und so vielen andern ausprägt, daß Gottes Vorsehung und das Beruhen in seinem Willen so viel mehr hervortritt. Es ist das ein Ausfluß eines der tiefsten Unterschiede zwischen der Lutherischen und Reformirten Kirche, der bei der Deutsch-Reformirten nur deshalb weniger hervortritt, weil sie unter dem Einflusse der Lutherischen steht. Die Ref. Kirche lehrt zwar auch die Rechtfertigung durch den Glauben und die Versöhnung allein durch das Blut Christi. Aber die centrale Stellung, welche diese Lehre in der Lutherischen Kirche einnimmt, wird in der Reformirten beeinträchtigt durch die Lehre von der Prädestination, welche Christum zurückstellt und die ewigen Rathschlüsse des Vaters in den Vordergrund treten läßt. Wir wollen uns freuen der größeren Herzlichkeit, Innigkeit und zarteren Gemeinschaft mit Dem, der uns gewaschen hat mit seinem Blute, die wir bei den edelsten Zeugen der Lutherischen Kirche wahrnehmen, aber wir wollen uns zugleich erbauen an dieser Demüthigung unter die gewaltige Hand Gottes, an diesem: „nur Du Jehova bleibest mir, das was Du bist, ich traue Dir,“ was uns in der lebendigsten Weise in der Reformirten Kirche entgegentritt, die nach dieser Seite hin etwas alttestamentliches hat, in der nicht umsonst die Psalmen eine so wichtige Stelle in dem Gottesdienste einnehmen.

Sehen wir auf praktische Tüchtigkeit, so hat die Reformirte Kirche offenbar einen großen Vorzug und wenn dieser Gesichtspunkt allein der entscheidende wäre, so wäre nicht mit Unrecht die „Lutheranische“ Kirche neuerlich von Bunsen für miserabel erklärt worden. Gewiß kann und soll sie nach dieser Seite von der Reformirten lernen, aber Gott bewahre, daß sie ihr Wesen gegen das der Reformirten daran gebe. Es bleibt dabei, Maria hat das beste Theil erwählt und diesen Mariensinn, die Vertiefung, das Mystische finden wir in der Lutherischen Kirche viel mehr ausgebildet. Es wäre verhängnißvoll für die Reformirte Kirche selbst, wenn es ihr gelänge die Lutherische zu übersfluthen, wozu sie jetzt einmal wieder einen kräftigen Ansatß nimmt. Wachsende Verflachung, Zunahme des Utilitarismus, der in einem Zeitalter voll von rationalistischen Gelüsten unausbleiblich

**Beilage.**

\*) Opera Theologica Francisci Junii Biturigis, Sacri. Literarum Professoris eximii, 2 Bde. Fol. Genf 1607 und in einer zweiten Ausg. 1613. Ein besonderer, aber fehlerhafter Abdruck unter dem Titel: Fr. Junii vita, operibus ejusdem Theol. Genevae 1607 editis praemissa erschien zu Esslingen 1769. Eine Deutsche Bearbeitung gab J. G. Müller, in den Bekenntnissen merkwürdiger Männer von sich selbst, 2ter Band, Winterthur 1793. Diese haben wir hier zu Grunde gelegt, doch überall nach sorgfältiger Vergleichung des Originals verbessert. Das minder Wesentliche haben wir weggelassen.



der Nationalismus folgen muß, würde in der Reformirten Kirche die nothwendige Folge seyn. Welch ein Unterschied ist z. B. zwischen den beiden treuen Knechten Christi Junius und Bengel! Man kann das sich am leichtesten zum Bewußtseyn bringen, wenn man unmittelbar nach diesem Leben von Junius Bengels kurzen Abriß seiner Lebensführungen liest. Wir wollen nur den Schluß desselben hieher setzen, vielleicht daß dem einen oder dem anderen daran zuerst die Ahnung aufgeht von der Verschiedenheit des Grundwesens beider Kirchen und von der Oberflächlichkeit und Bedenklichkeit eines absorptiven Unionismus. „Wer mich nach etlichen besonderen Materien, die ich in meinen Schriften abgehandelt habe, schätzen wollte, der möchte mich nicht von allem Vorwitz frei sprechen. Nun habe ich mir zwar angelegen seyn lassen, das was mir unter die Hände kam, andern auf das getreulichste mitzutheilen; für mich selbst aber suchte ich beständig, wie meine Bekannte wissen, meine Seelennahrung in den gemeinsten katechetischen Grundwahrheiten mit aller Einfalt und ohne Grübeleien. Hoffnung, Liebe, Sanftmuth, Demuth war die Hauptsache. Hierbei wird es heißen: Hat Gott dich lieb gehabt, so hat es dir an Trübsal nicht fehlen können. Und daran hat es auch nicht gefehlt. Dafür aber rechne ich nicht eigentlich die Krankheiten: da ich bei meiner schwächlichen Leibesconstitution gleichwohl nicht viel schmerzliche und an der Arbeit hinderliche Krankheiten gehabt: nicht die Trauerfälle, da zum Exempel von 1715 — 1726 sechs meiner Kinder in ihrer zarten Kindheit gestorben sind; denn eben bei solchen Heimjuchungen hat Gott seinen Lebensrost reichlich verliehen! nicht die unverdiente Schmach, womit mich etliche meiner Gegner überschüttet haben; denn solches ist bei der eiteln gelehrten Welt nichts ungemeines, und wie ich es ihnen jederzeit vergeben habe, also ist es durch den Eingang, den ich sonst gefunden, weit überwogen worden. Mein Leiden war meistens geistlich und verborgen, sacht und anhaltend: und sonderlich gab mir bisweilen einen geschwinden Stich die Ewigkeit, die der Mensch vor sich hat, da ohne peinliche Furcht vor dem Weh, ohne wirkliche Freude auf das Wohl, die Ewigkeit an sich selbst mit ihrer großen Wichtigkeit mein Innerstes durchdrang und schärfer durchläuterte als keine Widerwärtigkeit zu thun vermag. Als mit den Jahren die Geschäfte zu-, die Kräfte aber abgenommen hatten, besaß ich mich, daß mich nichts verschlingen, Alles aber mein Verlangen nach jener ewigen Ruhe fördern möchte. Und solches ist nun erfüllt. Hinfort ist es ausgesorgt! Hinfort ist Friede und Freude vorhanden. Gebt unserm Gott die Ehre. Die Gnade des Herrn Jesu Christi sey mit allen.“\*) Der Practicismus kann sich in solche tieferen Anschauungen und Erfahrungen nicht recht finden, aber er hat

darin seine eigne Wurzel und er arbeitet an seiner Selbstvernichtung, wenn er es unternimmt die Kirche, die nach Gottes Rathschluß ihr Heer ist, sich selbst zu assimiliren.

Merkwürdig ist, daß Junius, obgleich er die Katholische Kirche nach ihren schlimmsten Seiten kennen gelernt und von ihr persönlich das Schwerste erlitten hatte, doch in das unbedingt verwerfende Urtheil so vieler seiner Glaubensgenossen nicht einstimmen mochte. Am bestimmtesten ersehen wir dies aus einer Aeußerung des G. J. Vossius in einem Briefe an Grotius \*): „Mein gelehrter Schwiegervater Junius wollte zwar von denen nicht abweichen, welche die Römische Kirche für die Babylonische Hure halten, aber er nahm doch an, daß in ihr unzählige Tausende selig würden, sagte, sie sey eine Hure, aber noch eine Braut oder Gemahlin Christi, weil Christus ihr noch nicht den Scheidebrief gegeben. Aber er stellte damit die Genfer nicht zufrieden, welche behaupteten sie sey eine abgöttische und also könne Niemand in ihr zur Seligkeit gelangen. Dr. Thysius hat mir erzählt, da er zuerst nach Genf gekommen sey und von meinem Schwiegervater viele Grüße an Beza überbrachte, habe jener sogleich erwidert: „Und wie geht es meinem theuren Bruder Junius! er hat sich trefflich um unsere Kirchen verdient gemacht, obgleich er in einem Stücke von uns abweicht.“ Das war die Lehre von der Kirche, welche Junius nicht in so enge Gränzen einschloß, wie Viele das wollen.“

Damit stimmen genau die allgemeinen Grundsätze überein, welche Junius in seiner Schrift: „über den Frieden der katholischen Kirche“\*\*) ausspricht. Diese Schrift kann der modernen Begeisterung für „Religionsfreiheit“ recht zur Beschämung dienen. Die Religionsfreiheit ist in der Schule Voltaire's aufgewachsen. Wer von dem Geiste der Kirche Christi innig durchdrungen ist, verlangt Tieferes und Höheres, verlangt daß alle Glieder an dem Leibe Christi sich auch als Glieder fühlen und gegenseitig anerkennen und daß auch die schwächsten zärtlich geliebt werden. Es ist eine Schmach für die Christenheit, wenn in ihr von der Religionsfreiheit viel Wesens gemacht wird, eine Verläugnung des Glaubens an eine heilige allgemeine Kirche.

Wir theilen aus jener Schrift einige Stellen mit. Nachdem Junius von den Merkmalen der Kirche geredet, sagt er (S. 714): „Wo wir alle diese Merkmale wahrnehmen, da müssen wir denken, daß Gott seine Kirche erbaut hat, das ist, daß er dort gegenwärtig sey durch die besondere Gegenwart seiner Gnade.“

\*) Praestantium virorum epist. ecclesiasticae, Amsterb. 1704, S. 818.

\*\*) Irenicum de pace ecclesiae catholicae, inter Christianos quamvis diversos sententiis religiose procuranda, colenda atque continenda, opp. t. 1. p. 678. ff.

\*) Zuverlässige Nachrichten von dem Leben, Tode und Schriften J. Albrecht Bengels von J. Ph. Fresenius, S. 50.



Wenn aber bei einer Gemeinschaft nicht alle diese Merkmale zugleich sich vorfinden, so dürfen wir uns dennoch nicht erlauben, verwegen abzuurtheilen, als sei der ganz von Gott geschieden, in den unser Urtheil sich nicht finden kann. Es sind fremde Knechte jenes Herrn, der uns und andere und jene selbst durch sein kostbares Blut erlöst hat; mögen sie stehen oder fallen, so stehen oder fallen sie ihrem Herrn. Und darum müssen die voreiligen Urtheile aufs sorgfältigste geslohen werden, wodurch wir unter Anreizung des Satans uns einander anfeinden. Wie wenige sind aber, die jetzt ernsthaft daran denken, solchen Urtheilen Einhalt zu thun? Wie unendlich Viele ergehen sich in ihnen in Gedanken, Worten, Schriften, zum größten Schader der Kirche.“

„Es sey fern, daß wir über diejenigen, welche die Schrift anerkennen und ehren, ein voreiliges Urtheil fällen nach eigener Willkür. Wir müssen lieber unser Urtheil suspendiren, als auf solche losfahren, welchen Gott seine Gnade bezeugt hat.“\*)

„Es sey ferne, daß wir lieber getheilt und getrennt seyn wollen durch die Künste und Gewalt Satans, als in dem Gotte der Einheit und des Friedens und in seiner allgemeinen Kirche durch Einheit des Geistes und Einheit der Ordnung zusammengehalten. Wenn wir nicht in allen Stücken dasselbe denken, so sey es fern, daß wir deshalb gleich meinen nicht mehr eins zu seyn, die wir doch in so vielen und wesentlichen Dingen eins sind. Die wir Einen Gott den Vater haben, von Dem Alles, Einen Christus, zu Dem Alles, und Einen heiligen Geist, durch Den Alles, Einen Glauben in diesen Hauptstücken, obgleich in den einzelnen Bestimmungen verschieden, sollen wir deshalb läugnen eins zu seyn, weil wir nicht in allen einzelnen Sätzen eins sind?“ \*\*)

Es ist eine der schwersten Verschuldungen der gemeinen, absorptiven Union, daß sie diesen ächt katholischen Geist gefährdet und das Feuer der Zwietracht unter den protestantischen Confessionen anfacht, die ohne diese kurzfristige Union das Wort des Psalmisten im Leben darstellen würden: „Siehe wie fein und lieblich ist's, daß Brüder einträchtig bei einander wohnen.“ Auch das ist eine traurige Folge dieser Union, daß dadurch das gegenseitige Lernen der Confessionen von einander und das Beseitigen confessioneller Einseitigkeiten erschwert und theilweise unmöglich gemacht wird. Wenn eine kirchliche Gemeinschaft in ihrer Existenz bedroht wird, so ist es natürlich, daß sie sich gegen die bedrohende absperrt und ihr jede Handhabe entzieht.

\*) S. 715.

\*\*) S. 723.

## Nachrichten.

### Zur Geschichte und Bedeutung des Mormonismus.

(Schluß.)

Zu diesem gedrängten Ueberblick über die Geschichte der Mormonen lassen Sie mich nun nur noch ein Paar weitere Notizen zur Vervollständigung beifügen. Die Verfassung der Mormonen ist eine durchaus theokratische, oder wie sie selbst sagen, eine Theo-Demokratie; der Herr selbst leitet sein Volk und der Prophet ist sein Mund. Eine Scheidung des kirchlichen und politischen Gebietes findet sonach bei ihnen nicht statt. Auch alle bürgerlichen und gesellschaftlichen Ordnungen haben einen religiösen Hintergrund, denn sie sind gegeben durch den Propheten auf Grund göttlicher Offenbarungen. Eine äußerst zahlreiche und sonach gegliederte Hierarchie steht dem Propheten zur Seite. Sie unterscheiden eine Melchisedek-Priesterschaft und eine Aaronische Priesterschaft. Jene ist die höhere und hat „die Schlüssel aller Gnadenmittel;“ sie theilt sich wieder in Älteste und Hohenpriester; zu den Ältesten gehören auch die im höchsten Range stehenden zwölf Apostel; unter diesen stehen als Missionare die Siebenzig, welche sich selbst noch Siebenzig, und je nach dem Bedarf der Missionen bis siebenmal siebenzig beordnen können. Ueber allen steht die Präsidentschaft, an ihrer Spitze der Prophet, und jener zur Seite noch ein „hoher Rath in Zion,“ der eine Art Ministerium des Präsidenten bildet. Außer dem Buche Mormon haben sie noch folgende Bücher von kirchlicher Autorität: die Bibel, die aber Joe Smith ganz nach seinem Sinne umgearbeitet hat; das Buch der Lehren und Bündnisse aus den Offenbarungen Gottes; die Stimme der Warnung an alle Nationen; der Strahlenbrecher des Evangeliums; die Zeiten und Jahreszeiten; der tausendjährige Stern; alle Schriften von Joseph dem Propheten und Parley Pratt; und endlich die allgemeinen Episteln der Präsidentschaft in Deseret. Die Gesamtzahl der Mormonen mag gegenwärtig etwa 130,000 Seelen betragen. Sie machen aufs eifrigste Propaganda und sind hierzu religiös verpflichtet. Ihre Zahl in Großbritannien und Irland wird auf 32,000 angeschlagen; aus Schweden, Dänemark und Norwegen haben sie wenigstens schon 5000 Seelen an sich gezogen, aus Deutschland und der Schweiz beläufig 1000 und eben so viel aus dem übrigen Europa. Ihre Missionare durchziehen unermüdet den ganzen Erdbreis, in Asien, Afrika und Australien, unter Eingeborenen und Europäern besitzen sie Gemeinden. New-York ist der Hauptplatz der Mormonischen Einwanderung und zählt etwa 5000 Mormonen. Es ist begreiflich, wie leicht es ihnen werden muß und voraussichtlich immer mehr werden wird, unter einem großen Theil der deutschen Auswanderer Propaganda zu machen; und ich mache Sie, liebe Amtsbrüder, noch besonders darauf aufmerksam, daß die Kirche der Jüngsten-Tages-Heiligen eine reiche Auswanderungskasse besitzt, welche den Auswanderern, die der Kirche sich anschließen, die Kosten der Reise vorschießt. In Liverpool werden von Zeit zu Zeit eigene Schiffe mit Mormonischen Auswanderern expedit, und ist deren Selektion bis in's ferne Utah aufs genaueste geordnet. Es ist religiöse Verpflichtung eines jeden Mormonen, sobald es die Umstände gestatten, in's neue Zion am Salzsee einzuwandern. Sie sehen aus all dem, daß im Mormonenthum eine Bewegung vorliegt, welcher unsere Aufmerksamkeit zu schenken, wir bereits naheliegende, bringende Gründe haben.

Soll ich hier schließen? Ich kann und darf es wohl nicht. Denn gewiß haben Sie Alle unter den Mittheilungen, die ich Ihnen so eben



machte, einen unwidersprechlichen Eindruck empfangen, daß dieses Auftauchen und siegreiche sich Ausbreiten des Mormonenthums ein Räthsel, ein wahres, kulturhistorisches Problem ist. Je allgemeiner dieser Eindruck auch in unserer öffentlichen Meinung sich ausspricht, ja, je scheuer man bisher der Lösung dieses Räthsels ausgewichen ist und es mit einigen Phrasen umgangen hat, desto weniger möchte ich es unterlassen, noch einige freilich nur gebrängte Worte zu einer tieferen Orientirung in dieser und verwandten Erscheinungen beizufügen. Hat doch eine der angesehensten französischen Zeitschriften, die Revue des deux mondes vor mehreren Wochen in der Einleitung zu einer Besprechung des Mormonenthums geradezu ausgesprochen: der Mormonismus sei eine Erscheinung, die allerdings den Zweifel an aller Religion sehr nahe lege — die Schwierigkeit des Problems somit aufs unumwundenste anerkannt, ohne freilich etwas wirklich Genügendes zur Lösung desselben im Weiteren beizubringen.

Die Frage ist also: wie erklären wir uns den Mormonismus? Worin liegt das eigentliche Geheimniß seiner Anziehungskraft und seiner durch diese bedingten, raschen und steigenden Ausbreitung? Die gewöhnliche, freilich deutlich genug mit einiger Verlegenheit vortragene Antwort lautet: Joe Smith war ein schlauer und raffinirter Betrüger, dem es durch List und Erweckung eines religiösen Fanatismus gelungen ist, Tausende zu blenden und in die Irre zu führen. Olshausen sagt: „Daß er seine angebliche göttliche Sendung ohne eigene Ueberzeugung auf die Leichtgläubigkeit der Menschen gründete, daß er also selbstbewußt täuschte, wird Niemand, der außer seiner Sekte steht, bezweifeln. Daß er aber durch diesen Betrug nicht bloß sich selbst, sondern auch seiner Sekte und durch sie der Menschheit zu nutzen meinte, ist wahrscheinlich, so daß er im gewissen Sinne wirklich eine göttliche Sendung gehabt zu haben glauben möchte.“ So geläufig eine derartige Erklärung ist, so wenig ist es möglich, sich bei einigem schärfern Nachdenken bei derselben zu beruhigen. Widersprechendes ist hierbei verbunden. Man läßt den Propheten einen Betrüger sein, der sich zu gleicher Zeit seines Betruges bewußt und nicht bewußt war. So gewöhnlich diese Zusammenwerfung des Entgegengesetzten ist, so entschieden behaupte ich, daß das damit Ausgesprochene eine Monstrosität, eine psychologische Unmöglichkeit, eine Fiktion ist. Analysiren Sie sich nur näher, was eigentlich in jenem Satze ausgesprochen ist. Er war also zunächst und in erster Instanz sich seines Betruges bewußt, und dieses basirte sich auf listige Berechnung. Die Visionen, von denen das Ganze ausging, waren demnach eitel bewußter Trug. Gut, dies wäre möglich. Aber durch welche Macht der Welt soll dieser Betrug nun mit Einemmale ein gleichzeitig unbewußter Betrug werden; durch welche Macht soll ihm das Bewußtseyn seines Luges und Truges geraubt werden? Und wann? und wie lange? Nur momentan? Abgesehen davon, daß dies ethisch und psychologisch unmöglich ist, müßte nothwendig durch den Umstand, daß er heute an seinen göttlichen Beruf selber glaubte und morgen sich wieder als raffinirter Betrüger wußte, ganz nothwendig ein fortwährender Schwanken in sein Verhalten gekommen sein. Wir gewahren aber im Gegentheil, wie er ebenso konsequent, als sicher und glücklich auf der einmal betretenen Prophetenbahn vorschritt. Woher aber, wenn er sich selbst als Betrüger wußte, jene bewundernswürdige Kraft und Bereitwilligkeit des Martyrthums, die er bei den verschiedensten Gelegenheiten bewiesen hat? Kein bewußter, raffinirter Betrüger vermag solches auf die Dauer. Und nicht genug, daß dieses Wunder des bewußt-unbe-

wußten Betruges bei Smith allein anzunehmen wäre, es müßte, um einigermaßen logisch und psychologisch zu verfahren, auch auf alle seine gläubigen Anhänger ausgedehnt werden; und anerkanntermaßen befanden und befinden sich unter diesen nicht nur Leute der verschiedensten Stände, sondern Männer von Bildung, Scharfsinn und großen, geistigen Gaben, voll zugleich des praktisch-nüchternen Unternehmungsgeistes, der den Nord-Amerikaner vor allen Nationen auszeichnet. Jener Erklärungsversuch ist ein unhaltbarer, sich selbst widersprechender.

Man könnte, womit freilich das ursprüngliche Problem bei Seite liegen bliebe, wenigstens die schnelle Ausbreitung des Mormonismus aus äußeren Motiven herleiten. Aber bis vor Kurzem mußte jeder zum Mormonismus Uebertretende sich vielmehr auf Verfolgungen und Druck gefaßt machen. Oder, was als das populärste Motiv nahe liegt, man könnte auf die proklamirte Vielweiberei verweisen. Aber die Mormonen bestanden bereits zwei Jahrzehnte, als die Polygamie, als gestattet, proklamirt wurde. Zudem kann man den Mormonen mit Nichten äußere Sittenlosigkeit zum Vorwurf machen. Alle Reisenden aus der Salzseestadt berichten, daß ein äußerst geregeltes und anständiges, öffentliches Leben sich dort vorfinde. Der Oberrichter Kinney, der nicht Mormone ist, sondern als Congressbeamter in der Salzseestadt weilte, erklärte unter dem 8. Februar 1855 öffentlich: „Ich kann behaupten, hier ist weniger Sittenlosigkeit, weniger Trunksucht, weniger Ausgelassenheit, als irgendwo sonst, wo ich gewesen bin. . . Alles hier im Thale verräth den Unternehmungsgeist, den Gewerbsleiß, die Bildung und die Intelligenz dieses Volkes.“ In den letzten Jahren mögen unter den neuangeworbenen Mormonen auch manche durch die Gestattung der Vielweiberei mitangezogen worden sein, obwohl die Mormonen selbst jede Andeutung, als sei dieselbe des sinnlichen Genusses wegen eingeführt, entschieden zurückweisen und versichern, daß dies nur aus religiösen und socialen Zwecken geschehen sei: wir sehen, unser Problem wird durch die Vielweiberei nicht gelöst, ja nicht einmal die rasche Ausbreitung des Mormonismus dadurch erklärt.

Suchen wir eine Parallele. Es liegt nahe, an den Muhamedanismus zu denken und oft schon sind beide verglichen worden. Die Vergleichungspunkte sind auffällig; sie sind nicht nur gegeben in der Vielweiberei, die bei beiden vielmehr sehr verschieden ist, indem das Mormonische Weib eine sehr freie Stellung im Hause, wie in der Gesellschaft einnimmt, und während der sociale Bestand des Islam auf die Sklaverei sich stützt, herrscht bei den Mormonen, die entschiedene Gegner aller Sklaverei sind, durchaus die freie und eigenthümliche Form der öffentlichen, abendländischen Sitte. Die eigentlich innere und äußere Verwandtschaft liegt vielmehr in der Stellung des höchsten kirchlichen und weltlichen Autorität vereinigenden Propheten, im Glauben an seinen Beruf und seine göttliche Offenbarungen, sowie andererseits in dem das ganze Volk beherrschenden Glaubensfanatismus. Ein altes Sprichwort sagt: wo das Roß eines Moslems seine Hufe hinsetzt, wächst kein Gras mehr. Auch in dieser Beziehung ist der Mormonismus ein Islam, aber in der Umkehr. Wo die Mormonen den Fuß hinsetzen, zeigt sich sofort das lebendige Wüthen und Gedeihen, Wäldern verwandeln sich in fruchttragendes Land, und eine rege Betrieffamkeit in Gewerbe und Industrie thut sich alsbald kund. Was sie in dieser Beziehung leisten, übersteigt selbst das Maas des an praktischer Spannkraft unübertroffenen Yankee und erweckt dessen Bewunderung. Ein wichtiger Unterschied vom Islam liegt auch darin,



daß, während nach letzterem nur Muhamed selbst göttliche Offenbarungen empfangt, die dann im Coran gesammelt, bleibende, traditionelle Autorität erhielten, bei den Mormonen durch die Fortdauer der Offenbarungen des Propheten Alles flüchtig ist, und insofern auch ihre symbolischen Schriften keine eigentlich bindende Autorität besitzen. So ist z. B. die vom Propheten proklamirte Vielweiberei im Buche Mormon ausdrücklich verworfen. In dieser unbedingten Autorität der fortbauenden Offenbarungen des Propheten liegt ein Moment, aus dem bei fortgesetzter Steigerung noch die unglaublichsten Erscheinungen hervorgehen können, sowie andererseits auch klar ist, daß die eigentliche Glaubenslehre bei Betrachtung des Mormonismus einen ganz untergeordneten Werth besitzt. Am Wunderbarsten tritt ihr Glaubenseifer in der umfassenden Art, wie sie Mission betreiben, hervor. Jeder Mormone, der von der Präsidenschaft als Missionar bezeichnet wird, muß innerhalb dreier Tage ohne Reisegehl und Gepäck abreisen, für seine Familie wird von der Kirche gesorgt. Auf jeder Missions-Conferenz wurden 300 Missionare ernannt, zu Priestern geweiht und ausgesandt. In Tausenden von Sendboten haben sie auf diese Weise bereits den Erdbreis bis in die fernsten Länder und Inseln durchzogen. Wie ärmlich, wie außerordentlich ärmlich erscheint dem gegenüber unsere gesammte, christliche Missionsthätigkeit!

Doch, ich schülze das Räthsel, statt es zu lösen. Wir haben gesehen, weder bewußter, noch unbewußter Betrug, noch die Annahme einer ganz unpsychologischen Mischung von beiden erklärt die Erscheinung des Mormonismus. Auf der andern Seite ist es doch unmitelbar gewiß, daß keine Offenbarung Gottes hier vorliegt, vielmehr eine Parrikatur des Heiligen. So ist also das Ganze mit den den Mittelpunkt bildenden Offenbarungen des Propheten doch ein losloser Betrug? Gewiß, aber ein dämonischer Betrug. Die Visionen und Offenbarungen des Propheten von jenen phantastischen Gaukeleien bei der Auffindung des Buches Mormon an bis herab auf den heutigen Tag sind nicht bewußte Betrügereien, sie sind dämonische Manifestationen, an welche der Prophet und mit und durch ihn das Volk glaubt, als an himmlische Offenbarungen. Wer einige Erfahrung in diesen Gebieten hat, den müssen schon die ersten Visionen des Propheten bestimmt hierauf leiten. Es ist dabei sehr wohl möglich, ja wahrscheinlich, daß der Prophet und seine Anhänger in bürgerlichen Dingen sich manchmal Betrügereien haben zu Schulden kommen lassen. Ja, man darf im Allgemeinen aussprechen, daß überall, wo dämonische Inspiration statt hat, mehr oder minder immer eine Disposition zu bewußtem Betrüge sich findet. Nähere Entwicklungen in dieser Beziehung zu geben, ist heute nicht mehr die Zeit, und bei solcher Gelegenheit überhaupt die bezügliche Untersuchung nicht gründlich und erschöpfend zu führen möglich. Ich begnüge mich daher, axiomatisch auszusprechen: In der Hauptsache, als Mormonen, sind sie nicht Betrüger. Ein geöffneter Rapport mit der finstern Geisteswelt ist das Geheimniß des Mormonismus; aus ihm saugt er seine Nahrung, aus ihm gewinnt er seine Spannkraft; ihm entflammt auch der magisch blendende Zauber, den er auf so Viele, die ohne wahrhaft christliche Erneuerung und Erleuchtung in seine Kreise treten, alsbald ausübt. Ich erinnere Sie an den mitgetheilten Brief, von dem alle meine Gemeinde-Angehörigen, die ihn lasen, übereinstimmend bemerkten, daß er die natürliche Begabung der Briefstellerin weit übersteige. Und diese

selbst versichert ja, daß nicht sie selber diese Worte geschrieben habe, sondern daß sie ihr seien eingegeben worden. Sie hat hiebei vollkommen recht, nur über das Woher? ist sie im völligen Irrthume. Sie ist sicherlich vollkommen überzeugt, daß sie jetzt eine Heilige sei, nur hat sie vergessen, daß der Weg von der Hure zur Heiligen ein langer schmerzenvoller Pfad ist, der durch die tiefste und bitterste Reue und Demüthigung hindurch führt. Mit Einem Sprunge ist sie aus einer tief gesunkenen Sünderin eine „zum Werk der Vollendung,“ „zur Hochzeit des Lammes“ sich berufen glaubende Heilige geworden. Meine Brüder! erkennen Sie nicht hieran schon die dämonischen Abgründe, die im Mormonismus verborgen liegen?

Ich weiß am Besten, verehrte Versammlung, daß mit dieser Lösung des Räthfels ich etwas ausgesprochen habe, daß den Ohren vieler Christen schwer zu tragen deucht. Mit aller Gewißheit und Freude behaupte ich aber auch, daß die ausgesprochene Lösung die einzig erakte, wirklich erklärende und ausreichende ist. Sie dünkt uns nur widerwärtig und unerträglich, weil in Folge ganz hohler, blind angenommener Glaubenssätze einer falsch benannten, modernen Aufklärung wir uns so oft haben berehen lassen, es gäbe überhaupt kein Reich Satans, und wenn es etwa doch ein solches gäbe, so existire es doch wenigstens 1 Millionen Meilen weit entfernt von uns. Damit sind wir in einer der bedeutendsten Grundlehren, daß muß Jeder, der sehen will, zugeben, jedenfalls von der h. Schrift aufs entschiedenste abgefallen. Aber wie jeder, so rächt sich auch dieser Abfall. Mit ihm haben wir den Schlüssel zu tausend Erscheinungen von Bedeutung verloren, und unsere ganze Gesichtsbetrachtung hat einen nebelhaften, unsichern und unklaren Hintergrund bekommen. Nie mehr, als in der Gegenwart machte dieser Mangel sich geltend. So klopf, von Amerika ausgehend, in den letzten Jahren neuer toller Spul an unsern Thüren, Millionen rennen ohne Sinn und Verstand in denselben hinein zu großer Verwirrung der Geister, und gar Viele auch derer, die Licht und Finsterniß und die Zeichen der Zeit sollten deuten können, tappen dabei in ratloser Verlegenheit im Dunkeln, oder wagen, wenn sie auch Nichtiges ahnen sollten, auch wo Zeit und Gelegenheit es gebietet, kein recht ernstes, klares und entschiedenes Wort. Sowie wir Muth fassen, sowie wir auch in diesem durchgreifenden, wichtigen Punkte wieder Schriftgemäß zu denken, zu lehren, zu zeugen über uns gewinnen, so öffnet sich uns ein ganz neuer, reicher, betäubender und doch zugleich stärkender Blick in die Welt und in die Geschichte der Menschheit, ja in die Geschichte und in die Tiefen unseres eigenen Herzens. Wir werden ernster, aber auch zugleich viel milder gestimmt, als zuvor. O, es öffnet sich uns damit eben ein neuer, tiefer Blick in das unaussprechliche Weh der Sünde und in die tiefe und furchtbare Macht der Versuchung, in den gewaltigen Bann, der auf Tausenden lastet. Wir fühlen tief, wie wir mit unserer Macht nichts dawider vermögen, wie wir eines Stärkeren bedürfen, der mit und für uns streitet, von Dem wir aber gewiß wissen, daß Er zuletzt das Feld immer muß behalten.

So lassen Sie uns denn, meine Brüder, da wir nun durch Gottes Gnade unsere alten, oft erprobten, unveränderten, evangelischen Glaubenslieder wieder in den Händen haben, als Ja und Amen auch im völligen, unveränderten Sinne Luthers singen:

Ein' feste Burg ist unser Gott!



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Mittwoch den 1. October.

N<sup>o</sup> 79.

## Zeitgeschichtliches zur Scheidung und Entscheidung.

1. Der innere Gang des Deutschen Protestantismus seit Mitte des vorigen Jahrhunderts. Von Dr. F. A. Rahnis, ord. Prof. d. Theol. a. d. Univ. Leipzig. Leipzig 1854.
2. Zur Geschichte der neuesten Theologie. Von R. Schwarz, a. o. Prof. d. Theol. zu Halle. (Jetzt Oberconsistorialrath und Hosprediger in Gotha.) Leipzig 1856.

In einem Stadium, wie das, in welchem wir auf dem Gebiet der Kirche und Theologie in diesem Augenblick stehen, einen Blick rückwärts thun auf vergangene, kaum durchlaufene Bahnen: das ist gewiß eine Sache heilsamer Besinnung nicht bloß, sondern dient auch der nächsten Entschließung. In der Vergangenheit sind, wohl beachtet, die Winke für die Zukunft enthalten. Aber auf die Beachtung und Betrachtung eben kommt es an. Und daß diese ganz genau auf dem Standpunkt, auf der geistigen und geistlichen Anschauung, auf Sinn und Glaube des Betrachtenden beruht: das ist ausgemacht. Wer Nichts mitbringt, steht nichts; genauer: Wem es an wirklicher, wahrhaftiger Liebe für die Gegenstände von Kirche und Theologie fehlt, oder Wem diese Objekte als dieselbigen gar nicht mehr hat, Wem sich statt ihrer irgend ein Schemen seiner eigenen Gedanken untergeschoben: der Betrachtung muß nothwendig, und am meisten in dem innersten Kern und Wesen der hier einschlägigen Dinge, eine schiefe sehn. Das ist so sicher und gewiß, als ein Auge nicht sehen kann, dem sich sein Gegenstand in dichtes Dunkel verhüllt, und das soll und muß sogleich die mitgegebene vorläufige Erwartung sehn, die wir hegen, wenn sich uns theologische Rückblicke der fraglichen Art als orientirende oder bestimmende Führer für irgend eine Zeit anbieten.

Auch die beiden oben genannten Schriften zweier theologischen Lehrer haben, wie sie es auch, oder noch mehr, als sie's sagen, die bestimmte Absicht, eine gewisse kirchliche und theologische Schlußfolgerung aufzudrängen; die Absicht, für das demnächstige Handeln auf diesen Gebieten Partei zu machen. Und das verdienen wir ihnen nicht; das soll sehn; es soll sich ein Jeder in dieser, aufs entschiedenste drängenden Zeit auf seinen Posten weisen lassen. Aber sie machen grade entgegengesetzt Partei; vielleicht die entgegengesetzten Parteien, die man bei dem Dringen auf entschiedene Stellung, und wie die Dinge einmal liegen, gern allein noch auf dem Plane sehen möchte, wenigstens

die, unter denen es die eigentliche letzte Entscheidung gilt. Betrachten wir daher die beiden Bücher näher, zuerst das zweitgenannte, und zwar vor Allem nach ihrer Grundlage.

Daß Prof. Schwarz, nachdem er einleitend im 2. Kap. seines 1. Buches den eigentlichen Gegenstand seines, die ganze Schrift durchziehenden gegnerischen Unwillens bezeichnet, im 2. Buch die neueste Theologie von dem Auftreten des D. Strauß datirt, dessen Leben Jesu, wie er bemerkt, an positiver Kraft unendlich gering, vielmehr ein leichtes und luftiges Gebäude, fest hingestellt, ohne dauerhafte und sichere Grundlage, dennoch als reife Frucht, vom Baum der Erkenntniß abgefallen, von erschütternder und zerstörender Wirkung gewesen (S. 4. 163. 104); daß er darauf zu der neuen Tübinger Schule übergeht, und Baur als den größten Theologen der Gegenwart präconisirt; daß er dann weiter die philosophisch-dogmatische Bewegung verfolgend auch hier dem Strauß'schen Werke epochemachende Bedeutung vindicirt, seine eigentliche Fortsetzung in dem Feuerbach'schen „Humanismus“ erblickend, auf dessen Spuren, nur über ihn hinausstürmend, „die Rote der Berliner s. g. Kritiker — den Atheismus seiner Vollendung entgegengeführt“; daß er sodann (III, 2) die „Vermittelungstheologie“, den spekulativen Theismus, die Unionstheologie bespricht, um schließlich dieses Abschnittes die Prot. R. Z. als die, welche in das Schleiermachersche Erbe am reinsten eingetreten, so wie den „tief und vorausschauenden Bunsen“ als den zu bezeichnen, der „die Humanisirung des Christenthums, welche mit der völligen Occidentalisirung desselben, mit der Umbildung der äußerlich supernaturalistischen Formen in den Ausdruck innerlicher Religiosität, identisch ist, eine solche Uebersetzung des Semitisch-redenden Christenthums ins Deutsche, durch welche dasselbe erst zur wahrhaften Herzens- und Gewissensreligion wird“ (S. 352), mit ihr im Sinne habe; daß er endlich seine ganze Laage über die Repräsentationstheologie, das Neu- und Hyperlutherthum, Leo, Vilmar, und die katholisirenden Kulturreformen zc. ergießt: das wollen wir Alles nur flüchtig andeuten, aber daraus doch schon einen gewissen Vorgeschmack gewinnen. Wir merken sogleich, auf welchen Höhen des Raisonnement er einherzieht. Seit und nach Schleiermacher sind Strauß und Baur, nachträglich auch Bunsen, die Helden des Tages. Erst mußte und muß noch zerstörerisch ausgeräumt, mindestens abgerechnet werden unter und mit dem, aus den früheren christlichen Jahrhunderten überkommenem Besizthum: das ist ein Hauptverdienst und Anliegen,



das gar nicht eifrig und eifertig genug über Bausch und Bogen ins Werk gesetzt werden kann. Denn dabei mag auch heute von dem Einen mit aller Zuversicht zu seiner Wissenschaft behauptet werden, was morgen von ihm selbst oder einem Genossen des Werkes mit der gleichen Zuversicht widersprochen wird; mag mit einer „Recht im Niederreißen und Ausscheiden, der selbst unser, gewiß nicht verzagter Verfasser kaum zu folgen vermag“ (S. 188), heute nur den vier s. g. großen Paulinischen Briefen ihr behaupteter Ursprung belassen werden, und mag doch wieder das Resultat morgen innerhalb der Schule selbst am wenigsten Zustimmung finden (S. 193), mögen überhaupt „in der letzten Zeit immer deutlicher Differenzen innerhalb der neuen kritischen Schule“ hervortreten (S. 175), mag es selbst dem großen Baur begegnen, daß er „die Evangelien nur auf die dogmatische Tendenz ansieht und der dogmengeschichtliche Prozeß bei ihm viel zu sehr als ein für sich bestehender, sich durch die eigene innere Dialektik forttreibender, als eine rein logische Bewegung erscheint, die sonst von nirgends her ihre Anregung gewinnt, mit der Geschichte des christlichen Lebens und der christlichen Sitte in keinem nothwendigen Zusammenhang steht“ (S. 201 u. 168): kurz dabei mag die Unsicherheit und der Widerspruch der ganzen Arbeit noch so groß, die Grundlage noch so los und unsolid, die Einseitigkeit und Abstraktheit des Verfahrens, die ideologische Voreingenommenheit des Standpunktes, die eigentlich kirchliche Blasirtheit noch so sichtbar und zugestanden seyn: das thut nichts, „wir finden doch hier, bemerkt der Verfasser, und fast nur hier einen wirklichen Fortschritt unserer Wissenschaft, ein gründliches und hoffnungreiches Arbeiten“ (S. 194), die Wahrheit — und so ist es ja wohl gemeint — kann dabei doch nur gewinnen. Und das ist ein erster charakteristischer Gemeinplatz, von dem wir Akt nehmen müssen. Es erhellt hieraus, was für ein allgemeiner Begriff von Wahrheit dieser Betrachtung zu Grunde liegt.

Denn wohlgemerkt, es handelt sich nicht darum, der Kritik, auch der schärfsten, irgendwie den Weg zu verlegen. Es soll und mag mit allem Ernste, mit Ausbietung aller hierher gehörigen Mittel gefragt und geforscht werden, ob sich's also verhalte. Aber es handelt sich um, von einer langen Zeit für heilig gehaltene, einer großen einzigen Gemeinschaft zu Grunde liegende, von ihr unabtrennbare spezifisch wichtige Urkunden; es handelt sich weiter um den, wiederum nicht von ihr zu trennenden Ursprung, die Urgeschichte dieser Gemeinschaft, um diese Gemeinschaft selbst. Und die Kritik ist nicht und kann nicht von und um ihrer selbst willen da seyn. Hier aber erscheint sie so. Nur daß diese Kritik, dieses Fragen und Forschen nach dem Ursprung des Christenthums, d. i. einer Erscheinung, die den Anspruch macht, als Wahrheit der gesamten Gestaltung des menschlichen und menschheitlichen Lebens erneuernd und bestimmend zu Grunde zu liegen, und dies wiederum nur zu können sich bewußt ist und ausdrückt, indem sie ganz Wahrheit, die ganze Wahrheit, die Wahrheit ist — und daß diese Kritik recht frei, recht ungebunden, recht eigenliebig, recht außer allem inneren

Zusammenhang mit dem ganzen christlich bestimmten Gemeinwesen und Gemeinglauben geübt werde, daß sie sich recht geßtlich und eigentlich außer allem Einfluß jener Erscheinung, ihrer Präension und Wirklichkeit setze: das ist die Hauptsache, das gibt Hoffnung. Kritik ist die Wahrheit, der kritische Prozeß ihr eigentlicher Erzeuger. Und daß nun diese also zu erzeugende, also immerfort prozessirte, immerfort anders und anders resultirende s. g. Wahrheit eine von der wirklichen Wahrheit, d. h. von der Wahrheit als Wirklichkeit, als bestimmter tatsächlicher Inbegriff, von ihrem Wesen, ihrer Energie, ihrem Inhalt absehbende, daß sie keine Wahrheit ist: das kann sich nur einem Kritiker par excellence, einem solchen enragierten, um den Flor nur der Kritik und sonst der ganzen Welt nicht, ängstlich besorgten Kritiker verbergen. Uns Anderen ist diese, nur sich selbst lebende, nur in der Einbildung, nur in der Flucht vor ihr, im Dienste der Wahrheit befindliche Kritik recht eigentlich eine Wahrheitslose. Sie ist die Parodie auf die Wahrheit. So sittlich sie sich zu seyn geberdet, so unsittlich ist sie. Vermeintlich für die Wahrheit — behandelt sie die Wahrheit als Nicht-Wahrheit. Vorgeblich in den Gegenstand eindringend, thut sie dies, indem sie gerade das Innere ihres Gegenstandes ignorirt. Ihr Gegenstand ist nicht mehr der Gegenstand: die von dem Prof. Schwarz aufs Neue inthronisirte Kritik ist nichts Anderes, als eine ganz außer dem Christenthum stehende, demselben widerwärtige theologische Karrikatur; sie ist ein Spiel mit dem Heiligen.

Und das ist mithin Eine vorläufige Instanz, die wir festzuhalten haben, wenn wir in das eigentliche Innere des Schwarzschen Buches eindringen wollen. Wir dürfen erwarten, daß auch der ganze übrige Geist ihr nicht fremd, daß auch Anderes damit nicht im Widerspruch ist. Und so findet sich's auch. Auch der Begriff, den Schwarz vom Christenthum selbst hat und deutlich genug ausspricht, ist ein nach jenem allgemeinen Wahrheitsbegriff formirter, der Wirklichkeit feindlicher.

Schwarz ist ein Rationalist, aber keiner der alten Schule. Der alte Rationalismus ist ihm „zu platt und ordinär; es fehlt ihm an religiösem, an spekulativem und an Geschichts-Sinn.“ Schließt aber, sagt er, die Vernunft diese Geisteskräfte nicht von sich aus, sondern, wie sie es soll, in sich ein, so ist sie die Herrscherin“ (S. 9). Das Christenthum ist also auch rationalistisch oder, wie es hier lieber heißt, spekulativ zu begreifen. Das Christenthum ist vor Allem nicht überweltlich. Es ist aus der Menschheit hervorgegangen (S. 258), und zwar „nicht sogleich in fertiger Vollendung“ — sondern es „ringt sein eigenes Wesen und Wollen schwer und langsam, nur durch eine Entwicklung von Jahrtausenden heraus“ (S. 330). Oder anders: „das Christenthum ist zuerst nur noch ein Lebenskeim, in die Tiefen des religiösen Selbstbewußtseins hineingeseht“ (S. 230). Noch nicht selbst das Leben; nur ein von irgend einer Kraft her gewirktes Lebendiges, sich Entwickelndes, eine religiöse Erscheinung, ein geistiger Prozeß, der sich irgendwie fortspinnnt, weiter entfaltet und zu immer entsprechenderen Resultaten gelangt. Das ist die



Meinung, und fragen wir nun: Wie? Wer steht hinter dem Prozeß und seinem Getriebe? so kann die Antwort nicht anders lauten, als wiederum wie oben: der Menschheit eigener Sinn und Geist. Denn „kann etwas — erinnert Schw. ausdrücklich — in die Menschheit eingehen, was nicht zugleich aus ihr hervorgegangen?“ (S. 258.) Nein — das Christenthum ist eine ganz und gar menschliche Erscheinung. Und nun noch, was für eine? — Das Christenthum, haben wir vernommen, ist noch nicht so gleich fertig, auch da noch nicht, als Christus bereits aufgetreten und sein Werk auf Erden vollbracht hatte. Es kann also wohl mit der Person und der Wirksamkeit Christi zusammenhängen, aber es ist nicht Eins mit derselben, es ruht nicht einmal darauf, streng genommen; sonst müßte es mit dieser doch schon eigentlich fertig seyn, und was folgt, sich nur als seine eigenthümliche Wirkung und Entfaltung verhalten. Aber so ist es hier nicht. Was sich entfaltet, das ist nicht das Christenthum, nicht Christi Werk, denn das ist ja noch nicht, sondern was sich entwickelt, was wirkt, das ist ein Etwas, aber das noch nicht da ist, ein in der gesammten christlichen Geschichte und für dieselbe suppletives, dahinter verborgenes und durch dieselbe (wie eigentlich?) hindurch wirkendes Non-ens, und das hier auch einen Namen bekommt. „Das Eigenthümliche des Christenthums ist das Princip der Immanenz“ (S. 230). Dies — so sind wir nun belehrt — ist das Wirkende, dies das, obgleich „zu Anfang nicht sogleich in voller bewußter Reinheit und Klarheit hervorbrechende“, dennoch endlich „durch eine Entwicklung von Jahrtausenden sich herausbringende“ (S. 230). So versichert wenigstens Prof. Schwarz, und wir meinen, es bedarf kaum der weiteren wunderlichen Fragen, die sich hier aufdrängen, um selbst für die Denkfähigkeit, ja Unausdenkbarkeit dieses verbesserten rationalistischen Christenthums Zeugniß zu geben. Ein Christenthum, eine Erscheinung, die „von Anfang sogleich“ die in ihren Kreis Eintretenden mit der allerbestimmtesten, ihr nächstes innerstes Interesse betreffenden Verheißung empfängt und zu einer ganz bestimmten, von ihrer früheren wesentlich abweichenden Weise in Glaube und Wandel veranlaßt, eine solche Erscheinung, und dennoch — „von Anfang nicht sogleich“ fertig? Also auch noch nicht fertig bestimmt, noch selbst unbestimmt? Und diese unfertige, unbestimmte Erscheinung dennoch sich fortentwickelnd, dennoch sich, obgleich „schwer und langsam“, durch Jahrtausende hindurchbringend: — also durch was in Kraft gesetzt, in Bahn erhalten, in und bei sich selbst bestimmt? Durch das ihr inwohnende Princip etwa? Aber das ist ja selbst „zu Anfang nicht sogleich in voller, bewußter Reinheit und Klarheit da.“ Und ein unreines, unklares — dennoch ein bestimmt wirkames, zusammenhaltendes, abgränzendes, mächtiges Princip? Ist das nicht ein halbes Wunder? Und dies Princip weiter, das Princip der Immanenz, d. h. hier wohl der Anschauung Gottes in der Welt und der Welt in Gott, oder der Einheit des Göttlichen und Menschlichen, dieses Princip, diese wesentlich nur intellektuelle Potenz, dieser bloße Fortschritt in der Einsicht, und daneben — die ausgesprochene wesentliche Wirkung des

Christenthums von Anfang an vielmehr auf die Befriedigung anderer, als der intellektuellen Bedürfnisse, die Stillung des Hungers und Durstes nach der Gerechtigkeit, das Suchen und Finden der Verlorenen, derer, die umkehren und werden wollen wie die Kinder, der Mithseligen und Beladenen, der geistlich Armen, der Kleinen und Unmündigen. Nein gewiß, das Alles sind solche Ungereimtheiten und Widersprüche, daß man einsieht, ein Mann, dem dergleichen passiert und der sonst doch ein so gescheiter und gewandter Kopf ist, kann sich nur aus gründlicher Abneigung vor dem wirklichen Christenthum so weit verirren; des Prof. Schwarz Begriff vom Christenthum ist Alles eher, nur dieses nicht.

Und jene feindliche Abneigung gegen das wirkliche Christenthum zeigt sich auch sonst als charakteristisches Merkmal des Schwarzischen Buches. Auf Nichts ist Prof. Schwarz übler zu reden, als auf die wiederum sich regende Lebhaftekeit von Kirche und Christenthum. Daß wir ihm ganz hierhin folgen, wird man uns nicht zumuthen. Es ist genug anzumerken, daß er im Zusammenhang mit seinem ganzen Standpunkt gar keinen Sinn hiefür hat, und daß es ihm daher unvermeidlich passiert, wo kirchliches Christenthum auftritt, nur die Männer zu sehen und hart zu verklagen, die, auf unter sich mannigfaltige Weise, diesen neuen Lebensregungen Hand und Mund leihen. Der Herausgeber der *Ev. R. Z.* an der Spitze, weiter Stahl, Kliefoth, Rahnis, Vilmar, Leo, insbesondere auch Tholud\*) sind die Zielscheibe der härtesten Angriffe und der unwürdigsten Behandlung. Kein Wunder daher, wenn nun auch Schwarz sich in das ganze Daseyn dieser neuen kirchlichen Bewegung gar nicht zu finden, wenn er sie so gut wie gar nicht zu erklären weiß. Denn daß, was er in dieser Beziehung versucht, dies nicht leistet, ist bereits anderwärts (in der Kliefoth'schen Zeitschrift von D. Rahnis) dargethan worden. Deuten wir daher hier auch diese charakteristische Impotenz der Schwarzischen Schrift nur kurz an.

Zuerst auf das in und nach den Freiheitskriegen erwachte volksthümlich-religiöse Bedürfniß hinweisend, meint Schw. Wunder was für einen Fund gethan zu haben, wenn er insinuiert, daß dasselbe von der theologischen Beschränktheit ausgebeutet worden sey, die gemeint habe, nur ein recht massives, derbes, volksthümliches Christenthum im Sinne Luthers könne dem genügen, könne das Volk wieder in Masse mit Religion erfüllen. In der That eine feine Pragmatik, ganz à la Pland, und über die wir auch darum weiter kein Wort zu verlieren brauchen, als sie selbst dann, wenn wirklich die betreffenden Männer von

\*) Eine persönliche Bemerkung. Schw. versichert (S. 120. Anm.), „mit dem ihm äußerlich so nahe gestellten Herrn Dr. Tholud persönlich in gar keiner Beziehung zu stehen.“ Das mag wahr seyn, wie es da lautet. Aber ob auch niemals gestanden hat? Oder, ob Dr. Tholud nicht wenigstens zu einer gewissen Zeit sich dem damals erst studierenden Dr. Schwarz nahe gestellt hat? Das wird versichert.



einem solch' äußerlichen Motive ausgegangen wären, nicht leistete, was sie soll, nicht erklärte, wie dies — nach Schw. Meinung jetzt unwahre, jetzt überwundene Christenthum dem Volke innerlich wieder nahe zu bringen möglich geworden wäre. — Und wenn Schw. weiter den „aus dem politischen auf das kirchliche Gebiet übertragenen Restaurationstrieb“ als erklärende Triebfeder in Aufsatz bringt, das Verlangen, „die umgestürzten Mauern des alten Zion wieder aufzubauen“, — (aber aus Bequemlichkeit, dazu) „die alten Fundamente aus dem Schutte hervorzufuchen — — statt dem Bau einen neuen, tief und sicher gründenden Unterbau zu geben“ (S. 69 f.): so ist auch hier das zu erklärende Faktum, daß die alte, lang vergessene Kirche sammt dem alten, längst vermeintlich überschrittenen und antiquirten Christenthum sich wieder regt, in das Verlangen und die Wünsche der Zeit und der Gemüther wieder eintritt, nicht erklärt, sondern nur als dieses Faktum tautologisch und in anzüglicher Weise umschrieben. — Und wenn ferner „die Anknüpfung für diese Richtung merkwürdigerweise der ihr aus früheren Zeiten feindliche Pietismus gegeben haben soll“ — was wir gar nicht völlig in Abrede zu stellen gemeint sind — und wenn „die neue Orthodoxie, wenigstens in ihrem ersten Auftreten, gleich dem früheren Pietismus so voll von Sündenbewußtseyn und Sünden-genuß“ (S. 71) gewesen seyn soll: so muß doch Schw. selbst nicht ganz an die Evidenz dieser weiteren Erklärungsinstanz glauben. Denn schon S. 72 versichert er, daß jene Orthodoxie „nicht im demüthigen Armesünderkleid aufgetreten sey“, so wie später (S. 358), daß „ihr Realismus doch keine Ahnung davon gehabt habe, daß die Kirche zu ihrer Substanz den Glauben habe und daß der Glaube ein unsichtbares Geistesleben sey“; so unähnlich ist sie also doch für ihn dem Pietismus, so viel besser ist doch dieser, als sie. — Und wenn endlich noch Schw. als erklärendes Moment des Rückfalls in die alte Orthodoxie auf „das vielfach Ungenügende der f. g. Vermittelungstheologie, auf die Neigungen zur Rechtgläubigkeit auch in der Schleiermacherschen Schule“ aufmerksam macht, so bedarf es auch hierfür kaum der Bemerkung, daß es vielmehr das Richtige gewesen wäre, wenn überhaupt etwas erklärt werden sollte, Beides, diese Neigungen und jenes Ungenüge, auf einen inneren und verständigen wirklichen Grund zurückzuführen; und so zeigt sich auch hier, wie in diesem ganzen Erklärungsversuch, wie unfähig sich der Schwarzische Standpunkt erweist, eine Erscheinung, wie das Wiedererwachen des kirchlichen Christenthums, auch nur zu begreifen, geschweige denn alle die damit zusammenhängenden Punkte einer unbefangenen und einigermaßen richtigen und genügenden Beurtheilung zu unterwerfen.

(Schluß folgt.)

## Nachrichten.

### Breslau.

Der Verein für praktisches Christenthum, von dem schon früher hier die Rede war, hat, wie dies wohl bei allen Vereinigungen, die

den alleinigen Grund des Christenthums verlassen haben, der Fall ist, seit einiger Zeit eine bedenkliche, zu völliger Unglauben hineilende Richtung genommen, ist in immer offenere Opposition gegen die Kirche und ihre Lehre getreten. Diese Richtung des Vereins hängt aufs genaueste mit den religiösen Tendenzen seines Begründers und Leiters, des Königl. Fabriken-Commissarius Hofmann, zusammen. In maßloser Selbstverblendung und Selbstüberschätzung befangen, hält dieser Herr seine dürftigen, vulgär-rationalistischen Ansichten für das wahre, von ihm nach achtzehn Jahrhunderten entdeckte Christenthum und klagt die Lehre der Kirche als eine irrthümliche und schädliche an. Ch. Hofmann gerirt sich durchaus als Apostel seines neuen Christenthums; in gebundener und ungebundener Rede feiern seine Anhänger ihn bereits als den, welcher gekommen, ihnen das Christenthum gründlich, klar und rein zu verkündigen.

Es ist noch nicht recht ersichtlich, welches der Zielpunkt dieser Thätigkeit H.'s ist! Bezweckt er vielleicht nach erfolgtem Austritt aus der Evangelischen Kirche die Bildung einer neuen religiösen Gemeinschaft? Wir glauben allerdings, daß dies der letzte Gedanke seyn mag, können aber der neu zu bildenden Genossenschaft, da sie jedes positiven Grundes entbehren würde, eine längere Dauer nicht prophezeien. Im Falle der Gemeinschaftsbildung würde man dann das Schauspiel einer religiösen Gemeinschaft ohne jeden Gottesdienst haben, da Ch. Hofmann, weil er nichts von Gottesdienst im Neuen Testamente findet, denselben für überflüssig erachtet. Die Stelle des Gottesdienstes würden längere moralische Ermahnungen vertreten.

So bedauerlich jede neue Spaltung seyn würde, so ist sie doch weniger schädlich als eine Gemeinschaftsbildung innerhalb der Kirche mit einem die letztere negirenden und bekämpfenden Charakter. Man kann daher nur wünschen, daß H. mit seinem längst beabsichtigten Austritt aus der Kirche und Umwandlung seines Vereins in eine neue religiöse Gemeinschaft baldigst vorgehe.

### Anstellung eines Reise-Agenten der Rheinisch-Westphälischen Gefängnißgesellschaft.

Die Rheinisch-Westphälische Gefängnißgesellschaft beabsichtigt die Anstellung eines Reise-Agenten, der seinen Wohnort in Düsseldorf zu nehmen, die im Wirkungskreise der Gesellschaft belegenen Gefängnisse zu besuchen, die mit ihr verbundenen Hilfsvereine zu stärken und solche ins Leben zu rufen, der entlassenen Sträflinge sich anzunehmen, durch Zeugniß von der Kanzel, Correspondenzen und auf andern geeigneten Wege für die Sache des Vereins zu wirken hätte. Da Sr. Majestät der König geruht haben, uns zu diesem Zwecke einen jährlichen Gehaltzuschuß von 450 Thln. vorläufig auf drei Jahre zu bewilligen, so sind wir in den Stand gesetzt, dem Agenten für diesen Zeitraum ein Gehalt von jährlich 700 Thln. zu garantiren, und bitten die qualifizirten Bewerber, die mit dem Gefängnißwesen vertraut sind und sich gebrungen fühlen möchten, in oben angegebener Weise für das Heil der Gefangenen zu wirken, sich baldigst unter portofreier Einsendung ihrer Personalien an den unterzeichneten Ausschuß zu wenden.

Düsseldorf, im August 1856.

Der Ausschuß der Rheinisch-Westphälischen Gefängniß-Gesellschaft.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Sonnabend den 4. October.

N<sup>o</sup> 80.

## Zeitgeschichtliches zur Scheidung und Entscheidung.

(Schluß.)

Und dennoch kann er jenes Wiedererwachen, kann er die Thatfache nicht läugnen; ja er muß wider Willen und natürlich verzerrt selbst solche Züge an derselben anerkennen, die in anderem Falle für ihn ein Zeugniß ihrer Lebendigkeit würden abgegeben haben und ein Prophet derselben werden. Denn wenn er sagt (S. 89 u. 72), „daß die Orthodogie zu Anfang einen Beigeschmack des modernen Geistes gehabt, mit Philosophie geprunnt, sich in allerlei Tieffinnigkeiten gehüllt, mit den Formen der Zeitbildung geschmückt habe“: so verräth er ja damit, daß sie sonst der Zeit keineswegs fremd, daß sie vielmehr mit einem eingehenden Verständniß derselben verschwifert gewesen. Und wenn er weiter klagt, daß u. A. „das Unternehmen (des Philosophen Weiße), aus dem Schooße wahrhafter (?) und tiefer (?) Geistesbildung die Evangelische Kirche in freien und umfassenden Glaubensformen neu erstehen zu lassen, sie mit dem Bewußtseyn der Gegenwart innerlichst zu versöhnen (!?), obwohl ein großes und sehr berechtigtes, in nächster Zukunft von jedem Erfolg verlassen seyn dürfte“ (S. 324), und später (S. 435) noch einmal zum Schlusse wiederholt, daß die Antwort auf die Frage, „welche Aussicht eine solche (Schwarzische) historisch-spekulative Behandlung der Theologie, welche Ansprüche sie an die nächste Zukunft habe, keine tröstliche sey“: so weiß er sogar und sieht es voraus, daß dagegen „die streng konfessionelle Partei, durch den ihr einwohnenden Eifer getrieben, zu noch größerer Ausbreitung und Macht gelangen werde“ (S. 427).

Aber freilich, um dann nur um so gewisser einer anderen, allein berechtigten, der Schwarzischen Richtung den Boden zu bereiten. Und die dann große Dinge thun wird. Die dann vor Allem eine „wahrhaft spekulative, einheitliche und zusammenhängende Weltanschauung durchführen“, sodann eine historische, endlich eine ethische Theologie seyn wird. So eröffnet Prof. Schwarz S. 431. Und es ist schließlich der Mühe werth, zur Charakteristik unseres Buches auch diese Zusammenfassung der eigentlichen Grundlage desselben etwas näher ins Auge zu fassen. Es ist kurz geschehen; denn fragt man jene prätentösen Bezeichnungen um ihren eigentlichen Inhalt, so schwindet er auf ein sehr Geringes zusammen. Was spekulativ heißt, haben wir schon oben gehört, aber eine Hauptsache dabei ist noch „die

Ueberwindung des äußerlich-supranaturalistischen, unserm ganzen Denken fremd gewordenen Schemas“, d. i. die Reduktion der gesammten Offenbarungsthaten des überweltlichen Gottes in eine naturgemäße, rationell zu begreifende Evolution der Gott nicht außer sich, vielmehr in sich habenden Welt. Und dafür ist dann die historische Theologie nur ein anderer Name. Denn heißt: das Christenthum historisch betrachten, es „als ein geschichtlich gewordenes begreifen“, so hätte unser Autor nicht einmal ausdrücklich zu versichern nöthig gehabt, das heiße: auf dasselbe und seine kanonische Literatur „dieselben Regeln und Maaßstäbe geschichtlicher Kritik anwenden, welche für die f. g. Prosaliteratur gälten“: wir hätten ohnedies gewußt, daß der prätentirte spekulative Standpunkt hier nur sich selbst wiederfinden, daß er hier nur in der Zeit- und Aufeinanderfolge gesetzt annehmen konnte, wofür er vorher schon das allgemeine Schema fertig in sich hatte. Und wenn endlich versichert wird, ethisch werde die neue Theologie seyn, indem sie das Band von Religion und Sittlichkeit überall hervorheben und auf die wichtigen Folgen dieser Verbindung hinweisen werde: so ist das eine so naive Neuigkeit, daß es allerdings noch der Bemerkung bedurfte, sie werde eine Reinigung und Erneuerung eines großen Theils von Dogmen u. unternehmen, und der anderen, sie werde die Moral „ihres schlechten Subjektivismus, ihrer eiteln Selbstgerechtigkeit, ihres oberflächlichen Pelagianismus, mit Einem Worte ihrer Endlichkeit entheben, indem sie die Wurzeln der Sittlichkeit in die Tiefen der Religion, den endlichen Willen des Menschen in die Unendlichkeit des göttlichen, seine Freiheit in die Gottgebundenheit einpflanze“: um zu wissen, daß wir dort nichts Anderes zu erwarten haben, als eine, nur unter einem anderen Namen eingeführte rationalistische Abschwächung und Ausleerung des specifisch Christlichen, hier aber wider den Rationalismus ein Gerebe, ein philosophischer Jargon sich breit macht, der, wenn er etwa mehr sagt, als wir längst in einfachem Deutsch gewußt, hart an die pantheistische Vergöttlichung des Menschlichen anstößt.

Und das ist nun die Schwarzische Summa, das ist der Apparat von Anschauungen, mit welchem Prof. Schwarz an die Besprechung der neuesten Theologie, zugleich der neuesten Bewegung auf dem Gebiet der Kirche geht. Wie wenig Gnade dieselbe vor ihm gefunden, haben wir beiläufig schon gehört. Auf die, meist gangbaren Vorwürfe lassen wir uns hier nicht näher ein. Sie konnten von einem Schwarz nicht anders er-



wartet werden. Und auch, daß er dabei mit einer gewissen, gradausgehenden Offenheit, eigentlich Redlichkeit, verfahren, können wir nicht hoch anschlagen. Ist sie doch manchmal roh, und fehlt es ihr doch auch an der sittlichen Folie insofern, als Schw. das eigentliche Zeug zu seinem abschprechenden Urtheil vom Zaun seines unwahren und verkehrten Standpunktes abbrechen muß, vielleicht sogar nicht ohne alle Ueberwindung einer sich regenden richtigeren Empfindung. Ebenso wenig kann und darf die geschickte, gewandte Form, in der das Buch geschrieben ist, das letzte und eigentliche Urtheil über dasselbe bestechen. Das kann die Sache nicht besser machen. Höchstens könnte man sagen, sie wäre eines besseren Inhaltes werth. Und endlich, wenn Schw. auf Einem Punkte wirklich Einiges geleistet, wenn er hier wirklich um seiner Stellung willen klarer gesehen, als die vielfach verdienten Männer, die er tadelt: so ist doch auch das noch lange kein Grund, sich seines Buches auch nur einigermaßen zu freuen: eine Partie übrigens, auf die wir weiter unten zurückkommen werden. Und nun, fassen wir hier noch einmal kurz Alles zusammen, so bleibt das Schwarzische Buch eine Merkwürdigkeit bloß insofern, als es den rationalistischen Standpunkt, neu aufgezputzt, durch eine Darstellung der letzten Entwicklung in Theologie und Kirche als den eigentlich legitimen Erben der ganzen Vergangenheit und darum den Sieger in einer bald zu hoffenden Zukunft zu rechtfertigen, noch immer dreist genug ist; als sich aber, trotz dieses Vernehmens und trotz der dazu aufgebotenen glänzenden und bestechlichen Mittel, wider Willen durch das ganze Buch der umgekehrte Eindruck geltend macht, daß es dennoch mit dieser Richtung aus und daß ein anderer Zug auf dem Plan sey, dem die Gegner nach Sophisten-Art wohl noch manchen Stein in den Weg schieben, den sie aber in seinem siegreichen Vorwärtsschreiten und seiner letzten Vollendung nimmermehr aufhalten mögen. Und das soll uns nun auch noch positiv das oben zuerst genannte und hier noch kurz zu besprechende andere Buch bestätigen.

Die Schrift von Rahnis geht aus einem anderen Ton. Er ist bekannt, und wir brauchen ihn hier nicht näher zu charakterisiren. Aber daß er gegenüber den Dingen, die zu besprechen sind, der rechte ist, das ist schon von vornherein darum gewiß, weil er der im Respekte vor der, die gesammte christliche Geschichte tragenden Gemeinschaft, im Respekt vor der Kirche wurzelnde, ist. Wer sich in diesen allein lebendigen Zug hineinzustellen nicht geschickt ist, wer, wie eine ganze lange Zeit und Leute, wie Schwarz, immer noch, in der Kirche, bis auf die Zeit ihrer beginnenden Auflösung und Selbstentfremdung, im Grunde Nichts, als Eine großartige Verirrung, eine mit dem eigentlichen, jetzt erst (sei's rationalistisch oder spekulativ, oder auch japhetitisch) erwirkten Sinne der christlichen Dogmen grell kontrastirende, denselben ins Ungeheuerliche verstellende, also falsch gläubige Glaubensgemeinschaft steht: der hat damit, wie mit seiner, das geschichtliche Auge verschließenden isolirten Selbstseligkeit, den Schlüssel zu den Erscheinungen in Religion und Christenthum so gut wie verloren. Er muß falsch sehen. Jene

Erscheinungen wollen ein anderes Auge. Nur das liebevolle, hineininsichversenkende Sich-Einswissen, nur das Sich-Tragenlassen mit und von der Kirche, von der Kirche, die auf das Wort Gottes gegründet ist, hat, wenn irgendwo, so hier die Verheißung, seinen Gegenstand zum Verständniß zu bringen. Und dergleichen gibt es wieder. Der kirchliche Zug geht jetzt so gewiß wieder als ein mächtiger Zug durch die Welt, als die Welt nach Erneuerung und erneuertem Halt verlangt und als die Welt ohne ihn in lauter unkirchliche Einzelheiten also überhaupt zerfallen mußte. Freuen wir uns des und freuen wir uns darum auch, daß zur Förderung dieses Zuges in dem vorliegenden Buche von Rahnis der Versuch gemacht ist, die höchst merkwürdige Zeit des letzten Sekulums richtig zu deuten.

Auf Alles, überhaupt auf den reichen Inhalt der Schrift einzugehen, kann auch hier unsere Absicht nicht sein. Wir eilen andeutend über die ältere Zeit hinaus und verweilen etwas länger bei der neueren.

Die Schrift beginnt in dem ersten Buch mit dem Zeitalter der Aufklärung. Und dies bildet ja allerdings nicht zwar mehr die Grundlage, aber doch den überbreiten Einschlag auch der neueren Zeit. Von der Aufklärung sind fast alle unsere heutigen Zustände, Einrichtungen, Anschauungen angefaßt, zum Theil durchgefressen. Ohne sie ist also auch die neuere Zeit, oder das Zeitalter der Erneuerung, wie es Rahnis nennt und im zweiten Buch behandelt, nicht zu verstehen.

Die Betrachtung nun jenes ersten Zeitalters wird mit einem Blick auf die Philosophie eingeleitet; wollte es doch ganz eigentlich „alle Gestalten des Lebens aus dem Gedanken bestimmen.“ Cartesius, als der Vater derselben in ihrer modernen Gestalt, Spinoza, Leibniz, Wolff, die Popularphilosophen werden in ihrer inneren Auseinanderfolge kurz vorgeführt, und der letzteren besonders epochemachender Grundsatz: „Klarheit ist der Maßstab der Wahrheit; klar und deshalb wahr ist in allen Lebensgestalten die Naturgrundlage“ besonders hervorgehoben. Das war der Schritt in den Deismus. England und Frankreich waren bereits vorangegangen. Der Heerd dieser deistischen Aufklärung in Deutschland wurde bald Berlin (Nikolai u. a.). Sie „setzte an die Stelle der Autoritäten in Kirche und Staat den Menschenverstand, an die Stelle der positiven Gestalten des Lebens eine allgemeine, dem Menschen als solchen eignende Gesinnung, die man Humanität nannte.“ Dem Humanismus „liegt in dem reinen Ursinn des Menschen für das Gute und Schöne die Wurzel des wahren Lebens.“ Dieser Naturstimm war aber, genauer betrachtet, nichts weiter, als ein Verstandesprodukt; „Zurückführung alles Lebens auf Verstandesabstraktionen“ also ein Hauptmerkmal der Aufklärungszeit. Und diese Aufklärung zog sich durch die Erziehung (Rousseau, Basedow, Campe), fand eine besondere Befriedigung in der Betreibung der klassischen Studien, nach einer anderen Seite hin in dem Freimaurerwesen (die Rosenkreuzer, Illuminaten u.); und hatte auch ihren besonderen Einfluß auf die Poesie. Die letztere wurde insbesondere in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts senti-



mental, gemüthsbezüglich. Womit auf dem sittlichen Gebiet Hand in Hand ging, was man Tugend nannte. („Die Tugend der Aufklärung war ein unendlich abstraktes, elastisches, subjektives Wesen.“) Die herrschende religiöse Ansicht war ein sentimentaler Deismus. Es fehlte indeß auch nicht an Zeugen des lebendigen Glaubens an Gott (Hamann, J. Stilling, Lavater).

Wie das ganze Leben dieser Zeit, so auch ihre Theologie. Und dazu hatte selbst der Pietismus den Grund legen helfen. Sein Grundfehler war Unkirchlichkeit; und außerdem hat an seinem Auflösen alles Objektiven in praktische Beziehungen das Utilitäts- und Moraltreiben der Aufklärung seinen bezüglichen Vorläufer. Andere Richtungen aus den mittleren Decennien des achtzehnten Jahrhunderts haben gleichfalls Uebergangs-Charakter. So die Württembergische von Bengel, Crusius, Detinger, Roos, ihr Eigenthümliches habend an dem unmittelbaren Ausgehen von der Schrift. Ferner die Wolff'sche, mit ihrer mathematischen Methode eine mittlere und sehr schwankende Stellung selbst zur Offenbarung einnehmend. Die deistischen Popularphilosophen konnten sich als die allein berechtigten Erben des Meisters ansehen. — Weiter eine Richtung, die K. unter dem Namen der historischen zusammenfaßt: Mosheim, Ernesti, J. D. Michaelis, zuletzt Semler, der den entschiedenen Uebergang zur Aufklärung bildet (die Religion wesentlich Sache des Subjektes: Privatreligion, vom Kern des Christenthums muß alles Lokale und Temporäre abgeschält werden; der Gesichtspunkt der Akkommodation). Es konnte nicht anders kommen, als die Aufklärung in disciplinirten Schaaeren, d. h. als Rationalismus, heranzog, war an Widerstand nicht mehr zu denken, sie zog mit klingendem Spiele ein.

Zuerst sind es einzelne abenteuerliche Gestalten, in denen sie sich vom Ende des 17. Sec. an aus dem Gebiet der Theologie ankündigt: Knutzen, Dippel, Edelmann, zuletzt, gegen Ende des 18. Sec., Bährdt, der hier ausführlicher behandelt wird, die Wolfenbütteler Fragmente. Auch der Streit, den die letzteren hervorriefen, wurde von Bedeutung. Er enthüllte erst recht die Schwäche und Unsicherheit des altkirchlichen Standpunktes. Und auch Kant, obgleich er der Aufklärungstheologie ihr theoretisches Selbstvertrauen nahm, stärkte sie doch in der Anerkennung des Primates der Vernunft, das specifisch Kantische (in Ständlin, Schmidt, Ammon) wich bald genug dem allgemein Rationalen. Der Rationalismus war das Resultat dieser ganzen Bewegung der Theologie. Darunter wird verstanden die Richtung der Wegscheider, Paulus, Röhr, wie allbekannt. Der Supernaturalismus eines Reinhard und Storr, der dem Rationalismus noch entgegenstand, war ihm nicht gewachsen. Er stand mit ihm auf Einem Boden, die Religion als Sache der Erkenntniß anzusehen. In dem f. g. rationalen Supernaturalismus ging er noch entschiedener zu ihm über, wurde er noch unhaltbarer. Ungelöst übergab das 18. Jahrhundert seine Gegensätze dem 19. —

Hiermit geht unsere Schrift zu dem zweiten Buch, zu dem

Zeitalter der Erneuerung über. Dieses wurde auf dem Gebiet der Philosophie angebahnt von Fichte. Auf der Höhe seines, sich selbst nicht zu behaupten fähigen Idealismus entsprangen zwei Ströme, die dem 19. Jahrh. reiche Lebenselemente zugeführt haben: eine spekulative Richtung durch Schelling und Hegel, und eine unmittelbare Religiosität durch Schleiermacher. Schelling's Naturphilosophie hat eine tiefere, eine christlichere Naturbetrachtung vorbereitet und der Selbstgefälligkeit oberflächlicher Bildung, welche mit den Wahrnehmungen des Naturlaufs gegen die Schrift zu Felde zog, einen Damm gesetzt. Und kehrte in ihm das Ich, welches im 18. Jahrh. alle Mächte des Lebens absorbirt hatte, in die Natur, so kehrte es in Hegel in das sittliche und religiöse Leben zurück mit dem Bewußtsein, dort ewige Wahrheit zu finden. So entwickelten diese Philosophen einen verfühnenden, restaurirenden Charakter. Einen Schritt weiter that Schleiermacher. Mehr in die Religion selbst hinein. Seine „Reden“ vertreten zuerst wieder das Bewußtsein, daß das religiöse Leben in sich selbst Zweck sei, nicht bloßer Anhang zur Moral. Aber freilich auf pantheistischem Grunde. Erst später, in der „Weihnachtsfeier“, näherte sich Schl. dem positiven Christenthum.

Hiezu kam ein, auch durch Fichte befürworteter, anderer Geist der Erziehung (Pestalozzi); die politische Erhebung Deutschlands in den Freiheitskriegen; Preußen an der Spitze. „Ein Geist sittlichen Ernstes, ein geschichtlicher Sinn, ein neues religiöses Leben zeigt sich von nun an in Deutschland.“ Insbesondere sind in dieser letzteren Beziehung die H. Harms'schen Thesen zu nennen, die eine mächtige Bewegung hervorriefen, wenn sie auch noch nicht durchschlug. Das neue Leben ist noch nicht kirchlich; aber es strebt zum positiven Christenthum hin, das zeigt vornehmlich die Bedeutung, die von da an die Schleiermacher'sche Theologie gewinnt.

Zwar noch nicht ganz in de Wette und Hase, die von rationalistischem Boden ausgehend, theils nur Verwandtschaft mit Schl. zeigten, theils seine Impulse verriethen, dabei aber doch der Theologie der Aufklärung mächtig den Stab brechen halfen; wohl aber in einer ganzen Reihe anderer Namen, die alle das Streben bezeichnet, das Natürliche und Rationale mit dem Positiven und Kirchlichen zu vermitteln. Es ist dies die Theologie der Vermittelung. Sie wollte den Kirchenglauben, nicht weil er es war und wie er war, sondern das Wesen desselben, worunter sie aber immer das verstand, was mit dem allgemein religiösen Geist vereinbar war. Sie beanspruchte die Vergangenheit, da sie auf dem Grund der Reformation stehe, und nannte sich zugleich die Theologie der Zukunft. Als ihr Durchschnittsbekennniß kann man „Allmann's Wesen des Christenthums“ (1845) ansehen. — Halten wir hier einen Augenblick in unserem Referate ein.

Wie Prof. Kahnis zur Theologie der Vermittelung steht, ist bekannt. Er ist ihr Gegner. Und wenn er darum hier weiter sagt: „die Theologie der Vermittelung hatte Lebenskraft, so lange sie in den Zug zum Positiven, der durch diese Uebergangszeit



geht, einsetzte wie die Blüthe Schönheit und Kraft hat, so lange sie die werdende Frucht ist; die Blüthen individuellen Strebens mußten abfallen, als der Sommer der Kirche anbrach; — aus den Schulen der Vermittlungstheologen mußte eine Theologie hervorgehen, für welche das Vermittelungsgeſchäft vollbracht war, eine Theologie, welche vom Positiven ausging;“ wenn er ihr also streng das Urtheil ſpricht: ſo möchte dies Wort um dieſer Stellung ſeines Urhebers willen für Manche an Bedeutung verlieren. Aber Rahnis trifft hier merkwürdigerweiſe mit ſeinem Antipoden, mit dem von uns beſprochenen Schwarz'schen Buche zuſammen; und dieſe Partie deſſelben wollen wir daher hier nachholen. Es iſt die beſte deſſelben.

Schwarz unterſcheidet zuerſt „die alte Vermittlungstheologie, d. i. die Populariſirung und Abſchwächung der Schl.'ſchen Gedanken“; und nennt als ihren bezeichnendſten Repräſentanten Ullmann, und von Ullmann wiederum, wie K. ſein „Weſen des Chriſtenthums“; dieſes ſpricht er in ſeinen Hauptgedanken kurz durch, und fährt dann fort: „Das iſt die Quinteſſenz des ganzen Buches und zugleich der ganzen Vermittlungstheologie in ihren Gedanken über das Verhältniß des Göttlichen und Menſchlichen, des Supernaturalen und Rationalen im Chriſtenthum! Das ſind dieſelben Vorſtellungen, denen wir ſchon bei Neander begegneten! — — — Dieſelben Halbheiten und nur ſcheinbaren Ueberwindungen des Supernaturalismus, die wir, wenn auch unter etwas anderes klingenden ſpekulativen Formen bei Schenkel wiederfinden, — — — oder bei Hundeshagen! — — — das ſind die unklaren Gedankenmiſchungen, welche aus dem doppelten Streben hervorgehen, einmal: das Chriſtenthum in die Geſchichte und die volle menſchliche Wirklichkeit hineinzuziehen, es als ein organiſch-lebendiges Produkt anzuschauen; dann aber doch für ſeinen Anfangs- und Quelpunkt eine außerordentliche und übernatürliche Stellung zu gewinnen; das ſind die Grundlagen für alle unſere modernen dogmatiſchen Begriffe von Offenbarung, Wunder, Inſpiration, Gnadengaben“ u. ſ. w. (S. 254). Und nachdem er ſpäter auf die Unionstheologie inſbeſondere zu reden kommt, in der er drei Fraktionen unterſcheidet, ſagt er von der zweiten, an deren Spitze er Niſch, Müller, Saß, Rüdke, Dörner, Schenkel nennt: „Aber ferner, ſo unklar die Stellung der alten Sonderſymbole, ebenſo unbefriedigend und ungenießbar iſt der Inhalt des neuen Konſenſuſymboles. — — — Das iſt ein todtgeborenes Werk, ein künſtliches Präparat von alten Materialien mit neuem Aufguß, überdies ſo umſtändlich und entſchiedlich gründlich, wie nie ein organiſch-lebendiges Symbol geſeſen iſt. Von einem ſolchen Theologenſymbole — — ſich irgend welchen Erfolg verſprechen, vermag gewiß nur der äußerſte Unionſdogmatismus! — — — (Außerdem) gilt doch von dieſer Vermittlungstheologie mit Recht, was Rahnis behauptet hat, daß ſie auch die Konſenſuslehren nicht hat, daß ſie in keinem Punkt mehr orthodox iſt! Und beſteht die Schwäche dieſer ganzen Unionſdogmatik doch in ſolcher Verdeckung und inneren Unwahrheit, in dem Verſtecken einer neolog iſchen Dogmatik hinter den Konſenſus, in der Ausbeutung einer kirchenpolitiſchen Frage,

wie die Union iſt, zum Nutzen moderner Theologie!“ (S. 339 und 340), Kurz, Schwarz kommt mit Rahnis darin überein, daß die Vermittlungstheologie den Verſuch gemacht, oder daß ſie darin beſtehe, Unvereinbares vereinigen zu wollen, und daß ſie an dieſem Verſuche nothwendig habe ſcheitern müſſen. Und wer will widerſprechen? Der Eindruck hievon durchzieht unſere ganze theologiſche und kirchliche Atmoſphäre. Man iſt unbefriedigt. Die ſtrebenden und empfindlichen Gemüther verlangen nach anderen und feſten Poſitionen, um gründlich und nachhaltig aus der Noth der Zeit und der auf länger unerträglich ſich ergebenden Lage herauszukommen. Aber die Sache hat auch einen wiſſenſchaftlichen Grund.

Schwarz macht in ſeiner Schrift wiederholt darauf aufmerkſam, daß, wer einmal dem, noch von der Aufklärung her dieſe Zeit beherrſchenden Zuge, Nichts als erkennbar oder wirklich zu ſetzen, außer wozu ſich auf irgend eine Weiſe wenigſtens die Impulſe und Fäden in dem Dieſſeits, in der Welt der Menſchheit nachweiſen laſſen, in der theologiſchen Konſtruktion glaube Rechnung tragen zu müſſen, Wer ſich einmal auf den Standpunkt des immanenten, eigentlich naturhaften Weltzuſammenhangs geſtellt, auch damit vollen Ernst machen müſſe. Dieſer Zauberkreis iſt gedankemäßig nicht zu durchbrechen. Und wie dieſe ſelbſt diejenigen, welche, wie lange, auf die höchſt geiſtreichſte Weiſe die chriſtlichen Thatſachen mit dem modernen Bewußtſein zu vermitteln beſtiſſen ſind, unwillkürlich bezeugen müſſen, das zeigt Schwarz an den unverarbeiteten und nur wie zugedeckten ſpröden Reſten, die ſelbſt ſolch' große Kunſt und Gewandtheit auf dieſen Pfaden muß ſtehen laſſen (ſ. S. 271). Das Chriſtenthum iſt eben anders in die Welt gekommen, als aus der Welt. Die Kirche hat andere Schätze zu verwalten als ſolche, die erſt unter menſchlichen, irdiſchen Händen neu erſtehen müſſen. Die Kirche hat ſchon immer ihr Heiligthum der Lehre und des Sakramentes, und dieſe reichen ſchlechthin von oben herein und bleiben von oben. Das iſt ihr Weſen, daß ſie in der Welt zwar Mittel ſind, aber ohne ſich ſelbſt mit der Welt vermitteln zu wollen oder zu ſollen. Sie ſind überweltlich und müſſen es ſein, um die Welt über und aus ſich ſelbſt hinauf und hinauszulegen. Weltlich an ſich würde es ihnen für das Weltliche an dem befreienden und neu beſeelenden Hebel fehlen. Welt und Chriſtenthum ſind nicht, werden erſt geeint. Vor der Hand muß dieſe Welt ſich entſchließen, dem Chriſtenthum ſich auf Treu und Glauben zu ergeben. Jede vorzeitige Vermischung hemmt, verdirbt dieſen Akt. „Solche Miſchungen beſtehen, wie Rahnis bemerkt, weder die Probe der Wiſſenſchaft noch des Lebens.“ Das Leben lang hingehalten, lang gequält, ſehnt ſich nach reiner Speiſe. Darum iſt der kirchliche Zug je mehr und mehr mächtig geworden, und ſtößt die „Vermittlung“ von ſich, auch die der Union. Und hievon handelt Rahnis in einem letzten Kapitel.

Dieſes Kapitel von der „ſich erneuernden Kirche“ enthält eine Apologie des kirchlichen Zuges der jüngſten Gegenwart den durch alle Inſtanzen hindurch geführten Nachweis, daß Alles



unter uns durch die Wieder-Erstellung der Kirche hindrängt. Die reichhaltige Gedrängtheit derselben hier auszuziehen oder nur anzudeuten, ist schon des Raumes wegen nicht wohl statthaft. Aber ein Abriß würde auch, bei der Wichtigkeit der hier zu besprechenden, uns ganz nahe liegenden Dinge, nicht ausreichend sein. Wir begnügen uns also mit der Notiz, daß Rahnis, den Ursprung der Union auswärts und vornehmlich in Preußen verfolgend und deren Schwächen und Blößen hervorhebend, noch einmal auf die Unionsdoctrin, sodann, wie er sie nennt, auf die Theologie des neuen Lebens (Tholuck, Keander, Hengstenberg) zu sprechen kommt, weiter die praktischen Bestrebungen dieses neuen Lebens in der Mission, der Seelsorge, der Verfassung, dem Kultus, der Predigt u. s. w. darstellt, und hier mit der Bemerkung schließt: „In dem Wechsel von Stellungen, welche die Union versuchte, kam die Nothwendigkeit jedes einzelnen Elementes im Ganzen der Kirche zum Bewußtsein. Die Union versuchte es zuerst mit der Gesinnung der Einzelnen, kam aber zum Bewußtsein, daß sich mit bloßer Gesinnung keine Kirche gestalten läßt. Sie versuchte es dann mit dem Kultus, um sich das Resultat zu holen, daß es nicht hilft, an dem Zeiger zu schieben, wo die Kette des Bekenntnisses zerrissen ist. Sie versuchte es mit dem Bekenntnisse, brachte aber nichts als Flick- und Stückwerk zu Tage. Sie versuchte es mit der Verfassung, wird sich aber in Kürze überzeugen, daß zwei selbstständige Kirchenindividualitäten sich nicht in Einem Noche vertragen. Die Bedeutung der Kirchenstümperei der Union ist, zum Bewußtsein zu bringen, was zum göttlichen Kunstwerk der Kirche gehört.“ (S. 229): Die letzten Seiten endlich sind einer Besprechung der konfessionellen und kirchlichen Theologie gewidmet, und das Schlußwort, das sich hieran reiht, heben wir noch ganz aus: „Gespannt stehen sich“, resumirt Rahnis, „wieder die Konfessionen gegenüber. Diejenigen, welche hierin nur Unheil sehen, mögen sich wohl fragen, ob sie suchen, was göttlich oder was menschlich ist. Manches Unlautere mischt sich in diesen Kampf: in ihm aber ein ernstes Streben nach dem Sieg der Wahrheit verkennen, besteht nicht mit der Wahrheit. Wie soll sich je der traurige Zwiespalt der Sonderkirchen heben, wenn nicht das Trennende derselben wieder zum Gegenstand ernster Fragen gemacht wird. Wo aber gefragt wird, wird auch gestritten. Auf die Tridentinischen Beschlüsse kann die evang. luth. Kirche nicht eingehen, das ist gewiß. Aber sie kann auch nicht auf das reformirte Bekenntniß eingehen, weder auf den unterscheidenden Inhalt, noch auf die Stellung, welche das Bekenntniß dort hat. Die Lösung unserer Kirche in diesem Kampfe kann nur sein: Halte, was du hast, auf daß dir Niemand deine Krone raube. Unsere Krone ist unser Bekenntniß.“ —

Und werfen wir nun, nach dieser kurzen Uebersicht, noch einen allgemeinen Blick auf das Rahnis'sche Buch zurück: so ge-

währt auch noch die sonstige vortheilhafte Unterscheidung desselben von dem Schwarzischen, der solidere und doch großartigere Gang, den es einhält, wie der Gedankenreichthum, den es, mit Verschmähung einer, nur die Masse blendenden Form, darbietet, ein günstiges Vorurtheil für das Resultat desselben. Schwarz ist nur einigermaßen bedeutend in kleinen, ihren Mann treffenden, modern geistreichen Appereus, im zuweilen boshaften Kritisiren: den lutherischen Professor Rahnis weist der Ernst und die Würde seiner Sache allenthalben mehr auf die positiven wirklichen Lebens-Mächte, Züge und Gestalten; und wenn er auf ganz Einzelnes sich einläßt, so geschieht es nur, um daran auf besonders lebendige Weise den Geist einer ganzen Richtung zu charakterisiren. Dort spürt man immer etwas von dem, sich mehr aus anderen Interessiren, zu bloßer brillanter Verstandes-Gymnastik und in oppositioneller Eiferung, mit seinem Gegenstand befaßenden literarischen Dilettantismus: hier leitet ein wirkliches tiefes Lebens-Interesse Blick, Sprache und Gang. Und endlich — und nur noch die eine Bemerkung — während Schwarz zwar keineswegs verschlossen erscheint für den trostlosen Jammer, für „die ganze Schlassheit und Idealitätslosigkeit, für die Welt elendester Gemeinheit in plattester Spießbürgerlichkeit,“ wie sie im vorigen Jahrhundert im Gefolge der Aufklärung sich breit macht, aber dennoch seinen geistreichen Schrecken nur in die Einbildung der auf dem gleichen Grunde ruhenden, die Wirklichkeit fliehenden Phrasen zu retten im Stande ist: so weist Rahnis sogleich und ganz auf den bösen Grund der Erscheinung.

## Zur Lehre von der Rechtfertigung und Veröhnung. \*)

In der Evangelischen Kirche wird gelehrt, daß wir „Vergebung der Sünden und Gerechtigkeit für Gott nicht erlangen mögen durch unser Verdienst, Werk und Genugthun, sondern... aus Gnaden um Christi willen durch den Glauben, so wir glauben, daß Christus für uns gelitten hat und daß uns um seiner willen die Sünde vergeben, Gerechtigkeit und ewiges Leben geschenkt wird.“ Könnte von diesem 4ten Artikel der Augsbur-

\*) Die in dem „Schriftbeweis“ des Dr. Hofmann vorgetragene Veröhnungs- und Rechtfertigungslehre war in der Vorrede zur zweiten Auflage des Commentars über den Römerbrief von Dr. Philippi als eine subjectivistische Umsezung der biblisch-kirchlichen Lehre bezeichnet worden. Dr. v. Hofmann schrieb hierauf eine „begleitende Abweisung eines nicht begründeten Vorwurfs“ (Zeitschrift für Prot. u. Kirche, Febr. und März 1856). Dr. Philippi antwortete hierauf in der Schrift: „Herr Dr. v. Hofmann gegenüber der lutherischen Veröhnungs- und Rechtfertigungslehre“, und setzte der demnächst von



gischen Confession bewiesen werden, daß er irrthümlich sei, oder auch nur, daß er ein an sich Wahres mit falscher Einseitigkeit und mit Verdunkelung anderer wesentlicher Seiten der Wahrheit darstelle: so würde damit bewiesen sein, daß die evangelische Kirche eine Secte, die Reformation eine Verirrung gewesen sei. Damit aber hievon das Gegentheil bewiesen werde, oder damit erhelle, daß jener Satz weder irrthümlich noch einseitig ist, dazu bedarf es sehr vieles. Enthält der Satz wesentliche Wahrheit, so kann er in der Kirche nicht während der langen Jahrhunderte bis zur Reformation gefehlt haben. Enthält der Satz wesentliche Wahrheit so kann er in der Schrift, in der Geschichte des alten und neuen Testaments nicht ohne mannigfaltige, zusammenhängende Bezeugung geblieben sein. Sehr berechtigt ist also die Forderung, daß, wie in der Geschichte der Kirche, so in der ganzen Schrift eine solche stietige Bezeugung der Lehre von der Glaubensgerechtigkeit nachgewiesen werde. Lassen wir das erstere hier bei Seite; gehen wir auf die zweite Forderung ein. Einen willkommenen Beitrag, daß dieser Forderung Genüge geschehe, dürfen wir — so scheint es — in einem der neuesten Werke, welches die biblische Theologie behandelt, erwarten. Der „Schriftbeweis“ von Dr. Hofmann setzt gerade darin seine Eigenthümlichkeit: die Glaubenslehren auf ihren Schriftgrund nicht durch Aufzählung einzelner Belegstellen, sondern durch den Nachweis des Zusammenhanges der heiligen Schrift, zurückzuführen. Dies ist es ja, was wir bedurften. Inzwischen ist das genannte Werk von einem andern evangelischen Theologen, Dr. Philippi, angefochten worden gerade in Betreff der Lehren von der Rechtfertigung und Versöhnung durch Christum. Hierin liegt aber für uns ein um so dringenderer Anlaß, uns von neuem klar zu machen, wie es mit diesen Lehrstücken und ihrem Schriftgrunde, und mit ihrer Stellung in dem Ganzen der christlichen Lehre, bestellt sei.

Ueber die „Gerechtigkeit aus Glauben“ bietet uns H.'s „Schriftbeweis“ eine sehr ausführliche besondere Erörterung dar. „Bußfertiger Glaube ist des sündigen Menschen Gerechtigkeit“, erklärt Dr. H. I. S. 510, und fügt hinzu: „So haben wir es in der biblischen Erzählung von den Anfängen der Geschichte gefunden, und so bestätigt es sich durch die ganze heilige Geschichte und Schrift hindurch.“

Wir halten hier sogleich inne. Der Ausdruck: „der Glaube ist des Menschen Gerechtigkeit“, erscheint uns mehr als bedenklich. Der Satz der Ausburgischen Confession lautet: — „daß wir gerecht werden — so wir glauben — daß uns um Christi

willen Gerechtigkeit und Leben geschenkt wird.“ Dieser Satz ist von Dr. H.'s Satz verschieden wie der Himmel von der Erde. Ein Glaube, der da glaubt, daß uns Gerechtigkeit geschenkt wird, und ein Glaube, der selber Gerechtigkeit ist — das sind Dinge, die einander gradezu ausschließen. Wir vergessen zwar nicht, daß es in gewissen Beziehungen seinen richtigen Sinn haben kann, wenn man, um die innige Zusammengehörigkeit des Mittels, wodurch eine Sache ergriffen wird, und der ergriffenen Sache selbst, darzustellen, sich so ausdrückt: jenes Mittel ist diese Sache selbst; oder wenn man (um ein Beispiel zu brauchen), das in die Hand genommene Korn als eine Hand voll Korn bezeichnet. Aber, wer diese und ähnliche Ausdrucksweisen in eine Aussage, in einen Lehrsatz verwandeln wollte, der würde uns völlig in der Irre zu gehen scheinen. So etwa, als wollte er beweisen, daß der Thautropfen die Sonne selbst sey.

Einen solchen Beweis unternimmt nun aber Dr. H. alles Ernstes. Seinen Satz, daß bußfertiger Glaube des Menschen Gerechtigkeit sey, wendet er sogleich auf die Geschichte Abels an, und drückt ihn wiederum so aus: „der Glaube ist Abels Gerechtigkeit.“ Dies wird schlechtweg mit Hebr. 11, 4 belegt. Aber was sagt Hebr. 11, 4? „Der Glaube machte, daß das von Abel Gott dargebrachte Opfer einen Vorzug hatte vor Kains, denn durch den Glauben hatte (oder empfing) Abel die Bezeugung (oder Erklärung), gerecht zu seyn; indem Gott zu Abels Gaben Zeugniß gab.“ Wie man hierin einen Beweis finden kann, daß der Glaube selbst die Gerechtigkeit sey, ist unbegreiflich. Zugedenk läßt sich allenfalls, daß es nicht gradezu undenkbar ist, daß jemand, der Dr. H.'s Ansicht vom Glauben getheilt hätte, sich so hätte ausdrücken können, wie es der Apostel thut; wiewohl man denn doch alsdann statt des *δι ἧς* ein *δι ἧν* erwarten müßte. Aber jedenfalls müßte dann erst anderwärts her bewiesen seyn, daß es so und nicht anders gemeint sey. An sich betrachtet sagt die Stelle vielmehr das Gegentheil. Der Apostel ist so weit entfernt, Glauben und Gerechtigkeit zu vereinerleichen, daß er vielmehr recht angelegentlich den Unterschied zwischen beiden hervorhebt. Der Glaube ist nicht, sondern erlangt die Gerechtigkeit. Allerdings spricht der Apostel, ganz genau genommen, von dem Glauben als Mittel nur zur Erlangung des Zeugnisses, daß man gerecht sey. Aber will man hieraus etwa schließen: der Glaube sey Mittel zur Erlangung dieses Zeugnisses darum, weil er Gerechtigkeit sey? Vielmehr darum, weil er Mittel zur Erlangung der Gerechtigkeit ist. Daß er dieses Zwischenglied seines Gedankens gar nicht erst erwähnt, daraus sieht man nur, daß sich ihm der Glaube als Mittel zur Erlangung der Gerechtigkeit selbst, von selbst versteht. Die Bezeugung erwähnt er nur darum sogleich, weil er die Geschichte Abels, wie sie eine solche ausdrückliche Bezeugung andeutet, vor Augen hat.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. v. Hofmann herausgegebenen „Schutzschrift“ eine „Erklärung“ in der Ev. R. Z. (1856 Nr. 62) entgegen. Der Streit bewegte sich von beiden Seiten vorzugsweise um die Lehre von der Versöhnung, und beschränkte sich in Hinsicht der Rechtfertigung nur auf beiläufige Andeutungen. In dem hier folgenden Beitrage ist die Lehre von der Rechtfertigung zum Ausgangspunkte gemacht worden. Die Gründe, welche hiezu bestimmten, liegen auf der Hand, und werden im Laufe der Erörterung — so hoffen wir — noch klarer ins Licht treten.



## Nachrichten.

### Einladung zur Lösung einer Preisaufgabe.

Es ist eine vielfache Erfahrung, daß die Verbreitung der heiligen Schrift, welche sich die Bibelgesellschaften angelegen seyn lassen, insofern noch nicht vollständig den beabsichtigten Erfolg hat, als es zu einem zusammenhängenden und treuen Gebrauch der heil. Schrift im Hause so häufig nicht kommt, ebendaher auch nicht zu der Gründung in der heil. Schrift, die dem evangelischen Christen ziemt und die besonders den Hausvater befähigen würde, des Priesterthums in seinem Hause zu warten. Die Ursachen hievon liegen nicht immer nur im Mangel am guten Willen, sondern unter Anderem auch darin, daß Mancher es nicht richtig und geschickt anzugreifen weiß, um den gefaßten Vorsatz regelmäßigen Gebrauches der heil. Schrift zum Hausgottesdienst stetig und zweckmäßig auszuführen.

Der Bibelgesellschaft als solcher kann nun nicht obliegen, die schon ziemlich reich vorhandenen Hilfsmittel zu vermehren, welche für eigentliche Bibelklärung Sorge tragen. Aber ihr muß angelegen seyn, den Gebrauch des bloßen Textes der heil. Schrift, den sie verbreitet, möglichst fruchtbar zu machen. Daher hat die vorige Generalversammlung der Göttinger Bibelgesellschaft auf Antrag ihres Ausschusses beschlossen, eine Summe von 100 Rthlrn. Gold als Preis auszusetzen „auf eine kleine Volkschrift für Erinnerung und Anweisung zu einem heilsamen und wohlgeordneten Bibellese.“

Ohne daß die Bibelgesellschaft der freien Auffassung der Aufgabe Seitens der Bearbeiter im voraus einen Zwang auflegen will, erlaubt sie sich doch, einmal darauf aufmerksam zu machen, wie sehr sie es für wünschenswerth hält, daß unbeschadet der Aufgabe des evangelischen Christen, die heil. Schrift als Ganzes zu lesen, auch die Beziehung der Schriftlesung zum Gange des Kirchenjahres Berücksichtigung finde; so wie darauf, daß für das gewünschte Volksbuch außer den sogenannten Bibelfalendern, in den Werken der Reformatoren, so wie in besondern Schriften aus älterer und neuerer Zeit schätzenswerthe Vorarbeiten sind.

Die Darstellung muß volksthümlich, kräftig, bündig und gedrängt, das Manuscript, das vor dem 1. Januar 1858 einzuliefern ist, leserlich geschrieben seyn. Die Einsendung des mit einem Motto zu versehenen Manuscripts, dem ein versiegelter, den Namen des Verfassers enthaltender Brief mit demselben Motto als Aufschrift beizufügen ist, hat frankirt an die Göttinger Bibelgesellschaft zu geschehen.

Das Preisgericht soll bestehen aus;

Superintendent Arnemann in Weihe.  
Consistorialrath Dorner in Göttingen.  
Consistorialrath Ehrenfeuchter ebendaselbst.  
Superintendent Hildebrand ebendaselbst.  
Oberstudienrath Pabst in Hannover.

Die verehrlichen Redactionen der kirchlichen und theologischen evangelischen Zeitschriften werden um unentgeltliche Aufnahme dieser Veröffentlichung ersucht.

Göttingen, den 1. August 1856.

Ehrenfeuchter, d. Z. Vorsitzender der Göttinger Bibelgesellschaft. Hildebrand, Secretair.

## Die höchste theologische Würde.

(Aus dem Kirchenblatt für das Großherzogthum Hessen.)

Einzelne unserer Leser, die im Jahr 1846 der Generalversammlung des Gustav-Adolphvereins in Darmstadt beizuhnten, erinnern sich vielleicht noch eines Mannes, des Probstes Krause aus Breslau, der auf jener Versammlung so eifrig für die Zulassung des Königsberger Wüthlers und Freigemeindepredigers Rupp zu den Berathungen des Gustav-Adolphvereines kämpfte. Sie erinnern sich vielleicht auch noch der eigenthümlichen Reden, die dieser Mann mit dem Freigemeindler Uhlisch aus Magdeburg bei den auf die Berathung folgenden Kneipereien in dem Bessunger Orangeriehause hielt, Reden, bei denen selbst eine Anzahl nichts weniger als pietistisch gesinnter Darmstädter bedenkliche Gesichter machte. Der Mann hielt es damals für gerathen, um den offenbar fatalen Eindruck seiner Toaste und Reden zu verwischen, vom Tisch herunter einige erbauliche Worte zu predigen, in denen er sagte: Wir müßten abthun das ungöttliche Wesen. Ein anwesender Oberhesse sagte damals in seiner etwas berben Weise: „Ich möchte wissen, was an dem Manne bleibt, wenn er das ungöttliche Wesen abthut?“ — Es sind jetzt 10 Jahre verflossen, der Mann hat mittlerweile durch Wort und Schrift für jenen Rupp, wie auch für den Freigemeindler Uhlisch und insbesondere den rothen Demokraten Dulon in Bremen fortwährend eifrig gekämpft, über die Orthodoxen, gegen innere Mission &c. in der Prot. R. Z. weidlich losgezogen. Ob er das ungöttliche Wesen abgelegt, darüber wollen wir keine Untersuchung anstellen, daß noch Alles an ihm geblieben, was er vor 10 Jahren an sich hatte, darüber ist kein Zweifel; es ist aber noch etwas hinzugekommen, nämlich — die höchste theologische Würde, der Mann ist zum Doctor theologiae gemacht worden von — der theologischen Fakultät zu Gießen. Vielleicht nehmen darauf hin die Hamburger Geistlichen ihren Protest zurück, den sie gegen die Berufung des Mannes in eine Hamburger Kirche eingelegt.

### Breslau.

Ist es gleich im Laufe der nächstvergangenen Jahre besser hier geworden, so kann dennoch die Verkündung des lautereren Wortes Gottes noch nicht recht Raum gewinnen. Noch immer erschallt von vielen Kanzeln nichts denn Lob des Menschen, Preis seiner Tugend und Weisheit und glatte Ermahnung zur Moral. An eine Aenderung dieses Zustandes ist nicht zu denken. Hat gleich die hier so starke ungläubige Partei durch den Abgang Krause's ihr Haupt und ihren Vorkämpfer verloren, so ist doch kein Zweifel, daß dieser Verlust bei der bekannten religiösen, die Bedürfnisse der Gegenwart so gänzlich verkennenden, Richtung des hiesigen Magistrats, in dessen Hand die Besetzung der Predigerstellen ruht, wenigstens numerisch reichlich ersetzt werden wird. Möchte doch die kirchliche Behörde endlich einmal den Beweis liefern, daß die von ihr zu ertheilende Confirmation keine bloße Form ist!

### Hülferuf aus Smyrna an alle Freunde der Evangelischen Kirche im Morgenlande.

Unsere Diakonissen in Smyrna strecken die Hände nach Euch aus um Hilfe, theure Freunde im Herrn!



Zwei derselben gründeten vor 3 Jahren, im September 1853, die erste evangelische Erziehungs- und Unterrichts-Anstalt daselbst, weil die Töchter der Protestanten, ohne allen evangelischen Unterricht, nur die Schulen der römisch-kathol. barmherzigen Schwestern besuchen konnten. Mit zwölf Kindern fingen sie an; jetzt haben sie neunzig, so daß wir noch vier Schwestern zu Hülfe schicken mußten. Von diesen 90 sind die Hälfte Protestantinnen, von den andern sind 40 Griechinnen, 6 Katholikinnen und 1 Muhamedanerin zc.; doch ist die letztere diesen Frühling in unserm Lehrhause getauft worden. Das Vertrauen des Publikums ist so gewachsen, daß man uns dringendst bittet, noch 40 — 50 Griechinnen und mehrere Armenierinnen und Jüdinnen zc. aufzunehmen, auch eine Armenischule zu errichten, da die geistige und leibliche Noth sehr groß ist.

Was sollen wir thun? Sollen, dürfen wir sie zurückweisen? — Vor zwei Jahren haben wir durch die Guld unsers theuersten Königs und des Fürsten von Schönburg-Waldenburg ein passendes Haus nebst großem Garten als Schullokal kaufen können. Aber schon ist dieses Lokal durch die 90 Schülerinnen, von welchen 30 als Pensionärinnen im Hause wohnen, voll besetzt.

Da haben wir uns im Namen des Herrn entschlossen, einen zweistöckigen Anbau an das Lehrhaus in den Garten hinein zu machen. Dieser Anbau wird einen Eßsaal, mehrere Schul-, Wohn- und Schlafstuben, eine Waschküche, Mangel- und Bügelstuben, Knecht- und Mägdestuben, auch eine Apotheke mit Laboratorium und einige Krankenstuben enthalten. Denn die Schwestern dispensiren zugleich Arzneien für die Kranken aller Confessionen, welche besonders von den Muhamedanern und Griechen begierig geholt werden, und besuchen die Kranken und Armen der Stadt, wodurch unser evangelischer Glaube sich den Nichtprotestanten gar sehr empfiehlt.

Sobann muß mit diesem Anbau zugleich ein Abzugskanal durch den Garten überdeckt, Mauern um den Garten gezogen, und die großen Risse, welche die furchtbaren Erdbeben der letzten Zeit in die Mauern des Hauses gemacht haben, reparirt werden. Unsere Schwestern haben diese Schrecken mit Glaubensmuth ertragen, leiden auch getrost die Beschwerden des dortigen Klima's, namentlich die große Hitze, welche diesen Sommer wieder 33 Grad im Schatten betrug, mehrere haben an Fieber und Gelbsucht gelitten. Aber das alles ertragen sie mit Freuden, um ihrem Heiland viele Seelen gewinnen zu helfen, so daß wir ihnen in diesem Herbst noch zwei Schwestern zur Hülfe senden.

In diesem Liebesseifer haben sie auch jetzt frisch den großen Anbau unternommen, der im November fertig werden wird, und nicht bloß diese vielen Morgenländerinnen aufnehmen und der Morgenfonne des reinen Glaubens entgegen führen, sondern auch ein Seminar werden soll, worin neue Arbeiterinnen für andere wichtige Missionspunkte im Morgenlande sich in Sprachen u. s. w. vorbilden. Hierdurch wird dies Lehrhaus, unter des Herrn Segen, eine immer wichtigere weibliche Missionsstation für unsere Kirche werden.

Aber dieser Anbau sammt den damit zusammenhängenden Reparaturen und Gartenarbeiten kostet 27,500 Fr. (7333 Thlr. 10 Sgr.)

12,500 Fr. davon wollen unsere Schwestern dort selbst bestreiten. Aber die übrigen 15,000 Fr. (4000 Thlr.) bitten sie uns zu

bezahlen, und zwar 8000 Fr. Ende August d. J. und 7000 Fr. Mitte September d. J., an welchen Terminen diese Summen verträglich entrichtet werden müssen. — Wir haben das Geld indessen nicht. —

Da rufen denn unsere Schwestern von Smyrna aus zu Euch allen, ihr lieben Freunde evangelischen Lichtes und Lebens im Morgenlande, und wir rufen mit ihnen: „Kommet und helfet!“

Helft uns diese 8000 und 7000 Fr. bezahlen, daß unsere Anstalt, deren Wirksamkeit ihr euch freuet, ferner blühe und Frucht bringe, ja hundertfältige Frucht zum ewigen Leben! Siehe, es rauscht! Es regt sich auf diesem weiten Feld voll Todtengebeine! Der Odem des Herrn kommt in sie, und sie werden wieder lebendig.

O helft dies Leben wecken und stärken, aus Dankbarkeit gegen den, der auch euch, die ihr todt waret in Sünden, hat lebendig gemacht und ins himmlische Wesen gesetzt, in Christo Jesu!

Der hat auch unsers Königs Majestät das Herz gelenkt, einen gläubigen Seelsorger für die neue Gemeinde der dortigen Deutschen, Schweizerischen und Französischen Protestanten zu ernennen, welcher im October d. J. dahin abgehen wird, und zu dessen Gehalt der Gustav-Adolphs-Verein kräftig beiträgt. So erlangt jetzt unser Lehrhaus auch den kirchlichen Halt und Trost, den es bisher schmerzlich vermiste.

Dem treuen Herrn der Kirche sey Lob und Ehre in Ewigkeit! —

Das Urtheil eines der neuesten Reisenden über unsere Schule in Smyrna, des Vicentians Otto Strauß aus Berlin, in einem auch anderswo schon abgedruckten Briefe aus Constantinopel vom 29. Mai 1856, möge hier noch stehen: „Den Sonnabend Vormittag konnte ich in Smyrna zubringen, wo ich die Schwestern fand, und staunte über den Segen, den Gott auf ihre Schule gelegt. Sie haben 30 Pensionärinnen und 60 andere Schülerinnen aller Confessionen, und haben schon 60 Pensionäre abweisen müssen, da der Raum des Hauses nicht hinreicht. Alles ist musterhaft, und von einem gesunden, kräftigen, aber sanft weiblichen Geiste getragen. — Was dem Islam die Kraft zum Siege gab, war der traurige, entfittlichte Zustand der Christen, und ehe nicht die Christen selbst im Orient anders werden, ist an ein Ueberwinden des Muhamedanismus, der durch den unvermutheten Eindruck des Germanen neu fanatisirt ist, nicht zu denken. Darum ist die Wiederbelebung der todtten Kirchen im Orient die Hauptsache, und deshalb sind Schulen, besonders solche, wie in Smyrna, gewiß der beste Weg der Mission. Da wird der Same des reinen Evangeliums in die todtten Kirchen mitten hinein getragen, und die Hoheit wahrhaft christlichen Lebens den Christen und Muhamedanern gezeigt. Lehr- und Pflege-Diakonissen auf der einen Seite, und Ansiedelung wahrhaft evangelischer Familien, so wie Evangelisirung der verwahrlosten Protestanten, — das ist es, was dem Wort Gottes im Orient am besten den Weg bereiten wird.“ —

Kaiserswerth am Rhein, den 3. August 1856.

Die Direktion der Diakonissen-Anstalt.

Dr. Friedner, Pfarrer.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Mittwoch den 8. October.

N<sup>o</sup> 81.

## Zur Lehre von der Rechtfertigung und Versöhnung.

(Fortsetzung.)

Dr. H. fährt fort: „Glaube war auch die Gerechtigkeit, vermöge deren Noah das Gericht bestand. .... Ein Gleiches gilt von Abram. Daß er sein Haus verließ .. war nur eine Bethätigung seines Glaubens .... von diesem seinem Glauben .. heißt es billig: Gott rechnete es ihm zur Gerechtigkeit.“ Seltsam ist nun, wie Dr. H. hiebei den Apostel Paulus gegen den Vorwurf in Schutz nimmt, daß er diese Worte des A. T. (1 Mos. 15, 6) mißbrauche, wenn er daraus beweist, daß „Abraham nicht vermöge einer Leistung, für welche Gott ihm Lohn schuldig gewesen wäre, gerecht geachtet worden“ — und wie denn doch Dr. H. selbst Abrahams Glauben als eine ihm Werth gebende Leistung behandelt. Denn nur dagegen erklärt sich Dr. H., daß man den Glauben Abrahams als eine einzelne Tugend ansehe. Und indem er dies seltsamerweise damit zurückweist, daß Abrahams Glaube sich nicht bloß auf zahlreiche Nachkommenschaft, sondern auf den Ausgang der Menschheitsgeschichte beziehe — so fährt er fort: „Dieser Verheißung zu glauben, war nicht eine, irgend eine oder eine sonderliche Tugend .... sondern Gerechtigkeit: Gott verlangte nichts anderes von Abraham, um ihn der großen Gnaden werth zu achten, mit welchen er ihn segnete.“ Soll man nun zu dieser räthselhaften Auseinandersetzung ein Verständniß finden, so ist es nur dies: Glaube ist nach Dr. H. Gerechtigkeit, zwar nicht in dem Sinne, daß unter Gerechtigkeit eine einzelne Tugend, aber doch in dem Sinne, daß darunter eine allgemeine Beschaffenheit des Menschen, wodurch er sich der göttlichen Gnade werth macht, gemeint wäre. Also doch eine Tugend! doch eine Leistung! Aber wozu da noch die großen Anstrengungen, den Paulus wegen seiner Auslegung von 1 Mos. 15, 6 in Schutz zu nehmen. Paulus sollte mit seiner Auslegung sagen wollen: Abrahams Glaube war Gerechtigkeit, um deren willen ihn Gott der großen Gnaden werth achtete? Aber Paulus bezeichnet ja vielmehr den Glauben Abrahams als Glauben an den die Gottlosen gerecht machenden Gott (Röm. 4, 5). Der Glaube, daß Gott mir Gottlosem die Gerechtigkeit schenken wolle, kann doch unmöglich selbst Gerechtigkeit seyn. Er ist ja im Gegentheil: Einsicht in die eigene Ungerechtigkeit und Anerkennung, daß

Gott allein gerecht ist. Daß nun dies Paulus im Glauben Abrahams findet, darüber ihn zu vertheidigen galt es. Zu vertheidigen gegen alle jene seltsamen Ausleger der alttestamentlichen Stelle, welche das „Gott rechnete ihm den Glauben als Gerechtigkeit“ so verstehen: Gott erkannte an, daß Abrahams Glaube Gerechtigkeit sey — während doch vielmehr deutlich darin liegt, was Paulus darin findet: Gott rechnet als Gerechtigkeit, was an sich nicht Gerechtigkeit ist. Nun, nachdem der Glaube die Sündenvergebung und das Gnadenrecht bei Gott erhalten — in Hoffnung auf das von Christo zu bringende Opfer erhalten hat, mag man denn immerhin das Verhältniß von Mittel und Erfolg unter der Form des Verhältnisses von Subject und Prädicat darstellen und also sagen: der Glaube ist Abrahams Gerechtigkeit; aber er ist es, nicht weil Gott Abrahams Glauben für eine seiner Gnaden werthe Gerechtigkeit ansah, sondern eben diese Gnade bestand erst in der zu ertheilenden Gerechtigkeit, und der Glaube war das ihre Ergreifung ermöglichende Mittel.

Ganz richtig beweist nun Dr. H. aus andern alttestamentlichen Stellen, das alles, was Gott von Israel fordert, stets nur „auf Grund des Glaubens an das Heil, welches der Gott Israels gewirkt und verheißten hat“, gefordert wird (S. 515). Daraus folgt aber wieder und immer wieder, daß nicht der Glaube, sondern das im Glauben angeeignete Heil Israels Gerechtigkeit ist. Hätte Dr. H. dies festgehalten, so würde er mit um so besserem Grunde sich auch auf das Wort Habakuks bezogen haben: der Gerechte lebt seines Glaubens (Hab. 2, 4). „Der Glaube ist es, welcher dem Gerechten das Leben sichert“ — so mögen wir gern mit Dr. H. den Ausspruch Habakuks umschreiben. Aber wenn er nun daraus wieder schließt: „so muß ja freilich derselbe Glaube auch seine Gerechtigkeit seyn“ — so müssen wir uns hiegegen, so wie es Dr. H. meint, wiederum verwahren. Er fährt fort: „Paulus hat demnach volles Recht, diese Stelle beizuziehen, nicht nur Röm. 1, 17, wo er davon handelt, daß das Evangelium eine Gottesmacht zum Heile für jeden Glaubenden ist, sondern auch Gal. 3, 11, wo er Gerechtigkeit, die durch das Gesetz beschafft wurde, verneint.“ Gewiß hat Paulus Recht; aber grade dieser seiner herrlichen Predigt gegenüber, von der Gerechtigkeit Gottes, die sich im Evangelium enthüllt aus Glauben in Glauben — wie kann man da noch wagen, den Glauben selbst als des Menschen Gerechtigkeit geltend zu machen. Doch, von des Paulus Lehre später. So



viel erhellt, daß er des Habakuk Worte nur so versteht: der Gerechte lebt davon, daß er Gottes sich enthüllende Gerechtigkeit im Glauben ergriffen hat, und eben dadurch ist er der Gerechte.

Und, sagt denn das nicht Habakuk selbst mit derselben sicheren Klarheit? Wahrlich, hier hat er das Wesen der Glaubensgerechtigkeit „auf eine Tafel geschrieben, daß es sollte lesen können, wer auch nur vorüber läuft“ (2, 2). Auf das bevorstehende, scheinbar verziehende, gewiß nicht ausbleibende Heil bezieht sich sein Wort (2, 3). Der Glaube, von dem der Gerechte lebt, ist das Gefäß, in welchem er die Verheißung, die ihrer Enthüllung noch harrende Gerechtigkeit Gottes aufbewahrt. Von diesem Glauben lebt er, zehrt er gleichsam — wie man sagt: jemand lebt von dem Saße Korn, den er noch stehen hat. Der Saß thut's nicht, sondern das Korn, das er darin aufbewahrt hat.

Der Glaube thut's nicht, sondern das vom Glauben ergriffene, wenn auch erst in Hoffnung ergriffene Reich Gottes mit der darin jedem Glaubenden zuertheilten Gnadengerechtigkeit thut es. Wäre dies von Dr. H. anerkannt, so würde er auch auf die Frage eine befriedigendere Antwort gehabt haben: „wie es doch komme, daß in der alttestamentlichen Schrift das Verhalten zu Gott, durch welches der Mensch gerecht wird und ist, so selten den Namen des Glaubens führt?“ Er erklärt dies dadurch, daß im A. T. jenes Verhalten fast immer in einem bestimmten Gegensatz in Betracht kam: entweder im Gegensatz gegen die Abgötterei — und dann heißt es Verehrung Jehovas; oder im Gegensatz zum Vergessen des wahren Gottes — und dann hieß es Fragen nach Gott, oder endlich im Gegensatz eines bloß äußerlichen Gottesdienstes — und dann hieß es: Verehrung mit Herz und Gemüth und That (S. 522). Wir lassen diese Bemerkung in ihrem Rechte. Aber daran geht sie völlig vorüber, daß das A. T., wenn es auch wenig von der Glaubensgerechtigkeit sagt, um so reicher die Gottesgerechtigkeit bezeugt, und durchweg die Gottesgerechtigkeit als die alleinige hervorhebt, so daß sich dann der Schluß von selber ergibt, daß für den Menschen Gerechtigkeit nur ist durch Aneignung dieser Gottesgerechtigkeit, durch gläubiges Eintreten in die Gnadenordnung Gottes. Bekannt ist ja, daß die Lexicographen mit dem Worte צדק sehr viel Noth haben, indem sie meinen, an vielen Stellen mit der Bedeutung „Gerechtigkeit“ nicht auszukommen; sie wollen übersetzen „Heil“ — oder etwas Aehnliches. Ja wohl! das A. T. faßt die Gerechtigkeit gar nicht, ihrem Wesen nach, als eine Eigenschaft oder Handlungsweise, weder Gottes noch des Menschen, sondern als die Heilsordnung, welche durchzuführen und allmählig zu enthüllen Gottes Gerechtigkeit ist, welche zu glauben und im Glauben sich ein Gnadenrecht darin zuertheilen zu lassen des Menschen Gerechtigkeit ist. Beachtet man dies, so wird man die wahre Glaubensgerechtigkeit fürwahr nicht bloß in vereinzelten Andeutungen im A. T. finden, sondern so, daß man sich ihrer gar nicht erwehren kann. Aber von Dr. H.'s Glaubensgerechtigkeit werden

um so mehr auch die letzten scheinbaren Spuren verschwinden. Hätten wir die Wahl nur zwischen ihr und der von andern im A. T. gefundenen Werkgerechtigkeit: nun, dann würden wir die letztere allerdings besser bezeugt finden, als die H.'sche Glaubensgerechtigkeit. Anders stellt sich die Sache erst von dem Gesichtspunkte aus, wonach Gerechtigkeit wesentlich die Heilsordnung Gottes ist. Dadurch erklärt sich denn auch, warum und inwiefern die Gerechtigkeit als Thun des Menschen, und zwar als wirkendes, auch als verdienendes Thun, im A. T. so häufig, ja theilweise mit so scheinbarer Alleingültigkeit, in Betracht kommt. Die göttliche Gerechtigkeit oder Heilsordnung ist ja dort in ihrer Enthüllung bis zur Gesetzgebung vorgeschritten; unter und nach dem Gesetze zu leben, ist also dort des Menschen Gerechtigkeit, aber auch das ein geschenktes Recht, ein Gnadenantheil an der Heilsordnung Gottes. Die Aussprüche des A. T., wo sie auch noch so sehr nach Werkgerechtigkeit und Pelagianismus klingen, erhalten hierdurch ihre Erklärung und volle Berechtigung, ohne die Grundwahrheit zu beeinträchtigen, die sie vielmehr bestätigen. Das ganze A. T. predigt die Glaubensgerechtigkeit, aber nicht so, daß wir darin gelehrt würden, an unsern Glauben zu glauben, als wäre der unsere Gerechtigkeit, sondern so, daß wir gelehrt werden, zu glauben an den „Herrn, der unsere Gerechtigkeit ist“ (Jerem. 23, 6).

Im A. T. erscheint nun dieser „Herr, der unsere Gerechtigkeit ist.“ Wird er etwas anderes lehren? Darin stimmen wir dem Dr. H. bei — wie sich von selbst versteht — daß es ein „böses Mißverständniß“ ist, wenn man aus dem Evangelium des Matthäus, besonders aus der Bergpredigt, entnimmt: Jesus habe den Glauben an sich nur neben der Erfüllung des vollkommenen Gesetzes erfordert, nur als Erleichterung des Eintritts ins himmlische Reich. Auch darin stimmen wir durchaus bei, daß die Bergpredigt keineswegs eine Vervollkommenung des vom Sinai gegebenen Gesetzes sehn will, sondern daß sie den einigen Willen Gottes an den Menschen, wie ihn die einige und ganze Schrift bezeugt, vor Augen stellt. Aber wenig befriedigend ist, was Dr. H. hinzufügt (S. 526): „Da kommt nun freilich die Rede nicht darauf, daß die Gesinnung die Fähigkeit oder der Glaube die Kraft zur Gesetzeserfüllung sey; aber den Glauben an Jesus . . . setzt der Herr bei denen voraus, welchen er zumuthet, eine bessere Rechtschaffenheit zu erzeigen, als die Pharisäer.“ Alles dies zugegeben, so ist damit doch nichts zur Beantwortung der Frage gesagt: wie verhält sich die vom Herrn geforderte Gerechtigkeit zur Glaubensgerechtigkeit? Oder — ja freilich, im Sinne des Dr. H. ist die Frage hiermit beantwortet, denn nach seiner uns schon bekannten Meinung würde Jesus lehren wollen: eben dieser Glaube, welcher Kraft zur Gesetzeserfüllung, und welcher auch die der vollkommenen Gesetzeserfüllung fähige Gesinnung genannt werden mag — dieser Glaube, diese Gesinnung und Fähigkeit sey des Menschen Gerechtigkeit. Aber, ferne sey das von uns, daß wir eine solche Irrlehre dem Bergprediger zuschreiben sollten. Wollen



wir erfahren, welche Antwort die Bergpredigt auf die Frage gibt: was ist des Menschen Gerechtigkeit? — so mögen wir die Seligpreisungen lesen, mit denen sie anhebt, vor allen die: selig sind die da hungert und durstet nach der Gerechtigkeit, sie sollen satt werden. Heißt das etwa: selig die nach Glauben dürsten, die sollen glaubenssatt werden? Nein, sondern daß der Mensch Gerechtigkeit nur haben könne als Antheil, als einen aus Gnaden zugesprochenen Platz im Reiche der göttlichen Gerechtigkeit — das lehrt hiermit die Bergpredigt. Sie lehrt es, sie setzt es keineswegs bloß voraus. Die Dr. Hofmannsche Glaubensgerechtigkeit ließe sich wohl voraussetzen, denn sie unterscheidet sich von der Werkgerechtigkeit so gar nicht, daß sie von dem natürlichen, werkgerechten Menschen nur allzu gern stillschweigend vorausgesetzt wird. Aber eben diese Menschengerechtigkeit, mag sie sich Werkthätigkeit oder Glaube oder Gesinnung oder sonst wie nennen, wird in der Bergpredigt gleich vom ersten Worte an bekämpft. Selig sind die Armen, das Himmelreich ist ihr. Dies Himmelreich als Trost der Leidenden, als Land der Sanftmüthigen, als Gerechtigkeit der nach wahrer Gerechtigkeit Dürstenden kündigt der Herr an, denn er bringt es. Er bringt es umsonst, er fordert nichts. Um darzustellen, was es sey, und daß es wirklich ein Reich von lauter Seligkeit und Gerechtigkeit sey, zeigt er dann, wie es darin zugehe, wie darin — durch ihn — das ganze Gesetz zur Erfüllung gebracht werde, besser als im Pharisäerthum das nicht gibt, sondern fordert, und dann nicht einmal das Rechte fordert. Das ist der Inhalt der Bergpredigt. Statt die Dr. H.'sche Glaubensgerechtigkeit „vorauszusetzen“, lehrt sie vielmehr die wahre, evangelische Glaubensgerechtigkeit. Sie ist recht eigentlich der Sitz dieser Lehre.

(Fortsetzung folgt.)

## Nachrichten.

### Der Nothstand der Lutherischen Kirche im Fürstenthum Lippe.

#### Sechszwanzigster Bericht.

Es ist bereits früher in diesen Blättern erwähnt worden, daß im Lippischen Lande zuerst die Bürgerschaft von Lemgo, schon bald nach Luthers Auftreten, zwischen den Jahren 1526 und 1530 seine Lehre, die sie in dem benachbarten Herford von Luthers Freunde und Ordensbruder, dem Augustiner D. Johann Dreyer predigen hörte, in ihrer Stadt einführte. Die alten Kunden melden, wie sie sich dabei als wirksamer Waffe gegen ihre noch papistischen Geistlichen der Deutschen Gesänge Luthers bedient habe, die sie vor und nach dem Gottesdienste zu singen anfang. Ähnliches lesen wir in vielen andern einzelnen städtischen und provinciellen Reformationsgeschichten und es zeigt sich, wie wir schon früher an einem andern Orte bemerkt haben, recht deutlich, wie wichtig die Einführung des Deutschen Gesanges in den Kirchen für unsere Befreiung von Rom und für die Gründung unserer nationalen Evangelischen Kirche gewesen ist. Es

sey hier nochmals \*), besonders im Hinblick auf den kläglichen Zustand des Gesanges und das elende Gesangbuch in unserer Lutherischen Kirche hingewiesen grade auf diese Seite Luthers, des Deutschen Schwerdtes des Herrn wider Rom. „Mit Gesang schlug Luther den Teufel“ und den Römischen Papst. Denn der wahre Kirchengesang, den Tiefen des gläubigen Herzens, dem sich die großen Thaten Gottes zur Erlösung der sündigen Menschheit verkündigt haben, entströmend, von den mächtigen Tönen des Chorals getragen, erhebt die Seele, die sich hier mit Hunderten als eine christliche Gemeinde auch äußerlich empfindet, höher und jubelnder gen Himmel, als es die oft abstracten Gedanken der Predigt vermögen. Die von Rom her aufgedrungene Form der lateinischen Sprache hielt das Gemüth des Deutschen Volkes gefangen, so daß weder Gesang und Gebet in heimiſcher Sprache von ihm ausströmen, noch auch wahrhafte Erquickung in herzverständlichen Tönen bei der kirchlichen Gottesverehrung ihm wieder zufließen konnte. Da trat Luther auf und sang mit seiner Gemeinde deutsch: „Erhalt uns Herr bei deinem Wort Und steur des Papsts und Türken Mord“, „Ein feste Burg ist unser Gott“, „Nun bitten wir den heiligen Geist“, „Es woll uns Gott gnädig seyn“ u. s. w., und stiftete hauptsächlich dadurch und durch die Deutsche Bibel, die er der Gemeinde in die Hand und auf den Altar legte, auf tiefsten Herzensgrunde seines geliebten Volkes die Deutsche Evangelische Kirche, als deren Erbauer wir Luther ohne Zweifel zu verehren haben.

Der muthige Vorgang der Bürger Lemgo's bahnte der Reformation Luthers den Zugang auch in das übrige Land; bald wandten sich ihr die Ritterschaft und die andern Städte zu und führten sie nach dem 1536 erfolgten Tode des eifrig papistischen Grafen Simon V. während der Minderjährigkeit seiner Söhne Bernhard und Hermann Simon im Jahre 1538 mit Hilfe der gräflichen Vormünder Landgraf Philipps des Großmüthigen von Hessen und Grafen Jobst von Hoya ein. Die durch Johann Timann und Adrian Burschoten verfaßte Evangelische Kirchenordnung vom Jahre 1538 wurde durch Hermann Simon v. Wenbt, Landdrosten zu Barnholz, an Luther nach Wittenberg geschickt und kam von ihm, Jonas, Bugenhagen und Melancthon unterschrieben und genehmigt zurück. Mit der Einführung dieser Kirchenordnung wurde das ganze Land lutherisch. Später faßte der von Wittenberg nach Detmold berufene Generalsuperintendent M. Johann v. Exter mit vorzüglicher Berücksichtigung des liturgischen Theils des Gottesdienstes, und auch als Agenda, die Kirchenordnung von 1571 ab, darin die Augsburgerische Confession, die Apologie, die Schmalkaldischen Artikel und Luthers Katechismus als die Lehr- und Bekenntnisschriften der Lippischen Kirche hingestellt werden, die somit eine lutherische war.

Dieser Stand der Dinge änderte sich um das Jahr 1600. Graf Simon VI., der von 1583 bis 1613 regierte, neigte sich der calvinischen Lehre zu und suchte sie im Lande einzuführen. Im Jahre 1602 setzte er in der Stadt Horn einen kryptocalvinistischen Prediger ein, der sogleich anfang, den calvinistischen Gottesdienst einzuführen, den lutherischen Katechismus abschaffte und ihn auch in der Schule zu gebrauchen verbot. Im Jahre 1605 geschahen in Detmold durch den dortigen Superintendenten ähnliche Schritte; er trug namentlich über das heil. Abendmahl öffentlich die calvinistische Lehre vor und

\*) Vergl. die Einführung der Reformation zu Lemgo und in den übrigen Lippischen Landen von Dr. H. Clemen. Lemgo 1846.



theilte es dann nach calvinistischem Ritus aus. Die lauten Beschwerden beider Städte mußte man klüglich zu beschwichtigen und so wurde das ganze Land mit Ausnahme von Lemgo und der Ritterschaft allmählich reformirt. Aber erst 1684 sanctionirte die Kirchenordnung des Grafen Simon Heinrich diesen an sich rechtlosen Zustand und stellte den Heidelberger Katechismus als Bekenntnißbuch der Landeskirche auf, die dadurch erst aus ihrem kryptoreformirten Zustande öffentlich und gesetzlich als eine wirklich reformirte hervortrat. Es ging hier also ähnlich zu, wie neuerdings mit dem Leitsaden, der, von Oben begünstigt, auch erst kryptisch sich einführte, bis er durch die herrihunte „Veränderung der Reversalen“ förmlich als Landeskatechismus sanctionirt wurde.

Also bestand die Lutherische Kirche des Landes nur noch in Lemgo. Unter diesen bedenklichen Umständen schloß diese Stadt zur Erhaltung ihres lutherischen Bekenntnisses mit der Landesherrschaft den Vergleich von 1617, worin der regierende Graf Simon VII. sie bei freiem ungehinderten Exercitium ihrer Religion zu erhalten verspricht und ihr das Recht, ihre Prediger selbst zu vociren, resp. examiniren und ordiniren zu lassen, feierlich sichert. Geraume Zeit nachher bildete sich auch in Detmold eine lutherische Gemeinde, der man aber keine Parochialrechte gestattete, bis sie erst in unsern Tagen durch die Fischer'schen Edicte von dem reformirten Pfarrzwang befreit wurde. In Lemgo war der Magistrat Patron der beiden Lutherischen Kirchen, St. Nicolai und St. Marien, an deren jeder zwei Pastoren standen, die mit dem Magistrat das geistliche Ministerium bildeten, welches auch die geistliche Gerichtsbarkeit übte und die Befugniß zu ordiniren und zu examiniren hatte. Auch das Gymnasium der Stadt war ausschließlich lutherisch, desgleichen die Elementarschulen, welche kirchliche Gemeindeschulen waren. In jenem, wie in diesen wurde der Religionsunterricht nach dem lutherischen Katechismus ertheilt. Das geistliche Ministerium stand unmittelbar unter dem Landesherrn als Summus episcopus und etwaige allgemeine kirchliche Verfügungen konnte das Consistorium nur durch die Fürstliche Regierung an jenes gelangen lassen.

Dieser nach Lage der Dinge günstige Zustand wurde zuerst erschüttert durch das Eingehen der zweiten Pfarre zu St. Marien im Jahre 1776, zur Verbesserung des ersten Pfarrgehalts. Im Jahre 1797 wurde die Wahl der Prediger alterirt. Statt daß, wie bisher, der Magistrat aus der Zahl der Gastprediger die Dreizahl setzte und aus dieser die Gemeinde in ihrer Kirche wählte, wurde im genannten Jahre die Wahl auf die bürgerliche Obrigkeit, die s. g. Vier Häufen übertragen (b. i. den alten und neuen Rath, die Vertreter der Gemeinheit und die Dechen der Zünfte) und aufs Rathhaus verlegt. Im Jahre 1814 wurden die kirchlichen Parochialschulen auf Anordnung der damaligen vormundschastlichen Regentin, Fürstin Pauline, zu Einer „Bürgerschule“ zusammengeschmolzen, die durch Anstellung reformirter Lehrer ihren kirchlich-confessionellen Charakter verlor. Zu gleicher Zeit schuf der herrschende triviale Rationalismus das traurige Nachwerk, was noch heute als lutherisches Gesangbuch jedem nur halbweges Gesanges-Kunbigen und -Bedürftigen allsonntäglich zur Verzweiflung bringt. Der Bürgerschule wurde der Lutherische Katechismus entwendet und dafür ein Lehrbuch von Pilger (wail. Predigers in der Soester Würde), eins der schlechtesten seiner Art, eingeschoben. Im Jahre 1819 ging auch die eine Pfarre auf St. Nicolai ein, ebenfalls aus Sorgen der Nahrung, so daß die Zahl der Geist-

lichen auf zwei sank; zugleich verlor das Gymnasium nicht allein seinen confessionellen Charakter durch Anstellung reformirter Lehrer, sondern auch ihm wurde der lutherische Katechismus genommen und statt seiner der elende Zerrennersche Leitsaden, für den biblischen Geschichtsunterricht aber die biblischen Geschichten von Kauffenbusch eingeführt, von denen jener seiner vererblichen Herrschaft leider noch jetzt nicht ganz entsetzt ist, diese aber dem noch viel schlechteren Buche von Hebel Platz gemacht haben.

Für die Kirche trat nun eine zwanzigjährige Periode der traurigsten geistlichen Erstarrung und Verödung ein. Den letzten Rest der frühern Wochengottesdienste, die Bettage am ersten Mittwoch jedes Monats, ließ man eingehen; die Feier des heiligen Abendmahls wurde aus dem Hauptgottesdienste Mittags in eine frühe Morgenstunde, 7 oder 8 Uhr, verwiesen, wobei die Beichte und kirchliche Vorbereitung, die bis dahin Sonnabend Nachmittags stattfand, ganz abgeschafft wurde, um den schönen Nachmittag des letzten Wochentages noch ungenirt genießen zu können. Die Liturgie schrumpfte aufs armseligste zusammen; kaum ein nothdürftiges Gebet und Verlesung der Pericope vor dem Altar; kein Sündenbekenntniß mehr, kein Glaubensbekenntniß, keine Responsorien zwischen Geistlichen, Chor und Gemeinde, kein Ehre sey Gott in der Höhe, kein Halleluja mehr; alles nüchtern und kalt wie der Tod. Nur die Diebsteln und Dornen aus solchem Todtenacker, spärlicher Kirchentbesuch, verspätetes Kommen, schlechter Gesang und elendes Orgelspiel standen im üppigsten Wuchse. Dem analog war die Seelsorge. Ging der Geistliche einmal zu einem Kranken, so sah man im Geiste schon den Leichenbitter hinter ihm; es war unerhört, am Krankenbett von Sterben und Tod zu reden, ganz unerhört das Beten, als aufregend und der Gesundheit nachtheilig. Als einst einen Todtfranken doch nach einem Gebete verlanget, sieht man sich verlegen nach einem Beter um. „Ach, ist denn niemand da, der mit einem Sterbenden beten kann?“ „Geht nach der und der (einer armen als Pietistin bekannten Frau), die kann's.“ Und die Frau wurde geholt und that's. Bei Begräbnissen war kein Geistlicher zu sehen; keine Einsegnung der Leichen, kein Gebet, kein Gesang am Sarge oder Grabe wurde laut; ja es trat schon hier und da ein Logenbruder hervor und hielt dem gestorbenen „Edeln“ eine ruhrende Lobrede.

Da entstand im Jahre 1838 zu St. Marien durch die Predigt von der Buße und der Vergebung der Sünden neues Leben. Es sammelte sich um das Wort vom Kreuz, das dort wieder anfang gepredigt zu werden, viel Volks, auch aus den umliegenden reformirten Landgemeinden. Denn auch in der Landeskirche regte sich ein neues Wesen des Geistes; hier und da erwachten Laien und Geistliche vom Schlafe und sahen, wie der Feind Unkraut gesäet, während die Leute schliefen. Es entspann sich unter dem Vorgange einer Anzahl durch Gebets- und Erbauungsstunden erweckter Landleute der bekannte Kampf einiger Landesgeistlichen gegen das Consistorium für den allmählich beseitigten Heidelberger Katechismus und gegen die willkürliche Veränderung der Reversalen. Im Verlauf dieses Streits traten manche tiefe Schäden der Landeskirche zu Tage und vielen erweckten Christen gingen über wichtige Stücke ihrer Lehre und Verfassung die Augen auf. Namentlich geschah es, daß eine große Zahl jener reformirten Landleute, welche durch die Predigt des Evangeliums in die Lutherische Kirche zu St. Marien gezogen und schon vorher durch eigene Schriftforschung der lutherischen Lehre vom heiligen Abendmahl zugehan waren, diese nun entschieden annahmen und sich zum Genuß des Sacraments dem lutherischen Altare der Marienkirche zuwandten.

(Schluß folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Sonnabend den 11. October.

N<sup>o</sup> 82.

## Die Union angehend.

(Mittheilungen aus Briefen.)

Was nun Ihre Fragen wegen des Pastors N. N. und N. N. angeht, die nicht in Berlin haben angestellt werden können, so thun Sie offenbar Unrecht, wenn Sie diese Leute beschuldigen, daß sie eine schroffe und exclusive lutherische Richtung hätten; denn es ist doch nicht Ihre Meinung, daß jeder, der überhaupt noch der Lutherischen Kirche angehören will, darum schroff und exclusiv sey. Nach Ihren anderweitigen Aeußerungen muß ich glauben, daß Sie, wenn Sie in Preußen lebten und das geistliche Amt innerhalb der Union zu verwalten hätten, mindestens eben so sehr lutherisch wären, als jene Männer. Es gehört hier überaus wenig dazu, um für schroff und exclusiv gehalten zu werden. Der Begriff von der Union, den Sie haben, gehört in diesem Augenblicke der Vergangenheit an. Der Geist der Milde und Mäßigung zwischen beiden Kirchen wird von uns, den Lutherischen innerhalb der Union, ganz bestimmt ernstlich bewahrt und festgehalten. Man will aber jetzt nicht mehr von zwei Confessionen und noch viel weniger von zwei Kirchen hören und wissen. Es soll nur eine Kirche geben, und eine unbekannte Größe, die sich jeder denkt nach seiner Weise und die von Etlichen der Consensus genannt wird, soll ihr Bekenntniß seyn. Die Union hat verschiedene Stadien durchgemacht, bald hat sie seyn sollen, was Sie darunter verstehen, beide Kirchen im Frieden neben einander, so daß sie sich die Gemeinschaft im Gottesdienst und Sakrament nicht versagen und von einem Kirchenregiment regiert werden. In diesem Sinn wird sie von einigen Kabinettsordren erklärt, so daß sogar in dem Kirchenregimente die Lutherischen Sachen von den lutherischen Räthen und die reformirten Sachen von den reformirten Räthen sollen berathen werden. Wenn diese Auffassung die maachgebende geworden wäre, so wäre erreicht, was von den Lutherischen erstrebt wird. Es stehen aber daneben andere Kabinettsordren, die einer ganz andern Auffassung Raum geben, und die Consequenzen, die daraus gezogen werden, führen dahin, daß nur nach Concessionen für einzelne Verhältnisse das lutherische Bekenntniß zur Geltung im Sakrament und in der Liturgie kommen darf, und diese Concession wird abhängig gemacht von dem Antrage, den Pastor und Gemeinden gemeinschaftlich stellen. Wer nun aber die Gemeinden sich nicht bloß am grünen Tische und in seiner Phantasie construirt, sondern

sie im wirklichen Leben kennt, der staunt fast über solche Bedingung. Bei Versetzungen von einer Stelle in die andere muß der neue Geistliche zunächst z. B. die Spendeformel gebrauchen, wie sein Vorgänger, wenn er auch in seiner seitherigen Gemeinde eine andere gehabt hätte, und diese Duplicität ist für Etliche eine schwere, sehr schwere, für Andere eine unmögliche Sache. Wenn nun auch später ein solcher Antrag der Gemeinde zu Stande kommt, so ist es offenbar, daß das nur durch Agitation des Geistlichen dahin gekommen ist, und wie gar sehr droht die Gefahr, bei diesen Bestrebungen den Frieden der Gemeinde auf lange Zeit zu stören. Ist das nun exclusives Luthertum, wenn Jemand Bedenken trägt, auf solche Gefahr hin oder unter solchen Bedingungen ein Amt anzunehmen? — Sie erinnern mich daran, als Sie in dem ersten Amtsjahre mich besuchten, daß ich damals für die Union geschwärmt und mir große Dinge davon versprochen hätte. Ja wohl, ich denke auch noch mit Behemuth daran. Ich erinnere Sie dagegen daran, wie wir Beide auf der Universität das Zeichen des einigen Deutschlands, das Band mit seinen Farben schwarz, roth, gold getragen, wie wir nach Cöpnick wanderten, die gefangenen Brüder nicht zu sehen oder zu sprechen, denn das war unausführbar, aber doch die Wände des Schlosses zu sehen, hinter denen sie ihre Strafe litten. Die Idee des einigen Deutschlands habe ich noch lange als einen schönen Traum bei mir getragen, als aber 1848 die Farben schwarz, roth, gold auf den Barrikaden standen und am 19. März aus den Fenstern der Stadt Berlin wehten, da sind sie mir zum Ekel geworden, und ich bin vollständig von diesem Wahn geheilt. Ja mit Jammer habe ich gesehen, wie unsere Soldaten diese Zeichen tragen mußten. Die Demokraten konnten unmöglich das zu Stande bringen, was ich in der Jugend geträumt hatte. So habe ich auch einst für die Union geschwärmt, als aber in Schlesien die Agende und Union mit militärischer Macht zur Geltung kommen sollte, da ward ich nüchtern, und als Hunderte das liebe, heißgeliebte Vaterland verließen und nach Amerika zogen, da sah ich, daß in dem eingeschlagenen Wege eine Union sich nicht machen lasse, daß sie überhaupt nicht gemacht werden könne, sondern in anderer Weise kommen müsse. — Kann man einem Menschen befehlen, daß er lieben solle? Die Liebe will erworben und verdient seyn, oder sie ist ein freiwilliges Geschenk. So kann auch die Union durch Kabinettsordren oder durch irgend welches Kirchenregiment nicht befohlen und nicht gemacht werden. Solche



Entwickelungen in der Kirche werden allein durch des Herrn Leitung zu Stande gebracht und geschichtlich vorbereitet und zu Ende geführt. Dadurch, daß Lutheraner und Reformirte sich um Formeln einigen, in die jeder nothdürftig seine Auffassungen hineinlegen kann, und wären sie auch noch so klug und schlau, dadurch kommt nun und nimmermehr eine Union zu Stande. Die Einigkeit in Worten ist noch lange nicht die Union der Herzen. Und wenn auch Viele die Union mit Freuden begrüßten und ihre Herzen derselben zuwandten, so haben doch ungeschickte Hände, die nach ihrer Weise geistige Sachen mechanisch behandelten, und bürokratische Maßregeln die gute Sache in Mißkredit bringen müssen. Es ist der Union gegangen, wie vielen schönen Ideen, die in einem edlen Herzen geboren werden, und dann von rohen Händen so lange gemißhandelt werden, bis sie dahin siechen und endlich sterben. Dazu kommt, daß die Union die Fahne geworden ist, um die sich nicht allein die schaaeren, die wirklich eine Vereinigung der Reformirten und Lutherischen Kirche wollen, sondern auch die große Zahl derer, die noch viel lieber eine Union zwischen Kirche und Welt erstreben möchten, durch diese Wendung der Dinge ist der schöne Name so gar in bösen Geruch gekommen. Zu den Kämpfern für die Union gehört der ganze Rest des Nationalismus, die Schleiermachersche Schule und alle, die für jeden Geistlichen eine tyrannische Lehrfreiheit in Anspruch nehmen, diese sogenannten Freunde haben der Sache vielen Schaden durch ihre zähe Anhänglichkeit gebracht. Diese Leute kämpfen unter dieser Fahne für ihre Existenz, und darum werden sie nicht müde zu schreien: „groß ist die Diana der Epheser.“ Was mich besonders dabei betrübt, sind zwei Dinge: Erstens, daß die Entwicklung des Reiches Gottes in den Gemeinden wirklich durch den Hader um die Union gehemmt wird. Unsere Gemeinden in den östlichen Provinzen sind nun einmal ihrer ganzen Tradition nach lutherisch, und wo etwas zum Leben erwacht, trägt es sofort das lutherische Gepräge an sich. Ist nun ein unionistischer Geistlicher im Pfarrhause, so fangen die Vegetationen an und dauern fort, bis entweder das Licht wieder ausgeht, oder bis der Weg nach Breslau endlich gefunden ist. Ist es aber der Geistliche selbst, der aufsteht vom Schlaf, und er hat nun hinter sich unionistische und ungläubige Gemeindeglieder, und vor sich einen unionistischen Superintendenten, so kommt er leicht in die mißlichste Lage. Darüber seufze ich, daß in dieser Art die neugeborenen Kinder zu früh in den Kampf geschickt werden und leicht krank werden oder an den Wunden sterben. Es liegt die Lebenskraft nun einmal nicht in den confessionellen Spitzen, und wenn immer und immer darüber gesprochen und gezankt wird, geschieht es leicht, daß das Herz trocken und leer wird. Aber es liegt auch das Lutherthum nicht in diesen Formen, nicht in dieser oder jener Lehre, sondern das sind eben nur Spitzen, die sich aber doch nicht abbrechen lassen, ohne daß der ganze Baum Schaden leidet. Es ist überhaupt eine, eben nur aus einer mechanischen Auffassung und aus einer bürokratischen Behandlung der Sache hervorgegangene sehr beschränkte Ansicht, daß

der Unterschied zwischen der Lutherischen und Reformirten Kirche sich in einzelnen formulirten Ausdrücken darstellen lasse, und als ob der Consensus sich aus den Lehren construiren lasse, in denen beide Kirchen sich nicht direct widersprechen. Beide Kirchen sind, wenn man sie nicht wie todtte Leichname behandelt, und sie im Leben anschaut, verschieden durch und durch, wie Luther und Calvin es waren.

Das Zweite, was ich beklage, ist die Stellung des Kirchenregiments der Lutherischen Kirche gegenüber. Es ist unter uns Preußen einmal so, daß jeder regiert seyn will und nach einem festen Regimente sich sehnt. Alles, was sich in Differenz mit der Regierung sieht, oder was davon ausgestoßen wird, das wird krank und geräth in Verirrungen allerlei Art. Das, was Sie sagen von den separirten Lutheranern und von den lutherischen Vereinen, und was Sie daran tabeln, enthält vieles Richtige und Wahre, aber die Schuld liegt auch darin, daß man diese Bewegungen in einer falschen Weise bekämpft hat, statt sie väterlich zu leiten. Die Leute sind so lange gemißregelt, bis sie in eine falsche Bahn gerathen sind. Die Kraft und die Zeit des Regiments wird durch diese Sachen so in Anspruch genommen, daß nothwendige Dinge offenbar darüber unterbleiben, oder darunter leiden. Statt daß das Regiment sich zu den lebendigen Gliedern der Kirche bekennen sollte, ist es in der üblen Lage, den Indifferenten und halb oder ganz Ungläubigen die Thüren zu öffnen und ihnen die Wege zu bahnen.

Sie kommen in Ihrem letzten Briefe noch einmal darauf zurück, daß Sie hinweisen auf die Concession, die den separirten Lutheranern gegeben ist, und sagen, daß bei dieser die Lutherische Kirche zu Recht bestche. Ich kann nur bedauern, daß auch hier im Vaterlande oft so geredet wird, als sey das Ausscheiden aus der Kirche eine so leichte Sache, und daß man denen, die sich in ihrem Gewissen bedrängt fühlen, in ziemlich kalter Weise direct und indirect den Rath gibt, sich an die separirten Lutheraner anzuschließen, dort würden sie finden, was sie suchten. Ist es auch vor Gott recht, daß man den Erben und Kindern die Thüre weist? Und was soll man von einer Union halten, die einen exclusiven Charakter annimmt, und zwar gegen solche, die dem Bekenntnisse der Kirche treu sind, während Nationalisten und Ungläubige in aller Ruhe darin wohnen! — Das confessionelle Bewußtseyn ist bei uns erst durch die Union angeregt, und das ist das Verdienst, das ihr nicht abzustreiten ist. Sie ist entstanden zu einer Zeit (1817), in der die Concession der Kirche fast ganz vergessen war. Im Jahre 1834 wurde es schon nöthig, sie dahin zu deklariren, daß sie nicht ein Aufgeben der Confession fordere; so weit war damals schon, besonders in Schlesien und Pommern, die Liebe zur Lutherischen Kirche erwacht, daß man versuchte, die Gemüther zu beruhigen. Die Generalsynode im Jahr 1846 versuchte abermals, die Unterscheidungslehren zu beseitigen, aber wie es allen solchen mechanischen Versuchen gegangen ist, sie befriedigte nach keiner Seite



und die Synode blieb ohne alle praktische Folgen. Auch die spätern Kabinettsordren aus den Jahren 1852 und 53 haben die Gelegenheit nicht auf eine feste Basis zurückführen können, sondern sind von der einen Seite so und von der andern anders gefaßt. Es leuchtet ein, daß, wenn der Pendel seine Schwingung macht, er nach beiden Seiten hin gleich weit Raum einnehmen muß. Wenn die Union exclusiv wird, und für die treuen Glieder der Reformirten und Lutherischen Kirche keinen Platz mehr hat, daß dann auch die Confession von Etlichen so gefaßt werden muß, daß sie einen exclusiven Charakter annimmt. Doch im Ganzen stehen die Lutheraner so, daß sie gar bescheiden bitten, ihnen doch innerhalb der Landeskirche Raum zu lassen für ihr Bekenntniß und ihren Gottesdienst, ja sie begnügen sich größtentheils sehr gern mit dürftigen und erbettelten Concessionen. Sehr hart aber ist es doch, ihnen direct oder indirect zu sagen, wir können euch nicht gebrauchen, ihr stört die Ruhe, geht zu den Separirten, und wenn einer geht, so kommen zwei andere sehr bald in dieselbe Lage. —

Wenn man den Charakter unserer Zeit und der kirchlichen Entwicklung recht verstehen will, so muß man sagen: wir fangen an Buße zu thun, wir fangen die Bekehrung an. Wenn aber die Kirche Buße thut, so kehrt sie zum Bekenntniß zurück. Wir kommen her von der Herrschaft des Rationalismus und von dem Indifferentismus gegen das geschichtliche Bekenntniß der Kirche. Reformirte und lutherische Rationalisten konnten sich unmöglich um die Differenzlehren streiten und nur höchstens um der Vermögens-Verhältnisse und der Accidenzien willen Schwierigkeit bei der Union finden; wie denn auch dergleichen Dinge entweder vollständig geordnet, oder an andern Orten ganz unberührt geblieben sind. — Als aber die Frage nach den Schätzen und Kleinodien der Kirche anfang, die Gemüther zu bewegen, da sah man sich auch nach den Fahnen um, und wollte sich um diese schaaren. Die Union aber hatte ihre hellen Farben verwischt und der Schall der Posaunen war undeutlich geworden. Eine Kirche mit zweierlei Bekenntniß schien vielen eine Unmöglichkeit und der schwankende Begriff der Uebereinstimmung der beiden Confessionen war offenbar nicht geeignet, um darauf sich mit Zuversicht zu gründen. Die neue Agende, die gar nicht im nothwendigen Zusammenhange mit der Union stehen wollte, und doch in der That durch und durch darauf berechnet war, dieselbe zum Ausdruck kommen zu lassen, wurde nun genauer angesehen und mit der ältern Agende sorgfältig verglichen. Es ergab sich sehr bald, daß in usum unionis die prägnant lutherischen Formulare zwar mit Vorsicht und Klugheit, aber doch mit der Absicht, sie den Reformirten erträglich zu machen, abgeschwächt und modificirt waren, und die Behauptung, daß die Union die Confession in ihrem ganzen Umfange anerkenne, wurde immer schwerer zu verstehen. Die Anträge, die ältern und ursprünglichen Formulare gebrauchen zu dürfen, wurden immer häufiger gestellt. Sie fragen, ob denn nun darin das Heil zu finden ist? — Aber die Sehnsucht nach Klarheit und voller Wahrheit will doch in irgend einer Weise zur Befriedigung kommen,

und wenigstens den Nothschrei hören lassen. Schon der Name Lutherische Kirche wurde sorgfältig vermieden, oder doch nur ungerne gehört, und daher fingen viele an, sich vorzugsweise lutherisch zu nennen und wurden dann sehr schnell und bereitwillig für exclusiv und schroff gehalten, weil sie in einer schroffen und exclusiven Union keinen Platz mehr haben sollten. Früher glaubten die Lutheraner kein anderes Hülfsmittel zu haben, als sich von der Kirche zu trennen und man gab sich Mühe, sie zu halten und ihnen Concessionen zu machen. Jetzt hat sich die Praxis geändert. Die Lutheraner haben sich in den einzelnen Provinzen in Vereine zusammen gethan und wollen nicht mehr freiwillig das Feld räumen, da fängt man nun an zu sagen: ihr könnt gehen, wenn ihr euch nicht fügen wollt. Ist das Recht vor Gott?! — Hat die Lutherische Kirche kein Recht zu existiren, und wodurch hat sie das Recht verloren? — Durch die Union doch gewiß nicht. Wer wollte auch den Dom mit seinem unerschütterlichen Fundamente und seinen ewigen Säulen der Verheißungen Gottes verlassen, und in ein Haus ziehen, dessen Thüren sich nicht einmal gegen Diebe verschließen lassen, und dessen Bewohner sich unter einander nicht verstehen, weil sie nicht einerlei Sprache führen und den Unterschied zwischen ja und nein immer noch nicht klar ausgesprochen haben.

Doch auf Ihre letzte Frage — was denn nun werden soll — muß ich noch eingehen. Die Frage ist zwar kurz, aber die Antwort sehr schwer und ich muß einige Gedanken vorausschicken, und für dieselben um Ihre Zustimmung, oder doch um Prüfung bitten, ehe ich die Antwort gebe.

1. Ich bin ein entschiedener Gegner aller und jeder Revolution und kann daher auch nicht mir die Sache so leicht machen, daß ich von den vorhandenen Zuständen absehe und mit einem Schlage ein neues Projekt hinstelle. Unsere kirchlichen Zustände sind durch die Union in Verwirrung gerathen, das muß zuerst anerkannt werden, damit man nicht die unbillige Forderung stellt, daß man mit einem Male und plötzlich zur vollen Klarheit komme. Die Wege dazu aber müssen erkannt und angebahnt werden. Es muß anerkannt werden, daß im Lande eine zwiefache Auffassung der Union vorhanden ist. Die Eine geht auf eine Einheit in der Lehre und Liturgie hinaus, die andere will da, wo der vermeintliche Consensus aufhört, das Sonderbekenntniß eintreten lassen. Beide Ansichten haben officielle Erklärungen für sich, an den höchsten Stellen ist eine Schwanung und Unsicherheit in der Auffassung wirklich vorhanden, und selbst der Oberkirchenrath hat seine verschiedenen Stadien durchgemacht.

2. Wie bei allen solchen Kämpfen ist es zuletzt dahin gekommen, daß für die wirklich vorhandene Differenz ein Schiboleth gesucht und gefunden ist. Das hat sich dargeboten in der Spendeformel bei dem heil. Abendmahl. Objectiv angesehen ist die eine Formel gut, und die andere ist auch gut. Die geschichtliche Entwicklung hat es dahin gebracht, daß mit der einen oder der andern Formel eine bestimmte Auffassung der Union bezeich-



net wird, und dadurch ist einer Sache eine Wichtigkeit beigelegt, die sie in der Wirklichkeit nicht hat, und man darf daher nicht übersehen, daß es sich eigentlich nicht um diese oder jene Formel handelt, sondern um die damit verbundene divergirende Auffassung der Union.

3. Der evangelische Geistliche ist verpflichtet, über die Reinheit der Lehre zu wachen, und er ist dafür nicht allein seiner Behörde, sondern auch dem Herrn der Kirche verantwortlich. Die Forderung, daß er der Behörde gegenüber sein Gewissen gefangen nehmen soll, kann auf diesem Gebiete nicht im ganzen Umfange festgehalten werden, weil die Angelegenheit, die hier zur Sprache kommt, wirklich nicht bloß den Cultus, sondern auch das Bekenntniß der Kirche berührt. Das Kirchenregiment aber hat durchaus nicht das Recht, sich über das Bekenntniß zu stellen. Man thut daher Unrecht, wenn man die Geistlichen, die sich auf ihr Gewissen berufen und sich weigern, diese oder jene Formel zu gebrauchen, ohne weiteres als Ungehorsame behandelt, und da von ihnen Gehorsam fordert, wo sie mit Recht sagen können: man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen. Wenn das Regiment sich durchaus nicht in der Lage befindet, die Rationalisten und andere Irrlehrer zur Verantwortung zu ziehen, oder gar zu entfernen, so ist es offenbar eine große Härte, wenn man lutherisch rechtgläubigen Pastoren nicht gestatten will, das Bekenntniß ihrer Kirche zur ganzen und vollen Geltung kommen zu lassen.

4. Vorausgesetzt und auch willig zugegeben, daß die Unionisten in ihren verschiedenartigsten Schattirungen, vom zelotischen Fanatismus an, bis zur liberalen Duldsamkeit hin die Starken sind und die confessionell Lutherischen die Schwachen sind, so müssen die Starken die Schwachen tragen können und namentlich das Recht ihrer Existenz im ganzen und vollen Umfange anerkennen und in Ehrlichkeit und Wahrheit mit ihnen umgehen. Je mehr die Lutheraner gedrängt werden, desto mehr wird man sie zur Opposition nöthigen. Das Wort Gottes aber erlaubt nicht, daß man die Schwachen zur Thür hinaus weise, sondern fordert, daß man sie in Geduld trage, und die Union muß so gefaßt werden, daß die armen Lutheraner darin in Frieden wohnen können.

5. Von den Lutheranern muß gefordert werden, daß sie das Bestehen der Union und die durch sie begründeten Verhältnisse anerkennen, und mit den Reformirten in Frieden und in brüderlicher Liebe aufrichtig umgehen, und sie weder vom Gottesdienst noch vom Sakramente ausschließen, darum weil sie reformirt sind. Man darf dabei aber nicht übersehen, daß in unsern östlichen Provinzen die Reformirten im Gegensatz gegen die Lutherischen eine sehr geringe Zahl bilden, und daß sie es nur an wenigen Orten bis zu selbstständigen Gemeinden gebracht haben. Es giebt daher fast ganze Kreise, in denen die Rücksichtnahme auf die Reformirten wirklich kein Bedürfniß ist. Auch ist es unrecht, wenn man so ohne Weiteres alle die Gemeinden für unirte

erklärt, über die ein Pastor oder Superintendent einmal berichtet hat, daß sie der Union beigetreten sind, oder die den Ritus des Brodbrechens sich haben gefallen lassen. Es dürfte die Zahl der wirklich unirten Gemeinden in der That nicht so groß sein, als gewöhnlich gesagt wird.

Wenn nun nach diesen fünf Voraussetzungen der Begriff der Union so gefaßt wird, daß damit nicht ein Aufgeben des lutherischen oder reformirten Bekenntnisses gefordert wird, sondern daß beide im Frieden neben einander bestehen und leben, so wird es bei uns dreierlei Gemeinden oder Gemeindeglieder geben: entschieden lutherische, entschieden reformirte und unirte, doch so, daß Unirte auch in lutherischen und reformirten Gemeinden sich befinden. Die Behandlung ganz reformirter oder ganz lutherischer Gemeinden ist einfach. Es ist nur darauf zu sehen, daß bei Besetzung der Pfarrstellen das Bekenntniß der Gemeinde zur Anerkennung und Berücksichtigung komme, daß der Geistliche verpflichtet werde, in Lehre und Cultus die Confession zur vollen Geltung kommen zu lassen. Da durch den Beitritt zur Union kein Aufgeben der Confession bedingt ist, so ist diese dieselbe geblieben, die sie vor der Einführung der Union war.

Es ist damit der Willkür und Subjektivität eine feste Schranke entgegen gesetzt, und das widerliche Erbitten von Concessionen hat ein Ende, wenn in der Sakraments-Verwaltung die lutherische Lehre wieder zum Ausdruck kommt, und die alten Formulare in ihrem ursprünglichen Gehalte wieder hergestellt werden. Diese Forderung ist ganz einfach und klar und durch die wiederholte Versicherung von dem Begriffe der Union vollständig gerechtfertigt; wenn ehrlich darnach verfahren wird, so werden viele Gemüther beruhigt werden.

Viel schwieriger ist die Sache bei gemischten Gemeinden, und bei solchen, in denen durch die Union bereits Rechtsverhältnisse begründet sind. Es kommt zunächst darauf an, von einem festen Begriffe der Union auszugehen und danach consequent zu handeln.

Wenn man sich die vollzogene Union denkt, als eine Gemeinde, die sich zum Consensus beider Kirchen bekennt und da volle Freiheit gewährt, wo der Dissensus eintritt, so ist es offenbar, daß ein wirklicher Lutheraner auch den ganzen Consensus bekennt, weil der Consensus doch in seiner Confession muß enthalten sein, und ein wirklicher Reformirter bekennt gleichfalls den Consensus, weil er, indem er seine Confession festhält, doch auch gewiß das hat, was mit der lutherischen Confession consentirt. Es folgt daraus, daß weder das eigenthümlich Lutherische noch das eigenthümlich Reformirte einer wirklich unirten Gemeinde unerträglich sein kann. In der Wirklichkeit verhält es sich auch so, daß die Reformirten und Lutheraner, die im lebendigen Glauben stehen und ihre Confession durchaus nicht aufgeben, sich lieben und Frieden halten. Es ist durchaus kein Mißtrauen zwischen ihnen. Die große katholische Wahrheit, die der Union



zum Grunde liegt, der Glaube an Eine heilige, allgemeine, christliche Kirche muß von den Unionen vollständig anerkannt werden, und wenn es die Union noch nicht zu einer Confession gebracht hat, und darum noch nicht die Grundlage einer Kirche sein kann, denn ohne Confession keine Kirche, und die Kirche macht nicht die Confession, sondern die Confession macht die Kirche, so muß sie doch den Glauben an ihre Begriffe nicht aufgeben, und den noch nicht zur Klarheit gekommenen Zwischenzustand ertragen und in Geduld und Gebet auf die Wege Gottes in der heil. Sache warten. Sie muß sich sorgfältig vor Verfolgung hüten und ihre Thüren denen, die mit der Welt gebrochen, und an den Herrn Jesum von Herzen glauben, weit aufthun. Es fehlt der Union noch immer ein durchaus unentbehrliches Kriterium, das ist der Haß der Welt. Leider hat sie bisher nicht die Schmach, sondern den Beifall der Welt gefunden. Das Kreuz muß ihr erst den Stempel der Rechtheit aufdrücken, und unter dem Kreuz muß sie ihre Kraft und ihre Wahrheit beweisen. Wenn ich früher die Unionen die Starken und die Confessionellen die Schwachen genannt habe, so liegt darin eine Forderung an die wahre und rechte Union, die man ganz mit Recht machen kann und machen muß, und die Sonderconfession muß in aller Demuth anerkennen, daß sie nur nach dem Recht des Nothstandes existirt und darf bei aller Treue das Ziel „die Eine allgemeine christliche Kirche“ nicht aus den Augen verlieren und ihr nicht hinderlich sein. Der universelle Charakter und das Bekenntniß zu der ganzen vollen Wahrheit, zu Gottes Wort, das ist die Herrlichkeit Luthers und der Kirche, die gegen seinen Willen nach ihm sich nennt, und darum liegen auch in den lutherischen Bekenntnißschriften, wie ich meine, die Keime und Grundlagen aller wahren Union der ganzen Christenheit. Die Union, die noch immer mein Ideal ist und nach der meine Seele seufzet, ist gerade das Gegentheil von dem, das die Zänker und Friedensstörer, die um Worte und Formeln handeln, mit kleinlichen mechanischen und bureaukratischen Maßregeln zu Stande bringen wollen, sie ist gerade das Gegentheil von dem, das mit weltlicher Macht und Cabinetsordern sich machen läßt.

So bekenne ich Ihnen denn gerne, daß ich keine andere Hilfe weiß, als daß das Kirchenregiment von der Idee einer wahren Union, von dem Glauben an Eine heilige, allgemeine, christliche Kirche, beseelt und durchdrungen die Confession in ihrem Rechte schützt und aufrecht erhält, und die Verheißungen des Herrn mit fester Zuversicht im Herzen trägt, daß er zu seiner Zeit der Union eine Leiblichkeit geben wird. So lange die Union mit der Prätension auftritt und sich das Recht anmaßt, die Confession zu beschränken und ihr ganzes volles Recht in

Frage zu stellen, wird sie Widerspruch finden. Die Herzen aber werden ihr zufallen und ihr dienen, sobald sie in Demuth den beiden Confessionen den Staub von den Füßen wischen wird.

## Zur Lehre von der Rechtfertigung und Versöhnung.

(Fortsetzung.)

Wie aber steht es nun um des Paulus Lehre von der Glaubensgerechtigkeit? Betrachten wir Gal. 2, 16. Wir Juden, sagt Paulus, die wir mit heidnischem Sündenwesen doch nichts zu schaffen hatten, haben nichts desto weniger eingesehen, daß aus den Gesetzeswerken der Mensch nicht gerecht wird, sondern durch den Glauben Jesu Christi; haben also auch unsererseits diesen Glauben ergriffen . . . denn durch des Gesetzes Werk wird kein Fleisch gerecht werden. Hier sagt Dr. H. (S. 535): „Unter δικαιούσθαι kann weder Gerechtfertigung gemeint sein, wozu die Präposition διὰ nicht passen würde, noch bedeutet es Gott gefällig werden durch das was man ist und thut, was den futurischen Satz οὐ δικαιωθήσεται πᾶσα σὰς gegen sich hat, welcher gegenüber von οὐ δικαιούται nothwendig im zeitlichen Sinne, also vom endlichen Ausgange, vom Gerichte, verstanden sein will. Es ist gerecht werden, aber nicht hinsichtlich des Verhaltens, sondern hinsichtlich des Verhältnisses zu Gott, was in der Gegenwart unsichtbarer Weise geschieht, und am Ende der Dinge sichtbarer Weise geschehen wird. Daß einer in diesem Sinne gerecht wird, Gott für recht beschaffen gilt, das kommt ihm . . . aus seinem Glauben an J. Chr. lebiglich und allein.“ Eine der seltsamsten Auseinandersetzungen, die wir je gelesen haben. Δικαιοῦνται soll nicht heißen: er wird gerecht gesprochen, darum weil — δικαιωθήσεται heißt: er wird im Endgerichte gerecht gesprochen. Δικαιοῦσθαι soll nicht Gerechtwerden im Sinne von Gerechtfesprochenwerden heißen, sondern — im Sinne von Gott für recht beschaffen gelten. Δικαιοῦται soll heißen: er wird auf unsichtbare Weise gerecht, δικαιωθήσεται soll heißen: er wird auf sichtbare Weise gerecht werden. — Dennoch freuen wir uns gewissermaßen dieser Verwirrung; sie macht einestheils auf das Ungenügende der H.'schen Glaubensgerechtigkeit, andernteils auch auf eine Mangelhaftigkeit in der üblichen Auffassung der kirchlichen Rechtfertigungslehre aufmerksam. Daß die Gerechtigkeit des Glaubens darin bestehe, daß Gott dem Sünder nur erklärt: du bist gerecht — das ist eine Auffassung, in welcher sich manche vermeintliche Vertheidiger der evangelischen Rechtfertigungslehre ergehen, und dadurch den sehr berechtigten



Einwand hervorrufen: daß Erklärung ohne tatsächliche Wahrheit weder Gottes würdig noch dem Bedürfnisse des Sünders nach Gerechtigkeit entsprechend sei. Aber die Rechtfertigung des Sünders ist auch nichts weniger als ein bloßer Ausspruch, sondern ist Aufnahme in das Reich der Gerechtigkeit, Zuspredung eines Rechts im Reiche Gottes. *δικαιοῦν*, justificare heißt, auch nach evangelischer Lehre, das was es heißen muß: Gerechtmachen, nicht: Gerechtfprechen ohne tatsächliche Wahrheit, aber der Gerechte, wozu der Sünder gemacht wird, ist nicht der Rechtsbesessene, sondern der Berechtigte. Nicht im *fiare*, im *ôw*, sondern im *justi*, im *δικαι* faßt die evangelische Lehre das justificare, *δικαιοῦν*, anders und richtiger als die tridentinische. Daß das Prädicat *justus*, vom Menschen gebraucht, in der Schrift wesentlich ein Verhältniß, und nur abgeleiteter Weise zuweilen eine Beschaffenheit bedeute (gerade wie auch das Prädicat *sanctus*), darauf kam es der Reformation an. Viele aber verstehen die reformatorische Lehre so, daß sie daraus nichts zur Verichtigung der dem Worte *justus* gegebenen Bedeutung lernen, sondern dabei bleiben: *justus* sei der Rechtsbesessene, und dann recht evangelisch zu lehren meinen, wenn sie sagen: der *justificatus* ist der den Gott für rechtschaffen erklärt hat ohne daß er es ist. Gegen diese Verkehrung empört sich mit Recht alles unbefangene Gefühl von dem was Gott ist und was der Mensch bedarf. Die Frage ist nur: ob man deshalb wieder — wie es denn freilich fort und fort in der evangelischen Kirche geschehen ist — in die tridentinische Verkehrung zurückfallen, oder ob man vielmehr den beiden Verirrungen gegenüber um so fester an der evangelischen Lehre, wie sie wirklich lautet, festhalten soll? Was Dr. H. betrifft, so erkennen wir an, daß er einen Ansatz zum letzteren nimmt. Er sagt ja: *δικαιοῦν* sei Gerechtwerden, aber nicht hinsichtlich des Verhaltens, sondern hinsichtlich des Verhältnisses zu Gott. Wie gern hätten wir es dem Verf. des „Schriftbeweises“ Dank gewußt, wenn er diese Auffassung festgehalten, durchgeführt hätte. Aber dann wäre seine ganze Darstellung von der Glaubensgerechtigkeit (als sei sie der Glaube, der selbst Gerechtigkeit ist) zu Boden gefallen. Da er sich in diese Glaubensgerechtigkeit nun einmal verirrt hat, so verdrängt sie auch hier sofort das Richtige, zu dem er bereits den Ansatz nahm. Daher der alles wieder verwirrende Zusatz: diese (nicht im Verhalten, sondern im Verhältnisse bestehende) Gerechtwendung geschehe in der Gegenwart unsichtbar, und werde erst am Ende der Dinge sichtbar werden. Nun könnte man zwar dem einen haltbaren Sinn unterlegen, denn auch von dem uns zugesprochenen Gnadenrechte in Gottes Reiche, läßt sich in gewissem Verstande sagen: dies Gerechtwerden „geschieht in der Gegenwart unsichtbarer Weise, und wird am Ende der Dinge sichtbarer Weise geschehen.“ Aber, so meint es Dr. H. doch wieder nicht. „Daß einer in diesem Sinne gerecht wird“, das erklärt er sogleich näher dahin: daß er „Gotte für rechtschaffen gilt.“ Hier tritt er also auf die Seite jener falsch evangelischen Rechtfertigungslehre, der zufolge das

Gerechtfertigtwerden ein Gelten ohne Wahrheit ist; aber, wie denn diese wahrheitslose Auffassung sofort wieder das Bedürfnis hervorzurufen pflegt, nun doch wieder, damit das Gelten nicht ganz ohne Sein sei, eine noch unsichtbare, oder feimartige Rechtsbeschaffenheit anzunehmen und so aus der einen Verirrung in die andere zurückzufallen — so geht es auch hier. Daß einer so für rechtschaffen „gilt“, das kommt ihm, nach Dr. H., „zwar nicht aus solchem Thun wie es vom Gesetze gefordert wird im Gegensatz zum Glauben . . . sondern aus seinem Glauben an J. Chr. allein.“ Dr. H. sagt zwar nicht geradezu, daß also der Glaube das rechtschaffen machende Thun des Menschen sei, aber so meint er es. Das liegt ja in dem Eifer, mit welchem er vorher, ehe er das *δικαιοῦν* erklärt, die *ῥεγα νόμου*, welche Paulus dem Glauben entgegensetzt, dahin erklärt: „es sind nicht Erfüllungen des Gesetzes, sondern, da *νόμου* den Ton hat: nach diesem benanntes, also von demselben gefordertes und seine Art habendes Thun.“ Dr. H. also stellt den Gesetzwirken den Glauben als auch ein Thun, nur als ein eine andere Art habendes Thun entgegen. Gewiß, anders kann es nicht sein, wenn der Satz, von welchem Dr. H. ausging: der Glaube sei des Menschen Gerechtigkeit, stichhaltig wäre. Nun, paulinisch ist er wenigstens nicht.

Daß im darauf folgenden Cap. 3. Dr. H. B. 11—12. als Vorderatz zu B. 13—14. faßt, darüber wollen wir nicht rechnen, wiewohl uns fest steht, daß niemals auf diese Weise ein vorangehender begründender Satz mit *ὅτι* eingeleitet werden wird. Wir bleiben dabei, daß das erste *ὅτι* „daß“ bedeutet, und der Sinn ist: daß im Gesetze niemand gerecht wird ist klar, da der Gerechte aus dem Glauben lebt. Dr. H.'s Einwand: „daß die Sätze hinter *ὅτι* von der Hoffnung des Heils und nicht vom Gerechtwerden handeln“ (S. 539) hätte ihn vielmehr wieder dahin führen müssen: daß das gottgegebene Heil, das im Glauben ergriffene, nicht aber der Glaube, des Menschen Gerechtigkeit ist.

(Fortsetzung folgt.)

## Nachrichten.

### Der Nothstand der Lutherischen Kirche im Fürstenthum Lippe.

Sechszwanzigster Bericht. (Schluß.)

Aber schon Ende 1847 verstummte die evangelische Predigt zu St. Marien. Das Jahr 1848 erschien und der mit ihm zur Herrschaft kommenden Volksmasse war nichts erwünschter, als daß sie gleich eine Predigerwahl in die Hände bekam. Sie säumte nicht, einen Candidaten nach ihrem Herzen aufzustellen. Der vom tobenden Pöbel thätlich insultirte Magistrat wagte nicht, sein Recht zur Ernennung der Dreizahl aus zehn Gastpredigern geltend zu machen, und so wurde unter Vernachlässigung dieser wesentlichen Form nach einem



tumultuarisch festgesetzten Wahlmodus am 18. Juni 1848 jener Candidat gewählt, der, obgleich auf Grund seiner Wahlpredigt drei theologische Fakultäten Zeugniß gegen seine canonische Qualification ablegten und trotz den wiederholten triftigsten Protestationen aus der Gemeinde, die hochoberrliche Bestätigung erhielt.

Unter diesem und andern gleichzeitigen Nothständen bildete sich mit Vorwissen und Genehmigung der Fürstlichen Landesregierung aus Mitgliedern der lutherischen Mariengemeinde in Lemgo, unter Zutritt von Mitgliedern der reformirten Johannis- und der lutherischen Nicolaigemeinde daselbst, so wie später aus noch vielen andern reformirten Landgemeinden, die Neue Evangelische Gemeinde zu Lemgo, die sich am 1. August 1849 konstituirte, durch Annahme der Kirchenordnung von 1571 und deren Bekenntnisschriften als eine lutherische sich bekannte, zu Lemgo eine Kirche erbaute, Pfarre und Schule gründete, bald darauf auch zu Eichhof und Wildenhausen Zweiggemeinden bildete, am erstern Orte ebenfalls eine Kirche baute, eine Schule gründete und einen Hülfsprediger besoldete, woran sie später zu Wildenhausen durch außergewöhnliche polizeiliche Maßregeln verhindert wurde. Die Regierung erklärte dann durch eine im Gesetzblatt veröffentlichte Verordnung vom 11. December 1849 nomine Serenissimi den Prediger der Gemeinde für befugt, alle actus ministeriales in der ganzen Gemeinde zu verrichten; dagegen sollten die Führung des Kirchenbuchs und die Accidenzien den betreffenden Pfarrern verbleiben, aber der Zutritt zu der Gemeinde jedem gegen einen Losschein freistehen. Zu dem Consistorium stand die Gemeinde, was sich aus der Stellung desselben zu seiner eigenen Kirchenordnung und Bekenntnisfrage, so wie aus den gegen seine bekennnistreuen Prediger ergriffenen Maßregeln zur Genüge erklärt, von Anfang an im offenen Gegensatz und von einer Unterordnung unter dasselbe war aus äußern und innern Gründen von keiner Seite die Rede.

So war also der Bestand der lutherischen Kirche im Lande durch diese neue Gemeinde um ein sehr Bedeutendes vermehrt. Das in dieser herrschende rege christliche Leben, durch alle Werke christlicher Liebe in hohem Grade sich bethätigend, konnte auch für die ältern Gemeinden, wenn sie über kurz oder lang nach dem Gnadenrathe des Erzhirten Freiheit erhielten, von der höchsten Wichtigkeit werden. Wie früher schon zu St. Marien die Mission unter den Heiden und Israel zu einer kirchlichen Angelegenheit gemacht, und wie dort, als im Lande die kirchlichen Missionsfeste vom Consistorium verboten worden, trübseliges Gebet, auch Silber und Gold, auf dem Altare des Herrn in schönen Missionsgottesdiensten geopfert waren, so wurde, bei noch fortbauendem Verbot in der Landeskirche, die Kirche der neuen Gemeinde die einzige Zufluchtsstätte für eine öffentliche kirchliche Pflege dieser heiligen Angelegenheit. Die junge Gemeinde hatte sich ferner gleich von Anfang an in den Besitz eines Vielen schon von früher her werth gewordenen Gesangbuchs (Kern und Marx Deutscher Kirchenlieder, zusammengestellt von Pastor F. Clemen) gesetzt, den lutherischen Katechismus, die treffliche Agende von Kbbe, eine erbauliche Liturgie und eine schriftgemäße Kirchenzucht eingeführt und konnte diese köstlichen Schätze den ältern Gemeinden, denen sie längst verloren gegangen waren, nach Zeit und Gelegenheit wieder zuführen. Jeder unpartheiische Beurtheiler wird anerkennen, daß die hier gegebenen Elemente bei weiser, wohlwollender Leitung und Pflege, wobei es vor allem auf die geeignete gliebliche Einfügung der neuen Schö-

pfung in den kirchlichen Organismus ankam, zu einer heilsamen Regeneration der lutherischen Kirche im Lande nach Lehre, Ritus, Zucht und Verfassung benutzt werden konnten.

Dies war der Stand der Dinge, als im Jahre 1853 ein Fürstliches Cabinetsministerium geschaffen und der Dr. Fischer in dasselbe berufen wurde. Unter seiner Amtsführung wurde bei Gelegenheit des Abganges des damaligen Pastors an der Neuen Evangelischen Gemeinde die vorhin erwähnte Verordnung vom 11. Dec. 1849 als nicht mehr maßgebend bezeichnet und verfügt, daß dem neuberufenen Pastor jener Gemeinde nur die Predigt und die Spendung des heiligen Abendmahls, und auch das nur bis auf weiteres, zustehe. Am 15. März 1854 erschien ein landesherrliches Edict, welches nominell der lutherischen Kirche eine gleiche Berechtigung mit der Reformirten einräumte, in der That aber nur der lutherischen Gemeinde in Detmold Parochialrechte gab, der lutherischen Kirche zu Lemgo aber ihr feierlich verbrieftes Wahlrecht und ihr eigenes Ministerium entzog, indem es dieselbe unter das reformirte Landesconsistorium stellte, dessen Vermehrung durch ein lutherisches Mitglied unter den bestehenden Ressortverhältnissen als irrelevant erscheint. Diese „gleiche Berechtigung“ sollte sich nach §§. 5 und 6 jenes Edicts auch auf die Neue Evangelische Gemeinde erstrecken, wenn sie zuvor die oberbischöfliche Anerkennung erwirkt habe, und in spätern Rescripten wurde die letztere an die Bedingung geknüpft, daß die Gemeinde dem Consistorium sich unbedingt unterwerfe. Als Fundationscapital für das Pfarrsystem wurde allein von der Filialgemeinde Eichhof die immense Summe von 34000 Thlrn. gefordert.

Wie traurig und die Theilnahme der ganzen Evangelischen Kirche erheischend muß nach dem Gesagten jedem vorurtheilsfreien Beurtheiler dieser Nothstand der lutherischen Kirche im Bippischen erscheinen! Die Neue Evangelische Gemeinde, das Volk, welches unter den Stürmen von 1848—1850 gewagt hat, das Banner Christi unter dem Toben und Wuthgeschrei der thron- und altarschändenden Horte hoch empor zu halten und dem eids- und pflichtbrüchigen Rationalismus gegenüber das Apostolicum, die Augustana und Luthers Katechismus feierlich wieder auf den Altar zu legen, muß sich in Fischer'schen Erlassen als „separatistischer Verein“ geschmäht und durch ebenso schlaue als erbitterte Gegner in einen Zustand versetzt sehen, der sie mit einem langsamen Hinsterben, und was noch schlimmer ist, mit der Auflösung in Secten und Fragmente bedroht, deren Gefährlichkeit für das kirchliche und christliche Leben im Lande die Wenigsten ahnen mögen. Erst ganz neuerdings ist dem Prediger derselben das Abhalten von Bibelfunden bei seinen eigenen Gemeindegliedern verboten; nur in der Kirche predigen und das heil. Abendmahl theilen soll er dürfen. Und Krankencommunion? Und sonstige häusliche Erbauung?

St. Marien ist noch immer das Product von 1848. Ueber hundert Familien sind ausgetreten und haben sich der confessionsverwandten Neuen Ev. Gemeinde angeschlossen; andere, zumal bei den dort häufigen reformirt und lutherisch gemischten Ehen, werden von dem reformirten St. Johann angezogen und unter den obwaltenden Umständen leicht absorbiert; einzelne wenige wenden sich ihrer Schwefergemeinde St. Nicolai zu; ein trauriger Rest ist geblieben. Nun haben sich kürzlich im Mauerwerke der Kirche Risse gezeigt; sie ist geschlossen und geht dem Schicksal, Ruine zu werden, entgegen, zumal



wenn der Plan der Verschmelzung beider Gemeinden zu Einer realisiert werden sollte. Das demokratische Lokalblatt kündigt ihn als wünschenswerth und nothwendig an, und auch von andern Seiten wird er bestens empfohlen und angelegentlichst betrieben werden. Haben die Pippischen Katholiken erst kürzlich für einige hundert Seelen zwei schöne geräumige Kirchen gebaut und ein zweites Pfarrsystem gegründet, warum sollten nicht die Pippischen Lutheraner per antithese mit ihren einigen tausend Seelen auf Eine Kirche beschränkt und aus weiser Sparsamkeit die andere zum Heu- oder Holzmagazine, oder wie die Stadtmauern zum Abbruch verkauft werden können? Man wäre dann doch sicher, daß da kein „pietistischer“ Prediger wieder laut würde.

Die Lutherische Gemeinde zu Detmold ist, wie schon gesagt, die einzige, die durch die Fischer'sche Verwaltung gewonnen hat. Ihr sind Parochialrechte und die Ehre zu Theil geworden, daß ihr Pastor Consistorialrath geworden ist. Als lutherische Hauptgemeinde bleibt übrig

St. Nicolai zu Lemgo. Hier hat seit 1854 die Predigt des Evangeliums dem jähen Verfall allerdings einen Damm entgegen geworfen; das Opfer brünstigen Gebets steigt vom Altar empor; der Herr ist wieder Gott in seinem Tempel. Man kann Ihn darob nur loben, preisen und danken. Aber auch hier noch welche tiefe Spuren der Verwüstung! Das heil. Abendmahl ist (eine That des tiefsten kirchlichen Verfalls) noch immer aus dem Hauptgottesdienste entfernt und in eine frühe Morgenstunde verwiesen. Die so heilsame althergebrachte Vorbereitung und Beichte am Sonnabend ist und bleibt abgeschafft, den klaren Worten der Kirchenordnung zum Trotz: „Die Seelsorger sollen den Leuten, so des folgenden Tages zur Communion des heiligen Nachtmahls gehen wollen, die Beichte hören“ (also Tags vorher, am Sonnabend), „sie trenlich aus Gottes Wort mit lehren, vermahnen oder trösten, unterrichten und alsdann den bußfertigen, reuenden Sündern die gnadenreiche Absolution aus dem Befehl Christi mittheilen;“ und ferner: „Ist demnach unser ernstlicher Wille und Meinung, daß die Zuhörer fleißig von den Predigern exhortirt und angereizt werden, daß sie wollen den Sonnabend gern und williglich zur Beichte kommen.“ Die Liturgie ist noch immer so kahl, wie sie der nüchternste Rationalismus nur machen kann; und doch ist Löh's Agende in den Händen des Geistlichen, und auch die Kirchenordnung verordnet für den Chor das Kyrie eleison und das gloria in excelsis; für Priester und Chor: „Der Herr sey mit euch“ „Und mit deinem Geiste;“ für den Chor das Halleluja und für den Prediger das Credo. Dies letztere und das Sündenbekenntniß wieder einzuführen, sehen wir keine Schwierigkeit, wenn auch Anderes noch Hindernisse bei der großen kirchlichen Verkommenheit der Gemeinde finden sollte, die u. a. auch durch das Weggehen vieler bei den nach der Predigt geschehenden Kindtaufen recht zu Tage tritt. Die Kirchenordnung sagt in dieser Beziehung: „Es sollen auch die Seelsorger ihre Zuhörer mit allem Ernst und Fleiß oft und viel, wo es die Gelegenheit in den Predigten geben wird, vermahnen und

aufs Härteste anhalten, daß sie gern und willig bei der Kindtaufe zugegen seyn und verharren wollen“ 2c.

Der Sanges- und Gesangbuchsnoth haben wir Eingangs gedacht. Was würden Luther und Paul Gerhardt sagen, wenn sie sich in ihrer eigenen Kirche so verstümmelt und verunstaltet sähen? „Ein feste Burg ist unser Gott“, dies Lied, vor dem selbst Rom erbebt, haben die Altstädter mit zwei Versen vorgeschuht, so daß es nun wie in ein anderes eingelegt erscheint, und „Wie soll ich dich empfangen“ und „O Haupt voll Blut und Wunden“ haben sie so gründlich verborgen, daß man es ohne sich zu schämen nicht singen kann. Wir wissen, daß diese Leiden auch über Viele unserer Brüder gehen; aber da hier Ein Glied der Kirche, die Neue Ev. Gemeinde, den Schatz der unverfälschten Kirchenlieder besitzt (wie sie sich denn auch durch ihren Gesang vor allen Gemeinden des Landes vortheilhaft auszeichnet), so liegt der Wunsch nahe, auch die andern dieses Segens theilhaftig zu machen. Das wird aber nicht anders geschehen, als wenn die unerläßliche Bedingung zu einer geistlichen Entwicklung und Regeneration der Lutherischen Kirche im Lande überhaupt erfüllt wird, nämlich, daß ihre ganze Leitung und Verwaltung einer eigenen Lutherischen Kirchenbehörde übertragen wird. Daß sie auf eine solche leitende Behörde ihrer eigenen Confession rechtlich den gegründetsten Anspruch hat, wird kein Unpartheiischer leugnen. Es ist ihr ohne alles Recht ihr geistliches Ministerium durch die Fischer'schen Edicts genommen, und sie darf und muß Ersatz dafür verlangen, der aber im Hinblick auf die gegenwärtige Sachlage nur in einer neuen, zweckmäßig zusammengesetzten, alle Gemeinden umfassenden Behörde bestehen kann, wofür das reformirte Landesconsistorium um so weniger anzusehen, als von Union im Lande gar keine Rede und dem religiösen Bewußtseyn der lebendigen Christen durch jene Behörde eine viel zu tiefe Wunde geschlagen ist. Die Gewissen könnten sich durch eine dauernde Unterordnung unter dieselbe nur unerträglich beschwert fühlen, und man würde sich im Hinblick auf die Stellung, welche das Consistorium auch in seiner jetzigen Zusammensetzung noch heute gegen das Bekenntniß seiner eigenen Kirche einnimmt, im Besiz seiner confessionellen und sonstigen damit zusammenhängenden Güter keinen Augenblick sicher glauben. Es ist also eine sittliche Unmöglichkeit.

Wie stellen sich denn nun, wird man fragen, die reformirten Brüder zu diesem Nothstande ihrer Schwesterkirche? Und jedenfalls ist dies eine nach beiden Seiten sehr relevante Frage. Vielen von ihnen ist von St. Marien seiner Zeit großer Segen ausgegangen. Gehen nun auch ihre Tritte und Gebete um das schöne Gotteshaus herum und flehen sie zu dem Herrn, daß das verödete Heiligthum wieder gebaut und daß seines Namens Ehre bald wieder dort wohnen möge? Wir wissen es nicht. Das aber meinen wir zu wissen, daß sie in ihren eigenen Kämpfen der vierziger Jahre ihre lutherischen Brüder mit blanker Waffe und frischem Muth in ihren vorbersten Reihen kämpfen sahen.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Mittwoch den 15. October.

N<sup>o</sup> 83.

## Der Kirchentag zu Lübeck.

Ein eigenthümliches Mißgeschick verfolgt den Kirchentag. Wurde im vorigen Jahre seine Abhaltung in Halle wegen Ausbruchs der Cholera suspendirt, so drohte die gleiche Plage auch in diesem Jahre die freundliche Einladung Lübecks erfolglos zu machen. Nicht unbedeutend war, wie es scheint, während der Monate Juli und August der unheimliche Gast in der alten Hansestadt aufgetreten und hatte besonders unter den höheren Ständen manches Opfer gefordert. Da trat denn die Frage, ob es recht und gerathen sey, die angekündigte Abhaltung nach Zeit, wie Ort aufrecht zu erhalten, Vielen innerlich bewegend nahe. Besonders in Bremen, wo eine große Zahl der eben versammelten Gustav-Adolfs-Gäste den Besuch Lübecks beabsichtigt hatte, wurde diese Frage lebhaft besprochen, und die große Mehrzahl entschied sich, den Besuch des Kirchentages aufzugeben. Gewiß ist die Theilnahme an diesen freien kirchlichen Versammlungen für alle nicht unmittelbar Betheiligte keine Berufspflicht. Dennoch müssen wir es dem Vorstande des Kirchentages Dank wissen, daß er in einer zu Hamburg mit Mitgliedern des Lokalcomité's gepflogenen Besprechung, trotz des freundlichen Anerbietens von Seite Bremens, den Kirchentag rasch bei sich noch aufzunehmen, beschloß, in Lübeck zu bleiben. Man beschloß es im Glauben, und wir irren gewiß nicht, wenn wir annehmen, daß eben hieraus der diesjährigen Versammlung ein ganz besonderer Segen erwachsen ist; wie denn die Krankheit selbst sich während des Kirchentages im Erlöschen zeigte, ohne irgend eines der Mitglieder zu befallen. Die Zahl der Theilnehmer war aber eine im Verhältniß zu den früheren Kirchentagen geringe. Schon die trotz Eisenbahnen immerhin etwas abgelegene Lage Lübecks mußte dahin wirken. Noch mehr der Umstand, daß die unmittelbar angränzenden Länder Mecklenburg, Hannover, Lauenburg und Holstein sich äußerst schwach theiligten. Waren es in den drei erstgenannten vornämlich auch confessionell kirchliche Rücksichten, welche eine größere Theilnahme hinderten, so gesellten sich in Holstein da und dort auch politische Erwägungen, welche den Besuch zu widerrathen schienen, hinzu. Aus dem hermetisch verschlossenen Lande jenseits der Eider hat, so viel wir hörten, vollends Niemand sich herüber gewagt. Besonderes Aufsehen erweckte es, daß die Lauenburgische Geistlichkeit gerade auf den Tag der Eröffnung des Kirchentages zu Ratzeburg nach 200 Jahren zum erstenmal

wieder zu einer Synode zusammengerufen wurde. Unter diesen Verhältnissen muß man sich noch wundern, daß von etwa 400 angemeldeten Gästen doch die Hälfte etwa erschienen seyn mag, zu welcher Zahl sich noch 300 Bewohner der Stadt, die als Mitglieder sich eingezeichnet hatten, gesellten, ungerechnet die sonstigen ziemlich zahlreichen Hörer und Hörerinnen.

Einer auf dem Kirchentage zu Frankfurt gegebenen Anregung entsprechend, waren schon am Tage vor Eröffnung des Kirchentages Abgeordnete verschiedener Deutscher Bibel- und Traktatgesellschaften zu Conferenzen zusammengetreten. In ersterer vereinigte man sich zu neun Propositionen, unter welchen wir den Beschluß hervorheben, daß diejenigen Bibelgesellschaften, welche einen selbstständigen Druck und Verlag von Bibeln besitzen, über eine bestimmte Textgestalt der lutherischen Bibelübersetzung sich vereinigen möchten. Bekanntlich sind die Abweichungen, welche sich in die verschiedenen Bibelausgaben allmählig eingeschlichen haben, weit zahlreicher, als man beim Mangel näherer Kenntniß ahnt. Um so dringender erscheint das Bedürfniß einer „Normalausgabe“. Am eingehendsten ist dies neuerdings von Dr. Hopf in Nürnberg nachgewiesen worden. Die Hauptfrage ist nur, ob bei der Veranstaltung einer solchen Normalausgabe auch auf eine Revision der lutherischen Bibelübersetzung selbst eingegangen werden solle, oder nicht. Die Conferenz hielt es für angemessen, bei dem weiten Auseinandergehen der Ansichten in dieser Beziehung, von einer solchen Revision für jetzt abzusehen.

In der Versammlung der Traktatvereine ward nach mehreren persönlichen Mittheilungen die Herausgabe eines Schriftchens, das eine neue Recension der vielen verbreiteten Traktate enthalten soll, besprochen, und dem Geistlichen, der sich hiezu erbieten, ans Herz gelegt, daß er sich genau über den Segen der Schriften erkundige, da manche von Vielen für schlecht gehalten wurden, von welchen doch gesegnete Wirkung nachgewiesen werden könne. Es wurde in dieser Beziehung auf das an die Kirchentags-Mitglieder vertheilte Schriftchen: „Ueber die Verpflichtung und den Segen der Verbreitung religiöser Schriften, mit Beispielen belegt. Mit Vorwort von Dr. Barth, Basel bei Marriott“ verwiesen.

Dienstag, den 9., Morgens acht Uhr, erfolgte der feierliche Eröffnungs-Gottesdienst in der dichtgedrängt vollen, durch Schönheit des Baues und Reichthum an Kunstschätzen weit bekannten Marienkirche. Senior Dr. Lindenberg hielt die Eröffnungs-



predigt über Ephes. 2, 19: „So seyd ihr nun nicht mehr Gäste und Fremdlinge“ u. s. w. und ermahnte in einem warmen und ernstesten Zeugniß, bei aller berechtigten Pflege confessioneller und kirchlicher Eigenthümlichkeit die Eintracht im Geiste und in der Liebe nicht zu vergessen. Nach Schluß des würdigen und erwärmenden Festgottesdienstes begaben sich die Mitglieder in die für die Versammlungen äußerst entsprechend eingerichtete, seit Jahren kirchlich nicht benutzte, stattliche Katharinenkirche. Nach Gesang und Gebet eröffnete Geh. Rath von Bethmann-Hollweg die Versammlungen mit einer Ansprache. Er verwies auf die unter heftigen Erschütterungen entstandene und aus der Erkenntniß der kirchlichen und religiösen Nothstände unseres Volkes hervorgegangene Entstehung des Kirchentages und des ihm verbundenen Congresses für innere Mission, verfolgte in kurzen Zügen die bisherige Geschichte dieser Versammlungen und verwies darauf, wie sehr die noch bestehenden Nothstände auf das Bedürfniß einer solchen Vereinigung hinzeigten. Nicht am wenigsten drückte es die kirchliche Gegenwart, daß die Liebe in Vielen beginne zu erkalten; um so nöthiger sey es, auch von dieser Stätte aus den Geist der Zwietracht, aber in Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe zu bekämpfen. Es folgte dann aus gleichem Munde der Bericht über die Thätigkeit des engeren und weiteren Ausschusses seit dem vorigen Kirchentage. Der Hoffmannsche Vortrag über den Gebrauch der Bibel in Kirche, Schule und Haus, der Kapffsche über Hazardspiele seyen in Tausenden von Exemplaren verbreitet worden. Betreffs der Ehescheidungsfrage sey vom engeren Ausschuss ein gemeinsames Schreiben an die evangelischen Fürsten und Senate Deutschlands gerichtet worden, und wie in einer Reihe von Mittheilungen aus den Antwortschreiben, so wie an den inzwischen da und dort gepflogenen ständischen Verhandlungen gezeigt wurde, nicht wirkungslos geblieben. Auf die Behandlung der Frage durch die Eisenacher Conferenz wurde verwiesen. Auch von mehreren Kirchenregimenten seyen verbindliche Dankschreiben für die Mittheilung der Kirchentags-Protokolle erfolgt, in denen anerkannt wurde, daß der Kirchentag den Kirchenregimenten große Beihilfe gewähren könne. Ein warmes Dankschreiben des nun verstorbenen Ministers Eichhorn fesselte unter diesen Mittheilungen insbesondere die Aufmerksamkeit der Versammlung. In Nürnberg habe sich die Abhaltung des Kirchentages als nicht ausführbar erwiesen, die Abhaltung zu Halle sey durch die Cholera vereitelt worden; um so willkommener sey die freundliche Einladung Lübecks gewesen. Nach Aufzählung der nun folgenden Gegenstände der Verhandlung ward das bisherige Präsidium in den Personen v. Bethmann-Hollwegs und Dr. Stahls unter Hinzunahme des Seniors Dr. Lindenbergs aufs Neue bestätigt.

Nach einer Pause folgte die Verhandlung über das erste Thema: Belebung evangelischer Kirchenzucht. Consistorialrath Dr. Sack von Magdeburg leitete dieselbe durch einen längeren, lehrreichen Vortrag ein. Nach Feststellung des Begriffes der Kirchenzucht, als berechnete und nöthige Gegenwir-

kung der Gemeinde, als eines Ganzen, gegen öffentliche Vergerisse in ihrem Schooße, gab derselbe zuerst eine biblische Begründung der kirchlichen Disciplin, dann eine kurze historische Skizze über die Versuche und den Verfall derselben, um schließlich zu zeigen, in welchem Maaß und Umfang ihre praktische Verwirklichung wieder anzubahnen sey. In ersterer Beziehung wurde naturgemäß Matth. 18, 15 u. ff. im Zusammenhalt mit 1 Cor. 5 u. a. zum Ausgangspunkte genommen, die Lokalgemeinde als handelndes Subjekt der Kirchen Disciplin betont, und unter Hinweisung auf die Schmalkaldischen Artikel die Unterscheidung zwischen kirchlicher Disciplin und Schlüsselgewalt (durch deren Auffassung sich freilich von vornherein eine confessionelle Differenz hindurchziehe) hervorgehoben. In dem historischen Ueberblick wurde nach Charakterisirung des früh beginnenden Verfalles kirchlicher Disciplin und ihrer Ausartung während der mittleren Kirchenzeit in ein criminalrechtliches Verfahren bemerkt, daß die Reformatoren allerdings eine positive, der biblischen Praxis sich wieder anschließende Idee der Kirchenzucht aufgestellt haben. Aber ihre richtigen Gesichtspunkte seyen theils nie zur Praxis geworden, theils hätten sie bald in dieser eine schiefe Richtung genommen. In der Lutherischen Kirche vornehmlich dadurch, daß die Lokalgemeinde zu wenig als Kirche Gottes angesehen, und in ihrem disciplinaren Rechte durch die Consistorien, auf welche auch alle disciplinäre Thätigkeit fast völlig übertragen wurde, gehemmt und beschränkt worden sey; während umgekehrt in der Reformirten Kirche, nachdem etwa hundert Jahre lang das in ihr ohnedies principiell erforderliche Ältesten-Colleg der Lokalgemeinde sich nach Seite der Kirchen Disciplin gut wirksam erwiesen habe, grade durch Ueberspannung des Begriffes und der Rechte der Lokalgemeinde gleichfalls eine Erschlaffung eingetreten sey.

Was aber Maaß und Umfang einer Wiederbelebung Evangelischer Kirchenzucht betreffe, so sey eine weise, gemäßigte Kirchendisziplin schon vor der gegenwärtigen kirchlichen Restauration als Bedürfniß lebhaft empfunden worden. Die Würde und Pflicht der Kirche erheische auch ihre Wiederbelebung. Grade durch Concessionen seyen die Massen am wenigsten zu gewinnen. Bei der Ehescheidungsfrage habe der gehobene kirchliche Sinn bereits disciplinär sich wirksam gezeigt. Doch nicht als gesetzliche Autorität sey die Kirchendisziplin aufzufassen, vielmehr als ein nothwendiger Ausdruck des christlich-evangelischen Gemeinschaftslebens. Mit Weisheit und Mäßigung sey ihre Wiederherstellung anzubahnen, und es ergäben sich auf Grund des Ange deuteten folgende Grundsätze:

1. Die Lokalgemeinde, groß oder klein, werde in religiöser Hinsicht nie als unmündig, als Masse, sondern als organisches Glied betrachtet. Ref. stellt hierbei in Abrede, daß die Kirche in der Gegenwart das Verhältniß von Massen Unbefehrter zu wenigen wahrhaft Gläubigen darstelle; es gäbe noch viele Gemeinden mit kirchlichem Sinn. Nöthigenfalls sey eben auch die Minorität zu schützen. Die Lokalgemeinde muß aber jedenfalls kirchlich organisiert seyn in einem Presbyterium, mit und in



welchem der Pastor geht und steht. In keinem Falle habe die Kirchendisziplin auf die höchste Blüthe der Gemeinde zu warten, sey doch das Geschäft der Umzäunung auch bei einem Garten der ersten eines. Schaffen freilich könne die Kirchendisziplin niemals das kirchliche Leben.

2. Die Kirchenstrafen sollen nie durch sich selbst bürgerlichen Nachtheil oder Strafen nach sich ziehen. Die höchste Strafe sey Ausschluß vom h. Abendmahle. Sie sind Censuren nur für diejenigen, die sich unterwerfen wollen. Wollen ganze Schaa ren nicht mehr zur Gemeinde gehören, desto besser für das Ganze. Alles polizeiartige Verfahren sey strenge zu meiden. Wehe der Kirche, wenn sie auf den alten pönitentialen Weg zurückkehren wollte! Zu denen, die ihr widerstreben, sey zu sagen: wollt ihr euch nicht zur Kirche halten, so lasset mich wenigstens ruhig gewähren. Eine absolute Zwangsverknüpfung der kirchlichen und weltlichen Commune sey durch den Staat nicht aufrecht zu erhalten. Freilich gehe der Beruf der Kirche an alle Getauften, aber derselbe sey in Seelsorge und innerer Mission, nicht durch kirchliche Disciplin jetzt an allen zu üben.

3. Die kirchliche Disciplin, gegenwärtig fast auf Null reducirt, kann keineswegs auf einmal und durch eine allgemeine Maßregel wieder aufgerichtet werden. Vor Allem sey zu ihrer Auferbaunng anzuknüpfen an die Persönlichkeit der Kirchenältesten. Organisirung der Lokalgemeinde thue vor Allem noth. Weist sie die Verwirklichung dieses Bedürfnisses etwa zurück, so trete ein provisorischer Zustand ein, wo Geistliche und Einzelne Kirchendisziplin üben. Zu berücksichtigen sey immer, welche Stufe religiös-sittlichen Gefühles vorhanden sey.

Auf Grund dieser Ausführungen beantragte sodann der Ref. drei Thesen, welche nach einer kleinen Abänderung in Folge der Discussion sich etwa so zusammenfaßten:

1. Die Evangelische Kirche bedarf einer geordneten, weisen, kirchlichen Disciplin zur Abwehr schädlicher Einflüsse auf das Ganze, ausgeübt in der Lokalgemeinde von einer den Pfarrer umgebenden Körperschaft.

2. Diese Zucht erscheine nirgends als Strafgewalt und richte sich nur gegen den, der sich nicht öffentlich oder stillschweigend von der Kirche getrennt hat.

3. Sie kann nicht mit einem Male in voller Strenge wieder hergestellt werden und verlangt vorübergehende Organisirung der Lokalgemeinde. Ist diese schon ins Leben getreten, so darf das Kirchenregiment sie nur zur Zucht berechtigen und anregen, nicht aber Zwang und Druck gegen sie ausüben.

In kräftig ernster Weise trat der Correferent, Pastor Wölbling (aus Kadensleben bei Neu-Müppin) dem Vortrage Sachs zur Seite. Drei Gedanken lagen in den Worten: Belebung Evangelischer Kirchenzucht. „Belebung“ brauche es, denn sie habe noch nicht recht gelebt. Schon Apgsch. 5 sey das Verfahren verschoben und nicht normal gewesen. Hinweis auf Tertullian. Obwohl nicht die Schrecken vor dem Mittelalter theilend, sey doch die Praxis desselben in Bezug auf kirchliche Disciplin offenbar verwerflich gewesen. Ueber Eifer in der Lehre

sey es in der Zeit der Reformation leider zu keiner rechten Einrichtung im Leben gekommen. Luther habe den Mangel einer Abendmahlszucht schmerzlich beklagt. Auch die Concordienformel biete nur eine geringe Defensiv, und die Vermischung der geistlichen und weltlichen Disciplin sey in der Folge immer größer geworden. Die Reformirte Kirche sey in dieser Beziehung entschieden richtiger und besser verfahren, als die Lutherische. Wahrscheinlich evangelisch finde sich die kirchliche Disciplin nur bei einigen kleineren Religionsparteien verwirklicht. Spener sey bekanntlich auch wegen seines Verlangens nach Kirchenzucht verdächtigt worden.

(Fortsetzung folgt.)

## Zur Lehre von der Rechtfertigung und Versöhnung.

(Fortsetzung.)

Am klarsten hierüber ist aber der Römerbrief. Gottes Gerechtigkeit wird im Evangelium Christi enthüllt aus Glauben in Glauben, so heißt es Röm. 1, 17. Nach Dr. H. (S. 547) „bedeutet freilich der artikkellose Ausdruck nicht die wesentliche Gerechtigkeit Gottes und so Gott selbst, sondern Gerechtigkeit, wie sie Gottes ist, eine Rechtschaffenheit, wie sie bei Gott stattfindet.“ Niemand, der nicht Dr. H.'s gewundene und aus richtigen Ansätzen und verfehlten Fortgängen gemischte Ansicht sich angeeignet hat, wird dies in des Paulus einfachen Worten: die Gerechtigkeit Gottes wird enthüllt, finden; ja niemand als ein solcher wird auch nur begreifen, wie „Gerechtigkeit wie sie Gottes ist“ und „Rechtschaffenheit wie sie bei Gott stattfindet“ dasselbe bedeuten können. Und, so gewiß im darauf folgenden Verse der „Zorn Gottes“ nicht eine „Zornesbeschaffenheit der Menschen, wie sie bei Gott stattfindet“, sondern einfach „Gottes Zorn“ bedeutet, so bedeutet auch Gottes Gerechtigkeit einfach: Gottes Gerechtigkeit, wie sie, im Gegensatz zu dem Walten göttlichen Zornes, in Christo als eine solche Ordnung der Dinge sich enthüllt, in welche hinein der Mensch sich retten kann durch Glauben. Aus Glauben in Glauben enthüllt sich diese Gerechtigkeit; denn es ist nicht nur Glaube das anfängliche Aneignungsmittel, wodurch der Mensch ein Berechtigter in dieser Heilsordnung, ein Gerechter wird, sondern wieder und immer wieder in den Glauben hinein muß, als in das aufnehmende Gefäß, diese Gerechtigkeit Gottes, — nämlich von einem jeden der Antheil, den er daran haben will, geschöpft werden; und so das Wort sich bestätigen: daß vom Glauben der Gerechte — der eben durch dies gläubig angeeignete Heil Gerechte — sein wahres Leben hat und nährt. Dasselbe wird Röm. 3, 21 nur noch eindringlicher gemacht. „Nun aber ist ganz ohne Zuthun des Gesetzes die Gerechtigkeit Gottes geoffenbart . . . ja Gottes Gerechtigkeit (und nicht der Menschen, nicht eine Gerechtigkeit vermeintlich das Gesetz thuer Menschen) durch den Glauben Jesu Christi, an alle und auf alle, die da glauben.“ Dr. H.



erklärt (S. 550): „Ohne daß das Gesetz, welches dem jüdischen Volke gegeben war, etwas dabei zu thun hatte, ist eine Rechtschaffenheit, wie sie Gotte selbst eignet, und daher auch am Menschen Gotte gemäß ist, zur Erscheinung gekommen.“ Nun, daß diese „Rechtschaffenheit“ nichts mit der evangelischen Glaubensgerechtigkeit zu thun hat, daß auch in des Paulus Worten nicht die leiseste Andeutung davon ist — darüber verlieren wir kein Wort weiter. Fragen möchten wir nur noch, wie Dr. H. diese am Menschen erschienene Gott gemäße Rechtschaffenheit mit der Erklärung vereinbart, die er zu Gal. 2, 18 gab: *δικαιοῦσθαι* sey ein Gerechtworden hinsichtlich des Verhältnisses zu Gott, was in der Gegenwart unsichtbarer Weise geschehe, und am Ende der Dinge sichtbarer Weise geschehen werde? Ja gewiß, was wir seyn werden, ist noch nicht erschienen — um mit Johannes zu reden. Aber eben daraus folgt mit Nothwendigkeit, daß unsere Gerechtigkeit, von der es heißt: „Nun wir denn sind gerecht geworden durch den Glauben, haben wir Frieden“ (Röm. 5, 1) — nicht eine Beschaffenheit unser selbst, sondern Gottes an uns erschienene Gerechtigkeit seyn muß, welche, vom Glauben ergriffen, unsere Berechtigung und in diesem Sinne unsere Gerechtigkeit geworden ist.

Daß der Verf. des „Schriftbeweises“ im tieferen Grunde es doch auch so meint, daß er mehr als einmal in seinen Ausdrücken den richtigen Gesichtspunkt durchscheinen läßt, erkennen wir dankbarlichst an und haben es bereits anerkannt. Dr. H.'s Unterscheidung zwischen Gerechtigkeit als Verhalten und Gerechtigkeit als Verhältniß, und die Hervorhebung, daß es die letztere sey, um welche es sich bei der Rechtfertigung handle, drückt in der That das Richtige aus. Aber hinterdrein soll dann doch immer wieder nicht das Verhältniß, in welches wir uns gläubig haben versetzen lassen, sondern unser gläubiges Verhalten dabei, unsere Gerechtigkeit seyn — und zwar dies gläubige Verhalten als Anfang (vgl. S. 561) eines werkgerechten Verhaltens, welches uns möglich gemacht zu haben wir dann wohl dem uns gewordenen Verhältnisse verdanken mögen, so jedoch, daß dies Verhältniß immer nur als günstige Gelegenheit, uns selbst gerecht zu machen, in Betracht kommt, und auch das nicht einmal: denn eigentlich waren wir ja schon gerecht, als wir diese günstige Gelegenheit ergriffen; wir waren ja gläubig, und das heißt ja, nach Dr. H.: wir waren gerecht. Aber, in dieser Weise seine Gerechtigkeit auf Gott zurückführen, sie Gott verdanken (Luc. 18, 11), das kann auch der Pharisäer, das kann auch der Anhänger des Tridentinums. Die Gottesgerechtigkeit hingegen, welche Paulus statt aller Menschen-, Gesetz-, Werkgerechtigkeit erlangt zu haben sich freut, muß denn doch etwas ganz anderes seyn (Röm. 10, 3. Phil. 3, 9).

Nicht Rechtschaffenheit, sondern Berechtigung ist des Menschen, ist überhaupt des Geschöpfes Gerechtigkeit, ihrem

Wesen nach. Alle Rechtschaffenheit kommt dem Geschöpfe nur erst dadurch, daß es sein ihm zugesprochenes Gnadenrecht, in Gottes Reiche zu leben, erlebt und bewahrt. Dies ist so wahr, daß auch das Umgekehrte zutrifft. Auch des Menschen, des Geschöpfes Ungerechtigkeit besteht nicht — dem Wesen nach — in irgend welcher ungerechten Beschaffenheit, Gesinnung, Thätigkeit, sondern in der Unberechtigtsein vor Gott, in dem Herausfallen und Herausgefallen seyn aus dem Rechte bei Gott. Der Gerechte, im Alten wie im Neuen Testamente, ist der bei Gott Berechtigte; der Ungerechte ist der von Gott und von seinem Rechte bei Gott Geschiedene, der von welchem Gott seine Hand abgethan hat, der über welchen sich Gottes Zorn enthüllt (Röm. 1, 18—32).

Daß die Ungerechtigkeit nicht — ihrem Wesen nach — eine bloße Beschaffenheit und Handlungsweise des Geschöpfes, sondern daß sie sich enthüllendes Zornesgericht Gottes ist: darin liegt die Nothwendigkeit, daß zur Wiederherstellung unserer Gerechtigkeit der Zorn gesühnt, die Strafe getragen werden muß; die Nothwendigkeit, daß die Wiederenthüllung der göttlichen Gerechtigkeit (Röm. 3, 21) nicht kann im Wege einfacher Selbstbezeugung oder Reichstiftung vor sich gehen, sondern geschehen muß durch blutige Sühne. Wäre die Ungerechtigkeit nur eine Beschaffenheit oder Handlungsweise des Menschen, so könnte sie abgelegt werden und alles wäre wieder gut; aber Gottes Zornesgericht kann nicht bei Seite gelegt werden, sondern muß erfüllt werden, damit Gnade eintreten könne.

Aber in dieser Hinsicht finden wir nun freilich den Verf. des „Schriftbeweises“ auf einem ganz anderen Standpunkte. Grade in der Lehre von der Versöhnung hat er für nöthig befunden, seinen Glauben „in den Formen einer anderen Theorie einhergehen“ zu lassen, als in welchen „der Glaube der Kirche einhergeht“ (II, 1. S. 333). Eben hierüber ist nun aber das ernstlichste Bedenken erhoben worden, ob die Abweichung Dr. H.'s wirklich nur eine Abweichung von den Formen der kirchlichen Theorie sey, oder ob sie sich auf die Sache selbst erstreckt. Den Streitpunkt selbst können wir glücklicherweise sehr kurz, und ohne Einrede zu fürchten, feststellen. Dr. H. leugnet, daß das Leiden und Sterben Jesu Christi mit einer Verdammniß oder Buße auch nur verglichen werden dürfe; er lehrt, daß dasselbe nur ein „Widerfahrniß“ gewesen sey, in dessen Ertragung Jesus sich bis zu Ende „bewährt“ habe. Die Streitfrage wäre denn also einfach die: ob die Bezeichnung des Leidens Christi, als einer stellvertretenden Ertragung der auf der sündigen Welt liegenden Verdammniß, nur zu den Formen kirchlicher Theorie gehöre, oder zu den wesentlichen Stücken des kirchlichen — des christlichen Glaubens?

(Schluß folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Sonnabend den 18. October.

N<sup>o</sup> 84.

## Der Kirchentag zu Lübeck.

(Fortsetzung.)

Matth. 18, 15 u. ff. sey magna charta. Näher eingehend auf den Zusammenhang dieser Stelle zeigt der Redner, wie brüderliche Liebe, Demuth und Versöhnlichkeit die Grundpfeiler des dort vom Herrn geordneten Verfahrens seyen. Es gälte allezeit, in die Wahrheit zu führen, nicht in sie hineinzu stoßen. Zuchtlose Conferenzen und zuchtlose Theetische seyen freilich mit der Kirchenzucht bald fertig. Von den Landeskirchen handle Matth. 18 allerdings nicht. Es sey zu scheiden zwischen brüderliche Zucht und Kirchenzucht; letztere sey auf jene gebaut und habe sie zur Voraussetzung. Die verschiedenen Grade in der Bestrafung seyen zunächst auf jene brüderliche Zucht zu beziehen. Das Strafen unter vier Augen, dann in Gemeinschaft eines oder zweier Brüder sey das Nächste, als dritte Stufe folge das Meiden und Sichzurückziehen, nämlich in Bezug auf den vertrauten, brüderlichen Umgang. Solche Lösung der Gemeinschaft sey eine anfangende, private Excommunication, und ernst ausgeführt, ein weitgreifendes und wirksames Mittel. Dazu sey diese brüderliche Zucht sogleich in Anwendung zu bringen, und habe keinerlei Hindernisse, außer etwa in uns selbst. Gewiß ist, daß diese drei Grade brüderlicher Zucht nicht übersprungen werden dürfen, wenn es überhaupt wieder zu einer kirchlichen Disciplin kommen soll. Und vorläufig dürften wir mit solcher „Belehrung“ vollauf zu thun haben. (Verweist auf Fabri's Schrift: „Ueber Kirchenzucht, im Geist und Sinne des Evangeliums. Stuttgart 1854.“)

Wo so der Grund gelegt ist in dreifach sich gliedernder, brüderlicher Zucht, da sind die Vorbedingungen gewonnen zur Aufrichtung eigentlicher Kirchenzucht. Eine dreifache Thätigkeit in dieser Beziehung stellt Matth. 18 uns auf: ein der Gemeinde Sagen, ein Reden der Gemeinde und endlich ein Abbrechen der Gemeinschaft mit dem sich wider alle Ermahnung Verstoßenden. Fragen wir nach deren praktische Verwirklichung in der Gegenwart, so umgeben uns freilich Schwierigkeiten von allen Seiten. Der Schaden ist verzweifelt böse, darum, sagen die Einen, ist nichts zu thun, eben darum, sagen die Anderen, brauchen wir Kirchenzucht. Es kommt auch hier Alles auf Persönlichkeiten und die Gewinnung individueller Punkte an. Gemeinde, geistliches Lehramt in den Gemeinden und Kirchenregiment über den Gemeinden haben in der Zucht zusammenzuwirken. Der Nächst-

berufene ist der Pastor, denn auch in der Zucht liegt bei unseren Verhältnissen der Schwerpunkt auf ihm. So ist vor Allem nöthig, daß er sich selbst in Zucht nehme. Folgen Beispiele. So lange das Ganze nicht gebessert ist, wird auch die Zucht nicht zu etwas Ganzem sich machen lassen. Wie die Verhältnisse liegen, muß man mit Bengel vor Allem wünschen, daß tüchtigen Pastoren auch in Sachen kirchlicher Disciplin möglichst viel Raum gelassen werde. Der Geist schafft sich auch hier die angemessenen Formen. Was die „Gemeinde“ betrifft, so wird es allerdings der Presbyterien bedürfen, aber wir dürfen nicht vergessen, daß alle Ausübung von Rechten und Pflichten durch gewählte „Vertretung“ stets ein Nothbehelf bleibt. Zum Glück hat der Herr selbst die Ohnmacht Seiner Gemeinde in Ausübung der Zucht vorbedacht. Anfang und Schluß der Stelle Matth. 18 reichen sich in dieser Beziehung die Hände. Nur in seltenen Fällen werden die Vorbedingungen zur eigentlichen Excommunication, d. h. zum größeren Banne jezt gegeben seyn. Selbst der sel. Heubner (vergl. G. Büchners Real- und Verbal-Hand-Concordanz, den Artikel „Bann“) erklärte sich mit guten Gründen dagegen. Es kommt eben Alles auf Personen, Umstände und Zustände an. Dies zeigt selbst die apostolische Zeit. Werden etwa alle Irrlehrer zu Corinth und sonst excommunicirt? Der Zustand der Gemeinden litt es nicht, aber der Apostel ist schmerzlich bewegt darüber. Der kleine Bann ist eine temporäre Bestrafung. Wo und soweit die inneren Mittel wirklich vorhanden, da und soweit ist die Kirchenzucht jederzeit in Wirksamkeit. Jene zu gewinnen muß daher erstes und unablässiges Bestreben seyn. Hierzu bieten sich mancherlei Förderungsmittel, die freilich zunächst in das Gebiet der Seelsorge fallen werden. Wir müssen's uns nicht verbrießen lassen, auch in dieser Beziehung, mit Bengel zu reden, „auf Abentheuer auszugehen.“ Besondere Pflege der Confirmirten, Belehrung der Gemeinde aus Gottes Wort über Kirchenzucht, Hausbesuche vor dem Abendmahl, Gewinnung eines christlichen Kernes in den Gemeinden u. A. wird da vor Allem sich empfehlen. Zum Schluß wendet sich Ref. noch dem 6. Hauptstücke zu. Schon Hamann habe an Herder geschrieben: „Nun eine Consistorialfrage! Der Geist dieses sechsten Hauptstückes ist mir sehr wichtig“ u. s. w. Redner beantragt eine verbesserte Fassung des 6. Hauptstückes und seine allgemeine Wiederaufnahme in den Katechismus.

In der hierauf folgenden Verhandlung betont Seminar-



Director Dr. Sander, beiden Referenten im Wesentlichen zustimmend, die Nothwendigkeit des strengen Festhaltens eines Unterschiedes zwischen Seelsorge und Kirchenzucht. Die Uebung der kirchlichen Disciplin sey ein richterlicher Ausspruch. Die Seelsorge werde im Namen Jesu des Hohenpriesters, die Kirchenzucht im Namen Jesu des Königs geübt. So nothwendig die Uebung kirchlicher Disciplin sey, so sey doch zu bezweifeln, ob man sagen dürfe, daß es ohne Kirchenzucht keine Kirche gebe. Bei der Frage, auf wen sich die Kirchenzucht erstrecke, sey jedenfalls zu antworten, auf alle Getaufte. Ohne Presbyterien lasse sich unter den gegebenen Verhältnissen eigentlich doch keine Kirchenzucht ausüben. Auch die Bestrafung der Ersten und Vornehmsten, der Könige und Fürsten dürfe die Kirche des Herrn nicht scheuen und gegebenen Falles nicht unterlassen.

Dr. Stahl: Es handelt sich um Kirchenzucht; also um eine Thätigkeit der Kirche, als Anstalt. Diese kirchliche und jene brüderliche Zucht soll allerdings aus Einem Geiste hervorgehen. Die brüderliche Zucht hat keine Gränze; die anstaltliche hat eine solche an dem Zustande der Gemeinden. Letztere muß jedenfalls gleichmäßig geübt werden. Sich besonders mit dem ersten Referenten einverstanden erklärend, widerspricht Dr. Stahl entschieden den von demselben aufgestellten Thesen. Die Uebung der Kirchenzucht sey nicht wesentlich bedingt durch die Organisation eines Presbyteriums. Sie werde geübt im Namen des Wortes Gottes durch das Amt, nicht im Auftrag der Gemeinde. Eine Organisation der Gemeinde könne als wünschenswerth, aber jedenfalls nicht als unerlässlich für Uebung der kirchlichen Disciplin betrachtet werden. Die Lokalgemeinde werde als Organ für Ausübung der Kirchenzucht bezeichnet, allein sie müsse doch getragen und bestimmt seyn durch die ganze Kirche. In den allermeisten Fällen sey die Kirchenzucht Sache des Kirchenregimentes, welches auch da, wo die Lokalgemeinde das Organ für Ausübung der kirchlichen Disciplin seyn könne, dieselbe zu tragen und zu bestimmen habe. Vor Allem aber sey festzuhalten, daß die Kirchenzucht auf alle Glieder der Kirche sich erstrecken müsse, und nicht nur auf diejenigen, welche sich ihr unterwerfen wollen, zu beschränken sey. Der entgegenstehende Grundsatz öffne dem Independentismus Thür und Thor.

Propst Dr. Nitzsch entgegnet, daß die Kirchenzucht kein Akt des Wortes Gottes sey, sondern ein urtheilender Akt, ausgehend von der Gemeinde wider die, die ihr Anstoß und Aergerniß bereiten. Sie bedürfe daher allerdings zu ihrer normalen Uebung einer Organisation der Gemeinde in einem Presbyterium.

Superintendent Freitag (aus Sievershausen in Hannover) bezweifelt, ob sich in unseren Lokalgemeinden auch die rechten Persönlichkeiten zur Ausübung Evangelischer Kirchenzucht finden möchten. Er erinnert an die bekannte, merkwürdige Aeußerung Luthers in der Schrift von der Deutschen Messe, wo derselbe, im tiefen Gefühle der Dissonanz des allgemeinen kirchlichen Zustandes mit den Forderungen der h. Schrift und des christlichen Bewußtseins die Aufrichtung einer *ecclesiola intra ecclesiam*

empfiehlt und auch die Uebung der evangelischen Ordnung und Disciplin denen zuweist, „so mit Ernst wollten Christen seyn und das Evangelium mit Hand und Mund bekennen... In dieser (im Grunde privatim zu organisirenden) Ordnung könnte man denn die, so sich nicht christlich hielten, kennen, strafen, bessern, austosen oder in den Bann thun.“

Nachdem noch Prof. Dr. Schmieder in Betreff der Aenderungen des zweiten Referenten über das sechste Hauptstück an diesen die Aufforderung um nähere Erklärung gerichtet, hält der erste Referent unter Annahme einer von v. Bethmann-Hollweg proponirten, geringen (oben mitgetheilten) Aenderung seine Thesen aufrecht. Ref. Böbling entgegnet Schmieder, indem er auf die wohl zu unterscheidenden zwei Stücke des sechsten Hauptstückes hinweist. Schon bei den Reformatoren fänden wir ein Schwanken in Bezug auf das Verhältniß des Amtes und der Gemeinde. Das Stück vom Amte der Schlüssel bedürfe eben näherer Erörterung. Es erfolgt Schluß der Debatte und die Annahme der drei vom ersten Referenten aufgestellten Thesen. Missionsprediger Krüger (von Berlin) weist noch unter wiederholter Hindeutung auf das Wort der Weissagung in warmen Worten auf die Mission unter Israel und zeigt Verlegung der bezüglichen Conferenz an; gleichzeitig empfiehlt er noch das Wirken des Evang. Bithervereins (der im ersten Jahre seines Bestehens 169 Schriften, im letztvergangenen 169,000 verbreitet habe) der Theilnahme der Anwesenden, worauf dieser erste Tag der Verhandlungen mit Gesang und Gebet geschlossen wird.

Ist es erlaubt, mit einigen Worten einen Rückblick auf die Verhandlungen über Kirchenzucht zu werfen, so ergibt sich wohl aus dem Mitgetheilten, daß bei aller Uebereinstimmung in Betreff der Nothwendigkeit und des Begriffes der Kirchenzucht sich doch eine ziemlich tief gehende Differenz durch die Verhandlungen hindurchzog. Nicht in der Verschiedenheit der Meinungen über die Nothwendigkeit einer Organisation der Lokalgemeinde und resp. der Presbyterien und deren Befugniß in Sachen der kirchlichen Disciplin dürfte der Schwerpunkt dieser Differenz zu suchen seyn, vielmehr in einer Verschiedenheit des Begriffes der Kirche oder doch der Anschauung ihrer Lage in der Gegenwart. Schon in dem Vortrage des geehrten ersten Hrn. Ref. dürfte sich ein Schwanken in dieser Beziehung kundgegeben haben. Soll unsere ersehnte Kirchenzucht der Ausdruck des evangelisch-christlichen Gemeinschaftslebens seyn, so ist die nothwendige, ja entscheidende Vorfrage, wie steht es thatsächlich mit diesem Bande wahrhaft evangelischer Gemeinschaft? Dr. Sack läugnerte, daß die Kirche der Gegenwart das Verhältniß von Massen Unbefehrter zu (verhältnißmäßig) wenigen Gläubigen darstelle; es gäbe vielmehr noch viele Gemeinden „mit kirchlichem Sinn.“ Andererseits solle die Kirchenzucht doch nur gegen diejenigen geübt werden, welche sich unterwerfen wollen. „Wollen ganze Schaaren nicht mehr zur Gemeinde gehören, desto besser für das Ganze.“ Die Vollziehung dieses Grundsatzes würde aber, wie Dr. Stahl mit volstem Rechte andeutete, den Bruch unseres gesammten Landeskirchentumes,



die Lösung des bisherigen Verhältnisses von Staat und Kirche und die Gewährung völliger Religionsfreiheit nothwendig mit sich führen. Auch wenn man davon ausgeht, daß dies Alles mit unaufhaltsamer Nothwendigkeit kommen und die Kirche dann ihren Charakter als „Anstalt, als Institution“ im jezt viel betonten juristischen Sinne verlieren wird, so ist es doch alles Bedenkens werth, ob dieser Bruch, mit dem viele Dämme der Autorität fallen werden, zu beschleunigen wäre, selbst wenn hierdurch eine bessere Uebung kirchlicher Disciplin zu gewinnen seyn sollte. So nöthig letztere, dürfte sie um diesen Preis für jezt doch zu theuer erkauft seyn. Eine ausdrückliche Beschränkung der Uebung der Kirchenzucht auf diejenigen, die sich ihr unterwerfen wollen, würde aber gegen den noch bestehenden Stand der Kirche entschieden verstoßen, und jenen Bruch des Landeskirchentumes mit allen seinen Consequenzen nothwendig herbeiführen.

Am Besten wird immer seyn, die großen Schwierigkeiten, von denen diese Frage, sowie es sich um thatächliches Vorgehen handelt, umgeben ist, mit aller Offenheit auszusprechen. Als Resultat dürfte sich dann ergeben, daß die gegenwärtige Lage der Christenheit eine volle Uebung evangelisch-kirchlicher Disciplin nicht verträgt, daß man sich daher nach den Umständen wird strecken und begnügen müssen, helfend nachzubessern und die ärgsten Schäden wenigstens abzuschneiden. Hierbei wird unter den gegebenen Verhältnissen allerdings das Kirchenregiment in den allermeisten Fällen als Organ der Kirchenzucht sich erweisen müssen, aber daß dies so ist, ist eben auch ein Nothstand; und nur aus diesem wird Stahls bezügliche Doctrin, welche das Kirchenregiment und Amt zum Träger der Kirchenzucht macht, sich begründen lassen. Denn nach der Schrift, also insbesondere Matth. 18 und der apostolischen Praxis, ist es keine Frage, daß eigentlich die Lokalgemeinde berufen ist, das Organ der kirchlichen Disciplin zu seyn. Gestattet die Ausübung solcher Pflicht und solches Rechtes der Zustand unserer Gemeinden und ihrer Presbyterien nicht, so wird allerdings bei unseren Versuchen einer Wiederaufrichtung kirchlicher Disciplin das Amt und das Kirchenregiment in den Vordergrund treten müssen; nur daß man hierbei ausdrücklich anerkenne, daß dies Verhältniß nicht das normale sey, und sich hüte, einen aus thatächlichen und historischen Verhältnissen gegebenen Nothstand, zur Regel oder gar zum leitenden Princip zu erheben.

In Summa gestehen wir, daß auch die aufmerksame Verfolgung dieser Verhandlungen des Kirchentages uns nur aufs Neue in der Ueberzeugung bekräftigt hat, daß diese immer zahlreicher werdenden, mündlichen und literarischen Besprechungen über Kirchenzucht einestheils ein erfreuliches Symptom unter den Erscheinungen der kirchlichen Gegenwart bilden, anderentheils aber nur geringe, unmittelbare, praktische Früchte tragen werden. Es ist erfreulich, daß man das tiefe Elend einer immer weiter eingerissenen, kirchlichen Zuchtlosigkeit erkennt und klagend bekennet. Wenn man nun aber auch über die theoretische Seite der Frage völlig im Reinen wäre, so würde doch, da eben dieser Noth-

stand des Mangels einer rechten kirchlichen Disciplin in Jahrhunderte alten Gebrechen und der dadurch bedingten, allgemeinen, kirchlichen Lage der Gegenwart wurzelt, das Maas der praktischen Verwirklichung immer ein sehr beschränktes bleiben. So sind wir denn im Wesentlichen auf ernste Uebung der brüderlichen Zucht, die sich, wie der zweite Referent treffend nachgewiesen hat, allerorten und sogleich in Uebung setzen läßt, hingewiesen; die Reformation an Haupt und Gliedern selbst, nach der wir immer mehr verlangen, wird aber auch in dieser Beziehung dem Herrn und Seinen kommenden Gerichten überlassen werden müssen. Inzwischen wird's für alle treuen Glieder Seiner Gemeinde dabei bleiben: „Ein Jeder lerne seine Lektion, so wird es wohl im Hause stohn.“ Und zu solcher ernstesten Sammlung, wenn auch in kleineren Kreisen, wird der Herr diese Verhandlungen über Kirchenzucht, auch die lehrreichen Discussionen des Kirchentages hierüber gesegnet seyn lassen. So sind sie wahrlich nicht fruchtlos und umsonst gewesen!

Nach geschehener Eröffnung in der feststehenden Weise kam am Morgen des zweiten Tages das Thema: vom Berufe zum kirchlichen Lehramte zur Verhandlung. Ref. Prof. Dr. Schmieder wies zunächst auf den sich immer fühlbarer machenden Mangel an nachwachsenden theologischen Kräften hin, der es nahe lege, diese Angelegenheit auf dem Kirchentage zu verhandeln. Er wolle nicht die Frage untersuchen: wer trägt den Beruf zum kirchlichen Lehramte in sich? Denn der Kirchentag sey kein Gewissensrath gegenwärtiger und künftiger Seelsorger. Indem auf diese Weise der Referent es mied, auf die inneren Vorbedingungen zum geistlichen Amte einzugehen, concentrirte sich sein Vortrag hauptsächlich um Darlegung der äußeren Bedingungen, welche jenen Mangel an kirchlichen Lehrkräften hervorgerufen. Mit besonderer Ausführlichkeit ging hierbei der Redner in die Frage ein, warum so äußerst wenige junge Männer aus den höheren und vornehmen Ständen sich dem Studium der Theologie und dem Dienste der Kirche widmeten. Jezt werde Theologie sehr häufig von solchen studirt, die mit geringen Mitteln doch gerne etwas aus sich machen möchten, und als ein wohlfeiles Brodstudium von ihnen geachtet. Woher diese Unterschätzung des geistlichen Amtes, da es doch etwas Herrliches um dasselbe sey, als dazu berufen und davon seinen Namen tragend, daß es dem Geiste Gottes den Weg bereiten und ihm die Bahn brechen soll? Zum Theil möge sie wohl durch das geistliche Amt selbst mitverschuldet seyn. Vor Allem aber trage die Ueberschätzung des irdischen Ranges und der irdischen Güter, der materielle Sinn der Zeit die Schuld. Und allerdings sey die Lage vieler Geistlichen eine höchst gedrückte. Daß diesem Mißverhältniß abgeholfen werden müsse, sey klar, und es sey eine dringende Pflicht aller hierzu Berufenen, dafür zu sorgen, daß das geistliche Amt nicht mit Kummer und Noth zu kämpfen habe. Das kirchliche Lehramt gehöre allen Ständen an, solle sich daher auch aus allen Ständen ergänzen. Das christliche Vereinsleben biete heutigen Tages Manchem einen Ersatz in christlicher Bethätigung, welche er früher im kirchlichen



Amte selbst gesucht haben würde. Früher sey der Eintritt ins geistliche Amt öfter die Folge der Bekehrung gewesen; jetzt erwachte der Zug der Liebe zum Herrn häufig erst im Amte selbst. Es sollte Fürsorge getroffen werden, daß der Eintritt ins geistliche Amt besonders Berufenen auch noch im reiferen Alter ermöglicht sey. Ref. proponirt zum Schluß als These eine Ansprache an die höheren Stände des evangelischen Deutschlands, in welcher das herrschende Urtheil, daß fast nur aus den mittleren und niederen Ständen sich Jünglinge dem kirchlichen Amte widmeten, bekämpft werden solle.

(Fortsetzung folgt.)

## Zur Lehre von der Rechtfertigung und Versöhnung.

(Schluß.)

Bereits haben wir nun im Obigen unsere Ueberzeugung, daß letzteres der Fall sey, ausgesprochen. Auf das richtige Verständniß des Wesens menschlicher Gerechtigkeit, und damit auch des Wesens menschlicher Ungerechtigkeit, meinen wir diese Ueberzeugung gründen zu müssen. Bedarf es denn erst einer solchen Begründung? Sind denn nicht die unmittelbaren Aussagen der Schrift über Jesu Leiden, als stellvertretendes Strafleiden, schon an sich unzweideutig? Allerdings halten wir dieselben schon an sich für durchaus unzweideutig. Allerdings gibt es, um mit Dr. Philippi zu reden\*), „grade für die Versöhnungslehre Schriftstellen, in welchen die kirchliche Fassung derselben mit logischer Stringenz und mathematischer Evidenz scharf zugeschnitten und ausgeprägt vorliegt.“ Allerdings kann es nichts Einfacheres geben, als des Apostels Wort: Christus hat uns herausgekauft aus dem Fluche des Gesetzes, indem er zu unserm Besten Fluch wurde (Gal. 3, 13); und es ist eine ganz traurige Ausflucht, wenn dazu bemerkt wird (Schriftbeweis II, 1. S. 224): es sey ja nicht gesagt, daß Christus der Fluch, unter welchem wir standen — sondern nur, daß er ein Fluch geworden, und es sey also nicht die Meinung des Apostels, daß unser Fluch von uns genommen und ihm auferlegt worden durch Gott — sondern nur, daß die Feinde Jesu einen Fluch, nämlich den 5 Mos. 21, 23 ausgesprochenen Fluch des Gekreuzigten an ihm verwirklicht hätten; ein um so haltloserer Einwand, als doch Dr. H. selbst hinzufügen muß: „freilich sey es Gott selbst, welcher ihm solches habe widerfahren lassen, also Gott selbst, welcher ihn zum Fluche gemacht hat“; woraus ja doch, selbst wenn wir ganz dahin gestellt seyn lassen, ob der Fluch, von welchem wir loszukaufen sind, ganz einerlei sey mit dem Fluche, der nach 5 Mos. 21, 23 den Gekreuzigten trifft, mindestens das erhellt, daß nicht bloß die Feinde, sondern daß Gott an Jesu, statt an uns, Fluch verwirklicht hat; und wenn Dr. H. weiter bemerkt: „aber nicht um seinen Fluch über die

Gesetzesungehorsamen an ihm zu vollstrecken, sondern um denselben überhaupt nicht vollstrecken zu müssen, hat er dies gethan — der Apostel aber sagt nicht, was Gott an ihm gethan, sondern was er für uns erlitten hat“: so sieht man hier nur, daß Dr. H. die Schwäche seines aus der angeblichen Verschiedenheit beider Flüche genommenen Einwands selber fühlt und sich deshalb wieder auf den andern Einwand, nämlich auf die Verschiedenheit der den Fluch verwirklichenden Personen zurückziehen möchte, wiewohl er doch schon zugegeben, daß der Apostel allerdings sagt, was Gott an ihm gethan, und nicht bloß, was er erlitten. — Allerdings ist nicht minder unzweideutig des Apostels anderes Wort 2 Cor. 5, 21: Gott hat Christus, dem die Sünde ganz fremd war, zu unserm Besten zu Sünde gemacht, damit wir Gerechtigkeit Gottes würden in ihm; und es ist von Seiten Dr. H.'s reine *petitio principii*, Einschwärzung dessen, was er erst beweisen soll, wenn er sagt (Schriftbew. II, 1. 221): „Einen zu Sünde machen — kann nur bedeuten: Sünde als Widerfahrniß an ihm sich verwirklichen lassen“; jedem Unbefangenen wird vielmehr die Bezeichnung eines solchen, dem nur die Folgen fremder Sünde widerfahren, als selbst Sünde Gewordenen, ein so empörender Mißbrauch dünken, daß er das als des Apostels Meinung anzunehmen nur dann sich entschließen würde, wenn anderwärts her unzweifelhaft feststände, daß Christus nicht die Strafe, sondern nur die Folge der Sünde nach des Apostels Meinung trägt. — Allerdings ist ebenso unzweideutig des Herrn eigener Ausspruch Mtth. 20, 28: er sey gekommen, zu geben seine Seele als Lösepreis statt Vieler; wenn Dr. H. hierbei zunächst bemerkt (II, 1. S. 197): „nicht an Vieler Statt, welche ihr Leben zur Lösung geben sollten, gibt Jesus das seine hin“, so entstellt er damit diejenige Deutung, die er gern bekämpfen möchte, und macht dadurch nur seine eigene Sache verdächtig; denn das versteht sich ja von selbst, daß der Lösepreis nicht an Stelle des von andern zu zahlenden Lösepreises, sondern des von andern zu zahlenden Preises tritt; ebenso sehr versteht es sich nun aber von selbst, daß der Preis, an dessen Stelle der Lösepreis tritt, und der Lösepreis, der an Stelle des Preises tritt, in allem übrigen sich decken, und nur die Verschiedenheit der Personen und die lösende Eigenschaft den Unterschied macht; da nun Dr. Hofmann nicht ganz leugnen kann (wiewohl er auch davon sich immer loszuwinden sucht), daß den Menschen Tod und Uebel nicht bloß Folge der Sünde und Widerfahrniß, sondern Strafe sind, so versteht sich das Gleiche auch für den Zahler des Lösepreises von selbst; Dr. H. gesteht dies mittelbar dadurch zu, daß er, um sich von letzterem loszuwinden, sich von ersterem loszuwinden sucht, indem er von den zu erlösenden Menschen sagt: „da es sich um ihr Verhältniß zu Gott handelt, so ist es die Sünde, durch welche sie Gott verhaftet sind, und besteht ihre Haft darin, dem Gescheide verfallen zu seyn, in welchem Gott die Sünde auf das Haupt des Sünders zurückgibt“ (S. 197) — eine wahrhaft humoristische Umschreibung und Umgehung des Strafbegriffes; so, als wollte ein Richter zu dem Verbrecher sagen: ich strafe Sie nicht, aber

\*) In der oben genannten Streitschrift S. 60.



ich erkläre Sie für verfallen dem Gescheide, in welchem ich Ihr Verbrechen auf Ihr Haupt zurückgebe.

Allerdings also — wir wiederholen es — müssen uns die Schriftausagen über das Leiden des Herrn als ein stellvertretendes Strafleiden für ganz unzweideutig gelten. Eben deshalb aber drängt sich die Frage auf: woher nun doch ein so seltsames Sträuben gegen diesen klaren Wortverstand? Gegen den klaren Wortverstand der Schrift, der ja überdies nur dem eigensten schreiendsten Bedürfnisse der Herzen, und der unabweisbaren Schlussfolgerung des Betrachters entspricht, welcher sich sagen muß: so gewiß der Tod und alles Uebel nicht bloß Folge der Sünde — nach einem blinden Gesetze der Ursache und Wirkung — sondern des lebendigen und wahrhaftigen Gottes Strafe und Gericht ist, so gewiß muß dies Gericht vollzogen werden, und also die Strafe, wenn anders wir ihr entgehen sollten, von einer Persönlichkeit getragen werden, welcher es wesentlich eigen ist, für uns eintreten zu dürfen und zu wollen. Woher, fragen wir, das Sträuben hiewider? welches wir ja nicht etwa erst, als etwas ganz Neues, bei dem Verf. des „Schriftbeweises“ finden, sondern welches — (früherer Zeiten ganz zu geschweigen) in der Dogmatik unserer Zeit, trotz allem Rühmen, als liege der Rationalismus überwunden hinter uns, den stets wiederkehrenden Grundzug bildet? Schleiermacher führte die versöhnende Thätigkeit Christi darauf zurück, daß er uns in die Gemeinschaft seiner ungetrübten Seligkeit aufnehme. Nisch forderte zwar, daß man in Christi Tode ein Sühnopfer erkenne; aber da er von einem Zorne Gottes, der die Strafvollstreckung fordert, doch auch nichts weiß, so wird durch ihn das Sühnopfer nur ein biblisch geformter Ausdruck dafür, daß Christus in der unveränderlich heiligen Liebe seines Mittheilungstrebens, den Tod von der Sünde des Unglaubens empfangen, und durch den Tod sein Leben zu einem die Heiligung der Gemeinde vollendenden Gemeinleben gemacht habe. Steudel in ähnlicher Weise nennt Jesu Tod eine Versöhnung, aber Versühner ist ihm doch wieder nur der in schwerster Prüfung als sündlos bewährte, der uns dadurch die Bürgschaft des uns zugewandten väterlichen Wohlgefallens und den Keim göttlichen Lebens in uns verschafft. Klüber war muthig genug, den sterbenden Christus als stellvertretenden Träger des göttlichen Verdammungsurtheils wieder einzuführen, aber nur ja nicht im Sinne der kirchlichen Genugthuungslehre, indem das Strafe fordernde Gesetz nicht in Gott selbst Wirklichkeit habe, sondern nur in dem Gottes Liebe und Gottes Heiligkeit von einander trennenden Bewußtseyn des Sünders (was seltsamer Weise noch dadurch bewiesen wird, daß ja Christus das Gesetz sonst nicht hätte aufheben können, sondern es, auch in seiner verdammenden Form, durch seinen Tod als ewig gültig dargestellt haben würde — worauf nur zu antworten ist: das hat ja Christus auch wirklich gethan, Joh. 3, 18 u. a.). Nach Menken über-

wand Christus in seinem Tode die ganze Hölle, deren feindliche Wirkung er als eigene Sündhaftigkeit an sich trug — aber nur ja nicht den Zorn Gottes. Stier aber erlaubte zwar, das in Christi Tode (als einer Umgeburt unseres Fleisches und Blutes) ausgelöschte finstere Feuer, oder auch den Dämpfungsprozeß selbst, einen Zorn Gottes zu nennen, aber in Wahrheit sey es nur der die Heiligkeit Gottes als tödtenden Grimm empfindende Tod im Menschen; in Gott sey dieser Zorn nur in dem Sinne, wie auch die Hölle in Gott sey; dieser Zorn Gottes sey doch nur der feurige Zorn des Teufels. Woher, fragen wir nochmals, dieser fortwährende Widerwille gegen das stellvertretende Erleiden des göttlichen Zornes und Strafgerichtes durch Christum? Wollten wir aber etwa, einer augenblicklich herrschenden Mode uns anschließend, diese Frage damit abfertigen: daran sey die Union, der Mangel an lutherischer Kirchlichkeit schuld — so würde der Blick auf eine Facultät, welche gegenwärtig als eine der Burgfesten lutherischen Bekenntnisses gerühmt wird, uns diese Antwort vom Munde wegnehmen. Denn wenn unter den Erlanger Theologen schon Thomasius statt des Strafleidens doch lieber nur den Begriff eines Bußleidens unterschiebt (Zeitschrift für Prot. u. Kirche, 1850, April u. Mai, S. 296 ff.), und also (um im modernen Jargon zu reden) das objective Moment bereits mit dem subjectiven vertauscht — so läßt hingegen der Verf. des „Schriftbeweises“ selbst für diese äußerst abgeschwächte Annäherung an die kirchliche Lehre keinen Raum. „Gewiß,“ so versichert er (II. 1. S. 212), „was wir den evangelischen Berichten entnommen haben, berechtigt uns nicht dazu, des Herrn Leiden und Sterben sey es der Verdammniß, oder der Buße zu vergleichen.“ Also noch einmal fragen wir: woher dieses Sträuben, des Herrn Tod als stellvertretende, dem göttlichen Zorne geleistete Genugthuung anzuerkennen?

Unsere Antwort auf diese Frage ist bereits in dem oben Gesagten enthalten. Wir wollen aber versuchen, unsere Ansicht, in besonderer Beziehung auf den „Schriftbeweis“ noch mit einigen Worten zu erläutern.

Jede Frage im Gebiete des Sittlichen, jede Erscheinung in der Weltgeschichte wie im Leben des Einzelnen, läßt sich zwar von sehr verschiedenen Seiten aus betrachten; doch werden sich alle diese Verschiedenheiten im Wesentlichen auf zwei einander gegenüber stehende Gesichtspunkte zurückführen lassen: den Gesichtspunkt des Zweckes, den teleologischen, und den Gesichtspunkt von Ursach und Wirkung, den pragmatischen. Jeder dieser Gesichtspunkte hat seine beziehungsweise Berechtigung — oder vielmehr: der erstere ist der umfassende, wesentlich überschauende; er darf dem pragmatischen Gesichtspunkte eine Stelle innerhalb seines Gesichtskreises nicht streitig machen; aber die pragmatische Betrachtungsweise darf sich nicht als gleichberechtigt neben, oder gar als allein berechtigt vor und mit Ausschluß der teleologischen,



geltend machen wollen. Aber in der neueren Welt- und Lebensbetrachtung hat sie das vielfältig gethan, und je mehr sie freilich herhin vernachlässigt wurde, desto leichter wurde es ihr jetzt, sich nicht nur als neu, sondern damit zugleich als allein berechtigt zu empfehlen. Altväterisch erschien es nun, in den Geschichten der Menschheit die Zwecke, die Gerichte Gottes zu erkennen. Der pragmatische Geschichtsschreiber läßt es — um ein Beispiel zu gebrauchen, nicht zu, Napoleons Unglück in Rußland als ein Gericht Gottes aufzufassen. Nein, es war die Folge seines durch die fortwährenden Siege bis zum Uebermaße gesteigerten Selbstvertrauens, seiner durch — u. s. w. Sollte nun diese imponirend neue Betrachtungsweise nicht auch auf den Tod Jesu Anwendung finden? Die teleologische Auffassung der Kirchenlehrer alter und späterer Zeit hatte im Tode Jesu ein Gericht Gottes erkannt; und zwar, so gewiß es der Menschensohn war, der hier litt und starb, und nicht ein beliebiger einzelner Mensch, so gewiß war dieser sein Tod nicht nur ein, sondern das Gericht Gottes über die Welt, dergestalt, daß es für die, welche nicht ungläubig die Rechteinheit mit diesem Menschensohne von sich wiesen, nun kein Gericht mehr geben konnte. Aber der Theologe der Neuzeit hat von den pragmatischen Geschichtsschreibern zu viel gelernt, als daß er dies gelten lassen könnte. Nein, sagt er, Jesu Tod war nichts als — die Folge der gegen ihn aufgeregten Opposition; hätte Israel nicht ihm opponirt, sondern wäre dem sich selbst Bezeugenden zugefallen, so wäre es an dieser Selbstbezeugung genug gewesen, die neue „vollkommene Gemeinschaft mit Gott“ wäre ohne weiteres fertig gewesen; da nun aber einmal die Sache anders verlief, so wurde diese Folge anderer Ursachen wiederum die Ursache anderer Folgen, nämlich einer völligen Bewährung des sich selbst Bezeugenden, die denn auch seiner Sache nur förderlich seyn konnte.

Daß nun, im Grunde, alle Bestreitung der Lehre von Christi stellvertretendem Erleiden göttlichen Strafgerichts auf einen, bewußten oder unbewußten, Gang zur Hervorhebung des pragmatischen Gesichtspunktes auf Kosten des teleologischen sich zurückführen läßt — das wird uns zwar nicht von jederman sofort zugegeben werden. Man wird sagen: jene Bestreiter erkennen ja auch einen göttlichen Zweck in Jesu Tode, nur einen andern als den, daß Gottes Strafgericht über die Welt an Jesu vollzogen werde. Es ist wahr, in der nackten Darlegung eines reinen Pragmatismus hat der Verf. des „Schriftbeweises“ vielleicht nur einen Vorgänger; es ist dies einer der bedeutenderen aus der sogenannten Aufklärungszeit, Eberhard, der Verf. der „neuen Apologie des Socrates.“ Eberhard lehrte, daß die Satisfaktionstheorie nur durch die gewaltsamste Auslegung aus dem N. T. entnommen werde, und erklärte die Sache ganz einfach so: da wo sich Jesus am deutlichsten ausdrückte, lasse sich die Absicht seiner Belehrungen, die auf die Aufhebung des jüdischen Particularismus und die Vertauschung eines körperlichen Gottesdienstes gegen die allgemeine innere geistige Anbetung Gottes gingen, nicht verkennen. Die standhafte Ausführung dieses Plans habe seinen Tod herbeigeführt. So habe sich der Erlöser recht

eigentlich für das Beste der Menschen aufgeopfert u. s. w. (s. Baur die christl. Lehre v. d. Veröhnung, S. 522). So Eberhard. An ihn vorzugsweise schließt sich also Dr. H. an. Denn seine Lehre ist folgende (I. S. 46. §. 6 u. 7 des fünften Lehrsatzes des dem „Schriftbeweise“ vorausgeschickten „Lehrgegnen“): „Da wir das israelitische Volk (heute) noch neben der Gemeinde Christi Anspruch darauf machen sehen, die Gemeinde Gottes zu seyn, so wird dasselbe, als Volk, seiner (Christi) Selbstbezeugung den Gehorsam des Glaubens verweigert haben. Nun mußte sich aber Jesus in seinem Verufe gegenüber allen Wirkungen des gottfeindlichen Willens, also auch gegenüber dem durch denselben gewirkten Widerspruche, bis zur Erschöpfung desselben, also bis in den Tod, bewähren. Der Ausgang seines Berufstrebens wird sonach gewesen seyn, daß er getödtet wurde. Und da es das jüdische Volk als Volk war, das ihm widerstritt, so wird er den Tod des Verbrechers gestorben seyn. — Da aber die in Jesu Menschwerdung vollzogene geschichtliche Selbstgestaltung der Dreieinigkeit für den Zweck der vollkommenen Verwirklichung des ewigen Liebeswillens, nämlich zur Herstellung der vollkommenen Gemeinschaft Gottes und der Menschheit, geworden ist: so ist mit seinem Sterben, in welchem er seine göttlich ewige und geschichtlich menschliche Gottesgemeinschaft in der durch die Sünde der Menschheit gesetzten Bedingtheit seiner Natur und unter allseitiger Erfahrung der hiermit gegebenen Abhängigkeit von dem gottfeindlichen Willen zu Ende bewähret hat, auch ein in seiner Person verwirklichtes Verhältniß Gottes und der Menschheit hergestellt, welches nicht mehr durch die Sünde bedingt ist. . . . Demnach kann der Todeszustand für ihn nur Uebergang gewesen seyn, in eine auch hinsichtlich seiner Natur unbedingte Gemeinschaft mit Gott dem Vater.“ So Dr. H. Und damit ja niemand im Unklaren darüber bleibe, daß es ihm gerade darauf ankommt, den Tod Jesu nur als Ergebnis einer Verkettung von Ursach und Wirkung darzustellen, so hat er hiefür auch einen eigenen Namen geschaffen. Er nennt den Tod Jesu ein „Widerfahrniß.“ Nicht um Gottes Gericht zu tragen, starb Jesus, nach Dr. H., sondern daran starb er, daß „er sich, und daß Gott ihm, die Feindschaft des widergöttlichen Willens gegen das Heilswerk widerfahren ließ.“ „Dieses Widerfahrniß wird durch die Freiheit, mit welcher sich Jesus demselben untergeben hat, seine Leistung. Aber wie sein Widerfahrniß kein Erleiden dessen gewesen ist, was die sündige Menschheit hätte leiden müssen, so auch seine Leistung keine Leistung dessen, was sie hätte thun sollen, sondern Berufsgehorsam des gottverordneten Heilsmittlers.“ (II. 1. S. 212.)

Wir werden hienach gerechtfertigt seyn, wenn wir Eberhard und Hofmann zusammenstellen als diejenigen, welche die pragmatische Auffassung des Todes Jesu am reinsten, am einseitigsten durchgeführt haben. Was wir ihnen dabei vorwerfen, ist nicht — dies sey ausdrücklich erklärt — nicht das Geltendmachen des pragmatischen Gesichtspunktes an sich, sondern daß sie das thun auf Kosten des teleologischen. An sich wäre es ein Verdienst, entspräche es einem von der älteren Theologie, wie



wir gar nicht leugnen, allzu sehr vernachlässigten Bedürfnisse: die Pragmatik des Todes Jesu ins Licht zu stellen, die Verkettung von Ursachen und Wirkungen, durch welche derselbe, als Ereigniß in der Reihe der weltgeschichtlichen Ereignisse, herbeigeführt wurde. Das aber erscheint uns als unberechtigt, ja als schwere Verirrung, daß man meint, wenn man über diesen pragmatischen Zusammenhang des großen Ereignisses ein Paar ganz gute Gedanken gehabt, nun den göttlichen Zweck desselben in Abrede stellen zu dürfen.

Wird man einwenden, daß ja Eberhard und Hofmann doch auch nicht allen und jeden Zweck ausschließen? Wir erkennen das so sehr an, daß wir selber es geltend machen müssen. Gewiß, ein ganz reiner Pragmatismus ist undurchführbar, er wäre gleichbedeutend mit Atheismus und Materialismus, und würde auch so recht seine Unhaltbarkeit kundbar machen. Ein Etwas von Zweck lassen freilich auch die beiden genannten Pragmatiker noch gelten. Aber was denn? Weil der an sich höchst störende, zum Zwecke der Selbstbezeugung und Gemeinschaftstiftung durch Jesum durchaus nicht nöthige Zwischenfall einer sich gegen ihn erhebenden tödtlichen Feindschaft des heiligen Volkes nun einmal nicht vermieden werden kann — so macht Jesus, so macht Gott aus der Noth eine Tugend, aus der Störung eine Bewährung, die dann schließlich der Sache selbst zu Gute kommt. In diesem Sinne erlaubt auch Eberhard, auf den Tod Jesu den Begriff eines Opfers anzuwenden. Jesus hat sich ganz eigentlich für die Menschheit aufgeopfert. In ziemlich ähnlicher Weise erkennt auch Dr. H. Jesu Tod als ein priesterliches Opfer an. Denn die „Bewährung seiner Mittlerschaft“ — wie er den Tod Jesu nennt, ist ihm unter andern „die gutmachende Leistung für die Sünde der Menschheit, nämlich die von Gott gewollte und beschaffte entsprechende Bethätigung ihres Verhältnisses zu Gott, welchem sie durch die Sünde verhaftet, aber von welchem sie zur Seligkeit verordnet ist“ — und in dieser Beziehung „entspricht dieselbe dem priesterlichen Opfer“ (II. 1. S. 213). Das heißt, deutlicher ausgedrückt: Jesu Tod ist ein Opfer, deshalb, weil er ebenso wenig, wie ein Opfer, etwas wirklich bewirkt, ebenso wenig, wie dies eine wirkliche Aenderung im Verhältnisse Gottes zu den Menschen hervorruft, sondern nur das vorhandene Verhältniß bethätigt, ein Verhältniß, welches überdem so ganz leidlich schon ist, daß auch eine Aenderung gar nicht allzu dringend noth thut. — Daß wir hiemit den Sinn, in welchem Dr. H. Jesu Tod ein Opfer nennt, richtig und unangeschwächt wiedergeben, das rechtfertigen wir sofort.

In der That nämlich ist für Dr. H. auch das alttestamentliche Opfer, und das Opferbedürfniß der vorchristlichen Menschheit eine so nichts sagende Sache, daß schon deshalb Dr. H.'s Gestattung, den Tod Jesu ein Opfer zu nennen, sehr wenig ansträgt, ja vielmehr nur von neuem klar macht, wie wenig wirkliche Bedeutung er dem Tode Jesu gibt. Dr. H. weiß von keinem wirklichen Stehen der vorchristlichen Menschheit unter dem Zornesgericht; darum weiß er von keinem vorbildlichen Tragen dieses Zornes durch das alttestamentliche Opferthier, und darum weiß er auch von keinem wirklichen Tragen des Zornes Gottes durch Christum. Indem wir dies noch mit wenigen Worten nachweisen, kehren wir zu dem Sage zurück, von dem wir oben ausgingen: die Nothwendigkeit, daß zur Wiederherstellung unserer Gerechtigkeit der Zorn gestöhnt, die Strafe getragen werden muß, liegt darin, daß die Ungerechtigkeit, aus welcher wir wiederhergestellt werden sollen, nicht bloße Beschaffenheit oder Handlungsweise des Geschöpfes, sondern daß sie Gottes Zornesgericht über die Sünder ist, welches eben darum nicht abgelegt, beseitigt werden kann, sondern erfüllt werden muß, wenn anders Gnade soll eintreten können.

Der Verf. des „Schriftbeweises“ weiß von keinem wirklichen

Stehen der vorchristlichen Menschheit unter dem Zornesgericht. Eigentlich bedarf dies gar keines Nachweises mehr, da es schon aus demjenigen erhellt, was wir in der ersten Hälfte dieses Aufsatzes erwähnt haben. Die alttestamentlichen Gerechten waren ja nach Dr. H. gerecht, nicht etwa durch die ihnen zugedachte Gerechtigkeit Christi, sondern durch die Gerechtigkeit ihres Glaubens. Schon Abel war so gerecht, an Gottes Wort zu glauben; diese Gläubigkeit war seine Gerechtigkeit, nach Dr. H. Da ist ja nur allzu klar, daß weder Abel noch Abraham noch alle ihre Nachfolger im Glauben, eines die Strafe vorbildlich tragenden Opfers, und auch nicht eines die Strafe endgültig erduldenen Christus bedurften. Dies bestätigt sich denn in der ganzen Lehre des „Schriftbeweises“ vom Opfer. Wir heben nur beispielsweise heraus, was sogleich über Abels und Noahs Opfer gesagt ist. „Beide Male“, so heißt es II. 1. S. 143, „ist es der Gerechte, welcher Opfer bringt. Beide Male ist nicht des Opfernden besondere Sünde des Opfers Veranlassung, geschweige daß das Thier an die Stelle des sündigen Menschen träte, des letzteren Schuld zu tragen und zu leiden, damit er derselben lebig gehe. Wohl aber ist es Folge der Sünde, daß der Mensch seinen Dank und seine Bitte durch Hingabe des Thierlebens zu Gott bringt: in dem einen Falle, weil er für das ein Thierleben kostende Gnadenzeichen der Sündenvergebung,“ (nämlich für die Röcke von Fellen!) „in dem andern, weil er für die Verschonung des durch Sünde verwirkten Lebens der Menschheit zu danken hat. . . Beide Opfer mußten Todesopfer seyn, um des sündhaften aber doch gerechten Menschen Verhältniß zu Gott angemessen zu bethätigen.“ Man erstaunt über die verzwickten Einfälle, welche hier als Beweggründe den alten heiligen Erzvätern zugemuthet werden. Das hat nicht Abel, nicht Noah erbacht, sondern jemand, der nun einmal im Opfertode des Herrn bloß eine Folge der Sünde zu erkennen beabsichtigte, und der deshalb auch in allem vor Christo geschehenen Opfertode bloß eine Folge der Sünde sehen durfte. Natürlich, soll Christi Tod lediglich aus der Pragmatik der Umstände begriffen, und aus ihm die Teleologie göttlichen Gerichts entfernt werden, so muß schon bei Abels und Noahs Opfer das gleiche geschehen. Nur hätte schon der Umstand, daß sich diese Pragmatik doch bei aller Künstelei nicht gleichartig durchführen läßt, bedenklich machen sollen. Derjenige pragmatische Zusammenhang, welcher bei Christi Tode allerdings sich nachweisen ließ — nur ohne Veredlung auf alleinige Geltung —: daß nämlich Jesu Tod die Folge des durch Jesu Selbstbezeugung hervorgerufenen Widerspruches war, traf doch bei den Farren und Widbern, die vor Christo geblutet haben, nicht zu. Bloße Folge der Sünde war nun einmal der Tod der von Abel und Noah geschlachteten Thiere nicht. Um diesen Tod zu erklären, mußte bereits der rein pragmatischen Kategorie von Ursach und Wirkung, eine Nachhülfe mittelst der Kategorie des „Entsprechenden, Angemessenen“ gegeben werden. Das ist nun schon eine halbe Auerkennung des teleologischen Gesichtspunktes. Aber sich klar zu machen, worin denn dies „Angemessene“ liegen möge? und daß dies doch nur einen Sinn habe, wenn der Tod der Opfer, also auch Christi, an Stelle des Todes der Todeswürdigen träte — daran hindert den Verf. des „Schriftbeweises“ sein einmal gewählter Gesichtspunkt. Einen Zweck, einen wirklichen, etwas bewirkenden Zweck, kann für ihn der Tod des Opfers nicht haben, sondern höchstens den Zweck der Darstellung dessen, was schon ist, den Zweck der „Bethätigung“ des Verhältnisses des sündhaften aber doch gerechten Menschen zu Gott.

Wieder sehr natürlich. Denn der sündhafte, todeswürdige Mensch ist ja, nach Dr. H., so gerecht, an Gott zu glauben; ist also durch diese seine eigene Gerechtigkeit schon in einem ganz freundschaftlichen Verhältnisse zu Gott, und es bedarf also nur



der Bethätigung, nicht der Aenderung dieses Verhältnisses; noch weniger bedarf es einer Aenderung des Verhältnisses Gottes zu ihm. Die das stellvertretende Strafleiden leugnende Lehre Dr. H.'s von Christi Tode beruht auf seiner die Todeswürdigkeit und Versöhnungsbedürftigkeit des Menschen läugnenden Lehre von der Sünde und vom Stande des Menschen nach dem Sündenfalle. Der Raum gebietet uns, um dies ausführlicher nachzuweisen, und namentlich zu zeigen, daß wenn auch allerdings ab und zu der Verf. des „Schriftbeweises“ den Zorn Gottes und die Todeswürdigkeit des Menschen anzuerkennen scheint, er dies doch immer wieder zurücknimmt, und als eigentlichen Gehalt der Schriftausdrücke, uns seine abgeschwächte Lehre von dem auch unter der Sünde durch sich selbst gerechten Menschen darbietet. „Es wird nun klar sehn“, so heißt es I, 435, „in wiefern wir die biblische Erzählung vom Sündenfalle für uns hatten, wenn bei uns statt aller Aussage über die sündige Verderbtheit oder über die Erlösungsfähigkeit menschlicher Natur der Satz eintritt: daß Gott die erstgeschaffenen Menschen die Folge ihrer gottwidrigen Selbstbestimmung hat erfahren, aber seine Gemeinschaft mit der Menschheit hat fortbestehen lassen.“ Die Entwidlung der Sünde, die Herrschaft des Todes in der Welt hat Paulus umsonst im Römerbriefe mit so erschütterndem Ernste als Gottes Zornesgericht dargestellt; Dr. H. erkennt in alledem nur die Folgen der Sünde, denen der liebe Gott achselzuckend den Lauf läßt. Da ist denn freilich klar, daß auch der Sohn Gottes eben nur die Folgen dieser Sünde sich als leidiges Uebel hat widerfahren lassen müssen; nur damit, nicht aber mit dem Zorne Gottes hat er gerungen in Gethsemane und auf Golgatha. Ein schwächlicher Gott Vater, ein schwächlicher Gott Sohn. Wie schwächlich ist das Bild, das uns der „Schriftbeweis“ von Gott dem Vater zeichnet! „Welches Tages du davon issest, wußt du des Todes sterben“, so, lehrt die Schrift, hat Gott gesagt, und Gott ist ein eifriger Gott, der Tod ist wirklich seit dem Tage des Sündenfalls der Zustand gewesen, in welchem sich die Menschheit durch jenes Gericht Gottes befand — der Tod, nicht bloß die Sterblichkeit, oder die Todeswürdigkeit; der Tod war die Grundbedingung, der Grundzug, die Grundlage, unter, in und auf welcher sich das Sündenleben der Menschen von Adam an entwickelte (Röm. 5, 12). Anders lehrt Dr. H. „Die Menschen sind also“, so erzählt er I, 433, „leben geblieben, als sie thaten, wovon dem Menschen gesagt war, daß sie sterben würden, wenn sie es thun würden. . . So wird also, was zwischen dem warnenden Verbote Gottes und seiner Uebertretung durch das Weib geschehen, namentlich die zwischen ein gekommene Schöpfung des Weibes selbst dazu gedient haben, die Folge der Uebertretung zu mildern.“

Wir erkennen es als eine dankenswerthe Beobachtung Dr. H.'s an, daß das Gotteswort: es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey, hinter dem bei Todesstrafe ausgesprochenen Verbote nicht nur folgt, sondern zu demselben in innerer Beziehung steht. Aber welches ist die Beziehung? Nach Dr. H. ist das Weib geschaffen zur Beschönigung der Sünde des Mannes, der nun nur als Verführter gilt, und dadurch zur Beschönigung der Schwäche Gottes, womit er sein Todesgericht nachher zurücknahme und erklärte: ich habe es nicht so schlimm gemeint, es sollte keine Ankündigung des Gerichts seyn, sondern nur eine Warnung vor übeln Folgen, die ich übrigens nach Kräften mildern werde. Indes von dieser Beziehung sagt die Schrift nichts. Wohl aber sagt sie, daß das Weib des Mannes Hülfe

seyn soll; und was das, im tiefsten Verstande, bedeute, das wird 3, 15 und 3, 20 gesagt. Des Weibes Saame soll der Schlange den Kopf zertreten, sie ist die Mutter alles Lebens. Daß in der Geschichte des Menschen nicht, wie in der Geschichte der gefallenen Engel, der Tod der Sünde Sold, als unaufhebbares Gericht herrscht, daß das Leben dem Tode siegreich gegenüber treten kann, das ist durch die Schöpfung des Weibes ermöglicht; weil nun der Mensch nicht allein steht, sondern des Menschen Sohn für den Menschen eintreten kann. Damit ist aber anderseits auch klar gesagt, daß eben nur durch Stellvertretung, nicht durch schwächliche Umgehung des ausgesprochenen Gerichts der Mensch dem Tode entgehen kann. Und weiter noch ist damit auch das klar ausgesprochen: daß der Stellvertreter, so gewiß er Menschensohn seyn muß, um des Menschen Stelle zu vertreten, Gott seyn muß, um in dieser Stellvertretung nicht nur nicht für sich selbst dem Tode unrettbar zu verfallen, sondern auch den Menschen, den er durch seine Geburt vom Weibe zur Rechtfertigung mit sich aufnimmt, dadurch vom Tode zu erretten. Hat Adam gewußt, daß der Mensch seit dem Sündenfalle im Tode ist, hat Moses, der Adams Geschichte schrieb, dasselbe gewußt, haben alle Heiligen des A. B. das Gleiche gewußt: so versteht es sich auch von selbst, daß wir durch das ganze A. T. hindurch ein Wissen von dem Gottmenschen finden müssen, oder mit andern Worten: ein Wissen von der Dreieinigkeit Gottes und von der Gottheit des verheißenen Menschensohnes. Dies beides finden wir im A. T.; Dr. H. findet das erstere gar nicht, oder doch nur in sofern, als er durch Gotteserscheinungen die Bürgschaft gegeben seyn läßt, daß Jehovah zu seinem Volke kommen werde (I, S. 161); und findet das zweite in sofern nicht, als er — um uns kurz auszudrücken — in Ps. 22 die Leiden Davids, in dem Knechte Jehovahs den die Leiden seines Volkes tragenden Propheten erkennt, welcher dadurch den Prophetenberuf zu seiner Erfüllung bringe (II, 1. S. 134 u. a.). In den Streit über diese Auslegungen hier einzugehen, gebietet es gänzlich an Raum. Wenn wir die trinitarische und die christologische Auslegung festhalten, so mag man das als Befangenheit in den eben angedeuteten Voraussetzungen erklären. Nur gebe man zu, daß auch Dr. H.'s Auslegungen innig mit den von ihm gemachten Voraussetzungen zusammenhängen, und daß die Beweisraft derselben nur in diesem Zusammenhange beruht. Mit dieser Behauptung dem Verf. des „Schriftbeweises“ Unrecht zu thun, dürfen wir um so weniger fürchten, da ja grade hierin der Fortschritt beruht, zu welchem er die Schriftauslegung zu führen beabsichtigt. „In dieser Strenge meine ich die Schriftbeweisführung; als eine Beweisführung meine ich sie, welche der Theolog dem Theologen für ein von ihm selbst geschaffenes Lehrganzes leistet“ (I, S. 4). Daß der Verf. diese seine Aufgabe im strengsten Sinne erfüllt habe, erkennen wir, wie so viele, an. Aber eben deshalb finden wir, zu unserm Bedauern, in der ganzen Beweisführung kaum einen einzigen Punkt, bei welchem wir freudig zustimmen könnten, da wir nun einmal in den Zusammenhang des von Dr. H. selbst geschaffenen Lehrganzen nicht einzutreten vermögen. Denn daß der Irrthum in der Lehre von der Glaubensgerechtigkeit, welchen wir in diesem Lehrganzen fanden, keineswegs vereinzelt dasteht, sondern durch ihn alle und jede Eigenthümlichkeit dieses selbstgeschaffenen Lehrganzen bedingt ist, davon haben wir uns, mochten wir vor oder rückwärts blicken, Schritt vor Schritt überzeugen müssen.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Mittwoch den 22. October.

N<sup>o</sup> 85.

## Der Kirchentag zu Lübeck.

(Fortsetzung.)

Nachdem der Vorsitzende Dr. Stahl bemerkt, daß die Debatte sich nicht auf den Einen vom Referenten vorzugsweise hervorgehobenen Punkt beschränken, sondern über den ganzen Inhalt des gegebenen Themas sich ausdehnen möge, ergreift Dr. Sander zunächst das Wort. Er bekämpft zuerst den Antrag des Referenten, einen Klage- und Bitttruf an die höheren Stände zu richten, als einen bedenklichen. Es gelte eben auch vom geistlichen Amte: „Nicht viel Weise nach dem Fleisch, nicht viel Gewaltige, nicht viel Edle sind berufen.“ Auch die vornehmen Stände hätten wie ihre Licht- so ihre Schattenseiten und brächten diese auch mit ins kirchliche Amt. Selbst Zinzendorf habe sein Lebtag den Grafen nicht völlig überwinden können. Auch die Vornehmen sehen erst genau anzusehen. Jede kastenmäßige Abschließung sey allerdings zu beklagen und zu bekämpfen, aber es gäbe noch immer Beispiele inneren Rufes zum geistlichen Amte aus allen Ständen.

Dr. Belt (aus Rennis bei Greifswalde) erinnert zunächst an das allgemeine Priestertum aller evangelischen Gläubigen. Es sey aber festzuhalten, daß verschiedene Stände nach ihrem Maaße sich auch im geistlichen Amte bethätigen sollten. Es bedürfe in der Evangelischen Kirche einer besseren Gliederung und Organisirung der verschiedenen Gaben im Dienste des Herrn. So sey zu erwägen, ob die Leitung, die Kybernese der Kirche nicht auch frommen Laien zu vertrauen sey. In Schweden habe es sich als gut erwiesen, auch Laien zu Bischofsstühlen zu berufen.

Pfarrer Meyer (aus Paris). Er könne und wolle nur von Frankreich reden. In der Reformirten Kirche Frankreichs herrsche große Noth an geistlichen Lehrkräften. Dreiundzwanzig Pfarrstellen sehen im Augenblicke vakant aus Mangel an Pastoren. Zur Zeit des Krim-Feldzuges habe man evangelische Feldgeistliche nöthig gehabt; reiche Gaben sehen zu diesem Zweck sofort geflossen, so 20,000 Francs von Einem Manne. Aber die Leute fehlten. Man mußte endlich Pfarrer von den Gemeinden auf sechs Monate entleihen. Mehrere sehen nicht wiedergekehrt. Noch größer sey ihr Mangel an befähigten Lehrern der Theologie. Lehrer und Lehrbücher der Dogmatik, der Exegese, der wissenschaftlichen Theologie überhaupt gebrächen ihnen. Selbst das Bewußtseyn dieses Mangels war lange vergessen.

Man seufze aber jetzt und bete, daß der Herr Arbeiter sende. Es gab eine Zeit, da sandte der Herr die Arbeiter uns reichlich; es war die Zeit, wo der Name pasteur und victime ziemlich gleichbedeutend war; da traten immer neue Kräfte in die geöffneten Breschen. Calvin schon schrieb nach Frankreich: schickt uns Holz, wir werden Pfeile daraus schnitzen. Die Katholische Kirche hat in ihren Seminariis puerorum und ihren Collegien ergiebige Pflanzstätten fürs kirchliche Amt. Es fehlen uns ähnliche Stipendien. Es ist uns ganz egal, ob die Arbeiter von Oben oder von Unten kommen, wenn sie nur von ganz Oben kommen. Wir haben jetzt mehrere junge Leute, die Gutes versprechen, auf Deutschen Hochschulen, darunter Söhne von Deutschen Gassenkehrern in Paris; aber auch im Enkel eines Marshalls und manchen Anderen aus vornehmerm Stand haben wir treffliche Dorfpfarrer. Daß der Geist des Herrn rufe zum geistlichen Amt bleibt immer die Hauptsache.

Pastor Wöbling. Allerdings haben wir in Preußen Mangel an kirchlichen Kräften. Doch ist es auch viel besser geworden in der Achtung des geistlichen Amtes. Innerer Ruf ist wohl Hauptsache; doch bleibt mit dieser inneren Berufung immer etwas Eigenthümliches, namentlich da die Wahl des geistlichen Berufes so frühe fällt. Jedenfalls müssen wir uns hüten vor theologischer Treibhausbildung. Auch eine feste Bestimmung von Seite der Aeltern ist oft sehr bedenklich. Beachtenswerth erscheint, daß auch Aelteren, die inneren Beruf fühlen, der Eintritt ins kirchliche Amt möglichst offen gehalten werde. Wenn auch als Ausnahme wäre ein absonderliches Examen für solche Fälle einzurichten.

Superintendent Ball (aus Radevormwalde). Auch wir am Rhein empfinden die hier beklagte Noth. Es fehlt zur kirchlichen Arbeit weniger an Geld, als an Männern. Wie ist dieser Noth zu begegnen? Redner erzählt mit bewegten Worten seine eigene Führung; wie ein frommer Vater ihn dem Herrn zum Diener gelobt habe, und wie wichtig ihm dieses Bewußtseyn geworden, wie es als eine ernste Mahnung zur Treue gegen den Herrn ihn durch sein Jugendalter begleitet habe.

Reichel (Pfarrer von der Brilbergemeinde) verwahrend gegen Sander's Aeußerung über Zinzendorf. Ob sein Grafenstand, ob nicht vielmehr seine besonderen geistlichen Gaben Vielen Anstoß gegeben, sey sehr fraglich. Möchten nur Viele ihm folgen in gleicher brennender Liebe zum Herrn!

Dr. Ritjsch. Die These sey weiter zu fassen, als der



Ref. proponirt habe. Alle Stände sollen unsern Mangel fühlen lernen, und jeder nach seinem Maaße ihm steuern helfen. Für Ausnahmen, namentlich für inneren Ruf zum geistlichen Amte in vorgerückterem Alter bedürfe es neuer Wege; und die Kirchenregimente sollen bedacht sein, die formell theologischen Vorbedingungen in solchen Fällen zu ermäßigen. Vor Allem sey zu wünschen, daß die Lehrucht als Vorbedingung zum kirchlichen Amte nicht allzu straff gespannt werde. Es drohe ein gesetzlicher Druck in dieser Beziehung, der das formell orthodoxe Bekenntniß bei der Aufnahme übermäßig betone. Das allgemein kirchliche Bedürfniß nach Lehrkräften sey allerdings im Wachsen. Doch auch das zu Wenig habe sein Gutes; es wechsle eben auch in dieser Beziehung.

Dr. Stahl, als Vorsitzender resumirend: Es sey viel besser geworden unter den Geistlichen, namentlich den jüngeren. Die Forderungen zum Eintritt ins kirchliche Amt seyen im Allgemeinen jedenfalls nicht herabzusetzen, wenn auch Ausnahmen in besonderen Fällen zu statuiren seyen. Die Forderung fertiger Gläubigkeit sey abzuweisen, aber auch die Forderung positiver Gläubigkeit halte heutigen Tages Viele vom kirchlichen Amte zurück. Ein Anfang des Glaubens sey als Vorbedingung festzuhalten. Es liegt kein Nothstand im gewöhnlichen Sinne uns hier vor. Das Wachsthum der Bevölkerung, die Vermehrung der Pfarochien trügen an dem Mangel wesentlich Mit-schuld. Zu beklagen sey die eingetretene Schmälerung vieler kirchlichen Dotationen; die Schuld falle auf die Gesetzgeber, welche dieselbe veranlaßt haben. So wie nach dem Berichte in Frankreich sey unser Mangel lange nicht. Nicht obwohl, sondern weil der Galgen daneben stand, sey dort in früheren Zeiten der Zubrang ein so starker gewesen. Wenigstens einer unter mehreren Söhnen sey in christlichen Familien auf das kirchliche Amt hinzuleiten, wie in dieser Beziehung die Römisch-Katholische Kirche uns ein gutes Vorbild gebe. Auch der titulus mensae in dieser sey eine beachtenswerthe Einrichtung. Wichtig sey für die vorliegende Frage vor Allem der Geist der Gymnasien; wo dieser ein christlicher, seyen sie immer eine ergiebige Pflanzstätte kirchlicher Lehrkräfte. Jeder Stand habe seine Licht- und Schattenseiten; wenn ein ganzer Stand sich ausschliesse, so beruhe dies auf Unterdrückung des inneren Berufes. Dem sey entgegenzuwirken. Schlägt eine erweiterte Fassung der These des Ref. vor, die als solche auch die Zustimmung der Versammlung erhält.

In der Mittagsitzung nimmt zuerst Ref. Dr. Fabri (Pfarrer zu Bonmland bei Würzburg) das Wort zur Beantwortung der Frage: Wie ist von Seiten der Kirche den Einflüssen des modernen naturwissenschaftlichen Materialismus auf das Volk zu begegnen? Da über diese Frage keine Debatte zu erwarten war, und eine Fülle von Zeitbeziehungen und Problemen sich um dieselbe gruppiren, nahm Nebner in einem längeren, zweistündigen Vortrage die Aufmerksamkeit der Versammlung in Anspruch. Der Gedankengang sei-

nier Darlegung war beiläufig folgender: Nach einigen einleitenden Worten in Anknüpfung an Lucä 12, 54—56, die Pflicht der Kirche, die Zeichen der Zeit auf Grund des Wortes Gottes zu deuten, betonend, warf Nebner die Frage auf: was ist dieser moderne naturwissenschaftliche Materialismus? Man könne antworten: ein philosophisches System, eine eigenthümliche Form systematischer Weltanschauung. Er sey dies auch nach einer Seite und wolle dies seyn. Aber er sey als philosophisches System bereits oft und gründlich widerlegt, und seine wissenschaftliche Unhaltbarkeit aufgezeigt. So ist vielleicht die naturwissenschaftliche Seite seine Stärke? Aber auch in dieser Beziehung ist seine behauptete Evidenz eine durch täuschende Sophismen erborgte; denn die letzten Principien, auf welche er sich stützt, sind, wie beispielsweise an der Lehre vom „Stoffwechsel“ gezeigt wurde, durchaus keine naturwissenschaftlichen Thatsachen, sondern wie alle letzten Principien ein Object der philosophischen Kritik. Diese aber habe zu allen Zeiten dieselben mit seltener Einstimmigkeit als trügerische verworfen. Von hier aus in eine gedrängte Untersuchung des Verhältnisses der modernen Naturwissenschaft zur Theologie und zum Christenthume überhaupt eintretend, betont Ref. vor Allem die tiefgreifende Bedeutung des hier zu Tage tretenden Kampfes und zeigt, wie alle negativen Strömungen und Kräfte der Gegenwart aus „dem Fortschritt der Naturwissenschaften“ ihre angeblich schärfsten, jedenfalls imponirendsten Waffen gegen das Evangelium zu entnehmen versuchen. Dem gegenüber gelte es vor Allem eine möglichst scharfe Untersuchung der Vorfragen. Der Unterschied, der zwischen Beschreibung der Natur und ihrer Gesetze und Erklärung derselben stattfinde, müsse nachdrücklich hervorgehoben werden. Es stelle sich dann bei näherer Untersuchung heraus, daß nur diese modernen Erklärungsversuche, nicht die wirklich exakten Beschreibungen des Lebens der Natur mit dem Evangelio in einem unversöhnlichen Gegensatz stünden; es zeige sich, daß nur die uralten Gegner des Deismus, Pantheismus, Sensualismus u. s. w. in einer neuen naturwissenschaftlichen Einkleidung dem Christenthume auch in diesen neuesten Gegnern gegenüberstünden. Die Naturwissenschaft provocire den Kampf, weil sie selbst immer mehr nicht ohne lebhaften Applaus Vieler auf Kosten der übrigen Gebiete des Geistes und Lebens sich zu universalisiren trachte. Würden diese Vorfragen gründlicher untersucht, so sey eine Versöhnung, soweit man den Gegensatz nicht eben principiell wolle, in dem vorliegenden Conflitte möglich. Die eigentliche Bedeutung des modernen Materialismus liege nun aber darin, daß er der vollendete Ausdruck einer die Gegenwart mächtig durchziehenden Zeitströmung sey.

Uebergehend zur Genesis desselben bezeichnete Nebner drei Faktoren, aus denen er hauptsächlich seine Nahrung ziehe, und welche bei einer früheren Gelegenheit an diesem Orte von ihm schon charakterisirt wurden (Ev. R. J. Nr. 63): es sey die negative Grundrichtung, welcher die moderne Wissenschaft in



steigendem Maaße sich zugewendet habe, der die gegenwärtige Naturforschung beherrschende Geist und endlich die so mächtig gesteigerte Herrschaft der materiellen Interessen. Dem tiefen Verfall der Gegenwart komme der Materialismus hilfreich entgegen. Es wurde gezeigt, wie auch der Socialismus und Communismus folgerichtig nothwendige Produkte des Sensualismus und Materialismus seyen, zu welcher Entfesselung des Fleisches seine letzten Consequenzen führten, und wie leider in diesen unsittlichen Tendenzen der mächtigste Köder seiner populären Stärke sich verberge. In Summa charakterisire er sich als der vollendete Gegensatz des Evangeliums, ja er sey nichts anderes, als die in ein System gebrachte Spitze des weithin die Christenheit erfüllenden Abfalles. (2 Theff. 2.)

Was hat dem gegenüber die Kirche zu thun? Ein specifisches Heilmittel gegen solchen Schaden gibt es nicht; vielmehr müssen wir uns erinnern Matth. 13, daß das Unkraut bleiben und massenhaft wachsen wird mit dem Weizen bis zur Aerndte. Doch können mancherlei mehr oder minder direkte Gegenwirkungen versucht werden: literarische Bekämpfung, eine naturwissenschaftliche Zeitschrift in christlichem Geist und Sinn u. dgl. Doch dies Alles seyen mehr peripherische Hülsen. Gegen solche centralen Gegner bedarf es centraler Waffen. Welche diese, sey Ephes. 6 zu lesen. Dem Materialismus, als Evangelium des entfesselten Fleisches, gegenüber hilft nur der rechte Pneumatismus. Redner beantwortet exemplificirend die Frage: wie ist gegenüber dem Materialismus unserer Tage das Schwert des göttlichen Wortes zu führen? Wir müssen auch in der geistlichen Rede weiter vorne anfangen, als bisher gewöhnlich; wir müssen tiefer eindringen auch in jene „Gemeinplätze“, mit welchen Paulus seiner Zeit die epikuräischen Philosophen auf dem Areopag zu Athen bekämpft hat. Je mehr der Gegensatz gegen die Wahrheit sich um die letzten Fragen concentrirt, desto mehr müßten wir aus den letzten und einfachsten Wahrheiten des göttlichen Wortes neue Waffen zu gewinnen trachten. Der wissenschaftliche Kampf gegen den Materialismus drehe sich darum, zu zeigen, daß es ein Unsichtbares gibt, welches ein Geistiges ist, der theologisch-praktische um die Wiederbelebung eines gewissen Glaubens an das Unsichtbare, das ein Göttliches ist. Freilich sey zur rechten Föhrung des Schwertes des Geistes unerläßliche Vorbedingung, daß Christus in uns eine Gestalt gewonnen habe. Dazu wolle Er uns ausrüsten mit immer reicherm Geistesmaße!

Die wissenschaftliche Theologie mahne der Materialismus, daß sie sich immer eingehender mit dem prophetischen Worte der h. Schrift beschäftige, denn der Materialismus, wo er als herrschende Macht des Geistes auftrete, sey stets ein Sturmvogel, der kommende heftige Erschütterungen anzeige. Wir bedürften einer biblischen Geschichtsphilosophie. Und endlich mahne der Materialismus die Theologie auch an ihre Versäumnisse in Bezug auf ihre oft viel zu spiritualistische Fassung des Verhältnisses von Geist und Natur,

an die Wiedergewinnung eines ächten biblischen Realismus. Ueberhaupt sollte der Organismus der ganzen Schrift in der Fülle und Harmonie seiner Theile wieder mehr ans Licht gestellt werden. Die ernste Verfolgung dieses Weges würde uns auch von dem Streit und Kampf, welche unter Christen über kirchliche und biblische Partikularitäten in immer größerer Verbitterung geführt würden, erlösen, und uns unter Dank für den mancherlei Reichthum in mannigfaltigen Gaben zum vereinten Kampfe wider Grundstürzende Feinde bereiten und rüsten.

(Fortsetzung folgt.)

## Nachrichten.

### Die Herbstversammlung des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen am 7. und 8. October.

Wenn darüber geklagt worden ist, daß der Lübecker Kirchentag nicht so zahlreich besucht war, so hatten wir dies Mal so viele liebe Gäste, daß ihr Unterkommen eine rechte Noth machte, und seit langer Zeit haben wir nicht eine so große Versammlung vor uns gesehen. Unser Consistorium war auch wieder durch mehrere anwesende Mitglieder vertreten, ebenso die Universität durch einen ihrer Lehrer, und es fehlte nicht an Laien höhern Standes, welche mit reger Theilnahme den Verhandlungen folgten. Diese waren fühlbar von dem Geiste der Buße und ernsther Andacht getragen, und wenn grade dies Mal wohl von Manchen die Besorgniß gehegt wurde, daß die brüderliche Einigkeit möchte eine Störung erfahren, so hat das der liebe Herr in einem Maaße verhindert, daß unser aller Herzen noch von Dank gegen ihn erfüllt sind.

Die Frühversammlung des ersten Tages wurde nach gemeinschaftlichem Gesang und Gebet, wie immer, eröffnet durch eine kurze Ansprache des Vorsitzenden, dies Mal über Psalm 51. Dieser Bußpsalm schließe mit der Bitte, als in einer Summa: Thue wohl an Zion, baue die Mauern zu Jerusalem. Wann aber haben die Mauern Zions am meisten wüste gelegen? Da die Buße fehlte bei Hirten und Schafen. Und wenn wir jetzt noch klagen müssen, daß eine Amtswirksamkeit von 10, 20, 30 Jahren kaum so viel Frucht gebracht, daß auf jedes, ja auf das fünfte und zehnte Jahr eine bekehrte Seele komme: was mag die Ursach seyn? Wir können die Bußpsalmen noch nicht recht beten, wir können David noch nicht folgen von dem: „Gott sey mir gnädig“ an durch alle diese tiefen Klage-töne bis zum letzten, darum will die Bitte: „Thue wohl an Zion“ noch nicht recht helfen. Es kann jetzt nur auf Einzelnes in diesem ernstern Bußpsalm hingewiesen werden. V. 6 heißt es: An dir allein habe ich gesündigt, und übel vor dir gethan, auf daß du Recht behaltest in deinen Worten, und rein bleibest, wenn du gerichtet wirst. Das Wort Gottes hält den rechten Spiegel uns vor und die Gerichte des Herrn wollen uns zur Buße führen, die Ver-suchung ist da, gegen das strafende Wort Ausflüchte zu suchen, und den Herrn zu richten, statt uns zu richten. Da kommt es aber nicht einmal zum Anfang der Buße. Hier gilt's, dem Herrn in Allem Recht zu geben, und aus der Tiefe zu rufen: „An dir allein habe ich gesündigt.“ Das Wesen der Buße findet sich aber ausgesprochen in dem Wort: Siehe ich bin aus sündlichem Saamen ge-zeuget. Wir kennen den Spruch zur Genüge, tragen auch Sorge,



daß er von den Kindern bald auswendig gelernt werde, treiben die Lehre von der Erbsünde mit allem Eifer. Aber warum redet David gleich darauf von der Wahrheit, die im Verborgenen liegt? Darum, daß wir erst nach großem Ernst in der Heiligung, nach rechter Schärfe und Tiefe der Selbstprüfung, und auch dann noch nicht, sondern erst durch besondere göttliche Offenbarung zur lebendigen Erkenntniß der Erbsünde kommen. Einzelne schwere Sündenfälle bekennen, ist demüthigend, aber zu sagen: Ich bin aus sündlichem Saamen gezeugt, nicht eine Faser Gutes ist an mir, in meinem Herzen liegen alle die Sünden und Gräuelp, von denen die Welt erfüllt ist, das ist erst die rechte tiefe Buße, die dann auch bringt das Opfer eines geängsteten und zerschlagenen Herzens B. 17. 18. Das stolze, selbstgerechte Herz böte dem Herrn gern jedes andere Opfer dar, aber er hat nicht Lust dazu. Was muß Gott manchmal thun, um solch ein Herz zu brechen! Und hat es denn auch einmal solch einen tödtlichen Schlag erfahren, gleich kriegt es wieder Muth wie Pharao und sucht die Trümmer seiner Kraft unter dem Schutze eines regelrechten Bekenntnisses menschlicher Sünde und Unvermögens wieder zusammen, um eine neue Sicherheit zu bauen. Aber so lange das Herz noch nicht ganz zerschlagen ist, keine rechte Bitte um Vergebung, (B. 9—11), kein rechter Eifer der Heiligung (B. 12. 13), keine Spieße und Nägel in der Predigt, welche nicht sind donnernde Worte, sondern Gebet und Thränen, kein rechtes Erbarmen mit den armen Sündern, keine gelehrte Zunge, mit den Milden zu reden, kein erfolgreicher Bau an den Mauern Jerusalems. Denn also spricht der Hohe und Erhabene, der ewiglich wohnet und deß Name heilig ist, der Ich in der Höhe und im Heiligthum wohne und bei denen, so zerschlagenen und demüthigten Geistes sind, auf daß Ich erquicke den Geist der Demüthigten und das Herz der Zerschlagenen (Jes. 57, 15). Darum herunter von unsern Höhen, die Kronen herab, und in den Staub, daß wir essen Asche wie Brot und unsern Trank mischen mit Weinen, so wird der Herr bei uns wohnen, und wird wieder wohlthun an Zion und die Mauern Jerusalems bauen. Nicht hohe Worte, kluge Gedanken, scharfe Spizen, stolzer Eifer seyen die Opfer, die ihm heut angelündet worden, sondern die Opfer eines zerschlagenen und geängsteten Geistes, die wird Er nicht verachten. Zum Schluß stimmten wir an: Lieber Gott, vergib die Sünden, streich sie aus durch Christi Blut &c.

Die Verhandlungen begannen damit, daß von dem Vorsitzenden die Bescheide mitgetheilt wurden, welche das Königl. Konsistorium auf die beiden auf voriger Versammlung beschlossenen Eingaben in Betreff der Abschaffung des Neuen Magdeburgischen und des Neuen Dresdener Gesangbuchs gegeben hatte. Die erstere war an den Co. Oberkirchenrath gerichtet worden, welcher durch das Königl. Konsistorium uns dahin bescheidet, daß das in Antrag gebrachte Kirchenregimentliche Verbot dieses Gesangbuchs nicht zweckdienlich sey. Das Königl. Konsistorium hat in Folge höherer Weisung Verhandlungen mit dem Magistrat der Stadt Magdeburg, den Vertretern der Kirchcollegien, den Geistlichen und mehreren andern einflußreichen Personen in einer größern Versammlung gepflogen, bei denen sich nur zwei Geistliche der Stadt für die Abschaffung des Neuen Magdeburg. Gesangbuchs erklärten und die überhaupt kein befriedigendes Resultat lieferten. Jedoch wird ein Anhang zu diesem Gesangbuche durch die Fürsorge des Königl. Konsistoriums hergestellt werden, der dem dringendsten augenblicklichen Bedürfnisse abhilft. In Bezug auf die zweite Eingabe bescheidet uns die hohe Behörde,

daß Sie das Bedürfniß der Einführung eines guten Gesangbuchs an der Stelle des Neuen Dresdener erkenne, und schon jetzt Veranstaltung getroffen habe, daß das Alte Dresdener Gesangbuch mit einem Anhang von Kernliedern zu einem billigen Preise wieder abgedruckt werde. Mit dem lebhaftesten Danke erkannte die Versammlung die wohlwollenden Intentionen des Königl. Konsistoriums und im Vertrauen auf dieselben wollte sie die Behörde nicht mit neuen Petitionen beßelligen, vielmehr wurde hervorgehoben, daß es zunächst an uns sey, nichts zu versäumen, um die Einführung guter Gesangbücher anzubahnen. Man solle in den Schulen den Gebrauch der schlechten nicht gestatten, man solle die Gemeinde bekannt machen mit dem Schutze unserer Deutschen Glaubenslieder und mit dem Raube, der an ihm begangen worden, man solle den Eifer derer, welche die guten alten Gesangbücher verdrängt haben, sich in seiner Weise zum Muster dienen lassen, und da wurde mitgetheilt, wie ein Prediger in Calbe vom Jahre 1787 an mit so unermüdblicher Hartnäckigkeit an der Beseitigung des Alten Magdeburg. Gesangbuchs gearbeitet, daß er im Jahre 1803 am Ende doch die Einführung des Myllius'schen erlangt habe. Einige Brüder theilten auch mit, wie es ihnen erst gelungen, das bessere Gesangbuch in den Nachmittagsgottesdienst zu bringen, und dann weiter. Vornämlich aber wurde in Vorschlag gebracht, nach Art der Bibelgesellschaften einen Verein zu bilden, der die Verbreitung guter Gesangbücher zu einem billigen Preise sich zum Ziel setze. Ein anwesender Bruder erzählte, wie er mit Genehmigung des Königl. Konsistoriums der Provinz Brandenburg einen solchen Verein bereits hergestellt habe, der sich als sehr segensreich bewähre. Von allen Seiten wurde der Sache Beifall geschenkt, und damit sie auch zur Ausführung komme, übernahmen es zwei Brüder, die nöthigen Einleitungen zur Stiftung und Einrichtung eines solchen Vereins zu treffen.

Wir hatten einen Gast unter uns, der weit her gekommen war, Prediger Mast aus Paris. Er ist für die Mission unter den dortigen Deutschen angestellt und hatte sich das Wort erbeten, um das Interesse für dies hochwichtige Werk unter uns anzuregen. Im Ganzen möchten wohl 100,000 Evangelische Deutsche in Paris seyn, etwa 10,000 Lutherische Deutsche stehen mit der Kirche noch in einem gewissen Zusammenhange; es fehlen aber alle Mittel, um für dieselben recht zu sorgen. Die unter denselben thätigen Geistlichen haben so viel zu thun, daß sie es nie lange aushielten; besonders mangelte es aber noch an einer ordentlichen Kirche, welche allein den rechten Mittelpunkt für die Sammlung der Zerstreuten abgebe. Die meiste Unterstützung haben bis jetzt noch die Franzosen gewährt, der König von Preußen auch ein Gnadengeschenk versprochen, sonst aber sey ihnen aus Preußen fast noch gar nichts zugekommen, und doch sey es so wichtig, daß grade diese Mission eine rechte Unterstützung fände, Paris gebe einmal den Ton in Europa an, und was haben die Deutschen, wenn ihre Brüder aus Paris ganz verwaifet und demoralisirt in das Vaterland zurückkehrten? Auch sey es ja ein Schimpf für Deutschland, wenn das einmal angefangene Werk milde liegen bleiben, während Franzosen und Engländer ihre Unternehmungen so erfolgreich fortführten. — Hoffentlich werden die Klagen des im Glauben mit uns verbundenen Bruders nicht in den Wind verhallen, sondern Herzen gefunden haben und finden, welche bereit sind, der schreienden Noth abzuhelfen.

(Fortsetzung folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Donnabend den 25. October.

N<sup>o</sup> 86.

## Der Kirchentag zu Lübeck.

(Fortsetzung.)

Hatte so der erste Ref. vornehmlich die Zeit- und Cultur-geschichtliche Bedeutung des Materialismus hervorzuheben und biblisch zu deuten gesucht, so behandelte der zweite Ref. Pastor Cuen (aus Cantrefc in Pommern) vorwiegend die kirchenhistorische Seite der Frage. Er zeigte, wie es das Ziel des Materialismus sey, das ganze Leben zu beherrschen, und wie er bei diesem Bestreben nothwendig den Kampf mit der Kirche provocire. Diese werde ihn überwinden, denn in ihr wohne die Weltüberwindende Macht der Wahrheit. Da dies aber von dem Kampfe gegen jede Antithese gelte, so müsse man bei dem Kampfe gegen den Materialismus besonders einen Blick auf seine kirchenhistorische Bedeutung werfen. Der Redner, zurückgehend auf die Kämpfe der Reformationszeit, zeigte dann, wie sich der edle Subjectivismus nach seiner Befreiung von Römischer Gefeßlichkeit der h. Schrift unterworfen, der unedle aber über dieselbe gestellt habe. Der Materialismus sei auch eine Consequenz des letzteren, und von hier aus habe er der Kirche sein Gebiet abgewonnen. Durch jenen unreinen Subjectivismus kam der Grundsatz zur Macht, wahr ist, was dem Subjecte klar ist. Die Kirche hat gegen dies Ueberheben der Subjectivität nicht genug gekämpft. Besonders durch Schuld der modernen Philosophie hat sie das Schriftprincip in den Hintergrund gestellt und die Subjectivität hervorgehoben. Ref. führte nun näher aus, wie sich von hier aus die Antwort auf die gestellte Frage ergebe. Die Kirche müsse erwachen zum Bewußtseyn ihrer selbst und mit der Fülle ihrer Objectivität wieder das ganze Leben zu beherrschen trachten. Sie muß positiv eingehen auf die Wissenschaft, nicht censirend und restringirend, sondern dieselbe durchleuchtend und heiligend. Sie muß für Institute der Belehrung sorgen, wo in diesem Sinne die Wissenschaften gepflegt werden. Dazu soll denn auch in zweiter Stelle literarische Gegenwirkung kommen, wie überhaupt jeder Geistliche auf das, was die Zeit und das Bedürfniß der Gemeinden fordert, mit ernster Treue eingehen müsse.

Nachdem auf Stahls Vorschlag die Versammlung beschloß, in keine eigentliche Debatte über das vorliegende Thema einzugehen, verbreitet sich derselbe in einem längeren Resumé über die verhandelte Frage. Den beiden Referenten in allem Wesentlichen beitreten, bekämpft er die Andeutung des

zweiten Referenten, als sey die Reformation eine (mittelbare) Veranlassung des Materialismus geworden; derselbe sey vielmehr schon vorher in der katholischen Kirche stark vorhanden gewesen, und habe gerade in dem katholischen Frankreich seine höchsten Triumphe gefeiert. Gegen den ersten Redner spricht er die Meinung aus, die Kirche dürfe nicht allzu sehr die Motive zu den Formen und Aktionen, die ihr noth thun, aus der Betrachtung der Zeit und ihrer Bedürfnisse, müsse sie vielmehr aus sich selbst nehmen. Sehr wahr sey, daß der Materialismus sich nicht auf die Naturwissenschaften und exakte Ergebnisse, sondern auf eine falsche Spekulation wesentlich gründe. Man dürfe sich überhaupt durch die allerdings großen Fortschritte der Naturwissenschaften nicht imponiren lassen. Zu dem, was sie im widerchristlichen Sinne beweisen sollen, seyen sie durchaus mangelhaft; und Redner verstärkte das in dieser Beziehung bereits Gesagte noch durch einige argumenta ad nomen. Die Kräfte, welche im Materialismus gipfelten, durchzögen die Gegenwart auch im politischen und socialen Gebiete; er sey zwar der stärkste Ausdruck, doch immer nur eine der Erscheinungen des Unglaubens. Ihm sey also der christliche Glaube entgegenzusetzen, ihm müsse die Kirche mit der ganzen Macht der ihr einwohnenden Kräfte entgegen treten.

Da keine Thesen gestellt worden waren, drückt auf den Vorschlag des Vorsitzenden die Versammlung ihre Zustimmung zu den abgelegten Zeugnissen durch den Gesang des Liedes: „Erhalt uns, Herr, bei Deinem Wort“ — aus.

Nachdem hierauf das Präsidium mitgetheilt, daß aus der Feder des Prälaten v. Kapff in Stuttgart, zugleich im Namen der dortigen städtischen Autoritäten, eine herzliche Einladung eingetroffen sey, den nächsten Kirchentag in der Hauptstadt Württembergs abzuhalten, nimmt die Versammlung diese freundliche Einladung mit einmüthigem Danke an. Der Vorsitzende beantragt nun, die Abhaltung des Kirchentages im nächsten Jahre zu vertagen und erst im Jahre 1858 wieder zusammenzutreten; er sucht diesen Vorschlag durch den Hinweis zu begründen, daß durch die alljährliche Abhaltung den Mitgliedern der engeren Ausschüsse, sowie den mit der Ausführung der Beschlüsse der Versammlung betrauten Männern eine zu große Arbeitslast erwachse, und die nöthigen, umfassenden Vorbereitungen bei jährlicher Wiederkehr ihnen zu schwer fallen würden, namentlich gelte dies von dem durch viele Arbeiten in Anspruch genommenen Central-Ausschusse für innere Mission. Pastor Dr. Mallet



antwortet auf diesen Vorschlag sofort mit dem Zurufe: Das ist der Anfang des Endes! und es entspinnt sich eine lebhafte Discussion für und gegen die zweijährige Abhaltung. Bei der zweifelhaft erscheinenden Abstimmung nimmt zwar das Präsidium seinen Vorschlag als bejaht an, nachdem aber noch am folgenden Tage die Sache aufs Neue angeregt und eine große Anzahl von Unterschriften gegen die Entscheidung des Präsidiums gesammelt worden war, erklärt letzteres, der gestrige Beschluß solle nicht als bindend erachtet, sondern die Frage als eine noch offene von dem weiteren Ausschuss in nähere Erwägung genommen werden.

Nachdem vom Präsidium noch mitgetheilt war, daß die zur Begrüßung des Kirchentages erschienen Abgeordneten aus fremden Ländern wegen vorgeschrittener Zeit erst am folgenden Tage ihre Ansprachen halten würden, ward die Versammlung mit Gesang und Gebet geschlossen.

Donnerstag, den 11ten, ward der Congreß für innere Mission mit Gesang und Gebet eröffnet, worauf von Bethmann-Hollweg den Bericht des Central-Ausschusses mittheilte. Nach einer kurzen Hinweisung auf die Zeit und Ursachen der Entstehung des Central-Ausschusses und seines bisherigen Wirkens wurde in einem summarischen Ueberblicke, was von demselben in den letzten zwei Jahren geschehen sey, aufgezählt. Kapffs Vortrag über das Lotto und die Spielhöllen sey von der Evangelischen Gesellschaft in Stuttgart in 6000 Exemplaren verbreitet worden. Leider sey es nöthig, den schon vor zwei Jahren erhobenen Protest zu erneuern. Auf die Aufforderung des Berichterstatters erklärt die Versammlung ihre einmüthige Zustimmung, daß der Antrag an alle Regierungen, die Hand zu bieten zur Aufhebung des Lottos und der Spielhöllen, aufs Neue gestellt werden solle. Mit den amerikanischen Tochter-Kirchen sey eine brüderliche Verbindung und gemeinschaftliche Arbeit namentlich an den vielen Tausenden evangelischer Auswanderer angebahnt. Die bezügliche Correspondenz wird mitgetheilt. Die Bestrebungen zur Wiederherstellung einer würdigen Sonntagsfeier werden der Versammlung aufs Neue empfohlen. Was in dieser Beziehung geschehen, wieviel aber vor Allem noch fehle, sey aus Dr. Viernatzkys Schrift: „Was ist seit dem Jahre 1848 zur Wiederherstellung einer christlichen Sonntagsfeier in Deutschland geschehen? (Hamburg im Rauhen Hause 1856)“ deutlich zu ersehen. Die evangelische Diaspora wird der besonderen Fürsorge der Freunde der inneren Mission ans Herz gelegt. Die beantragte, allgemeine Hauskollekte sey auf Hindernisse gestoßen, so möge um so mehr Sorge getragen werden, daß die Gaben Einzelner für den vorliegenden, großen und wichtigen Zweck reichlicher fließen. In Rotterdam und im Haag seyen Gottesdienste eingerichtet und würden von Candidaten des Rauhen Hauses versehen. Ein Andachtsbuch für Seelenute sey verfaßt, vielfach schon verbreitet, auch von der preußischen Marine adoptirt. Die unter die besondere Fürsorge des Central-Ausschusses gestellte Versorgungs-Anstalt für Typhus-Waisen in Schlesien bestche im Segen fort. Der Enthaltenssache

werde fortgehende Aufmerksamkeit geschenkt, auf die Errichtung von Gesellen-, Jünglings- und Arbeiter-Vereinen mit Nachdruck hingewirkt. Das Verhältniß des Central-Ausschusses zu den kirchlichen Vereinen, wie auch zu den höchsten Regierungs- und Kirchen-Behörden, besonders zum Oberkirchenrathe in Preußen, sey ein erfreuliches. Für Pastor Rendtorf sey Dr. Viernatzky als Schriftführer in den Central-Ausschuss getreten. Reichliche Beiträge für die Arbeiter des Central-Ausschusses seyen zu wünschen; es bestehe kein Centralfond, vielmehr ein fortlaufendes Deficit. In Berlin und Stettin seyen zwei neue Hilfsvereine entstanden, und wird zur Nachahmung dieses Beispiels aufgefordert.

Nach Beendigung dieses Berichtes ergreift Dr. Wichern das Wort über das Thema: Der Dienst der Frauen in der evangelischen Kirche. Die Frauen hätten eine große Verpflichtung gegen die Kirche, die so viel auch für sie gethan habe. Denn welches sey ihr Zustand vor Christo gewesen, und wie sey er durch Christum geworden! Die Literatur über die christliche Frauenwelt gebe ein wunderbares Bild der Herrlichkeit der göttlichen Liebe und zeige edle, geweihte Erscheinungen, die aus stiller Zurückgezogenheit hineinleuchteten in die Welt. Das Beste und Röstlichste sey ja in dieser Welt immer das Stillste. Nachdem der Herr in der vorbereitenden Heilsanstalt des Alten Bundes Sein Werk begründet, wollte Er mit der Erscheinung des Neuen Bundes auf Erden gründen auch ein neues Haus, eine neue Gottesfamilie. Die Geschichte von Bethlehem und Nazareth ist die Geschichte dieser Gründung einer neuen Gottesfamilie. Maria war die erste christliche Mutter im vollsten Sinne, und mit dem Anfang solcher Mutterliebe ging für das Haus und die Familie eine neue Welt auf. Mit Mariens Vergötterung haben wir nichts zu thun, sie ist eine neue Entehrung, die dem weiblichen Geschlechte zugesügt ist. Rom und die Heidenwelt mußte nichts von der Herrlichkeit der Mutterliebe, hatte keine Ahnung von der Würde des Weibes. Darum ist außer der Christenheit das Weib noch heute im Elend, verachtet und herabgewürdigt.

Der Ort und Beruf des Weibes ist in der Familie, der Dienst der Frauen im Hause; sie sollen das Leben und Wesen der ewigen Gottesfamilie in das Haus hineinbauen. Das ist freilich nur möglich auf Grundlage eines Lebens in und mit dem Herrn. Es kann darum auch nicht geschehen ohne Gebrauch des göttlichen Wortes und Gebetes, besonders mit den Kindern, auch den kleinsten. Angesichts dieser Hauptforderung ist jeder Einwand des Weibes, daß sie Martha sein müsse und von vielen auch kleinen Beschäftigungen allzusehr in Anspruch genommen werde, zurückzuweisen. Wir sagen vielmehr, daß eine wahre Maria eine Martha und eine wahre Martha eine Maria sein müsse. Auch die kleinsten Geschäfte müssen mit heiligen Gedanken geschehen und dadurch ihre Weihe empfangen. Jehobah achtete es nicht zu gering, Israel zu speisen und zu tränken in der Wüste, unser Herr, auch den Hungernden, den Armen, den Kleinsten zu helfen, ja auch Sich selber dienen zu lassen. Das



Wort steht wohl über dem Dienst, aber der Dienst, die Diakonie kann nicht recht vollbracht werden ohne das Wort und Gebet. Beide sollen miteinander verbunden sein und sich ergänzen. Die Frauen, als mit der Diakonie im Hause beauftragt, bedürfen daher vor Allem zu ihrem Dienste selber des Wortes und des Gebetes: Morgens, bei Tisch, des Abends, als heiliger Regel.

Das Weib ist aber nicht nur zu heiliger Diakonie berufen, es ist vor Allem auch die Gehülfin des Mannes. „Der Mann ist des Weibes Haupt, gleichwie Christus ist das Haupt der Gemeinde.“ Beide gehören also unlöslich zusammen, und soll kein Zwiespalt unter ihnen sein. Es ist wahr, es kommen wohl viel mehr Frauen zum Herrn und erfahren die Herrlichkeit des Evangeliums, als Männer. Worin hat das seinen Grund? Wohl in der Sorge für das materielle und äußere Geschäftsleben, die so viele Männer beherrscht. Die Kirche kann solchen Männern sehr selten beikommen. Da tritt die Frau wieder ein mit Gebet und Bitte und vor Allem mit dem eigenen „Wandel ohne Wort“; der Mann wird erweicht und kommt zuletzt in vielen Fällen doch durch sie zum Herrn.

Die christliche Diakonie der Frauen erfordert aber weiter Erziehung der Kinder für den Herrn und Seine Kirche. Im Herzen soll einer christlichen Mutter die Frage brennen: ist mein Kind, wird mein Kind ein lebendiges Glied Seiner Gemeinde? Was wir Männer verhandeln von Nothständen der Gegenwart, auch von Streitigkeiten in kirchlichen Dingen macht manche Mütter bange und zittern. Sie leide denn frühe ihre Kinder zum Herrn. Zwar kommt es nicht selten vor, daß aus christlichen Familien verderbte Kinder hervorgehen. Fast immer die Folge eines falschen Pietismus, der Verwirrung anrichtet in dem, was Gottes ist und nicht ist, das Evangelium auf falsche Weise ins Gesetz verkehrt, und nicht weiß, was christliche Freiheit, nämlich Freiheit von der Sünde ist. Auch gegenüber den Diensthoten hat die Frau einen hohen Beruf. Sie soll Sorge tragen, daß auch sie der großen Gottesfamilie einverleibt werden. Sonntags sind sie zur Kirche und auch sonst zum Hausgottesdienst anzuhalten. Man soll zu ihnen in keinem kloßen Lohn-, Pacht- oder Sklaven-Verhältniß stehen, sondern sie lieben als Mitglieder der Gottesfamilie, um vor Gott Angesichts ihrer auch ein gutes Gewissen zu haben. Auch gegenüber den Armen hat die christliche Hausfrau einen heiligen Dienst. Sie soll, die da bittend kommen, nicht als eine Last ansehen, sondern als Boten, durch welche der Herr selbst anklopft. Daher soll sie ihnen nicht nur Almosen mittheilen und Hülfe gewähren, sondern auch die Gelegenheiten, sie zu Christo zu weisen, wahrnehmen.

Darf die Frau auch außer dem Hause also thun? Gewiß. Christenthum und Evangelium predigen nicht Separatismus; dieses ist vielmehr allezeit aktiv in und außer dem Hause (1 Timoth. 5., 10.). Allerdings sollen die Frauen sich nicht auf Arbeit außer dem Hause einlassen, wenn nicht ihr Dienst im Hause erfüllt ist. Sie werden zu jenem aber nicht an Zeit

Mangel haben, wenn sie nur die viele Zeit, welche zu Luxus, oberflächlicher Lektüre, Visiten, leeren Reden, Puß u. s. w. noch immer vergeudet wird, benutzen wollen. So soll das Weib denn auch als Gehülfin des Mannes in die arme Familie hineingehen, nicht des Proletariates, sondern der bürgerlichen Familie des Armen, und mit anderen Frauen sich auch zu Vereinen für solche Zwecke verbinden.

Wo denn in einem Hause christliches Familienleben in Gebet und Wort Gottes, in Glaube und heiligem Wandel gepflanzt ist, da kann es nicht anders seyn, als daß in solcher Familie ein Licht aufgeht und von da aus seine Strahlen auch in weiterem Kreise ausbreitet. Es kann nicht anders seyn: wohnt doch in solchem Hause ein König, reich an Macht und Gnaden! So können die Frauen reichlich mitbauen an dem Werke des Herrn, auch an jenem, durch welches das Christenthum fort und fort ausgehet zu den Heiden. Die Evangelische Kirche bedarf aber auch Arbeiterinnen, die sich unmittelbar in ihren Dienst stellen, als Diakonissen. Der Herr hat hier eine weite Thüre aufgethan. Wie viele christliche Jungfrauen folgen diesem Rufe? Wie bei den Söhnen zum Dienst der Kirche, so soll die christliche Mutter auch bei den Töchtern die Lust zum helfenden Dienst der Liebe wecken.

Die Klage, daß die Familienlosigkeit unter unserem Volke immer weiter einreißt, ist eine der allerbedenklichsten. Gewiß ist eine der Hauptursachen dieser Zerrüttung des Familienlebens, daß unsere Frauenwelt noch so wenig erweckt ist zum Bewußtseyn ihres Berufes. So Unzählige haben keine Freude in der Familie mehr, keine Freude an dem inneren Leben, an den Freuden, die ewig und herrlich sind. In dieser Familienlosigkeit liegt eine Hauptquelle der kirchlichen und geistlichen Verwahrlosung bei großen Massen. Man denke an die leeren Kirchen und an die vollen Dörfer der Lust in so manchen großen Städten, man denke an die familienlosen Mägde und die unter ihnen immer weiter greifende, sittliche Verwilderung. Die 8000 weiblichen Diensthoten, die aus Holstein und Mecklenburg in Hamburg weilen, sind fast alle familienlos. Ja, was soll man sagen, wenn man hört, daß in Mecklenburg 200 Ortschaften es gibt, wo ein Drittel, 100, wo die Hälfte, 79, worin in einem der letzten Jahre alle Geburten uneheliche waren \*). Kein Wun-

\*) Daß zu den erschreckend ungünstigen Verhältnissen, welche Mecklenburg in dieser Beziehung bietet, die dortigen politisch-socialen Einrichtungen sehr Vieles, vielleicht das Meiste beitragen, ist gewiß. Um so mehr wäre es Christenpflicht, auf die Reform jener mit Ernst zu dringen. Für die „historisch-politischen Blätter“ aber, denen kein offen beklagter Nothstand in der Evang. Kirche entgeht, und die eine frühere ähnliche, statistische Notiz aus Mecklenburg mit beiden Händen aufgriffen, bemerken wir noch besonders: Wenn Alles wahr wäre, was Ihr von der Katholischen Kirche rühmet, und Alles wahr, was Ihr der Evangelischen Kirche nachredet, den Einen großen, großen Vorzug haben wir doch vor Euch, daß wir unsere Sünde und Schmach offen bekennen und sprechen können: Gott sey mir Sünder gnädig!



der, wenn dann solch eine Jugend zu Hunderten, ja Tausenden von Sklavenhändlern zum Dienst und zur Knechtschaft der Sünde in den großen Städten herangezogen wird. O, daß Angesichts solcher Nothstände ein Feuer vom Himmel fiele, unsere kalten Herzen zu erwärmen und zu entzünden; daß der Herr namentlich auch die christliche Frauenwelt erwecken wolle, daß sie mit treuem Ernste und hingebender Liebe des hohen und heiligen Dienstes warte, zu dem auch sie vom Herrn berufen ist!

In der Nachmittags-Sitzung erfolgten die Begrüßungen der Versammlung von Seiten der anwesenden Abgeordneten aus fremden Ländern. Sie stimmten überein in den herzlichsten Grüßen von Seiten der Absender, in der Theilnahme an den Bestrebungen und Arbeiten des Kirchentages, in der Anerkennung des von ihm Gewirkten und in der Bitte um Theilnahme an dem, was bei ihnen zu Hause gesucht und erstrebt würde.

Rev. Lumsden, Prof. in Aberdeen, als dessen Dolmetsch Prof. Meyer aus Edinburgh auftrat, schilderte das Wesen und Streben der freien Schottischen Kirche, erklärte, daß Niemand dasselbe besser erkannt und erfasst hätte, als ihr Historiker, der als Kirchentagsmitglied anwesende General v. Rudloff, wies auf die Uebereinstimmung in den Anschauungen des Kirchentages mit denen seiner Kirche hin und lud mit Dank für die hier genossene Gastfreundschaft zur nächsten general assembly derselben ein.

Prof. Schneek aus Pennsylvanien machte kirchliche Mittheilungen aus Amerika und erinnerte an die große geistliche Noth vieler Deutschen Evangelischen in Nord-Amerika.

(Schluß folgt.)

## Nachrichten.

### Die Herbstversammlung des Kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen am 7. und 8. October.

(Fortsetzung.)

Wie die Frühversammlung des ersten Tages immer den Besprechungen über die Angelegenheiten der innern Mission gewidmet war, so stand auch hier heute ein Gegenstand auf der Tagesordnung, welcher in dies Gebiet eingreift. Herr Pastor Abel aus Magdeburg hielt einen Vortrag über die Armen- und Waisenpflege. In demselben maach er zuerst das Gebiet der kirchlichen und bürgerlichen Armenpflege ab. Beide seien principiell unterschieden, die politische Armenpflege fasse die physischen, die kirchliche die religiösen und moralischen Bedürfnisse der Armen ins Auge, beide aber müssen neben und mit einander wirken, sie haben sich in Ansehung ihrer Rechte und Pflichten auseinander zu setzen und sich dann gegenseitig Handreichung zu thun. Die Kirche könne der Armenpflege nicht entbehren, sie dürfe auch nicht sagen, unter den jetzigen Umständen sey sie ihr unmöglich, aber allein könne sie dieselbe auch nicht unternehmen, weil sie sonst auch für Juden, Türken, Vagabonden sorgen müsse. Sie bedürfe daher der Beihilfe des Staats. Hier bestעה mit Recht die Zwangspflicht, den absoluten physischen Bedürfnissen der Armen ab-

zuhelfen. Aber da diese Pflicht nur aus Zwang erfüllt werde und ohne die rechte Zucht, so habe die so geübte bürgerliche Armenpflege den Communismus und die Revolution groß gezogen. Alles corporative Recht sey vom Staate in Anspruch genommen; er sah nur noch eine communistische Masse vor sich, über welche er disponire, so daß die einen geben müßten und die andern berechtigt wären, zu nehmen. Diese dankten den andern nichts, sie sagten, ich brauche keinen zu bitten, sie müssen mir geben. Daraus lasse sich die ungeheure Verbitterung erklären, die auf beiden Seiten gleich stark sey. Es müsse daher die kirchliche Armenpflege hinzutreten; es sey aber eine strenge Scheidung beider vonnöthen. Es müssen zuerst die Fonds geschieden werden, dann aber auch die Armen selbst. Die biblische Grundregel sey festzuhalten: Nehmet euch der Heiligen Nothdurft an. Also nur die Heiligen, wenn auch im weitesten Sinne des Worts, nur die, welche die Pflege und Zucht der Kirche nicht verschmähen, seyen Gegenstand der kirchlichen Armenpflege, die andern fallen der bürgerlichen anheim. Daß der Staat die ganze Armenpflege an sich genommen, ist durch Schuld der Kirche geschehen. Es fehlte ihr die Diaconie. Jeder sagt, es muß anders werden; Geld gibt er allenfalls auch noch, aber sonst will er für die Armen nichts thun. Unsere ehrbaren Bürger haben keinen Begriff davon, wie man ohne Lohn einen Dienst, wie die Diaconie ihn fordert, leisten könne. Weil aber die Diakonen in den Gemeinden sich noch nicht vorfinden, müssen sie gebildet werden. Wir haben in Halle einen Anfang. Die Geistlichen können und sollen nicht zu Tische dienen. An der Spitze der Armenpflege muß ein Diakonus stehen, ein Volksmann, der den Vermittler zwischen den Armen und dem Geistlichen macht, weil er allein im Stande ist, die Armen recht kennen zu lernen. Der Heuchelei, diesem gewöhnlichsten Laster der Armen, kann nur so der Einfluß genommen werden, die kirchliche Armenpflege darf daher ja nicht im Versteck geschehen. Es muß den Armen aber auch Hülfe geschafft werden. Diese erhalten sie unter den gegenwärtigen Umständen oft nicht. Es werden Actenhefte voll geschrieben, und die Armen verhungern unterdeß. Auch werden sie der Gegenstand der scheußlichsten Speculation. Es wird viel Geld für ihre Wohnung, ihren Unterhalt gezahlt, und sie kommen dabei um. Es muß daher ein Asyl gebaut werden, wo möglich dicht bei der Kirche, in welchem vermittelt der Diaconie die bedürftigen und würdigen Armen eine Aufnahme finden. Diese müssen dann von der Diaconie überwacht und mit Gottes Wort gestärkt werden. Wer sich aber in die Ordnung nicht fügen will, wird sofort der Commune wieder überwiesen. Nur auf diese Weise ist eine Aussicht vorhanden, daß den Armen wahrhaft geholfen werde. Ref. theilte aus seiner eignen Erfahrung Beispiele mit, wo ein gesegneter Erfolg dieser Praxis sichtbar geworden. Was die Waisenpflege anlangt, erklärte er sich entschieden gegen die Waisenhäuser. Ein Vater könne kaum seine 5, 6 Kinder erziehen, und nun solle ein Waisenvater 50—60 Kinder leiten!? Die Waisen müssen durch die Diaconie in die rechten Familien gebracht, und ihre Pflege von dieser und dem Geistlichen überwacht werden. In einem Alter von 12 Jahren, wo sie zu sehr von ihren Pflegern ausgenutzt zu werden pflegen und ihre Ausbildung mehr Sorgfalt erfordert, müssen sie in das Asyl gebracht werden. Das war der wesentliche Inhalt des auf Erfahrung gestützten Vortrags, dem eine weitere Besprechung sich nicht anschließen konnte, weil die für diese Sitzung bestimmte Zeit schon abgelaufen war.

(Schluß folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Mittwoch den 29. October.

N<sup>o</sup> 87.

## Der Kirchentag zu Lübeck.

(Schluß.)

Rev. Mac-Lure aus Londonerry gab mit Hilfe eines Dolmetschers Bericht über den Umfang und die kirchlichen Arbeiten der presbyterianischen Kirche Irlands und lud zu der im Juni nächsten Jahres stattfindenden Generalversammlung ein.

Pfarrer Fisch aus Paris grüßte im Namen der freien Reformirten Kirche Frankreichs und der von ihr getragenen Société evangelique; er verweist auf die Abhängigkeit der Franzosen von der Deutschen Wissenschaft, besonders der Deutschen Theologie, und fordert zu brüderlicher Handreichung und Einigkeit auf.

Pfarrer Meyer aus Paris im Namen der Kirche und des Consistoriums Augsb. Conf. Wenn man, wie sie, auf einem Vulkanen sitze, dann fühle man doppelt das Bedürfnis, die schwache Hand in die feste Hand der Brüder zu legen. Er verweist auf die Kämpfe, die sie mit der Römisch-Katholischen Kirche zu bestehen haben, und erzählt von dem großen und schweren Werke der Mission unter den evangelischen Deutschen in Paris, um Fürbitte, Theilnahme und Hilfe bittend. — Auf Hosprediger Krummachers Antrag sagt der Vorsitzende dem Redner besonderen Dank für die Special-Conferenz, in welcher derselbe des Abends zuvor über die Arbeit unter den evang. Deutschen in Paris ausführlichen Bericht erstattet hatte, sendet durch ihn Gruß an die Brüder und dankt ihnen für alle aufopfernde Arbeit an unseren evangelischen Landsleuten in der Seine Stadt.

Pfarrer van Nijhn aus Wassenaar im Namen der protestantischen Gesellschaft Hollands. Er schildert die Eindrücke, welche die Verhandlungen auf ihn gemacht hätten; es bedürfe ernstlicher Vorbereitung auf die noch bevorstehenden schweren Kämpfe mit den Mächten des Unglaubens, von welchen in diesen Tagen ein Hebrer gezeugt habe. Da bedürfe es dringend Glaubenseinigkeit, Glaubensinnigkeit, Glaubensfestigkeit.

Bibliothekar Dr. Scheeler von Brüssel im Namen der evangelischen Gesellschaft Belgiens erzählt von Kampf, Leid und Sieg der Evangelischen Kirche in Belgien.

Pfarrer Bleibtreu von Werdingen im Namen des Diakonenhause in Duisburg.

Zum Schluß ergriff noch Pastor Mallet das Wort, um in seiner bekannten, eindringenden Weise, anknüpfend an

Wicherns Vortrag, der Versammlung, besonders den zahlreich anwesenden Frauen, noch Einiges ans Herz zu legen. Er mahnte die Frauen, nie zu vergessen, daß sie Gehülfsinnen seyen, nicht bloß ihres Mannes, sondern in allem christlichen Manneswerk. Er warnte vor dem Verwecheln des Menschlichen mit dem Weltlichen, wie die Pietisten thun, und dem Halten des Weltlichen für menschlich. Er forderte zur Demuth auf, besonders auch die Reichen und Vornehmen, da ohne solche nie eine wahre Diakonie möglich sey.

Mit Gesang und Gebet wurde die äußerst zahlreiche besuchte Versammlung hierauf geschlossen.

Die Jünglingsfrage in Verbindung mit dem Herbergswesen war das Thema, dessen Erörterung den Morgen des letzten Tages der Festversammlungen in Anspruch nahm. Ref. Candidat Meyeringh (aus Langenberg bei Elberfeld) betonte zunächst die hohe Bedeutung der hier vorliegenden Angelegenheit. Die Jünglinge seyen ja die Hoffnung der kommenden Geschlechter, und die Einwirkungen, welche sie in der Jugend empfangen, von großer Bedeutung für dieselben und für die Hausstände, die sie gründen. Die Betrachtung werde sich hier aber beschränken auf die Volksklasse des Gesellenstandes und auf die eigentlichen Jünglingsvereine. Seit etwa einem Jahrzehent sey eine Bewegung zum Guten unter ihnen entstanden im unmittelbaren Gefolge der Gründung von Jünglingsvereinen. Ausführliches in dieser Beziehung böten die Verhandlungen des Bremer Kirchentages, der Jünglingsbote, die fliegenden Blätter aus dem Rauhen Hause, und die bezügliche Schrift von Brandis. Die ersten Jünglingsvereine entstanden in der Rheinprovinz, bald folgten viele, so daß sich im Ganzen jetzt dort 48 Vereine, im übrigen Deutschland ungefähr ebenso viele (in Westphalen 16) befinden. Manche seyen eingegangen, andere neu entstanden; viele sind in blühendem Stande, andere fristen nur ihr Leben. Seit ungefähr vier Jahren sey im Ganzen und in der Gründung neuer Vereine verhältnißmäßig ein Stillstand eingetreten. Die Gesamtzahl der Vereine möge sich auf etwas über 100 belaufen mit gegen 4000 Mitgliedern. Haben wir unser Thun dabei auch nicht zu rühmen, so hat der Herr doch auch schon Großes gethan, und Tausende haben den Segen dieser Vereinigungen erfahren dürfen. Mehr denn 100 ihrer Mitglieder sind auch bleibend in den Dienst der inneren Mission getreten.

Bei der Betrachtung der Bedeutung dieser Jünglingsvereine



treten uns aber sofort drei Gesichtspunkte entgegen: die Gesellen, die Lehrburschen und die Herbergen. Erster und allgemeinsten Zweck war und ist eine bewahrende Leitung in dem Alter von der Confirmation bis zur selbstständigen Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft. Dem entsprechend waren die Vereine zuerst Erbauungs-Vereine, aus verschiedenen Altersklassen und Ständen zusammengesetzt. Das war nicht hinreichend, denn die Zerrüttung in den Familien- und Standes-Verhältnissen forderte mehr; es galt unter Achtung der noch bestehenden Traditionen, Alters- und Standes-Unterschiede, die Jünglinge zugleich der socialen Zerrüttung zu entziehen. So hoben sich aus den ursprünglichen Erbauungs-Vereinen bald die eigentlichen Gesellen-Vereine ab. Einige Vereine aus jungen Ackerbauleuten bestehend, einige den Ständen nach noch gemischt. Die Nichthandwerker sollen nicht ausgeschlossen werden, aber wo möglich sich zu eigenen Vereinen, z. B. für Jünglinge aus dem Kaufmannsstande, gestalten. Bekanntlich ist auch in der katholischen Kirche, von unseren Vereinen den Impuls empfangend, eine lebhaft, vom Domvikar Kolping geleitete Bewegung zur Bildung von Gesellen-Vereinen entstanden. Wir wollen diese katholischen Vereine nicht in Allem vertreten, aber jedenfalls sind sie eine wichtige Erscheinung, und es mag bemerkt werden, daß sie auch protestantische Gesellen in ihre Kreise zu ziehen suchen.

Wie soll der christliche Charakter in den Gesellen-Vereinen sich darstellen? Von den vielen Unterrichts- und Gewerbs-Vereinen ohne christlichen Geist sollen sich die unseren bestimmt unterscheiden. Sie sollen allerdings keine Conventikel seyn, aber Pflanzstätten für den Familiensinn des christlichen Hauses und Gewerbestandes; und ihre Ordnungen sollen daher von christlichem Geiste getragen werden. Die Form und Weise, wie und wie weit ist den einzelnen Vereinen zu überlassen. Wie sollen die Vereine sich zur Kirche stellen? Sie sollen die Mitglieder zum Kirchenbesuch, zur Theilnahme am h. Abendmahl anhalten, Choralgesang üben u. s. w. Die Abhaltung jährlicher Vereinsfeste erscheint wichtig, sie, wie da und dort geschieht, auch kirchlich zu begehen, empfehlenswerth. Es möge aber bei jenen sich der objektive Charakter des Handwerkes und nicht der subjektive des Leiters möglichst ausprägen. Die Errichtung von Sparkassen ist zu empfehlen, vor Allem aber besondere Sorgfalt auf den Unterricht zu wenden. Es ist zu betonen, daß unsere Vereine nicht weniger in dieser Beziehung leisten sollen, als die unchristlichen Vereine dieser Art, und es soll für sie eine Ehrensache seyn, sich auch in gewerblicher Tüchtigkeit auszuzeichnen. In manchen Vereinen werden Fragen von allgemeinerem Interesse vorgelegt und in parlamentarischer Form besprochen, so über den Nutzen und Schaden des Wanderns, über Gewerbefreiheit, Zunftwesen, Handwerksburschen-Wettel u. dergl. Fragenlasten aufzustellen und Bibliotheken einzurichten. Wichtig erscheint, daß auch Meister gewordene Gesellen im Vereine bleiben. In Frankfurt besteht ein Verein, in dem die Gesellen Besucher und die Meister die Mitglieder bilden. Sehr wichtig ist auch die gegenseitige Ver-

bindung der einzelnen Vereine, wie sie in Rheinland-Westphalen vollzogen ist; namentlich ist dieselbe auch ins Ausland, in Städte, wie Paris, Lyon, Constantinopel u. s. w. zu wünschen, um dort auch Halt und Hilfe zu gewähren. Zur Förderung dessen sey wo möglich ein eigenes Organ für die Vereine und die Aufstellung eines reisenden Agenten zu bewirken.

Was die Lehrburschen betrifft, so wird auch deren Stellung gegenüber den Meistern und Gesellen eine immer fernere. Es gibt schon viele Meister, die gar keine Burschen mehr haben, andere, die sie nicht mehr beherbergen und beköstigen. Immer rascher wird das Gewerbe theils zum Magazin, theils zum Krüppelhandwerk. In Düsseldorf arbeiten bereits  $\frac{2}{3}$  der Meister ohne Gehülfen. Um so mehr gilt es, sich auch der Lehrburschen in religiöser und intellektueller Beziehung anzunehmen. Sonntagschulen in christlichem Geist und Sinn ein dringendes Bedürfnis; daneben Christenlehren durch die Geistlichen, wie in Württemberg und Baiern.

Der Herbergen sich anzunehmen, erfordert die Noth auf der Wanderschaft. Das Wandern hat seine Vortheile meist eingeübt, aber alle seine Nachtheile und Gefahren behalten; es ist für Viele eine Pflanzstätte der religiösen, sittlichen und politischen-socialen Verwilderung. Dieser Nachtheil erwächst besonders aus den Herbergen, deren Wirth sehr häufig geradezu auf die Niederlichkeit der Gesellen speculiren. Soll es besser werden, so bedarf es besserer Herbergen; sie sollten umgeschaffen werden in eine gewaltige Macht des Guten. Ref. verweist auf die auch in diesen Blättern besprochene Schrift: „Das Herbergwesen der Handwerksgehlen von Prof. Clemens Perthes, Gotha 1856.“ Wie mit Rath sey Perthes aber auch als Mann der That mit ermunterndem Beispiel vorausgegangen. Es folgt eine nähere Beschreibung der Bonner Herberge „zur Heimath.“ Sie habe den Charakter des Wirthshauses, aber eines Wirthshauses, in dem keinerlei Verletzung christlicher Zucht und Sitte gebuldet werde. Morgen- und Abend-Andacht werde gehalten, und ohne Zwang dazu den Gästen geboten. Die Wirkung sey eine greifbar gute. Andere Herbergen sehen durch die Concurrenz bedroht, zum Theil auch bereits eingegangen. Auch Verkehr mit den Meistern und Gesellen der Stadt sey angebahnt. Möge dies Vorbild viele Nachfolge finden! Neben der Gründung solcher neuer Herbergen gälte es aber auch, die alten zu reformiren; hierbei könne und solle auch die Obrigkeit zur Abschneidung bestehender Mißbräuche mitwirken. — Ref. schließt mit zehn das Ausgesprochene zusammenfassenden Thesen und stellt einige Anträge an den Central-Ausschuß, deren Erwägung dieser verspricht.

Pfarrer Dürselen (aus Nonsdorf bei Elberfeld) erkennt die Wichtigkeit der Verbindung der Jünglingsfrage mit dem Herbergwesen, berichtet die Gründung einer Herberge „zur Heimath“ in Barmen und spricht sich über mehrere Punkte näher erklärend im Sinne des Referenten aus.

Pfarrer Meher (aus Paris) erzählt auf Aufforderung von dem dortigen Deutschen Jünglings-Vereine. Sein Zweck



sey geistliche Pflege von der Confirmation an. Angeregt von einem armen Deutschen Waisenkinde, arbeiten seine Mitglieber auch für den Verein. Ihre Cassa sey bis jetzt wunderbar gesegnet worden. Ihr Zweck sey allerdings kein anderer, als die jungen Leute zu Christo zu führen. Zehn von den Mitgliedern dieses Vereines seyen bereits auf dem Wege zum Predigt- und Schulamte. Auch ein Hilfsverein bestche daneben, und eine christliche Herberge sey in der Gründung. Bei dem Allem haben wir mit Nichts angefangen. Möchten wir nur recht vielen armen Deutschen, die es bedürfen, in Paris eine „Heimath“ erbauen können! Nebner erbiethet sich, ihm empfohlenen Jünglingen oder Jungfrauen in Paris Leitung und Hülfe zu leisten. (Da dies vielleicht einem oder dem anderen Leser ein willkommenes Anerbieten ist, so bemerken wir, daß die Adresse des theuren Bruders Meher 16 rue Cuvier in Paris ist.)

Dekan Lechler (aus Knittlingen in Württemberg) macht einige verwahrende Bemerkungen zum Schutz für specifisch christliche Erbauungs-Vereine, wie deren in Württemberg viele im Segen bestünden.

Musiklehrer Homann (aus Elberfeld) stellt im Auftrage des Rheinisch-Westphälischen Vereines einige Fragen und fordert besonders zur Gründung von Vereinen junger Kaufleute auf.

In der Mittags-Sitzung erfolgten die Referate über die abgehaltenen Special-Conferenzen.

Sup. Ball referirt über die Conferenz über Sonntagsheiligung. Nach drei Seiten habe die Conferenz sich ausgesprochen; vor Allem ihren Dank gegenüber dem, was von den Regierungen zur Hebung der Sonntagsfeier bereits geschehen sey; ihren dringenden Wunsch, daß noch Mehreres geschehe, um allen Christen das unveräußerliche Recht einer vollen Sonntagsfeier zu sichern; ihre Hoffnung und Bitte, daß Sonntagsruhe und Freude am Sonntag sich in den Familien immer weiter wieder einbürgern.

Pastor Deiß (aus Lübeck) über die Conferenz der Freunde Israels. Verweist auf die im Worte Gottes deutlich verbriefte Bedeutung Israels, als zukünftigen Volkes der Mission; gedenkt der großen Schwierigkeiten der Mission unter Israel, aber auch ihres Segens. Die Theilnahme sey noch viel zu gering. Beantragt im Namen der Conferenz, beim nächsten Kirchentage als Thema der öffentlichen Verhandlung: das Verhältniß der Kirche zu der Mission unter Israel — aufzunehmen; und lud zu einem am folgenden Tage über dies Thema zu haltenden Vortrage ein.

Ober-Appellationsgerichts-Rath Pauli (von Lübeck) über Fürsorge für entlassene Sträflinge. Empfiehlt Unterbringung der Entlassenen in christlichen Familien, soweit diese Gelegenheit mangelt, in Asylen. In letztere seyen wo möglich auch befestigte, christliche Männer, als Mitarbeiter der Entlassenen, aufzunehmen. Die Absicht auf Bekehrung sey nicht zu sehr in den Vordergrund zu stellen, aber Gelegenheit zu gründlicher Erneuerung zu geben. Bei leichteren Verbrechen habe sich die Aufnahme in Asyle gewöhnlich fruchtlos erwiesen; immer solle

die Aufnahme nur so lange währen, bis andere gesicherte Wege des Fortkommens sich öffnen.

Oberbürgermeister Piper (aus Frankfurt a. O.) über die Enthaltensamkeitsache. Schildert in kurzen Zügen die Verwüstung, welche der Branntwein anrichtet. Beantragt zu erklären: daß die Förderung der Enthaltensamkeit und Verdrängung des Branntweins eine allgemeine Christenpflicht sey; daß um Verschärfung der bezüglichen Verordnungen bei den Staaten gebeten; daß am ersten Sonntag in den Fasten eine Predigt gegen den Genuß berauschender Getränke möglichst allgemein gehalten werde.

Propst Nitzsch über den Verein für christliche Kunst. Der Verein bedürfe weiterer und allgemeinerer Theilnahme. Die Zahl der Theilnehmer gegenüber den Zwecken des Vereins sey noch viel zu gering. Doch sey manches Erfreuliche geschehen. Schnorrs Bild: Jesus, als Knabe; Pfannschmidt: Christus in Gethsemane u. a. m. Die Kunst sey in der Evangelischen Kirche wohl selbstständig, dürfe sich aber nicht von dieser trennen. Verweist auf die Wichtigkeit der künstlerischen Darstellung der heil. Geschichte.

Dekan Lechler über die Versammlung der Abgeordneten der Deutschen Bibel-Vereine, deren Hauptresultat schon zu Eingang dieses Berichtes mitgetheilt worden ist. Bei den Bibel-festen sey auf Gründung von Bibel-Lesevereinen hinzuwirken.

Eine Special-Conferenz über den Kampf wider die Sünde der Unzucht, die von Pfarrer Heldring (aus Hemmen in Holland) geleitet werden sollte, wurde in dessen Abwesenheit von Dr. Wichern geführt, in der öffentlichen Sitzung jedoch naturgemäß über dieselbe nicht Bericht erstattet.

Als sämtliche Gegenstände der Verhandlung in vorstehender Weise erschöpft, ergriff der erste Vorsitzende noch das Wort zu einer herzlichen und bewegten Ansprache. Er rühmte, daß noch auf keinem Kirchentage eine größere Einmüthigkeit gewaltet habe, dankte der Stadt Lübeck und ihren Behörden, sowie sämtlichen Förderern des Kirchentages in dieser Stadt, und schloß mit der Bitte, daß der Herr ihnen und allen Theilnehmern diese festlichen Tage bleibend segnen und in freudiger und dankbarer Erinnerung halten wolle. Dankend antwortet Senor Dr. Lindenberg. Sup. Sander wirft noch einen Rückblick auf die Verhandlungen, hebt dankend gleichfalls hervor, daß die Einigkeit des Geistes wohl nie auf einem Kirchentage erfreulicher hervorgetreten sey, bittet dringend, den Kirchentag nicht zu verschieben, und schließt mit Gebet und Segen die Versammlung.

Die Aufnahme, die der Kirchentag von Seiten Lübecks gefunden hat, war eine sehr herzliche. Die Verhandlungen fanden viele Theilnahme, und namentlich die Abendgottesdienste, die täglich in verschiedenen Kirchen gehalten wurden, waren stets überfüllt. Ueberhaupt war zu erkennen, daß der Kirchentag einen Wiederhall in der Bevölkerung fand und diese in eine gewisse innere Bewegung brachte. Die Prediger waren: Sander, Wöbling, Ball, Schubring, Lechler, Mallet, Mann, Wünsche, Tregel. Gewiß nicht der geringste Segen des



Kirchentages liegt in diesen Missionspredigten; man mußte es in Lübeck bedauern, nicht mehrere Kirchen zu Abendgottesdiensten geöffnet zu haben. Das Entscheidende, Ausschlag Gebende bei all' solchen Versammlungen ist aber etwas Unsichtbares: die geistige Atmosphäre, die auf dem Ganzen lagert. Und diese war in Lübeck eine gute und wohlthuende, wie nur je auf einem der vorausgegangenen Kirchentage. So möge des Herrn Güte noch recht oft solche Tage des Segens, Vielen zur Stärkung und Erquickung, unserer Evangelischen Kirche schenken!

## Nachrichten.

### Die Herbstversammlung des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen am 7. und 8. October.

(Schluß.)

Ueber Mittag waren noch sehr viele liebe Gäste eingetroffen, so daß die wichtige, auf Nachmittags angesetzte Besprechung besonders viele Theilnahme fand. Past. Ahrendts in Brumby (früher in Halle) hatte auf unserer Frühjahrsversammlung einen Vortrag gehalten über die schwachen Seiten der Preussischen Union und daran den Antrag geknüpft, daß die confessionelle Frage, die in Gnadau so lange geruht, wieder aufgenommen werden möchte. Wer da weiß, wie genügend und fattsam diese Frage durch einen langen Zeitraum unter uns erwogen, und welche Kämpfe sie hervorgerufen und welche Thränen, der mußte Gott wohl danken, daß der Streit, ohne daß er gefühllos gemieden wurde, in der letzten Zeit von selbst fortgefallen war, und mußte es als eine Art Versuchung ansehen, ihn noch einmal wieder herauf zu beschwören. Es wurden auf jener Versammlung daher auch nicht wenige Stimmen laut, welche sich gegen den Antrag erklärten, dennoch kam es zu dem Beschluß, ihm nachzugeben, nur wurde Br. Ahrendts aufgegeben, die von ihm genau zu formulierenden Thesen dem Vorstande des Vereins erst vorzulegen und mit ihm zu berathen. Ehe er diese vortrug, sprach er ein brüderliches Wort zur Verständigung. Er sey gefragt worden, ob er mit seinem Antrage die Absicht gehabt, die Gnadauer Konferenz zu einem lutherischen Verein zu machen. Darauf erwiderte er, es habe noch niemals gefrommt, Friede zu rufen, wo kein Friede war. Den Kampf habe er und seine Genossen nicht gemacht, sondern ererbt. Der Vorschlag zur Aufnahme des Streits sey aus dem Gefühl der Billigkeit hervorgegangen. Beide Theile sollen gehört werden, und das nächste Mal möge ein eifriger Unionsmann die Thesen stellen. Ref. sehe die Gnadauer Konferenz keineswegs für einen lutherischen Verein an, sondern als einen Hafen, wo zwei Mal des Jahres viele mit Kirchengut beladene, unter verschiedener Flagge segelnde Rauffahrer unserer Provinz einlaufen und wo die Kaufleute und Schiffer sich die auf ihren Reisen gesammelten Schätze der Erfahrung und Erkenntniß mittheilen und gestärkt durch solchen Austausch wieder auf die Höhe fahren. Die Gnadauer Konferenz sey seit ihrer Entstehung der Gradmesser gewesen des christl. und kirchl. Glaubenslebens unserer Provinz, und wie sich die Sonne ja auch in kleinen Wassern spiegelt, unserer Zeit. Das sey ihre Signatur, die von niemand gemacht, sondern historisch erwachsen sey. Die Confessionellen seyen die letzten, die ihr diese Signatur rauben oder nur bestreiten möchten, sie halten es vielmehr für ein Glück, in dieser Zeit der Sprachverwirrung einen solchen Ort

herzlicher und brüderlicher Verständigung zu besitzen und begehren deshalb auch nicht, alle Plätze mit den Ihrigen zu besetzen, nur verlangen auch sie Sitz und Stimme, als ihnen von Gott und Rechts wegen zukommend, ferner auch sie Kinder dieses Hauses seyen. Hierauf begegnete Past. A. einem andern gegen ihn geäußerten Bedenken, warum er gerade zu einer Zeit, wo der Wind von oben nicht günstig wehe, die Parteifahne erhebe; er sagte, sie steuern einem Ziele zu, das nicht zeitlich, sondern ewig sey. Ehrlich währe am längsten, und wer am ersten nach dem Reiche Gottes trachte und nach seiner Gerechtigkeit, dem werde alles zufallen. Endlich suchte er das herrschende Mißtrauen gegen seine Partei zu beseitigen. Je mehr sich das christl. Leben erweitere und vertiefe, desto mehr setze es sich auch mit der Vergangenheit in Rapport und besinne sich darauf, was es nicht war. Wie der vorname Sohn sich auf alles besann, was er in seines Vaters Hause gehabt hatte, so besinnen auch wir uns jetzt auf alles, was wir in dem Mutterhause der Kirche gehabt haben. Zu diesen Schätzen des Mutterhauses gehören vor allem das Bekenntniß, aber nicht bloß dies, sondern auch das Gesamtleben im Hause, die Lieber, die Gottesdienste, die Kirchenordnungen, die Gemeindeordnungen, die Sitte und der Brauch bei Taufe und Abendmahl, bei Confirmation und Copulation, bei Beichte und Begräbniß. Die Herstellung der alten Liedertexte, die liturgischen Forschungen und Entdeckungen, die Zeugnisse für die reformatorische Praxis bei Ehescheidungen, die Polemik gegen die Freimaurerei, die Belebung des Kirchengefanges, die Versuche, zur rechten Beichtpraxis zu gelangen, die kirchliche Behandlung der Begräbniße, die Wiederherstellung der Vespere und Nebengottesdienste, die Sorge für den rechten Gebrauch des Katechismus in Schule und Kirche, die hohe Auffassung des Predigamts, als einer göttlichen Institution, die wachsende Erkenntniß von der objectiven Macht der Kirche, überhaupt das tiefere Verständniß des dritten Artikels — das Alles sey ein Beweis dafür, daß der Kern unseres Strebens ein fortschreitendes Sichbesinnen sey auf die anvertrauten Kirchenschätze. Der Kampf für die Erhaltung des Bekenntnisses stehe auf einer Linie mit dem Kampf für die Erhaltung eben dieser Schätze, und das treue Ausharren in diesem Kampfe werde seiner Zeit belohnt werden. Kämpfen die Confessionellen auch jetzt noch zum Theil ohne ihre Gemeinden, so kämpfen sie doch für sie, wie es der Väter Pflicht sey, für ihre Hausgenossen zu sorgen. Man schelte sie exclusiv, sie seyen es auch, aber nicht darum, weil sie das ihnen Fremdbartige verachten, sondern weil sie das Eigenartige sammeln, pflegen und stärken wollen, um so auch dem Fremdbartigen eine Stütze und Hilfe zu werden. Sie wollen das ganze volle Hausrecht, auch deshalb, um besser Gastfreundschaft üben und den Fremden gerecht werden zu können. Von diesem Gesichtspunkte aus wollen die vorliegenden Thesen angesehen seyn. Diese lauten, wie folgt:

I. Es ist historisch nachweisbar, und der Natur der Sache entsprechend, daß kirchliche Bekenntnisse nur auf dem vom heil. Geist besetzten Boden gemeinschaftlichen Glaubenslebens erwachsen sind und erwachsen können.

Numerk. Einzelne Personen können wohl Concipienten, nicht aber Autoren kirchlicher Bekenntnisse seyn.

II. Denselben Boden gemeinschaftlichen Glaubenslebens sind gleicherweise die Ordnungen des Gottesdienstes und die Ordnungen des christlichen Lebens sowohl in der Sitte des Hauses, als auch in der Verfassung der Gemeinde, als auch im Regiment der ganzen Kirche entsprossen.

Beilage.



III. Bekenntniß, Cultus, Regiment und Gemeinbeordnung stehen in der innigsten Wechselbeziehung zu einander, nur daß das Bekenntniß in diesem Organismus die Stelle des Hauptes einnimmt. Confessio est norma docendi, colendi et regendi.

IV. Christliche Wahrheiten können im Fortschritt des Glaubenslebens allerdings tiefer verstanden und Häresien gegenüber adäquater ausgedrückt werden; damit aber werden die früheren Bekenntnisse nicht antiquirt und beseitigt, sondern conservirt und bestätigt. Das Nicaenum hebt das Apostolicum nicht auf, so wenig als die Apologie die Augustana überflüssig macht.

V. Die Befähigung, christliche Wahrheiten in tieferm Verständniß und adäquaterem Ausdruck zum kirchlichen Bekenntniß zu erheben, ist nicht der Doctrin eines oder mehrerer gläubiger Theologen verliehen, sondern dem productiven Glaubensleben in seiner Gesamtheit, das den Beweis des Geistes und der Kraft zu führen im Stande ist.

Anmerk. Wie im Leben des einzelnen Christen besondere Gnadenzeiten eintreten, wo sich die christlichen Erfahrungen zu festen Glaubenssätzen krystallisiren, so gibt es auch in der Geschichte der christl. Kirche besondere Frühlingszeiten, wo Hauptstücke der christlichen Wahrheit in die Blüthe treten und eine feste Form gewinnen.

VI. Je mehr in einer Zeit die Kritik und Doctrin vorherrscht, je mehr die Gemüther durch Reflektion zersireut und aus der Realität des Glaubens gerissen sind, je größer mithin die Sprachverwirrung ist, desto weniger ist sie geeignet, die Erfahrungen christlichen Lebens in allgemein aussprechenden und allgemein gültigen Bekenntnissen zu fixiren.

VII. Wer die Zeichen unserer Zeit einigermaßen zu deuten versteht, der muß, wenn er kein Poet ist, bekennen, für uns ist noch nicht die Stunde gekommen, neue Bekenntnisse zu erzeugen, wenn wir uns auch freuen dürfen, daß unsere Zeit Elemente in sich birgt, solche vorzubereiten.

VIII. Für unsere Lutherische Kirche in Preußen gelten die Lutherischen Bekenntnisse der Reformation.

IX. Ihre Geltung wäre aber illusorisch und eine bloße Phrase, wenn sie sich nicht auf Lehre, Cultus, Regiment und Gemeinbeordnung erstreckte.

X. Die Preussische Union in ihrer mißverstandenen Auffassung hat diese Geltung der Symbole wohl eine Zeit lang verdunkeln, aber nicht vernichten können; sie ist bei fortschreitender Entwicklung des christlich kirchlichen Lebens im Begriff, Schritt für Schritt auf ihren wahren Bestand zurückzugehen.

XI. Eine Lehrunion wollte, konnte und sollte die Preuß. Union nicht seyn, weil sie kein Bekenntniß aufstellte, in welchem die eigenthümlichen Bekenntnisse der Lutheraner und Reformirten als in einer höhern Einheit ihren Ausdruck gefunden hätten. Tertium non datum est.

Anmerk. Hat Indifferentismus und Unklarheit seiner Zeit die Preuß. Union geißbraucht, dem Sonderbekenntniß in der Lehre Gewalt angethan, so hat das doch niemals in der Intention ihres königl. Stifters gelegen. Cf. den Erlaß Sr. Majestät des Königs vom 6. März 1852, wo es heißt: „Sowohl nach den erwähnten Erlassen (1817 und 1834) des hochsel. Königs, als auch nach oft wiederholten Aeußerungen desselben gegen Mich, steht es unzweifelhaft fest, daß die Union nach Seinen Absichten nicht den Uebergang der einen Confession zur andern, und noch viel weniger die Bildung eines neuen dritten Bekenntnisses herbeiführen sollte“ etc.

XII. Die Preussische Union hat auf dem Gebiet des Cultus (durch die Agende) die Kirchengemeinschaft beider Confessionen zu vollziehen versucht. Je mehr aber durch Forschungen auf diesem Gebiet die Erkenntniß sich verbreitet hat, daß das Eigenthümliche der Lehre hier seinen reichsten und lebendigsten Ausdruck gefunden hat, desto mehr hat die Union auch hier angefangen, sich zurückzuziehen und der Confession ihr Recht zu lassen.

Anmerk. Schon ein Erlaß der obersten Kirchenbehörde vom 29. August 1849 spricht es aus, daß nach den bestehenden Gesetzen das besondere Bekenntniß auch innerhalb der Union die Grundlage der besondern Kirche und das Prinzip geblieben ist, welches die kirchlichen Lebensäußerungen zu richten (norma colendi) und zu gestalten hat, und daß es darüber nicht erst einer besondern Erörterung bedarf; — und die Allerhöchste Ordre vom 6. März 1852 verpflichtet die Kirchenbehörden, „das Recht der verschiedenen Confessionen und die auf dem Grunde desselben ruhenden Einrichtungen“ (also auch den confessionell gestalteten Cultus) „zu schützen und zu pflegen.“ — Um auch das Neueste anzuführen, weisen wir hin auf die Thatsache einer reformirten Synode, die in diesen Tagen in Halle abgehalten wird zur Herstellung und Feststellung der reformirten Eigenthümlichkeit nicht bloß in Lehre (Katechismus) und Verfassung, sondern auch im Cultus.

XIII. Die in der Lutherischen Kirche Preußens hergebrachte Confessorial-Verfassung ist bis jetzt in ihren äußern Formen durch die Union nur insofern alterirt, als sie auch auf die Reformirte Kirche mit ausgedehnt worden ist. Der hierdurch entstandenen Gefahr confessioneller Konflikte ist aber prinzipiell vorgebeugt durch die für das Kirchenregiment angeordnete itio in partes, welche freilich noch ihrer Durchführung nach unten entgegenharrt.

XIV. Die Preussische Union besteht demnach realiter in der Aufhebung des Verbotes, Mitglieder der andern Confession zum heil. Abendmahl zuzulassen, woraus aber weder einerseits ein Recht, noch andererseits ein Zwang der Zulassung, und noch weit weniger eine Alterirung des Bekenntnißstandes oder eine Aenderung des Cultus hergeleitet werden darf. Die Gäste haben sich in die Hausordnung zu fügen.

Anmerk. Der Allerhöchste Erlaß vom 6. März 1852 spricht es in der zu Theses XI. angeführten Stelle als unzweifelhaft gewiß aus, daß die Preussische Union nicht eine Lehrunion seyn soll, „wohl aber aus dem Verlangen hervorgegangen ist, die traurigen Schranken, welche damals die Vereinigung von Mitgliedern der beiden Confessionen am Tische des Herrn gegenseitig verbot, für alle diejenigen aufzuheben, welche sich im lebendigen Gefühl ihrer Gemeinschaft in Christo nach dieser Gemeinschaft sehnten, und beide Bekenntnisse zu Einer Evangelischen Landeskirche zu vereinigen.“ Es darf mithin innerhalb der Preussischen Union ein lutherischer Pfarrer einen Reformirten zum Abendmahl zulassen und umgekehrt, vorausgesetzt, daß jenes lebendige Gefühl der Gemeinschaft in Christo vorhanden ist.

XV. Wer sich, wie Viele von uns, nach einer höhern Union sehnt, der richte sein Augenmerk nicht auf Synoden, wo Confessionen und Katechismen „amalgamirt“ und Agenden gemacht werden, sondern befeißige sich der Treue in dem, was er hat, damit ihm von Gott das Größere könne gegeben werden.

Indem wir die unwichtigeren Einwürfe übergehen, welche bei der nun eröffneten Besprechung gegen diese Thesen gemacht wurden, heben wir nur die hauptsächlichsten Differenzen hervor. Bei Thes. III.



wurde der Ausdruck angegriffen: *Confessio est norma docendi, colendi et regendi* und von einer Seite bemerkt, daß selbst die Bekenntnisschriften die h. Schrift als die einzige Glaubensnorm betrachtet wissen wollten. Das wurde nun wohl gern zugegeben, jedoch darauf verwiesen, daß die in dem Bekenntniß dargelegte Auffassung der Schriftwahrheit die besonderen Kirchengemeinschaften constituire, welche ohne eine bestimmte Norm der Lehre gar nicht denkbar seyen, welche zugleich Princip werde für die Entwicklung des Kultus und der Verfassung. Bedeutenderen Widerspruch fand aber in Thes. IV. die Behauptung, daß mit den neuern Bekenntnissen die frühern nicht antiquirt und beseitigt, sondern in denselben conservirt und bestätigt werden. Es wurde dagegen geltend gemacht, daß selbst die großen Concilien in ihren Bekenntnissen vieles aufgestellt haben, was hernach wieder verworfen sey. Was wolle man sagen zu den Bekenntnissen, welche das Mittelalter aufgestellt habe? Was zu den Lehrdifferenzen der alten Kirche? Wenn nun keine so stricte Entwicklung vorhanden sey, so solle man bedenken, daß wir in einer Zeit der Säkularung leben, da solle man viel mehr das Princip festhalten, als den Buchstaben. Der Redner freute sich aufrichtig jeder lebendigen Regung des Glaubens, er stehe im Herzen den Vätern nahe, welche mit dem Bekenntnisse Ernst machen, aber wie selbst unter den Confessionellen keine vollkommene Einheit vorhanden sey, so bitte er um gleiche Rücksicht für seine freiere Stellung zu den Bekenntnissen. Hierauf erwiderte der Theesensteller, er fühle in Einem Punkte sich noch schwach. Die Confessionskirche sey noch nicht seine Kirche. Er erwarte noch eine andere, die Gott aber geben müsse. So oft das Wort *una sancta catholica ecclesia* ertöne, trete ihm diese Kirche vor das geistige Auge. Für diese schwärme er. Sie sey aber noch nicht da; darum ahne er den Willen Gottes darin, daß er die Schranken sich gefallen lasse, die Kirche, in der er lebe, und er finde in ihr so viel Schätze, daß wir lange werden gestorben seyn, ehe sie gehoben sind. — Es muß zugestanden werden, daß der Einwurf, die Bekenntnisse haben historisch in Stetigkeit sich nicht entwickelt, keine genügende Widerlegung gefunden, so daß der Schluß von Thes. IV.: das *Nicenum* hebt das *Apostolicum* nicht auf, so wenig als die Apologie die *Augustana* überflüssig macht, zwar seine Wahrheit behält, aber nicht der Ausdruck in seiner Allgemeinheit: die frühern Bekenntnisse werden in den spätern conservirt und bestätigt. In der Auffassung der Sache überhaupt zeigte sich aber hier schon eine Grunddifferenz, die später noch mehr hervortrat. Gegen Thes. V—X. wurden keine bedeutenderen Ausstellungen gemacht. Bei Thes. XI. bemerkte eine Stimme, daß es eines eignen dritten Bekenntnisses gar nicht bedürfe; der Consensus sey die Norm für die Lehre, worauf freilich erwidert wurde, der müsse doch erst wieder nachgewiesen werden, weshalb auch die Generalsynode den Versuch zur Aufstellung eines neuen Bekenntnisses gemacht habe. Dieselbe Stimme beklagte sich bei Thes. XII., daß durch den Gebrauch der lutherischen Spendeformel die Union in ihrem Rechte verlegt worden sey, worauf erwidert wurde, die in der Anmerkung angezogene Rabinetsordre wolle nur, daß auf diesem Gebiete alles ordentlich zugehe, und wenn unter Autorität der Kirchenbehörden der Gebrauch jener Formel gestattet werde, so habe die Union sich nicht zu beklagen. Die lebhaftesten Aeußerungen rief Thes. XIV. hervor. Es wurde von gewichtiger Seite behauptet, das sey das Wesen der Union, daß ein Pfarrer nicht das Recht habe, ein Glied der andern Confession vom Abendmahl zurückzuweisen, vorausgesetzt, daß er nicht andere Bedenken habe, die mit der Confession nicht zu-

sammenhängen. Die Rabinetsordre von 1834 wolle freilich jede Confession in ihren Rechten schützen, aber nehme auch den Geist der Mäßigung und Milde in Anspruch und mit dem sey es nicht wohl vereinbar, das Glied der andern Confession vom Altar abzuweisen. Darauf wurde nun freilich erwidert, daß jeder Gast sich in die Hausordnung schiden müsse. Kame ein Reformirter und bitte um das Sacrament, ohne seine Ansicht vom h. Abendmahl geltend zu machen, so könne man ihn in der Voraussetzung zulassen, daß er nach der Wahrheit Verlangen habe; im Gegentheil könne er nicht zugelassen werden. Da diese Erörterungen sehr ins Einzelne gingen, so wurde daran erinnert, daß auf dem Gebiete der Casuistik die Sache am wenigsten zur Entscheidung kommen würde. Man wurde sich bewußt, daß man hier wieder an einer Gränze angelangt sey, wo die Ansichten sich schieden. Man war daher zufrieden, daß man sich offen gegen einander ausgesprochen habe, und freute sich, daß dies hatte in so freundlicher brüderlicher Weise geschehen können. Die Unterredung wurde in dem lebendigen Gefühle geschlossen, daß durch des Herrn Gnade die Einigkeit im Geiste nicht nur nicht gestört, sondern neu belebt sey, wofür wir in dem Schlußgesang dem treuen Hirten und Bischof der Seelen unsern Dank darbrachten.

Diese interessante Besprechung hatte sich bis spät in den Abend hineingezogen, so daß uns nur wenig Zeit der Erholung bis zum Beginn des Abendgottesdienstes um halb 8 Uhr gegönnt war. Derselbe vereinigte uns, wie gewöhnlich, mit der Brüdergemeinde, und man kann sich denken, zu welcher großen Versammlung Pastor Germann aus Gohre redete, der die Leitung dieser Andacht übernommen hatte. Er legte Joh. 14, 8—14 auf eine einfache Art aus, wobei er besonders auf die größern Werke hinwies, die nach der Verheißung des Herrn wir nach seinem Hingange thun sollten, und die Kraft des Gebets in dem Namen Jesu. Als er zuletzt sagte, wer denn bei dem Herrn Jesu zu bleiben entschlossen sey, solle sich mit erheben, standen alle auf, beteten mit und empfahlen sich in dem Schlußgesang dem Herrn ihres Lebens zum Schutz und Schirm auch in dieser Nacht.

Nach dem einfachen Mahl brachte mit voller Zustimmung des Vorstandes Herr Professor Jacobi aus Halle die bei unserer vorigen Versammlung schon angeregte Sache der Diakonissen-Anstalt da selbst wieder zur Sprache. Er mußte leider die Klage erheben, daß die damals so dringend ausgesprochene Bitte um Unterstützung des Unternehmens fast gar keine Berücksichtigung gefunden. Halle selbst habe gethan, was es gekonnt, und seyen hier etwa 4000 Thlr. zusammengebracht worden, aber aus der Provinz sey fast gar nichts eingelaufen. Und doch bedürfe man grade jetzt der Beihilfe so sehr. Man mußte diese Klagen mit dem größten Bedauern und der größten Beschämung vernehmen, man legte es den anwesenden Superintendenten und Geistlichen besonders ans Herz, die wichtige Angelegenheit in ihren Diöcesen zur Sprache zu bringen und wir können uns nicht enthalten, auch an unsere Leser die herzlichste Bitte zu richten, derselben ihre Theilnahme nicht zu versagen.

Früh Morgens 7 Uhr waren wir am andern Tage schon wieder vereinigt, um nach gemeinschaftlichem Morgengesang und Gebet die Eröffnungsrede zu hören, welche Consistorial- und Schulrath Bied aus Erfurt übernommen hatte. Gegenstand derselben war das Schifflein Christi Matth. 8, 23—27. Der Redner schilderte zuerst in ergreifender Weise die Bedrängnisse des Schiffleins, die Noth der Kirche. Diese bestehe nicht bloß in dem allgemeinen Verfall des religiösen



und sittlichen Lebens, sondern auch und vornämlich in dem Verfall der brüderlichen Liebe unter den Gläubigen. Eine tiefe Zerrissenheit gehe durch die Herzen und ein schlimmes Mißtrauen habe sich ihrer bemächtigt. Wer sich für die Union ausspreche, da heiße es, er sey kein Confessioneller, und dieser werde von dem Segner ein Fanatiker genannt; wer dem Gustav-Adolphs-Verein das Wort rede, den verdächtige man der Unentschiedenheit, und wer der Mission mit Hingebung diene, soll es zu weit treiben. Man streite oft mit Leidenschaft für die Rechtgläubigkeit und leide dabei an der rechten Gläubigkeit Schiffbruch. Das seyen schlimme Zeichen der Zeit; die Wellen gehen schon hoch, bald werden sie das Schifflein bedecken. Der Herr werde nicht mehr lange zögern mit seinem Gericht und Wiederkunft. Wenn er seinen Jüngern hier zurufe: o ihr Kleingläubigen, warum seyd ihr so furchtsam! ach, daß wir nur erst recht furchtsam würden, ach, daß wir die Noth der Kirche nur erst recht zu Herzen nähmen! Aber welch eine Gleichgültigkeit und Sorglosigkeit fast überall, man verläßt sich in geistiger Trägheit auf die Verheißung des Herrn, daß die Pforten der Hölle seine Gemeinde nicht überwältigen sollen, man beruft sich darauf, es sey in der letzten Zeit doch besser geworden. In mancher Beziehung möchte das auch wahr seyn, aber im Ganzen und im Großen sey der Unglaube mit solcher Frechheit doch noch nie aufgetreten, ein so tiefer sittlicher Verfall sey noch nicht dagewesen, und wenn die Kirche des Herrn auch wohl bleiben werde, so könne Gott unsern Leuchter doch bald von der Stätte stoßen. Als die Jünger die Gefahr erkannten, da riefen sie mit Einer Stimme: Herr, hilf uns, wir verderben! Und er erhört ihr einmüthiges Gebet, steht auf und hilft. O wenn doch unter denen, die den Herrn Jesum lieb haben, solche Einmüthigkeit erst sichtbar würde, ach wenn die zwei Confessionsheere zu solcher Gemeinschaft des Geleits bei der Noth der Kirche sich erst einigten! Es bleibe jeder bei seinem Lager, aber wenn die Gefahr erscheint, treten alle zusammen, des Habers vergessend, und suchen bei dem Einen Helfer die Eine Hilfe. Das ist es, worauf es ankommt. Aber wir verlassen uns zu sehr auf menschliche Hilfe. Der eine erwartet die Rettung für die Kirche vom Thron, der andere von den Kirchenbehörden, dieser von einer Landesynode, jener von Presbyterien, mancher sogar vom rhythmischen Choralgesang. Wir freuen uns, daß wir einen frommen König und gläubige Kirchenbehörden haben. Aber radicale Hilfe kommt von menschlicher Seite nicht. Jede menschliche Einrichtung kam so gut ein Hinderniß werden, als eine Förderung. Die rechte Hilfe bringt nur der Herr. Und ob er gleich schlummert, so ist er doch da. Aber unser Gebet muß ihn wecken, und so weit wir beten können, wird uns geholfen. Durch das Gebet haben die Apostel ihre Siege errungen und die Gläubigen aller Zeiten mit ihnen. Die Frage ergeht an uns daher: Wie steht es mit dem Gebet? Ohne das Gebet unsere Predigt ein tönend Erz und eine klingende Schelle, ohne Gebet unsere Arbeit und Mühe um die Seelen vergeblich, ein Tag ohne Gebet ist wie ein Brunnen ohne Wasser, wie eine Uhr ohne Räderwerk, eine Muschel ohne Geist und Leben. Darum sey das unsere Lösung: Betet ohne Unterlaß! und unser Bund ein Beterbund!

Nach dieser Weihe unseres hentigen Tagewerks hatten wir den Genuß, von einem alten Freunde unsers Vereins, der schon manchmal durch ein belebendes Wort uns erquickt hatte, Herrn Präsidenten von Gerlach aus Magdeburg, einen anregenden kurzen Vortrag über zwei wichtige Gegenstände zu hören. Der verehrte Mann ging davon aus, daß er auf eine längere Zeit der irdischen Wallfahrt zurückblicken könne, als die meisten der Gegenwärtigen, und wenn er das Leben der Gläubigen vor etwa 40 Jahren sich vergegenwärtige, so sehe er, daß ein Grundton hindurchklinge, der jetzt weniger hörbar sey, das alles andere überwiegende und beherrschende Bewußtseyn, ein Kind Gottes zu seyn. Das hing damit zusammen, daß das Christenthum damals noch vorzugsweise aufgefaßt wurde als der Heilsweg. Die Frage: Was soll ich thun, daß ich selig werde? habe alle vornämlich beschäftigt. Das sey zwar auch Lutherthum. Der lutherische Katechismus beziehe auch die großen Gedanken der göttlichen Offenbarung immer und sogleich auf das Heil der Einzelnen. Die majestätischen Bitten des B. U.: dein Name werde geheiligt, dein

Reich komme, werden in demselben sogleich individuelle Bitten, der Name soll bei uns heilig werden, das Reich zu uns kommen u. s. w. Durch dieses Grundbewußtseyn sey es geschehen, daß der Unterschied zwischen dem Geistlichen- und Laien-Stande sehr zurückgetreten sey. Man habe es damals gern gesehen, daß auch die Laien predigten und Seelsorge übten. Man habe die Geistlichen nur als Brüder in Christo betrachtet und auch im geselligen Verkehr sie so behandelt, der Amtsherr habe seinen gläubigen Pastor z. B. gern gebüht. Die Zeit sey jetzt eine andere geworden. Man fasse das Christenthum jetzt mehr als Königreich Christi auf. Die heiligen Ordnungen dieses Reiches beschäftigen die Gemüther; daher das Interesse für Herstellung der Liturgie und Ausbildung aller kirchlichen Formen, welches der frühern Zeit fern lag. Und wie das geistliche Amt auch eine solche Ordnung sey, so trete es in seiner eigenthümlichen Würde mehr hervor und gebe ihm eine veränderte Stellung zum Laienstande. Das Amtsbewußtseyn der Geistlichen sey lebendig geworden. Das führe aber sehr ernste Pflichten mit sich, nicht bloß Rechte. Noblesse oblige, sage man. Das gelte auch von dem geistlichen Amte. Hat dasselbe ein großes göttliches Recht, so hat es auch die Pflicht, dasselbe auszuüben. Aber die Laien erfahren davon noch nicht genug. Sie wünschen, daß die Pastoren in der Seelsorge mehr Gebrauch von ihrem heiligen Amtsrecht machten. Aber sie sollen dabei auch die zarten Rücksichten nicht vergessen, welche dies Verhältniß ihnen auferlegt. Nicht bloß das eigentliche Weichtgeheimniß sollen sie bewahren, sondern auch in jeder Beziehung das Vertrauen ehren, das sie empfangen. Auch hier heiße es: Noblesse oblige.

In eben dem Maße, als das Amtsbewußtseyn der Geistlichen gestiegen, kommt auch etwas Aehnliches bei den Laien zur Geltung — das Gemeindeamt. Vor 30 Jahren bestimmte man sich um Gemeindeverfassung sehr wenig; Verfassungen seyen für die Welt. Aus der entgegengesetzten Anschauung seyen die Grundzüge von 1850 hervorgegangen. Es durchbringe die jetzige Zeit das Bestreben, die Gemeinde zu organisiren, und dies sey auch ganz berechtigt. Was man auch gegen jene Grundzüge haben möge, dem allgemeinen Verlangen nach Verfassung der Gemeinde müsse man doch Rechnung tragen. Und Anlässe zu einer solchen Organisation finden sich auch in den jetzigen kirchlichen Verhältnissen, an die man anknüpfen könne. Ueberall finden sich noch Kirchvorsteher. Sie betrachten ihr Amt zur Zeit freilich noch von sehr äußerlichem Standpunkte, aber der Geistliche müsse das rechte Amtsbewußtseyn in ihnen zu beleben suchen. Es sey von großer Wichtigkeit, daß er namentlich in Angelegenheiten der Kirchenzucht von dem Gemeindevorsteher getragen werde. Man müsse den Leuten nur nicht gleich zu viel zumuthen. Man halte mit ihnen regelmäßige Zusammenkünfte, bei denen das Gebet und die Betrachtung des göttlichen Wortes nicht fehlen dürfe. Wären sie fürs erste auch noch stumm und stumpf, Gott könne ihnen Herz und Mund nach und nach aufthun. Erwießen sie sich als ganz untauglich, so könne man auf ihre Remotion denken. Man könne auch noch weiter gehen. Einzelne Superintendenden haben zu ihren Diöcesanconferenzen auch schon den Kirchvorsteher und Ortsvorstände zugezogen zu großer Befriedigung Aller. Auf dieser Bahn habe man fortzuschreiten. Durch Zuziehung der Laien werde das geistliche Amt immer gestärkt.

Der Vorsitzende konnte dem Herrn Präsidenten von Gerlach nur seinen innigsten Dank dafür aussprechen, daß er einen so hochwichtigen Gegenstand unter uns in Anregung gebracht habe. Das Amtsbewußtseyn liege unter den Geistlichen noch viel mehr darnieder, als er angedeutet. Nur wenige Geistliche handeln mit der Selbstständigkeit, welche das Amt fordere, und es sey höchnsthin, daß dies in nähere Erwägung gezogen werde. Ebenso wichtig sey es, daß der Geistliche sein Amt stärke durch Heranziehung und Belebung des Gemeindevorstandes. Das war auch die Meinung der Versammlung, und es wurde sogleich beschloffen, daß beide Gegenstände auf die Tagesordnung der nächsten Versammlung gesetzt werden sollten.

Nun konnten wir endlich übergehen zur weitem Besprechung des Vortrags, den Herr Superint. Dr. Arnoldt zu Walternienburg bei voriger Versammlung über das Thema gehalten hatte: Was ist zu thun, daß mit Gottes Hilfe den Schäden abgeholfen werde, welche



bei der Taufhandlung, der Abendmahlsfeier, der Trauung und dem kirchlichen Begräbniß offenbar zu Tage liegen? Der Verfasser bespricht in diesem bereits gedruckten Vortrage (Halle, Mühlmann) zuerst die zu Tage liegenden Schäden, dann gibt er die Generalmittel an, wodurch denselben abgeholfen werden möge, und kommt endlich zu den Specialmitteln. Dabei waren wir in voriger Versammlung stehen geblieben, und der Redner besprach nun zunächst die Nothwendigkeit einer rechten Stellung zur Taufe. An dieser fehle es in der gegenwärtigen Zeit noch gar sehr. Auch die Gläubigen wissen nicht zu unterscheiden zwischen Wiebergeburten und Erweckung. Sie sprächen von der Wiegeburt als einer Sache, die mit der Taufe gar nichts zu thun habe. Solch eine Stellung sey aber bedenklich den Laien gegenüber, welche in der Taufe noch das Bad der Wiegeburt erblickten und daher die Nothtaufe verlangten, auch der Agende gegenüber, welche in dem Taufformular den Geistlichen sagen ließe: „Der allmächtige Gott und Vater unsers Herrn Jesu Christi, der dich wiedergeboren hat durch Wasser und den h. Geist, und dir alle deine Sünde vergeben hat, der stärke dich mit seiner Gnade zum ewigen Leben“; endlich der Schule gegenüber, welche das vierte Hauptstück gelernt hat. Die feste Stellung zur Taufe müsse sich vor Allem darin zeigen, daß wir die Kindertaufe als eine rechte Taufe betrachten. Man habe nach einzelnen Schriftstellen gesucht, welche die Kindertaufe rechtfertigen sollen; es gelte hier aber vielmehr eine organische Auffassung. Im N. T. seyen über die organische Ausbildung der Lehren und Institute keine Vorschriften gegeben, der h. Geist leite diese. Nirgends sey gesagt worden, die Kindertaufe solle nicht seyn. Diese könne nicht 1800 Jahre in der Kirche gegolten haben, ohne Gottes Willen und Geist. Die Gesetze für die organische Ausbildung liegen in dem N. T., das mit dem N. T. ein Ganzes bilde. Der Herr sage, er sey nicht gekommen, das Gesetz aufzulösen, sondern zu erfüllen. Der Herr und sein Geist haben die N. T. Institute erfüllt, indem sie dieselben mit dem eigenthümlichen Leben des N. T. geweiht. So sey es mit dem Sabbath, mit der Ehe, mit der Einsegnung, den Wächnerinnen, dem Pascha und auch mit der Beschneidung. Die Beschneidung sey an den Kindern vollzogen worden, um sie zu bezeichnen als solche, welche dem Volke Gottes angehören, sie habe sie gegen die Welt abgeschlossen, der Herr aber, der gekommen sey, die ganze Welt zu retten, befehle seinen Jüngern in alle Welt zu gehen, um zu lehren und zu taufen. Vermöge der universalistischen Richtung des Christenthums habe auch die Taufe einen universalistischen Charakter bekommen müssen und sie selbst sey ein Beweis des Universalismus des Christenthums; das N. T. werde ein Schatten genannt, dem doch ein Körper entsprechen muß. Der Schatten sey die Beschneidung, der Körper die Kindertaufe. Der Herr habe die Kinder geeignet, er habe gesagt: Solcher ist das Himmelreich, weil er gewußt, was geschehen werde. Er sagt, des Menschen Sohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist. So muß er die Taufe an alle Altersstufen hinarbeiten, weil der Mensch ohne die Taufe verloren geht. Nach Röm. 6 sey die Taufe die Einpflanzung in den Tod und die Auferstehung Christi; weil Christus für Alle gestorben und auferstanden sey, so müssen die Kinder in Ihn gepflanzt werden. Man macht der Kindertaufe den Vorwurf, daß sie eine magische Wirkung üben solle. Das wäre wohl eine magische Wirkung, wenn man die Kinder bloß äußerlich an den Taufstein bringe und meinte, sie sollten dann schon getauft seyn. Gott theile seine Gaben auf zweierlei Weise mit, durch das Wort und die Sacramente. Beide wirken wohl Wunder, aber diese Wunderwirkungen seyen keine magische Wirkungen. Man sage wohl, es müsse Empfänglichkeit für diese Wirkungen da seyn, welche man bei den Kindern nicht voraussetzen könne, aber wenn das Sacrament im Namen des dreieinigten Gottes verwaltet werde, so bleibe das nie ohne Wirkung, die mitgetheilte Taufgnade sey eben nichts anderes, als der Glaube. Um es dem Herzen auch nahe zu bringen, welche Gnadenwirkungen die Taufe mit sich führen, theile unser lieber Bruder viele schöne

Exempel von dem Trost und der Kraft mit, welche dieselbe im Leben und Sterben frommen Herzen gegeben habe, und dann auch einige Stellen aus Luthers und Scribers Schriften zum Lobe der Taufe, welche den Eindruck vollendeten, den sein Vortrag gemacht hatte.

Die sich daran knüpfende Besprechung richtete sich zunächst besonders auf zwei Punkte. Es wurde bemerkt, während das h. Abendmahl in der Zeit des Unglaubens seine volle Würde behauptet habe, sey die Taufe sehr in Verachtung gekommen (was freilich von anderer Seite in Abrede gestellt wurde, man habe doch immer noch die Kinder getauft, während nur wenige zum Altar gekommen seyen), das möchte wohl mit daher rühren, daß hier keine Consecration der Elemente stattfände, wie beim Abendmahl. Zugleich wurde angeführt, daß ein bekannter Prediger sie wirklich vornähme. Einige Bräder stimmten zu, wünschten überhaupt der Taufe mehr Feierlichkeit zu geben, sie in den Bereich des Gottesdienstes ziehen, was andere wieder nicht wollten, die ein eignes Baptisterium in der Kirche haben. Man suchte vielfältig nach dem Grunde, warum die Kirche die Consecration nicht angeordnet habe; zur rechten Klarheit gebie die Sache aber nicht. Ebenso war es mit dem andern Punkte, an dem sich viele Kräfte versuchten. Man war freilich wohl darin einig, daß die Taufe nicht schlecht Wasser, sondern ein gnadenreich Wasser des Lebens sey und ein Bad der Wiegeburt und Erneuerung des h. G., auch daß der Glaube bei der Taufe seyn müsse. Aber über den Glauben der Kinder konnte man sich doch nicht recht verständigen. Einige meinten, solle die Taufe wirklich ein Bad der Wiegeburt seyn, so müsse der Glaube in den Kindern gewirkt werden, und werde mit der Wiegeburt gegeben; der Glaube sey nicht zu denken als ein schon vollkommen Entwickeltes, der, welcher den Mund der Kinder zur Mutterbrust führe, thue auch den Glaubensmund zum Empfang der Gnade auf, jetzt sey der Glaube noch etwas Latentes, es werde durch Einwirkung der christlichen Erziehung aber offenbar; andere wiesen auf die Fürbitte der Paten hin, die den Glauben der Kinder wirke, noch andere faßten den Glauben als allgemeine Empfänglichkeit, noch andere wollten den Kindern auch eine Widerstandsfähigkeit vindiciren, wieder andere behaupteten, wenn die Kindertaufe im N. T. nicht nachgewiesen werden könne, so könne man auf sie auch nicht alles übertragen, was von der Taufe überhaupt ausgesagt werde, es werde in der Taufe zwar der Keim eines neuen Lebens mitgetheilt, der später Glaube aber bringe ihn erst zur Entwicklung. — Mit einiger Ausführlichkeit wurde nur noch die in dem Vortrag berührte pflichtmäßige Sorge für die Hebammen besprochen. Es mußte anerkannt werden, daß im Ganzen noch wenig für ihre christliche Bildung geschehe, und man nahm erst in Ueberlegung, ob man nicht eine Petition dieserhalb an die betreffenden Behörden richten wollte. Das wurde zuletzt aber doch nicht beliebt, weil man das Sachverhältniß noch nicht genau genug kenne. Ein Bruder wurde ersucht, diesen nähere Nachforschungen sich zu widmen, unterdeß solle jeder in seinem Wirkungskreise thun, was er könne. Er solle gewissenhaft in der Ertheilung der Atteste zur Erlangung des Hebammendienstes seyn, die ihm zugewiesenen Hebammen im Worte Gottes unterrichten und sie fleißig ermahnen, und wenn in seiner Pfarochie ein Hebammeninstitut sey, solle er christlich auf dasselbe einzuwirken suchen.

Die Zeit für unsere Beratungen war nun zu Ende. Der Vorsitzende konnte einen dankbaren Rückblick auf die diesmalige Versammlung werfen. Es finden sich zwar noch Gegensätze unter uns, aber die Besprechungen haben gezeigt, wie die gegenseitige Stellung sicherer und richtiger geworden, und wie sehr die brüderliche Liebe alle Differenzen übertrage.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Sonnabend den 1. November.

N<sup>o</sup> 88.

**Inwiefern tragen wir Geistliche selbst die Schuld, daß unsere Predigten im Ganzen so wenig wirken?**

**Ein Vortrag vor einer Versammlung von Geistlichen.**

Heure Brüder! Es liegt die Frage vor: „Warum sind unsere Predigten, selbst wenn evangelisch, doch im Ganzen so wenig wirksam?“ und ich habe den Auftrag erhalten, die Besprechung dieser Frage vorzubereiten. Ich hatte den Auftrag ursprünglich abgelehnt, weil mir die Frage, wie sie gestellt ist, für mich zu überwältigend groß zu sein, und andererseits für mich eine Versuchung darin zu liegen schien, tiefer in das geheime Kämmerlein zu führen, als eine öffentliche Versammlung gestattet. Allein meine Ablehnung kam zu spät und wurde nicht angenommen. So stehe ich hier mit der Bitte um brüderliche Nachsicht und um das Vertrauen, daß mir die Sache und nur die Sache im Sinne liegt, vor Allem aber mit der Bitte zu dem Herrn, Er wolle mir und uns geben, daß wir redend und hörend unverwandten Blickes auf Ihn sehen und auf Sein Kreuz! —

Hat die Frage, warum unsere Predigten, selbst wenn evangelisch, doch im Ganzen so wenig wirksam seien, überhaupt genügende Berechtigung? Man könnte sagen: „unsere Predigten sind nicht vergeblich und wirken mehr, als man unter den gegebenen Verhältnissen erwarten sollte, und manches Körnlein wird noch später, zu unserem eigenen Segen vielleicht erst nach uns aufgehen.“ Es ist dieß wahr, und wir wollen für das Eine dem Herrn in Demuth danken und um das Andere Ihn bitten in Geduld. Aber eben so begründet ist das Bekenntniß: „unsere Predigten wirken nicht genug“, und wir haben die Pflicht, uns klar zu machen, woran es liegt.

Wir können die Gründe außer uns und in uns suchen. Sind unsere Predigten, wie die Frage voraussetzt, evangelisch, und sind sie es im vollen Sinne des Wortes, dann können jene Gründe eigentlich nur außer uns liegen, weil die absolut evangelische Predigt überall wirkt und wirken muß, wo sie nicht auf Widerstand stößt, sondern angenommen wird. Wir würden also obige Gründe in den Gemeinden zu suchen haben und den herrschenden Zeitgeist, den weit verbreiteten Unglauben, die Macht der materiellen Interessen und der Genußsucht, Mammonsdienst,

Fleischeslust, Augenlust und hoffärtiges Leben nennen müssen. Allein wie gründlich wir uns auch aufs Neue klar machen, daß jene feindlichen Mächte zu gewaltig unserer Predigt gegenüberstehen, wir würden wenig Segen davon haben, vielleicht gar uns beruhigt fühlen und unserer Wirksamkeit und unsern eigenen Seelen Schaden thun. Näher liegend und fruchtbarer möchte die Erörterung z. B. der Fragen sein: In wiefern die Schule unserer Predigt noch nicht genug den Boden zubereite, in wiefern die Einrichtung unserer Gottesdienste auch in liturgischer Beziehung die Predigt nicht zur rechten Wirksamkeit gelangen lasse, in wiefern der Mangel an Consolidirung unserer kirchlichen Verhältnisse und der Kirche als solcher in Bezug auf Bekenntniß, Cultus u. s. w. auch die Predigt lähme und dergleichen. Allein auch solche Fragen möchte ich, als nicht nahe genug liegend, von der heutigen Besprechung lieber ausgeschlossen sehen und vorschlagen, daß wir uns ganz auf das Gebiet unsers eigenen pastoralen Wirkens und Lebens zurückziehen. Auch sind ja unsere Predigten nicht absolut, sondern im besten Falle allerhöchstens, und nicht ohne unsere Schuld, nur relativ evangelisch. Ich fasse daher die Frage enger so: In wiefern sind wir Geistliche selbst Schuld, daß unsere Predigten im Ganzen so wenig wirken? Das halte ich für die brennende Frage, und wir dürfen uns nicht scheuen, uns selbst zu richten; wir sind sonst gerichtet und werden gerichtet werden. Und da gilt es, nicht mit dem Pharisäer auf Andere zu sehen, sondern mit dem Zöllner an die eigene Brust zu schlagen. In wiefern sind wir Geistliche selbst Schuld, daß unsere Predigten im Ganzen nur so wenig wirken? Hierauf will ich zu antworten versuchen, ohne darauf auszugehen, erschöpfend Alles, was hierher gehören könnte, aufzuführen. Was ich aber zu sagen habe, das ist, — ich darf es bekennen, — die Frucht ernster Selbstbetrachtung und zunächst mein eigenes schmerzliches Bekenntniß. —

„Dafür halte uns jedermann, nemlich für Christi Diener, und Haushalter über Gottes Geheimnisse. Nun sucht man nicht mehr an den Haushaltern, denn daß sie treu erfunden werden“, schreibt der Apostel, und auf Grund dieses Wortes begehren auch wir mit Recht von der Gemeinde Anerkennung unsers heiligen Amtes. Aber, th. Br., fühle ich mein eigenes Herz an und darf ich es wagen, von mir auf Andere zu schließen, so möchte ich sagen: wir sind uns selbst nicht genug der



in den Staub beugenden Größe, Heiligkeit und Herrlichkeit des Berufes bewußt, Christi, des Sohnes Gottes, Diener zu seyn, noch uns der hohen Gnade recht bewußt, Sein heiliges Wort in unsern unheiligen Mund nehmen und für Andere Botschafter seyn zu dürfen an Christi Statt. Mir ist, als wären wir uns nicht immer und lange nicht genug bewußt, daß wir Haushalter sind über Gottes Geheimnisse, als ließen wir in dem Gedanken, daß wir Theologie studirt, und denen gegenüber, die noch weniger davon wissen, als wir, und durch den gewohnten Verkehr mit diesen Geheimnissen uns manchmal zu der Meinung verleiten, daß wir dieselben erforscht und eben nicht mehr nöthig hätten, uns in ihre Tiefen erst hinein zu beten und hinein zu leben. Mir ist, als vergäßen wir nicht selten, daß wir nicht Herren, sondern Haushalter nur sind, und zwar verantwortliche Haushalter, und daß wir nicht bloß der von dem Herrn der Kirche verordneten kirchlichen Obrigkeit verantwortlich sind, sondern Ihn selbst, der Seine Schafe uns anvertraut und zu weiden befohlen, der Herz und Nieren prüft und uns begleitet auf allen unseren Amts- und Lebenswegen, dem der Vater alles Gericht übergeben, auch über uns, und der da kommen kann, wie der Dieb in der Nacht, Rechenschaft zu fordern von unserm Haushalten, von unserer ganzen Amtsführung, auch von jeder Predigt und von jedem unnützen Worte, das wir geredet haben. Und das Alles nur zu oft und immer wieder vergeßend und nicht daran denkend, daß man an den Haushaltern nicht mehr sucht, denn daß sie treu erfunden werden, meinen wir gern unsere Amtspflichtigkeit in allerlei Wissen, in allerlei Kunst, in allerlei Gaben zu finden, und lassen, als ob es sich von selbst verstände oder fände, das Schwerste, aber Wichtigste dahinten, nämlich die Treue. Th. Br., wenn wir als Christi Diener und Haushalter über Gottes Geheimnisse treuer wären, der Herr würde sich auch mehr zu unserer Predigt bekennen. Die Frage nach der Treue mag auch durch alles Folgende wenigstens durchklingen.

Zuerst, wie bereiten wir uns vor auf unsere Predigt? Es gibt eine allgemeine und eine besondere Vorbereitung. Zu der ersteren rechne ich das ganze theologische und sonstige Studium. Und hat dasselbe auch nicht bloß den Zweck, uns zum Predigen tüchtig zu machen, doch ist die Predigt, — als Verkündigung des göttlichen Wortes, als Zeugniß von Christo, dem Sohne des Lebendigen Gottes, dem Gekreuzigten und Auferstandenen, außer welchem kein Heil in Zeit und Ewigkeit, — die schönste Blüthe aller wissenschaftlichen und theologischen Studien. Muß nicht solche Blüthe immer neue Nahrung haben? Wir studiren aber, — ich rede von mir, — nicht so fort, wie wir sollten; darum verwelkt so leicht die aufbrechende Blüthe und bringt keine Frucht. Insbesondere studiren wir die Bibel nicht genug, das alte und das neue Testament, in den Grundsprachen nicht, auch die deutsche Bibel nicht. Wir treiben nicht Exegese genug für uns und mit einander. Wir benutzen ein besonderes Reizmittel hierzu nicht genug, die Bibelstunde. Ich verstehe unter Bibel-

stunde halten nicht, daß man mit dem ersten besten Bibelabschnitt hintritt und dies und das darüber redet, sondern, wie Besser's Bibelstunden dazu Anleitung geben, ein biblisches Buch Vers für Vers im Zusammenhange und praktisch erklärt, also sich gründlich vorbereitet und hineinarbeitet. Solche Arbeit ist von Segen auch für unsere Predigt. — Wir studiren ferner nicht fleißig und gründlich genug fremde Predigten aus neuerer und neuester und namentlich aus älterer Zeit. Ich habe mich in meinem Leben manchmal geschämt, wenn gläubige Gemeindeglieder mich nach diesem oder jenem guten alten Predigtbuche fragten, und ich kannte es höchstens dem Namen nach. Von den Alten lernt man vielleicht nicht eine schöne Predigt machen nach heutigem Schnitt, aber — Seelen locken, Seelen fangen, Seelen führen. — Endlich benutzen wir, meine ich, nicht genug das Förderungsmittel, welches sich in der gegenseitigen Beurtheilung unserer eigenen Predigten darbietet. Man klagt oft, daß man allein stehe, Andere nicht höre und von Geistlichen, die ein Urtheil geben können, nicht gehört werde. Warum treten wir nicht mit benachbarten Geistlichen zusammen, einander von uns gearbeitete Predigten mitzutheilen und sie mündlich oder (nach meiner Erfahrung noch besser) schriftlich zu beurtheilen, uns auch wohl gegenseitig predigen zu hören zu dem besonderen Zweck, nachher darüber zu sprechen. Freilich gehört brüderliche Liebe dazu und auch — Selbstverläugnung; aber beides müßten wir doch haben oder uns erbitten können.

Wie halten wir es denn nun aber mit der speziellen Vorbereitung zu der einzelnen Predigt? Wir machen es uns, glaube ich, oft zu leicht und oft auch zu schwer, arbeiten zu viel oder zu wenig oder nicht in dem rechten Sinne. Die homiletische Regel und Kunst in allen Ehren, — auch eine feine Zucht! — aber wir arbeiten zuweilen an der Predigt, als wäre sie eine Ausarbeitung für die Schule, und sie ist denn auch am Ende weiter nichts. Wir quälen uns auch wohl, nicht bloß eine textgemäße und sonst vernünftige, sondern wo möglich schöne, glänzende, am liebsten Effect machende Disposition auszudenken, und studiren, nachdem wir dieses Ziel erreicht zu haben glauben, dann wieder über Diction und rhetorische Wendung vergestalt, daß der Strom des Geistes uns unter den Händen darüber verfließt, und wir zur Strafe dafür nichts weiter auf die Kanzel bringen, als einen geschmückten Leichnam, dem Geist und Leben fehlen. Ich kenne auch einen Geistlichen, der namentlich in den ersten Jahren seiner Amtsführung oft fast eine ganze Predigt rhythmisch, in Jamben und Trochäen schrieb. Ich kenne ihn sehr genau. Gott wolle mir vergeben und gut machen, was ich mir und Anderen damit geschadet! — Umgekehrt aber machen wir es uns oft auch zu leicht und arbeiten zu wenig. Ich rede nicht von hoffentlich vergangenen Zeiten, wo es vorkam, daß ein Geistlicher den ganzen Sonnabend auf dem Felde oder auf der Jagd war, oder den Abend am Spieltisch und sonst in heiterer Gesellschaft, die Nacht auch wohl auf dem Balle zubachte, wenigstens als Zuschauer, — wie hätte am anderen



Morgen der Herr sich zu seiner Predigt bekennen mögen! Aber auch abgesehen von solchen Treulosigkeiten, können wir es zu leicht nehmen mit der Vorbereitung und zu wenig arbeiten. Ich war Jahre lang bloß Landprediger, nachher war ich es zugleich, und so bis heute. Th. Br., denkt man nicht manchmal: für die Landgemeinde brauche ich nicht viel zu studiren, es wird doch wohl gehen? Es mag wahr, und die unstudirte Predigt durch Gottes Gnade vielleicht gesegneter sein, als eine studirte. Aber wäre es ein Wunder, wenn der Herr zu solcher Predigt nicht Sein Amen spräche, sondern sagte: du fauler Knecht, habe ich nicht für die Seelen auf dem Dorfe eben so viel gearbeitet, wie für die in der Stadt? — Eine andere Versuchung sind besondere Gaben, natürliche und Gnadengaben. Es gibt Geistliche, die, wenn sie sich hinsetzen und eine Predigt ausarbeiten sollten, kaum etwas zu Wege brächten, frei aber nicht bloß hinreisend, sondern auch wirklich vortrefflich predigen können. Aber das sind Gaben, die zur Versuchung und zum Fallstrich werden können und in ernste Zucht genommen werden müssen. Ich meine, eine Predigt halten, an Christi Statt ermahnen: laßt euch verhöhen mit Gott! ist an sich ein so großes, ernstes, heiliges Werk, daß man es, wenn man auf den Segen des Herrn will hoffen dürfen, in der Regel nicht ohne gründliche Vorbereitung, nicht ohne eigentliche Arbeit unternehmen darf. Eine innerliche Arbeit wenigstens muß vorhergehen, und nicht bloß Verstandes-, sondern eigentliche Geistesarbeit. Wir greifen oft flüchtig aus dem Reichthum des Textes heraus, was unserem eigenen Gedanken- und Gefühlskreise gerade nahe liegt, ohne unsere Subjectivität unter die heilige Objectivität des gegebenen oder auch selbstgewählten Textes zu beugen und arbeitend hineinzugehen; wir drängen oft genug unsere selbst ersonnene und fertige Disposition dem Texte auf, anstatt sie uns lieber von ihm, von Gottes Wort und Geist aufdrängen zu lassen; wir legen nur zu oft geistreich hinein in das liebe Gotteswort, anstatt dasselbe in dem Vertrauen, daß schon Geist genug darin sei, auszulegen und den ausgelegten Text zurecht zu legen, daß er sich um die Herzen, in die Herzen legen könne, und gerade in die Herzen, für die wir predigen sollen. Genug, th. Br., wenn wir weder zu viel, noch zu wenig arbeiteten zu unseren Predigten und wenn wir, was die Hauptsache bleibt, im Gefühl unserer Armut, Ohnmacht und Unwürdigkeit den Herrn anriefen um Seinen heiligen Geist, den rechten Erreger und Homileten, und unsere Arbeit heiligten mit brünstigem und anhaltendem Gebet, — wenn wir in diesem Sinne über die Thür unserer Studienstube das Wort schrieben: „Bete und arbeite!“ und danach auch wirklich thäten mit Treue um des Herrn willen, um der Seelen willen, denen wir predigen sollen, und um der Rechenschaft willen, die von uns wird gefordert werden, ich glaube, der Herr ließe unsere Predigt nicht in dem Maße ohne Frucht, wie wir es jetzt beklagen müssen.

Und nach der Vorbereitung nun die Predigt selbst. Da stehe ich auf der Kanzel der Gemeinde gegenüber. Wieder sind

nicht viele Leute da, und auch bei den wenigen schlägt meine Predigt nicht ein und bleibt ohne Wirkung, und so geht es fort ein Jahr wie das andere. Ob es doch vielleicht an mir liegt und daran, wie ich predige? Ob es an meiner Vortragsweise liegt? Ob ich zu lange predige? Ach, I. Br., unsere Art, die Predigt vorzutragen, mag in der That manchmal wenig anziehend und fesselnd, wenig erbaulich sein, unpriesterlich rasch, oder ermüdend langsam, in eintönigem Kathederton oder auch in theatralischem Pathos; und dann der sogenannte Kanzelton, der uns zuweilen völlig unkenntlich macht. Und dazu vielleicht kein Amen abzusehen! Ich predige auch zu lange. Sich in Selbstverläugnung zu beschränken wissen, zur rechten Zeit Amen sagen können, nicht zu spät, aber auch nicht zu früh (man kann doch auch nach beiden Seiten hin fehlen), mag eine schöne und heilsame Kunst sein, die auch zuweilen erst erbeten werden muß. Oder ist vielleicht auch meine Ausdrucksweise sammt dem Inhalt meiner Predigt langweilig? Ja, th. Br., wir dürfen es uns nicht verhehlen, unsere Predigten und Predigtweisen überhaupt sind oft sehr langweilig. Woran liegt es nur? Könnte ich denn nicht auch geistreich und in Bildern predigen lernen, zeitgemäß, dem Bildungsstande des Patrons und seiner Familie und der höheren Stände in der Stadt gemäß? Da liegt der Grund nicht, warum unsere Predigt nicht anzieht und wirkt. Wir hindern die Wirkung der Predigt, glaube ich, weniger dadurch, daß wir zu einfach und einfältig, als dadurch, daß wir, wie man sagt, zu hoch predigen. Es wird noch viel zu viel in wissenschaftlichen Formeln und Redensarten, die die Leute zu verstehen glauben und doch nicht verstehen, und in Bildern gepredigt, an die sie, sie mögen sie verstehen oder nicht, sich oft so hängen, daß ihnen der Kern der Predigt verloren geht, und auch das hoch aufgerichtete Kreuz ihnen verhüllt wird vor allzu reicher Bekränzung. Wir predigen noch zu sehr über die Köpfe hinweg, halten vielleicht einen dogmatisch, homiletisch und stilistisch tüchtigen Vortrag, aber er dringt nicht in den Kopf, geschweige ins Herz. Wir predigen auch wohl zu hoch und zu tief, weil wir zu viel Christenthum voraussetzen und nicht herauskönnen aus unseren eigenen reicheren Herzenserfahrungen, und geben starke Speise, wo wir Milch zu trinken geben sollten. Wir reden noch zu oft so abstract, so beschreibend, nur so in der dritten Person, daß kaum Jemand denkt: Du bist gemeint. Tua res agitur! Das muß ein Jeder fühlen, wenn wir predigen, wie ein theurer Mann Gottes mir und Anderen einmal schrieb. Doch über das Zuhoörpredigen ein Wort von Luther: „Ein jeglicher Prediger soll sich gewöhnen, daß er schlecht und einfältig predige, und soll bey ihm beschließen und gedenken, daß er muß predigen unverständigen Leuten, als Bauern, die eben so wenig verstehen als die Jungen unter 12, 13, 14, 20 Jahren, denen man auch allein predigt, das ist auch der grosse Hauffe, daß es dieselbigen verstehen oder etwas daraus fassen mögen und ihr Leben bessern. Mir zwar und Philippo darff



keiner predigen, wiewohl wir auch etwas daraus lernen können, das uns von nöthen ist. Man muß nicht predigen und tapffer herschnarren mit grossen Worten prächtig und kunstreich, daß man sehe, wie man gelehrt sey und seine Ehre suche. O nein! hier gilt's nicht. Man soll sich richten nach den Zuhörern, und des fehlet gemeiniglich allen Predigern; einfältig zu predigen ist eine grosse Kunst. Christus thut selber, er redet allein von dem Ackerwerk, von dem Senffkorn &c. — Ein Prediger soll also geschicket seyn, daß er sein einfältig und richtig lehren könne die Aßern und Ungelehrten, denn es gar viel mehr am Lehren, denn am Ermahnen gelegen ist. Wir sollen Zeug-Ämmen seyn, gleich wie eine Mutter ihr Kindlein seuet, die pappelt und spielet mit ihrem Kindlein, und schenket ihm aus dem Busen, da darff sie denn keines Weins noch Malvasiers zu, denn wir nicht Schencken noch Krebsschmer seyn. Ich bin denen sehr feind, die sich in ihren Predigten richten nach den hohen gelehrten Zuhörern, nicht nach dem gemeinen Volk, das sie nicht achten; denn mit hohen, prächtigen Worten einherfahren, ärgert und zubricht mehr, denn es bauet, viel mit Worten sein kurz anzeigen können, das ist Kunst und grosse Tugend: Thorheit aber ist's, mit viel Reden nichts reden. Darum sagt St. Petrus wohl 1 Petr. 2: Seyd begierig nach der vernünftigen lautern Milch, als die jetzt gebohrnen Kindlein, auff daß ihr durch dieselbige zunehmet. — Verfluchet und vermaledehet sind alle Prediger, die in der Kirchen nach hohen, schweren und subtilen Dingen trachten, und dieselben dem Volk fürbringen und davon predigen, suchen ihre Ehre und Ruhm, wollen einen oder zweyen Ehrgeitzigen zu gefallen thun. Wenn ich allhie predige, lasse ich mich auff's tiefste herunter, sehe nicht an die Doctores und Magistros, derer in die 40 drinnen sind, sondern auf den Hauffen junger Leute, Kinder und Gesinde, derer in die hundert und tausend da sind, denen predige ich, nach denen richte ich mich, die bedürffens, wollen es die andern nicht hören, so steht die Thür offen." — „Alle deine Predigten sollen auff's einfältigste seyn, und siehe nicht auf den Fürsten, sondern auf die einfältigen, groben, ungelehrten Leute, welches Tuchs auch der Fürste seyn wird. Wenn ich in meinen Predigten solte Philippum Melancthonem und andere Doctores ansehen, so machte ich nichts gutes, sondern ich predige auff's einfältigste den Ungelehrten, und es gefället allen, kann ich denn Griechisch, Ebräisch und Lateinisch, das spare ich, wenn wir Gelehrten zusammen kommen, da machen wir es so krause, daß sich unser Herr darüber verwundert. Den gemeinen Mann muß man nicht mit hohen, schweren Dingen und verdeckten Worten lehren, denn er kann es nicht fassen. Es kommen in die Kirche arme kleine Kinder, Mägdlein, alte Frauen und Männer, denen ist hohe Lehre nichts nütze, fassen auch nichts davon, und wenn sie

schon sagen: Ey, er hat köstlich Ding gesagt, und eine gute Predigt gethan; da man sie aber fragt: Was war es denn? So sagen sie, ich weiß es nicht; man muß den armen Leuten weiß, weiß, schwarz, schwarz sagen, auff's allereinfältigste, wie es ist, mit schlechten, deutlichen Worten, sie fassens dennoch kaum." — So Luther. Hat er nichts gewirkt mit seiner Predigt? Wir brauchen nicht mit seinen Worten und in seiner Sprache zu predigen, wir dürfen es auch nicht. Aber sein Geist fehlt uns, der Geist Gottes. Um den bitten wir nicht genug, daß er uns das Wort auslege, daß er uns am eigenen Herzen die Kraft des Evangelii erfahren lasse, daß er neue Creaturen aus uns mache und uns täglich erneure im Geist des Gemüths, daß er das rechte Wort auf unsere Lippe lege und sie heilige, daß er uns die Herzen treffen lasse, daß er uns — — — evangelisch predigen lehre.

Unsere Hauptfrage setzt voraus, daß unsere Predigten evangelisch seyen. Th. Br., predigen wir wirklich evangelisch? Der Eckstein der Evangelischen Kirche ist Christus, ihre beiden Hauptpfeiler sind auf einer Seite Gottes Wort und das allein, und auf der andern die Rechtfertigung allein aus Gnaden, allein durch den Glauben an Christum. Stehen wir so fest an die erste Säule, Gottes Wort, gelehnt, daß wir uns nicht mehr wägen und wiegen lassen durch irgend welchen Wind der Lehre? Sind wir mit unserm Glauben, mit unserer eigenen Erfahrung, mit unserm ganzen Leben so fest an jene Säule angelehnt, daß wir nicht mehr zu allerlei Wassern uns drängen, nicht um sie vorbeirauschen zu sehen, — das müssen wir, wir müssen wissen, wie sie rauschen, — sondern um der sogenannten Vielseitigkeit willen hieraus und daraus ein wenig zu trinken, oder gar erst Gewißheit zu trinken ins innerste Leben voll Unge-  
 wißheit, ob die Säule auch fest stehe, daran man sich zu lehnen behauptet? Sind wir so fest gegründet in Gottes Wort, daß wir auch sagen könnten: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders!“ daß wir Schmach, Verfolgung, Haß, Amtsentsetzung, Ketten und Bande und Tod zu erdulden bereit wären um des Wortes Gottes, um des evangelischen Glaubens willen? Ob ich es könnte? Ich weiß es nicht. Es steht geschrieben: „Du sollst Gott deinen Herrn nicht versuchen!“ Aber dessen bin ich gewiß, wenn ich, wenn wir so fest stünden an der einen Säule auf dem Felsen, welcher ist Christus, es würde ein Zeugengeist durch unsere Predigt wehen, der manchen Zweifelnden zu dem Bekenntniß zwingen würde, daß wir glauben, wirklich glauben, was wir predigen, und Herzen erwecken, überwältigen und dem Herrn zu Füßen legen würde.

(Schluß folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Mittwoch den 5. November.

N<sup>o</sup> 89.

**Inwiefern tragen wir Geistliche selbst die Schuld, daß unsere Predigten im Ganzen so wenig wirken?**

(Schluß.)

Die andere Säule ist die Rechtfertigung aus Gnaden allein, allein durch den Glauben, nämlich an Christum, den menschgewordenen ewigen Sohn Gottes, der um unserer Sünde willen dahingegeben und um unserer Gerechtigkeit willen auferweckt ist und sitzt zu der Rechten Gottes und vertritt uns und wird wiederkommen zum Gericht, und die Einen werden auferstehen aus ihren Gräbern zum Leben, die Andern zur Verdammniß. Bin ich, sind wir, sind alle evangelische Geistliche an diese Säule fest und unerschütterlich angelehnt? Ist das Wort des Apostels: „Aus Gnaden seyd ihr selig geworden durch den Glauben und dasselbe nicht aus euch, Gottes Gabe ist es, nicht aus den Werken, auf daß sich nicht Jemand rühme“, — ist es der Grundton aller unserer Predigt, wir mögen lehren, ermahnen, strafen, trösten? Ist es der hell und klar durchklingende Grundton, daß Jeder ihn vernehmen kann und weiß, woran er ist mit unserer Predigt, und herausfühlt, daß, wenn wir Moral predigen, sie auf jenen Quellsprung zurückzuführen ist? Oder haben wir zuweilen noch wenigstens die Besorgniß, die Gnade und den Glauben, zu stark betont zu haben, und fügen, ohne das Verhältniß des Glaubens und der Werke nachzuweisen, fast ängstlich hinzu: „doch Niemand meine, bloß durch den Glauben selig zu werden; man muß auch danach thun, sich auch bessern, so und so leben“, — so daß die Zuhörer nie recht ins Klare kommen, wie sie selig werden sollen, ob durch den Glauben oder durch die Werke oder durch beides, und daß, ob es auch manchmal nicht so scheint, doch die köstlichste Perle aus der Krone der evangelischen Lehre herausgebrochen, und eine andere aus fremdem, unevangelischem Kirchenschatze dafür eingesetzt wird? Wenn wir den Heilsweg nicht klar und deutlich zeigen und feste Tritte auf demselben thun, wie sollen Andere uns folgen und aufhören, zu hinken auf beiden Seiten, und ein lebendiges Bewußtseyn von dem Wesen der Evangelischen Kirche und des Evangelischen Glaubens erlangen, zumal wo kein Gegensatz es den Evangelischen Christen mehr oder weniger aufdrängt? Ich habe die Zeit grade jenes unklaren, ängstlichen, unseligen Schwankens

auch durchlebt. Bin ich jetzt durch? Th. Br., sind wir alle, sind alle Geistliche der Evangelischen Kirche durch? Bete ein Jeder für sich: „Erforsche mich, Gott, und erfahre mein Herz; prüfe mich und erfahre, wie ich es meine!“ Aber dessen bin ich gewiß, wenn alle evangelische Geistliche in jenem Stück durch wären, und nicht dogmatisch allein, sondern in eigenster, innerster, seligster Herzenserfahrung, und stünden zusammen, an die zweite Säule der Evangelischen Kirche fest angelehnt, wir hätten nicht in solchem Maße zu seufzen, wie jetzt, daß unsere Predigt nichts wirkt.

Doch damit hängt ein Anderes zusammen, Gott der Herr hat beides gegeben, das Gesetz und das Evangelium. Christus ist des Gesetzes Ende. Aber erst Erkenntniß der Sünde, dann Vergebung der Sünde. Durch das Gesetz kommt Erkenntniß der Sünde, darum auch die evangelische Predigt nicht ohne Gesetzespredigt, nicht ohne Predigt zur Buße, beides aber in der rechten Mischung! Ob wir auch Gesetz und Evangelium, diese himmlische Arznei, immer in der rechten Mischung reichen? Ob wir auch nicht versäumen, das erste Stück, das Gesetz und die Buße zu treiben in aller Demuth und unter Zittern und Beben des eigenen Herzens und doch ohne Menschenfurcht und ohne Ansehen der Person im Namen des Herrn? Und ob wir auch nicht bei aller Correctheit evangelischer Lehre doch das Evangelium unevangelisch, nämlich gesetzlich predigen und den Acker festschlagen, daß er nichts annimmt, oder die Gemüther reizen und erbittern, anstatt sie zu locken, anstatt allezeit das verwundende Schwert des Gesetzes in der einen Hand und zugleich den heilenden Balsam des Evangeliums in der andern zu tragen, anstatt an dem Ton unserer Rede hören und fühlen zu lassen, daß es uns wehe thut, Wunden zu schlagen, aber daß wir es müssen, damit die Seelen geheilet werden?

Hieran knüpft sich mir unwillkürlich die Frage, ob wir auch den rechten ärztlichen Blick haben, die rechte Diagnose zu stellen? Die geistlichen Aerzte sind verschiedener Ansicht. Mancher sieht die Glieder der christlichen Gemeinde, überhaupt oder weil sie getauft sind, wenn sie nur ein ziemlich ordentliches Leben führen und nicht offenbare Feinde der Kirche sind, nicht als bekehrungsbedürftig, sondern nur als vervollkommnungsbedürftig an, als Christen, denen gepredigt werden müsse, damit auf dem positiven Grunde, der in ihnen liege, positiv weiter gebaut, und sie selbst nur noch immer völliger werden in Glauben, Hoff-



nung und Liebe. Auf diesem Wege, meine ich, kommen wir nicht vorwärts. Wir denken allerdings viel zu wenig daran, daß wir getaufte Christen, die das Wasserbad der Wiedergeburt empfangen haben und Glieder an dem Leibe Christi sind, vor uns haben, wir denken in der Schule, im Confirmandenunterricht, auf der Kanzel, überhaupt nicht genug hieran, um Alle, Alt und Jung, so recht auf dem Herzen zu tragen und in der Liebe Christi und mit Geduld, ja mit — Ehrerbietung zu behandeln, aber auch um ihnen vorzuhalten das Wort: „Ich habe wider dich, daß du die erste Liebe verlässest; gedenke, wovon du gefallen bist, und thue Buße und thue die ersten Werke!“ Ja darum, grade darum müßten wir die Christen mehr als Christen ansehen und uns selbst und sie an ihre Taufe erinnern. Unsere Gemeinden, wie sie im Großen und Ganzen sind, bedürfen sowohl, was die Kenntniß der christlichen Lehre betrifft, als auch in anderem Sinne nicht bloß der aufbauenden, sondern vornämlich der grundlegenden, aufweckenden, zum Gnadenbunde der Taufe zurückführenden Predigt. Nicht als ob wir zu klagen hätten, daß nicht lauter eigentliche Erweckungs- und Bekehrungspredigten gehalten werden, und daß wir nicht alle hierzu die Gabe haben. Hat doch, irre ich nicht, Hofacker selbst gesagt, wenn er fort und fort derselben Gemeinde in seiner Weise predige, so könne er die lebendigen Seelen wieder todt predigen. Auch bin ich weit entfernt, uns zu Heidenmissionaren machen zu wollen. Aber der Meinung bin ich doch, daß wir in unserer Zeit und gewiß noch lange, ja vielleicht je länger je mehr den Beruf haben, als Missionare in unseren Gemeinden zu wirken, Grund legend zu zeugen auf Grund der Schrift von dem sündlichen Verderben der Menschen und von Gottes Zorn und Strafe in Zeit und Ewigkeit und von dem göttlichen Erbarmen in Christo und von dem alleinigen Heile in Christo und von dem Seligwerden allein aus Gnaden durch den Glauben an den Sohn Gottes, den Gekreuzigten und Auferstandenen, und zwar hiervon nicht mit absichtlich oder unabsichtlich gedämpfter, sondern mit lauter, verständlicher, durchbringender, aus dem Schläfe aufweckender Stimme zu zeugen und auch dann, wenn man von dem Herrn mehr die Gabe empfangen hat, das Gehäude weiter zu bauen, als Grund zu legen, es hieran doch nicht fehlen zu lassen, damit ein Fragen entstehe nach dem Heile der Seelen, und nicht die Sünder bloß, sondern auch die Gerechten fragen lernen: „was soll ich thun, daß ich selig werde?“ ja, damit unter allen Mauern, die um die Herzen gezogen sind, die stärkste durchbrochen, und die stolzeste Zugbrücke heruntergelassen, und das am festesten verriegelte Thor dem Könige der Ehren aufgethan werde, — ich meine die ganz unbeschreiblich weit verbreitete, Gottes Gnade mehr oder weniger verachtende, unkirchliche oder auch äußerlich kirchliche, mit Werken der Barmherzigkeit (vielleicht gar auf dem weiten Gebiete der inneren Mission) sich schmückende Rechtschaffenheit, zu Deutsch die herrschende Selbst- und Werkgerechtigkeit. Durch sie, dünkt mich, läßt noch mancher Geistliche sich täuschen, beruhigen, ja befriedigen und — einschläfern, und gegen sie gehen wir, meine ich,

noch nicht recht in geschlossenen Reihen an mit dem Mauerbrecher des Gesetzes und der Kreuzesfahne zugleich, mit der erschütternden, an Alle gerichteten Forderung gründlicher Buße und zugleich mit der süßen, lockenden, Allen geltenden und Allen nöthigen Heilsbotschaft von der auf Golgatha gekreuzigten Liebe. So lange wir evangelische Geistliche uns in der Beurtheilung der Menschen und ihrer Krankheit von einander scheiden und fast in zwei Lager theilen, so lange wir die Differenz in Bezug auf die Lehre von der Sünde und dem sündlichen Verderben der Menschen selber geflissentlich nähren, — und diese Differenz ist schließlich doch die Wurzel von vielen, wenn nicht allen anderen Differenzen, — und so lange die Welt diese Differenz unter uns wahrnimmt und wahrnehmen muß, so lange erscheinen wir ihr nur zu leicht wie zwei Aerzte am Krankenbette, die über die Krankheit und natürlich denn auch über das Heilverfahren nicht einig sind, und der Kranke verliert das Vertrauen zu beiden, braucht die Arznei des einen und des andern nicht, kurirt sich selbst auf eigene Hand ohne Arzt und — stirbt. — Hier drängt sich mir unwillkürlich noch die Frage auf: Was wollen wir eigentlich mit all unserer Predigt? Belehren, ermahnen, bessern, trösten, christlichen Glauben und christliches Leben wecken, eine Gemeinde darstellen ohne Flecken und Runzeln? Wohlan! Aber Eins ist noch, um das es sich auch handelt, Seligwerden und Verlorengehen. Das, th. Br., steht uns nicht hell und klar und majestätisch und erschütternd genug vor der Seele, dem Einen nicht, weil es nicht ganz in sein System paßt, dem Andern nicht, weil er es zwar lehrt nach der Schrift, aber doch noch nicht so klar darüber ist, daß ihm selber ernstlich bange würde. Selig oder verloren, diese beiden Wörtchen liegen uns nicht schwer genug auf unserm Gewissen, und das läßt unsere Predigt oft wie ein Silberbächlein an den Hören vorüberziehen, daraus sie einen erquickenden Labetrunk schöpfen, aber es wächst nie zu einem Strome an, der ihnen aus Leben ginge, daß sie die Hände ausstrecken und rufen müßten: Jesu, erbarme dich meiner! Wenn, worüber wir auch predigen mögen, der Gedanke immer lebendig in uns wäre: die Seelen, die du vor dir hast, hat der Herr sich mit Seinem Blute zum Eigenthum erkaufte, damit sie das ewige Leben haben; mit durch deine Schuld können sie verloren gehen; diese, jene Seele hört heute vielleicht die letzte Predigt, — wie würden wir so ganz anders predigen, wie würden wir sie so fest anfassen die Seelen und so zärtlich zugleich, sie zum Heiland führen, auf daß sie gerettet und selig würden! — Ja, wenn wir bei aller Verschiedenheit der Begabung und Darstellung wenigstens da überall, wo es sich um die Grundartikel evangelischer Lehre handelt, einstimmig wären und predigend wie in eine Poesau mit einander stießen und nicht die Welt durch allerlei Dissonanzen und Disharmonien auf unserer Seite immer wieder aufweckten und ihr die Vertheidigung ihrer Bollwerke dadurch erleichterten, — wahrlich, es würden, — überall nicht, aber da oft, wo sie am unüberwindlichsten schienen, — die Mauern fallen, wie zu Jericho. —



Zuletzt komme ich noch auf ein Gebiet, das ringsum über die Predigt hinausgeht und sie von allen Seiten umgibt. Ach, wenn wir da fleißiger die Wege ebneten und nicht so viele Dornen wachsen ließen, damit ein Jeder frank und frei und unverletzt und ohne Mißstimmung, gern und willig uns folgen könnte, wenn wir den Garten des göttlichen Wortes aufschließen! — Ob wir die Liturgie immer so priesterlich und erbaulich halten, daß sie die Herzen für die Predigt aufschließt? Ob wir die Schule so pflegen, daß sie uns den Acker für die Predigt zubereiten hilft? Ob wir die Confirmationen so ans Herz ziehen, daß sie sich festhalten lassen nach der Confirmation? Und ob wir sie festzuhalten suchen und sie pflegen als einen neuen Kern der Gemeinde? Ob wir mit uns zufrieden sehn dürfen in Bezug auf erbetene nicht nur, sondern auch freiwillige Kranken- und Hausbesuche, auf specielle Seelsorge überhaupt? Ob wir uns wirklich ernstlich bemühen, die Annahme zu Beichte und Abendmahl wieder einzuführen, wo sie nicht mehr (!) ist, und wo sie noch ist, sie auch eingehend benützen? Wenn uns die Leute kaum anders sehen, als hie und da einmal auf der Kanzel oder auf der Straße, wenn wir nicht durch persönlichen seelsorgerischen Verkehr, durch ein Hineingehen in die Gemeinde unsererseits (auch durch Belebung der Kirchenvorsteher, wie nachher bemerkt ward) Brücken zu schlagen suchen, sind wir nicht selbst mit Schuld, wenn Mancher in der Gemeinde uns und unserm Amte und der Kirche fremd bleibt und die Predigt nicht an sich heranläßt? Missionsstunde, Bibelstunde halten, Armenpflege treiben, und was dergleichen mehr ist auf dem Gebiete der innern Mission, das heißt auch Brücken bauen und den Weg zur Kirche bahnen. Die Welt sagt oft, wir Prediger hätten nichts weiter zu thun, als Sonntags eine Predigt zu halten, und hätten das ohnehin schon früher gelernt und thäten es auch nur, weil wir müßten, um des Brodes willen. Solche Gedanken, einmal vorhanden, ziehen nicht an. Wir müssen, ohne uns in eine markausaugende Vielgeschäftigkeit zu stürzen, mehr thun über die Predigt hinaus, die Kinder der Welt Lügen zu strafen, zu beschämen, zu überzeugen, daß uns das Wohl der Gemeinde, daß uns ihre Seelen wirklich am Herzen liegen! Das würde Manchen wenigstens mit der Kirche und der Predigt ausöhnen. — Doch wir müssen noch tiefer in unser Kämmerlein, in unsere Häuser, in unser Leben hinein. Th. Br. Haben wir im Hause unsere geheime Gebetsstätte, unsere pastorale Gebetsstätte? Und beten wir und halten wir an am Gebet für die Verächter des göttlichen Wortes und des Sacraments, für die Feinde des Kreuzes Christi, für die Pasterhaften und Unbußfertigen, für die Schwachen im Glauben und auch für die — Gläubigen in der Gemeinde? Spener hatte seine Leute auf der Liste, für die er pünktlich betete, oft wenn er in der Stube umherging. Wie gehen wir in der Stube und sonst umher und denken nicht an dergleichen! Ach, wenn man seine Gemeinde so recht auf priesterlichem Herzen trüge, so recht brünstig und anhaltend betete für sie und für einzelne Glieder, man würde ja manche Seele losbeten, wie Monica ihren Sohn,

und sie hereinbeten ins Gotteshaus und zum Tische des Herrn und Sein Wort und Seine Gnade in sie hineinbeten. Und dann, — wir stellen auf der Kanzel und sonst Gottes Wort dar als das nothwendige tägliche Brod im christlichen Hause. Treiben wir denn Gottes Wort mit den Unsrigen und unsern Hausgenossen alle Tage in unsern Häusern? Halten wir, um nicht unter Geistlichen auch noch vom Tischgebet zu reden, halten wir regelmäßig alle Tage Hausandacht? Wo nicht, so ist unsere Predigt nur gar zu leicht ein stumpfes Schwert, wie blank es auch wäre. Wir predigen von der Sonntagsheiligung. Sind wir treu in diesem Stück? Wir predigen, der ganze Sonntag soll dem Herrn geheiligt sehn als Tag des Herrn. Hand aufs Herz! Ist uns manchmal zu Muth, als ob der Sonntag zu Ende wäre, wenn die Kirche aus ist, und unsere Dienstgeschäfte vollbracht sind, und als ob der übrige Theil des Sonntags sich wohl zum Ausfahren und zu ähnlichem Ausgehen eigene, während wir doch viele Gemeindeglieder am Sonntage noch am ehesten zu Hause treffen? Ach, wie soll unsere Predigt in fremden Herzen fortklingen, wenn sie nicht fortklingen will in unserem eigenen Herzen! Und nun unser häusliches Leben, nicht bloß in innerer, auch in äußerer Beziehung, unser Familienleben, unsere Ehen, unsere Kinderzucht! Wie viel Mehlthau mag von unsern Häusern her auf unsere geistliche Pflanzung fallen! Wie viel kann gerade die Pfarrfrau beitragen, die Wirksamkeit der Predigt zu fördern oder zu hindern! \*)

Auch in unser anderweitiges Leben müssen wir einen Blick thun. Die weltlichsten Gemeindeglieder sagen zuweilen: unser Prediger ist kein Pietist, er predigt freilich, wie er muß, und wie es einmal heutzutage verlangt wird, sonst aber ist er kein Spielverderber und nicht gegen ein Vergnügen, ein angenehmer Gesellschafter etc. Sie erkennen dies lobend an, vielleicht uns grade ins Gesicht, wir fühlen uns wohl gar noch geschmeichelt, daß man uns angeblich engherzigeren Geistlichen vorzieht, und bedenken nicht, wie ganz dieselben Leute in ihrem Herzen noch ein ganz anderes, richtigeres Urtheil über uns haben und instinctmäßig sehr wohl wissen, was sich für uns Geistliche schickt. Und wie mag man doch so oft durch den Mißbrauch der evangelischen Freiheit, durch ein harmloses Sichgehenlassen im Verkehr und Sichvergeffen im Reden, im Scherzen, überhaupt durch allerlei Unbesonnenheit und Taktlosigkeit die Predigt, ich möchte sagen, todtschlagen! Noch immer näherhin vor den Spiegel des apostolischen Wortes: „Ich betäube meinen Leib und zähme ihn, daß ich nicht den andern predige und selbst verwerflich werde.“ Th. Br. Wir predigen von der Sanftmuth und oft arbeiten wir kaum an uns selbst, den eigenen Zorn zu bemeistern gegen Weib, Kinder, Dienstboten, Gemeindeglieder. Wir predigen von der vergebenden Liebe, von der Verträglichkeit und Versöhnlichkeit, und wie fehlt uns selbst

\*) Dieser Punkt wurde bei der nachherigen Besprechung hervorgehoben, und ist hier nachgetragen.



das oft so sehr, wie geht die Rede in der Welt, daß zwei Geistliche an derselben Kirche sich selten mit einander vertragen! Wir predigen gegen Hoffart, Stolz und Ehrgeiz; sind wir Vorbilder der Demuth, ist nichts da von geistlichem Stolz? Räumen wir begabteren Geistlichen mit Freuden unsere Kanzel ein? Beugen wir uns gern, wenn man zu andern Predigern mehr in die Kirche geht, als zu uns? Geben wir dem Herrn allein die Ehre, wenn man uns einer Predigt wegen lobt? Wir ermahnen zur Wohlthätigkeit und eifern gegen den Mammonsdienst, und in der Gemeinde weiß man, — nur wir wissen und glauben es nicht, — wie wir vielleicht mehr, als unser Amt und die Rechte des Nachfolgers es fordern, am lieben Gelde hängen und geheimen Geiz im Herzen tragen. Und das Schlimmste, — je heller wir das Licht des Evangeliums leuchten lassen, um so greller der Contrast und um so größer der Schade für alle unsere Wirksamkeit im Predigen und sonst, wenn unsere Gesinnung, unser Leben und Wandel nicht mit unserer Predigt übereinstimmt. Ueberhaupt — daß die Welt nicht ohne unsere Schuld oft zwei Menschen an uns sieht, einen geistlichen und einen weltlichen, nicht einen nur aus einem Guß, daß wir nicht überall Geistliche sind, nicht etwa überall predigen und salbungsvoll reden und den Heiligen spielen, sondern daß wir nicht überall, im Hause, auf der Straße, in weltlichen Geschäften, im Verkehr uns als geistlich erweisen, als Männer, die der Geist Gottes regiert, in denen das Wort, das der Mund predigt, sich lebendig und kräftig erzeugt zu heiligem Leben und immer treuerer Nachfolge Christi, daß dies bei mir und uns nicht so ist, wie es könnte und sollte, das muß vor Allem uns heute auf das Gewissen fallen, da wir fragen, warum unsere Predigt nicht wirksamer ist.

Th. Br., es ist kein anderer Rath, wir müssen uns bekehren. Wir dürfen uns nicht für bekehrt halten, wenn wir die schwächste Seite unsers Herzens, unsere Schooßsünde, — und eine solche hat ein Jeder unter uns, — nicht antasten lassen, noch ablegen wollen. Wollen wir Andern durch unsere Predigt zur Bekehrung verhelfen, so müssen wir uns in Wahrheit selber bekehren. Das macht uns zu treuen Haushaltern über Gottes Geheimnisse, das macht dem Evangelio und unserer Predigt Bahn, das baut unsere Kirche. Nur an die Brust geschlagen mit dem Zöllner und aus aufrichtigem Herzen und brünstig heute und wieder und wieder gebetet: „Gott, sey mir Sünder gnädig!“ Ja, Gott, sey uns Sündern gnädig! Amen.

H.

R. v.

### Der geistliche Volksgesang

hat sich in jüngster Zeit bei allen denen, welchen die Pflege des in unserm Volke neu erwachten geistlichen Lebens am Herzen liegt, einer besondern Aufmerksamkeit zu erfreuen gehabt. Man hat die Macht des Gesanges, welche schon Augustin in seinen

Confessionen (IX, 6) preisend erhebt, gebührend würdigen gelernt, um sie nicht länger dem Weltgeiste zu ungestörter Benutzung zu überlassen. Wie der Patriotismus der letzten Jahre sie seinen Zwecken mit Erfolg dienstbar gemacht hat, so hat auch die Kirche ihr Recht daran geltend machen wollen. Die Bemühungen um Einführung des sogenannten „rhythmischen Gemeindegesanges“ sind wesentlich aus dem Bestreben hervorgegangen, dem Kirchenliebe den volksthümlichen Charakter und die Bedeutung fürs Leben wiederzugeben, welche es in der Reformationszeit hatte. Je weniger dies dem Anscheine nach gelingen will, desto mehr hat sich neben dem eigentlichen Kirchenliebe die Aufmerksamkeit dem geistlichen Volksliede zugewandt, und zwar in der Weise, wie es überhaupt in unserer Zeit auf kirchlichem Gebiete geschehen ist — daß man die vorhandenen, lange unter dem Schutte gelegenen Schätze der früheren Zeit wieder ans Licht gefördert hat. Wie in manchen andern Stücken, so hat sich auch hierin das „Volksblatt für Stadt und Land“ ein nennenswerthes Verdienst erworben. Einige solcher Lieder haben mit ihren wahrhaft klassischen Melodien gleich Luthers ersten Liedern in überraschender Schnelligkeit ihren Weg zu dem christlichen Volke des ganzen Deutschen Vaterlandes gefunden und dadurch zum Suchen und Sammeln kräftig angeregt. Unter den kleineren Sammlungen ist die von dem rühmlich bekannten P. Volkering herausgegebene „Kleine Missionsharfe“ so eben in 5. Aufl. mit gereinigteren Melodien erschienen.

Bei dem Anlange, welchen die aus älterer Zeit hervorgeholten Lieder gefunden haben, ist es nun ganz natürlich, daß man ihre Zahl möglichst zu vermehren bemüht ist. Wenigen neueren Liederdichtern und Tonsetzern ist es indessen gelungen, einen Beitrag dazu zu liefern, welcher dem Vorhandenen würdig an die Seite gestellt werden könnte. Um den rechten Ton des geistlichen Volksliedes zu treffen, ist mehr erforderlich, als musikalische Begabung und christliche Gesinnung, es setzt einen Takt voraus, den man nur inmitten des christlichen Volkslebens gewinnt. Wer nicht darin lebt, leistet nichts darin. So ist man denn darauf gefallen, vorhandenen weltlichen Melodien geistliche Texte unterzulegen. Es schien uns dieses Verfahren jedoch seit langem ernstlichen Bedenken zu unterliegen und möchten wir diese Frage deshalb der Erwägung und Besprechung der Urtheilsfähigen anheimgeben. Unsere Bedenken und unsere Ansicht darüber kurz hier auszusprechen, veranlaßt uns, was wir so eben in den Berichten über den Kirchentag in Lübeck gelesen haben. Dort hat nämlich der Musiklehrer und Organist Hermann aus Elberfeld in einer Abendversammlung Plan und Proben einer umfangreicheren Benutzung älterer Volksmelodien vorgelegt. Er selbst hat den Versuch gemacht, vornehmlich biblische Geschichten zu den unterzulegenden Texten zu verwenden und sollen sich manche nicht ungünstig darüber ausgesprochen haben.

(Schluß folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Sonnabend den 8. November.

N<sup>o</sup> 90.

## Die kirchliche Gemeindeordnung.

Wir würden keinen Anlaß haben, uns mit dieser Institution von Neuem zu beschäftigen, wenn man ohne weiteres Zuthun sie sich selbst Bahn brechen ließe. Es liegt am Tage und Zahlen beweisen es, daß sie sich nach kurzer Lebensdauer schon selbst überlebt hat, daß sie, nachdem der Reiz der Neuheit geschwunden, wenig Interesse mehr findet. Da erscheint aber die kirchliche Gemeindeordnung unter den Propositionen der Evangelischen Generalconferenz. Wir dürfen wohl hoffen, daß sie darunter zunächst nur aufgenommen wurde, um die Sache von Neuem in den Zug zu bringen, um dem Absterbenden von außen neue Lebensluft einzuhauchen. Die unter der Auctorität des Evangelischen Oberkirchenrathes ausgegangene „Denkschrift, die kirchliche Gemeindeordnung in den östlichen Provinzen betreffend,“ scheint uns zu verbürgen, daß man den Anfangs betretenen und bis jetzt verfolgten Weg der Freiwilligkeit nicht verlassen will. „Gegen diesen Weg — heißt es dort — haben sich gleich Anfangs Bedenken erhoben, indem man bei der kirchlichen Zerrissenheit der Gegenwart nur in einem ausdrücklichen Befehl die Bürgschaft für einen günstigen Erfolg zu finden glaubte. Ungachtet der zahlreichen Hemmnisse, welche die wohlwollenden Absichten des Kirchenregimentes zu erfahren hatten, mußte indessen der betretene Weg fortwährend als der richtige anerkannt werden, weil die Organisation ihren Zweck, christliches Leben zu fördern und zu heben, nur da erreichen kann, wo ihr die freie Betheiligung waderer und christlich erwärmter Gemeindeglieder entgegenkommt.“ Indessen darf uns diese Aeußerung nicht sicher machen. Die Gemeindeordnung kündigte sich selbst als Unterbau an für ein von unten auf bis zur höchsten Spitze sich erbauendes System von „Vertretung der Kirche“, und da sie solchen Dienst nur dann zu leisten vermag, wenn sie allgemein eingeführt wird, was nicht anders als auf dem Wege des Zwanges geschehen kann, so dürfen wir wohl erwarten, daß die Freunde dieses Systemes auf der Generalconferenz auf diesen Weg hindeingen werden. Wir müssen dies um so mehr befürchten, da alle „Gutachten, die kirchliche Gemeindeordnung in den östlichen Provinzen betreffend,“ es aussprechen, es komme darauf an, „daß das von Anfang an ins Auge gefaßte höchste Ziel erreicht werde, daß auf der festen Grundlage der Localgemeinde aufsteigend die Diöcesan-, Provinzial- und Landesgemeinschaft sich erbauen solle.“ Man könne und dürfe „von einer solchen natur-

wüchigen Gliederung, wie sie schon die ersten christlichen Jahrhunderte aufweisen (!) und in Aussicht auf welche das Organisationswerk überhaupt ausgesprochenenmaßen begonnen worden ist,“ nimmermehr wieder absehen.\*) Das heißt nichts Anderes, als indirecte die zwangsweise Einführung empfehlen. Denn auf dem bisherigen Wege wird offenbar die Gemeindeordnung nicht viel weiter kommen, als sie bis jetzt gekommen ist. Eine solche indirecte Empfehlung schließt auch die Aeußerung des Präses der Rheinischen Provinzialsynode, Pfarrer Wiesmann, in den „Gutachten“ S. 36 in sich: „Nach den Anschauungen der westlichen Provinzen, welche auch die Generalsynode des Jahres 1846 als die ihrigen bezeichnet hat, kann das der Landessynode nothwendige Element der Gemeinde nur auf dem Boden synodaler Kirchenverfassung gefunden werden, und eine Kirchenversammlung, die dieses Element nicht in solcher organischen Weise an sich trägt, kann wohl den Namen einer Landessynode führen, sie wird jedoch in der Wirklichkeit von einem großen Theile der Landeskirche nur als eine Versammlung von Vertrauensmännern, nicht aber als eine Landessynode angesehen werden.“ Will man den Zweck, so muß man auch das vermeintlich nothwendige Mittel wollen, man wird unwillkürlich dahin getrieben, dem „Mangel einer allseitigen organischen Gliederung der Gemeinde“, wenn es nicht anders geht, durch Zwang abzuheilen. Auch das wird nicht unbeachtet gelassen werden dürfen, daß mit Verfassung der Ordnung der Gegenstände, wie sie in den „Denkschriften“ und den „Gutachten“ vorliegt, die kirchliche Gemeindeordnung zu dem Range der ersten Proposition für die Generalconferenz erhoben worden ist. Das legt den Gedanken nahe, daß man durch die Sanction der allgemeinen Einführung der Gemeindeordnung die Basis für die in den zweiten Rang gestellte Landessynode gewinnen will.

Unter diesen Umständen müssen diejenigen ihre Stimme laut erheben, welche die Gemeindeordnung schon an sich für bedenklich halten und dabei der Ueberzeugung sind, daß das Verfassungssystem, dem sie als Unterlage dienen soll, die Kirche mit schwerer Beschädigung bedroht, daß es im Zusammenhange mit einer das Bekenntniß auflösenden Union die wilden Wasser der Welt über sie herbeiführen und zuletzt die kirchlich Gesinnten aus ihr heraustreiben würde, die, so fest sie auch an der kirchlichen Gemeinschaft festhalten, welche zu bauen und zu pflegen

\*) Gutachten des Superint. Redlich S. 213 der „Gutachten.“



sie von Gott berufen sind, doch nur so lange darin verharren können, als ihre Grundlagen unzerstört bleiben, was bis jetzt Gott sey Dank noch der Fall ist.

Die Co. R. Z. hat sich schon früher mit eingehender Grundsätzlichkeit mit der Gemeindeordnung beschäftigt. Wir beginnen damit, das Bedeutendste aus den früher aufgestellten Bedenken gegen dieselbe hier zu wiederholen, mit der Bemerkung, daß diese Bedenken verstärkte Bedeutung dadurch erhalten haben, daß die kirchliche Oberbehörde ihnen bis dahin in keiner Weise gerecht geworden ist und daß die „Gutachten“ sämmtlich gegen eine durchgreifende Reform der „Grundzüge einer evangelischen Gemeindeordnung“, wie sie von dem Consistorium in Magdeburg beantragt worden, sich ausgesprochen haben, diese dennach auch auf der Conferenz wenige Aussicht hat, durchzubringen. Unter diesen Umständen müssen die zunächst gegen einzelne Bestimmungen gerichteten Bedenken den Charakter von Motiven zur Ablehnung des Ganzen annehmen. Jedem Betheiligten ist jetzt die Pflicht gestellt, diese Motive ernstlich zu erwägen und die Stimme des Zeugnisses zu erheben, so lange es noch Zeit und ehe das geschehen ist, dessen Folgen unabsehbar sind. Wenn durch solche Zeugnisse, zu denen namentlich die Geistlichkeit und die Patrone sich verbinden sollten, diese Folgen lebhaft vor Augen gestellt werden, so könnte leicht dadurch dem Fortschreiten auf abschüssiger Bahn Einhalt gethan werden, wie denn auch in der Unionsfache dies leider jetzt zu bemerkende Fortschreiten gar nicht in dem Maaße stattfinden würde, wenn Alle ihre Pflicht thäten. Durch das Zeugniß eines äußerlich Unberufenen, aber aus dem Geiste der wahren Kirche Gottes Redenden ist unsere Kirche gegründet worden; darin liegt in ihr für immer das Recht der treuen Glieder dieser Kirche begründet, die Stimme des Zeugnisses zu erheben, wenn der Kirche Gefahr droht, durch ihre äußerlich berechtigten Organe auf Abwege geführt zu werden.

In dem Aufsatze: „Die neuen Organisationsversuche in der Landeskirche Preußens“, Jahrg. 1850 Nr. 60, wurde gesagt: „Das Erste, was der Evangelischen Kirche geboten wird, ist eine neue Gemeindeordnung, wodurch die Gemeinde nach allen ihren Gliedern, nach ihrem gesammten Bestande — zu ihrem Rechte kommen soll, und die Bildung eines Gemeindefkirchenrathes, wozu der Gemeinde aus den ihr vorzuschlagenden Personen die Wahl eingeräumt, und hiemit nur eine lange vorenthaltene natürliche Befugniß zurückgegeben werden soll. Wir verkennen diese gute Absicht nicht; wir erkennen auch das Bewußtsein an, den Hausstand — status domesticus — zu heben; aber wir finden auch das priesterliche Laienrecht durch nichts so sehr gefährdet, als durch voreilige Concessionen. Wir fürchten jedenfalls, daß es zuviel auf einmal ist. Wer mit stimmen will, der muß doch jedenfalls erst fleißig hören. Und ist dafür gesorgt? Wir sind in großer Sorge, daß dafür nicht gesorgt ist. Wer den kirchlichen oder vielmehr den unkirchlichen Zustand unserer Gemeinden nach der Mehrzahl nur einigermaßen kennt, wer die demokratischen Wühlereien und die epidemischen Gellüste

unserer Zeit in allen socialen, politischen und kirchlichen Verhältnissen wenigstens theilweise beobachtet hat, der wird auch die Gefahr erkennen, welche die vorliegenden Grundzüge einer neuen Gemeindeverfassung hervorrufen müssen. Niemanden geschieht damit mehr Unrecht, als den armen Gemeinden selbst, deren bewußtlosen Majoritäten man die Wahl und die Gewalt in die Hände geben will, ohne ihnen zugleich die schriftmäßigen Bedingungen zu dem Laienpriesterthum einimpfen zu können. Die Beschränkungen, unter welche das neue Stimm- und Wahlsystem gestellt wird, sind nicht ausreichend: das muß Jeder zugeben, der nur einmal erfahren hat, wie verglichen Vorschriften auf dem Papier im wirklichen Leben sich bethätigen. Denn stimmberechtigt sind eigentlich doch Alle, die nicht notorisch gebrandmarkt sind (§. 5), wiewohl auch darüber die Mehrheit der Wähler (§. 8) entscheidet; und wählbar sind alle Dreißigjährige, die äußerlich untadelhaft sind und an den Gnadenmitteln theilnehmen. Daß die Vorschläge zum ersten Male von dem Pfarrer, dem Patrone und den dormalen bestehenden Kirchenvorstehern, so wie künftig von dem Gemeindefkirchenrathe erfolgen, könnte nur dann einige Garantie gewähren, wenn diese selbst nach der Mehrzahl in allen Gemeinden zu dem auserwählten Volke (1 Petr. 2, 9. 10) gehören. Das ganze Gewicht dieser Bedenken wird sich einem aufmerksamen Beobachter noch mehr herausstellen, wenn er sich bestimmte Gemeinden mit ihren dormaligen Hirten, Patronen und Kirchenvorstehern in größeren und kleineren Städten vor Augen hält. Wie ist es möglich, daß alle diese Zustände haben übersehen werden können! Man hofft gutmüthig und wohlwollend auf den Sieg des gutes Principes und stärkt das böse Princip des Tages. — Merkwürdig ist überdies, daß durchweg jede Gemeinde als ein unmittelbares Glied der gesammten Evangelischen Kirche bezeichnet wird, während sie doch zunächst einer bestimmten Kirche angehören muß, der Lutherischen, der Reformirten oder auch einer Unirten, die wieder ihrerseits als Glieder der gesammten Evangelischen Landeskirche zu bezeichnen wären. So wird auch gleich im ersten Paragraphen der Grundzüge auf die „Bekennnisse der Reformation“ ohne alle Unterscheidung der Confessionen Beziehung genommen, gleich als wenn den Gemeinden die Wahl zwischen den verschiedenen Bekenntnissen überlassen werden sollte. Dagegen wird „jede evangelische Gemeinde“ und mit der Gemeinde auch der Pfarrer „den allgemeinen kirchlichen Gesetzen und Ordnungen“, also auch den agendarischen und liturgischen Vorschriften unterworfen, ohne auch nur den Unterschied zu berücksichtigen, den das Bekenntniß erfordert.

Auf den Grund gesehen, ist das neue Unternehmen weder ein Bau von oben, noch ein Bau von unten, sondern beides zumal und darum keins recht: es ist eben auch ein Vermittelungsversuch zwischen Rechts und Links, woran unsere arme Zeit so reich ist.“

Aus dem Aufsatze: die Grundzüge einer Gemeindeordnung u. s. w., Jahrg. 1850 Nr. 65 ff., heben wir Folgendes aus: „Als Grundzüge der Gemeindeordnung wird verfaßt:



Die Gemeinde steht auf dem Bekenntnisse zu der Lehre der heiligen Schrift, wie sie in den ökumenischen und reformatorischen Symbolen bezeugt ist. Die Mitgliedschaft ist durch den festen Wohnsitz bestimmt. Stimmberechtigt sind alle selbstständigen, bürgerlich unbescholtenen Hausväter von 24 Jahren, nur solchen, welche durch lasterhaften Wandel oder thatsächlich bekundete Verachtung der Religion oder der Kirche öffentliches Aergerniß gegeben haben, kann die Stimmberechtigung bestritten werden.

Die dogmatische Union, welche bis jetzt in keiner Weise bestand, ist eingeführt worden durch die Bestimmung, daß „jede Gemeinde“ sich zu den Bekenntnissen der Reformation (zu sämtlichen oder ihrem Consensus) bekenne, dazu ohne auch nur die Augsburgerische Confession zum Mittelpunkt zu machen.

Eine solche dogmatische Union der gesammten Landeskirche würde nicht bloß den gesammten Lutherischen (resp. reformirten) Kirchenbestand vernichten, und die individuellen Gewissen unterdrücken, sondern sie verstößt schon gegen das bestehende Recht. Niemals hat in Preußen ein Gesetz den Lutherischen Gemeinden auferlegt, sich zu den Bekenntnissen der Reformation, also auch zum Heidelberger Catechismus zu bekennen oder umgekehrt, ja die Kabinettsordre von 1834 verbürgt ausdrücklich das Gegentheil.

Der Ansicht kann nicht beigetreten werden, welche grundsätzlich in der Kirche Alles nur durch das Regiment von oben, nur durch die Autorität bestimmen lassen will. Denn die ächte Ordnung ist es vielmehr, daß Amt und Gemeinde, Autorität und freie Anordnung, göttliche Einsetzung und menschliche Gestaltung zusammenwirken. Allein das gilt eben nur von der christlichen Gemeinde, das will noch gar nicht sagen einer Gemeinde, die vorherrschend aus lebendigen Christen bestände, sondern nur von einer Gemeinde, in welcher der christliche Glaube als Wahrheit und die christliche Heiligung als Ziel anerkannt sind und hievon besteht in unseren Gemeinden im Großen und Ganzen vielmehr das Gegentheil. Darin besteht nun der irrige und im besten Fall doktrinaire Charakter der jetzigen Verfassungsbestrebungen, daß auf Gemeinden dieser Art die Grundsätze und Berechtigungen übertragen werden, welche für die christlichen Gemeinden gelten; daß man aus Begriffen construirt und den Blick gegen das Leben verschließt. Gemeinden, welche sich nicht zu dem Evangelium bekennen, das und wie es die Apostel verkündet haben, welche nicht einer kirchlichen Zucht sich unterwerfen, sondern solche vielmehr verabscheuen, haben nimmermehr die Berechtigung und den Beruf christlicher Gemeinden, und dieselben auf sie übertragen heißt nicht der christlichen Gemeinde ihr Recht gewähren, sondern die christliche Gemeinde der unchristlichen Masse preisgeben, und ist nicht eine Bereicherung der Kirche mit neuen Kräften, es wäre denn mit Kräften der Zerstörung. Als eine naturgemäße, auf inneren kirchlichen Grundsätzen beruhende Fortentwicklung kann es deshalb nimmermehr betrachtet werden, daß bei diesem Zustande der Gemeinden dieselben zur Betheiligung an der Kirchengewalt

organisirt werden, und alle die Lebensarten, welche das voraussetzen, sind hohl und unwahr.

Das Wahlrecht der Gemeinde ist in den Grundzügen in einer Ausdehnung festgesetzt, wie es nicht bloß den kirchlichen Grundsätzen grell widerspricht; sondern nicht einmal nach dem Niveau der gegenwärtigen Zustände erfordert gewesen wäre, indem die herkömmlichen, auch in jetzigen Synodalverfassungen ganz gewöhnlichen Qualifikationen der Theilnahme an Gottesdienst und Abendmahl aufgegeben sind und nur der Beweis der positiv bekundeten Religionsverachtung vom Stimmrecht ausschließen soll. Das kirchliche Wahlrecht ist dadurch noch umfassender, als das politische Urwählerrecht, und die ganze Masse, besonders in den Städten, welche niemals die Kirche zu ihrer Erbauung betritt, wird nun hereingezogen, um an der Herrschaft über die Kirche Theil zu nehmen.

Wahlrecht einer völlig unkirchlichen Masse, beschränkt durch Vorschläge eines wahrhaft kirchlichen Gemeinderathes, ist keine mögliche Einrichtung. Welcher Unwille, welcher Sturm würde sich gegen solche Vorschläge erheben! Die Gesinnung der Wahlversammlung wird deshalb auf die Vorschläge nothwendig einwirken.

Eine größere Gefahr ist zunächst dadurch abgehalten, daß die Befugnisse des Gemeinderathes, so weit sie gegenwärtig ins Leben treten sollen, minder tief eingreifen. Dagegen aber liegt eine unermessliche Gefahr für die Kirche in den Befugnissen des Gemeinderathes, welche für die Folge in Aussicht gestellt sind, nämlich in der Bescheidung der Synoden. Jene ungesicherten Wahlen des Gemeinderathes sind hiedurch zugleich entscheidend für die künftige Provinzial-, vielleicht Landessynode, und diese nimmt nicht bloß am örtlichen Kirchenverbande dienend Theil, sondern herrscht gesetzgebend über den gesammten kirchlichen Zustand. Eine solche Synode gegenwärtig neben der politischen Repräsentation dem Könige gegenüber tretend, wird eine Macht, die man leichter heraufbeschwört, als man, falls alle jene Befürchtungen eintreten, gegen sie Hilfe finden kann. Hierin vor Allem liegt die tiefere Gefahr des Erlasses.“

In unserem Vorworte vom Jahre 1851 wurde u. A. Folgendes gesagt:

„Es will uns wirklich fast an das Müdenfeigen und Rameleverschlucken erinnern, wenn man, ehe so viele wichtige Aufgaben, z. B. die Abhülfe der Gesangbuchsnoth, die Hebung des danieblerliegenden Kirchengesanges, die Mehrung der Gottesdienste, die Einrichtung der Reisepredigt, die Reform der Prüfungen für das geistliche Amt gelöst sind, ja ehe man auch nur irgend ernstlich ihre Lösung begonnen hat, an das Werk der „Organisation der Gemeinden“ geht und darauf die Kräfte der Kirche concentrirt, ein Werk, das gar nicht gedeihen kann, wenn ihm nicht durch jene anderen Thätigkeiten seine Grundlagen bereitet worden.“

Das eigentlich Bedenkliche ist die in den „Grundzügen“, wie nicht weniger auch in dem Reffortreglement und den Motiven zu Grunde liegende Anschauung von der Kirche, von



der wir leider behaupten müssen, daß sie mit der heiligen Schrift und den „Bekenntnissen der Reformation“ nicht im Einklange steht, daß sie unter dem Einflusse der Zeitanfichten entstanden ist und sich aus der Welt in die Kirche verlaufen hat. Die Kirche soll aus der ganzen Masse der zu der äußerlichen kirchlichen Gemeinschaft gehörenden Individuen bestehen; bei dieser Masse ruht eigentlich alles kirchliche Recht; damit dasselbe ausgeübt werden könne, ist es nothwendig, daß aus der Masse eine Gesamtvertretung hervorgehe. Alles, was bis dahin in der Kirche angeordnet wird, trägt nur provisorischen Charakter. Auch die kirchlichen Behörden haben keinen festen Boden unter sich, bis sie von dieser Gesamtvertretung anerkannt worden. Das landesherrliche Kirchenregiment steht bis dahin zwar über der Kirche, aber es ist nicht wahrhaft in ihren Organismus eingefügt und seine volle Berechtigung geht nicht über das Provisorium hinaus. Das Resultat einer sorgfältigen Prüfung war, daß wir nicht einmal die Ansicht von zwei gleichberechtigten Mächten in der Kirche, dem Kirchenregimente und der Vertretung der Gemeinden, hier ausgesprochen finden konnten, daß wir die Grundanschauung für eine rein demokratische halten mußten, von der gewöhnlichen nur dadurch verschieden, daß hier das Bekenntniß als eine über den Gemeinden stehende Macht anerkannt, daß ferner dem bestehenden Kirchenregiment das Recht der vorläufigen Kirchenleitung und der Ausschließung alles dessen, was von dem Bekenntnißgrunde abtritt, vindicirt, daß endlich an die Stelle einer aus Urwahlen hervorgehenden Versammlung als höchste Inhaberin des kirchlichen Rechtes eine Generalsynode gestellt wird, welche aus den Wahlen der früher organisirten niederen Stufen hervorgeht.

In der Verwechslung der sichtbaren und der unsichtbaren Kirche ist die Katholische Kirche vorangegangen, und es wäre sehr traurig, wenn wir auf ihren Standpunkt zurücksinken, wenn wir den herrlichen Gewinn, den die Reformation auch in dieser Beziehung gebracht hat, wegwerfen wollten. Die Katholische Kirche und die moderne Anschauung bleiben bei der äußeren Erscheinung stehen, erkennen unbedenklich als Kirche an, was sich als Kirche darbietet, der Unterschied ist nur der, daß den Katholiken das Kirchenregiment, wie es grade ist, als Kirche gilt, den Modernen die Masse. Beiden zugleich treten auf Grund der heiligen Schrift unsere Bekenntnisschriften entgegen. Die Kirche ist nach der Augsb. Conf. „eine Gemeinschaft des Glaubens und des heiligen Geistes“ und „eigentlich nichts anderes, denn die Versammlung aller Gläubigen und Heiligen.“ Die Apologie sagt: „Unterscheidet sich die Kirche als das wahre Reich Christi von dem Reiche des Teufels, so können nothwendig die Gottlosen, da sie im Reiche des Teufels sind, nicht in der Kirche seyn.“ In Luthers großem Katechismus heißt es: „Ich glaube, daß da sey ein heiliges Häuslein und Gemeinde auf Erden, eitel Heiligen, unter Einem Haupte, Christo, durch den heiligen Geist zusammenberufen, in einem Glauben, Sinn und Verstand, mit mancherlei Gaben, doch einträchtig in der Liebe, ohne Rotten und Spaltung.“ Ist nun das die wahre

Kirche Christi nach dem Evang. Bekenntniß, so kann nach ihm von einem Rechte der Massenkirche auf eine aus ihr selbst hervorgehenden Vertretung nicht die Rede seyn, so kann alles, was man zur Organisirung der Gemeinden thut, nicht auf Gründen des Rechtes, sondern nur auf Gründen der Zweckmäßigkeit beruhen und ist einfach danach zu beurtheilen, ob es der Kirche förderlich ist. — Je tiefer aber die sichtbare Kirche gesunken ist, je größer die Kluft zwischen ihr und der unsichtbaren, desto unevangelischer ist es, ihr die Rechte beizulegen, welche nur der letzteren zukommen. Fehlt doch unserer Kirche sogar das Merkmal, welches die älteren Theologen einstimmig der Kirche im weiteren und uneigentlichen Sinne beilegen, die diesen Namen nur in derselben Weise führt, „in der Waizen mit untermischter Spreu a potiori Waizen genannt wird“, nämlich „die Uebereinstimmung in dem Bekenntnisse zu demselben Glauben. Ist doch unter uns die Kirchenzucht fast bis auf die letzte Spur verschwunden, die reinigende Thätigkeit der Kirche fast ganz erstorben. Wird unter solchen Umständen eine „Gesamtvertretung“ zu organisiren versucht, so kann man zwar wohl eine „Räubersynode“ gewinnen, nimmer aber „die völlig legitimirten Hände, denen man die äußeren und inneren Güter der Kirche ausliefern kann.“

In dem Vorworte des Jahres 1852 endlich wurde u. A. gesagt: Die gefährlichste Opposition gegen die kirchliche Gemeindeordnung ist die der strengen Lutheraner, die in Pommern so mächtig ist, daß auf der zu Stettin im Juli abgehaltenen Superintendenten-Conferenz von den 31 Theilnehmern nicht weniger als 28 sich gegen die Gemeindeordnung erklärten. Diese Lutherische Opposition stützt sich besonders an dem ersten Paragraphen, in dem sie eine Gefährdung des Lutherischen Bekenntnisses erblickt, und wir müssen erklären, daß wir diese Opposition jetzt für gerechtfertigt halten. Wir hatten einen Zusatz zu dem §. 1 gewünscht: „für die ursprünglich Lutherischen Gemeinden sind die Bekenntnisse der Reformation die Lutherischen, für die ursprünglich reformirten die reformirten, für die unirten der Consensus beider.“ Der Oberkirchenrath aber hat, weit entfernt eine Erklärung in diesem Sinne zu geben, in einem Schreiben an das Pommersche Consistorium es in das Belieben der Gemeinden gestellt, ob sie unter dem Lutherischen Bekenntnisse stehen wollen oder nicht. Die Lutherischen Bekenntnisse sollen „wo es gewünscht wird in dem Gemeindestatut benannt werden können.“ Damit wird der ganze confessionelle Rechtsstand alterirt. Die Behörde stellt sich über das Bekenntniß.“

Der Artikel: „Aus einem Schreiben an den Herausgeber“ im Jahrg. 1852 Nr. 20 hat gegen dies Bedenken den Einwand erhoben, die Grundzüge haben sich in Bezug auf das Bekenntniß im Wesentlichen, „um nicht irgendwie vorzugreifen, nur an die Worte des in den Kirchenordnungsmäßig eingeführten Provinzialagenden von 1829 vorgeschriebenen und in gesetzlichem Gebrauche befindlichen Ordinationsformulars angeschlossen.“ Die Richtigkeit dieser Behauptung aber müssen wir bestreiten. Das Ordinationsformular, wie es z. B. in dem „Nachtrag zu



der erneuerten Kirchenagende insbesondere für die Provinz Pommern“ abgedruckt ist, verpflichtet die Ordinanden: „Erstens keine andere Lehre zu predigen und ausbreiten zu wollen, als die, welche gegründet ist in Gottes lauterem und klarem Worte, den prophetischen und apostolischen Schriften des N. u. A. T., unserer alleinigen Glaubensnorm, und verzeichnet in den drei Hauptsymbolen, dem Apostolischen, dem Nicänischen und Athanasianischen“ und fügt dann in Parenthese bei: „hier werden, wie herkömmlich, die symbolischen Schriften genannt.“ Mag in dem „wie herkömmlich“ einige Zweideutigkeit liegen, der zunächst liegende Sinn ist immer der, daß überall diejenigen Bekenntnisschriften genannt werden sollen, welche das geschichtliche Recht auf ihrer Seite haben. Dagegen setzen die Grundzüge an die Stelle des geschichtlich rechtlichen Bekenntnißstandes einen selbstgemachten, sie octroyiren der Lutherischen und der Reformirten Kirche statt ihrer eigenthümlichen Bekenntnisse die „Bekenntnisse der Reformation“ und stellen es nur in die Willkühr der einzelnen Gemeinde sich für ihren Theil wiederzuerobern, was der Kirche im Ganzen genommen worden, eine höchst bedenkliche Concession, da damit die einzelne Gemeinde über das Bekenntniß gestellt wird, welches ihre Grundlage bilden soll und zugleich eine ungenügende, da eine Lutherische oder Reformirte Gemeinde nicht bloß das Recht hat, für sich allein das Lutherische oder Reformirte Bekenntniß zu besitzen, sondern auch als Glied des Ganzen der Kirche. Nur in diesem gliedlichen Zusammenhange kann das Recht ihr frommen. Losgelöst von demselben muß sie der Verkümmern anheimfallen. Sie kann ihren Lutherischen oder Reformirten Character nicht behaupten, wenn sie einem Ganzen angehört, über dem der Nebel der „Bekenntnisse der Reformation“ und ihres ungeschriebenen, der Willkühr anheingegebenen Consensus gelagert ist, wenn alle Einflüsse, die sie aus diesem Ganzen erhält, dahin zielen ihren confessionellen Character zu alteriren.

Gegen unsere Ausführung, daß den Gemeinden wie sie sind nicht der Character wahrhaft christlicher zukomme und daß ihnen daher auch nicht die Rechte zuerkannt werden können, welche den lebendig christlichen Gemeinden angehören, könnte man mit einigem Scheine die Lutherische Lehre von der Taufe geltend machen. Die Antwort auf solchen Einwand aber geben wir mit den Worten Hölzings\*): „Wie auch immer die Kindertaufe stattfinden möge, so viel ist gewiß, daß sie das Heil der am Leben bleibenden und den Gesetzen der natürlichen Entwicklung des menschlichen Willens und Bewußtseyns unterworfenen Kinder nicht für sich allein, nicht ohne die nachfolgende Wirksamkeit des andern Gnadenmittels, der Predigt und der Zucht des Wortes bewirken kann.“ Die Taufgnade waltet noch über

unsern Gemeinden, aber in den Massen bringt sie keine Frucht, weil der Teufel durch Schuld der Täuflinge selbst und ihrer Hirten hinwegraubt was in ihrem Herzen gesäet ist.

Man hat ferner mehrfach sich darauf berufen, daß Luther der Gemeinde große Rechte zugesprochen habe. Aber die Gemeinde, welcher Luther solche Rechte beilegte, war nicht eine solche gleich den jetzigen, es war eine wahrhaft vom Glauben und vom heiligen Geiste ergriffene und durchdrungene. Luther hat nie daran gedacht den unkirchlichen Massen solche Rechte beizulegen, wie die jetzt ihnen zugesprochenen. Er hat sich nur in den ersten Jahren der Reformation mehrfach getäuscht in Bezug auf den wirklichen Zustand der Gemeinden. Selbst tief und innig durchdrungen von dem seligen Evangelium, das durch ihn ans Licht gebracht worden, und aus demselben gründlich wiedergeboren, hoffte er, daß das neue Princip sofort seine wiedergebärende Kraft auch in den Gemeinden bethätigen werde, und hielt es also für angemessen, daß der Lehre der Schrift von dem geistlichen Priestertum aller Gläubigen praktische Bedeutung gegeben werde. Der Aufstand der Bauern enttäuschte ihn. Diese stellten an die Spitze ihrer Forderungen, „daß wir nun sürohin Gewalt und Macht wollen haben, eine ganze Gemeinde soll einen Pfarrherrn selbst erwählen, auch Gewalt haben, denselben wieder zu entsetzen, wenn er sich ungebührlich hält.“\*) Jetzt erkannte Luther, daß die Idee des allgemeinen Priestertums auf die vorliegenden Verhältnisse, die er früher mit zu günstigem Auge angesehen, nicht passe. „Es war um nicht mehr der Gedanke der durch das Band des lebendigen Glaubens an den Erlöser zu jeder christlichen That verbundenen Gemeinde, welcher die Entwicklung bestimmte, sondern die Verfassung stellte sich auf den Standpunkt zurück, auf welchem die Gemeinde als das Object der Erziehung durch Zucht und Lehre gedacht wird.“ Es war das nicht eine Verkümmern, wie Richter es darstellen möchte, es war „eine durch die Gewalt der historischen Thatfachen gewirkte Berichtigung“\*\*), eine Ernüchterung, ein Aufwachen aus einem Traume, den Luther zu träumen eine ganz andere Berechtigung hatte, als die Träumer der Gegenwart, die billig an Luthers Beispiel klug werden, nicht seine Verirrung, die übrigens nur auf das Gebiet der Theorie sich beschränkt hat, nicht in die Praxis übergegangen ist (die Leisniger Ordnung — bemerkt Mejer S. 121 — hat nie gegolten und die Magdeburger 1524 spricht wesentlich von der bürgerlichen Gemeinde), sondern seine Rückkehr sich zum Muster nehmen sollten. „Wenn man die Leute und Personen hätte —

\*) Richter, Gesch. der ev. Kirchenverf. S. 24.

\*\*) D. Mejer in den trefflichen „Institutionen des gemeinen Deutschen Kirchenrechtes“, Göt. 1856, die wir unsern Lesern recht dringend empfehlen.

\*) Das Sakrament der Taufe, 1. S. 137.



so erklärte Luther in der bekannten Stelle \*) —, die mit Ernst Christen zu seyn begehrt, die Ordnung und Weise wären bald gemacht. Aber ich kann und mag noch nicht eine solche Gemeinde oder Versammlung anrichten; denn ich habe noch nicht Leute und Personen dazu.“ Die Folge dieser gewonnenen Einsicht war, daß das Lehramt in den Vordergrund der kirchlichen Institutionen trat \*\*), was bei einer Massenkirche die Bedingung ihrer gedeihlichen Entwicklung ist, so daß diejenigen, welche es daraus verdrängen wollen, recht eigentlich als ihre Feinde, als die Füchse zu betrachten sind, welche den Weinberg zerstören.

(Fortsetzung folgt.)

## Der geistliche Volksgesang.

(Schluß.)

Wir müssen zunächst gestehen, daß sich an einer solchen Art der „Bereicherung“ von vornherein schon unser Rechtsgefühl gestoßen hat. Man lasse doch der Welt ihre Geistesprodukte und lasse sich vielmehr von ihr beschämen und zur Nachseiferung anreizen. Wie gefällt es uns denn, wenn die Welt geistliche Weisen für ihre weltlichen und gotteslästerlichen Lieder entlehnt? Freilich die besten kann sie nicht gebrauchen, wegen des in denselben zu klar ausgeprägten geistlichen Tones, aber wie wenn sie sich zu helfen und durch Umbildung nachzuhelfen weiß. Und das weiß sie. Doch wollen wir diesen Grund eben nicht stark betonen. Man wird ihm die Worte des Apostels entgegensetzen: „Alles ist euer“ und „ich habe es alles Macht.“ Je weniger wir nun gewillt sind, diesen Worten alle Berechtigung auch für das Gebiet der Musik abzusprechen, desto mehr wird man uns dann aber auch zugestehen müssen, die Frage: ob es auch „fromme“ und uns „nicht gefangen nehme“, mit allem Ernste geltend zu machen. So werden denn unsere Bedenken hauptsächlich den Charakter und Geist, welche den weltlichen Melodien innewohnen, ins Auge zu fassen haben. Auf dem musikalischen Gebiete, welches der nüchternen verständigen Betrachtung sich mehr als andere Gebiete der Kunst entzieht und das Gefühl überwiegend in Anspruch nimmt, hat eine scharf begränzende Unterscheidung von geistlichem und weltlichem Charakter freilich seine ganz besondern Schwierigkeiten. Melodien, welche dem Einen wegen ihres weltlich lustigen, ja frivolen Charakters als verwerflich erscheinen, werden von einem Andern um ihrer belebenden und erhebenden Frische willen geliebt und gelobt werden können. Oft kann das Urtheil sogar allein davon abhängen, ob dieselben in einem rascheren oder langsameren Tempo gesungen werden, wie z. B. nicht wenige dadurch gegen die Sangesweise der Kirchenlieder in ihrem ursprünglichen Rhythmus eingenommen sind, weil sie dieselben in einem ungehörlich raschen

Tempo haben vortragen hören. Solche Schwierigkeiten weisen aber nur auf um so größere Gefahren hin, die wir uns niemals als bloß eingebildete dürfen ausreden lassen. Es lag uns vor Kurzem eine Sammlung von beinahe 200 Liedern im Manuscripte vor, zu denen über die Hälfte der Melodien von weltlichen Liedern, sogar allbekannten Gassenhauern entnommen war. Da war z. B. ein Himmelfahrtslied der Melodie: „Schier dreißig Jahre bist du alt“, das Lied: „O selig Haus, wo man dich aufgenommen“ der Melodie: „Denkst du daran, du tapfere Lazienka“ untergelegt. Andre noch schlimmere Beispiele sind uns nicht mehr im Gedächtniß. Ist es aber möglich, geistliche Lieder nach solchen Melodien zu singen, ohne daß sich dabei der profane, burschikose Ton auf die ganze Gemüthsstimmung überträgt und so dem heiligen Inhalte des Textes verwehrt, seinen heiligenden und erhebenden Einfluß auf das Gemüth auszuüben? Wird nicht das Singen dieser Lieder in der Schule die Kinder mit ihrer Gemüthswelt augenblicklich auf die Gasse und in die Umgebung versetzen, wo sie die bekannten Melodien sonst zu hören gewohnt sind? In welche innere Conflicte bringt man das Gemüth der Kinder, wenn man sie beim Aussprechen heiliger Wahrheiten durch die Melodie selbst an die obscönen, leichtfertigen Lieder, die ihr Ohr nur zu leicht auf der Gasse erlauscht und aufgegriffen hat, erinnert? Und werden selbst erwachsene, ernste Christen sich ungehöriger Reminiscenzen während des Singens zu entschlagen im Stande sein?? Wir können nicht anders, als hier die große Gefahr erkennen, daß man bei dem Bestreben, geistlichen Sinn und geistliches Leben zu fördern gerade das Gegentheil bewirkt. In Zeiten und in Gegenden, wo das Christenthum eine Macht im Volke geworden ist, liegt schon die Gefahr nahe genug, daß viele mitsagen und mitsingen, was in ihrem Herzen und Leben noch keine Wahrheit geworden ist. Liegt in der Melodie von wahrhaft geistlichem Gepräge die segensreiche Macht, daß sich das Volk mit ihr den Inhalt des geistlichen Liedes ins Herz singen kann, so hat die weltliche oder auch nur bis dahin mit weltlichem Liede zusammengewachsene Melodie die Macht, den Welt Sinn im Herzen zu nähren und dem geistlichen Inhalte des Textes gegenüber aufrecht zu erhalten. Das Lied sinkt zur Redensart, zur Phrase herab und unter der gleißenden Hülle findet das weltlich gestimmte Herz die ihm zusagende Ergözung in und an den Tönen der beliebten Melodie. Der Cultus wird bei der bloßen Form ein feiner Götzendienst. „Verstöret alle Dexter, da die Heiden, die ihr einnehmen werdet, ihren Göttern gebient haben, es sey auf hohen Bergen, auf Hügelu oder unter grünen Bäumen und reißet um ihre Altäre und zerbrechet ihre Säulen und verbrennet mit Feuer ihre Haine und die Götzen (Bilder) ihrer Götter thut ab und vertilget ihren Namen aus demselben Orte“ (Deut. 12, 2. 3), „die Bilder ihrer Götter sollst du mit Feuer verbrennen und sollst nicht begehren des Silbers oder Goldes, das daran ist, oder zu dir nehmen, daß du dich nicht darinnen verfängst; denn solches ist dem HErrn, deinem Gotte, ein Greuel“ (c. 7, 25). Eine solche Vorsoorge, die selbst den Me-

\*) Richter S. 27.

\*\*) Richter S. 27.



tallwerth der zerstörten Götzenbilder zu benutzen und die Namen derselben als Ortsbezeichnungen heizubehalten verbietet, möchte freilich manchem „christlichen Kunstfreunde“ eine mindestens übertriebene oder doch nur für den Standpunkt des Gesetzes gerechtfertigte dünken. Aber liegt uns denn wirklich die Gefahr „der Verstrickung“ in das abgöttische Wesen der Welt, von dem auch wir Christen rings umgeben sind, so fern? Uns hat es oft bedünken wollen, als wenn manche bei ihrem eifrigen Bemühen, die Kunst in den Dienst der Kirche zu ziehen, selbst unvermerkt in den Dienst der verweltlichten Kunst sich haben ziehen lassen und an ihrem Glauben Schiffbruch gelitten haben. Jeder ernste Christ wird es, zumal bei einigem Kunstsinne fühlen, welch ein gefährlicher Zauber in allen Kunstgenüssen liegt, womit die Welt unverholene Abgötterei treibt, um auf seiner Hut zu sein, daß er nicht mit Demas die Welt überhaupt wieder liebgewinne. Wenn in den letzten Jahren auf dem Gebiete der Malerei dankenswerthe Bestrebungen unser Volk vor verderblichen Einflüssen zu schützen versucht haben, so ist es wohl an der Zeit, dem musikalischen Gebiete eine gleiche Aufmerksamkeit zuzuwenden. Tritt das Verführerische einer üppigen Melodie nicht so in die Augen wie bei einem obseönen Bilde, so ist es deswegen nicht geringer anzuschlagen, im Gegentheil das feinere Gift dringt um so tiefer ein.

Die Vertheidiger der Benutzung weltlicher Melodien werden uns nun freilich neben der Behauptung, daß das Christenthum berufen sei alle Gebiete des Lebens zu verklären und sich so zu erobern, auch besonders das Beispiel der älteren Kirche entgegenhalten. Wie nicht wenige und nicht die schlechtesten unserer älteren Kirchenlieder ihre Entstehung der Nachahmung oder Umbildung weltlicher Lieder verdanken, so verhält sichs ähnlich mit den Melodien. Damit können wir indessen unsere Bedenken noch keineswegs für widerlegt halten. Es fragt sich vielmehr noch sehr, ob das Verfahren jener älteren geistlichen Liederdichter ein richtiges und für uns mustergültiges ist, zumal wenn wir bedenken, daß man die Melodien mit geringen Veränderungen auf das geistliche Gebiet herübernahm, während bei den Liedern doch der Gedankeninhalt von Grund aus ein neuer wurde. Nicht alles, was alt ist und in alter Zeit geschehen, ist darum gut und der Nachahmung werth. Wie, wenn die reinere Entwicklung des deutschen Volks- und Kirchengesanges im Mittelalter eben dadurch Schaden genommen hätte und aufgehalten wäre, daß sie sich der weltlichen Einflüsse nicht genug erwehrt hat? Wie das christliche und kirchliche Leben im Mittelalter an großer Verweltlichung und Veräußerung krankte und von der Quelltiefe des Evangeliums aus einer Reformation bedurfte, so war es auch mit dem geistlichen Liede. Können wir uns nicht zur Anerkennung z. B. der „Marienlieder“ jener Zeit, in die man die „Minnelieder“ „geistlich“ umzubilden pflegte, verstehen, so können wir noch weniger jede beliebige Melodie durch Unterlegung eines geistlichen Textes ohne Weiteres für „geistlich gemacht“ halten. Wir wollen dem Bestreben jener alten Dichter, dem deutschen Volksleben eine ernstere Richtung zu geben

und für seine damals schlecht befriedigten geistlichen Bedürfnisse etwas zu bieten, volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, aber wir können doch darum die Mittel und Wege, welche sie einschlugen nicht ohne weiteres gut heißen. Geben wir sogar zu, daß das Kindesalter des geistlichen Volksesanges einer solchen Nothbrücke bedurfte, so darf man, was damals gut oder noth war, noch nicht für alle Zeit passend und heilsam erachten. Es scheint uns von großer Bedeutsamkeit zu sein, daß Luther keines seiner Lieder einer weltlichen Melodie untergelegt hat, obwohl selbst aus Andeutungen in dem bekannten trefflichen Werke von Koch (I. p. 126. 129) das Gegentheil herausgelesen werden könnte. Wir meinen, schon ein feiner geistlicher Tact hat ihn davon abgehalten. Er selbst beruft sich auf diesen im Gefühle großer Ueberlegenheit seinen musikalischen Freunden gegenüber, wenn er ihnen sagte: „Ihr Herren ver-sethet eure Musicam und Noten löblich; was aber der geistliche Sinn und das Wort Gottes darin ist, so glaube ich auch ein Wörtchen mitreden zu dürfen.“ (Den Beweis für unsere Behauptung zu führen, unterlassen wir hier, um diese Zeilen nicht ungebührlich zu erweitern.) Sodann aber darf man nicht vergessen, daß den weltlichen Melodien jener Zeit zum großen Theile noch ein ernstere Charakter, eine größere Gemüthstiefe, ein solideres Gepräge eigen war als den weltlichen Melodien der späteren Zeit. Es hängt das theils mit dem derberen Character der Zeit, theils mit dem Gebrauche der alten Kirchennoten zusammen. Welcher Christ wird heut zu Tage das Tanzen vertheidigen, weil Luther die gemesseneren und anständigeren Tänze früherer Zeit nicht geradezu für verwerflich erklärt hat?

Fühlen wir uns nun auch gedrungen, unsere Bedenken gegen dergleichen Einwände im Ganzen aufrecht zu erhalten, so sind wir doch keinesweges gewillt, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Wir gestehen gern, selbst früher einen Versuch mit der Benutzung einer Melodie gemacht zu haben, die man zu den „weltlichen“ zu rechnen pflegt, ohne es gerade zu bereuen. [Wir haben gewiß wie unter den weltlichen Volksliedern so auch unter den weltlichen Volksmelodien einen Unterschied zu machen. Müssen wir auch den „patriotischen Liedern“, den „Soldatenliedern“, den „Naturliedern“ jedenfalls einen christlichen also geistlichen Grundton wünschen, dessen die meisten leider ganz entbehren, so werden wir dergleichen Lieder doch um deswillen noch nicht schlechthin verwerflich finden, wenn sie nicht specifisch christliche Wahrheiten aussprechen. Sie können dabei immerhin einen ernstern sittlichen Character haben oder doch wenigstens mit der Wahrheit der christlichen Lehre und dem Ernste des christlichen Lebens nicht in Widerspruch treten, wie z. B. viele Lieder, welche aus der Begeisterung der deutschen Freiheitskriege hervorgegangen sind. Wenn aber Lieder, und wären sie noch so patriotisch oder als Kinderlieder noch so gefällig oder als Studentenlieder beliebt, das Motto: „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt“ an der Stirne tragen, wie



z. B. das Lied: „Hier sitz ich auf Rasen mit Rosen bekränzt“ es wörtlich an seinem Schlusse ausspricht, so können und dürfen wir solche nimmermehr billigen oder auch nur für harmlos erklären. Gerade so ist aber mit den weltlichen Volksmelodien, nur daß hier noch mit weit größerer Vorsicht zu Werke zu gehen ist, weil unseres Erachtens die Stimme der Melodie einen weit größeren unmittelbaren Einfluß auf die Stimmung des Sängers ausübt, als das Wort des Liedes auf den Verstand des Lesers. Außerdem wird die Uebernahme weltlicher Melodien noch aus anderm Grunde eine Beschränkung zu erleiden haben. Es ist jedenfalls nicht außer Acht zu lassen, daß die Kinder der Welt manche ältere Volksmelodie von besserem Gehalte in einer Weise zu ihrem Eigenthume gemacht haben, daß wir sie wenigstens einstweilen für verloren erachten müssen, bis sie eine Zeitlang brach gelegen und ihr beslecktes Gewand abgestreift hat. Die Melodie des Liedes: „Schier 30 Jahre bist du alt“ z. B. hat der Theaterdichter einem alten Volksliede entnommen und mit einigen Aenderungen unter großem Beifalle wieder unter das Volk gebracht. Sie ist von einem edlen kräftigen Geiste getragen und schlägt einen nichts weniger als üppi- gen, leichtfertigen Ton an, aber sie hat vom Theater und von der Gasse einen Beigeschmack bekommen, den sie erst verlieren muß, ehe sie sich zum Träger eines geistlichen Volksliedes eignet. „Ihr sollt ihre (der Götzen) Namen vertilgen von demselben Orte.“\*)

Hält man dies beides mit gewissenhaftem Ernste fest, ohne sich durch die künstlerische Schönheit oder den gefälligen Ton einer Melodie irre machen zu lassen, so würden wir den Gebrauch guter Volksmelodien für andere als ihre Originaltexte, für geistliche Volkslieder in demselben Maße für statthaft erachten, wie man verschiedene Kirchenlieder zu denselben Melodien singt. Denn das wird jedenfalls nicht ein bloßer Mangel, sondern ein Mißstand bleiben, daß wir eine Anzahl von Kirchenliedern des verschiedensten Inhalts (Bußlieder und Loblieder) nach einer und derselben Melodie absingen.

Daß man in jüngster Zeit bei der Benutzung weltlicher Volksmelodien häufig auch nicht einmal mit der nöthigen heiligen Kritik zu Werke gegangen ist, dagegen wenigstens wollten wir unsre ernststen Bedenken nicht zurückhalten. Möchten sie manchem, dem wie uns die Pflege des geistlichen Volksgesanges als eine wichtige Aufgabe für unsre Zeit am Herzen liegt, zu einer gewissenhaften Sichtung unter der Masse dessen, was uns

\*) Nur beiläufig sey hier angedeutet, daß wir, im Pfarrhause solche bekannte weltliche Melodien erklingen zu lassen, schon deshalb Anstand nehmen würden, um nicht bei den Pfarrkindern in den naheliegenden Verdacht zu kommen, daß mit ihnen eben jene bekannten weltlichen Texte gesungen würden. „Meidet allen bösen Schein.“

gegenwärtig in verschiedenen Sammlungen dargeboten wird, Veranlassung geben!

Schw.

A. R.

## Ueber Fürsorge für entlassene Sträflinge, insbesondere über Organisation einer kirchlichen Fürsorge für dieselben. Von F. v. Wick. Hofstock 1856.

Das Gefängnißwesen hat seit Jahren die Aufmerksamkeit in immer weiteren Kreisen auf sich gezogen. Die Ueberhandnahme der Verbrechen, die Ueberfüllung der Gefängnisse und Zuchthäuser, die größere Verhärtung und Gefährlichkeit der aus denselben wieder heraus strömenden, die vielen Mißfälle nicht bloß dieser gottloser gewordenen, sondern auch der noch empfindlicheren in Folge der hilflosen Lage nach der Entlassung mußten von selbst, zumal seit dem Erwachen der Kirche überhaupt, die Ueberzeugung aufdrängen, daß hier endlich etwas Entscheidendes geschehen müsse; und so wird diese hochwichtige Frage vielfachen Erörterungen unterworfen, nicht bloß bei den betreffenden Behörden, sondern auch auf den Kirchentagen, Pastoral-Conferenzen und in verhältnißmäßig zahlreichen Schriften. Von bedeutender Autorität auf diesem Gebiete erscheint nun der Verfasser vorliegender Schrift sowohl nach seiner amtlichen Stellung und in seinen Beziehungen zu der im Allgemeinen muster-gültigen Strafanstalt Dreibergen, als auch nach seiner Durchbildung und reichen Erfahrung. Davon zeugten schon seine früher herausgegebenen drei Hefte „Abhandlungen aus dem Gebiete der Gefängnißkunde“: 1. über Isolirung der Sträflinge, 2. über Strafe und Besserung und deren Verhältniß zu einander, sowie über die Stellung des Geistlichen der Strafanstalt zur staatlichen Anstaltsbehörde, und 3. Reglementäre Bestimmungen für die Strafanstalt Dreibergen mit Anmerkungen. Doch nehmen diese die Organisation der Gefängnisse betreffenden Schriften weniger ein allgemeines Interesse, als das der Behörden in Anspruch.

Die Grundanschauung des Verfassers ist, daß die Strafvollstreckung die Besserung nicht hemmen oder gar sittlich ver-derbend wirken dürfe, Heft 2 S. 46, daß vielmehr die Besserung thunlichst vorbereitet, S. 47, sodann aber positiv ein-gewirkt werde durch Gottesdienst u. in solchem Umfange, als es die Rücksicht auf den Strafzweck irgend zuläßt, und zwar in positiv christlicher Richtung und confessionellem Bewußtsein, S. 49, und wenn die Buße in das Herz des Sträflings ein-kehrt, wird, was etwa dadurch an materieller Strenge der Strafe gemildert erschiene, an sittlicher Strenge zehnfach wieder-gewonnen, S. 51.

(Fortsetzung folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Mittwoch den 12. November.

N<sup>o</sup> 91.

## Die kirchliche Gemeindeordnung.

(Fortsetzung.)

Die officielle „Denkschrift, die kirchliche Gemeindeordnung in den östlichen Provinzen betreffend,“ gibt zuerst eine „Darlegung des Entwicklungsganges und der bisherigen Erfolge.“ Aus dieser ersehen wir, daß die Abneigung der Patrone gegen die Gemeindeordnung dieser ein mächtiges Hinderniß bereitetete. „Die Patrone — wird gesagt — sahen in der beabsichtigten Organisation der Gemeinden eine Gefährdung ihrer Befugnisse und ein Hinderniß der Erfüllung ihrer Pflichten. Ja selbst der Gedanke eines solchen Organismus wurde von manchen Patronen als demokratisch, der göttlichen Autorität ledig und darum als gefährlich für die Kirche wie für den Staat bekämpft. Auf diesem Grunde ist in Pommern eine massenhafte Protestation gegen die den Patronen zuge dachte „Entlassung aus dem Kirchenamte“ und eine eigne Petition des Provinziallandtages gegen die Gemeindeordnung hervorgetreten.“ Wir sind davon durchdrungen, daß die Rechte der Patrone in der Kirche, wie alle übrigen, zum Aufbau der Kirche und nicht zu ihrer Zerstörung gegeben sind. Wir wünschen, daß unsere kirchlichen Behörden viel energischer noch wie bisher die Rechte der Kirche gegen die Rechte der Patrone wahren, daß sie nicht nur entschieden die Eingriffe der Patrone in die Interna der Kirche zurückweisen, sondern auch auf dem ihnen zustehenden Gebiete sie scharf kontrolliren, namentlich bei Pfarrbesetzungen mit dem Rechte der Confirmation Ernst machen und den tatsächlichen Beweis liefern, daß es mehr ist als eine bloße Form. Wenn aber die Patrone sich der Gemeindeordnung in ihrer gegenwärtigen Gestalt widersetzen, so haben sie unsere ganzen Sympathieen für sich: sie streiten dafür, daß ein von Gott ihnen anvertrautes Depositum nicht in falsche Hände komme. Wenigstens von den ritterschaftlichen Patronen (und diese sind es besonders, welche die Opposition erhoben haben) darf die Kirche viel eher Förderung ihrer Interessen erwarten, als von den Gemeindefürsprechern der nicht gründlich und durchgreifend emendirten Grundzüge. Denn die Patrone sind nicht abhängig von der öffentlichen Meinung und der Majorität ihres Ortes, sondern stehen über ihr oder können wenigstens über ihr stehen, sie sind durch den Standesgeist auf die Erhaltung der Grundlagen wie der Kirche so des Staates gewiesen, es finden sich unter ihnen verhältnißmäßig viele Männer, die innerlich von dem Geiste der Kirche durchdrungen sind und mit ritter-

lichem Sinne für sie in die Schranken treten. Die Gemeindefürsprecher dagegen repräsentiren die Bestimmung der Masse, die auch auf den Geistlichen und die Kirchenvorsteher gar leicht bestimmend einwirken kann, welchen in den Grundzügen bei der ersten Wahl das Vorschlagsrecht zugesprochen wird. Sie werden in der Regel aus der Zahl der bürgerlich einflußreichsten Personen gewählt werden, die, wie die Erfahrung in Rheinland und Westphalen zum Schmerze vieler dortigen Prediger zeigt, gar schwer zu umgehen sind, und die in der Regel denjenigen Schichten der Gesellschaft angehören, welche am wenigsten von dem Geiste der Kirche durchdrungen sind. Ob absolut freie Wahl durch die Gemeinde, ob Beschränkung durch den Geistlichen und die Kirchenvorsteher, ob Cooptation wird in dieser Beziehung im Ganzen und Großen keinen Unterschied machen. So lange die Wahl überhaupt aus der Mitte der Localgemeinde hervorgeht, werden in der Regel die bürgerlichen Verhältnisse den Ausschlag geben, und nur unter besonders begünstigenden Umständen, in einer Zeit vorwiegender Erschlaffung auf dem kirchlichen Gebiete, wo die Ehrbegierde hier ihr Ziel nicht sucht, besonders aber so lange die höheren Stufen der „Vertretung der Kirche“ noch nicht organisiert sind und also die Arbeit die Ehre überwiegt, die in dem engen Spielraum der Gemeinde keine gar große ist, wird es gelingen, Glieder des kleinen Häufleins in den Kirchenrath zu bringen. Wenn aber erst diese höheren Stufen organisiert seyn werden, wenn die seit 1848 eingetretene Erschlaffung in der unkirchlichen Partei oder vielmehr Masse wieder der Aufregung Platz gemacht hat, wenn die Fluthen der Zeit der Proteste wieder zurückkehren, ein Ziel, dem wir mit raschen Schritten entgegengehen, wie dafür schon die aufregenden Artikel über die Generalsynode Zeugniß ablegen, welche die Vossische Zeitung in diesen Tagen brachte: dann erst wird die ganze Gefahr dieser Institution offenbar werden und ihre wohlmeinenden, aber kurz sightigen Freunde, die diesen Fluthen ein Bette gruben, werden zu spät ihre Verirrung bereuen und erkennen, daß sie bis dahin nur von der Gunst der Umstände gelebt haben. Die kleinen Vortheile, welche sie jetzt der Gemeindeordnung nachrühmen und mit welchen sie ihre Berichte an die Behörden anfüllen, wie hier und da ein Gleichgültiger durch die Betheiligung an dem Kirchenrathe zu wenigstens äußerem Interesse an den Angelegenheiten der Kirche geführt worden sey, wie es hier und da gelungen sey, alten kirchlichen Sitten durch die Autorität des Kirchen-



rathes eine Stütze zu gewähren u. s. w. u. s. w., werden im Angesichte dieser riesigen Nachtheile zu Zwergen zusammenschrumpfen und mancher gutmüthige Pastor in Preußen und anderwärts, der sich des gelungenen Werkes freute, wird wehmüthig das non putaram sprechen. Das Urtheil über das, was der Kirche frommt, ist kein leichtes. Es gehört dazu tiefe Erkenntniß des menschlichen Verderbens, weiter Blick auf die allgemeinen Verhältnisse der Zeit und Einsicht in den sie treibenden Geist, der seinen Hauptsitz in den größeren Städten hat. In diesen und nicht auf den Dörfern ist der Maßstab für neue kirchliche Institutionen zu suchen. Wenn man zugestehen muß, daß z. B. in Berlin die Einführung der Gemeindefürsorge höchst bedenklich seyn würde, so hat man ihr ebendamit überhaupt das Urtheil gesprochen. Die Gefahren, welche in Berlin sich sogleich einstellen würden, müssen später auch in den kleinen Städten eintreten und werden dann von diesen auch auf die Dörfer übergehen. — Wir wünschen und hoffen, daß die Patrone, so lange als die Gemeindeordnung keine bis auf den Grund gehende Besserung erfahren hat, fortfahren im ritterlichen Kampfe gegen dieselbe. Sie kämpfen nicht bloß für ihre eignen Rechte; sie kämpfen zugleich für die Kirche Gottes, die durch einen verhüllten und abgestumpften Demokrismus nicht minder bedroht wird, als durch einen offenen und consequenten, so gewiß, als der Teufel die ganze Hand nimmt, wenn ihm erst der Finger dargeboten wird. Man lasse sich doch nicht täuschen und achte auf den Rath, den die Vossische Zeitung in ihren, wie die Prot. R. Z. sagt, „von kundiger Hand“ geschriebenen Artikeln erteilt. Dieser lautet dahin: man nehme mit Freuden die Gemeindeordnung und selbst eine nach der Wahl des Kirchenregimentes berufene Generalsynode an. Ist es auch nicht, was wir wollen, so ist es doch der Weg dazu. Die Macht des Zeitgeistes wird auf der einmal betretenen Bahn unaufhaltsam weiter führen.

„Zu den bisher dargestellten Bewegungen — fährt die Denkschrift fort — trat nun noch reagirend ein anderes, das confessionelle Element.“ Den Vertretern desselben „hat die Behörde die allgemeine Versicherung gegenüber gestellt, daß sie eine Aenderung des Bekenntnißstandes weder bezweckt habe, noch sich überhaupt das Recht zu einer Maßregel von so tief eingreifender Bedeutung beilege. Zugleich aber hat sie dagegen kein Bedenken finden können, daß dem geschichtlichen Bekenntnißstande der Gemeinden in den nach Anleitung der Grundzüge aufgestellten Localstatuten sein Ausdruck gegeben werde. Diese Maßregel, welche z. B. in Schlesien der Gemeindeordnung vielfach Eingang verschafft hat, ist indessen in Pommern den von einem Theile der Geistlichkeit erhobenen Protest nicht zu beseitigen im Stande gewesen. Deshalb ist dort die Einführung der Gemeindeordnung vorläufig in der Hoffnung sistirt worden, daß der Widerspruch allmählig weichen und der Erkenntniß Platz machen werde, daß das Lutherische Bekenntniß auch innerhalb der Evangelischen Landeskirche ungefährdet sey.“ Wir freuen uns der Anerkennung, daß die Behörde kein Recht bestehe zu

einer Maßregel von so tief eingreifender Bedeutung, wie eine Aenderung des Bekenntnißstandes. Die „allgemeine Versicherung“ aber, daß eine solche durch die „Grundzüge“ nicht versucht worden sey, kann der klar vorliegenden Thatsache nicht das Gleichgewicht halten. Das Gegentheil wird auch in den vorliegenden Worten bald nachher ziemlich unumwunden zugestanden. Nach dem bestehenden, in den Rabinetsordren von 1834 und von 1852 anerkannten Rechte hat die Lutherische Kirche als solche, nicht bloß die einzelne Lutherische Gemeinde ein Recht auf ihr Bekenntniß; hier dagegen wird das Lutherische Bekenntniß nur der einzelnen Gemeinde auf ihr Verlangen als Concession gewährt. Wir freuen uns, daß Pommern hier weitsichtiger gewesen ist als Schlesien. Wir erblicken in jeder Nachsicht einer solchen Concession eine Verläugnung des confessionellen Standpunktes, eine Anerkennung der absorptiven Union, der man zufrieden ist, nur einzelne Gemeinden abzurufen, statt männlich für das gute Recht der gesamten Kirche in die Schranken zu treten. Das Lutherische Bekenntniß ist keinesweges innerhalb der Evangelischen Landeskirche ungefährdet, es ist vielmehr im höchsten Grade und mehr noch als durch offene Verfolgung gefährdet, wenn die einzelne Gemeinde das Recht auf eine verkümmerte und ihrem Untergange entgegengehende Lutherische Existenz erbitten muß, von derselben Behörde erbitten muß, die von Gott und Rechts wegen verpflichtet ist, in allen Gemeinden, deren Bekenntnißstand nach Geschichte und Recht ein Lutherischer ist, das Lutherische Bekenntniß zu pflegen und zu schützen, zu schützen auch gegen die aus der Gemeinde selbst hervorgehende Willkür und sey es auch, daß sie die Majorität für sich hätte.

Die Denkschrift gibt sodann eine statistische Uebersicht über die bisherigen Erfolge. „Am ungünstigsten — erfahren wir — stehen die Verhältnisse in Pommern, wo nur einzelne Gemeinden sich zur Annahme der Organisation bereit erklärt haben. Auf gleicher Linie steht die Provinz Brandenburg, in welcher gleichfalls mit Einführung der Gemeindeordnung der Anfang noch nicht gemacht worden ist. In der Provinz Posen hat die confessionelle Richtung es bewirkt, daß, der Anregung der Behörden ungeachtet, im April 1854 von 131 Gemeinden erst 39 in den Besitz der Gemeindeordnung gelangt waren. In Schlesien ist im Ganzen die Gemeindeordnung in 253 zu 41 Diöcesen gehörenden Gemeinden eingeführt worden, während 406 Gemeinden und 10 ganze Diöcesen bisher davon ganz unberührt geblieben sind. Die Gemeinden der Provinz Sachsen theilten sich in Rücksicht auf die Annahme der Gemeindeordnung der Zahl nach in zwei fast gleiche Theile, indem die Organisation (1854) in 739 Gemeinden durchgeführt war, 788 Gemeinden aber noch ihren früheren Zustand beibehalten hatten. Den weitesten Umfang hat die neue Einrichtung in der Provinz Preußen gewonnen. Fast drei Vierteltheile sämmtlicher Gemeinden der Provinz haben das Organisationswerk durchgeführt. Der Zeit nach fallen diese Einführungsarbeiten weit überwiegend



in die beiden ersten Jahre nach Emanation der Grundzüge, und es ist in den letzten Jahren mit Ausnahme der Provinz Preußen nur ein sehr langsamer Fortschritt, in der Provinz Sachsen aber fast ein Stillstand zu bemerken gewesen, da von 739 Fällen der Einführung nur 18 später als im Jahre 1851 erfolgt sind.“

Wenn man bedenkt, welche Anstrengungen gemacht worden sind, dem „Organisationswerke“ Eingang zu verschaffen, so muß das Resultat als ein ziemlich dürftiges erscheinen. Die Einführung wird kaum in einem Viertel der Gemeinden in den östlichen Provinzen erfolgt seyn. Besonders bemerkenswerth aber ist der eingetretene Stillstand, der in solchen Dingen, wenn anders die Sache in der bisherigen Bahn verbleibt und keine durchgreifende Aenderung erfährt, immer der Anfang des Endes ist. Alle Institutionen, die aus dem innersten Wesen des Reiches hervorgehen, theilen mit ihm den sensiblen Charakter. Sie beginnen gar klein, sie müssen durch die unerlässliche Feuerprobe des Hasses der Welt hindurchgehen, der ein Siegel ihres göttlichen Ursprunges ist, sie scheinen mehrfach erstickt und unterdrückt zu werden, aber durch die ihnen einwohnende göttliche Kraft und den über ihnen waltenden göttlichen Segen nehmen sie einen, wenn auch langsamen, doch ununterbrochenen Fortgang, bis das angestrebte Ziel zuletzt vollständig erreicht wird. Dagegen aber, die Institutionen, die aus der Welt sich in die Kirche verirrt haben, nehmen Anfangs oft einen mächtigen Anlauf, sie werden mit Begeisterung aufgenommen, weil die Welt ihr Wesen in ihnen wiedererkennt und von ihnen Förderung ihrer Zwecke hofft. Aber die Begeisterung verbraucht gar bald, man wird des Dinges müde, es ist kein Ernst und Nachdruck dahinter, man verlangt ein neues kirchliches Spielwerk, die neue Institution steht bald da als eine öde Ruine. Superint. Nedlich (Gutachten S. 217) sagt uns, es sey in neuerer Zeit „eine so mächtige Strömung nach einer durch Laien erweiterten Vertretung der Gemeinden nicht nur innerhalb ihres eigenen Bereiches, sondern auch bis auf die höheren Stufen kirchlicher Ordnung hinaus; erwacht, daß die obersten Leiter der Kirche sich dem nicht haben entgegenstellen können und wollen.“ In diesen Worten ist die Genesis der Gemeindeordnung ganz richtig bestimmt. Es kann dem Kundigen keinen Augenblick verborgen seyn, daß ihr Wesen darin besteht, eine Concession an den Zeitgeist zu seyn. Wie undankbar aber dieser Zeitgeist ist, wie wenig es gerathen ist, ihm Concessionen zu machen, kann man an diesem Beispiele recht sehen. Erst spärliche Betheiligung bei den Wahlen, dann völlige Gleichgültigkeit. Man sollte doch endlich zu der Erkenntniß kommen, daß der einzige solide Stützpunkt für das Regiment diejenigen sind, in welchen der Geist der Kirche lebendig geworden, alle Anderen für gar nichts zu achten, trotz aller Proteste und alles Zeitungsgeschreis. Von dem Sage, der neulich in öffentlicher Rede von dem Redner der Universität Berlin ausgesprochen worden: die öffentliche Meinung kann nie

ungestraft verachtet werden, ist auf dem kirchlichen Gebiete das grade Gegentheil wahr.

Die Denkschrift rühmt, daß „der Ausfall der Wahlen meist ein überraschend günstiger gewesen.“ Wäre dies aber auch im ganzen Umfange der Fall, so dürfte daraus noch nichts zu Gunsten der Gemeindeordnung in ihrer bisherigen Gestalt geschlossen werden. Man warte erst ab, bis die Demokratie sich erholt hat von den Schlägen, die sie seit 1848 erhalten, der Nationalismus von der Beschämung und Lähmung, die ihm durch die Erfahrungen an den Deutsch-Katholiken und freien Gemeinden widerfahren. Man weise zugleich durch die Herstellung der höheren Stufen der kirchlichen Vertretung dem Ehrgeiz ein würdigeres Ziel an, so wird man bald sehen, welchen Charakter die Wahlen annehmen werden.

In Bezug auf die Erfolge, welche die Gemeindeordnung bisher gehabt habe, sagt die Denkschrift: „Am wenigsten ist hievon in der Provinz Posen ans Licht getreten. Günstiger schon sind die Resultate in Schlesien gewesen. Auch hier haben sich zwar in den meisten organisirten Gemeinden wesentliche Veränderungen zum Besseren noch nicht erkennen lassen, dagegen sind in nicht wenigen Gemeinden hoffnungsreiche Anfänge zur Kräftigung des Gemeindelebens gemacht, und in einzelnen ist bereits eine wirklich anzuerkennende Thätigkeit von diesen entwickelt worden. Aehnliches ist von der Provinz Sachsen zu sagen. In der Provinz Preußen hat das Institut wie an Umfang am meisten gewonnen, so auch an innerer Lebenskraft sich am reichsten erwiesen.“

Der durchgreifende Unterschied, der hienach zwischen der Provinz Preußen und allen übrigen stattfinden soll, muß um so mehr auffallen, da diese Provinz, diejenige, in der Kupp sein Wesen hatte, in deren Hauptstadt er von der großen Majorität einer großen Gemeinde zum Prediger erwählt wurde und Detroit fast seine ganze Gemeinde auf seiner Seite hatte, keineswegs als vor den übrigen kirchlich blühend wird betrachtet werden können. Der Unterschied kann kaum in den Thatfachen selbst, er muß vielmehr vorwiegend in der Art und Weise liegen, in der dieselben aufgefaßt und dargestellt werden, und hier wird diejenige Auffassung, welche durch drei Provinzen gegen eine vertreten wird, das Vorurtheil für sich haben. Einen Beitrag zur Lösung des Räthfels geben folgende Aeußerungen in einem Briefe eines Geistlichen in der Provinz Preußen, den wir so eben erhalten: „Wirklich, wenn die Sachen genau so wären, wie sie in dem Berichte in der Deutschen Zeitschrift und anderwärts dargestellt sind, so könnte man sich wohl wundern, warum andere Leute, die auch das Wohl unserer armen Kirche wollen und suchen, dem Institute doch nicht geneigter würden, da ja nach jenen Darstellungen in dem neuen Gemeindeinstitute die Heilquelle für fast alle Kirchenschäden läge. Allein die Thätigkeit des Gemeindekirchenrathes nimmt sich in der Wirklichkeit ganz anders aus. Wo eine kirchliche Oberbehörde mit solchem Nachdruck das Pfarramt angeht, alles Mögliche zu thun, um das Institut einzuführen, über alle noch so wichtigen Bedenken



und lokalen Hindernisse hinwegzusehen, wo dann ferner eifrig Bericht erfordert wird über die segensreiche Wirksamkeit des Instituts, da kann es, wie einmal die Menschen sind, nicht ausbleiben, daß die Berichterstatter die Sache in einem rosigem Lichte sehen und darstellen. Es kommt vor, daß der Pfarrer mit viel Selbstüberwindung und Muth seinen Gemeinderath überredet, irgend etwas in Gemeinschaft mit ihm zu beginnen; und danach wird berichtet von der freudigen Förderung der Sache und ihrem alleinigen Gelingen durch Mitwirkung der Aeltesten. Dort arbeitet allein der Pfarrer mit Eifer und Erfolg und hernach gibt in dem Berichte der Kirchenrath seinen Namen her. Gar nicht gedenken will ich des nicht selten eintretenden Falles, daß der Kirchenrath den besten Absichten des Seelsorgers feindlich entgegentritt und ihre Ausführung durch die ihm auf Kosten des geistlichen Amtes ertheilte Auctorität hindert. Doch man kann selbst Vieles, was von der Wirksamkeit des Institutes berichtet wird, anerkennen, muß aber dennoch die Richtung, die unsere Kirche mit der Einführung desselben einschlägt, sehr bedauern. Es wird die Volkssouverainität, die auf weltlichem Boden gerichtet ist, auf einem Gebiete eingeführt, das sie am wenigsten vertragen kann. Das ist besonders bedenklich in einer Zeit, wo die Klage über die allgemeine Versunkenheit in den Materialismus so groß ist und die anerkannte Nothwendigkeit der inneren Mission den Beweis liefert, daß es erst wieder gilt, die Gemeinden zu christianisiren. Die Befürchtung, zu der schon eine nüchterne theoretische Betrachtung veranlaßt, erscheint durch die Anschauung der Wirklichkeit als gerechtfertigt, daß nämlich die Einführung dieses kirchlichen Gemeindegliedes nichts ist als ein Einlenken in die mächtige Strömung der Zeit, die zur Erschütterung der Auctoritäten führt. Das zeigt sich schon jetzt bei uns, wenn man sehen will, als eine Folge der Einführung des Volksinstitutes. In der einen Gemeinde werden diese kirchlichen Ordnungen und Gebräuche auf Wunsch des Gemeinderathes eingeführt, dort ganz andere, hier wird etwas gebilligt, was dort verworfen wird. Zuletzt hört alle Einheit in Sitte, gottesdienstlicher Form u. s. w. auf."

Dr. Kliefoth in dem Aufsatze: die bevorstehende Preussische Landessynode, in der kirchlichen Zeitschrift Heft 7 und 8 fällt über die Erfolge der Gemeindeordnung folgendes Urtheil: „Wir haben alle Ehrfurcht vor der Thätigkeit, welche, nachdem einmal das Institut da war, der Oberkirchenrath, das Consistorium, die Pastoren entwickelt haben, um Etwas daraus zu machen; aber der Eindruck, den uns das Institut in seiner Lebensbewegung gemacht hat, ist nur ein wehmüthiger gewesen. Die Wahlen zu den Gemeindefürsorgevätern haben äußerst geringe Theilnahme gefunden, man hat das Wählen satt; einstimmig lautet das Urtheil dahin, daß die Gemeinderäthe nur da Etwas leisten, wo die Pastoren Etwas aus ihnen machen, und nur Das,

was diese sie machen lassen; und was als ihre Leistungen aufgezählt wird, ist durchaus nichts Anderes, als was durch Gottes Gnade ordentliche Pastoren auch da, wo keine Gemeinderäthe sind, in ihren Gemeinden täglich fertig bringen; es ist auch Nichts darunter, wovon man sagen könnte, daß es ohne einen Gemeinderath nicht zu beschaffen gewesen wäre. Da kommt man unwillkürlich zu der Frage: wie weit Mehreres und Besseres doch hätte beschafft werden mögen, wenn die Pastoren die auf die Anlernung der Gemeinderäthe verwendete Mühe gleich direct auf die Sachen selbst gerichtet hätten! Das Institut aber erweist sich dadurch deutlich als Das, was es ist, nämlich als ein aus einer abstracten ideologischen Verfassungsdoctrin gebornes Ding, dem man nun erst nachträglich Leben machen muß, dem man mit Mühe die Wähler herbeischafft, das dann nicht bloß an Vorurtheile, sondern an hundert Wirklichkeiten, an Patronate, Kirchenvorsteher, Exemtionen u. s. w. anstößt, dem man dann mühsam allerlei Thätigkeiten von rechts und links her suchen muß, und das schließlich doch nicht mehr leistet, als der Pastor mit Hilfe einiger christlich gesinnten Gemeindeglieder, die er jederzeit findet und willig findet, ohne daß sie Gemeinderäthe sind, auch leisten kann. Und darin ist es das Vorbild aller aus abstracten Verfassungsdoctrinen heraus gemachten Institute.“ Wir müssen zugestehen, daß dies Urtheil etwas einseitig ist. Es hätte wohl anerkannt werden sollen, daß im Einzelnen Manches geleistet worden ist, was ohne einen Gemeinderath nicht zu beschaffen gewesen wäre. Unter besonders günstigen Umständen kann durch dieses Institut manche heilsame Anordnung in den Gemeinden eingebürgert werden, die ohne dasselbe an der Opposition scheitern würde. Ist es dem Pastor gelungen, den Gemeinderath zu gewinnen, so kann er kühner und zuversichtlicher vorschreiten als ohnedem. Aber diese vereinzelten Vortheile müssen zu theuer erkauft werden. Schon das ist bedenklich, daß die Kirche durch allgemeine Einführung eines Institutes, dem im Ganzen und Großen die Vorbedingungen fehlen, das an den meisten Orten lahm und krank in die Welt tritt und aller Lebensfähigkeit entbehrt, an ihrer Auctorität und Würde Verlust erleidet. Ist es schon schlimm, daß die Kirche vorhandene schreiende Uebelstände vielfach nicht bessern kann, so ist noch viel schlimmer, wenn sie selbst mit neuen todten Formen in die Gemeinden hineintritt, dadurch den vorhandenen Tod gleichsam sanctionirt und sich in die Gemeinschaft desselben hineinbegibt. Auch die Denkschrift redet von „dem geistlichen Tode vieler Gemeinden.“ Es ist ein widriges Schauspiel und ein trauriges Heuchelwesen, wenn der todte Pastor in Verbindung mit todten Kirchenvorstehern und einer todten Gemeinde todte Kirchenvorsteher wählt. Die Kirche erniedrigt sich tief, wenn sie solchem unkirchlichen Wesen Vorschub leistet. Sie wird dadurch der Welt zum Gespötte. Nun nehme man aber hinzu, daß die Grundzüge proclamiren zugleich heißt, sich zu einer falschen und rechtswidrigen absorptiven Union und zu einer unrichtigen, bekenntnißwidrigen und gefährlichen Lehre von der Kirche und ihrer Vertretung bekennen und auf dem praktischen Gebiete die Kirche allen den Gefahren preisgeben, welche aus diesen unrichtigen Doctrinen mit Nothwendigkeit hervorgehen müssen. Von diesem Standpunkte aus betrachtet werden jene vereinzelter Vortheile wenig schwer ins Gewicht fallen.

(Schluß folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Sonnabend den 15. November.

N<sup>o</sup> 92.

## Die kirchliche Gemeindeordnung.

(Schluß.)

Der zweite Theil der Denkschrift beschäftigt sich mit den „neuesten Revisionsanträgen.“ Er berichtet zuerst darüber, wie das Consistorium in Magdeburg „eine Reihe gewichtiger Bedenken“ vorgetragen habe, „welche nach der Ansicht des Consistoriums eine tiefgehende Revision der Grundzüge nothwendig machen.“ Als die Hauptforderung wird die bezeichnet, daß alles aus den Grundzügen entfernt werden müsse, was auch nur den Schein einer Repräsentation der Gemeinde oder ihrer Majoritäten an sich trage.“ Wir stimmen in der Sache von Herzen mit dem Magdeb. Consistorium überein, möchten aber wünschen, daß der Ausdruck für diese Forderung vorsichtiger gewählt wäre. Dadurch würden von vornherein manche Einwendungen abgeschnitten worden seyn, solche z. B. wie die des Superint. Redlich \*), welcher, um zu erweisen, daß der Begriff der Repräsentation oder Vertretung der Kirche nicht fremd sey, sich darauf beruft, daß sie auf dem Grunde der stellvertretenden Gerechtigkeit des Herrn erbaut sey, daß der Erlöser die, welche an ihn glauben, bei seinem Vater und im Kampfe mit dem Fleische, der Welt und dem Teufel vertrete; ebenso daß die Apostel die Aufgabe hatten, die Kirche nach außen hin durch Verantwortung des Glaubens zu vertreten. Der Begriff der Vertretung ist in der Schrift ein weitverzweigter. Der Hohepriester des A. T. z. B. vertrat das ganze Volk. Dies erhellt u. A. aus Richt. 20, 27, 28, wo der Hohepriester Pinehas zum Herrn spricht: soll ich noch ferner zum Kriege ausziehen gegen die Söhne Benjamins, meinen Bruder, oder soll ich's lassen? und der Herr sprach: ziehet aus, denn morgen will ich ihn geben in deine Hand.“ So wie nach 3 Mos. 4, 3 die Sünden des Hohenpriesters dem Volke zugerechnet wurden: „wenn der gesalbte Priester sündigt zur Verschuldung des Volkes u. s. w.“, so tritt in Cap. 3 des Propheten Sacharja der Hohepriester vor den Herrn belastet mit den Sünden des ganzen Volkes, dessen Stellvertreter er war. Ja von jeder Beamtung in der Kirche ist die Repräsentation untrennbar. Die Engel der Gemeinden, die idealen Zusammenfassungen aller Beamteten in ihr, erscheinen in der Offenbarung des h. Johannes als die Vertreter derselben, an die alles das gerichtet wird, was den Gemeinden zu

sagen war. Der Fehler der Grundzüge liegt nicht überhaupt in der Idee der Repräsentation, sondern in einer bestimmten Auffassung derselben, in der Meinung, daß nur das eine legitime Repräsentation sey, welche aus der Wahl durch die Majorität der Gemeinde hervorgegangen. Die legitimen Repräsentanten der Kirche sind vielmehr die, welche in einem besonders hohen Grade von ihrem Geiste erfüllt sind, die Männer voll Geistes und Weisheit, voll Glaubens und Kräfte, Apgsch. 6, 3. 8. Es kommt darauf an, diese auch äußerlich an die Spitze zu stellen, den von Gott ihnen ertheilten Beruf auch kirchlich anzuerkennen, und da ist jede Form gut, die wirklich zu diesem Ziele führt. In apostolischen Gemeinden ist die Gemeinewahl eine treffliche Form. Dagegen aber in Gemeinden, wie wir sie haben, solchen, welche der inneren Mission bedürfen, ist sie die schlechteste von allen und eine solche, welche die Kirche mit völligem Ruine bedroht. Die Träger des Amtes in der Kirche sollen besser seyn, als die Masse ihrer Glieder in den Massenkirchen, und zu diesem Resultate kann es wohl unter Gottes Segen bei der bisherigen, wenn auch unvollkommenen Verfassung kommen, wie die Erfahrung Gott sey Dank dies zeigt, nimmer aber wenn der Urwählerei Raum gegeben wird. In der Sache aber sind wir, wie gesagt, mit dem Magdeb. Consistorium völlig einverstanden und freuen uns von Herzen des trefflichen Dienstes, welchen es mit seinen Anträgen der Kirche geleistet hat.

Was die besonderen Anträge des Magdeb. Consistoriums betrifft, so erkennen wir zwar an, daß der Vorschlag in Bezug auf den Wahlmodus: „Für die neue Einführung in Gemeinden ev. lutherischer Confession soll wenigstens freigelassen werden, daß die Wahl durch die in §. 7 bezeichneten Personen geschehe und den Gemeinden nur ein Votum negativum bleibe“, dem verderblichen Wahn entgegentritt, als haben die Gemeinden, wie sie sind, das Recht, sich selbst ihre Vertreter zu wählen, in praktischer Beziehung aber halten wir diesen Vorschlag nicht für durchgreifend genug und meinen, er wird im Resultate nicht sehr von dem Wahlmodus der Grundzüge verschieden seyn. Unseres Erachtens kommt alles darauf an, daß der Schwerpunkt der Wahl außerhalb der Einzelgemeinde gelegt wird, daß die letzte Entscheidung solchen angehört, die unbedingt über den Magnaten der Einzelgemeinden, den praecipuis membris Ecclesiae in den Städten und auf den Dörfern stehen, welche außerdem in der Regel nicht zu umgehen seyn werden. Nur als beratthend, so weit sie von dem Kirchenregimente um ihren Rath gefragt

\*) Gutachten S. 215.



werden, sollten diejenigen sich zu bethätigen haben, von denen in den Einzelgemeinden guter Rath erwartet werden kann. Gläubigen Pastoren und Kirchenvorstehern wird der beste Dienst geschehen, wenn von höherer Stelle ihnen der Kampf mit den Parteiungen in der Gemeinde erspart wird, ein Kampf, dem nur wenige gewachsen sind (denn es ist eben nicht jeder Christ ein christlicher Hercules) und dessen Resultate für die anderweitige Amtswirksamkeit der Geistlichen sehr gefährlich und hemmend werden können.

Wir fassen zum Schluß Alles zusammen, was vom kirchlichen Standpunkte aus verlangt werden muß, wenn der Kampf gegen die Gemeindeordnung aufgegeben werden soll, in dem wir bis zur vollständigen Erreichung dieses Zieles eine heilige, unter allen Umständen und mit allen Opfern zu erfüllende Pflicht erkennen. Es gehört dahin 1. Unumwundene Anerkennung des Rechtes der Confessionskirchen. 2. Unbedingte Beseitigung aller Urwählerei. 3. Beseitigung alles dessen, was auf kirchlich demokratischer Anschauung beruht, namentlich der Hinweisung auf eine künftige, von einer Vertretung der Landeskirchengemeinde ausgehende „allgemeine Gemeindeordnung“ in §. 15. 4. Beseitigung alles dessen, wodurch den Rechten der Patrone zu nahe getreten wird, und überhaupt Anknüpfung an die in den einzelnen Provinzen bestehende Verfassung der Gemeinden, die wohl weiter entwickelt, nicht aber ignoriert und beseitigt werden darf. 5. Verlegung des Schwerpunktes der Wahl außerhalb der Einzelgemeinde.

Gesetzt aber auch, diese Aenderungen würden vollständig und durchgreifend vorgenommen, woran kaum zu denken sein wird (die gründliche und wahrhafte Emendation von §. 1 namentlich ist mit dem Verfahren, welches die oberste Kirchenbehörde in der letzten Zeit vielfach befolgt hat, entschieden im Widerspruch): so müßte dennoch von der allgemeinen zwangsweisen Einführung der Grundzüge dringend abgerathen werden. Die höchste Gewalt in der Kirche darf sich nicht verbergen, daß sie auch mit der emendierten Gemeindeordnung ein Experiment macht, zu dem sie selbst kein rechtes Vertrauen hat; für solche Experimente darf das: von Gottes Gnaden, nicht sofort in Anspruch genommen werden. Man muß erst längere Zeit zusehen, wie sich die Dinge machen, ob Gott seinen Segen auf die Institution legen will. Es ist ferner nicht zu verkennen, daß der Widerwille, der den Grundzügen auch in der veränderten Gestalt entgegentreten würde, zum Theil ein verdienter wäre und daher nicht mit Anwendung von Gewalt bekämpft werden dürfte. Sie tragen einmal den Stempel ihres Ursprunges an sich, daß sie von Haus aus nicht aus dem Geiste der Kirche geboren, sondern aus der Welt in die Kirche herübergenommen sind. Es wäre viel natürlicher, sie ganz und gar fahren zu lassen und statt dieses geschichtswidrigen Erzeugnisses ein Neues zu schaffen, das sich an die alten Kirchenordnungen anschlüsse. Die Emendation läßt von den Grundzügen gar wenig übrig, aber eben deshalb sollte man auch die letzten Fragmente und den Namen beseitigen, an den sich so traurige Erinnerungen knüpfen. Wenn

man dieses natürliche Verfahren nicht einschlägt, weil die Grundzüge einmal in einem Theile der Gemeinden schon eingeführt sind, so wird man doch jedenfalls die Antipathieen schonend behandeln müssen, die man selbst hervorgerufen hat. Endlich ist auch die zwangsweise Einführung schon aus dem früher ausgeführten Grunde zu widerrathen, daß es schlechte Bureaucratie sein würde, ohne Berücksichtigung der factischen Zustände solchen Gemeinden eine neue Verfassung aufzubringen, in denen alle Bedingungen für eine gedeihliche Entfaltung derselben fehlen. Es ist in solchem Falle die Aufgabe geistlich gerichteter Kirchenbehörden, diese Zustände überall zu erforschen und, wo sie diese Bedingungen vorfinden, mit väterlichem Rathe die Einführung der neuen Institution zu betreiben.

### Die Synodal-Frage.

Es ist ein erfreuliches Zeichen der Zeit, daß in vielen Kreisen unserer Evangelischen Landeskirche seit Jahrzehenden, und je länger je mehr, ein neues Glaubensleben sich regt, welches die einzelnen Seelen retten kann, wenn sie auch nur — des Kleides Saum anrühren. Aber so erfreulich das Licht ist, das wieder leuchtet, so bedauerlich ist es, daß es noch immer unsicher hin und her flackert: es ist in Gefahr, theils zu erlöschen, theils auf Irrwege zu gerathen, weil die kirchliche Lehre nach der Schrift, weil die für das Ganze unerläßliche Zucht und Leitung unter dem Bekenntnisse fehlt, weil das Bekenntniß selbst unsicher und schwankend geworden ist. Haben wir erst das Lichtbild unserer Zeit mit Freuden begrüßt, als ein Licht am dunkeln Orte, so dürfen wir uns auch das Dunkel nicht verhehlen, welches wohl von vielen lichten Blitzen durchzuckt wird, aber dem kein gewisser Stern am Himmel leuchtet. Und dies ist wirklich das beklagenswerthe Zeichen der Zeit, welches in unserer Landeskirche immer drohender und bedenklicher wird: der Leistern festen, gewissen, zuverlässigen Bekenntnisses fehlt: Ja und Nein geht durcheinander. Ist doch in sehr vielen Gemeinden selbst der Name ihrer Confession problematisch geworden: aber das Schlimmste ist, daß dieser Zustand gelegentlich als ein Vorzug, als ein Fortschritt bezeichnet wird. Geht doch die Verblendung gelegentlich so weit, daß selbst von eifrigen Bibellektern, nämlich von solchen, welche zur Erklärung der Bibel keiner Anleitung zu bedürfen meinen, dreist auf 1 Kor. 1, 12 = 3, 4 Bezug genommen wird, um das „Sonderbekenntniß“ zu verurtheilen und als „Spaltung“ zu bezeichnen. In Folge dieser Entbindung von allen Schranken der Autorität, welche wohl gar als unevangelisch verschrien wird, ist unsere liebe Landeskirche je länger je mehr in eine Gährung, in eine Konfusion gerathen, welche dringend Hilfe erheischt. Unsere oberste Landeskirchenbehörde fühlt den Schaden, und sucht jetzt unter Andern Hilfe in einer — Landessynode. Deshalb wird jetzt als von Amts wegen eifrigst die Frage verhandelt, **ob** und **wie** und **wozu** und mit welcher Kompetenz eine Synode zu be-



rufen sey? Die Frage **ob** läßt sich durch die suggestive Beschränkung auf das **wie** nicht abschneiden, denn jene geht dieser gebieterisch und unvermeidlich voraus. Es ist kein Wunder, wenn die Ansichten über die Tempestivität und Beschaffenheit einer solchen Landesynode nicht allein einander diametral entgegenlaufen, sondern auch unter und mit einander sich verwirren und verwickeln, denn sie kommen aus einer unter vielen wohlgemeinten Versuchen der Einigung erst recht mit sich selbst uneinig gewordenen Kirche. Jedenfalls kann es über die schwebende Synodal-Frage zu gründlicher Einsicht und Klarheit nicht kommen, wenn wir nicht auf den Grund gehen, um die leitenden Principien zu erkennen. So kann es auch für unsere Kirche nicht zu einem gründlichen Heilverfahren kommen, wenn wir den eigentlichen Grund des Schadens uns nicht zu verlässen getrauen.

Die Synodal-Frage hängt mit den Zeichen der Zeit, mit den erfreulichen und beklagenswerthen, eng zusammen: aber wir halten uns zunächst im Allgemeinen an die Synodal-Frage, wir suchen dazu nichts anderes, als die allgemeinen Principien, woraus sich denn die Anwendung auf unsere Zustände von selbst ergeben wird. Aber es ist jetzt so viel zu lesen: darum fassen wir zu besserer Uebersicht unser Anliegen in folgenden Thesen zusammen:

### I. Zur Frage: ob?

#### 1.

Die Evangelische Kirche hat ihre ständige Vertretung, ihre Repräsentation wesentlich in ihrer Obrigkeit, im Kirchenregimente durch alle Instanzen und Stufen vom Pfarramte an durch Superintendentur und Konsistorium bis zum Ober-Konsistorium.

#### 2.

Die Kirchenobrigkeit aller Instanzen hat einerseits das Bekenntniß der Kirche **über** sich, so daß sie unter demselben dient, indem sie regiert, andererseits die wesentlichen Elemente oder Stände der gesamten Kirche **in** sich, nämlich das geistliche Amt, und ausgewählte Glieder des Laien-Priestertums, die der Kirche zu dienen bereit und fähig, viri pii et rerum sacrarum periti, mit Einschluß der Kirchenpatrone, so doch, daß beide Seiten oder Arme des Kirchenregiments unter dem obersten Patronate des christlichen Landesherrn stehen, der selbst wieder unter dem zu vertretenden Bekenntniß steht.

#### 3.

Ist hiernach die Kirche durch ihre Obrigkeit organisch von Stufe zu Stufe vertreten, so kann eine Synode nur als zeitweise Erweiterung und Verstärkung der in der Obrigkeit bereits gegebenen ständigen Vertretung angesehen werden, eine Erweiterung, welche bei vorkommenden zweifelhaften Fragen zu gemeinsamer gutachtlicher Berathung unter der Leitung der ständigen Obrigkeit dienen soll, so doch, daß die letzte Entscheidung dem obersten Patrone unter geistlichem Beirathe nach der Norm des Bekenntnisses vorbehalten bleibt. — Immer ist aber

eine evangelische Synode nicht mehr und nicht weniger, als ein erweitertes Kirchenregiment.

#### 4.

Wenn ein Kirchenregiment überhaupt oder zur Erledigung innestehender Bedenken der ihm obliegenden Vertretungspflicht sich nicht mehr allein gewachsen fühlt, so liegt der Schade entweder in der nicht zureichenden Kenntniß über die betreffenden Zustände und Verhältnisse in der Kirche, oder in einem Mangel an der amtlichen Bestallung der Behörde selbst. Im ersteren Falle kann dem Mangel theils durch nähere Erkundigung, theils durch Heranziehung neuer Kräfte in das Gremium des ständigen Regiments, aber nach Befinden auch durch Berufung einer Konferenz oder einer Synode Abhülfe verschafft worden. Im zweiten Falle kann eine Synode nicht helfen, sondern nur Uebel ärger machen, insofern die Synode, wie es in der Ordnung ist, eben nur als eine Erweiterung des Regiments gelten kann, und daher auch nur unter denselben Bedingungen und Verhältnissen, wie dieses, gebildet wird. Es kommt hinzu, daß zu einer anderen Bildung und Zusammensetzung in der Verfassung der Kirche die Elemente fehlen. Eben daraus folgt aber unwiderleglich, daß jede synodale Erweiterung des Kirchenregiments denselben Mangel, der dasselbe drückt, in sich tragen und nur erweitern wird.

#### 5.

Insofern namentlich der Grund, welcher das Kirchenregiment ungenügend und ohnmächtig macht, in der Stellung desselben zum Bekenntnisse der Kirche liegt, so wird die Hülfe nicht von Außen durch die Erweiterung des Regiments zur Synode zu erlangen seyn, sondern zunächst lediglich von einer innern Heilung durch Herstellung des rechten Verhältnisses zum Bekenntnisse der betreffenden Kirche erwartet werden müssen.

#### 6.

Sind unter einem Evangelischen Kirchenregimente mehrere Konfessionen, und folglich auch mehrere Specialkirchen zu einer äußeren Einheit und zu — guter Nachbarschaft verbunden, so werden diese unterschiedenen Kirchenbekenntnisse, als eben so viele Kirchengemeinschaften, sämmtlich im Kirchenregimente vertreten seyn müssen.

#### 7.

Zu dieser kirchenregimentlichen Vertretung würde es aber nicht genügen, daß in dem Gremium des Kirchenregiments Glieder aller Konfessionen sich befinden, sondern es ist vielmehr unerläßlich, daß diese in ihren besonderen Kirchenangelegenheiten durch Majoritätsbeschlüsse nicht überstimmt werden können. Es ist mithin erforderlich, daß für jede Specialkirche permanente Sectionen sich bilden.

#### 8.

Ist das Kirchenregiment in dieser Weise noch nicht vollständig geordnet, sind die Bekenntnisse, welche zu vertreten sind, noch untermischt im Ganzen enthalten, oder findet sich etwa gar in der Kirche selbst eine solche ungesonderte Mannigfaltigkeit, so wird auch die Erweiterung eines solchen mangelhaften Regi-



ments den Mangel nicht heben, sondern nur weiter ausdehnen.

9.

Wollte man aber, um dem Schaden zu begegnen, statt beim Kirchenregimente selbst anzufangen, die synodale Erweiterung desselben nach den richtigen Principien bilden, so daß der Synode die genügenden Bedingungen der Vertretung, welche dem Kirchenregimente selbst fehlen, einverleibt würden, so würde diese Abweichung von der Ordnung, wenn sich auch die Elemente dazu aus der allgemeinen Masse herausfinden ließen, die unerfreuliche und unangemessene Folge haben, daß die Synode dem Kirchenregimente nicht zu hülfreichem Dienste gereichen, sondern — nach der Art der von der Revolution hinterlassenen politischen Volksvertretung — dem Kirchenregimente entgegen treten und von Haus aus im Gegensatze dazu stehen müßte, so daß die zunächst dem Kirchenregimente obliegende Vertretung von der Synode gegen das Kirchenregiment übernommen würde.

10.

Einem solchen Uebelstande abzuhelfen ist kein anderer Weg, als der grade, gegeben, nämlich daß das Kirchenregiment mit der Reformation an sich selbst den Anfang macht. Vor dieser Selbstreformation ist jede Synode unzeitig.

11.

Reinliche Sonderung der Bekenntnisse erst im Kirchenregimente, dann in der Kirche, dort actuell, hier zunächst virtuell, ist die unerläßliche Vorbedingung der Kirchensynode.

## II. Zur Frage: Wie?

1.

Es ist schon ein sprechendes Zeichen ungeordneter Zustände im Organismus der Kirche, wenn die Frage aufgeworfen werden kann, wie eine Synode zu bilden und zu berufen sey.

2.

Zunächst ist auf die Frage nur zu antworten, daß jede Synode nach der Entwicklung der Kirche selbst

a) nicht von unten hervorgehen kann, sondern nur in derselben Weise berufen werden sollte, wie das ständige Kirchenregiment selbst\*),

b) daß sie nicht nach künstlichen Erfindungen und Projekten, sondern nur aus den noch vorhandenen Resten der der Kirche dienstbaren Stände gebildet werde, unter welchen zunächst dazu geeignete Kirchenpatrone, theologische Professoren, unbestimmter und bestimmter Konfession, Doctoren beider Rechte, **wenn sie zu haben sind**, und solche Personen, welche der Kirche in freien Diensten besonders zugethan sind, zu berücksichtigen seyn werden,

c) daß alle Glieder der Synode, wie des Kirchenregiments,

\*) Wie sich die gesammte Kirche nur von Oben entwickeln, wie sich die Kirche erst regelmäßig durch alle Fugen und Gelenke ordnen kann, wenn das Kirchenregiment den Anfang gemacht hat, so kann sich auch nur die Synode von Oben bilden.

auf das Bekenntniß, welches sie vertreten, ausdrücklich verwiesen und verpflichtet werden.

3.

Hiermit weist die Frage **wie?** auf die Frage **ob?** zurück.

## III. Zur Frage: wozu?

1.

Es ist einleuchtend, daß die Fragen, worüber die Synode sich erklären soll, gehörig vorbereitet seyn müssen, wie schon Augustinus lehrt. Die Acten müssen spruchreif seyn.

2.

Daß neue exegetische, dogmatische, symbolische Erörterungen nicht in die Synode gehören, wird in thesi kaum geläugnet werden; aber es gibt Zeiten der Subjectivität, wo die entferntesten Fragen zu verglichen Uebergriffen Veranlassung geben, wo Kirchliches und Unkirchliches so durcheinander läuft, daß eine Scheidung nach Personen und Gegenständen nicht ausführbar ist.

3.

So müssen sich auch die Gegenstände der Berathung nach ihrer praktischen Wichtigkeit von selbst aufbringen. Wenn die Behörde noch darüber nachsinnen muß, wozu eigentlich die Synode berufen, und worüber sie gehört werden soll, so ist es gewiß noch nicht Zeit zu einer Synode.

4.

Hiermit weist auch die Frage: **Wozu?** und zwar dreimal auf die Frage: **Ob?** zurück.

## IV. Zur Frage: Mit welcher Kompetenz?

1.

Zweck, Bestimmung und Kompetenz der Synode muß sicher feststehen, ehe sie berufen wird. Eine Synode erst zu berufen, und dann zu befragen, wie viel sie gelten will, würde folgerichtig zu konstituierenden Versammlungen führen.

2.

Es liegt schon in dem Begriffe des Ständigen, als des Immobilen, und des Temporären, als des Mobilien, daß dieses zwar auf jenes Einfluß haben soll, um so mächtiger, je mehr es von der Wahrheit gekräftigt ist, aber daß es **formell** nicht entscheiden kann. Darum sind alle Beschlüsse der Synode formell nur Gutachten, worüber dem obersten Kirchenregimente die Entscheidung gebührt und obliegt.

3.

Insofern die Synode immer nur zu gutachtlichen Aeußerungen bestimmt ist, so daß deren Uebergewicht nur durch den Inhalt der Wahrheit entscheidend werden kann, insofern ist zwischen einer Synode und einer kirchlichen Konferenz, wenn diese amtlich berufen wird, kein Unterschied.

4.

Desto wichtiger ist der Unterschied, daß die Synode in der Verbindung mit dem Kirchenregimente die Kirche in allen ihren Abtheilungen zu vertreten bestimmt ist, wogegen eine Konferenz



im engeren Kreise auf einzelne Persönlichkeiten aus der Kirche und aus den unterschiedenen Instanzen des Kirchenregiments sich beschränkt, zur Besprechung und Verständigung unter einander.

## 5.

Wenn eine Synode nicht immer an der Zeit ist, weil sie theils einen vollständigen Organismus in der Verfassung, theils — spruchreife Acten voraussetzt, so kann im Gegentheile eine Konferenz in kleinerer und größerer Ausdehnung zu jeder Zeit Statt haben, und nach Befinden zur Vorbereitung einer Synode den Weg bahnen helfen.

So viel im Allgemeinen über die Synodal-Frage: die Anwendung auf unsere Zustände liegt nur zu nahe. Außerdem liegen auch schon fünf Gutachten gedruckt vor, welche von der obersten Kirchenbehörde eingefordert worden sind: sie bekunden an sich selbst und in Verbindung mit den gleichzeitig eingeforderten und veröffentlichten Gutachten über einzelne brennende Fragen durch ihre principielle Divergenz die bestehende „Spannung der Gegensätze“ nach allen Richtungen. Dazu kommt das Zeugniß des lutherischen Provinzialvereins in Schlesien, welcher in diesem Zeitmomente nur neue Zerwürfnisse und Separationen von einer Landessynode fürchtet. Es ist innewelt auch eine gewichtige Stimme aus der Lutherischen Kirche Mecklenburgs ergangen, welche die gewissenhafteste Aufmerksamkeit unserer Behörden in Anspruch nimmt. Die Intemperativität einer Landessynode ist wirklich unverkennbar; die Mahnungen und Warnungen, welche in dem Gutachten des Dr. Hengstenberg entwickelt worden sind, werden hoffentlich „an entscheidender Stelle“ eingehende Erwägung und Beherzigung finden. Aber es fragt sich freilich, ob es jetzt noch Zeit ist, die einmal in Aussicht gestellte Synode als unzeitig zu vertagen: darauf macht die Stimme aus Mecklenburg aufmerksam: das Bedenken ist wichtig und erfahrungsmäßig begründet. Kommt es aber dennoch über Lang oder Kurz zu einer mehr oder weniger förmlichen Landessynode, zu deren Bildung die Hengstenberg'schen, Merkel'schen und v. Medings'schen Rathschläge besonders zu beachten seyn würden, kommt es trotz der ersten Landessynode wirklich zu einer zweiten, so sagen wir getrost mit dem Prof. Dr. Merkel: „Es ist eine falsche Furcht, welche man davor hat, daß der Gegensatz offenbar und Ursache der Trennung werde: denn der innere Schade ist vorhanden vor Jedermanns Augen: er kann nie dadurch geheilt werden, daß man ihn sich selbst überläßt. — Die Zusammenberufung wird nicht fruchtlos seyn, wenn auch nur eine Minorität das Bekenntniß der Kirche vertheidigt.“ Professor Merkel beruft sich zugleich auf die nachwirkende Kraft des Zeugnisses, welche die schwache Minorität in der Landessynode vor zehn Jahren bewährt hat.

Wir dürfen hinzusetzen, daß die Minorität der künftigen Landessynode, wo nicht in der Zahl, doch in der Energie ihres Zeugnisses stärker seyn wird, als vor zehn Jahren, eben weil „in dem letztvergangenen Jahrzehend der Lebensstoff Evangelischer Kirche immer weiter zu wirken und durchzudringen vermocht hat.“

Der endliche Sieg der Konfession wird nicht ausbleiben: es ist wohl zu merken, daß derselbe auch im Interesse der Union seyn wird. So lange die Union die ihr fremden Gebiete der Konfession umspannt und umgarnt, so lange bleibt die Konfusion. Wird erst durch reinliche Sonderung der Konfessionen, als specieller Kirchengemeinschaften, ihr Recht in der Kirche und im Kirchenregimente, so wird sich auch die Union auf ihrem eigenen Gebiete gedeihlich entwickeln können. Aber jetzt ist auch darüber kein Einverständnis zu erwarten, und am wenigsten von der Landessynode unmittelbar die wahre Einigung zu hoffen, die Einigung, welche die Union auf ihre Gränzen beschränkt: aber es kommt die Zeit, welche alle bestehenden Mißstände scheidlich=friedlich lösen wird zu wahrer Union.

Berlin, am 24. nach Trinitatis.

E. F. Göschel.

## Die Spendeformel beim heiligen Abendmahl.

Wenn Dr. Nitzsch im 2. Buch des 2. Bandes seiner praktischen Theologie S. 426 sagt: „Noch lastet der eintönige und nicht einmal biblische, nicht einmal wohl übersezte halb missalische Ausspendungspruch: — das stärke und erhalte dich im wahren Glauben zum ewigen Leben, Amen — auf dem Vitargen,“ so nehmen wir hiervon Veranlassung, unsern Aufsatz mit den Worten zu beginnen: Noch lastet auf demjenigen Theile der Preussischen Landeskirche, in welchem die Catechumenen gelehrt werden zu glauben und zu bekennen: „Das Sakrament des Altars ist der wahre Leib und Blut unsers Herrn Jesu Christi, unter dem Brod und Wein, uns Christen zu essen und zu trinken, von Christo selbst eingesetzt,“ eine Spendeformel, welche solchen Glauben zur bloßen Privatmeinung herabdrückt und solches Bekenntniß zum Schweigen verurtheilt, so oft das Sacrament gefeiert wird — eine Spendeformel, welche dazu ausersehen war, die Abendmahls-gemeinschaft zwischen Lutherischen und Reformirten herzustellen, in der Wirklichkeit aber die Abendmahlstrennung in die Reihen der Lutherischen selber hineingetragen hat, während die Reformirten meistens bei ihrem Spruche 1 Corinth. 10, 16. geblieben sind. Unverkennbar steigt die lutherische Gottesdienst-Ordnung an sich in diesen unsern Tagen immer mehr in der öffentlichen Geltung; daß sie von uraltem Adel ist und mit ihrem Stammbaum fast in die apostolische Zeit hinaufreicht, daß



sie inneren logischen Zusammenhang hat und eine Fülle von tiefen und heilsamen Gedanken in sich birgt, daß sie der Gemeinde die gebührende Mitwirkung gewährt und den Cultus zu einem wirklichen Zusammenkommen Gottes und seines Volkes macht, diese ihre Vorzüge werden in immer weiteren Kreisen anerkannt. Gleichwohl vermag man noch immer von dem Vorurtheil sich nicht zu trennen, als hänge den lutherischen Distributionsworten ein Flecken oder Runzel oder daß etwas an, wodurch sie der übrigen Schönheit des Leibes Eintrag thuen, als sei die an ihre Stelle gesetzte referirende Spendeweise so heilig und unsträflich, daß auch ein lutherisches Gewissen sich mit ihr zufrieden geben könne. Wir wollen im Nachstehenden den Beweis versuchen, daß die nämlichen Vorzüge, die man dem lutherischen Gottesdienst überhaupt nachrühmt, auch dem lutherischen Auspendungspruch zukommen, und daß daher, wer diesen nicht leiden mag, eigentlich auch von jenem hinwegbleiben sollte.

Vergegenwärtigen wir uns zuvörderst die Distributionsweise der ältesten christlichen Kirche! Laut der Const. apost. lib. VIII. cp. 13. reichte der Bischof die Hostie mit den Worten:

*σῶμα Χριστοῦ* — der Leib Christi!

und dem entsprechend sagte dann der Diaconus bei Darreichung des Kelchs:

*αἷμα Χριστοῦ, ποτήριον ζωῆς* — das Blut Christi, der Kelch des Lebens!

Sonach hat man von Anfang an in der Christenheit bei der Mittheilung der Abendmahls-Elemente dem Communicanten nicht ein Referat gegeben, wie die Einsetzungsworte Christi lauten, damit er daraus sich selbst entnehme, was er von dieser Speise und diesem Trank halten solle; vielmehr hat man ohne alle Zuthat ihm die unsichtbare Gabe bei Namen genannt, die vermittelt der unio sacramentalis mit Brod und Wein verbunden ist, auf daß er unterscheide den Leib des Herrn und nicht etwa ihm selber esse und trinke das Gericht. Noch heute verfährt in gleicher Weise die Dänische Kirche. Sie setzt zwar ein lutherisches Schlagwort hinzu, indem sie den Geistlichen sprechen läßt: „Das ist Jesu Christi wahrer Leib — wahres Blut;“ daß sie aber damit keineswegs über die Tragweite jener ursprünglichen Formel hinausgeht, das beweisen die Aeußerungen der angesehensten Kirchenlehrer, was man zu ihrer Zeit vom Abendmahl des Herrn gehalten habe. Justinus Martyr sagt (Apol. II. p. 98 ed. Col.): „Wir empfangen das Abendmahl nicht als gemeines Brod oder gemeinen Trank, sondern, sowie der durch Gottes Wort Mensch gewordene Heiland Jesus Christus um unsers Heils willen Fleisch und Blut hatte, so sind wir auch belehrt, daß die durch das Gebet des B. U. geweihte Speise, wodurch vermittelt der Aneignung unser Fleisch und Blut genährt wird, das Fleisch und Blut jenes Mensch gewordenen Jesus sei.“ Irenaeus ferner erklärt sich (IV. 34. S. 327 ed. Grab.) dahin: „Das irdische Brod, wenn es durch die Anrufung Gottes geweiht ist, ist nicht mehr gemeines Brod, sondern die Eucharistie, die aus zwei Bestandtheilen besteht, einem irdischen und einem himmlischen.“ Chrysostomus endlich drückt sich fol-

gendermaßen aus: „Wir nennen das Brod, ehe es geheiligt wird, Brod; nachdem es aber durch die Vermittelung des Priesters die göttliche Gnade geheiligt hat, heißt es nicht mehr Brod, sondern ist würdig geachtet, der Leib des Herrn zu heißen, obgleich die Natur des Brodes in ihm zurückgeblieben ist.“

Etwa vom Ende des 5. Jahrhunderts an tritt an die Stelle der lakonischen Kürze, womit früherhin das Sacrament gereicht wurde, ein kirchliches Votum, welches dem Communicanten zu verstehen gibt, zu welchem subjectiven Segen er das, was er objectiv empfangt, hinnehmen solle. Es nimmt seit den Zeiten Karl des Großen die etwas erweiterte Form an, in welcher es in das missale romanum übergegangen ist:

*Corpus, sanguis Domini nostri Jesu Christi custodiat te (animam tuam) in vitam aeternam* — der Leib, das Blut unsers Herrn Jesu Christi bewahre dich (deine Seele) zum ewigen Leben!

Luther hat dies Votum in der Formula missae vom Jahr 1523 direct, in der Schrift aus dem folgenden Jahre „vom Greuel der Stillmesse“ aber mehr indirect recipirt, und einige Kirchenordnungen seiner Zeit, z. B. die Nürnberger 1523, schließen sich an seinen Vorgang an. Allerdings ist es kein unmittelbar biblischer Spruch, sondern nur ein Anklang an etliche biblische Stellen (vgl. Ps. 86, 2. 97, 10. 1 Petri 1, 5.); wohl aber steht es trefflich im Einklang mit dem, was die alte Kirche dem heil. Abendmahl nachgerühmt hatte, daß es nämlich ein *φάρμακον τῆς ἀθανασίας*, eine Arznei zur Unsterblichkeit und ein Gegengift gegen den Tod sei, um immerdar in Christo zu leben. Daher fand Luther nichts Bedenkliches in dem Segenswunsche, ob er gleich die nach seinem Namen sich nennende Kirche nicht schlechthin an denselben binden wollte. So ist sein Ausdruck „mag“ aufzufassen, auf den die Preuß. Agende Theil II. S. 75 der Ausgabe für Schlesien sich beruft, um daraus ein Privilegium für die von ihr beliebte Formel herzuleiten.

Ueberblicken wir hierauf das ganze Vereich der im lutherischen Cultus bräuchlich gewordenen Distributionsworte, so begegnet uns einestheils ein enges sich Anschließen an die Weise der Vorzeit, welches den Faden kirchlicher Entwicklung aufnimmt; andernteils aber auch eine große Mannigfaltigkeit in der Fortführung dieses Fadens, also eine konkrete Anwendung des im 7. Artikel der Augustana ausgesprochenen Grundsatzes: „Dieses ist genug zu wahrer Einigkeit der christlichen Kirchen, daß da einträchtiglich nach reinem Verstand das Evangelium gepredigt und die Sacramente dem göttlichen Worte gemäß gereicht werden, und ist nicht noth, daß allenthalben gleichförmige Ceremonien, von den Menschen eingesetzt, gehalten werden.“ An die Weise der Väter schloß man nämlich in sofern sich an, als die Austheilungsformel entweder das Bekenntniß der Kirche, was sie im Abendmahl ihren Gliedern reiche, oder den Segenswunsch derselben, was das sacramentliche Essen und Trinken dem Communicanten nützen solle, oder aber beides zugleich, Bekenntniß und Segenswunsch enthielt; Mannigfaltigkeit der Bildung andererseits wurde dadurch erzielt, daß das Bekenntniß bald einfach



nach dem Wortlaut der Einsetzungsworte formulirt, bald zur Abwehr gewisser Irrthümer schärfer und bestimmter gefaßt, das Votum dagegen bald nach der einen, bald nach der andern Seite hin erweitert wurde.

Was für's Erste diejenigen Kirchenordnungen betrifft, welche das Bekenntniß, oder besser gesagt die Deklaration zum Inhalt ihrer Spendeformel machen, so haben wir bereits der Dänischen Kirche gedacht. Merkwürdig ist gerade in diesem Lande, in welchem der Krypto-Calvinismus am wenigsten zu schaffen machte und die Concorbienformel niemals Annahme fand, die Zuthat des lutherischen Schibboleth „wahr“. Die übrigen Kirchenordnungen, welche hierher gehören, formuliren die Deklaration dadurch, daß sie die Einsetzungsworte des heiligen Abendmahls auf ähnliche Weise reproduziren, wie bei einer Taufhandlung der Imperativ Matth. 28, 19. naturgemäß in den Inditativ aufgelöst wird: „Ich taufe dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des heil. Geistes.“ Es liegen uns zwei verschiedene Arten solcher Reproduktion vor, von welchen die erste ohne Zweifel den Vorzug verdient. Im Agendenbüchlein Veit Dietrich's vom J. 1543 lautet sie: „Nimm hin und iß (trink), das ist der Leib Christi (das Blut des neuen Testaments), der für dich gegeben (das für deine Sünde vergossen) ist;“ sie schließt sich also auf Engste an die eigene Distribution Christi an, von welcher sie lediglich dadurch sich unterscheidet, daß dort der Herr selber, hier aber sein Diener als das Abendmahl spendend erscheint, und hat denn auch eine ziemliche Verbreitung gefunden. In der Kölner Kirchenordnung von 1543 hingegen wird das Wort „das ist“ hinweggelassen und an die Stelle dieser Deklaration ein kurzes Votum gesetzt: „Nimm hin und iß (trink) zu deinem Heil den Leib Christi (das Blut des neuen Testaments), der für dich gegeben (das für deine Sünde vergossen) ist.“

Ferner die zweite Reihe der Kirchenordnungen, also diejenigen anlangend, welche von der Deklaration abstrahiren und bloß das kirchliche Votum wiedergeben, so sind nur die wenigsten beim unmittelbaren Wortlaut des römischen Meßkanons mit Luther geblieben. Die für Schwäbisch-Hall von 1543 thut es zwar im Vordertheil der Formel, im andern Theil dagegen läßt sie sagen: „Das Blut unsers Herrn Jesu Christi sei eine Abwaschung aller deiner Sünden.“ Hier ist ein Ausdruck, der in der heil. Schrift vom Taufwasser vorkommt (Apg. 22, 16. vgl. 1 Corinth. 6, 4.), auf das Blut Christi im heil. Abendmahl übertragen. Das dürfte sich nach Stellen wie 1 Joh. 1, 7. Hebr. 9, 14. vielleicht rechtfertigen lassen; aber es ist wider die natürliche Folge, wenn erst von der Abwaschung der Sünden geredet wird, nachdem schon von der Bewahrung zum ewigen Leben die Rede gewesen. In den übrigen Kirchenordnungen nun erhält theils das Subjekt „der Leib (das Blut) unsers Herrn Jesu Christi,“ theils das Prädikat „bewahre zum ewigen Leben,“ theils das Objekt „dich“ oder „deine Seele“ eine Erweiterung. Zu dem Subjekt kommt gemeinlich die nähere Bestimmung hinzu: „(am Stamm des Kreuzes) für dich in den Tod gege-

ben — für deine Sünde (am Stamm des Kreuzes) vergossen;“ für „bewahre“ heißt es einmal: „speise und bewahre — erquicke und bewahre,“ in der Regel jedoch im Anschluß an 2 Theß. 3, 3. sowohl im Vorder- als im Nachsatz: „stärke und bewahre (erhalte);“ das eine Objekt „dich“ erhält die Zuthat: „im (wahren [rechten]) Glauben,“ und wo das andere „deine Seele“ gewählt ist, wird etwa auch der Leib hinzugenommen: „deinen Leib und Seele.“

Die dritte Classe der Kirchenordnungen endlich verbindet, wie schon oben bemerkt wurde, die Spendeformel der ersten mit der der zweiten Classe, die Deklaration mit dem Segenswunsch. Sie ist es denn auch, welche dem Leib und Blut Christi das Catechismus-Wort „wahr“ vorsetzt; doch hat dies nicht überall Aufnahme gefunden, ein beträchtlicher Theil der einschlägigen Kirchenordnungen läßt dasselbe vielmehr hinweg. Wir sind also bei denjenigen Distributionsworten angelangt, die von vielen Geistlichen ausschließlich für die genuin-lutherischen angesehen werden, das aber nicht sind, sondern nur die vollständigsten, welche die lutherische Kirche ausgebildet hat; doch ist's gewiß, daß mit ihnen die übrigen stehen und fallen. Sie lauten folgendermaßen:

Nehmet hin und esset (trinket), das ist der (wahre) Leib (das [wahre] Blut) eures Herrn und Heilandes Jesu Christi; (am Stamm des Kreuzes) für euch in den Tod gegeben (für eure Sünde vergossen); der (das) stärke und erhalte euch im wahren Glauben (euren Leib und Seele) zum ewigen Leben. Amen.

Wenn die Preussische Agenda an der früher angeführten Stelle ihren Aus spendungs spruch: „Nehmet hin und esset (trinket) alle daraus,“ spricht unser Herr und Heiland Jesus Christus: das ist mein Leib (dieser Kelch ist das neue Testament in meinem Blut), der für euch gegeben (das für euch vergossen) wird; das (solches) thut zu meinem Gedächtniß;“ darum für so vorzüglich erklärt, weil er dieselben Worte enthalte, womit der Herr und Heiland sein heil. Abendmahl einsetzte, so verräth es einen ziemlichen Mangel an Einsicht, daß man nicht bemerkt hat, wie der ersten Hälfte des obigen lutherischen Spruches, abgesehen etwa von der Zuthat „wahr“, accurat der nämliche Vorzug gebührt; auch sie reproducirt die Distributionsworte Christi, nur ist die Art der Reproduction bei ihr eine andere, als bei der Preussischen Agenda. Dort nämlich wird für „mein Leib“ gesagt: „der Leib unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi;“ hier aber wird Christus als selber redend eingeführt durch das Einschleissel: „spricht unser Herr und Heiland Jesus Christus.“ Die Frage ist demnach nur die: ist jene oder ist diese Weise vorzüglicher zu nennen? Und da müssen wir schon in rein formeller Hinsicht uns alsobald für die erste entscheiden; denn jedermann fühlt, wie eintönig und schleppend, wie langweilig und ermüdend ein Einschleissel ist, das bei jeder einzelnen Spendung zweimal gesprochen und bei starker Communion unzählige Mal repetirt werden muß. Aber auch in liturgischer Hinsicht ist es ein offener Fehlgriß, daß die Distribution noch einmal wiederholt, was bei der Con-



secration schon dagewesen, den historischen Bericht, und daß der Diener Christi so wenig als Haushalter über Gottes Geheimniß und als Verwalter des göttlichen Gnadenmittels erscheint, der er ja ist. Wie unpassend die Weise der Preussischen Agende sei, erkennt man auf der Stelle, wenn man ihre notwendige Consequenz sich vergegenwärtigt. Denn übereinstimmend damit müßte eine Taufe mit den Worten verrichtet werden: „Gehet hin in alle Welt, spricht unser Herr und Heiland Jesus Christus, und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heil. Geistes.“ Bei der Taufe nun hat es die Agende vermieden, dieselbe in eine bloße Recitation des Taufens zu verwandeln, sie hat eine wirkliche Taufhandlung; warum hat sie nicht auch eine wirkliche Distributionshandlung? Dies führt uns auf den tieferen Grund, weshalb man von aller bis dahin üblichen Praxis der Kirche sich abgewendet, zu einigen abnormen Kirchenordnungen von tendenziösem Charakter seine Zuflucht genommen und eine Formel aufgegriffen hat, der alles frische Leben abgeht: man hat gefühlt, daß die andere Weise, auch wenn das polemisirende „wahr“ hinwegbleibt, dennoch eine kräftige Apologetin der reellen und substantziellen Gegenwart Christi im Abendmahl ist; eine solche aber würde Vielen unangenehm und lästig sein, darum mußte sie, um der angestrebten Abendmahlsgemeinschaft nicht im Wege zu stehen, das Feld räumen. Wir wollen es nicht unbedingt gut heißen, wenn der kirchlich-symbolische Zusatz „wahr“ der eigenen Rede des Herrn interpoliert wird, glauben vielmehr, daß eine Spendeweise wie diese: „Nehmet hin und esset (trinket), das ist der Leib (das Blut) eures Herrn und Heilandes Jesu Christi, für euch in den Tod gegeben (für eure Sünde vergossen)“ an sich schon unzweideutig bezeugt, daß Leib und Blut Christi wahrhaftig unter der Gestalt des Brodes und Weines im Abendmahl gegenwärtig sei und da ausgetheilt und genommen werde; desto entschiedener aber müssen wir behaupten: wo auch solche Spendeweise nicht extragen, sondern eine andre beliebt wird, die jenes Bekenntniß irgendwie unterstellt und zum Zweifel daran Veranlassung giebt, da ist man thatsächlich vom 10. Artikel der Augustana, und zwar nicht bloß vom ursprünglichen Text, sondern auch von dem des Jahres 1540 abgefallen und hat ihn außer Kraft und Geltung gesetzt.

Nachdem die Württemberger Liturgie von 1809 ebenfalls die jetzt noch in Preußen übliche Austheilungsformel enthalten, hat das neuere Kirchenbuch dieses Landes sie aufgegeben und diejenige aufgenommen, für welche wir so eben in die Schranken getreten sind. Dies Vorbild wird um so anziehender für uns sein, als gerade Württemberg niemals an schroff auftretendem lutherischen Confessionalismus gelitten hat. Indessen können wir die dort in Parenthese eingeschlossene Zuthat: „solches thut zu seinem Gedächtniß“ nicht billigen. Da diese Worte derjenige Befehl Christi sind, durch welchen er das heil. Abendmahl als eine zu wiederholende Handlung einsetzt, so gehören sie nicht mehr zur Distribution: das bezeugt ihr Fehlen bei Matthäus und Markus, welche in ihren Berichten mehr die erste Abendmahlsfeier wiedergeben, während Paulus 1 Cor. 11 und der in Beziehung zu ihm stehende Lukas den Akt der Einsetzung in den Vordergrund stellen. Die Lutherische Kirche hat auch hier ihren feinen Takt bewährt, indem sie von den Worten des Herrn nicht mehr zur Austheilung verwendet, als dem richtigen Gefühl nach von ihm selber dabei gebraucht worden sind, an die Stelle seiner Willenserklärung aber, daß der Akt ein ständiger seyn soll, die ja nur bei der Consecration einen Sinn hat, einen Segenswunsch aus ihrem Herzen setzt. Sie hat damit ebensowenig ihre Befugniß überschritten, als wenn sie nach vollzogener Taufhandlung ihren Diener zu dem Täufling sprechen läßt: „Der all-

mächtige Gott und Vater unsers Herrn Jesu Christi, der dich anderweit geboren hat durch's Wasser und den heil. Geist und hat dir alle deine Sünde vergeben, der stärke dich mit seiner Gnade zum ewigen Leben.“ Mit letzterem Votum steht offenbar das Abendmahlsvotum: „Der (das) stärke und erhalte dich im wahren Glauben zum ewigen Leben“ in engster Verwandtschaft; und diese Verwandtschaft geht sogar soweit, daß das „Amen“ zu dem Segenswunsche der Kirche bei der Taufe von den Pathen, beim Abendmahl von den Communikanten zu sprechen ist, in welchem Amen denn die Gemeinde als lebendig bei dem, was die Kirche vollbringt, theilhaftig erscheint. Wollte übrigens jemand die Behauptung uns bestreiten, daß die Worte: „solches thut zu seinem Gedächtniß“ in die Distribution nicht hineingehöre, und zu unserer Widerlegung auf die Erläuterung St. Pauli 1 Cor. 11, 26 sich berufen: „so oft ihr von diesem Brode esset und von diesem Kelche trinket, sollt ihr des Herrn Tod verkündigen, bis daß er kommt“; so machen wir darauf aufmerksam, daß in letzterer Stelle das *καταγγέλλετε* besser als Indikativ gefaßt wird: „so oft ihr von diesem Brode esset u. s. w. verkündiget ihr des Herrn Tod u. s. w.“ Hiernach ist der Genuß des heil. Abendmahls von ihm selber schon eine Verkündigung des Opfertodes Christi, welche nicht aufhören darf in der Gemeinde, so lange der *αἰὼν οὗτος* währt; durch die Feier dieses Sacraments wird dem Befehle des Herrn: „das thut zu meinem Gedächtniß“, thatsächlich Folge geleistet, die Annahmung zu solcher Folgeleistung wäre also für diejenigen, welche an der Feier Theil nehmen, ein reiner Ueberfluß. Dagegen ist es durchaus angemessen, wenn ihnen die Kirche mit einem Segenswunsche entgegenkommt, und zwar mit dem Segenswunsche, daß der von ihnen verkündigte Opfertod im wahren Glauben sie stärken und erhalten wolle, bis der Herr kommt und sie das Ende ihres Glaubens davon bringen, nämlich der Seelen Seligkeit.

Wir glauben mit unserer Auseinandersetzung dargezogen zu haben, daß die Agende, indem sie die frühere Spendeformel aufhob, nicht an das Wort Jes. 65, 8 gedacht hat: „verderbe es nicht, denn es ist ein Segen darinnen“, und daß demnach die Rückgabe derselben die Rückgabe des Segens seyn würde. Wird sie erfolgen, diese Rückgabe? Daß sie einzelnen Gemeinden, wenn man lange und energisch genug darauf bestanden, gewährt worden, ist ja bekannt; aber es handelt sich nicht um so und so viel einzelne Privatconcessionen, sondern um agendarische Festsetzung, die alle Gemeinden umfaßt, auch die nichts gefordert haben: zur Privatconcession würde dann die Gestattung der Zuthat „wahr“ werden, wo er ehemals in Brauch gewesen. Wir vermögen nicht einzusehen, was von einer agendarischen Festsetzung abhalten könnte, nachdem die Agende die — einige rationalistische Veränderungen ungerechnet — völlig lutherische Taufform zu ihrem Normalformular gemacht und die sich damit nicht befreundenden Reformirten mit einem Nebenformular bedacht hat. Die hier den ersten Ansätzen nach vorhandene itio in partes, welche von dem Cultus aus bereits auch in das Kirchenregiment eingedrungen ist, wird überhaupt noch schärfer ins Auge gefaßt und gründlicher durchgeführt werden müssen, wenn unsere kirchliche Entwicklung einen heilsamen Verlauf nehmen und die Zusage, daß die Union kein Aufgeben des bisherigen Glaubensbekenntnisses bezwecke und bedeute, also weder den Uebergang der einen Confession zur andern, noch viel weniger die Bildung eines neuen dritten Bekenntnisses herbeizuführen, sondern nur, eingedenk des beiden Confessionen gemeinsamen Reichthums evangelischer Wahrheit, den Segen der Gemeinschaft in dieser Wahrheit zu entfalten und zu pflegen habe, zum wirklichen Austrag der in ihr enthaltenen Momente kommen soll.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Mittwoch den 19. November.

N<sup>o</sup> 93.

## Die Revision der Gottesdienstordnung.

Unter den Denkschriften, welche der Ev. D. R. Rath in seinen Actenstücken (Bd. 3. S. 1. Berlin 1856) veröffentlicht hat, worüber er amtliche Gutachten eingefordert und die gegenwärtig der kirchlichen Landes-Conferenz zur Berathung vorliegen, nimmt die vierte, „die liturgischen Bedürfnisse der Landeskirche betreffend“, insofern die erste Stelle ein, als sie das kirchliche Leben unmittelbar berührt, ja in das innerste Heiligthum desselben eingreift. Es soll zunächst die bisherige Ordnung des Hauptgottesdienstes revidirt und namentlich eine „Abgränzung zwischen dem Wesentlichen und darum allgemein Verbindlichen in Beziehung auf die einzelnen Theile des Gottesdienstes und deren Ordnung und demjenigen gesucht werden, was der freien Gestaltung nach provinzieller Uebung, nach den Bedürfnissen einzelner Gemeinden und selbst der Individualität des Geistlichen überlassen werden kann.“ Diese Frage trifft das Herz der Kirche und, wenn sie nicht die rechte Erlebigung findet, müssen die traurigsten Ergebnisse davon die Folge seyn. Darum gilt's vornehmlich in Bezug auf sie für Alle, die Beruf dazu haben, zu bekennen, zu beten und zu bitten, damit neues Zerwürfniß abgewendet und diese so tiefgreifende Angelegenheit zu Heil und Frieden erlebigt werde.

Darüber aber Zeugniß abzulegen, erscheint um so dringlicher, als man die deshalb veröffentlichte Vorlage des Evang. D. R. Rath's und die darüber abgegebenen amtlichen Gutachten genauer einseht; denn diese lassen eine richtige und geberühliche Beantwortung der so hochwichtigen Frage schwerlich hoffen. Wir können hier nicht in alle Einzelheiten eingehen, obwohl bei der Gottesdienstordnung auch das Kleinste von Wichtigkeit ist; wir müssen uns darauf beschränken, etliche Hauptpunkte hervorzuheben, die wir als vorzugsweise bedenklich und der ernstesten Erwägung für unerlässlich bedürftig erachten.

Wir stellen, wie es die Wahrheit und die Wichtigkeit der Sache fordert, unser Hauptbedenken sogleich unumwunden an die Spitze: In den sämmtlichen Vorlagen ist das Bekenntniß, weder der Lutherischen noch der Reformirten Kirche, nicht zu seinem Rechte gekommen. Aus dem Einen fließt alles Andere her, was wir in denselben als unangemessen oder gradehin als falsch zu nennen haben würden.

So gewiß die Kirche die Gemeinschaft der Gläubigen ist und so gewiß darum auch jede Sonderkirche an dem

Ausdruck ihres Glaubens, an ihrem Bekenntniß, ihre eigenthümliche Erscheinungsform hat, so unbestreitbar will und muß ihr eigenthümliches Glaubensleben und das Bekenntniß desselben grade da zum rechten Ausdruck kommen, wo dasselbe sich vornehmlich darzustellen hat, bei ihrem gemeinsamen Gottesdienste. Es kann und darf dieser, wenn ihm die schriftgemäßen Eigenschaften der Wahrheit, der Gemeinsamkeit und der Freiheit nicht fehlen sollen, nicht anders, als das Bekenntniß zu seiner Grundlage und zu seiner Norm haben, also daß er aus dieser lebendigen Wurzel herauswächst, und diesem seinem innern Lebensgesetze gemäß sich entfaltet wie nach seinem ganzen Bau, so bis zum Ausdruck aller seiner einzelnen Theile. Das ist eine Wahrheit, über welche, so sollte man meinen, bei Allen, die nicht überhaupt eine bekenntnißlose Kirche begehren, oder die aus andern Gründen dem Bekenntniße sein volles Recht zu verkümmern veranlaßt sind, keine Widerrede mehr stattfinden kann. Es bedarf auch in der That nur Eines Blicks auf den Gottesdienst der katholischen wie auf die älteren Gottesdienstordnungen der Lutherischen und der Reformirten Kirche, um zu sehen, wie bei allen drei Confessionen ihr eigenthümliches Glaubensleben in ihrem Gottesdienste eine durchaus eigenthümliche Ausprägung gefunden, ihre Gottesdienstordnung als die sichtbare Gestaltung ihres besondern Bekenntnisses mit innerer Nothwendigkeit sich dargestellt hat. Bei ihrem Gottesdienste schauen wir einer kirchlichen Gemeinschaft gleichsam in ihr aufgedecktes Angesicht. Er ist die ausdrucksvollste, aber darum auch empfindlichste Seite ihres innern Lebens. Wenn irgendwo, hier hat sich aber deshalb auch ihr inneres Leben vor dem Eindringen und der Vermengung mit Fremdartigem dadurch zu sichern, daß die confessio als norma docendi et colendi festgehalten wird.

Diesem ersten und unerlässlichen Erforderniß ist nun aber in den gedruckten Vorlagen nicht genügt. An der Agende von 1829 wird es stets dankbar anerkannt werden müssen, daß sie von der Seichtheit und Willkür des Rationalismus wieder zu einer inhaltvolleren und bekenntnißtreueren Form des Gottesdienstes zurückzuführen gesucht und dabei im Allgemeinen die Lutherische Gottesdienstordnung zum Grunde gelegt hat. Diese ist, als die wesentliche Grundlage, auch in der Denkschrift des Evang. D. R. Rath's beibehalten, und es ist nicht zu verkennen, was ja wiederum allen Dank verdient, daß man bei der jetzigen Revision „wohlhergebrachte Richtungen oder Entwicklungen der einen oder der andern Confession nicht beeinträchtigen“ will, daß



man die lutherische Spendeformel beim h. Abendmahl, und dazu doch auch wohl die lutherischen Abendmahlsgebete, Absolutions- und Taufformulare zu gewähren gedenkt. Aber man ist dabei nicht von der Confession, sondern von der Unionsidee ausgegangen, hat „das Gemeinevangelische oder Gemeinchriftliche als das gegen alle Willkür zu Schützende“ und als einen Rahmen hingestellt, in welchen das confessionell Lutherische und Reformirte eingefügt ist, um zu beliebiger Auswahl dargeboten zu werden. Damit ist das Princip jeder wahren Gottesdienstordnung, daß sie aus ihrer Confession herauswache, verletzt, damit sind Bestandtheile in den Entwurf aufgenommen, welche die eine oder die andere Confession als ihr fremdartige ablehnen muß, und diese Bestandtheile haben zum Theil durch die anderweitige Stellung, die man in dem Ganzen ihnen gegeben hat, noch überdies eine andere Bedeutung bekommen, als sie nach ihrer ursprünglichen organischen Gliederung hatten. Damit werden sich beide Confessionen nicht zufrieden gestellt finden, und das um so weniger, als dieses ganze Verfahren wiederum über Concessionen nicht hinauskommt, wo es gilt, das volle Recht zu gewähren. Nimmt man nun gar hinzu, wie diesem Entwurfe gemäß die Praxis sich gestalten würde, so läßt sich bei der herrschenden subjectiven Beliebigkeit kaum anders erwarten, als daß ein gut Theil Prediger und Gemeinden von der gestatteten Wahlfreiheit reichlich Gebrauch machen, und in lutherischen Gemeinden allerlei reformirte und in reformirten Gemeinden allerlei lutherische Bestandtheile der Liturgie zur Anwendung gebracht, und so — abgesehen von allem Anderen — eine Abschwächung und Verwirrung des liturgischen Gefühls bewirkt werden wird, die ihre schädliche Rückwirkung nach allen Seiten hin bald genug zeigen würde.

Und wie stellen sich nun die vier eingereichten Gutachten in Betreff dieser Cardinalfrage zu dem dargebotenen Entwurf? Daß der Prediger Eltester, der in den kirchlichen Bekenntnissen nur „Glaubensgesetze“ (S. 349) sieht und dem die Kirche überhaupt „die Gemeinschaft des heiligen Geistes in den Herzen der Gläubigen“ ist, das Recht der Confession nicht zur Geltung bringen konnte, ist erklärlich. Wir haben uns aber gefreut, wie des Ernstes und der Offenheit seines Gutachtens, so insonderheit dessen, daß dadurch klar an den Tag gelegt worden ist, wie die Richtung, welche Eltester vertritt, nach den Consequenzen ihres abstract protestantischen Princips eine gemeinsame Liturgie überhaupt gar nicht zuläßt. Und doch auch von seinem Standpunkte aus hat Eltester nicht anders gekonnt, als „jeden Compromiß in Glaubenssachen — folglich auch in der Liturgie — als das verwerflichste Verfahren, weil es alle Gewissen beschädigt“, zu bezeichnen (S. 345).

Der Superintendent Dr. Stier trägt in seinem Gutachten dem Bekenntniß gleichfalls so gut als keine Rechnung. „Gemeinden und Provinzen haben neben der Pflicht, sich ins Ganze der Landeskirche zu fügen, nur ein Recht auf damit verträgliche Besonderheiten, deren Besitz ihnen wider Tradition und Gewöhnung nicht genommen werden darf“ (S. 253). Ja grade

in der Abendmahlsliturgie, in welcher die confessionelle Eigenthümlichkeit einer Kirche am ausdrucksvollsten und unantastbarsten sich kund gibt, soll nach ihm „wenn irgendwo die innerkirchliche Differenz zurücktreten“, das Bekenntniß also am Wenigsten zu Recht und Leben bestehen. Die etwas Anderes begehren, werden einer „extremen Richtung“ bezüchtigt, und die Unterscheidungslehren zwischen den Lutheranern und Calvinisten als nur der theologischen Scholastik angehörig abgefertigt (S. 250 f.).

Professor Dr. Schmieder tritt insoweit zu Stier in den entschiedensten Gegensatz, als er fordert, daß „im heiligen Abendmahl keine Neutralisation der Confessionen eintreten darf“; dagegen „habe in der Ordnung des Hauptgottesdienstes der confessionelle Unterschied auch früherhin nie einen Ausdruck gefunden“ (S. 269 u. 283), eine Behauptung, wir wiederholen es noch einmal, die jeder Blick in die älteren lutherischen und reformirten Gottesdienstordnungen widerlegt.

Eine ganz eigene Stellung nimmt der Geh. Legationsrath Abeken in seinem Gutachten in Betreff des Verhältnisses der Confession zur Liturgie ein. „Der Standpunkt, welcher Annahme der Agende und Union trennte, wird sich nach ihm nicht mehr halten lassen. Agende und Union gehen zusammen. Keine gemeinsame Agende ohne Anerkennung der Union; kein Leben der Union ohne gemeinsame Agende.“ Aber auch in der Union Kirche „sollen die Besonderheiten der Confession nicht aufgehoben und vernichtet werden“ (S. 290). Wie gleicht er nun diesen Widerspruch aus? Einmal auch mit der unhaltbaren Behauptung: „die Ausbildung verschiedener gottesdienstlicher Formulare in den beiden Confessionen ruht in der That nicht auf ihrer dogmatischen, confessionellen Verschiedenheit, sondern auf individueller und örtlicher Gewohnheit und Entwicklung, die Gottesdienstordnung wird in ihrem Wesen von der confessionellen Frage gar nicht berührt!“ (S. 291.) Dem müssen wir zum dritten Mal aufs Bestimmteste widersprechen. Wir leugnen den Miteinfluß der beiden genannten Factoren, „der individuellen und örtlichen Gewohnheit und Entwicklung“, nicht; sie haben auch innerhalb der lutherischen Gottesdienstordnung zu der Mannigfaltigkeit derselben mit beigetragen. Aber ist es, ganz abgesehen vom h. Abendmahl, kein dogmatischer Unterschied, wie die Lutherische und die Reformirte Kirche sich zum Worte Gottes und zur kirchlichen Ueberlieferung stellen? Ist es kein dogmatischer Unterschied, wie die eine und wie die andere sich die Gegenwart des Herrn in seiner Gemeinde denkt, die Lutherische *οὐσίας*, die reformirte nur *ἐνεργητικὸς*? Ist es kein dogmatischer Unterschied, wenn, von der Verschiedenheit des Sacramentsbegriffs aus, die Lutherische Kirche sehr bestimmt zwischen Sacramentalem und Sacrificiellem im Gottesdienste unterscheidet, das Sacramentale als das Erste und Oberste stellt, während die Reformirte Kirche fast nur das Sacrificielle kennt, gleich wie die Katholische fast nur das Sacerdotale? Und resultirt nicht eben aus diesen innern, dogmatischen Unterschieden, die wahrhaftig zu bedeutend sind, als daß sie geleugnet oder beseitigt



werden könnten, resultirt nicht eben aus ihnen die so verschiedene Gestalt des lutherischen und reformirten Gottesdienstes?

Doch der Geh. Legationsrath Abeken geht weiter. „Der Gottesdienst ist ihm ein Thun, ein Handeln der Kirche“ (S. 291), auch das Abendmahl ist ihm ein Thun, ein Handeln der Gemeinde, und damit „außerhalb des Dissensus der beiden Confessionen“ (S. 311). Dieser Auffassung des h. Abendmahls wird nun von lutherischer Seite sehr entschieden widersprochen werden müssen. Aber auch wenn man den ganzen Gottesdienst sammt dem Abendmahl als ein Thun wollte gelten lassen, hat es denn als evangelisches Thun nicht ein Inneres zu seiner Voraussetzung, dessen Ausdruck es ist? Und wenn in Betreff dieses Inneren zwischen den Lutheranern und den Reformirten ein Dissensus obwaltet, wird derselbe sich nicht auch in ihrem gottesdienstlichen Thun offenbaren? — „Vertauschen hilft hier nichts, und ist auch nicht möglich“ (S. 291). Wir nehmen dies Wort für die Sache und auch für diese unsere Aussprache in vollen Anspruch, und meinen in dem Vorstehenden unser zuerst ausgesprochenes Bedenken gegen die sämtlichen Vorlagen genügend begründet zu haben. Das Bekenntniß weder der Lutherischen noch der Reformirten Kirche ist darin nicht zu seinem Rechte gekommen. —

Fragt man, womit dem Rechte der Confession allein Genüge geschieht? Wir antworten unverhohlen: Nur damit, daß man nicht künstlich zusammenzwinge, was nicht aus seiner Lebenswurzel organisch hervorgewachsen ist, daß man vielmehr den lutherischen wie den reformirten Gemeinden die ihrem Bekenntniß allein entsprechende, weil aus diesem entsprungene Gottesdienstordnung, ohne fremdartige Einschüßel, unverklimmert belasse, resp. wiedergebe; und dazu gehört nicht viel mehr, als daß man aus dem Entwurf die „Entweder — Oder“ dadurch beseitigt, daß man ein Jedes in die Gottesdienstordnung setzt, in welcher es seine ihm gehörige Stelle hat. —

Aber das sey wider die Union; denn „kein Leben der Union ohne gemeinsame Agende!“ — Wäre dem so, wir würden es aufrichtig beklagen, aber — wir vermöchten Nichts gegen die Wahrheit und das Recht. Es ist aber keinesweges so — es müßte auch sehr schlecht um die Union stehen, wenn dem so wäre. Die Union ist nicht Lehrunion und will die zu Recht bestehenden Bekenntnisse nicht aufheben; „wohl aber ist sie aus dem Verlangen hervorgegangen, die traurigen Schranken, welche damals die Vereinigung von Mitgliedern der beiden Confessionen am Tische des Herrn gegenseitig verboten, für alle diejenigen aufzuheben, welche sich im lebendigen Gefühl ihrer Gemeinschaft in Christo nach dieser Gemeinschaft sehnten“ (Cath.-Ordre vom 18. Febr. 1834 und Allerh. Erlaß vom 6. März 1852). Ihr Königlich Stifter hat ihr also die Kraft zuge-  
traut, die confessionellen Unterschiede in ihrer Mitte zu tragen, und wir müssen es ihr zumuthen und dürfen es ihr zutrauen, daß sie auch die Unterschiede in der Gottesdienstordnung beider Confessionen trage. Auch bei ihrer verschiedenen Gestaltung werden diese Gottesdienste nichts Ausschließliches haben. Wie jede

Confession sogar zu ihrem Abendmahl „den fremden Bruder als Gast zuläßt, wenn er darum bittet“ (Schmieder, S. 283), so wird sie noch viel mehr ihn außerdem bei ihren Gottesdiensten willkommen heißen, wenn er dessen begehrt. Auch werden die Gottesdienste, trotz ihrer verschiedenen Gottesdienstordnung, in der Schriftvorlesung, in dem apostolischen Symbolum, in der Predigt, in den meisten Collecten und Gebeten und in ihrer ganzen christlichen Grundlage, so wie in dem evangelischen Geiste, der beide durchweht, des Gemeinsamen und Unirenden vollauf haben, ja selbst bei der unterscheidendsten Feier, bei dem heil. Abendmahl, wird auch das äußere Zeichen der Union nicht fehlen, wenn das, was die Allerhöchste Ordre vom 30. April 1830 allein „als den symbolischen Ausdruck des Beitritts zur Union“ fordert, das Brechen des Brodes, beim h. Abendmahl in Anwendung kommt. Also auch trotz der confessionell verschieden ausgeprägten Gottesdienste Union, und zwar, ohne das Recht der Confession zu schmälern, in der Wahrheit und in der Liebe.

Gewährt man dagegen der Confession dieses ihr gutes und volles Recht bei der Ausgestaltung ihres Hauptgottesdienstes nicht, so wird, statt der Union, die Confusion und der Zwiespalt nur noch größer werden. Man übersehe die Zeichen der Zeit nicht; man leite die confessionellen Forderungen nicht so ohne Weiteres aus confessioneller Engherzigkeit, Eigensinn oder gar aus Feindschaft wider die Union her. Daß nach dieser Seite hin auch gefehlt wird, ist willig zugestanden und Gott zu klagen. Aber im Ganzen und Großen liegt die Sache anders. Das durch Gottes Gnade neu geweckte und in sich erstarkende christliche Leben schreitet mit innerer Nothwendigkeit zu kirchlicher, das heißt eben zu confessioneller Gestaltung fort. Dabei haben sich die Confessionen auf ihre alten, vom Herrn ihnen anvertrauten köstlichen Schätze in Lied, Catechismus, Liturgie u. s. w. wieder bekommen; gründliche wissenschaftliche Arbeiten haben diese nur zu lange vergrabenen Schätze wieder zu Tage gefördert und den Sinn und das Verständniß dafür geweckt und geschärft. Die Sachlage ist jetzt eine ganz andere, als im Jahre 1829, wo die Unwissenheit in liturgischen Dingen fast allgemein war, und es ist das eine nicht genug zu schätzende Frucht der Preussischen Agende. Man kann jetzt mit einer halben Maßnahme oder gar mit einer solchen, die das Confessionelle in der Liturgie noch mehr abschwächte oder vermengte und verdunkelte, sich nicht mehr befriedigen. Und darum dieses unser offenes Bekenntniß und vor Allem die herzinnige Bitte: daß bei der Revision der Gottesdienstordnung jeder der beiden Confessionen ihr volles Recht zu Theil werde! —

Unser zweites Bedenken betrifft die Art und Weise, wie die revidirte Gottesdienstordnung zu Stande kommen soll.

Die Geschichte lehrt, daß ächte liturgische Leistungen immer nur dann ins Daseyn traten, wenn „die Kirche besondere



Blüthezeiten hatte, wo Hauptstücke der christlichen Wahrheit in die Blüthe traten und eine feste Form gewannen." Daß unsere, nach allen Seiten hin zerfahrene und in Gährung begriffene Zeit eine solche nicht ist, liegt auf der Hand. Und dann sind es in der Evangelischen Kirche namentlich stets einzelne, vom Herrn der Kirche dazu besonders begabte Männer gewesen, welche die Gottesdienstordnungen verfaßt haben; das Kirchenregiment aber prüfte und genehmigte sie und führte sie ein, und die Gemeinen fielen ihnen zu, weil sie darin den Ausdruck und Wiederklang ihres eigenen Glaubens fanden.

Der Entwurf zur revidirten Gottesdienstordnung dagegen ist von einer Commission des Ev. D. R. Rathes gefertigt, und sammt den eingeforderten Begutachtungen desselben der gegenwärtig versammelten kirchlichen Landes-Conferenz zur Berathung übergeben und soll schließlich einer allgemeinen Landessynode zur Entscheidung vorgelegt werden.

Wir können uns von diesem Wege kein Heil für die so hochwichtige Sache versprechen. Schon dem Entwurf — sit venia verbo! — merkt man die Commissionsarbeit an, wir meinen, daß bei ihm Persönlichkeiten verschiedener theologischer und kirchlicher Richtung mitgewirkt haben. Lesen wir aber die Gutachten — welche divergirenden, ja disparaten Ansichten treten uns da entgegen! Nicht in Nebendingen nur, nein, in den Hauptsachen weichen sie so von einander ab, daß der Eine als nothwendig fordert, was der Andere als völlig unzulässig verwirft. Nur einige Beispiele. Schmieder läßt das Gloria vom Chor singen (S. 280); Abeken und Stier dagegen wollen überhaupt keinen selbstständigen Chor, sondern nur Chor und Gemeinde (S. 256 u. 296). Nach Schmieder ist es „sehr empfehlenswerth“, daß Luthers Glaubenslied allsonntäglich von der Gemeinde gesungen werde (S. 277); nach Abeken ist das „nicht zu billigen“ (S. 295 u. 304). Die Verwendung der Litanei statt des Fürbittengebetes ist nach Abeken (S. 309) „durchaus angemessen“; Eltester dagegen schreibt (S. 383): „In die Litanei kann sich mein Geist nicht schicken, und wie ich meine, auch nicht der Geist des Deutschen Volkes.“ Stier (S. 256) erachtet es für „verwerflich“, nach dem Sündenbekenntniß förmliche Absolution zu sprechen; Abeken (S. 299) zieht diese dem bloßen Gnadenspruche vor. Abeken „erkennt es dankbar an, daß der Predigt ihre rechte Stelle in der Mitte des Gottesdienstes“ gegeben ist (S. 294 u. 305); nach Stier (S. 248) ist die Predigt „nicht ein Haupttheil, sondern wirklich der Haupttheil des evangelischen Gottesdienstes“; Schmieder (S. 275) findet innerhalb der Liturgie nur eine „kurze gesalbte Ansprache“ zulässig, die Predigt soll erst auf

die ganze Liturgie folgen. Nur Abeken bezeichnet das h. Abendmahl als einen integrierenden Theil eines vollständigen Gottesdienstes und dessen organische Verknüpfung mit den übrigen Elementen als die Regel (S. 310); alle andern lassen es als eine abgesonderte Feier bestehen, Schmieder (S. 286) sieht das Vollkommene sogar darin, wenn, was jetzt freilich nicht thunlich sey, die Abendmahlsfeier wieder dem geselligen Leben zurückgegeben werde. Welche divergirenden Meinungen die vier Begutachter in Betreff des confessionellen Charakters der Sacramentsfeier haben, ist schon oben ausgesprochen; wir heben hier nur noch Eins hervor. Abekens ganzes Gutachten hat unverkennbar die Haupttendenz, das eucharistische Opfer in der Abendmahlsfeier zur vollsten Geltung zu bringen (vergl. S. 305 ff.); nach Stier (S. 249) dagegen „müssen wir uns jeder bedenken, nur zu leicht katholisirenden Theorie von Opfer und Anbetung“ enthalten; nach Schmieder (S. 266) „können deutsche evangelische Herzen eine liturgisch formulirte Selbstopferung in kunstreich gesetzten Worten so wenig, als das römische Messopfer vertragen, und soll das einzige Opfer des evangelischen Christen die That seines Lebens in der Nachfolge des Erlösers seyn“; und Eltester (S. 387 ff., bes. S. 396) legt mit aller Energie gegen jede „Opferidee“ „entschieden Verwahrung ein.“ —

Gehen nun schon die Gutachten von Männern, die doch der Ev. D. R. Rath, indem er sie zur Abgabe derselben aufforderte, für besonders stimmfähig in liturgischen erachtet haben muß, so aus einander und wider einander, was wird auf der Conferenz, was gar erst auf einer allgemeinen Landessynode geschehen, die von unten herauf gewählt ist und in der ohne Widerrede es an Vielen nicht fehlen wird, die für unsern Gegenstand wenig Einsicht mitbringen? Das „Aufeinanderplagen der Geister“, nicht selten eine erspriessliche That, eignet sich doch gewißlich für die Feststellung einer Gottesdienstordnung nicht, bei der jedes Wort mit stillem Geist und betendem Herzen erwogen seyn will. Welch eine Arbeit würde aus dem Schooße einer Versammlung hervorgehen, bei der das „quot capita, tot sensus“ in unserer Zeit sicher eintreffen wird? Und wie dürfte insonderheit das Bekenntniß hoffen, daß ihm sein ungeschmälertes Recht werde bei einer Gottesdienstordnung, über welche Lutheraner und Reformirte gemeinschaftlich befinden? — Darum auf diesem Wege erwarten wir für eine Revision der Gottesdienstordnung kein Heil.

(Schluß folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Sonnabend den 22. November.

N<sup>o</sup> 94.

## Die Revision der Gottesdienstordnung.

(Schluß.)

Aber dieser Weg sey um der rechtlichen Gültigkeit der neuen Gottesdienstordnung willen unerlässlich! — Die Geschichte ist Zeuge, daß wenigstens die Kirchenordnungen der Lutherischen Kirche auch ohne Synoden zur vollsten rechtlichen Geltung und Anerkennung gelangt sind. Und dann liegt, nach unserer Meinung, das Recht in etwas ganz Anderem, darin, daß die Kirchenordnung dem Bekenntniß gemäß sey. Fehlt ihr dieses oberste Kriterium, so kann sie nimmer Recht werden, auch wenn eine Landessynode sie gut geheißt hat; hat sie diesen Stempel, so werden, auch wenn in hergebrachter Weise das Kirchenregiment allein sie gut heißt und zu unverbrüchlichem Gebrauch sie gibt, „alle frommen Herzen ihr mit Freuden zufallen.“ — Endlich aber liegt die Sache selbst so, daß es sich gar nicht um das Schaffen von etwas Neuem, sondern nur um Revision, resp. Wiederherstellung des Alten, seit Jahrhunderten in der Evang. Kirche zu Recht Bestehenden handelt, die Rechtsfrage hierbei also gar nicht mehr in Betracht kommt. Ein Anderes wäre es, die Stimmen der Erfahrenen aus der Kirche über die Frage zu hören, ob das Bedürfniß einer revidirten Agenda vorhanden und eine derartige Revision unter den gegenwärtigen Zuständen der Kirche zweckmäßig sey? Dazu bedarfs aber in der That einer Landessynode nicht, und auch sie würde durch Majoritätsbeschluß dafür keine Bürgschaft geben, jedenfalls auch darüber sehr getheilte Ansicht sehn. Wir für unsere Person können eine Dringlichkeit des Bedürfnisses nicht erkennen, noch bei den gegenwärtigen kirchlichen Verhältnissen die Zweckdienlichkeit zugeben. Eins nur scheint uns dringend noth, daß die confessionellen Formulare, vorläufig wenigstens, unbedingt freigegeben, dann aber zugleich aller subjectiven, besonders der bekennnißlosen Willkür mit Ernst gesteuert, außerdem aber der theologischen Wissenschaft und dem Geiste Gottes Zeit gelassen und Raum gegeben werde zu weiteren Schöpfungen und Entwicklungen auf dem Gebiete der Liturgie, um dann einst das so nicht menschlich Gemachte, sondern vom Herrn der Kirche Gegebene und als bewährt Erfundene zu gemeinsamem Gebrauche zu sanctioniren. Meint man aber gleichwohl schon gegenwärtig weiter gehen zu müssen, so stimmen wir für den von Eltester (S. 371) gegebenen Rath: „daß man die bisherige Liturgie da, wo sie erbaut und keine

Änderung begehrt wird, im Ganzen so, wie sie ist, lasse; für jede durchgreifende Änderung aber ganz zu den beiderseitigen Anfängen zurückgreife und zusehe, ob und was für Befriedigendes sich von da aus — (für die Lutherischen einerseits und für die Reformirten andererseits) — bilde.“ —

Auf die Einzelheiten, welche in den Vorlagen uns als incorrect oder bedenklich oder gradehin unzulässig entgegen getreten sind, können wir hier nicht ausführlich eingehen. Doch müssen wir Folgendes hervorheben.

Geh. Rath Abeken sagt (S. 302): „In den Andeutungen des zulässig Mannigfaltigen erscheint das sonst wohl Geordnete (im 2ten Theil der Entwürfe A. und B.) wieder in Verwirrung gebracht zu werden, theils durch Accommodation an mißbräuchlich Bestehendes, theils durch den Mangel des richtigen Gefühls für die organische Gliederung des Gottesdienstes.“ Dem müssen wir beipflichten. Des zulässig Mannigfaltigen ist in den Entwürfen so viel, daß Prediger Eltester (S. 374 f.) mit Recht fragt: „Was von dem, was sie (die Vorlage) aufstellt, hält sie denn so fest, daß es unbedingt und unter allen Umständen in derselben Form wiederkehren müßte? Es bleibt dabei wirklich als durchaus wiederkehrend nur das Gebet des Herrn und der aaronitische Segen übrig.“ Der Grund hiervon liegt ja allerdings in der „Accommodation an mißbräuchlich (?) Bestehendes“; aber diese Accommodation hat wieder ihren Grund darin, daß „man, die Union viel zu sehr in die Einerleiheit der Form setzend, immer nur erwogen hat, was beiden Theilen der Evang. Kirche zugemuthet werden könne, ohne daß weder die eine noch die andere ein Recht hätte, sich zu beschweren (Eltester, S. 371).“ Und aus demselbigen Grunde und viel weniger aus dem „Mangel des richtigen Gefühls für die organische Gliederung des Gottesdienstes“ kommen die mannigfachen, zum Theil unleidlichen Mißgriffe in der Anordnung der einzelnen Elemente des Gottesdienstes. Die Reflexion auf die Union ist die Ordnerin des Ganzen geworden; daher der Mangel der „organischen Gliederung“, bei welcher, wäre sie aus der lebendigen Wurzel des Bekenntnisses hervorgegangen, Alles mit innerer Nothwendigkeit zusammenhängen, Jedes an seiner rechten Stelle stehen, nichts Fremdartiges sich finden würde. Wir müssen es Geh. Rath Abeken besonders Dank wissen, daß er das wenigstens angedeutet, wenn



auch nicht nach seinem wahren Grunde hervorgehoben hat; wie er denn unter den vier Begutachtern überhaupt allein es ist, der mit Entschiedenheit die Nothwendigkeit eines Organismus in der Liturgie vertritt. Wir müssen uns also nicht nur mit ihm gegen die Zulässigkeit des Mannigfaltigen, wie sie hier vorliegt, sondern vornehmlich gegen das Princip erklären, aus welchem sie hervorgegangen ist, und überhaupt um eine Liturgie bitten, die in sich ein organisches Ganzes ist, wie eine solche in der alten lutherischen Gottesdienstordnung bis jetzt noch unübertroffen vorliegt. —

Ein anderer Punkt, den wir nicht mit Stillschweigen übergehen dürfen, ist die Stellung des Sündenbekenntnisses im Anfange der Liturgie. Es ist bereits von mehr als einer Seite nachgewiesen worden und bisher noch nicht widerlegt\*), daß das Sündenbekenntniß sammt dem dazu gehörigen Gnadenpruch an dieser Stelle für die lutherische Gottesdienstordnung ein fremdartiges und unpassendes Einschleusen sei, schon aus dem Grunde, weil die Lutherische Kirche ordnungsmäßig sonntäglich das heil. Abendmahl will, und deshalb ihrem Hauptgottesdienst sonntäglich Beichte und Absolution vorausgehen läßt, diese also nicht sofort in der Liturgie wiederholen kann, und überhaupt die Beichte und Absolution nicht so ins Allgemeine hin verwalltet. Man darf auch nur einmal selbst zur Beichte gegangen seyn, die Absolution empfangen haben und dann damit in die Liturgie eintreten, um inne zu werden, wie widersprechend dieses sofort wieder folgende Sündenbekenntniß und diese abermalige Absolution ist. Die Brandenburgischen Kirchenordnungen, welche das Sündenbekenntniß zu Anfang ihrer Liturgie haben, haben es, aus der praeparatio ad missam herübergenommen, als stille Beichte für den Geistlichen beibehalten, und die Mecklenburger von 1552 (Wittenberger von 1559), die es für die Gemeinde aufnahmen, haben es alsbald wieder fallen lassen. Die Beugung vor dem Herrn aller Herren im tiefen Gefühl ihres Sündenelendes, ohne welche die christliche Gemeinde allerdings nie vor dem Herrn erscheinen kann, spricht die Lutherische Kirche genügend aus in ihrem Kyrie eleison. Es ist das Sündenbekenntniß der Agende von 1829 aus der Reformirten Kirche herübergenommen, in deren Liturgie es allerdings ganz am rechten Orte steht und ein wesentlich Stück in dem Organismus derselben bildet. Will man es gleichwohl auch für die lutherische Gottesdienstordnung verwenden, so muß dem ganzen Gottesdienste ein vorbereitender Act, etwa mit kurzem Gesange, Sündenbekenntniß und Gnadenverheißung vorausgehen. Der eigentliche einleitende Theil des Gottesdienstes selber kann correct nur aus Introitus (den nöthigenfalls sich auch die Gemeinde selbst in einem Eingangsliede, welches die Bedeutung des Festes oder des Sonntags ausspricht, singen kann), Kyrie und dem großen Gloria bestehen. Zu der so berei-

\*) Die von Bähr in seiner „Gottesdienstordnung“, Karlsruhe 1856, S. 22, versuchte Widerlegung können wir als eine begründete nicht anerkennen.

teten Gemeinde tritt dann der Herr, seiner Verheißung (2 Mos. 20, 24. Matth. 18, 20.) getreu, in seinem Wort und Sacrament, und es beginnt deshalb nun die eigentliche gottesdienstliche Handlung zwischen ihm und seiner Gemeinde mit der Salutation, der Collecte, dem Verlesen der Pericopen, dem Glaubensbekenntniß u. s. w. Ganz entschieden müssen wir uns deshalb gegen Abeken erklären, der, im Widerspruch mit dem kirchenregimentlichen Entwurf, offenbar von reformirter (anglicanischer) Anschauung aus (S. 293 f.), das Sündenbekenntniß sammt der Absolution als den „wesentlichsten und bedeutendsten Bestandtheil des ersten Theils des Gottesdienstes selber“ haben will. Damit wäre der so tiefe und doch so einfache Ideengang der lutherischen Gottesdienstordnung ganz zerstört. —

Wir kommen zu dem Letzten, was wir hier zu besprechen uns gedrungen fühlen, noch zu einem Gegenstande von großer Bedeutung, für den der Herr Allen, die darüber mit berathen, recht erleuchtete Augen des Verständnisses geben wolle! Der Entwurf des Evang. O. R. Rath's läßt einen vollen Hauptgottesdienst zu auch ohne das h. Abendmahl, und hat damit principiell dieses von jenem getrennt. Das ist unsererseits sehr zu bedauern; denn im lutherischen Gottesdienste ist erst die Sacramentsfeier der Höhepunkt und kein voller Hauptgottesdienst ohne diese, und stellt sich das auch in der Praxis an nicht wenigen Orten anders, die Lutherische Kirche hat es nur als einen Nothstand getragen und stets als ein Unrecht gerügt. — Dem tritt in erfreulicher Weise auch das Gutachten des Geh. Legationsraths Abeken (S. 310) bei, indem es anerkennt, daß alle reformatorischen (lutherischen) Kirchenordnungen von der sonntäglichen Feier des h. Abendmahls ausgehen und den ganzen übrigen Gottesdienst in Bezug auf dieselbe bringen.

Weil aber gleichwohl nicht aller Orten sonntäglich Abendmahl gehalten wird, so giebt Hr. Abeken auch für diese Fälle ganz angemessen eine Schlußliturgie; richtet diese aber so ein, daß, wenn Abendmahlsfeier statt findet, diese sich ohne Weiteres organisch daran anschließen kann. Dazu hält er für nothwendig, daß in der Schlußliturgie nicht erst das Dankgebet und dem folgend das Bittgebet stehe, sondern umgekehrt. Der Dank soll jedenfalls das Letzte sein, und hat Hr. Abeken deshalb sogar auch für die gewöhnliche Sonntagsliturgie die Präfatio in die Schlußliturgie aufgenommen, wogegen wir uns auf das Nachdrücklichste erklären und es als eine wesentliche Berichtigung anerkennen müssen, daß die kirchenregimentliche Vorlage (S. 53) die Präfatio der Abendmahlsliturgie allein wieder zugesprochen hat. So können wir auch die Umstellung des Dank- und Bittgebets im Princip nicht zugeben. Das ganze Leben der Gläubigen soll ein Dankopfer sein, so sehr, daß selbst ihre Bitte mit Dankagung geschehen soll (Phil. 4, 6.); auch die Bitte ruht auf dem Danke und geht wieder in den Dank auf. Das bestätigen alle apostolischen Briefe, wie fast alle Collecten der lutherischen Agenden. Die apostolischen Constitutionen allerdings



stellen das allgemeine Kirchengebet mit den Fürbitten voran und lassen erst auf dasselbe das Dank- und Weihgebet folgen; die überwiegende Mehrzahl der späteren Liturgien, auch die griechisch-alexandrinische des Markus, aber ordnen umgekehrt. \*) Und auch die apostolischen Constitutionen, wie schon Justinus Martyr (in seiner ersten Apologie Cap. 65—67.), ordnen das Bitt- und Fürbittengebet nicht aus dem von Abeken angeführten Grunde dem Dankgebet vor, sondern weil jenes erstere, als das allgemeine Kirchengebet, an die Predigt sich anschließend, noch zum ersten Theile des Gottesdienstes gehörte und den Uebergang von diesem zum zweiten vermittelte. Gleichwohl, oder vielmehr eben darum ist aber in der evangelischen Praxis an den meisten Orten bereits vorhanden, was Hr. Abeken will. Das Bitt- und Fürbittengebet wird, durch eine kurze Dankagung eingeleitet, auf der Kanzel gehalten, und der Gottesdienst schließt mit einer Collecte — die nochmals ganz kurz Dank — Bitte — Lobpreisung enthält, vor dem Altar. Auf das Für und Wider dieser Praxis, das sogenannte allgemeine Kirchengebet auf der Kanzel zu halten, können wir hier nicht eingehen, wir wollen nur darauf hinweisen, daß das, was Hr. Abeken als nothwendig erachtet, lutherischerseits bereits vielfach in Uebung ist.

Aber nun die Hauptsache! — Geh. Kth. Abeken will besonders aus dem Grunde den gewöhnlichen Gottesdienst mit Dank beschloffen wissen, damit sich so organisch die Abendmahlsfeier an denselben anschließe, die ihm das höchste Dankopfer der Christen ist. Er verkennet die sacramentale Seite des heil. Abendmahls nicht, er vermißt aber die sacrificielle (eucharistische), und will diese aufgenommen haben. Wir haben bereits gesehen, wie entschieden die drei andern Begutachter gegen jede „Opferidee“ im Abendmahle sich aussprechen, und so weit, wie Hr. Abeken geht, können auch wir nicht mit, ohne die Lehre der lutherischen Kirche zu gefährden. Nach dieser ist und bleibt das, was der Herr thut, im Sacramente vornehmlich, stets das Erste und die Hauptsache. Er, der lebendige und wahrhaftig gegenwärtige Heiland, eignet uns das von ihm einmal für alle Sünder der ganzen Welt gebrachte, allein und ewig gültige Opfer seines Leibes und Blutes im heiligen Abendmahle unter, in und mit den gesegneten Elementen des Brodes und Weines aus lauter Gnaden zu. Das muß fest bleiben und darf durch Nichts und in keiner Weise abgeschwächt oder verdunkelt werden. In dem Sacramente ist eben das Sacramentale, das, was der Herr thut, das überwiegend Erste und Hauptsächlichste. Darum hat die lutherische Kirche das heil. Abendmahl nie in dem Maaße als Eucharistie auffassen und gelten lassen können, wie es die reformirte thut. Sie hat aber auch die eucharistische (sacrificielle) Seite desselben, wenn gleich zurückgestellt, nimmer geleugnet. Und wenn sie auch niemals das innerste und eigentliche Wesen des heil. Abendmahls in ein eucharistisches Dank- und Selbst-Opfer wird setzen kön-

nen, so wird sie doch willig zugeben, daß, wo der Herr das Höchste, Sich Selbst, uns giebt, wir ebenso uns ganz ihm wieder zu geben haben, und wird darum ein eucharistisches Dankgebet mit ihrem Abendmahl nicht für unverträglich erachten, am Wenigsten darin eine Gefährdung ihrer Grundlehre (Röm. 3, 28.) und römischen Sauerteig sehen können. Warum die älteren lutherischen Abendmahlsformulare von einem solchen Gebete Abstand genommen haben, bedarf kaum der Erinnerung. Es galt erst vollkommen reinen Tisch zu machen und jede Erinnerung an das römische Messopfer aus dem Bewußtsein des Volkes zu tilgen. Diese Nothwendigkeit ist nicht mehr vorhanden; denn die Befürchtung, daß jede Bezugnahme auf das eucharistische Opfer im heil. Abendmahl die Leute wieder nach Rom führe, halten wir für Gespensterfurcht. Daß unsere Bekenntnisschriften nicht wider die Sache sind, zeigt Melancthon's treffliche Auseinandersetzung im 24. Artikel der Apologie. Und will man Luthers Meinung darüber hören, so lese man, wie er sich in einer Predigt am Gründonnerstage darüber äußert (Walch, Bd. XIII. S. 704): „Daher mag's (das heil. Abendmahl) wohl ein Opfer heißen: nicht, daß das Sacrament selbst ein Opfer sei; sondern daß das Empfangen oder der Brauch des Sacraments ein Opfer mag genennet werden; nicht ein Opfer für die Sünde, sondern ein Dank- und Lob-Opfer, daß ich bekenne, daß Christus für meine Sünde gestorben ist.“ Wer die Sache tiefer begründet lesen will, den verweisen wir auf Harnack's bereits angeführtes Werk und auf die gebiegene Schrift „Ueber den alt- und neutestamentlichen Cultus. Stuttgart 1852“ vom General-Superintendenten Dr. Sartorius, den doch Niemand einer Hinneigung nach Rom wird beschuldigen können.

Die Ausnahme eines geeigneten eucharistischen Dankopfergebets in die Abendmahlsliturgie halten dennoch auch wir für zulässig, ja wünschenswerth, auch aus dem Grunde, um unsere wahre Katholicität auch damit zu bezeugen.

### **Ueber Fürsorge für entlassene Sträflinge, insbesondere über Organisirung einer kirchlichen Fürsorge für dieselben. Von F. v. Wick. Mostock 1856.**

(Fortsetzung.)

Dies Geschäft der inneren Besserung ist aber lediglich Sache der Kirche. Der Staat muß es sich schon gefallen lassen, in Beziehung auf geistliche Dinge Handlangerdienste zu thun, S. 53. Es ist daher eine der wichtigsten Aufgaben jeder Strafanstalts-Ordnung, daß sie das Verhältniß zwischen den staatlichen Anstaltsbehörden und den Anstaltsgeistlichen gehörig normirt. Daß man es daran fehlen ließ und namentlich nicht der Kirche das Ihrige gab, sondern sich vor ihr scheute und die bureaukratische Tendenz vorherrschen ließ, das hat vielen Strafanstalten zum

\*) Vergl. Harnack, der christliche Gemeindegottesdienst im apostolischen und altkatholischen Zeitalter. Erlangen 1854. S. 481.



Schaden gereicht, S. 60. Nur wo die bureaukratische Tendenz unbedingt vorherrscht, und wo dem Zweck der Besserung nicht die gebührende Berücksichtigung zu Theil wird, kann man darauf kommen, den Geistlichen abhängiger von der Verwaltungsbehörde zu machen, S. 79. Solche Abhängigkeit, die nicht nothwendig ist, nichts nützt, sondern schadet, widerstreitet überdies den obersten Grundsätzen des Protestantischen Kirchenrechts, S. 78, und sicherlich würde auch kein tüchtiger, die Kirche, ihre Selbstständigkeit und sein Amt ehrender Pastor solche Stellung ertragen, S. 79.

Welche geistliche Kraft aber der Verfasser für die Strafanstalten in Anspruch nimmt, ersehen wir aus der Anmerkung S. 76: „An der Strafanstalt Dreierbergen wirken gegenwärtig neben dem Geistlichen und unter dessen Leitung bei 200 m. o. w. Sträflingen (darunter nahe an 40 Weiber), zwei Lehrer, und bei den weiblichen Sträflingen außerdem noch als freiwillige Mitarbeiter mehrere Damen aus der benachbarten Stadt Bügow. Letztere unterrichten in Lesen, Katechismus und in der biblischen Geschichte und sind außerdem Gehilfsinnen für die specielle Seelsorge. Dies Personal genügt einigermaßen für den Unterricht, da dieser in der Regel ein gemeinsamer ist, so wie auch für die specielle Seelsorge bei den weiblichen Sträflingen. Dasselbe genügt aber noch nicht für die specielle Seelsorge bei den männlichen Sträflingen.“ —

Man kann sich wahrlich eines bitter-schmerzlichen Gefühls nicht erwehren, wenn man unsere Preussischen Strafanstaltsverhältnisse mit diesen Dreierberger vergleicht, und ringt tagtäglich in heißem Flehen mit dem Herrn, daß Er auch hier nun endlich ein Neues pflüge und wohl nach seiner Gnadenweise zu erhören noch tiefer greifend alle Zuchthäuser, Gefängnisse, Arbeits- und Armenhäuser insgesamt sich erobern in seinem heiligen Geiste, daß er allein der Herr sey und seine Wunder der rettenden Heilandsliebe offenbaren könne zum Preise seines Namens und zum Heil des ganzen Landes. Doch des näheren Eingehens enthalten wir uns hier um so lieber, da unsere erleuchteten hohen Staatsbehörden der Kirche Recht und Pflicht an den Seelen der Gefangenen selbst erkannt haben und entschlossen sind zu einer Reform in diesem Sinne, und zwar, soweit verlautet, in großartiger Weise und zur völligen Beruhigung des gleichfalls erwachten kirchlichen Gewissens, jetzt, langsam zwar dem schneidenden Harren, und spät, nachdem der Verderbensbaum bereits sehr hoch gewachsen, aber doch noch nicht zu spät. Bisher aber thaten die Gefangenen, so daß auch die Strafe des eigentlichen Zwecks verfehlte, keine Buße, sondern verhärteten sich vielmehr vielfach und trugen Verderben über Verderben in die Gemeinden zurück, — als Strafe Gottes, weil Staat und Kirche selbst nicht Buße thaten, und von der Kirche insbesondere galt des Herrn Wort Offenb. 3, 1: „Du hast den Namen, daß du lebst, und bist todt.“ Wie wären denn sonst Bilder möglich, wie die Zuchthäuser in Menge liefern! Nur eines, das freilich zu den dunkelsten gehören mag, sey mir vergönnt herauszustellen.

Das hiesige Brandenburger Zuchthaus detinirt gegenwärtig eine 54jährige Frau wegen Diebstahls auf 7 Jahre, nachdem sie bereits neun Mal, darunter ein Mal z. B. wegen fünf Verbrechen zugleich, Zuchthausstrafe erlitten, und außerdem noch zehn Mal in Haft und Untersuchung sich befunden hat. — Wollen wir nun verdammend einen Stein auf sie werfen? — Sie würde ja den Stein zurückwerfen, erstlich auf den Staat, dessen Gefängniseinrichtungen solch Verderben, mindestens gesagt, möglich gemacht; sodann aber auf die Kirche, welche, daß ich so sage, nicht einmal sauer dazu gesehen, nach der jedesmaligen Entlassung aber gar keinen oder doch nur einen ganz ohnmächtigen Hirtenarm suchend, rettend, bewahrend, stärkend nach dem unglücklichen verlorenen Schäflein des Herrn ausgestreckt. — Und dieser Mangel an Zucht und Pflege kommt doch wahrlich theuer genug zu stehen, auch im alleräußerlichsten Sinne. — Die kurzen Zeiten ihrer Freiheit hat sie schrecklich ausgekauft, namentlich auch mit Erzeugung und Erziehung gleichartigen Nachwuchses. Sie hat zehn Kinder geboren, davon noch sieben am Leben, wenigstens die fünf ältesten unehelich, die jüngsten drei gelten als ehelich. Der angebliche Vater des ersten unehelichen heirathete sie zwar nachher, ließ sich aber auf Grund ihrer Verurtheilung wegen Diebstahls scheiden, lebte während ihrer Haft in Ehebruch mit einer Person, die er dann auch nicht heirathete, sondern eine andere, — und die Kirche sprach ihren Segen! — Die geschiedene aber heirathete dann selber nach etwa sieben Jahre lang fortgesetztem, natürlich von Verhaftungen unterbrochenem wilden Unzuchtleben den jetzigen Mann, der die Erlaubniß seines damals im Zuchthause befindlichen Vaters nachsuchte mit dem Grunde, er solle Alimente auf das Kind zahlen, und sie sey schon wieder schwanger. — Und die Kirche sprach auch über diese Ehe ihren Segen mit einem Menschen, der bis dahin — es war vor 16 Jahren — auch bereits vier Mal im Zuchthause, und sonst noch fünf Mal in Haft und Untersuchung gewesen, in Betreff dessen einmal der Magistrat gleichsam in Verzweiflung gegen die Anstaltsbehörde den Wunsch aussprach, er möchte nie wieder zum Vorschein kommen, und dessen Vater Rufes halber kein Logis mehr im Orte erhalten könnte, daher ihm ein Wachthaus im Thore hätte überlassen werden müssen. — Und dieser gräßliche Mensch — nothzuchtigte dann seine beiden Stieftöchter, — die jüngste erst 12 Jahre alt, — trieb seine entsetzlichen Schanden fort, Jahre lang, — selbst was seine eigene für ehelich geltende Tochter betrifft — doch die Feder sträubt sich schon lange und jetzt schlechterdings weiter zu schreiben. Wahrlich ein grausiger Mensch! — und doch würde auch er den Stein zurückwerfen! Weder Gesetz, noch Evangelium sind ihm in rechter Weise entgegengetreten. Er ging verloren nicht bloß in eigener Schuld. Seit 16 Jahren ist er wenigstens im Zuchthause nicht gewesen. Zum Stehlen ist er jetzt zu klug, und auch — zu bequem! — Er schickt die Seinigen aus, und mißhandelt sie, wenn sie nicht willig sind, oder nicht genug bringen! — Doch ich will mich beschränken

**Beilage.**



auf den Nachwuchs der Mutter. 1. Uneheliche Tochter, 34 Jahr alt, zwei Mal Zuchthaus, außerdem sechs Mal Haft und Untersuchung, von einem Mann geschieden, drei uneheliche Kinder, zwei am Leben, eins sogar schon confirmirt. 2. Uneheliche Tochter, 26 Jahr alt, ein Mal Zuchthaus, wenigstens fünf Mal sonst noch Haft und Untersuchung, die officiële Diebesbahn im 11ten Jahre beginnend; vier uneheliche Kinder, eins am Leben, jetzt in wilder Ehe mit einem aus hiesigem Zuchthause vor zwei Jahren Entlassenen. 3. Unehelicher Sohn, 24 Jahr alt, erst diesen Sommer nach vierjähriger Zuchthausstrafe wegen drei schwerer Diebstähle entlassen, seine officiële Diebesbahn 12 Jahre alt beginnend. 4. Unehelicher Sohn, 21 Jahr alt, den Eltern zeitig abgenommen, und wahrscheinlich nicht bestraft. 5. Uneheliche Tochter, 16 Jahr alt, drei Mal Gefängniß, jetzt zwei Jahr Zuchthaus, noch nicht confirmirt u. 6. Ein Sohn, 15 Jahr, auch schon mit Gefängniß bestraft, und nicht confirmirt. 7. Eine Tochter, zehn Jahr, treibt sich bettelnd u. herum, für's Zuchthaus u. erzogen. — Das sind bloß die flüchtigen Umrisse: — aber welche Scheußlichkeiten liegen hier unausgesprochen! — Und wie weithinaus in die Breite, in die Länge und in die Tiefe werden diese Giftpflanzen wuchern? — Und würden nicht auch sie alle den Stein zurückwerfen? — Es sind doch alles Kinder der Kirche! Die Kirche hat getauft, confirmirt, getraut, die Geschiedenen wieder getraut u. — und hat verloren, nicht gesucht, und nicht gefunden! — Und welch Unheil wäre doch abgewandt, wenn die Mutter gleich anfangs wäre gerettet worden! Und sie wäre vielleicht zu retten gewesen. Bis zum Alter von 20 Jahren war sie unbezogen. Da ließ sie sich verführen, und vergriff sich in der dadurch herbeigeführten Hilflosigkeit und Verzweiflung an fremdem Eigenthum. So wanderte sie ins Gefängniß. Von da ab gings immer tiefer und tiefer. Ist sie denn nun allein schuld, daß wenn die Gefängnisse und Zuchthäuser wirklich Schulen und Hochschulen des Verbrechens sind, auf Kosten und Veranstaltung des Staats, sie nun die Gelegenheit sich auszubilden so eifrig und gelehrig benutzt, und sich dann weiter innerhalb und außerhalb der Anstalt als eifrige und gewandte Lehrmeisterin erwiesen hat? — Und nach der Entlassung kümmern sich wohl Sündergenossen um sie, aber die Fürsorge der Kirche im Namen des Herrn fehlte. Das muß denn natürlich Staat und Kirche bezahlen mit großen Summen und was weit schlimmer, mit beslecktem Gewissen.

Hat denn der Herr sein Gleichniß vom Weibe und dem verlorenen Groschen, Luc. 15, 8—10, umsonst gesagt? Jeder Verlorene insbesondere kann wiedergefunden werden, nämlich mit dem Licht des heiligen Geistes und Gebetes, mit dem Rehrbesen der Zucht und dem unablässigen Suchen der Liebe, die nicht

ruht und nicht ermattet, bis sie ihn gefunden, und sollte er tief in den Schlamm und Unrath und in die finstersten Höhlen gesunken seyn.

Diese Pflicht der Fürsorge für die Entlassenen ist denn nun auch wohl allgemein anerkannt, und viele Stimmen werden laut, Antwort zu geben auf die Frage, wie anzugreifen und zu helfen seyn möchte. Auch Schreiber dieses hat auf der vorjährigen Berliner Pastoral-Conferenz aufgefordert seine Ansicht in kurzen Andeutungen vorgetragen, und das offenbar gewordene Interesse an diesem übrigens so unscheinbaren Vortrage (die Seelsorge an den entlassenen Strafgefangenen. Berlin 1855, bei W. Schultze) zeugt eben von dem heiligen Ernst, mit welchem man dem aufgedeckten Schaden Heilung bringen möchte. Einen ganz vorzüglichen Beitrag aber zur gründlichen Lösung dieser wichtigen Frage bietet nun die vorliegende Schrift des Criminalraths F. von Wick. Ist dieselbe auch zunächst für die dortigen Verhältnisse bestimmt, ausgehend insbesondere von guten Strafanstalten, so sind doch die Grundanschauungen überall und allgemein gültig und anzuwenden.

Der erste Abschnitt handelt von dem Umfange des Bedürfnisses einer Fürsorge für Entlassene. Es wird dieselbe für alle Entlassene ohne Ausnahme, nicht bloß aus dem Zuchthause, sondern auch dem Gefängnisse, Arbeitshause u. nebst ihren Familien, in Anspruch genommen, und zwar noch mehr in geistlicher als leiblicher Beziehung, nach der auch andern Orts gemachten Beobachtung, daß es den Wenigsten bei ernstlichem Willen, zumal mit Beihülfe des Armengesetzes, an den nöthigsten Existenzmitteln fehlt, geistliche Hülfe aber allen unentbehrlich ist und bleibt, sowohl denen, die guten Willen haben, als denen, die nicht wollen und sich der Fürsorge entziehen, und entwickelt der Verfasser S. 7 Anm. ebenfalls die Ansicht, daß auch der größte Sünder, der ärgste Verbrecher gerettet werden kann. Und man dürfe nicht warten, ob die Entlassenen die Kirche suchen, sondern die Kirche müsse die Entlassenen suchen, und dieserhalb den Pastoren eine amtliche Verpflichtung auferlegen, daß es nicht der Willkühr des Einzelnen überlassen bleibe, ob er sich des Entlassenen mit Eifer annehme oder ihn ganz gehen lasse, allenfalls mit einem Almosen absinde, wie ein Fall angeführt wird, da ein Entlassener sich in seiner großen Noth an den Pastor, dem er von der Strafanstaltsbehörde empfohlen gewesen, gewandt, dieser ihn aber schweigend ein Bierschillingstück gereicht und ihn ohne Weiteres habe gehen lassen. So klagte auch mir kürzlich ein schnell wieder rückfällig gewordener in großer Erregung, er sey mit meinem bei der Entlassung mitgegebenen Empfehlungsschein bei drei Geistlichen in Berlin gewesen, aber grob abgefertigt, oder wie er von dem dritten sagte: „aber der hatte es noch toller



gemacht", — und ich glaube gern, daß der Entlassene selbst seine Worte nicht gehörig wird erwogen, sondern wohl trotzig und immer erbitterter sich wird benommen haben. Wirklich gebessert war er jedenfalls nicht; aber er hatte sich doch der Kirche gestellt und ihm wäre beizukommen gewesen. Es gibt doch aber auch Fälle, die aufs schmerzlichste berühren müssen. Man urtheile selbst nach dem Bruchstücke eines Briefes einer kürzlich Entlassenen, deren guter Wille und christliche Erweckung außer allem Zweifel stand, deren Ankunft in der Heimath, wohin sie nach langer Abwesenheit dirigirt wurde, angezeigt worden mit dringenden Empfehlungen, und von der ich die feste Zuversicht hegen durfte, daß sie, in guten Händen, nicht bloß vor Rückfall bewahrt bleiben, sondern sehr nützlich, namentlich als Krankenpflegerin, wiewohl selbst kränklich, zu verwenden seyn würde.

(Fortsetzung folgt.)

## N a c h r i c h t e n.

### Aus dem Pippischen.

„Der Herr hat Großes an uns gethan;  
Deß sind wir fröhlich!“ Ps. 126, 3.

Unser „kirchlicher Kampf im Fürstenthum Lippe“, der seit mehr als 15 Jahren uns bewegte und über dessen Beginn in einer so betitelten, zu Bremen 1842 erschienenen Druckschrift zuerst die Zeugnisse von drei Predigern veröffentlicht wurden, der seitdem über die Grenzen des Pippischen Landes weit hinaus die Aufmerksamkeit und Theilnahme vieler Bekenner des evangelischen Glaubens erregt hat, der ein Gegenstand zahlreicher Berichte in der *Ev. R. Z.* war, der die Veröffentlichung der „Urkunden zur Beurtheilung der kirchlichen Verhältnisse im Fürstenthum Lippe“ (Leipz. 1845) und anderweiter Actenstücke unter dem Titel: „Die Verpflichtung der Pippischen Prediger u. Behauptet und bezeugt von Fünf Predigern“ (Bielefeld 1846) hervorrief, der im Jahre 1851 den zu Elberfeld versammelten Deutschen Evang. Kirchentag veranlaßt, den engeren Ausschuß desselben zu beauftragen, zu einer Verwendung bei unserm Kirchenregimente für das Recht und das Bekenntniß unserer Kirche zu schreiten, — dieser lange für uns so leidenschwere Kampf ist endlich mit dem Siege gekrönt! mit einem Siege, durch den unserer theuren Mutterkirche der durch die bekämpften Maßregeln ihr abgesprochene Boden ihres symbolischen Bekenntnisses, so wie der darauf vorzunehmenden Verpflichtung der Diener der Kirche und der demselben Bekenntniß entsprechenden Lehre und Verwaltung der Sacramente vollständig wieder zugestanden und zurückgegeben wird. —

Nachdem sogar jener Schritt des D. Ev. Kirchentages nicht den gehofften Erfolg hatte, wie „die Verhandlungen des fünften D. Ev. Kirchentages zu Bremen“ im J. 1852 des Weiteren darthun, schien zunächst jede Aussicht abgeschnitten zu seyn, daß die Sache eine für die Kirche günstige Wendung und Erlebigung erhalten könnte. Aber in der Zuversicht, daß dem ewig treuen Herrn Seiner Kirche und Seiner Bekenner in derselben es nicht schwer sey, wo alle Menschen-

hülfe verschwindet, dennoch zu helfen, ließen seit jener Zeit die für das gute Recht und Bekenntniß der Kirche in den Kampf getretenen Zeugen nicht nach, denselben fortzusetzen. Sie brachten die Lage der Kirche wiederholt bei dem Fürsten, als obersten Schirmherrn der Kirche des Landes, zum Vortrage, mehrmals und lange ohne den ersehnten Erfolg. Zuletzt, vor zwei Jahren, da zu den ersten drei und darnach fünf Bekenntnistreuen später noch sieben andere hinzugekommen waren, vereinigten sich, unterm 29. October 1854, zwölf Prediger, ein

„Unterthänigstes P. M., betreffend den Bekenntnißstand und die Dienstverpflichtung der Geistlichen der Evangelisch-Reformirten Kirche im Pippischen und darauf bezügliche Einrichtungen“

an den Fürsten, mit der Bitte um höchste Entscheidung, zu überreichen.

Lange Zeit hatte es den Anschein, als ob auch dieser letzte Schritt vergeblich bleiben sollte. Eben darauf beziehen sich die Auslassungen des Fürstlich Pippischen wirklichen Geheimenraths a. D. L. H. Fischer in dessen vielberufenem f. g. „Politischen Martyrthum“ S. 149 und 150. So sprechend daraus hervortritt, wessen man sich zu dem Regimente des gedachten damaligen höchsten Dieners und Rathgebers unseres Fürsten auch auf diesem Gebiete zu versehen hatte: so sehr irrte der alte Herr sich jedoch auch hier, namentlich in der Aeußerung in Beziehung auf die wegen der Immediateingabe jenes Unterthänigsten P. M. bei ihm persönlich erschienenen Bekenntnistreuen Prediger, da er sagt: „Entmuthigt verließen mich die Männer.“ Hierdurch legt er an den Tag, daß er, ungeachtet seiner vielbewegten langen Laufbahn durch diese Welt und der ihm von dem Herrn aller Herren, der auch sein Herr und ewiger Richter ist! gewährten Gnadenfrist hoher Lebensjahre, auf dem Gebiete des seligmachenden Christenglaubens und der Bekenntnistreue und muthigen Freudigkeit in solchem Glauben selbst unter den schwersten Bedrängnissen und in den dunkelsten Tiefen zeitlicher Verhältnisse ein Fremdling sey. Gäbe der allbarmherzige Gott ihm dies noch vor dem Ende seiner Tage zu erkennen und darnach zu finden das Eine, was Noth ist! so würde ihm für solchen Segen sein jäher erschütternder Fall ein nicht zu theurer Kaufpreis seyn! Und möchten auch diese Worte, wenn er sie zu lesen bekäme, dazu beitragen, ihn darauf aufmerksam zu machen! Jene Männer, die er durch seine theilweise von ihm selbst veröffentlichten Entgegnungen für entmuthigt hielt, erkannten darin nur, daß ein Mann von solchen Regierungsaufsichten und Grundsätzen, der am liebsten von sich selbst und, vergessend des Wortes: „dieser Welt Weisheit ist Thorheit bei Gott“ (1 Kor. 3, 19), von seiner f. g. „staatsmännischen Weisheit“ redete, nicht im Stande sey, die Wohlfahrt des Landes in Staat und Kirche zu begründen. Die von ihm entmuthigt geglaubten Männer sahen in dem plötzlichen Sturze desselben ein deutliches Zeichen der alle äußere Wege leitenden Hand Gottes und unseres Heilandes, der selbst das, was Menschen wider Ihn dichten, zu Seinem Zweck, zur Beförderung Seines Reiches, zur Ehre Seines heiligen Namens zu wenden weiß.

Kann und wird dazu am Ende doch auch nur dienen, was noch ein anderer wirklicher Geheimerrath a. D., Hr. Dr. Christian Carl Josias Bunsen unter allem andern dämider Vorgebrachten in der Schrift: „die Zeichen der Zeit“ (Leipz. 1855. B. II. S. 71. 72. 73) mit besonderer Beziehung auf die Kämpfe für das kirchliche Bekenntniß namentlich in Lippe in die Welt hineingeschrieben hat; da er



diese als „unbedeutende Erscheinungen“ mit der Bezeichnung: „Inhabhafte, rohe, geistlose Versuche und Bestrebungen!“ abfertigt, in der dünnelfvollen Meinung, daß er gegen einfache, schlichte Landgeistliche, wie wir sind, sich Alles erlauben könne und ohne eine Ahndung zu haben von dem „andern Mann“, der hinter uns stand.

Wir wenden uns zu dem weitem Verlauf der Sache. Nach den vorhin berichteten Vorgängen sollte es, wie uns jetzt kund geworden ist, so kommen, daß zuvörderst den Gegnern aufs Neue Gelegenheit gegeben würde, Alles, was sie nur wußten und möchten, gegen das P. M. der zwölf bekennnißtreuen Zeugen vom 29. October 1854 vorzubringen, damit deren Zeugniß die letzte Feuerprobe bestände und daran Vieler Herzen Gedanken offenbar würden. Dasselbe ist auf höchste Anordnung zuvörderst einer Anzahl gegnerischer Anhänger des „Leitfadens“ unter den Predigern des Landes zur Aeußerung darüber, bezüglich Entgegnung, und darnach abermals dem Consistorium zur weitem Begutachtung vorgelegt worden. Wie die Erklärungen dawider von der Seite her ausgefallen, das konnte nach dem ganzen Verhalten derselben während des 15jährigen Kampfes im Allgemeinen schon nicht zweifelhaft seyn. Schon verlautete bald darnach von ihrer Seite her, daß der entscheidende Schlag, wodurch den bekennnißtreuen Predigern die letzte Hoffnung auf den endlichen Erfolg aller ihrer Zeugnisse und 15jährigen Kämpfe benommen und sie gänzlich darniedergeworfen werden sollten, in naher Aussicht stehe, ja täglich erwartet werden könne. Da ließ uns der Herr erfahren, was Er redet durch den Mund Seines Knechts: „Die Güte des Herrn ist, daß wir nicht gar aus sind; Seine Barmherzigkeit hat noch kein Ende; sondern sie ist alle Morgen neu, und Deine Treue ist groß. Der Herr ist mein Theil, spricht meine Seele; darum will ich auf Ihn hoffen. Denn der Herr ist freundlich dem, der auf Ihn harret, und der Seele, die nach Ihm fraget. Es ist ein köstliches Ding, geduldig seyn und auf die Hilfe des Herrn hoffen“ (Klagel. 3, 22—26). Anstatt des entscheidenden Schlages gegen die bekennnißmäßige Lehre und Sacramentsordnung der nach Gottes Wort reformirten Kirche und deren Vertheidiger, erfolgte in Gotha die unerwartete Gefangensetzung und hier bald darnach die Dienstentsetzung und Verabschiedung Dessen, der nach allen Kundgebungen nicht angetanzen haben möchte, zu einem solchen Schlage gegen unsere Kirche zu rathen und seine Hand dazu darzubieten. Und es ist nun ganz anders gekommen, als wie — nach dem, was darüber verlautete — die „Leitfaden“-Anhänger gerechnet und gehofft haben.

Gelobt sey der Herr, unser Gott und Heiland! der die Herzen und Wege der Menschen in Seiner Hand hält und sie lenket zu Seinen Ehren! Er hat an die Stelle eines offenbaren Gegners des reformirt-evangelischen Bekenntnisses in den höchsten Dienst und Rath unseres gnädigsten Fürsten, als des obersten Schirmherrn unserer Kirche, in der Person des Herrn v. Dheim einen Mann geführt, der da weiß, daß die Furcht des Herrn der Weisheit Anfang ist, daß auf der Treue im Glauben und seinem Bekenntnisse nach dem Evangelium unser Heil beruhe für Zeit und Ewigkeit, daß „das Wort Gottes, wie solches die Reformirt-Evangelische Kirche bekennet“, von ihren Dienern am Wort den ihnen anvertrauten Gemeinden rein und lauter gepredigt und gelehrt werden und sie alleammt einträchtig bestrebt sein müssen, dadurch ihre Gemeinden hinzuführen auf das Eine, was Noth thut: „zu trachten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit.“

Hiernach ist diese ganze Angelegenheit mit den betreffenden Verhandlungen, bevor darüber die schließliche höchste Entscheidung erfolgen sollte, noch einer unbetheiligten auswärtigen Kirchenbehörde, nämlich dem Königl. Preussischen Consistorium zu Coblenz, mitgetheilt und deren Gutachten eingeholt worden. Daraus endlich ist nunmehr, kraft der Sr. Durchlaucht dem Fürsten zustehenden bischöflichen und landesherrlichen Gewalt, unterm 6. October 1856 durch einen höchsten Erlaß „an das Consistorium“ (mitgetheilt am 15. October an den Pastor Melm zu Falkenhagen und die mit ihm an dem P. M. vom 29. October 1854 betheiligten 11 Prediger) Folgendes verfügt und bestimmt worden:

1. „Der §. 2 der Prediger = Dienst = Reversalien ist in einer den §§. 2 und 3 Cap. I der Kirchenordnungen von 1684 entsprechenden Fassung dahin herzustellen, daß statt der Worte:

„auch darauf gegründeter Augsburger Confession“

die Worte:

„auch darauf gegründeter Bekenntnißschriften der nach Gottes Wort Reformirt-Evangelischen Kirche“

gesetzt werden; daß dagegen der neuerdings in Beziehung auf die Augsburger Confession hinzugefügte Zusatz:

„so weit diese mit dem Worte Gottes in der heil. Schrift übereinstimmt“

fortfällt.

Alle von jetzt ab anzustellende Pfarrer haben die Reversalien in dieser Fassung zu unterzeichnen.“

Bei der ausführlichen Motivirung dieses Punktes in dem höchsten Erlaß, — einem wahren Hirtenbriefe, der in würdevoller Fassung und Haltung ebenso sehr von bischöflicher Milde, wie von Entschiedenheit und Festigkeit des Glaubens zeugt! — wird vornämlich auf Grund der Kirchenordnung es festgestellt, daß die Bekenntnißschriften der nach Gottes Wort Reformirt-Evangelischen Kirche im Rippischen, auf welche die Verpflichtung der Geistlichen geschehen soll, die Augsburger Confession und der Heidelberger Katechismus sind. Der Erlaß bestimmt weiter:

2. „An Stelle des Weerth'schen Leitfadens ist ein allgemeiner Landeskatechismus als Lehrbuch für den Religionsunterricht in Schule und Kirche einzuführen, welcher die Fundamentalglaubenslehren der Reformirten Kirche, wie solche in deren Bekenntnißschriften, insbesondere in dem Heidelberger Katechismus, niedergelegt sind, faßlich und unzweideutig enthält.“

In der Ausführung über diesen Punkt gebietet der höchste Erlaß, daß ferner keinem Prediger oder Schullehrer der Gebrauch des Heidelberger Katechismus beim Unterricht in Kirche und Schulen erschwert oder gewehrt, vielmehr derselbe, wo er bestehe, nicht gestört und wo man ihn jetzt noch verlangt, gewährt und befördert werden solle. Die Einführung des kleinen Heidelberger Katechismus werde nur aus dem Grunde nicht sofort vorgeschrieben, weil erwartet und dem Consistorium aufgegeben wird, binnen 4 Wochen anzuzeigen, in welcher Weise dasselbe in dieser Angelegenheit vorzugehen beabsichtige, um einen Landeskatechismus gemäß dem Heidelbergischen einzuführen. Der Erlaß sagt:

3. „Bei den Bedenken, welche gegen die jetzige Fassung des §. 4 der Prediger = Dienst = Reversalien und eine darin liegende Verpflichtung zum Gebrauche des für ungeeignet erkannten Weerth-



schen Leitfadens geltend gemacht sind, haben Wir für angemessen erachtet, zu bestimmen, daß dieser Paragraph vorläufig ganz fortfällt.“

An die Stelle des verworfenen §. 4 der veränderten Reversalien wird, so lange einstweilen der Leitfaden noch nicht gänzlich beseitigt und so lange noch nicht der ordentliche Landeskatechismus eingeführt und allgemein in Gebrauch ist, vorläufig und unter Beziehung auf die Verpflichtung nach dem nunmehrigen §. 2 der Reversalien ein anderer Paragraph zur Verpflichtung eingeschaltet, dagegen eine solche Einschaltung eventuell der demnächstigen weitem Erwägung vorbehalten. Endlich in Beziehung auf die Kirchenzucht und Sacramente wird bestimmt:

4. „Die Verordnung vom 23. Januar 1843 über die Ausübung der Kirchenzucht bezüglich des h. Abendmahls soll nur die Bedeutung haben, daß in Fällen, wo Prediger und Presbyterium einer Gemeinde sich über die Ausschließung eines Gemeindegliedes vom h. Abendmahle und von den kirchlichen Ehrenrechten entscheiden, diese Entscheidung nicht eher zu Recht bestehen soll, als bis dieselbe von dem Klassen superintendenten beziehungsweise dem Consistorium bestätigt ist; daß aber, so lange diese Verhandlungen wären, die Ausübung der kirchlichen Handlungen von Seiten des censurirten Gemeindegliedes sistirt bleibt, und namentlich dem Prediger nicht zugemuthet werden soll, jenem Gemeindegliede das h. Abendmahl zu reichen, bis die einzuholende Entscheidung der vorgesetzten Behörde erfolgt, welcher Prediger und Presbyterium sich zu unterwerfen haben. Es wird hierbei vorausgesetzt, daß der Prediger mit Ankündigung der Censur rechtzeitig vorgegangen ist und nicht bis zum Augenblicke der öffentlichen Feier gewartet hat.

Da die Verordnung vom 23. Januar 1843 eine andere Deutung wohl zuläßt, so ist dieselbe hiernach zu ergänzen.“

In diesen Bestimmungen ist ersichtlich den Vorschriften der K. O. von 1684 in völlig zufriedenstellender Weise entsprochen worden.

Werfen wir einen Blick von dem Boden des Friedens, auf welchen dieser Erlass unsere Füße gestellt hat, zurück auf das von uns durchlaufene weite drangsalvolle Feld des langen Kampfes, in den wir versetzt waren durch Consistorialmaßregeln, die den Bestand unseres kirchlichen Bekenntnisses, die Führung der demselben entsprechenden evangelischen Lehre in Schule und Kirche und die Verwaltung der Sacramente laut des Evangelii dergestalt gefährdeten, daß die Evangelische Gesamtkirche Deutschlands mit uns dagegen Zeugniß zu geben veranlaßt gefunden hat: so ist es uns jetzt, nicht als fängen wir nur, sondern als erlebten wir zugleich an uns selber den 126sten Psalm, der uns so oft getröstet hat. — Es waren nur die allgemeinen Grundzüge und Umrisse der Mühsale, von denen wir insgesamt in dem Hauptkampfe bebrängt wurden, die zur allgemeinen Kunde kamen. Die unzählbaren Schwierigkeiten und Kämpfe, welchen im Gefolge davon wir, der Eine mehr, der Andere weniger,

im Einzelnen begegneten und ausgesetzt waren und die zu bestehen oft eine noch viel schwerere schmerzvollere Arbeit kostete, als der gemeinschaftliche Streit, wurden nicht öffentlich bekannt. Sie liegen in den Acten begraben. Desto tiefer bewegt bezeugen und verkündigen wir nun von ganzen Seele: „Der Herr hat Großes an uns gethan; deß sind wir frohlich!“ Wir haben dabei die freudige Gewißheit, daß alle die jetzt unsere Freude theilen werden, welche während des Kampfes ihre Theilnahme und ihren Beistand mit Rath und That uns vielfach haben erjahen lassen; alle glaubenstreuen Freunde unseres evangelischen Bekenntnisses, die da wissen: „daß so Ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit, und so Ein Glied wird herrlich gehalten, so freuen sich alle Glieder mit“; vornämlich Alle, von deren Theilnahme die Eingangs erwähnten „Urkunden“ 2c. und „die Verhandlungen des Deutschen Evangelischen Kirchentages“ sowohl zu Ebersfeld im Jahre 1851, wie zu Bremen im Jahre 1852 vielfache Zeugnisse geben.

Nicht wir können, so wie jene Zeugnisse es werth sind, dafür den Dank darbringen. Dessen bedarf es ja auch nicht für Alle, die sich getröstet der göttlichen Verheißung (Jes. 40, 10. 62, 11): „siehe, der Herr Herr kommt gewaltiglich; und Sein Arm wird herrschen. Siehe, dein Heil kommt; siehe, Sein Lohn ist bei Ihm und Seine Vergeltung ist vor Ihm.“ Er Selbst, der Herr, wird ihr sehr großer Lohn seyn; und sie werden Seines Segens sich freuen ewiglich!

Wir aber leben des festen Glaubens, daß der Segen Gottes über das ganze Land den Schritt begleiten werde, den des gnädigsten Fürsten Durchlaucht zu thun geruhet hat, um in dem Lande die Reformirte-Evangelische Kirche auf dem Grunde ihrer bekennmäßigen evangelischen Lehre wieder aufzurichten und zu bauen. Wir hegen die frohe Zuversicht, daß unter dem hilfs- und trostreichen Beistande der göttlichen Gnade nun, da der Kirche die ihr eigene heilige Rechtsordnung in Bekenntniß, Lehre und Sacrament und darauf vorzunehmender Verpflichtung ihrer Diener am Wort durch des Fürsten Weisheit und Gerechtigkeit zurückgegeben ist, die Kirche auch mit erneuertem Leben und verjüngter Kraft aus der Zertrümmerung wieder er stehen und ihre Thätigkeit entfalten werde, um, so viel an ihr ist, zum Heile und Frieden des ganzen Landes zu wirken. Wir hoffen und stehen zu Gott, daß nach und nach alle verpflichtete und berufene Diener der Kirche und Schulen zu der Einheitsliebe christlicher evangelischer Lehre und Wahrheit des Bekenntnisses und Glaubens zurückkehren werden.

Wir schließen diesen Bericht in dem tiefen Gefühle des Dankes, mit dem wir freudig Herzen und Hände erheben zum Gebete um die Fülle des göttlichen Segens über einen Fürsten, der in Höchstandesherrlicher Gerechtigkeit und Weisheit Sich oberhirtlich erbarmt hat des Nothstandes der Kirche in Seinem Lande nach dem Bekenntniß der Reformatoren. Wir wissen, daß der Herr aller Herren, der unser Bitten und Flehen um das Letztere gnädiglich erhört hat, reich sey über all unser Bitten und Verflehen, auch das Erstere zu gewähren.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Mittwoch den 26. November.

N<sup>o</sup> 95.

## Einige Erfahrungen aus dem Gebiete der Presbyterialverfassung.

Könnten die heutigen Gemeinden mit den Apostolischen verglichen werden, wer möchte denn auch nur ein Wort gegen eine Verfassung sich erlauben dürfen, wie sie jetzt von Manchen für die Provinzen gewünscht wird, die so unglücklich oder glücklich sind, noch keine „Rheinisch-Westfälische Kirchenordnung“ zu besitzen. Aber gibt es heutzutage eine Gemeinde, von der es heißen dürfte, „die Menge der Gläubigen war Ein Herz und Eine Seele?“ Die lutherische Hermannsbürger Gemeinde scheint allerdings an apostolische Liebesinnigkeit und Opferfreudigkeit erinnern zu wollen, dennoch würde Pastor Harms schwerlich auf sie jenen Spruch anwenden können. Es will uns dünken, als wenn heutzutage über die meisten Gemeinden, über die in großen Städten unbedingt, der Satz aus dem achten Artikel der Augustana: „dieweil in diesem Leben viel falsche Christen und Heuchler seyn, auch öffentliche Sünder unter den Frommen bleiben“, in den Satz umgestellt werden dürfte: „weil unter den öffentlichen Sündern auch Fromme bleiben.“ Ist das so — und wer wird's läugnen können, der Augen zum sehen und Ohren zum hören bekommen hat, — wie dürfte man Ordnungen, die nur für die Zustände der Gemeinden apostolischer Zeiten, solcher Zeiten, in denen der h. Geist die Massen ihrer Glieder durchdrungen hat, ihre Berechtigung haben, auf die gegenwärtige Kirche anzuwenden wagen? Hieße das nicht, um es gelinde auszudrücken, Mannesrüstung einem Kinde anlegen wollen? Was wird das Kind anders thun, als mit dem Schwert sich verwunden — vielleicht zum Tode! —

In einer Provinzialstadt Westfalens hatte seit zehn und etlichen Jahren die f. g. Presbyterialverfassung bestanden. Bis auf eine Gemeinde, in der ein treuer, nun schon lange entschlaffener Zeuge das Evangelium in seiner stillen Weise predigte, waren die übrigen Gemeinden trotz der Presbyterialverfassung in tiefem geistlichen Schlaf geblieben. Eine Bemerkung, die überhaupt aller Orten, wo diese Verfassung eingeführt ist, gemacht werden kann, daß sie mit Nichten dazu beiträgt, Leben, d. h. Leben aus Gott, in den Gemeinden zu erwecken, oder erwecktes auch nur zu pflegen. Die Namen Presbyter, Diakonen u. s. w. bleiben in den meisten Fällen nur Titulaturen ohne weiteren Inhalt, als daß sie einen Rechtsstitel auf einen besonderen Platz in der Kirche, oder zur Theilnahme an der monatlichen f. g.

Presbyterialversammlung verleihen. — Während der Zeit jenes Schlafs war's mit der Verfassung vortrefflich gegangen, d. h. eben diese monatlichen Presbyterialversammlungen waren zur rechten Zeit und in aller Ruhe vom Pfarrer abgehalten worden. Eine schlafende Gesellschaft ist bekanntlich sehr ruhig. Beiläufig: dürfte nicht mancher Pfarrer, der diese Verfassung nicht genug zu rühmen weiß, sich damit selbst das Testimonium ausstellen, daß ihm das noch nicht widerfahren ist, was 2 Corinth. 4, 6 geschrieben steht?

In den vierziger Jahren ward dem Pfarrer der Hauptgemeinde jener Stadt ein ordinirter Hülfsprediger beigeordnet. Der Herr gab Gnade zu dessen Zeugniß. Es ging, wie es aller Orten geht, wo das Wort vom Kreuz recht gepredigt wird, die Kirche wurde voll; auch aus andern Gemeinden strömten die Leute herbei; die Bibelfunden wurden in Stadt und Land derart besucht, daß die Räumlichkeiten, in denen sie abgehalten wurden, keinen Raum mehr boten. Viele fingen an aufzuwachen. Auch ein gut Theil der Presbyter und Repräsentanten wurde aus dem Schlaf aufgerüttelt. Sie fingen allmählig an, einzusehen, daß der Weg zur Seligkeit, oder zu einem „besseren Jenseits“ — der humanere Ausdruck statt das zu stark nach der Bibel schmeckenden „Seligkeit“ — der ihnen jetzt gepredigt wurde, ein anderer war, als sie ihn sich bisher in ihrem Schlaf erträumt hatten. Mit solcher Erfahrung beginnt die Befehrung, aber auch — die Feindschaft wider den Herrn, Sein Wort und die es bezeugen, wenn man den Weg nicht gehen will, die Finsterniß lieber hat als das Licht. Feindschaft war bei der größeren Mehrzahl der Glieder der engeren und weiteren Gemeinderepräsentation die Folge des Aufwachens. Diese hatte zwar selbst den Hülfsprediger gewählt. Das wird man aber nicht unerklärlich finden, wenn man weiß, daß die gläubige Predigt, die ja immer eine lebendige und innige ist, zum ersten Mal auf geistlich todte Menschen den Eindruck einer angenehmen Musik macht. Bei der Rheinisch-Westfälischen Kirchenordnung, die bekanntlich die Pfarrervahl in die Hände dieser Gemeinderepräsentation legt, ist darum ohne besonderes Dazwischentreten des Herrn die Wahl eines gläubigen, namentlich eines kirchlichen Pfarrers nur dann möglich, wenn entweder, wie es hier der Fall war, der Tod im Topfe, die Gemeinde eine f. g. „ruhige“ ist, ohne alles geistliche Leben, darum ohne Urtheil in geistlichen Dingen, oder wenn noch durch alle Erbschaft, wie im Wuppertal, oder durch die Macht entschiede-



nen Zeugnisse, wie im Ravensbergischen, das Bekenntniß zum Herrn eine solche Macht ausübt, daß alles Sondergeistlichen der Kirchlich-Liberalen noch durch dieselbe niedergehalten wird. Auf wie lange, wird sich zeigen; die Principien entwickeln in dieser Zeit sehr schnell ihre Consequenzen.

Nach anderthalb Jahren stand eine Pfarrervwahl bevor. Der Pfarrer, dem der Hülfsprediger beigeordnet war, hatte sein Amt niedergelegt. Eins der einflußreichsten Mitglieder des Presbyteriums, grade Einer der Bessergefinnten, die den Stachel des Wortes Gottes nicht sofort mit „Gesinnungstüchtigkeit“ sich auszureißen wußten, äußerte dem Hülfsprediger, „predigen Sie anders, dann garantire ich Ihnen die Stelle.“ Daß dieses fleischlich wohlgemeinte „schöne deiner“ nur mit einem „du meinst nicht, was göttlich, sondern was menschlich ist“ beantwortet werden konnte, versteht sich von selbst. Damit war aber auch bei den Wahlherren die Sache entschieden. Welche Stimmung innerhalb dieser Corporation von nun an herrschte, äußerte sich in einer Synodalsitzung, die der Kreissynode voranging, und in der der Bericht des Hülfspredigers über die Gemeindezustände, der bei den einzelnen Presbytern circulirt hatte, vorgelegt wurde. Unter mancherlei Randbemerkungen von Seiten derselben kam auch das Wort „Müderthum, Müderei“ zum öftern vor. Die Aufforderung von Seiten des Hülfspredigers, der Concipient dieser Bemerkungen wolle sich melden und seine von ihm beliebten Ausdrücke motiviren, blieb von Seiten des Presbyters ohne Erfolg. Das Presbyterium sah sich auch weiter zu keiner Untersuchung dieser Angelegenheit veranlaßt. Mit einem nicht gar zu scharfen Tadel auf der Kreissynode war die Sache abgethan. Wir sind überzeugt, auch eine kirchliche Behörde nach altem Styl würde eine solche Entwürdigung des kirchlichen Amtes scharf geahndet haben. Es galt den Hülfsprediger eher zu entfernen, als der Wahltermin herbeigekommen war. Man fürchtete offenbar die Macht des Wortes, das einen immer tiefer gehenden Einfluß auf die Gemüther errang. Zu einer solchen Entfernung schien die Stellung des Hülfspredigers Anhalt zu bieten. Er war persönlicher Gehülfe des Pfarrers. Seine amtliche Stellung in der Gemeinde konnte darum mit der des Pfarrers als beendigt erscheinen. Je mehr innerhalb der Gemeinde Stimmen laut wurden, man solle doch den Hülfsprediger bis zur Wahl des neuen Pfarrers der Gemeinde erhalten, und je mehr diese Äußerungen bei der allerdings sehr schwachen sich dem Evangelio zuneigenden Minorität in der Gemeindevertretung Anklang fanden, desto entschiedener glaubte die Majorität der Letzteren mit dem Gros des städtischen Theils der Gemeinde hinter sich Alles zur schleunigen Entfernung des gefährlichen Mannes thun zu müssen. Zur Verwirklichung eines solchen Verlangens bietet die Presbyterialverfassung die schädlichste Handhabe.

Es traf sich, daß grade zu der Zeit die Amtszeit derjenigen Mitglieder des Presbyteriums in der Repräsentation, d. i. der f. g. weiteren Gemeindevertretung, abgelaufen war, die sich für Gottes Wort und damit auch für die angeedeutete Beibehaltung

des bisherigen Hülfspredigers erklärt hatten. Drei Jahr dauert ja nur das Amt der Mitglieder der Gemeindevorstellung, so wie das eines von den Geistlichen und Laienmitgliedern der Kreissynode erwählten Superintendenten sechs Jahr. Ob das auch apostolisch ist? Consequent müßten auch die Pfarrer amerikanisch auf Zeit gewählt werden. — Es galt, statt jener Männer, Leute gleichen Schlages mit den Uebrigen erwählen zu lassen. Das ist natürlich nicht schwer. Das Presbyterium wird bekanntlich nach der Rheinisch-Westfälischen Kirchenordnung durch die Repräsentation per majora, diese von allen stimmfähigen, d. i. volljährigen „unbescholtenen“ Gemeindegliedern gewählt, resp. ergänzt. Was wird so eine Masse wohl wählen, zumal wenn in ihr das Bewußtseyn erwacht ist, es gilt die Hausgötter, Mammon, Fleischeslust oder Brantwein zu conserviren, oder nicht länger ihren Cultus durch unbequeme Predigt incommodiren zu lassen! — Zudem ist solch' eine Masse ein Teig, der nur den rechten Kneten zu finden braucht. Und an dem fehlt's nicht. Durch Imponiren von Seiten der f. g. Gebildeten, oder durch den Druck, den die Besitzenden durch das Capital auf diejenigen ausüben, denen sie geliehen haben, oder der Arbeitgeber auf die arbeitende Klasse, oder durch die „öffentliche Meinung“ vertreten durch die Lokalpresse, oder durch „die Concordia“, die Resource für die mittlere bürgerliche Noblesse, oder durch Bier- und Brantweinschenken und ihren „geistigen“ Einfluß: durch das Alles läßt sich schon, wo die Principien der Rheinisch-Westfälischen Kirchenordnung gelten, eine beliebige und beliebte „kirchliche“ Gemeindevorstellung zusammenbringen. — Die Ergänzungswahlen waren geschehen —, richtig keiner der „Gesetzlichen“ wiedererwählt, das Collegium in richtiger Weise ergänzt. Seine erste That, die energische Andeutung an den Hülfsprediger, daß seine Stellung aufgehört habe, seine zweite die Wahl eines Pfarrers, dem man es zutraute, daß er die Gesinnung der Welt würdig vertreten werde.

Ist es zu viel behauptet, daß die Repräsentativverfassung in dieser Zeit der Entkirchlichung und Verweltlichung der Massen ein Schwert ist, mit dem die Gemeinden sich auf den Tod verwunden können? Und wenn das nicht geschieht, so ist sie doch ein Haupthinderniß für die Entwicklung der Ausgestaltung kirchlichen Lebens und kirchlicher Ordnung.

Das schon erwähnte Wuppertal, obgleich nicht mehr jene Dase in der Wüste, wie einst, ist doch bis heute noch durch die Machtstellung ausgezeichnet, die der Glaube an den Herrn dort einnimmt. Das Wuppertal mit seinen acht Kirchen hat nur gläubige Prediger. Die sind alle durch Presbyterien und Repräsentationen erwählt worden. Spricht das nicht für diese Verfassung? Jedenfalls beweist das nichts weiter, als daß, wie schon vorhin bemerkt wurde, in solchen Gemeinden, in denen das Leben aus Gott noch eine Macht ist, auch diese Art kirchlicher Vertretung sich dieser Macht beugt und principiell beugen muß, weil sie ein Produkt der Gemeinde ist. Aber grade den angeedeuteten hindernden Einfluß dieser Verfassung zeigt eben das Wuppertal.



Das Thal hat drei lutherische, zwei reformirte und eine combinirte Gemeinde. Schwerlich wird aber ein Lutheraner, der ins Thal tritt, die Kirchen sich ansieht, hineintritt und den Gottesdiensten beivohnt, sich in seine Heimath versetzt finden. Auch die Lutherischen Kirchen tragen im Bau und in ihrer Schmucklosigkeit ganz und gar den reformirten Typus. Die Kanzeln über den Altären, diese ohne Kreuz und Lichter selbst bei Spendung des hochwürdigsten Sacraments. Wohl ist in den letzten 25 Jahren durch die Wirksamkeit treuer und hochbegabter Zeugen an den Lutherischen Gemeinden des Thals Vieles geschehen, um das Bewußtseyn über lutherische Lehre wieder zu wecken und den Glauben an dieselbe in den Herzen zu gründen; aber daß die Lehre im Baustyl der Kirchen, in der Ordnung des Cultus u. s. w. einen Leib erhielt, das verhindert, meinen wir, eben die Presbyterialverfassung.

Es ist vor der angeedeuteten Zeit das reformirte Bekenntniß die Hauptmacht im Wuppertal gewesen. Das Bekenntniß äußert nun einmal seinen Einfluß auf die Gestaltung des Cultus der Kirche und seiner Ordnungen. Es ist ja nicht bloß der Gegensatz gegen das superfluum der Römischen Cultusordnung, was die Reformirte Kirche alles Schmuckes, und aller heiligen Symbolik — mit einem Worte der leiblichen Seite des Gottesdienstes entkleidet hat, sondern im tiefsten Grunde ihre Verkennung der gottmenschlichen Gegenwart des Herrn. So dürfte in dieser Grundanschauung der Trieb für die Lutherische Kirche liegen, nicht allein ihre Cultusformen so zu gestalten, wie sie es gethan hat, sondern auch den Anschluß an die Gesamtentwicklung der christlichen Kirche als des Leibes des Herrn immerfort festzuhalten. Daß die lutherischen Gemeinden des Wuppertales noch bis auf diese Stunde diesem treibenden Princip ihres Bekenntnisses keinen Ausdruck geben, das verhindert eben die allgemeine Macht, die reformirte Anschauung gefunden hat und die durch das Presbyterium den lutherischen Geistlichen gegenüber, was Cultusordnung betrifft, entschieden vertreten werden dürfte, wenn diese es wagen sollten, die Disharmonie zwischen Bekenntniß und Cultus durch entscheidende Schritte zu lösen.

Mögen die reformirten Gemeinden ihre repräsentative Verfassung so lange conserviren, als es ihnen unter dem gegenwärtigen Zeitlaufe, ohne Schaden zu nehmen, möglich seyn wird. Man mußte nur der Lutherischen Kirche innerhalb der Preussischen Landeskirche nicht zu, so weit sie noch vor diesem Geschenk durch Gottes Gnade ist bewahrt geblieben, sich dasselbe gefallen zu lassen. Die neuesten Vorgänge innerhalb der Lutherischen Kirche in Baiern und Württemberg können zeigen, was sie zu erwarten haben würde, wenn ihre Geistlichkeit einmal wieder anfangen wird, die h. Zuchtordnung aus dem Buchstaben des Bekenntnisses in die That des Lebens übersetzen zu wollen. Die Lutherische Kirche müßte jedenfalls unter dieser Verfassung in dieser Zeit noch bitterere Leidensstraßen ziehen, als sie bisher gethan hat. Man sieht und hört sie, ihr gottmenschliches Leben zwingt sie, Alles der Souveränität des Herrn unterworfen zu sehn. So kommt sie mit der Welt in fortwährenden Conflict.

Man denke sich nun diese Welt, wie es bei der genannten Verfassung zuletzt die nothwendige Folge seyn muß, geseglich mit dem Regiment dieser Kirche betraut — man denke sich Presbyterien und Repräsentationen durch Majoritätswahlen aus einer Masse componirt, wie die Nürnberger „Protestanten“ sie beispielsweise bieten, und wie die Berliner Protestanten sie jedenfalls bieten würden, was soll's da mit der Lutherischen nicht allein, sondern mit der gesammten Kirche werden?

Die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen — das verheißt der Herr Seiner Kirche, aber den einzelnen Kirchen droht Er auch: Ich werde kommen bald und deinen Leuchter wegstoßen von seiner Stätte, wo du nicht Buße thust.

### Ueber Fürsorge für entlassene Sträflinge, insbesondere über Organisirung einer kirchlichen Fürsorge für dieselben. Von F. v. Wiek. Moskau 1856.

(Fortsetzung.)

„Lieber Herr Prediger! Mit dem größten Schmerz meines Herzens theile ich Ihnen mein gräßliches Unglück mit; denn die Verzweiflung ist nahe; denn Niemand nimmt sich meiner an. Schon schaute ich den Wellen nach; aber eine höhere Hand hielt mich immer wieder zurück. Doch verzeihen Sie, Herr Prediger, daß ich mich so weit hinreißen lasse von dem Bösen. Aber meine Lage ist auch gar nicht zu schildern. Alles ist mir hier fremd geworden nach 14 Jahren und ausgestorben. Man gönnt mir noch nicht einmal das schlechte Strohlager. Ich kam nach Mitternacht an, und wußte nicht, gehe ich rechts oder links, und so stand ich verlassen da im strömenden Regen und in meiner Krankheit. Ich kam mir so vor, als sey ich mit vom Himmel herunter geregnet. Ich frug den Wächter, aber der konnte mir nicht Bescheid sagen, und wies mich nach dem Gasthose; aber Geld hatte ich ja nicht, mein Ueberverdienst war mir ja nicht eingehändigt, und ich sah mich genöthigt, mich vor dem Rathhause niederzusetzen und den Morgen abzuwarten. Dann — nach schmerzlichen Aufsitzen und getäuschten Hoffnungen, Aufnahme zu finden, wo ich sie erwarten durfte, — wies man mich zu einem weitläufigen Verwandten. Aber die ganz rohe, unchristliche Frau behandelte mich ganz kurz und schlecht. Nun ging ich zum Herrn Bürgermeister, welcher mir sagte, ich sollte mich auf eine leichte ehrliche Art zu ernähren suchen. Aber das war ja leicht gesagt. Wie sollte ich denn das anfangen? — Den andern Tag, Sonntag, wies mich die Frau fort; der Better freilich hieß mich bleiben, bis sich was fände. Nachmittag ging ich in die Kirche. O wie mir da ward, als ich wieder einmal in der Kirche war, wo ich alles Gute genossen hatte, und auch meinen Beichtvater sah; das Gefühl kann ich nicht beschreiben, und ein Thränenstrom machte meinem gepressten Herzen Luft. — Unter der Zeit hatten sich die zu Hause meinethwegen geschlagen.



Aber kein Wunder, denn wo der Friede Gottes nicht ist, da ist auch kein Hausfrieden. Denn im ganzen Hause hatten sie kein Gesangbuch, und ich mußte mir erst eins von der Herrschaft meiner Schwester borgen. Bei dieser blieb ich bis zum späten Abend, und ging dann nach Hause, und zwar gleich nach dem Heuboden, denn da schlief ich. Ach, ich danke Gott dafür; denn ich war ungestört im Gebet und konnte Gott um Beistand und Segen ansehn. Frühmorgens hörte ich oben schon alle Donnerwetter und Fluchen, daß es mich durchrieselte, wieder meinetwegen, und so ging es bis Mittag. Und dann schimpfte sie mich vor allen Leuten gräßlich aus und hieß mich immer eine Spitzhuben Canaille zc. über die andere, daß alle Menschen zusammenliefen. — Nun mußte ich fort, — und ich bin nun bei dem verworfensten Volk in der ganzen Stadt. — O wenn ich doch bei Ihnen in Brandenburg sehn könnte, wie glücklich würde ich mich fühlen, und dürfte mich gewiß nicht lassen von dem Ungeziefer fressen! — Diese Thränen, die ich hierbei vergieße, kann ich nicht beschreiben. — Beim Herrn Superintendenten war ich gleich und auch schon öfters; er kann mir aber für diesen Augenblick nicht gleich helfen, so leid es ihm auch thut. — So bin ich nun dem Schicksal preisgegeben und weiß nicht, was ich machen soll. Ich sehne mich recht nach Ihnen, und möchte gern Tag und Nacht laufen, um wieder in Ihrer Nähe zu seyn. Denn so ging es mir da nicht. Schreiben Sie doch, lieber Herr Prediger, daß ich soll wieder kommen. Ich bitte recht darum, denn ich bin Tag und Nacht bei Ihnen mit meinen Gedanken. Beten Sie nur recht für mich! — Ich werde immer bei meiner lieben Mutter auf den Kirchhof gehen, um da meinem gepreßten Herzen Luft zu machen.“ —

Was gibt nicht solch ein Brief zu denken! Und es ist ja gut, sich auch einmal lebendig in die Lage und Empfindungen so vieler unglücklichen Entlassenen dieser Art hineinzuwersenen. So füge ich denn auch nichts hinzu, als die Erklärung, daß der Superintendent, dem ich sie warm empfohlen, schon seit Jahren in Betreff der Gefangenen und Familien seiner Gemeinde mit mir in Verbindung steht, und wie sonst, so auch in vorliegendem Fall in seinen Schreiben an mich ein Interesse an den Tag gelegt hat, wie ich im Allgemeinen bisher nur von wenigen Geistlichen rühmen konnte. Aber der Schaden liegt eben tiefer. Der ganze Leib ist krank. Wir wollen es erkennen und bekennen, damit unser großer Arzt zur Rechten des Vaters bald Genesung bringen könne. —

Doch wie soll geholfen werden? — Art und Maaß der Unterstützung behandelt der Verfasser im zweiten Abschnitt S. 15—63. Er bezeichnet die Fürsorge für entlassene Sträflinge als einen besonders wichtigen Theil der Armenpflege, da sie sich weniger selbst zu helfen vermögen, als unbescholtene Arme, gescheut und gemieden werden, und es zugleich die ge-

fährlichere Klasse von Armen ist. Auch schon gewöhnliche Klugheit und Berechnung müsse dazu treiben, die mit vielen Mühen und Kosten verbundenen Besserungserfolge in der Anstalt — der Verfasser geht bekanntlich von seiner gut organisirten aus, die unfrigen aber müßten und könnten wenigstens bei den schon jetzt aufgewandten großen Summen gut seyn, wenn sie nur nach richtigen Principien, nämlich im Namen des Herrn, verwandt würden, — nicht wieder verloren gehen zu lassen, sondern fortzuführen. Auch Menschlichkeit und Gerechtigkeit fordern diese Fürsorge, denn wie dürften schwere Rückfallsstrafen verhängt werden, wenn man die Entlassenen hilflos gelassen hätte?

Die leibliche Fürsorge nun soll, wo sie überhaupt erforderlich ist, auf die Nothdurft beschränkt bleiben, auch bei den Gebefferten; und wo die Armengesetzgebung nicht entsprechend helfen könnte, wie namentlich falls der Entlassene sich etwa mit Tagelöhner-Arbeit nicht nähren könnte, müßte die kirchliche Fürsorge eintreten, die zwar zunächst das Evangelium zu bringen hat, aber auch nicht verkennt, wie die Noth das Herz verhärten kann, und daher es auch schon als ein Großes ansieht, wenn der Verbrecher zunächst auch nur wieder zu einem bürgerlich ehrbaren Leben zurückgeführt, und die Befehrung dadurch wenigstens mit vorbereitet wird. Die kirchliche Fürsorge wird daher die bürgerliche Armenpflege ergänzen, übrigens festhaltend an dem Gebot: „so jemand nicht will arbeiten, der soll auch nicht essen“, die leiblichen Gaben demjenigen, „der da unordentlich wandelt“, entziehen, und so einen Unterschied machen zwischen würdigen und unwürdigen, den muthmaßlich gebefferten und ungebeffert Entlassenen. Ihre geistliche Hilfsleistung wird sie allen anbieten und mit Fleiß suchen, ob sie nicht auch die Verlorenen finde, auch den, „der da unordentlich wandelt.“ Wer diese zurückwies, muß auch in Beziehung auf den leiblichen Unterhalt der gesetzlichen Armenpflege überlassen bleiben. Solche nun gar, welche in Müßiggang und Niederlichkeit versunken, auch die gesetzliche Unterstützung und Arbeitsanweisung verschmähen, deren Armuth eine absichtlich fortgesetzte ist, müssen, da Bettelei und Landstreicherei durchaus nicht geduldet werden darf, man sie aber auch nicht hungern lassen kann und ihnen auch wider Willen sittliche Pflege zu Theil werden muß, schlechterdings in eine Zwangs-Arbeitsanstalt. Namentlich gehören dahin die mehrbestraften Gewohnheitsdiebe, ja diese, den Umständen nach, schon nach der ersten Bestrafung, zumal wenn sie zugleich als gemeingefährlich anzusehen sind. Bei diesen ist in der Regel auch die Stellung unter besondere Polizeiaufsicht nicht ausreichend. Strenge gesetzliche Zucht ist durchaus erforderlich, und es handelt sich nicht sowohl darum, was für sie, als was gegen sie geschehen soll.

(Schluß folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Donnerabend den 29. November.

N<sup>o</sup> 96.

## Ueber die Berechtigung der Stimmenmehrheit in kirchlichen Konferenzen und Synoden.

In der Kirche, in dem Gebiete der Wahrheit überhaupt, gilt weder Majorität, noch Minorität an sich. Wenn aber eins von beiden entscheiden sollte, so würde es eher die Minorität seyn können, als die Majorität. Dafür hat der lutherische Pfarrer Böhe in seinen drei Büchern von der Kirche, und zwar im siebenten Abschnitte des zweiten Buches, aus der h. Schrift und aus der Kirche mehr als ein Zeugniß beigebracht, worauf wir ohne Wiederholung verweisen können: dafür haben Iustinus M., Athanasius, Basilus, Gregor von Nazianz, Chrysostomus, Augustinus, Arnobius, Tertullianus, Hieronymus in kräftigster Minorität gestimmt, und damit sich selbst zu der Minorität in der katholischen Kirche bekennen. Und hierzu kommt noch ein Zeugniß, welches in unseren Tagen die volle Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, und mitten unter den Konferenz- und Synodal-Abstimmungen, welche unsere Evangelische Landeskirche betreffen, nachdrücklich zu vertreten seyn wird. Es ist das Zeugniß zu Speier vom 19. April 1529, welches auch nach seinem dreihundertjährigen Jubiläum gültig geblieben, und an seinem dreihundertsechszehnten Jahrestage schon einmal für unsere Evangelische Landeskirche in Erinnerung gebracht worden ist. Am 19. April 1529 protestirte auf dem Reichstage zu Speier die Minorität der evangelischen Reichsstände zu Speier gegen den Majoritätsbeschluß der Reichsstände, weil die Stimmenmehrheit in Glaubenssachen nicht entscheide. Und was war die Folge? Das ist es, worauf wir aufmerksam machen müssen.

Im Mangel gründlicher Verständigung, in Ermangelung eines gemeinsamen Bekenntnisses kann weder die Majorität die Minorität, noch die Minorität die Majorität überstimmen. Und daraus folgt, daß beide Theile in ihren Gränzen bleiben, und als zwei Abtheilungen der Kirche neben einander Platz nehmen bis zu gründlicher Verständigung und endlicher Einigung. So besagt auch der Augsburger Religionsfriede vom 25. Sept. 1555, dessen dreihundertjähriges Jubiläum wir vor Jahr und Tag gefeiert haben. So wird auch jetzt in der neuen Krisis, welche den Evangelischen Kirchen unseres Landes bevorzustehen scheint, das kleine Häuflein, welches beim Alten bleibt, unter der Autorität des Bekenntnisses, neben der großen Menge, welche sich dabei nicht genügen läßt, seine Stelle und Wohnung finden, und zwar nicht allein außerhalb der Landeskirche, sondern auch

innerhalb derselben nach gutem, altem, wohlverbrieftem Rechte, welches unverleglich ist, und um so mehr des Schutzes bedarf, wenn es dennoch verletzt worden ist.

Es ist wohl zu merken, daß sich das Recht der Minorität gegen die Majorität zunächst nur auf gemischte Kreise und Versammlungen bezieht, deren Mitglieder zu den verschiedensten kirchlichen Bekenntnissen oder auch an ihre subjektiven Ueberzeugungen sich halten. Beschlüsse solcher Art können selbstredend keine evangelische Kirchenabtheilung verbinden. Hier ist die Stimmenmehrheit weder formell, noch materiell berechtigt. Anders ist es, wenn ein auserwählter Kreis evangelischer Zeugen **unter Einem Bekenntnisse** sich sammelt und darauf verpflichtet. In diesem Falle wird die Majorität wenigstens die Präsumtion für sich haben, und unter Hinzutritt der kirchenregimentlichen Bestätigung eine rechtliche Autorität begründen können, welcher sich auch die Minorität fügen muß, um nicht atomistischer Zersplitterung zu verfallen. Es können allerdings auch in kirchlichen Versammlungen, die Einem Bekenntnisse folgen, im Einzelnen verschiedene Ansichten und Auffassungen sich kundthun, weil dieselbige Wahrheit in den unterschiedenen Individuen verschiedenartig sich abspiegeln kann; aber diese Mannigfaltigkeit der Gesichtskreise unterschiedener Subjecte unter Einem Gesamtbekenntnisse ist wohl zu unterscheiden von der Verschiedenheit entgegengesetzter Gesamtbekenntnisse. Dennoch ist noch kürzlich daraus, daß nicht zwei Personen gleichen Bekenntnisses ganz gleich sind, die Union, welche entgegengesetzte Bekenntnisse vermengt, gegen die Konfession, welche Gleiches mit Gleichem gesellt, vertheidigt worden. Das Argument beweiset selbstredend zu viel, und darum nichts. Immer werden aber auch subjektive Differenzen auch unter Einem gemeinsamen Bekenntnisse nicht zu läugnen, noch zu verdecken seyn, sie können nach Befinden zur Förderung dienen: ist also deshalb wirklich eine Entscheidung nöthig, — welches jedesmal wohl zu prüfen ist, — ist die Entwicke lung der Differenz wirklich spruchreif, — welches ebenfalls wohl zu prüfen ist, — so wird es nur von den Genossen derselben Kirche geschehen können: hier gilt mehr als irgendwo der Grundsatz von dem *Judicium parium*: und oben über steht: „Halte, was du hast, daß Niemand deine Krone nehme.“

Die Reformationsgeschichte bestätigt thatsächlich, was wir gesagt haben. Auf dem Reichstage zu Speier war die Versammlung der Reichsstände gemischt unter verschiedenem Be-



kenntnißstande: darum konnte die Minorität von der Majorität nicht überstimmt werden, sondern jene schloß sich nun desto fester zu einer besonderen Kirche zusammen, so daß sie nach Jahr und Tag, in sich selbst einig, ohne Abstimmung auf dem Reichstage zu Augsburg wie mit Einem Munde und aus Einem Herzen ihr Glaubensbekenntniß von Kaiser und Reich ablegen konnte. Erst hatte die Minorität gegen die Majorität ihr Recht behauptet, und nun galt auf Seiten der Minorität kein Zählen mehr, sondern zu der weiteren Berathung und gegenseitigen Belehrung die Autorität der bekennnistreuen Theologie. Nun hieß es: Nicht Majorität, sondern Autorität! Die Autorität ist aber wesentlich bedingt von der Einigkeit im Bekenntnisse: so lange das Bekenntniß nicht feststeht oben über, so lange fehlt auch die Autorität. Kommt erst die Autorität wieder zu Ehren, so findet auch die Majorität die geeignete Stelle, gegen welche dann die Minderzahl gern verstummt und zurücktritt, wenn sie nur der Einhelligkeit im Bekenntnisse gewiß ist.

Aus Allem ergibt sich, daß ohne Sonderung nach den Konfessionen alle kirchliche Konferenzen und Synoden zu Kolloquien und Disputatorien ansarten, nur daß in diesen die Gegner wenigstens bestimmte Namen haben, in jenen aber auch die Namen fehlen. In solchen Verhandlungen kann daher die Stimmengählung eben nur zu einem — Thermometer dienen, um an den Stimmen die vorwiegenden Stimmungen und Verstimmungen kennen zu lernen, die doch nicht entscheiden können.

So viel ist und bleibt aber gewiß: Wie groß auch die Zahl derer seyn möchte, die keinem Bekenntnisse sich ganz unterwerfen können, keinem Bekenntnisse ganz absagen wollen, sondern auf die selbstseigene Bibelauslegung provociren, und darum unter den weiten Mantel der Union sich flüchten, wie viel ihrer auch sind, die unter einander selbst nur darüber einverstanden sind, daß sie keiner Kirche ganz angehören, dennoch wird solche Majorität die Minorität nicht überstimmen, wenn diese der Kirche im Gehorsam des Glaubens sich unterordnet, nämlich einem bestimmten Theile der allgemeinen Kirche, der sich nur sinesdochisch die Kirche nennen kann, aber bestimmter kirchlicher Autorität sich anvertraut, und in den geordneten Schranken bleibt, aber nicht stille steht, sondern läuft. Es ist besser **Wenig** in Fried und Eintracht, als **Viel** in Unruhe und Haber. Nicht Majorität, sondern Autorität: oder vielmehr erst Autorität und Gehorsam, und dann Majorität in Ermangelung sofortiger Einhelligkeit: die Majorität gilt nur, wenn alle Stimmen Einem Bekenntnisse angehören.

Im allerersten Konzilium (Ap. 15) war erst viel Zank, so hat Luther übersezt, es war aber eigentlich keine Disputatio, sondern Computatio, Conquisitio, συζήτης, — der Unterschied ist wichtig, und wohl zu erwägen —; und dann erhebt sich die Autorität in zwei Stimmen hinter einander: da schweigen alle und horchen: die Autorität wirkt Stille und findet Gehör. So kommt es zuletzt zum einhelligen Schlusse, ἰδοὺ — ὁμοθυμαδὸν — τοῖς ἀποστόλοις καὶ τοῖς πρεσβυτέροις σὺν ὅλῃ τῇ ἐκκλησίᾳ (Ap. 15, 22). Der Herr

schenke auch uns nach vielem gemeinsamen Suchen, πολλὰ συζήτης, durch Schweigen und Horchen — Einmüthigkeit.

E. F. Göschel.

## Ueber Fürsorge für entlassene Sträflinge, insbesondere über Organisirung einer kirchlichen Fürsorge für dieselben. Von F. v. Wiek. Rostock 1856.

(Schluß.)

Im Speziellen: Die Fürsorge muß sogleich nach der Entlassung beginnen. Andere, als die gesetzliche äußere Unterstützung, von einem ordentlichen sittlichen Wandel und dem Besuch des Gottesdienstes abhangend, erfordert persönliche Beaufsichtigung, daß man sich überzeuge, ob sie rechter Art sey, recht gebraucht werde, und wann sie wieder aufhören könne. Baare Geldunterstützung muß möglichst vermieden werden, und auch der Ueberdienst der Entlassenen durch Andere für sie verwaltet werden. Dienstboten, die keinen Anhalt an ihren Familien haben und nicht etwa in einzelnen Fällen in der Strafanstalt ein Handwerk gelernt haben und nach der Entlassung zu Gesellen ausgehrieben werden, finden oft schwer ein neues Dienstunterkommen. Gute Herrschaften halten ihre guten Dienstboten fest oder haben auch eine natürliche Abneigung, solche aufzunehmen. Mit schlechten Herrschaften ist aber auch den Entlassenen schlecht geholfen. Hier also hat die Kirche ihre schwerste Sorge, eine geeignete und geeignete Herrschaft zu finden. Und die Schwierigkeit steigert sich, wenn die Entlassung zu ungeeigneter Jahreszeit stattfindet. Und doch muß und wird es dem treuen Pastoren gelingen, unterstützt von der bürgerlichen Obrigkeit, wenn auch anfangs unter weniger günstigen Bedingungen. Sind die Verhältnisse am Heimathsorte ungünstig, daß etwa durch Verachtung das bürgerliche Fortkommen und der Fortschritt der inneren Besserung gehemmt werden, oder durch neue Versuchungen Seitens der alten Sündengenossen gefährlich: so muß anderwärts ein Unterkommen verschafft werden, was natürlich bei solchen, welche Familie haben, in der Regel weder ausführbar noch rathsam sein würde. Unter Umständen erscheint sogar Auswanderung in einen andern Welttheil das gerathenste. Bleibt der Entlassene an seinem Heimathsorte, so wird es besonders des Geistlichen Aufgabe sein, der Umgebung des Entlassenen die christliche Pflicht der Vergebung zu Gemüthe zu führen.

Uebrigens sollte auch wo möglich etwas geschehen, um sie physisch zu kräftigen und zu schwerer Arbeit fähig zu machen. In der Strafanstalt kann der Natur der Sache nach wenig hierfür geschehen. Die Beschäftigung der Sträflinge außerhalb der Strafanstalt widerspricht gradezu dem Wesen und Zweck einer Straf- und Gefangenen-Anstalt. Es bleibt also nichts übrig, als für diese körperlich Schwache oder in der Strafanstalt selbst Geschwächte die kirchliche Fürsorge besonders in Anspruch



zu nehmen. Die Unterbringung derselben in Armen- oder Arbeitshäuser aber sollte thunlichst vermieden werden, (auch vorausgesetzt, daß hier christlicher Geist und Zucht herrscht). Nur solche arbeitsfähige könnten hier aufgenommen werden, deren Unterbringung in ein neues Dienst- oder Arbeitsverhältniß bisher nicht möglich gewesen, — was freilich immer eine gewisse Schuld und Nachlässigkeit beweisen würde, — und nur einsteilen, bis sich solches gefunden. Die Praxis der Ortsbehörden, solchen, die nicht sogleich ein Unterkommen am Heimathsorte gefunden, die Weisung zu ertheilen, sich anderwärts Dienst oder Arbeit zu suchen, erscheint vielfach bedenklich und gewagt. Solche, die nicht sicher sind, werden ihren Paß allemal nur als Freipaß zum Vagabondiren und Betteln benutzen. Daraus entwickelt sich aber bald der Rückfall. Oder sie erhalten schlechte Dienstherrn und Arbeitgeber, und werden der geistlichen Einwirkung entzogen. Die nach Verbüßung der Strafe verhängte Polizeiaufsicht nun sollte allemal thunlichst so in Anwendung kommen, daß dadurch der Besserungszweck nicht gestört wird. Freilich, welche sich selbst der Einwirkung der Kirche entziehen, müssen der ganzen Strenge der Polizeiaufsicht überantwortet, und die schlimmsten in ein Zwangs-Arbeitshaus gebracht werden, und zwar auf unbeschränkte Zeit. Auch in Fällen, wo die kirchliche Fürsorge eingetreten, wird diese nicht selten des Rückhalts und Nachdrucks der Polizeiaufsicht bedürfen. Die gebesserten aber oder doch willigen Entlassenen überlasse der Staat vornehmlich der kirchlichen Pflege und Zucht. Die öffentliche Bekanntmachung der Straferkenntnisse soll thunlichst beschränkt werden. Solche, welche keine entehrenden Verbrechen verübt haben, sollen nicht mit Zuchthausstrafe belegt, sondern in einer besondern Anstalt detinirt werden.

Den unter Polizeiaufsicht gestellten soll auch der Genuß des Branntweins zc. in Gasthäusern, bei Kaufleuten zc. und an öffentlichen Vergnügungsorten verboten werden.

Der dritte Abschnitt S. 64—79 handelt von Organisation einer kirchlichen Fürsorge, d. h. einer solchen, welche nicht der Willkür des einzelnen Geistlichen überlassen bleibt und in der Voraussetzung, daß die bisherige gesetzliche Armenpflege fortbestehen bleibt. Die Aufgabe dieser kirchlichen Fürsorge würde sein: 1) spezielle Seelsorge an den Entlassenen und Familien der Gefangenen. Es kommt vornehmlich darauf an, den Entlassenen in eine christliche Atmosphäre zu bringen, und weil vielleicht die Gemeinde selbst mehr oder weniger verwildert sein kann, ihm eine solche für den konkreten Fall zu schaffen. In der Regel wird dazu der Geistliche solche Gehülfen brauchen, welche dem Entlassenen und denen, bei welchen er unterzubringen ist, näher stehen, und er muß sich die geeigneten Leute für den konkreten Fall aussuchen. Und wo diese Unterbringung des Entlassenen in eine auch nur ehrbare Umgebung nicht einmal sich möglich machen läßt, bedarf der Geistliche noch dringender der Gehülfen, damit diese, — was den Pastoren selbst die Verhältnisse in der Regel unmöglich machen, — dem Entlassenen durch fortgesetzte persönliche Beauf-

sichtigung und Pflege die fehlende bessere Umgebung thunlichst ersetzen. Auch kann ja der Pastor selbst den Entlassenen in sein Haus nehmen. — Die Helfer werden selbstverständlich der Aufsicht und Leitung der Pastoren unterworfen bleiben und hätten diesem zu berichten. Ihrer kann sich der Pastor auch als Mittelpersonen bedienen bei den weltlichen Behörden. Bedarf aber der Entlassene noch besonderer Unterstützung, so haben sich die Helfer der Mittel wegen an den Pastor zu wenden. Stünde dem Predigamt eine amtlich berufene Diakonie zur Seite, so würde derselben auch dies Geschäft zufallen. Würde aber in einzelnen Fällen sich dies nicht erreichen lassen, so würden ausnahmsweise dann neben dieser Diakonie besondere Gehülfen für dies Geschäft nothwendig werden, und namentlich dies am zweckmäßigsten dem zu übertragen sein, bei welchem der Entlassene Unterkommen findet, wenn anders es die rechten Leute sind.

2) Die kirchliche Fürsorge für die leiblichen Bedürfnisse ist aushülflich und ergänzend, falls der Entlassene sich würdig erweist, d. h. sich zur Kirche hält, oder nicht unordentlich wandelt. Reicht dazu der den Ortsgeistlichen von der Anstalt überwiesene Ueberservicant nicht aus, — und den Geistlichen, nicht den Polizei-Verwaltungen muß er zugestellt werden, — und sollte etwa die Beihülfe der weltlichen Behörden zc. ausbleiben, so muß der Geistliche in seiner Gemeinde wirksam werden für den konkreten Fall. Er hätte den Umständen nach die Gemeinde von der Kanzel um die nöthigen Mittel anzusprechen.

3) In früherer Zeit stellte die Kirche den notorischen Sünder, also auch den Verbrecher, unter Kirchenbuße, nicht als Strafe, sondern als „Versöhnung des reinen Sünders mit der geärgerten Kirchengemeinde“; sie bestand darin, daß der Sünder — mit seinem Willen und in seinem Auftrage — durch den Mund des Pastors der Gemeinde als reumüthiger bezeichnet, und letztere für ihn um Verzeihung des gegebenen Mergernisses gebeten wurde. Diese Kirchenbuße in dem gedachten Sinn mußte im Interesse des Entlassenen nach der Rückkehr am Heimathsorte wieder aufgenommen werden. Nur mußte die Form mit der größten Vorsicht gewählt werden, und in gewissen Fällen, namentlich wo die stille Heimkehr und die allmähliche faktische Wiedereinführung durch besseren Lebenswandel und das Wirken des Geistlichen für den Entlassenen bei Einzelnen den Vorzug verdient, diese öffentliche Kirchenbuße unterbleiben. Die Restitution aber in aberkannte Ehren- und Betriebsrechte sollte niemals erfolgen, ohne diese vorangegangene Kirchenbuße, und diese nachzusuchen in den geeigneten Fällen würde mit zu den Obliegenheiten des Geistlichen gehören, wie auch manchmal die private Versöhnung mit den Angehörigen.

4) Von den Strafanstaltsgeistlichen empfangen die betreffenden Ortsgeistlichen zu ihrer Instruction zeitig genaue Auskunft über die Individualität der abgehenden Sträflinge; und diesen wird ein persönlich zu überreichendes Schreiben, oder ein einfacher Schein, mitgegeben. Stellte derselbe sich nicht ein, so hätte freilich der Seelsorger ihn aufzusuchen. Sollte der Entlassene aber sich der geistlichen Fürsorge entziehen und unordent-



lich leben, oder gar den Rückfall in das Verbrechen befürchten lassen, so hätte der Geistliche diese Wahrnehmung sofort der weltlichen Obrigkeit anzuzeigen, welche ihrerseits ihre desfallsigen Wahrnehmungen dem Geistlichen mitzutheilen hätte. Würde der Entlassene wirklich rückfällig, so hätte der Ortsgeistliche dem Strafanstaltsgeistlichen mitzutheilen, was für die fernere seelsorgerische Behandlung von Interesse sein kann. Wechselt der Entlassene den Aufenthaltsort, so hätte der Geistliche des temporären Aufenthaltsortes die Seelsorge zu übernehmen, nachdem er die nöthigen Nachrichten von dem Heimathsgeistlichen erhalten.

5) Auch die Familien der Gefangenen sollen in kirchliche Obhut genommen werden, und dieserhalb der Orts- und Anstaltsgeistliche in unausgesetzter Verbindung bleiben; sowie auch endlich 6) der Strafanstaltsgeistliche mit den Entlassenen thunlichst in Verbindung bleiben muß.

Im vierten Abschnitt S. 80—97 handelt der Verfasser von der Betheiligung des Staats. Der Staat soll mehr thun, als das Armengesetz fordert, 1) in positiver Weise, zunächst dadurch, daß er das kirchliche Wirken durch seine Beamten schützen läßt, sodann, daß er es im Einzelnen unterstützt und fördert. Dies thut er, indem er materielle Mittel darbietet über das Armengesetz hinaus, und dieselben zu solchem Zweck gradezu in die Hände der kirchlichen Behörde legt, wenigstens aber die abgehenden Sträflinge nicht bloß mit dem nöthigen Reisegeld, sondern auch den etwa nöthigen, auch zum Besuch des Gottesdienstes geeigneten Kleidungsstücken versehen läßt; letzteres natürlich nur dann, wenn wenigstens die Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, daß der abgehende dessen würdig ist und nicht etwa Mißbrauch treiben wird. 2) Soll der Staat durch die Strafanstaltsbehörde die betreffenden Ortsgeistlichen von der bevorstehenden Entlassung u. rechtzeitig benachrichtigen lassen. — Doch möchte dies wohl den Anstaltsgeistlichen überlassen bleiben, und die Anstaltsbehörden ihre Benachrichtigungen an die weltlichen Behörden zu richten haben. Es scheint mir genügend, wenn die weltlichen Behörden nur überall zur nöthigen Auskunft u. bereit sind. — 3) Bei der Ankunft des Entlassenen am Heimathsorte hätte die weltliche Obrigkeit das bürgerliche wie kirchliche Verhältniß protokollarisch festzustellen und dem Geistlichen davon Kenntniß zu geben. Somit würde 4) die eigentliche Fürsorge beginnen, nicht bloß in leiblicher Unterstützung, sondern auch in sittlicher Behandlung, als Gehülfin des geistlichen Amtes. Namentlich aber und ganz besonders soll der Staat sorgen für gute Strafanstalten, Untersuchungs- und andere Gefängnisse und Correktionsanstalten, was, füge ich hinzu, schon ganz einfach dadurch geschieht, daß er nur wirklich christliche, kirchliche und gewissenhafte, nur vom heiligen Geist erfüllte Beamte anstellt.

Im letzten Abschnitt S. 98—124 gibt der Verfasser noch kritische Erörterungen über Armenpflege, Vereine, Asyls und die Entehrung durch Zuchthausstrafe.

Die Fürsorge für die Entlassenen durch Vereine

verwirft der Verfasser. Und es ist eigenthümlich, obwohl Schreiber dieses selbst mit großer Freudigkeit hiesigen Orts vor etlichen Jahren einen solchen mit ins Leben gerufen hat auf Grund von ihm entworfenen und z. B. auch im zweiten Bericht des Central-Ausschusses für die innere Mission S. 63 abgedruckten Statuten, auch noch jetzt mit Freudigkeit und Interesse an dieser Vereinsarbeit sich betheiligt: so muß er doch auch in dieser Frage dem Verfasser zustimmen und seine Bedenken theilen, die auch von den hiesigen Vereinsfahrungen, so dankenswerth immerhin die Erfolge verhältnißmäßig sind, vielfach bestätigt werden. Nur als Nothbehelf erscheinen auch mir solche Vereine, in größeren Städten, solange die Kirche darniederliegt. Ich nach meinem natürlichen amtlichen Interesse für meine Entlassenen sehne mich schon lange schmerzlich nach der lebendigen Fürsorge der Pastoren in einer kirchlichen Organisation in vorstehendem Sinn, und danke Gott für die wahrgenommenen Anzeichen, daß auch unsere verehrte Kirchenbehörde von dieser Anschauung durchdrungen ist. Und wie sie bereits an die Gefängnisgeistlichen verfügt hat, die Ortsgeistlichen von der Einlieferung und Entlassung in Kenntniß zu setzen, und wie mir von einflußreicher Stelle in Berlin die Bildung von Laien-Diakonaten, die auch für diesen Zweck verwendet werden sollen, in nahe Aussicht gestellt ist: so wird diese hochwichtige Sache unter dem Segen des Herrn ohne Zweifel auch bei uns zum gehofften Ziel gelangen, und dann um so gründlichere Erfolge gewinnen, je kräftiger einerseits die Geistlichen, ihrer Hirtenpflicht eingedenk, im Herrn arbeiten, andererseits die Strafanstalten und Gefängnisse in rechter Weise kirchlich organisiert werden.

Auch Asyls finden im Allgemeinen nicht die Zustimmung des Verfassers, aus Bedenken, die ich ebenfalls theile, wie ich denn auch in gedachtem Vortrage, Berlin 1855, zum Schluß dieser Frage ausdrücklich nur untergeordnete Bedeutung beigelegt und das etwaige Bedürfniß nur da zugegeben habe, wo es der Verfasser auch zugiebt, da er erklärt S. 118: „Sodann unterliegt ein Asyl für Entlassene weiblichen Geschlechts geringeren Bedenken, als ein Männerasyl“ und in der Anmerkung: „Namentlich für entlassene weibliche Sträflinge und Correktionäre, die früher öffentliche Huren waren, mag ein Asyl wahrhaft Noth thun, wenn dieselben nicht lange Zeit detinirt wurden.“

Und so mag es wieder als eigenthümlich erscheinen, daß ich doch selbst hier mit der Gründung eines Asyls vorgehe, in der Ueberzeugung, nur den Weisungen und Fügungen des Herrn zu folgen, und mit dem Wunsche, auch anderwärts, namentlich in Berlin, dergleichen entstehen zu sehen, freilich in einer Weise, die zumal mit Rücksicht auf die obwaltenden Verhältnisse und ebenfalls gleichsam als Nothbehelf sicherlich auch die Zustimmung des Verfassers finden würde.

Unbußfertige würden in ein christliches Asyl nicht gehen, und Zwang darf nicht angewandt werden. Besonders schlimme Subjekte aber gehören, wie früher bemerkt, in das Zwangs-Arbeitshaus, für dessen zweckmäßige kirchliche Organisation der Staat zu sorgen hätte. Es kann nur die Rede sein von ledigen



büßfertigen Personen, und Prinzip wird es auch in Beziehung auf diese bleiben, solche vereinzelt in eine christliche Atmosphäre zu versetzen. Aber das gelingt eben nicht immer. Und auch die etwanigen Angehörigen, die zur Aufnahme bereit sein möchten, sind oft so unchristlich, daß die aufgenommenen Entlassenen so gleich wieder versinken. Ich habe schmerzliche Klagebriefe erhalten, wie sie sich verhalten sollten, da die Eltern u. d. G. Gebet, Kirchengehen und alle christlichen Regungen verspotteten und mit ihnen deshalb zankten. Findet so das Gebetsleben bei diesen immer doch schwachen Kräften statt Nahrung Hinderung, so ermattet es bald, die Unglücklichen gehen wieder nach der weltlichen Lust und Eitelkeit, und die alten Wurzeln treiben wieder ihre Früchte — sie werden rückfällig. Andere finden bei dem jetzigen Mangel an Fürsorge oder trotz aller Bemühung kein Unterkommen, keine Herrschaft; finden sie aber auch eine Herrschaft und zwar gleich zur Zeit ihrer Entlassung, so ist's doch selten eine geeignete; wie ja überhaupt solche, die ein christlich angefaßtes Herz zu leiten und zu bewahren verstanden, selten sind: — und auch die, welche zu guten Hoffnungen berechtigten, erliegen bald den Versuchungen. Oder sie sind überhaupt nicht zum Dienen bei einer Herrschaft aus diesem oder jenem Grunde geeignet, und doch könnten sie sich von dem etwa in der Anstalt Gelernten ehrlich ernähren. Für solche überhaupt, die gerade ein stilles von der Welt zurückgezogenes Leben ersehnen und doch das Bedürfnis nach christlicher Gemeinschaft und Stärkung fühlen, ist ein Asyl, wie ich im Auge habe, ein wahrhafter Segen, — wenn es der Herr fügt, wie hier. Nämlich eine hier Entlassene, im Feinnähen sehr geschickt und, was die Hauptsache, reich verhältnißmäßig an christlicher Erkenntnis und Liebe zum Herrn, findet Aufnahme bei einer frommen Zuchthausaufseherin, und bei dem unverkennbaren Segen des Herrn, bald soviel sehr gut bezahlte Arbeit, daß sie nicht bloß noch Andere beschäftigen, sondern auch Schwächere unterstützen kann und dazu um des Herrn willen von Herzen geneigt ist. Eine andre gleichgestimmte und gleichgeschickte Entlassene, seit einem Jahre auf einem benachbarten Gute in Dienst, wo sie zwar Vertrauen genießt und sogar einen gewissen sittlichen Einfluß auf rohe Knechte und Mägde gewonnen hat, aber doch für ihr eigenes christliches Glaubensleben nicht rechte Nahrung findet und dieserhalb isolirt steht, daher in Gefahr geräth zu ermatten und Rückschritte zu machen, sehnt sich nach eben solcher christlichen Gemeinschaft und gerade zu der vorbezeichneten. Dazu sind so eben zwei Mädchen von hier entlassen, denen nichts übrig bleiben würde, als etwa auf der Fabrik zu arbeiten, wo sie ohne Zweifel doch bald wieder den Versuchungen erliegen würden, obwohl sie sich jetzt auch aus der wüsten Welt heraussehnen in christliche Gemeinschaft, mit dem Wunsche, sich von Gamaschennähen, was sie in der Anstalt gelernt haben, zu ernähren. Es fügt sich gerade,

daß ein etwas geräumigeres Quartier vakant wird in dem Hause, da ein im Rauhen Hause gebildeter Zuchthausaufseher wohnt, welcher geneigt und fähig ist, mit Hülfe seiner Frau die Mitaufsicht zu übernehmen: — und so ist das Asyl fertig, ohne irgend jemandes Unterstützung zu bedürfen oder zu begehren, leblich schauend nach des Herrn Segen, der den nöthigen Erwerb darbietet. Und so bleiben die Aufgenommenen in glücklichem, von der wüsten Welt abgeschiedenen christlichen Zusammenleben, sich einander stärfend, wenn die einzelne versucht wird, wieder aufrichtend durch Gebet und Ermahnung, das Ganze getragen durch mein und des übrigen Aufsichtspersonals Gebet und Wort und sonst etwa erforderliche Hülfe, — bis eben anderweitig vom Herrn den Einzelnen ein Beruf dargeboten wird. Welche aber dann zum Dienen tauglich erscheinen, im Glauben fest geworden sind und den jähen Uebergang von der strengen Strafanstaltszucht in die zügellose Freiheit des versuchungsreichen Lebens überwunden haben: diese dürfen dann auch mit einiger Bestimmtheit eine gute, so zu sagen, ausgesuchte Herrschaft finden. Es ist gewiß etwas Schönes, wenn solche, die im Herrn Frieden gefunden haben, sich zusammenthun, das Wort Christi reichlich unter sich wohnen lassen und die fleißige Arbeit selbst würzen mit Psalmen und Lobgesängen, und geistlichen lieblichen Liedern, die sie bereits in Menge gelernt haben und ferner mit einander lernen werden. Und wie leicht und einfach sind solche Asyls, die selbstverständlich niemals eine große Zahl zugleich aufnehmen können, herzurichten? In Berlin z. B. könnten leicht mehrere und zwar für verschiedene Arbeitszweige hergestellt werden. Und was hindert es, daß auch Entlassene männlichen Geschlechts von solcher Gesinnung und in solcher Weise zusammen wohnen? Und könnten auch nicht alle den Tag über zusammen bleiben bei der Arbeit innerhalb oder außerhalb des Asyls, sondern müßten auf Arbeit gehen, der Eine hierhin, der andere dorthin, so geschähe doch das erst nach der Morgendandacht, und der Abend führte sie wieder zusammen zur Andacht und geistlichen Erbauung und Stärkung; während sie jetzt hie und da in Schlafstellen herumliegen mit oft sehr gottlosen Umgebungen und in jedenfalls großen Versuchungen ohne geistliche Nahrung dem Rückfall preisgegeben, auch die Empfänglicheren. So müßte man denn doch wenigstens für christliche Schlafstellen sorgen, welche ja, sobald mehrere solche Entlassene zugleich aufgenommen würden, eben Asyls sein würden, und dazu wäre ja weiter nichts erforderlich, als daß ein frommer, zuverlässiger Mensch mit ihnen wohnt, daß es fromme, zuverlässige Wirtheleute sind, und Geistliche in Verbindung mit andern frommen und wo möglich einigermaßen einflussreichen Männern resp. Frauen sich mit Interesse der Sache annehmen, in herzlichem Erbarmen und fürsorgender Liebe. Und sollten nicht insbesondere die Jünglingsvereine geeignete Personen zur Seite stellen



können? — Die Polizeiaufsicht brauchte ja darum nicht wegzufallen bei denen, die derselben unterworfen sind. Nur müßte sie, wie hiesigen Orts, eine freundliche und wohlwollende sein, die nicht ohne Noth belästigt, die vielmehr auch einmal sich anerkennend äußert, wenn sich findet, daß es bei Entlassenen christlich hergeht. Weil aber in solchen Asylen unter allen Umständen Ordnung und Zucht herrschen muß, so müßte doch dieserhalb etwas festgesetzt werden ähnlich unserm Statut, dessen Haupt-Paragraphen hier folgen mögen:

§. 3. Zweck ist: Einzelnen aus dem hiesigen Zuchthause entlassenen weiblichen Gefangenen, welche in der Anstalt bereits einen guten Grund der christlichen Erkenntniß und Besserung gelegt haben, aber zur Zeit der Entlassung nicht sogleich ein geeignetes Unterkommen finden, und somit der Gefahr des Rückfalls in das Verbrechen und das Sündenleben ausgesetzt sind, eine Stätte zu bieten, da sie sich beseftigen können in christlichen Grundsätzen und vorbereiten für das Leben in der Freiheit, um dann in einen den Fähigkeiten angemessenen Beruf, den wir ihnen nach Kräften zu vermitteln bemüht sein werden, vorzugsweise als christliche Dienstmädchen bei christlichen Herrschaften eintreten zu können.

§. 4. Da das Asyl noch ohne eigene Mittel ist, und die Aufgenommenen sich den Unterhalt vorzugsweise selbst durch angestregten Fleiß bei möglichster Einschränkung und Sparsamkeit erwerben müssen, so wird ihnen diese Gelegenheit zum Erwerb zugleich mit der Gelegenheit weiterer Ausbildung und Aneignung von Fertigkeiten namentlich im Nähen zc. dargeboten werden.

Dazu sind — unter Oberg Aufsicht der §. 2. genannten Personen — zur unmittelbaren Aufsicht und Anleitung bestimmt: zwei aus der Anstalt selbst entlassene und bereits in christlicher Gesinnung wie in Geschicklichkeit in weiblichen Handarbeiten bewährte — N. N.

Auf Verlangen werden auch in christliche Häuser zeitweise einzelne aus dem Asyl zum Schneidern, Waschen, Plätten zc., Aufwarten bei Kranken zc. abgegeben werden. Was auf solche Weise die Einzelne verdient, worüber strenge Controлле geführt wird, bleibt ihr nach Abzug der geringen Kosten im Asyl zu fernerm Fortkommen gutgeschrieben. (Obwohl sich auch hier nicht verleugnen soll Apostelgesch. 4, 32.: „sie waren Ein Herz und Eine Seele; auch keiner sagte von seinen Gütern, daß sie seine wären, sondern es war ihnen alles gemein.“)

§. 5. Es versteht sich von selbst, daß unter den Bewohnern des Asyls ein streng christlicher Geist mit angestregtem Fleiß herrschen muß. Es wird früh um 4—5, im Winter um 5—6 Uhr aufgestanden. Die Morgen- und Abendandachten, aus Gesang, Bibellektion und Gebet bestehend, wie sie es von der Strafanstalt her gewohnt, werden in Behinderung der inmitten der Asylisten selbst wohnenden Zuchthausaufseherin N. von den beiden genannten Asylisten abwechselnd abgehalten. Auch der Anstaltsgeistliche wird ihnen von Zeit zu Zeit eine besondere Andacht halten und auch Andere hierfür zu gewinnen suchen.

Ohne in Geschäften darf keine ausgehen. Wird zur Erholung oder sonst wie ein Spaziergang zc. gewünscht, darf es nur mit Genehmigung geschehen. Ein öffentliches Lokal zu einem weltlichen Vergnügen darf unter keinen Umständen betreten werden.

Des Sonntags wird nicht um Verdienst gearbeitet. Diesen Tag wird in der Regel zweimal, Vor- und Nachmittags, möglichst in Gemeinschaft nach der Kirche gegangen. Auch die sonst etwa dargebotenen Bibel- und Missionsstunden und Fest-Gottesdienste dürfen selbstverständlich besucht werden. Sonntags Nachmittag 4—5 Uhr findet eine besondere Andacht im Lokale statt, gleichzeitig mit der im Zuchthause stattfindenden Gebetsstunde.

Die Kleidung soll nicht eine den Asylisten eigenthümliche, jedenfalls aber ganz einfache sein, und sollen sie sich vornehmen, lebenslang allem eitlem Putz und Tand fern zu bleiben.

§. 6. Die Aufnahme einer Entlassenen in das Asyl, — worüber das unterzeichnete Aufsichtspersonal entscheidet, — wird der hiesigen Polizei-Verwaltung mit einer kurzen Charakteristik angezeigt, und falls es eine Auswärtige sein sollte, zugleich der heimathlichen Behörde.

§. 7. Sollte sich herausstellen, daß es einer Aufgenommenen mit der Besserung nicht rechter Ernst ist, so wird selbige — sobald das Aufsichtspersonal sich davon überzeugt hat, — ohne Weiteres entlassen und davon sogleich der Polizeiverwaltung Anzeige gemacht werden, welche dann das ihr zweckmäßig Erscheinende verfügen würde, oder sofern selbige hier nicht heimathlich seyn sollte, auf unsere Benachrichtigung und Bitte durch die hiesige Polizeiverwaltung sofort der Heimathsbehörde zugesandt werden. —

Nun den Fortgang dieses Werks wie die ganze Sorge für die Gefangenen und Entlassenen befehle ich getrost dem, der selbst ein Gefangener gewesen um unsert willen.

## N a c h r i c h t e n.

### Aus einem Schreiben an den Herausgeber aus dem Ravensbergischen.

Ich danke Ihnen mit meinen Freunden, daß Sie in der Kirchenzeitung Ihre Stimme so laut erhoben. Es sind Träume und ideale Anschauungen, mit denen man das Ziel erhofft von der Presbyterial- und Synodalverfassung. Das Leben im Ravensbergischen ist nicht mit und durch die Kirchenordnung erwacht, die wir erst 1835 bekommen, mit den Synoden haben wir Anfangs viel kämpfen müssen; und es ist nicht bekannt, daß in der Mark, wo die Synodalverfassung von Alters her gewesen, sich viel geistliches Leben geregt. Es sind Ausnahmen, daß die Presbyterien sind, was sie seyn sollen, Gehülfen des Pfarramts, sie machen vielen Geistlichen viele Noth, wenn sie dieselben nicht kräftig zu regieren wissen. Nur in Gemeinden, in denen das Bekenntniß Geltung hat und Leben ist, können sie förderlich seyn, ich hatte in meiner früheren Gemeinde sehr viele Hilfe und Freude an ihnen; hier habe ich ein ganz neues Presbyterium machen



müssen, als ich hierher kam. In dem Berichte über die Provinzial-synode finden Sie eine Aeußerung einer Kreisynode — es ist Minden, und selbst die synodalen Markaner stießen sich nicht daran und ließen sie sich gefallen — die in dem Antrage auf Abänderung der General-Kirchen-Visitationsordnung unserer gerühmten Kirchenordnung die demokratische Grundlage zum Vorwurf macht. Eine demokratische Synodal-Kirchenordnung ohne feste Grundlage des Bekenntnisses und Kirchenzucht ist die bequemste Verfassung, daß sich der Antichrist in den Tempel setzt. Eine Landessynode aus Wahl ohne Bekenntniß, welche Deputirte würden da erscheinen! z. B. aus Magdeburg und anderen Städten. Hossentlich kommt es doch nicht dazu, oder doch nicht zu solcher Synode.

### P o m m e r n .

Am 11. und 12. Nov. 1856 fand in Naugard die Herbst-Conferenz des luth. Provinzialvereins für Pommern statt. Es fanden sich e. 40 Mitglieder zusammen und durften dieselben diesmal vorzugsweise sich ihrer Glaubenseinigkeit freuen, trösten und erquicken. Psalm 133, V. 1 u. 2 fanden in dieser Versammlung vollauf ihre Erfüllung, Gott der Herr gebe, daß auch V. 3 sich erfülle. Die Morgenandacht des ersten Tages hielt P. Ludewig aus Cäselitz; Gesang: Fahre fort, Zion fahre fort im Licht; Lektion: Psalm 102; Gebet: Du wollest dich aufmachen und über Zion erbarmen! Dann folgte die Begrüßung und Ansprache des Vorsitzenden, Sup. Meinhold aus Cammin. Die letztere hob besonders zweierlei hervor: 1. Unser Kampf, dessen Grundfrage ist: „Ob Lutherische, ob Unirte Kirche?“ befindet sich jetzt in dem Stadium, daß es sich fragt, ob die confessionellen Kirchenordnungen des 16ten Jahrhunderts, auf welche unsere Localgemeinden und Provinzialkirchen gegründet sind, noch rechtliche Geltung haben oder nicht. Darum wurde Br. Cracau in der Mark suspendirt, weil er die alte Märkische K. O. als seinen Rechtsboden behauptete; deshalb wurde Br. Zöller in Pommern verurtheilt von bürgerlichen Gerichten einer Predigt wegen, weil man die Pomm. K. O. für beseitigt erachtete. Das ist endlich der Hauptgrund, um daß willen wir gegen die neue Landessynode und die Art, wie sie projectirt ist, protestiren müssen, weil man die Kirche wie aus einem harmlosen Stoffe neu constituiren will, da doch die Kirche in ihren Kirchenordnungen, Bekenntnissen, Gemeinden und Organismus constituirt ist. 2. Die scheinbare Annäherung der getrennten Lutheraner an uns hat zum Resultat gehabt — die erneuerte Ermahnung an uns, doch nun endlich aus der Landeskirche aus- und zu ihnen überzutreten. Ein anderer Ausgang war auch nicht zu erwarten. Wie die Verhältnisse in der Landeskirche noch so wirtz liegen, kann man ihnen ein Zurücktreten zu uns für jetzt nicht wohl zumuthen. Anderntheils ist Austreten für uns jetzt Sünde; wir dürfen den uns von Gott zugewiesenen Kampfplatz für Lutherische Kirche und Bekenntniß nicht freiwillig aufgeben, sondern nur wenn wir überwunden und vertrieben werden mit unserer Fahne „Lutherisch Wort, Sakrament und Kirche.“ Wer aber kann wissen, ob jene Gemeinschaft nicht einst auch für uns noch die letzte Zuflucht wird! Darum soll man über kleinlichen und persönlichen Reibereien sich den Blick für das Große und Ganze nicht trüben lassen, und sollen wir es nicht verkennen, daß die getrennten Lutheraner eine Mission haben für uns, uns stets zu erinnern, daß nicht Concession, sondern Confession der Grund und

Boden, und nicht isolirte Gemeinden, sondern die Kirche das Ziel unseres Ganges ist. So sollen auch jene erkennen, daß wir auch eine Mission haben für sie, sie zu erinnern, daß Luth. Bekenntniß und folglich auch Luth. Kirche weiter reicht, als ihre Kirchenmauern. Ja der Luth. Kirche gehört, wenigstens in Deutschland, die Zukunft, das wissen wir, ob auch die Landeskirche, ob auch die von ihr getrennte Luth. Gemeinschaft, ob auch beide zerbrechen sollten. Diese Siegesfreudigkeit stärke uns der Herr in diesen trüben Zeiten, und gebe uns, daß wir, den Blick gerichtet auf das kommende Morgenroth, frisch vorwärts wandeln, unbeirrt dadurch, daß wir auf dem Wege den Fuß an manchen Stein stoßen.

Der zweite Gegenstand der Tagesordnung war Discutiren der von P. Wegel zu Platze gestellten Thesen über die Aufgabe des Jahrhunderts, das Verständniß und den Begriff der Kirche. Die Hauptgedanken der Thesen sind folgende: Es ist (nach Schrift und Luth. Symbolen) Eine Kirche, sie ist Leib des Herrn, geistlich-leiblicher Organismus, sichtbar und unsichtbar zugleich, unsichtbar in Geist und Glauben, sichtbar in Wort, Sacrament und Bekenntniß dazu. Weil in der Welt, muß sie auch äußerer (kirchenregimentlicher) Organismus seyn, dessen Mittelpunkt die Bekenntnißschrift, das formulierte Bekenntniß ist, und dessen Leben sich in den Cultus- und Gemeindeformen erweist, die durch jenes geregelt sind. Die Kirche wird, muß werden Confessionskirche. Indem Irrthum sich der Wahrheit beimengt, entsteht eine Mehrheit von Confessionskirchen, deren eine das lautere Bekenntniß zu ihrem Symbol hat (das ist jetzt die sog. Lutherische Kirche). Sie verhält sich ausschließend gegen den Irrthum der andern Confessionskirchen, einschließend gegen deren Glieder, sofern diese wahrhaft Gläubige sind, greift also über ihre sichtbaren Grenzen weit hinüber. In Bezug auf die andern Kirchen als solche hat sie den Beruf, ihren Irrthum zu bekämpfen, und die in ihnen durch letzteren gebundene Wahrheit befreien und ihre berechtigten Eigenthümlichkeit verklären zu helfen. — Die Kirche auch als Confessionskirche ist nicht äußerliche Politik und verlangt darum keine politische Einheit. Sofern sie ein Volksganzes umfaßt, setzt sie sich nothwendig mit den politischen Formen desselben in Beziehung und Verbindung, wird Landeskirche. Theilen sich mehrere Confessionskirchen in ein Volk, so können sie dennoch als Eine Landeskirche zusammengefaßt und bezeichnet werden; dies ist möglich wegen der innern Einheit der Kirche überhaupt, und wird sichtbar in der gemeinsamen Beziehung zum Landesherrn und dem von ihm gesetzten Regimente für die Kirche (Cultus-Minister, jus circa sacra). — Die Preuß. Evang. Landeskirche nach dem officiellen Gebrauch dieses Wortes begreift die beiden Evang. Confessionskirchen in sich. Sofern ihr die Einheit des Bekenntnisses fehlt, hat sie keine kirchliche Einheit als kirchlicher äußerer Organismus. Ihre Einheit ruht allein in dem ökonomischen Charakter der Kirche überhaupt und in dem gemeinsamen Kirchenregiment; und stellt sich dar einerseits in dem gegenseitigen Verhältnisse der verschiedenen Confessionskirchen zu den einzelnen Gliedern der je andern Confession; andererseits ist sie rein administrativ und politischer Natur. Die Lösung des Confessionsverbandes, welche mit der kirchenregimentlichen Einheit einzutreten droht, erschüttert die Kirche überhaupt in ihren Grundfesten, und die Erhebung des landesherrlichen Kirchenregiments an die Stelle der Confession muß sie vollends nach ihrem innersten Wesen zerstören.

Die Discussion verlief sich nur selten in abstracte dürre Dörter, im Ganzen war sie frisch, lebendig, interessant und lehrreich, und es



war eben so erquicklich wie wahrhaft erbaulich, wie die ganze Versammlung zusammenklang, so in wahrhaft ökumenischer Weite des Blickes und Wärme des Herzens, wie in lutherisch-confessioneller Schärfe und Bestimmtheit. Denn das ist das Große an der Luth. Kirche, das in ihren Symbolen so erhebend hervortritt, sie ist nicht eine Kirche oder Secte neben vielen, sondern sie ist die wahre Union, die lebendige Einheit, das warme Mutterherz der ganzen heiligen Kirche auf Erden, die lebendige rechte Mitte zwischen allen Extremen, die Brunnenstube der Wahrheit, wie der Theisensteller schön sagt, die Beruf hat für die ganze Kirche auf Erden, und die alle wahrhaft Gläubigen, wohnen sie auch unterm Pappi oder Türken, als ihre Kinder ansieht, liebt und zu sich zieht. Die Thesen fanden der Hauptsache nach den Beifall der Versammlung; nur auf dem wirren Gebiet der „Landeskirche“ wurde die Discussion unvermeidlich auch etwas wirr, und man beschloß den letzten Theil der Thesen in einer künftigen Conferenz wieder aufzunehmen und ihnen dann zugleich eine speciell die Preuß. Ev. Landeskirche durchleuchtende Fortsetzung zu geben.

Die Rangarder Herbst-Conferenz von zwei Tagen behandelt grundsätzlich ein mehr theoretisches Thema, dem entsprechen diesmal die Thesen über die Kirche; andertheils praktische, „brennende“ Zeitfragen. Der Art lagen diesmal zwei vor, die projectirte Landes synode, und die Verurtheilung des Pastors Zöllner durch die bürgerlichen Gerichte wegen einer gehaltenen Predigt. Ueber erstere hielt Sup. Lenz aus Wangen ein ausführlichen Vortrag, in welchem er die Denkschrift des Ev. Oberkirchenrathes, so wie auch die eben publicirten Entachten behandelte, und lichtvoll sowohl das Anerkennenswerthe wie das Bedenkliche an der ganzen Sache und an der Art, wie die hohe Behörde sie selbst motivirt hat, hervorhob. Man beschloß den Vortrag zum Abdruck in der Monatschrift des Vereins. Zweierlei war es, was die Versammlung besonders schmerzlich bewegte, erstens, daß man vor der theuren Magd, der unsere ganze Liebe gehört, vor der Lutherischen „Kirche“ ein solches Grauen hat, daß in den Documenten nicht einmal ihr Name genannt ist; und doch ist sie es, der die Zukunft gehört in Deutschland und auch in Preußen. Andertheils, daß es den Schein hat, als wollte man die Kirche jetzt erst construiren und bauen, als meine man nur Atome zu haben, die man durch eine doctrinäre Gemeindeordnung verfassen, und aus den so verfaßten Gemeinden dann die Synoden bilden müsse, deren Spitze, die Landes synode, die rechtliche Repräsentation der (damit vollends unirten) Landeskirche seyn soll. Man ignorirt also völlig die Existenz der Kirchen und ihr Verfaßteyn in Bekenntnisse, Kirchenordnungen, Gemeinden (mit ihrem Patronat, Pastorat und Diaconat) und Synoden, und will ein Neues bauen, das einen Segen für die Kirche eben so wenig verspricht, wie die gleichfalls doctrinäre Gemeindeordnung von 1850. — Die Versammlung beschloß zweierlei: 1. einen in der Monatschrift Seitens des Vorstandes schnelligst zu veröfentlichenden Protest gegen die Nichtachtung der vorhandenen kirchlichen Existenzen; 2. ein sofort abzufassendes Schreiben an den theuren Hrn. Generalsup. von Pommern, worin unser Bedenken gegen die Landes synode in der Art, wie man sie projectirt, ausgesprochen; bescheidenlich daran erinnert wird, daß die Kirchenordnungen des 16ten Jahrhunderts, die Pomm. Kirchenordnung und Agende von 1569, die Antwort hat auf alle fünf Fragen der

Denkschrift, und daß man auf dies gegebene historische Fundament bauen muß, wenn der Bau solide werden soll; und endlich eherbietigst gebeten wird, kräftigst dahin zu wirken, daß die Pomm. Provinzialsynode berufen werde laut Pomm. R. D. Dies Schreiben, eine warme, lebendige, köstliche Gabe, die der Herr seinen Knechten schenkte zur guten Stunde, ward am 2ten Tage verlesen, dankbar acceptirt und unter dem Singen und Beten des Liedes „Aus tiefer Noth schrei' ich zu Dir, Herr Gott erhöhr' mein Rufen“ von allen Anwesenden unter tiefer Bewegung vollzogen und dann sofort an seine Adresse befördert. Den Beschluß des ersten Tages bildete ein Abendseggen, den uns unser theurer geistlicher Hausvater, der Sup. Klopsch in Naugard, in einer Schulkasse darreichte, antknißend an Apgsch. 4, 23—33.

Die andere praktische Angelegenheit, die erörtert wurde, war folgende. Es war zu Greifenberg i. P. im vorigen Jahr eine neue jüdische Synagoge eingeweiht worden, und an dieser Feier, so wie an dem feierlichen Zuge aus der alten in die neue Synagoge hatten auch die dazu eingeladenen städtischen und königlichen Behörden und andere Christen Theil genommen. Der Diaconus Zöllner hatte in nächster Predigt die Fortdauer des jüdischen Gottesdienstes als einen fortbauenden Protest gegen Jesus als den Christ, also als eine Fortsetzung des Auses: „Kreuzige, kreuzige ihn“ bezeichnet, und die Theilnahme und Mitverherrlichung jüdischen Gottesdienstes durch Christen, durch christliche Behörden doppelt, als Sünde, ja als eine Mit-Kreuzigung Christi bezeichnet. Er war deshalb von Mitgliedern jener „Behörden“ injuriarum verlag, das Consistorium mit dem Competenz-Conflict abgewiesen und Zöllner von zwei Instanzen der bürgerlichen Gerichte, zu Greifenberg und Stettin, zu 50 Thlr. Geld oder mehreren Wochen Gefängnißstrafe verurtheilt worden. Anklage, Verurtheilung, Verurtheilung haben in der Provinz großes Vergerniß gegeben, nicht bloß den Geistlichen, sondern auch dem christlichen Volk und vielleicht der Mehrzahl selbst der „gebildeten“ Christen und Kirchfreunde. Die Nichtachtung der Pomm. R. D. und die Vernechtung der Kirche unter den Staat trat hier in eclatanter Weise an das Licht. Daher wurden zwei vom Sup. Meinhold vorgelegte Vorstellungen an den Evang. D. R. von den Anwesenden gebilligt und vollzogen, des Inhalts: 1. Die hohe Behörde wolle dahin wirken, daß die Aufsicht über die öffentlichen Vorträge der Geistlichen wieder den Consistorien und dem Oberkirchenrath zur ausschließlichen Verwaltung übergeben werde (Behörden, die ja aus Theologen und Juristen zusammengesetzt seien und sein sollen, und in denen man zu allermeist die Fähigkeit und Weisheit vermuthen müsse, um die oft recht schwierige Frage billig und gerecht zu beurtheilen, ob ein Geistlicher mit seinem öffentlichen Strafen seine Amtspflicht gethan oder gegen die Landesgesetze verstoßen habe, vielleicht mitunter auch beides zugleich), und daß die bürgerlichen Gerichte die Sache erst verfolgen dürfen, wenn sie ihnen von der kirchlichen Behörde übergeben wird. Die zweite Vorstellung bat um Erlass einer Abmahnung aller evang. Christen des Landes von öffentlicher und feierlicher Theilnahme an jüdischen Gottesdiensten.

Den Anfang des zweiten Tages machte mit der Morgen-Andacht Sup. Quandt aus Persanitz; Lied: Ein feste Burg ist unser Gott; Lecture: Psalm 80; Gebet: Herr Gott Zebaoth suche heim Deinen Weinstock, halte ihn im Bau, den deine Rechte gepflanzt hat; den Schluß das Gebet des Vorsitzenden und der Gesang: Ach bleib mit Deiner Treue bei uns mein Herr und Gott, Beständigkeit verleihe, hilf uns aus aller Noth! — Die Brüder reisten heim herzlich dankbar für die Erquickung ihres Herzens an brüderlicher Liebe, für die Erbauung ihres inneren Menschen an der Glaubens-Einigkeit der Versammlung, für die Förderung ihrer Einsicht in die Fragen des Tages, für die reiche Erfüllung des Wortes: Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen. Sie reisten aber auch heim neu gestärkt in der Zuversicht: Des Herrn Rechte behält den Sieg. — Ja die Rechte des Herrn ist erhöht, die Rechte des Herrn behält den Sieg. Amen.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Mittwoch den 3. December.

N<sup>o</sup> 97.

## Ueber Ehescheidung und Wiederverhehelichung.

„Seyd fleißig, sagt Paulus Eph. 4, zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens! Ein Leib und ein Geist, wie ihr auch berufen seyd zu einerlei Hoffnung eures Berufs. Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe!“ Ein Leib und ein Geist! — das ist die Kirche nach Gottes Willen und darum ist die Union die volle, äußerliche und innerliche Einigung aller, die durch den einen Geist zu einem Leibe getauft sind, das Ziel der kirchlichen Entwicklung. Wir werden es erreichen und zwar um so schneller, je mehr wir in Eintracht das festhalten, worüber in der Kirche nie ein Streit seyn sollte, d. h. Alles, was Gott zu uns geredet hat durch seinen eingeborenen Sohn. Vgl. Augsb. Conf. Art. 7. Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe! und doch sollten sie über das Alles zweierlei Rede und Sprache führen dürfen? Die Kirche ist die durch das Evangelium gegründete Gemeinschaft zur Bewahrung, Verbreitung und Verwirklichung des Evangelii im Leben und sie sollte diesen Zweck erreichen können, wenn ihre Diener und Glieder über die Lehren und Anforderungen des Evangeliums mit sich selbst noch nicht im Klaren sind?

Der Evang. Conferenz war u. A. auch die Aufgabe gestellt, einen der tiefgreifendsten Gegensätze zu heben, der nach allen Seiten hin gerechten Anstoß gibt und immer größere Verwirrung herbeizuführen droht. Sie sollte Einheit bringen helfen in das amtliche Verhalten der Geistlichen bei der Trauung Geschiedener, und wir würden uns darüber nur in hohem Grade freuen können, dürften wir voraussetzen, daß ihre Glieder alle unter sich darüber einig wären, was bezüglich dieses Punktes das Wort Gottes verlangt und also der Kirche obliegt. Leider aber zeigen wenigstens die der Conferenz übergebenen „Gutachten“ denselben Dissensus, der die Kirche bewegt; und zwar ist es grade ein Theologe und Pfarrer, der einer laxeren Praxis das Wort redet. Auch die juristischen Gutachten gehen in manchem nicht unwichtigen Punkte nach verschiedenen Seiten auseinander. Ob die Kirche schon in ihren gegenwärtigen Rechtsverhältnissen den auf Grund landrechtlicher Bestimmungen Geschiedenen die Trauung verweigern dürfe, ob und wie eine Einigung mit dem Staate herbeigeführt werden könne, falls die Kirche zu einer strengern Praxis sich entschliesse, wie etwanige Conflicte zu lösen, ob Ewigehe nothwendig und wohlthätig, unter welchen Umständen auch die Kirche dem schuldigen Theile

der Geschiedenen eine zweite Ehe verstatten könne, darüber sind die Meinungen getheilt. Sie sind auch in der Hauptfrage nach den kirchlich berechtigten Scheidungsgründen keineswegs alle einig. Sie gehen aber alle zur Begründung ihrer Vorschläge auf das ältere Protestantische Kirchenrecht zurück; sie sprechen alle der Kirche das Recht zu, kirchliche Ordnung zu treffen über Aufgebot und Trauung nach der Norm, die ihr allein entscheidend ist, nach dem Worte Gottes; sie erachten die Diener der Kirche an diese Ordnung allein gebunden und wollen daher, daß diese letztern nur solche Geschiedene von Neuem trauen, deren Ehe in Folge eines kirchlich gültigen Grundes getrennt worden ist. Prof. Göschen, der die Organe der jetzigen Kirche noch für verpflichtet betrachtet zu müssen glaubt, Alle nach dem Landrecht Geschiedenen zu trauen, verlangt wenigstens, daß sie von dieser Verbindlichkeit durch ein neues Gesetz befreit werden. Dr. Stier dagegen kann die Kirche eines Landes nicht für „berechtigt“ halten, „staatlich geordnete Scheidung mit Erlaubniß neuer Verheirathung insgemein zu bestreiten und so ganz allgemein durch ihre Weigerung zu verwerfen.“ Die in jüngster Zeit häufiger gewordene Trauungsverweigerung vieler Geistlichen und deren Streben, Gottes Wort und der Kirche Ordnung für ihr amtliches Verhalten zur Richtschnur zu nehmen, das Präf. v. Gerlach mit Recht als „Gewissensregung“ der Kirche, für welche das Kirchenregiment entschieden Partei nehmen müsse, willkommen heißt, ist ihm „eine fast revolutionaire Agitation.“ Das Kirchenregiment habe keinen Grund, sich principiell auf diese Seite zu stellen, vielmehr solle es im Allgemeinen die Trauung der Geschiedenen verlangen, und mit der ihm beizuhelfenden Auctorität befördern. Mit den Bestimmungen des Landrechts werde es allerdings nicht länger gehen; eine Beschränkung derselben auf die früher kirchlich gültigen sey aber auch nicht möglich ohne „gewaltsam repristinirend“ mit der geschichtlichen Entwicklung zu brechen und für klare Lehre der Schrift auszugeben, was „exergetisch noch sehr fraglich“ sey.

Unter diesen Umständen und weil es, der „Denkschrift“ nach zu urtheilen, auch der kirchlichen Oberbehörde selbst bis jetzt nicht möglich geworden ist, all den „Ansichten, Standpunkten und Meinungen“ gegenüber, „die in der Gegenwart theoretische und praktische Bedeutung in Anspruch nehmen“, eine feste Stellung zu erwinnen, liegt die Befürchtung nahe, daß der gegenwärtige Conflict entweder noch länger dauere, oder in einer Weise sich löse, die dem kirchlichen Gewissen als unzureichend



erscheinen muß; und das veranlaßt uns von Neuem auch hier auf die in Frage stehende Sache einzugehen. Wir werden nicht im Stande seyn, zu deren Entscheidung etwas beizubringen, was nicht schon früher in den anderweitig geführten Verhandlungen und selbst auch in diesen Blättern ausgesprochen wäre; aber wir glauben auch, daß nichts weiter nöthig ist, als ein erneutes einfaches Zeugniß für die alte Wahrheit. Denn was derselben hindernd in den Weg tritt, ist in der That nicht sowohl „die Wolke verschiedener Ansichten und Meinungen“, die durch neue bisher noch nicht gehörte Gründe zerstreut werden mußte, als vielmehr Unentschiedenheit, falsche Rücksichtnahme auf Verhältnisse der Zeit und Mangel an Glauben.

Der erste Ausspruch Christi über Ehescheidung findet sich bekanntlich in der Bergpredigt. Mt. 5, 31. 32. Der Herr ist damit beschäftigt, den vollen bis dahin vielfach übersehenen und willkürlich beschränkten Inhalt des göttlichen Gesetzes in das Licht zu setzen. Er hat so eben die richtige Deutung des fünften Gebotes gegeben und wendet sich nun B. 27 zu dem sechsten, zuerst das hervorhebend, daß auch hier die Uebertretung schon mit der innern Lust anhebe, sodann darauf hinweisend, daß auch der Umfang dieses Gebotes viel größer sey, und also die Sünde des Ehebruchs viel weiter reiche, als nach dem damaligen Verständnisse des Gesetzes allgemein angenommen wurde. „Es ist auch gesagt, heißt es B. 31, wer sich von seinem Weibe scheidet, der soll ihr geben einen Scheidebrief.“ Obwohl es auch in den Schriften des A. B. nicht an Zeugniß wider die Ehescheidung fehlt, — Maleach. 2, 15. 16. „Seht auf der Hut für eure Seelen und am Weibe seiner Jugend werde Niemand treulos; denn ich hasse Entlassung, spricht der Herr, und den, der Frevel häuft auf seine Gattin.“ — so hielt man sich doch in gar vielen Fällen für berechtigt, sein Weib zu entlassen. Man gab ihr nach der Vorschrift 5 Mos. 24, 1 einen Scheidebrief, in Folge dessen sie mit jedem andern zu einer neuen Ehe schreiten konnte und glaubte, damit dem Gesetze genügt und eines Unrechtes sich nicht schuldig gemacht zu haben. Dem gegenüber versichert der Herr B. 32: „wer irgend sein Weib entläßt, es sey denn auf Grund der Hurerei, der macht, daß sie die Ehe bricht; und wer irgend eine Entlassene freiet, der bricht die Ehe.“ Streng buchstäblich gefaßt gibt nun dieser Ausspruch Christi nur dem Manne das Recht, auf Grund der Hurerei die Frau zu entlassen, nicht aber auch dem Weibe, bei einem gleichen Vergehen des Mannes dasselbe zu thun. Indessen redet der Herr vom Manne allein hier offenbar nur deswegen, weil unter den damaligen Verhältnissen die Bestimmung über Ehescheidung eben in der Hand des Mannes lag, und es ist kein Zweifel, daß, was diesem gesagt ist, auch dem Weibe gilt. Also keine Trennung der Ehe, außer im Falle der Hurerei. Wo aus einem andern Grunde die Trennung erfolgt, da wird durch den, der die Trennung verschuldet hat, zwar die Ehe selbst noch nicht gebrochen, sie besteht noch fort, aber es wird zum Ehebruche Veranlassung gegeben; und diese Sünde selbst tritt ein, wenn

einer der getrennten Theile mit einem dritten in fleischliche Gemeinschaft tritt.

Einen zweiten Ausspruch über dieselbe Sache ist der Herr Matth. 19 durch die Pharisäer zu thun veranlaßt. Sie stellen sich an, als ob sie in der bekannten damaligen Streitfrage der Schulen Schammai und Hillel Auskunft begehren und fragen, ob es dem Manne erlaubt sey, das Weib aus jeder Ursache (*κατὰ πάσαν αἰτίαν*) zu entlassen. Mose hatte die Ehescheidung erlaubt, wo der Mann an dem Weibe „etwas Schändliches“ finde, 5 Mos. 24, 1. Die Schule des Hillel bezog diesen Ausdruck auf Alles, was an der Frau dem Manne etwas unangenehm seyn konnte. Andere interpretirten wo möglich noch lazer, und so war es denn wirklich dahin gekommen, daß man um jeder Ursache willen die Frau zu entlassen damals das Recht zu haben glaubte. War nun auch die Frage der Pharisäer nicht in der besten Absicht gethan (cf. B. 3), so war sie doch zu ernst, als daß der Herr sie nicht beantworten sollte. Er verweist zu dem Ende zunächst auf 1 Mos. 1, 27 und 2, 24. „Habt ihr nicht gelesen“, ruft er aus B. 4 u. 5, „daß der im Anfang den Menschen gemacht hat, der machte, daß ein Mann und Weib seyn sollte; und sprach: darum wird ein Mensch Vater und Mutter verlassen und an seinem Weibe hängen und werden die Zwei ein Fleisch seyn?“ Er schließt daraus B. 6: „Demnach sind sie nicht mehr Zwei, sondern ein Fleisch. Was nun Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden. Der Herr geht zurück auf die ursprüngliche, bei der Schöpfung der Geschlechter von Gott selbst gesetzte Ordnung und auf das in derselben begründete eigenthümliche Wesen der Ehe, nach welchem sie eine Einigung von Mann und Weib ist auch dem Fleische nach. Es sind viele Verhältnisse denkbar, in denen Zweie ein Herz und eine Seele werden, Apgsch. 4, 32, hier aber vollzieht sich eine Einigung so innig und zart, so den ganzen Menschen umfassend, wie es in keiner andern Verbindung möglich ist. Es ist eine so vollständige Verschmelzung zweier Persönlichkeiten nach Leib, Seele und Geist zu einem Leben, eine so völlige Hingebung des einen Theiles an den andern, daß der eine in dem andern nur sich selbst liebt, Eph. 5, 28, daß das Weib ihres Leibes nicht mächtig ist, sondern der Mann; desgleichen der Mann seines Leibes nicht mächtig ist, sondern das Weib. 1 Cor. 7, 4. Eben deshalb ist dem Apostel die Ehe auch ein Abbild der Gemeinschaft, in welcher der Herr mit seiner Kirche steht und in Folge welcher wir die Glieder sind an seinem Leibe, von seinem Fleische und von seinem Gebeine. Eph. 5, 29 — 33. Es widerstreitet dem innersten Wesen der Ehe, sie etwa als einen Vertrag zu betrachten, den man willkürlich schließen und lösen dürfte; vielmehr haben ihre Glieder sich als solche zu betrachten, die von Gott selbst zu einer Lebens Einheit zusammengefügt sind; und was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden. Die Pharisäer sind mit dieser Antwort nicht zufrieden. Die gänzliche Verwerfung der Ehescheidung wollen sie nicht gelten lassen und berufen sich des-



halb B. 7 auf Mose, der ja befohlen habe, dem Weibe einen Scheidebrief zu geben und sich von ihr zu scheiden. Der Herr erinnert zunächst B. 8, es sey das kein Gebot, sondern eine bloße Erlaubniß; „Moses hat euch erlaubt, zu scheiden von euren Weibern um eures Herzens Härte willen; von Anfang aber ist nicht also gewesen;“ und fährt dann fort B. 9: „ich sage aber euch, wer irgend sein Weib entläßt, es sey denn um der Hurerei willen, und freiet eine andere, der bricht die Ehe; und wer die Entlassene freiet, der bricht die Ehe.“ Nach dem eigenthümlichen Wesen der ehelichen Verbindung, auf welches der Herr in den vorigen Versen verwiesen hat, ist die Sünde der Hurerei die einzige, welche die Ehe in ihrem Fundamente zerstörend trifft. Wo sie vorliegt, ist die nach Gottes Willen unauflöbliche Ehe durch schwere menschliche Verschuldung thatsächlich zerrissen und darum also ist auch hier die Hurerei wieder als der einzig gültige Trennungsgrund bezeichnet. Im Uebrigen unterscheidet sich dies Wort des Herrn von dem vorigen dadurch, daß über die bloße willkürliche Trennung kein Urtheil gegeben wird. Der Herr faßt gleich den Fall ins Auge, daß mit der Trennung auch die Wiederverheirathung verbunden ist und verurtheilt diesen Fall als Ehebruch. —

Einen wiederholten Bericht über diese Unterredung mit den Pharisäern gibt uns Marcus 10, 2 ff., und auch Lucas bringt einen Ausspruch des Herrn über Ehescheidung, Ep. 16, 18, dessen Veranlassung nicht näher angegeben ist. Beide geben die Worte ganz allgemein, ohne der Einschränkung zu erwähnen, die wir bei Matthäus finden. Mrc. 10, 11, 12. „Wer sein Weib entläßt und freiet eine andere, der bricht die Ehe an ihr (*νομιμαί ἐν ἀνρί*); und wenn ein Weib ihren Mann entläßt und freiet einen andern, so bricht sie die Ehe.“ Die Protest. R. Z. Jahrg. 1855 Nr. 14 sagt dazu: „es ist nicht anzunehmen, daß Christus auch nur die eine Ausnahme gemacht und die Scheidung um Ehebruchs willen gestattet habe; es läßt sich nicht erklären, wie, wenn er die Ausnahme ausdrücklich genannt hätte, Lucas und Marcus einfach die Unauflöslichkeit der Ehe ohne jede Ausnahme als sein Gebot hinstellen konnten.“ Matthäus also hat einen apocryphischen Zusatz und die Ehe ist in dem Sinne unauflöslich, daß selbst ein geschehenes „fleischliches Vergehen sie nicht zerreißen soll und darf!“ Die scheinbare Differenz hebt sich ganz einfach, wenn wir bedenken, daß die Hurerei, der Ehebruch, wie es ja auch im Worte selber ausgesprochen ist, die thatsächliche Trennung der Ehe ist. Die auf diesen Grund hin später eintretende äußere Trennung ist in der That keine eigentliche Trennung, keine Lösung dessen, was noch in unzerstörter Einheit beisammen wäre. Das Eheband ist schon gelöst; und der nun erfolgende, auch die äußere Lösung gestattende obrigkeitliche Spruch und das wirkliche Auseinandergehen der bisherigen Gatten ist genau betrachtet nichts anderes, als Erklärung und Folge der bereits früher und anderweitig geschenehen Trennung. Die Ehe ist nach Gottes Willen unauflöslich. So lange die Verbindung der Gatten, und sey sie

noch so lose, noch so vielen und schweren Störungen ausgesetzt, als Ehe betrachtet werden muß, und das ist überall da der Fall, wo noch keine Hurerei vorliegt, so soll auf schlechterdings gar keinen Grund hin die Ehe getrennt werden. Die Gatten sollen mit einander aushalten, es scheide sie denn der Tod; und darum geben nicht bloß Marcus und Lucas das Verbot der Scheidung ohne alle Ausnahme, sondern auch Paulus sagt ganz allgemein: 1 Cor. 7, 10. „Den Eheleichen aber gebiete nicht ich, sondern der Herr, daß das Weib sich nicht scheide von dem Manne.“ Wo aber die Ehe eigentlich nicht mehr Ehe ist, wo sie zwar äußerlich vorerst noch besteht, in ihrem Fundamente aber bereits zerstört ist, da kann auch der äußere Schein weichen und die volle Trennung eintreten. Lucas, Marcus und Paulus erwähnen dieses Falles nicht, weil er nach Gottes Willen nicht vorkommen soll. Er kommt aber dennoch vor. Der Herr hat ihn nicht außer Acht gelassen und es gehört sich, daß wir, wie überall, so auch hier dem exegetischen Grundsatz folgen: *pau-ciora exponi debent per plura*; und also die Worte des Marcus, Lucas und Paulus nach denen des Matthäus verstehen und ergänzen.

Hat nun der Herr bei Matthäus uns über einen Fall Auskunft gegeben, der von den andern unberührt geblieben ist, so finden wir umgekehrt bei Paulus eines eigenthümlichen Verhältnisses Erwähnung gethan, über welches der Herr nichts sagt. Christi Worte können zunächst nur verbindlich seyn für Christi Jünger, d. h. für alle diejenigen, die durch die heil. Taufe Glieder seiner Kirche geworden sind. Wie aber, wenn nun Christ und Nichtchrist in einer Ehe zusammenstehen? Mischehen dieser Art sind gegen Gottes Willen. Wer ledig ist „kann heirathen, wenn er will, nur daß es in dem Herrn geschehe!“ 1 Cor. 7, 39, und damit ist also das gesagt, daß, wo es sich für den Christen um die Schließung einer Ehe handelt, diese ihm nur mit einem solchen gestattet werden kann, der gleichfalls Christ ist. Indessen ist ja der Fall möglich, und war gewiß in der apostol. Zeit nicht selten, daß in einer heidnischen Ehe der eine Theil Christ wurde, während der andere Heide blieb, und wenn nun letzterer an der Bekehrung des ersteren Anstoß nahm und die Ehe nicht länger mit ihm fortsetzen wollte, war der christliche Theil dann auch hier verbunden, die obigen Aussprüche Christi zur alleinigen Richtschnur seines Verhalten zu nehmen? Zunächst für Fälle dieser Art gibt der Apostel die Entscheidung in 1 Cor. 7, 12—16, der Christ soll bleiben, so lange es dem Ungläubigen gefällt, bei ihm zu wohnen. „So unverbrüchlich heilig ist dem Apostel die Ehe, daß selbst der größte denkbare Gegensatz das einmal geschlossene Band derselben nicht soll auflösen können.“ (Zul. Müller, über Ehescheidung und Wiederverheirathung u. s. w. Zwei Vorträge. Berlin 1855.) Wo aber der Ungläubige den gläubig Gewordenen verläßt, da soll die Ehe als gelöst betrachtet werden. „Es ist der Bruder oder die Schwester nicht gefangen in solchen Fällen.“ Es ergeben sich also nach dem Bisherigen als Lehre der heil. Schrift die folgenden Sätze: Die Ehe ist nach Gottes Willen unauflöslich, jede Trennung



derselben also verwerflich. Sie wird indessen durch Hurei facitisch zerstört und darum ist diese ein anzuerkennender Trennungsgrund. Wo Gatten aus andern Gründen sich trennen, sind sie, trotz dem, daß sie getrennt von einander leben, noch als zusammengehörig, noch als mit einander in der Ehe stehend zu betrachten. Trennungen dieser Art sind sittlich gefährlich, sie können Ehebruch veranlassen; und dieser Fall tritt wirklich ein, die Ehe wird gebrochen, wenn einer der so Getrennten in eine anderweitige eheliche Verbindung tritt. Eine solche Verbindung ist also keine eigentliche Ehe, sondern ein ehebrecherisches Zusammenleben. Unter Umständen ist auch die bössliche Verlassung ein anzuerkennender Trennungsgrund. Ueber das alles kann füglich kein Streit seyn. Dagegen fragt es sich zunächst — und hier beginnt die bekannte Controverse zwischen der Kath. und Evang. Kirche — was für den Fall gelte, daß ein um der Hurei willen Geschiedener sich anderweitig vereheliche? Daß der schuldige Theil kein Recht dazu habe und am allerwenigsten denjenigen heirathen dürfe, mit welchem er Ehebruch begangen hat, ist wieder außer Zweifel. „In den ältesten Zeiten der Kirche war die Strafe des Ehebruchs Ausschließung aus der Kirche auf 7 Jahre oder nach strengeren Grundsätzen auf Lebenszeit. Beim Entstehen der Klöster wurden die Ehebrecherinnen in ein Kloster verwiesen. Der Sachsen- und Schwabenspiegel setzen auf diese Sünde, sey sie nun vom Manne oder von der Frau begangen, den Tod. Luther und Melancthon bringen mit Strenge auf dieselbe Strafe. „Wo aber die Obrigkeit säumnig und lässig ist und nicht tödtet, mag sich der Ehebrecher in ein ander Land machen und daselbst freien, wenn er sich nicht halten kann; aber es wäre besser, todt, todt mit ihm, böses Exempel zu vermeiden. Dagegen ermahnt er anderwärts, die Ehebrecherin, wenn sie bußfertig ist, wieder aufzunehmen. Auch viele Provinzialgesetze der Protestanten im 16ten Jahrhundert belegen Ehebrecher und Ehebrecherin mit der Todesstrafe.“ (Tholuck, Commentar zur Bergpredigt, Matth. 5, 31. 32.)

(Fortsetzung folgt.)

## Nachrichten.

### Die Bilderbibel des Evang. Büchervereins.

Seit Jahresfrist hat die Bilderbibel die Presse verlassen, welche, lange angekündigt und vorbereitet, nun vollendet als ein Hauptwerk der bisherigen Thätigkeit des Ev. Büchervereins gelten möchte. War derselbe genöthigt, in den ersten Jahren vornehmlich solche Schriften wieder aufzulegen, welche von allgemein anerkanntem Werthe zunächst auf das wiedererwachte geistliche Leben fördernd und befestigend einzuwirken vermochten, hat er sich in der Wahl derselben nicht getäuscht, indem der von Jahr zu Jahr sich steigende Absatz den Beweis lieferte, es werde das Verlangen nach gesunder, wahrhaft nährenden Speise durch die vom Verein neu aufgelegten Bücher befriedigt: so machte sich allmählig mehr und mehr die Rücksicht auf die noch unbauten Gebiete und die künftige Generation geltend, und es wurde

nach Vorgang des Evangelienbuches an der Herausgabe einer Bilderbibel gearbeitet.

Verweilt auch der Erwachsene gern bei der sinnigen Uebersetzung der heiligen Schrift in Bildern, bleibt er durch die einzelnen Gestalten gefesselt länger bei dem im Gauen durchgeführten Grundgedanken stehen, stellt er Vergleichen an mit dem eigenen Leben und hat so einen geeigneteren Gebrauch der heiligen Schrift, als es ohne die Bilder seyn würde, so wird doch diese Bibel ganz besonders auch das Buch der Jugend werden und bei richtiger Anwendung für die gottgewollte Entwicklung der in ihr angelegten Lebenskeime früher oder später von durchgreifendstem Einflusse sich erweisen.

Die allgemeine Klage der jetzigen Zeit ist offenbar die über den Zustand der heranwachsenden Generationen, bei denen außer frühreifer Sinnenlust eine solche Selbstenksamkeit, Altklugheit und Selbstüberschätzung wahrzunehmen ist, daß, so nicht die wirksamsten Mittel zur Verbreitung eines bessern Geistes in Anwendung kommen, 50 oder 100 Jahre später, ein völliger Volksbanterott als nicht unmöglich in Aussicht gestellt zu seyn scheint. Letztes und wahrhaft heilendes Hülfsmittel bleibt doch allein die heilige Schrift. Ist ein kindliches Gemüth in die Geschichten und Lehren derselben eingeführt, ist seine Gedanken- und Willenskraft durch sie geweckt und gestärkt, ist es ihm verständlich gemacht, daß das Alles zugleich seine Geschichte ist: so wird es sich zuerst finden lernen auf dem Markte des Lebens und Wahrheit von Lüge zu scheiden wissen.

Kommt nun zu dem bisherigen Unterricht noch hinzu, daß anschaulich geworden der Inhalt des abstrakten Denkens und geistigen Anschauens durch ein leibliches Sehen in Bildern, und in concreten, behaltbaren Gestalten innerlich angeeignet worden: so dürfte ein so erzogenes Gemüth mehr, als es ohne dies möglich ist, gewaffnet seyn gegen die Stürme und Versuchungen des reiferen Lebens und selbst, wo es Schiffbruch leidet an dem inneren Frieden, die Grundsubstanzen des ewigen Lebens zu tief der Erinnerung eingepreßt finden, als daß es sich derselben völlig zu entschlagen vermöchte und an den aus der Jugendzeit herübergenommenen Bildern schwer zu beseitigende Anhaltspunkte und leicht von Neuem zu belebende Antriebe zur Buße und zum Glauben stets bei sich tragen.

So möchte dieses Werk durch Gottes Gnade mit ein Mittel werden, dem stärker und stärker andringenden Strome der Verweltlichung und Gottlosigkeit nicht leicht zu stützende Bollwerke entgegen zu stellen.

Nimmt man dazu die gelungene Composition der Bilder, die das Beste in sich aufgenommen haben, was von den Meistern alter und neuer Zeit auf dem Gebiete künstlerischer Darstellungen biblischer Stoffe geleistet worden ist, von Holbein, Dürer, Pöns, Raphael etc., und den ungemein niedrigen Preis von 1 Thlr. 20 Sgr. ungebunden bei einer Zahl von 327 Holzschnitten, so kann man sich der Hoffnung nicht entschlagen, alle Freunde des Reiches Gottes möchten sich an der Verbreitung dieses Werkes eifrig mit theilnehmen.

Namentlich werden die Geistlichen hinreichend Gelegenheit und Veranlassung haben, dasselbe als vortreffliches Festgeschenk zu Weihnacht, an Confirmationstagen, bei Kindtaufen und Hochzeiten zu empfehlen; die Lehrer an Schulen, Vorsteher an Erziehungsanstalten und Rettungshäusern bei genauerer Prüfung erkennen, wie sehr sie bei der Erziehung ihrer Pflegebefohlenen durch ein solches Hülfsmittel unterstützt werden, dieselben in anziehender Weise zu tieferem Verständniß, zu innigerer Betrachtung, zu heilsamerem Gebrauch des göttlichen Worts zu bringen.

Aller Christen Gebet ist: Dein Reich komme; möge zur Erfüllung dieser Bitte auch dieses Werk durch Gottes Gnade mit beitragen. — — — (Zu beziehen aus der Niederlage des Vereins, Gertraudenstraße 22.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Sonnabend den 6. December.

N<sup>o</sup> 98.

## Ueber Ehescheidung und Wiederverehelichung.

(Fortsetzung.)

Der Ehebruch ist ein Verbrechen; und wie man auch glaube, es gegenwärtig strafen zu müssen, einen Lohn, und das in der That wäre das Recht einer anderweitigen Verheirathung, wird man ihm nimmermehr folgen lassen dürfen. Wie aber stehts mit dem unschuldigen Theile? Die Schrift gibt bezüglich dessen keine Vorschrift mit bestimmten Worten. Wenn der Herr Mt. 19 sagt: „Wer sein Weib entläßt, es sey denn um der Hurei, und freiet eine andere, der bricht die Ehe“, so folgt allerdings daraus unbestreitbar, daß wer sie um dieses Grundes willen entläßt und eine andere freiet, die Ehe nicht bricht. Sie ist bereits gebrochen. Ob er aber recht und gut thut, ob er nicht vielleicht sogar eines andern Vergehens sich schuldig macht, daß kann man sagen, ist doch in der That noch fraglich; und die Rath. Kirche hat sich bekanntlich dahin entschieden, daß sie auch dem unschuldigen Theile, so lange der andere noch am Leben ist, die zweite Ehe versagt und überall keine eigentliche Scheidung, sondern nur eine Trennung von Tisch und Bett als zulässig anerkennt. Es liegt außerhalb unserer Aufgabe, auf diese Frage näher einzugehen. Wir bemerken nur, daß nach der Grundanschauung Christi von der Ehe das Band derselben durch Hurei thatsächlich zerrissen wird, die Ehe ist hier nicht bloß gestört, sie ist in ihrem Fundamente zerstört. Es ergibt sich also in Folge eines einfachen Schlusses, daß auch hier das Geltung hat, was Paulus für den Fall statuirt, daß der eine Theil mit Tode abgegangen ist. Der unschuldige Theil ist frei geworden. Wer ihn mit der Rath. Kirche noch für gebunden hält, muß annehmen, daß trotz des thatsächlich geschehenen Ehebruchs die Ehe nicht gebrochen ist, und das ist contradictio in adjecto. Es mag nicht rathsam seyn, daß der so frei Gewordene gleich wieder in eine neue Ehe tritt, man kann sagen, daß er christlicher handelt, wenn er dem schuldigen Theile den Weg zu voller Versöhnung offen zu erhalten sucht, aber die Befugniß zu einer anderweitigen Verehelichung wird man ihm nicht bestreiten können. Deshalb hat die Evang. Kirche selbst in ihre Symbole die Bestimmung aufgenommen, daß die Scheidung auf Grund des Ehebruchs den unschuldigen Theil zu einer andern Ehe berechtigt. „Denn je das Verbot zwischen Gekattern unrecht ist, so ist auch dies unrecht, daß wo zweie geschieden sind,

der unschuldige Theil nicht wieder heirathen soll.“ (Schmalkalb. Artikel. Anhang. S. 286. Ausg. des Evang. B. Vereins.)

Sodann kann man über die Ausdehnung ungewiß seyn, in welcher der von Paulus zugelassene zweite Scheidungsgrund seine Anwendung finde und es für fraglich halten, ob auch er zur Wiederverehelichung berechtige. Paulus schreibt 1 Cor. 7, 15: „Es ist der Bruder oder die Schwester nicht gefangen (*οὐ δεδούλωται*) in solchen Fällen.“ Dem Zusammenhange nach scheint der Apostel nur sagen zu wollen, der christliche Theil ist nicht verpflichtet, dem sich trennenden nachzugehen, sich ihm aufzudrängen. Flatt: „er ist nicht Sclav, er braucht sich nicht alles gefallen zu lassen, um die Trennung zu verhindern.“ Aehnlich Bengel, Olshausen, Julius Müller. Aber schon Tholuck hat in den ersten Auflagen seines Commentars über die Bergpredigt unter Bezugnahme auf einen ähnlichen in den jüdischen Ehecontracten üblichen rabbinischen Ausdruck den Nachweis geführt, daß *δεδούλωται*, wie *δέδεται* in B. 39 die eheliche Gebundenheit bedeute, und daß es also zu seinem Gegensatze habe: er ist nicht mehr ehelich gebunden, mithin „frei, zu heirathen, wen er will.“ Die Erklärung kann um so eher bestehen, als der Zusatz, den wir B. 11 finden, *μὲντοι ἀγαμος* hier fehlt und überdem die ganze Erinnerung überflüssig gewesen wäre, wenn der Apostel eine bloß äußerliche Absonderung hätte zugestehen wollen. Denn es verstand sich doch wohl von selbst, daß die B. 11 den christlichen Eheleuten gegebene Erlaubniß solchen, die in gemischter Ehe lebten, nicht versagt werden konnte. „Auch der Verfasser des besten neuern Commentars zu dem ersten Briefe an die Korinther, Osiander“, ist, wie das Vorwort zu diesem Jahrgange der Ev. K. Z. bereits bemerkt hat, zu demselben Ergebnisse gekommen, und zwar „nicht im Interesse einer brennenden Frage, sondern von rein exegetischem Standpunkte aus;“ und hiernach wird es also nicht geleugnet werden können, daß wer die bössliche Verlassung als vollgültigen Scheidungsgrund betrachtet, bestimmte Schriftgründe auf seiner Seite hat. Es ergeben sich uns also als Scheidungsgründe, die zugleich zur Wiederverheirathung berechtigen, keine weiteren, als Hurei in der Ehe, d. i. Ehebruch, und zunächst für Fälle, wie sie der Apostel im Auge hatte, bössliche Verlassung.

(Fortsetzung folgt.)



## Nachrichten.

### Die achte Westphälische Provinzialsynode.

Die aus den Deputirten, je zwei geistlichen und einem weltlichen aus jeder der neunzehn Kreissynoden einberufene achte Westph. Provinzialsynode wurde vom 16. August bis 1. September d. J. zu Schwelm abgehalten, gleichzeitig mit der zu Varmen versammelten Rheinischen Synode. Als Königl. Commissarius war statt des kürzlich in den Ruhestand getretenen Gen.-Superint. Dr. Gräber der Ober-Consistorialrath Dr. Sneath zu Berlin gegenwärtig, und von der theologischen Fakultät zu Bonn der Consistorialrath Prof. Dr. Hase deputirt. Zahlreicher als in früheren Synoden war dies Mal die Vertretung des lutherischen Bekenntnisses, namentlich aus Minden-Ravensberg. Die Kreissynodal-Verhandlungen brachten ernste Verhandlungen über den kirchenrechtlichen Bekenntnißstand zur Vorlage. Die Eröffnungsrede des Präses Dr. Albert bereitete darauf vor, und ermahnte zur Einigkeit im Geiste, das Begrüßungswort des Königl. Commissarius betonte die brüderliche Eintracht, die Synodalpredigt des Sup. Müller hatte nach Ephes. 4, 3—6 mit Hinweisung auf den Ernst der gegenwärtigen Zeit, wo ein gewaltiger Kampf im Anzuge, die Geister gerüstet stehen und neutral zu bleiben bald Niemanden mehr gestattet seyn werde, zum Gegenstande „das Wesen, die Hindernisse und die ewigen Grundlagen der Einigkeit im Geiste.“ Nach den ersten vorbereitenden Verhandlungen, Bezeichnung der zu ernennenden Commissionen, Anordnung von Abendgottesdiensten 2c., womit die Synode in der Reformirten Kirche begann, wurde die Vorbereitung zum h. Abendmahl in der neu erbauten großen lutherischen Kirche gehalten; die Gemeinde ist eine von denen, welche von Anfang der Union nicht beigetreten. Die Beichtrede hielt der Präses über Joh. 6, 53—56, fragte das Beichtbekenntniß und sprach die Absolution nach der Agende mit der zugefügten Aufforderung, sich zu melden, so Jemand durch Gemüthsbekümmerniß gedrückt, besonderen Rathes und Trostes bedürfe. An dieser Beichtandlung hatten sämmtliche Synodalen Theil genommen, an der gemeinsamen Abendmahlsfeier mit den Spendeworten der Agende Theil zu nehmen, trugen Mehrere Gewissensbedenken, insbesondere wegen der jetzt genehmigten drei Paragraphen über den Bekenntnißstand. Es kam darüber gleich in den ersten Sitzungen zu Verhandlungen über Berechtigung der Confession, bei denen in Frage stand, ob ein weiteres gemeinsames Verhandeln stattfinden könne. Die Agende mit den besonderen Bestimmungen und Zusätzen für Westphalen vom J. 1834 enthält im 2ten Theil S. 112 ein Abendmahlsformular mit den lutherischen Spendeworten: „Nehmet hin und esset, das ist der wahre Leib 2c.“ In vielen Gemeinden in Minden-Ravensberg, wo bis auf fünf reformirte, sämmtliche Gemeinden lutherischen Bekenntnisses, sind diese Spendeworte theils immer im kirchlichen Gebrauche geblieben oder seit längerer Zeit wieder eingeführt mit ausdrücklicher Genehmigung der kirchlichen Behörde, auch der Confessionsname ist, wo es beantragt, von der kirchlichen Oberbehörde wieder anerkannt, wie die namentliche Verpflichtung der Geistlichen auf die lutherischen Bekenntnißschriften. Es wäre deshalb ganz der kirchlichen Ordnung gemäß gewesen, wenn das h. Abendmahl nach der Confession administriert worden wäre, mehreren Synodalen, die es ausdrücklich begehrt, ist es auch so dargereicht. Ein Mitglied der Synode konnte indeß keine Freubigkeit gewinnen, an der gemeinsamen Abendmahlsfeier Theil zu

nehmen.“ Um jedoch jedes Aufsehen und den Schein der Ostentation zu vermeiden, betheiligte sich dasselbe an einem desselben Tages in der benachbarten Gemeinde Langensfelde gehaltenen Missionsfeste, und war an dem Tage am Synodalorte nicht anwesend. Bereits bei der Einberufung zur Synode hatte dies Mitglied seinem Superintendenten Anzeige gemacht, daß es sich durch Gewissensbedenken behindert finde, an dem gemeinsamen Synodal-Abendmahle Theil zu nehmen, und gebeten, seinen Stellvertreter einzuberufen. Der Superintendent war jedoch nicht darauf eingegangen, sondern hatte von demselben begehrt, der Einberufung zu folgen, mit der Erklärung, daß er unbedenklich dazu für berechtigt halte auch ohne Theilnahme an der Abendmahlsfeier. Wie aus diesem Hergange ersichtlich war in keiner Weise von dieser Seite beabsichtigt, die Frage über die Confessionsberechtigung schon jetzt bei dieser Gelegenheit vor der Synode zur Discussion zu bringen, die vielmehr später an dem angewiesenen Orte bei den Verhandlungen über Confession und mehrere dahin gestellte Anträge zum Austrage kommen mußte. Es würde dieselbe auch jetzt noch nicht zur Sprache gekommen seyn, wenn nicht Scriba, welcher im Protokoll vermerkt hatte, daß „alle anwesenden Synodalen“ das h. Abendmahl gefeiert, was ja ganz richtig, mitgetheilt, das Protokoll berichtigen zu müssen, indem nicht „alle bereits erschienenen Synodalen“ Theil genommen, sondern einer sich enthalten. Das rief sofort eine erregte Discussion hervor. Von gegnerischer Seite wurde die Mitfeier als eine Bedingung der Berechtigung zur Synode behauptet und dafür berufen auf §. 51 der Kirchenordnung, lautend: „Am zweiten Tage ist feierlicher Gottesdienst, und die Synode feiert die Communion.“ Daß darin ein Zwang liege für jeden Synodalen, an der Communion Theil zu nehmen und von der Theilnahme die Berechtigung zur Synode bedingt sey, wurde von der anderen Seite entschieden abgewiesen, es sey dieser Paragraph auch noch niemals von der Synode so gedeutet, da ja bei Eröffnung derselben jedes Mal — auch dies Mal — mehrere Mitglieder noch nicht erschienen seyen, ohne daß es Jemanden eingefallen, denselben die Berechtigung zur Synode abzusprechen, auch öfter der Fall eintrete, daß während der schon beratenden Synode die Mitglieder wechselten und die Stellvertreter erschienen. Wenn nun ein Abendmahlszwang in dem betreffenden Paragraphen nicht enthalten, so könne und dürfe ein solcher auch überhaupt nicht stattfinden nach dem Wesen des Sacraments, am allerwenigsten aber wo ein Gewissen durch das kirchliche Bekenntniß gebunden, und das Sacrament nach demselben nicht administriert werde. Die Majorität der Synode ging darauf unter Bezugnahme auf das geäußerte Bedauern, daß ein Synodale von der gemeinsamen Feier sich habe ausschließen können, zur Tagesordnung über. Es wurden indeß, um für künftig ähnlichen Fällen vorzubeugen, mehrere Anträge eingebracht. Der erste Antrag: „es solle künftig keinem Mitgliede der Synode gestattet seyn, der gemeinsamen Abendmahlsfeier sich zu enthalten, es sey denn, daß es zuvor seine Hinderungsgründe dem Präses ausgesprochen und dieser dieselben anerkannt habe“ — wurde abgelehnt. Ein zweiter Antrag: „daß die Anerkennung der wirklichen Mitgliedschaft der Synode von der kirchenordnungsmäßigen Betheiligung an der gemeinsamen Abendmahlsfeier abhängig gemacht werden solle“, wurde ebenfalls als gar zu gesetzlich mit großer Majorität abgeworfen. Ein dritter Antrag: „Synode spreche die Erwartung aus, daß kein Pfarrer und Aeltester der Provinzialgemeinde das Mandat zur Provinzialsynode annehmen werde, welcher sich in seinem Gewissen behindert sehe, mit den Synodalen brüderlich an der ge-



meinsamen Abendmahlsfeier Theil zu nehmen“, wurde mit Majorität angenommen. Die Sache konnte indeß in diesem Beschlusse ihre Erledigung nicht finden, der statt eines aus der R. D. nicht geltend zu machenden Zwanges in der ausgesprochenen Erwartung der Theilnahme eine das Gewissen bindende Verpflichtung dazu auferlegt, oder von der Synode ausschließt. Mit großer Ruhe und Entschiedenheit gab zunächst der betreffende Superintendent die Erklärung, daß er für den Deputirten seiner Diocese, welcher auf seine Veranlassung, ohne an der gemeinsamen Abendmahlsfeier Theil nehmen zu wollen, erschienen sey, einzutreten habe, und die Berechtigung desselben zur Theilnahme an der Synode in Anspruch nehme. Der Deputirte bezeugte, wie er sein ganzes Verhalten ernstlich vor dem Herrn erwogen und nicht anders habe können, daß auch er einer Union angehöre, die er liebe und pflege, der Gemeinschaft mit Brüdern auf den Knieen, im Gebet und am Wort, seine Confessionsstellung zum Sacrament des Altars ihn jedoch im Gewissen binde, an einer gemeinsamen Abendmahlsfeier nicht Theil zu nehmen, er auch bei dieser seiner Stellung seinen Sitz auf der Synode nicht etwa als bloß zugelassen, sondern nur als berechtigt ferner noch einnehmen könne und werde, die von der Majorität der Synode fürs Künftige ausgesprochene Erwartung nicht eine bindende Verpflichtung seyn könne, entweder dürfe kein Abendmahlszwang stattfinden, oder es müsse das kirchliche Bekenntniß in der Abendmahlsfeier Befriedigung finden, und hoffe er, in dieser seiner offen dargelegten Stellung von der Synode verstanden zu werden, zumal zu einer Zeit, wo auf confessionellem Gebiete noch so Vieles in Verwirrung stehe und der weiteren Entscheidung warte. Ein nach dieser Erörterung eingebrachter Antrag: „da die Sache in den Verhandlungen über die Confession noch zum Austrage kommen werde, für jetzt darüber nicht weiter zu verhandeln, und etwa dieserhalb zu stellende Anträge an die Bekenntniß-Commission zu richten“ — wurde einstimmig angenommen. Wenn diese von lutherischer Seite nicht provocirte sehr ernste Verhandlung, die bei minderer Besonnenheit weiter führende Folgen haben, bei anerkannter vollen Berechtigung der Confession aber gar nicht vorkommen konnte, ihre Erledigung nur in der kirchenrechtlichen Entscheidung finden kann, ob Unionszwang bis zur Theilnahme am Sacrament berechtigt, oder die Union beschränkt ist auf Zulassung zu demselben, und die kirchliche Confession berechtigt, sich der Sacramentsgemeinschaft zu enthalten, eine Frage, die in ihren Folgen von größter Bedeutung; so war doch die Discussion nicht ohne heilsamen Einfluß auf die ferneren Verhandlungen, indem dadurch die gegenseitige Stellung offen dargelegt mit allseitiger Anerkennung, daß es sich bei dem Einstehen für die Confession nicht handle um todtten Orthodoxyismus, sondern um das Leben im Bekenntniß.

Die durch mehrere Provinzialsynoden hindurchgehenden Verhandlungen über die revidirte R. D. waren mit den von der siebenten Provinzialsynode gefaßten Beschlüssen über den Bekenntnißstand, welche durch Cab.-Ordre vom 25. Nov. v. J. bestätigt worden, zum Abschluß gebracht. Der Deputirte Aelteste App.-Ger.-Rath Hagens hat die Herausgabe der „Kirchenordnung für die Gemeinden der Provinz Westphalen und der Rheinprovinz mit den seit ihrer Publication (1835) erlassenen Declarationen und zusätzlichen Bestimmungen“ besorgt, die eben im Verlage von Velhagen und Klasing zu Bielefeld erschienen. Synode sprach demselben für die mühevollen Arbeit ihre dankbare Anerkennung aus. Der Herausgeber hat die drei Paragraphen über den

Bekenntnißstand als Einleitung vorangestellt, und denselben als „Ergänzungen“ mehrere Verordnungen über Union hinzugefügt, die Cab.-D. von 1817 und 1852, vom 12. Juli 1853, auch Auszüge aus anderen Actenstücken über Union, so aus dem amtlichen Rechenschaftsberichte des Prof. Schleiermacher Namens der Berliner Synode vom 29. Oct. 1817, Erklärung der Synode Marl von 1816, wogegen die Cab.-D. vom 28. Febr. 1834 vermißt wird, sowie die vom 11. Oct. 1853, die als erneuerte Bestätigung der Cab.-D. vom 6. März 1852 dazu gehört. Auch einige anderweitige Bestimmungen wurden vermißt. Die Bemerkung des Präses, daß die Ausgabe vollständig und genau, sowie die auf dem Titelblatt befindliche Bemerkung: „Im amtlichen Auftrage“ herausgegeben, welche jedoch nur dahin zu verstehen, daß die vorige Synode den Herausgeber darum ersucht, veranlaßte zu der Bemerkung, daß die benannten Verordnungen, namentlich die Cab.-D. von 1834 bei der Zusammenstellung nicht fehlen dürfe, und zu dem Antrage: „Die hohe Kirchenbehörde zu ersuchen, eine amtliche und authentische Ausgabe der revidirten R. D. zu veranlassen.“ Bemerkenswerth ist die Behauptung des Herausgebers in der Entgegnung dieses Antrages, daß — ungeachtet doch so manche anderweitige nicht hergehörige Erklärung:n über Union angenommen — die Cab.-D. von 1834 nicht zur R. D. gehörig sey, und ebenso sehr, daß diese Aeußerung ins Protokoll genommen, ohne dieselbe als durchaus unbegründet zu bezeichnen. Es könnte dies auch später fälschlich so gedeutet werden, als habe diese Cab.-D. durch die drei Paragraphen über den Bekenntnißstand ihre volle Geltung für die Provinzialkirche eingebüßt. Auf den gestellten Antrag ging die Majorität der Synode, da Zweifel geäußert wurden, daß die Kirchenbehörde demselben entsprechen werde, nicht ein. Es wäre indeß gewiß sehr wünschenswerth, wenn die Kirchenbehörde sich dazu veranlaßt fände.

Mit gespannter Erwartung und nicht ohne Besorgniß über den Ausgang ging die Synode an die Verhandlung der in Bezug auf die drei Paragraphen über den Bekenntnißstand gestellten Anträge. Die von der 7. Provinzialsynode im J. 1853 gefaßten und nun genehmigten Beschlüsse lauten: „§. 1. Die evangelische Kirche Westphalens und der Rheinprovinz gründet sich auf die heilige Schrift Alten und Neuen Testaments, als die alleinige und vollkommene Richtschnur ihres Glaubens, ihrer Lehren und ihres Lebens, und erkennt die fortwauernde Geltung ihrer Bekenntnisse an. §. 2. Diese in Geltung stehenden Bekenntnisse sind, außer den alten, allgemeinen der ganzen Christenheit, lutherischerseits: die Augsburgerische Confession, die Apologie der Augsburgerischen Confession, die Schmalkaldischen Artikel und der kleine und große Katechismus Luthers; reformirterseits: der Heidelberger Katechismus. Da, wo lutherischerseits die Concorbienformel, oder reformirterseits die Augsburgerische Confession kirchenordnungsmäßig besteht, bleiben auch diese in Geltung. Die unirten Gemeinden bekennen sich theils zu dem Gemeinsamen der beiderseitigen Bekenntnisse, theils folgen sie für sich dem lutherischen oder reformirten Bekenntnisse, sehen aber in den Unterscheidungslehren kein Hinderniß der vollständigen Gemeinschaft am Gottesdienst, an den heiligen Sacramenten und den kirchlichen Gemeinderechten. §. 3. Unbeschadet dieses verschiedenen Bekenntnißstandes pflegen sämmtliche evangelische Gemeinden als Glieder einer Evangelischen Kirche, Gemeinschaft in Verkündigung des göttlichen Wortes und in der Feier der Sacramente und stehen mit gleicher Berechtigung in einem Kreis- und Synodal-Verbande und unter derselben höheren kirchlichen Verwaltung.“



Diese so gefaßten Beschlüsse, die selbst in den höheren kirchlichen Behörden eine verschiedene Auslegung gefunden, hatten, nachdem sie durch das Synodal-Protokoll den Geistlichen und Presbyterien bekannt geworden, namentlich in Minden-Ravensberg mehrfachen Einspruch hervorgerufen als die kirchenrechtliche Geltung des Bekenntnisses beeinträchtigend, Geistliche und Vereinssynoden und Presbyterien hatten beantragt, den Beschlüssen die Bestätigung zu versagen, mehrere Geistliche hatten in einer Eingabe ihre Bedenken gegen die Bestätigung noch besonders hervorgehoben. Es erfolgte auch die Bestätigung nicht, während anderen Beschlüssen die Genehmigung erteilt wurde und nachdem mehrere Jahre vergangen ohne Bestätigung verbreitete sich die Erwartung, daß sie überhaupt nicht erfolgen werde, zum mindesten nicht in der vorliegenden so verschiedene Deutung zulässigen Fassung. Vielen unerwartet erging die Bestätigung durch Cabinetsordre vom 25. Nov. v. J. und wurde sämtlichen Presbyterien mitgeteilt, „eine offizielle Publication der Beschlüsse bei dem rein kirchlichen Charakter derselben nicht angemessen gefunden.“

Die Cabinetsordre erteilt diesen Beschlüssen, „in welchen der wahre und richtige Ausdruck des geschichtlichen und gegenwärtigen Bekenntnisstandes der evangelischen Landeskirche Westphalens und des Rheinlands erkannt worden sei“, die Genehmigung mit der zuversichtlichen Hoffnung, „daß die Handhabung der kirchlichen Verwaltung nach Maßgabe dieser factischen Unterlage unter Gottes Segen dazu dienen werde, den Frieden der Kirche zu erhalten, das geistliche Leben in ihr zu fördern, und das Band der Gemeinschaft bei aller Entschiedenheit des Bekenntnisses fester zu ziehen.“ Es soll demnach in der kirchlichen Verwaltung und Anwendung dieser Paragraphen doch die Entschiedenheit des Bekenntnisses nicht beeinträchtigt werden. Indes fanden auch nach der Bestätigung diese §§. die verschiedenartigste Deutung unter den Geistlichen, Presbyterien und in den Gemeinden, mancherlei Besorgnisse und Bedenken wurden laut, insbesondere über die Zusammenstellung von §§. 2. u. 3., welcher Unterschied zwischen „vollständiger Gemeinschaft“ der unirten Gemeinden unter sich, und „Gemeinschaft“ sämtlicher evangelischen Gemeinden, lutherischen, und reformirten Confessions- und unirten Gemeinden? Warum statt der kirchlichen Bezeichnung: „Bekenntnisse der Lutherischen oder Reformirten Kirche“, der fremdartige Ausdruck: „lutherischerseits, reformirterseits?“ das Wort Kirche so sorgfältig umgangen? und weitere Fragen je nach der Auffassung der Paragraphen, die bei einem Gegenstande wie dieser, Feststellung des Bekenntnisstandes, nahe liegen, und wie das Bestehen der Kirche, so das Amt der Kirche und die Gemeinden betreffen. Dies veranlaßte mehrere Geistliche lutherischen Bekenntnisses, die am 1. April d. J. in einer Conferenz in Minden zusammen waren, zu einer Besprechung der drei Paragraphen und Erklärung über ihr Verständnis derselben. Es ist diese Erklärung in der Ev. R. Z. Nr. 59. d. J. veröffentlicht. Wer dieselbe ansieht, dem liegt vor Augen, daß ihr Zweck Verständigung über die richtige, heides die Confession und Union in ihrem Rechte anerkennende, fern von polemischer Tendenz nur Klarheit und Wahrheit begehrende Auffassung der Paragraphen. Sie rief indes eine vehemente Widerlegung von dem reformirten Sup. Ball zu Rade vorm Walde hervor, in dem von demselben herausgegebenen Unionsblatt, dem ev. Gemeindeblatte, die wiederum den Pastor Felbner zu Elberfeld, der die Erklärung mitgezeichnet, zu einer Entgegnung nötigte in einer erst mit der Eröffnung der Provinzialsynode erschienenen Broschüre:

„das Recht des lutherischen Bekenntnisses in Rheinland und Westphalen, dargelegt in einer Beleuchtung der drei Paragraphen über den Bekenntnisstand, mit einem Vorwort von Dr. Sander.“ Diese Ball'sche Widerlegung, die der demselben persönlich befreundete Sander als ein „Käuten der Alarmlöcke bezeichnet wider die Leute, die den Weltkreis erregen“, hatte in einigen Kreisynoden der Mark und der in Tecklenburg einen Wiederhall gefunden in streitbaren Äußerungen der Männer der Liebe und des Friedens über „lutherische Wühler“, „neu lutherische Geistliche“, „diplomatische Sophisterei“, „aufrichtigen Fanatismus“ etc., in Protesten gegen die Mindener Erklärung und demgemäßen Anträgen an die Provinzialsynode. Die Anträge lauten: 1. „Die Mindener Erklärung als eine unberechtigte und unrichtige zu verwerfen; 2. an die hohen und höchsten Behörden die Bitte zu richten, daß, da dem confessionellen Elemente innerhalb unserer unirten Provinzialkirche (?) bereits genug geschehen sei, die confessionelle Strömung nicht durch noch mehrere Zugeständnisse gefördert, sondern durch weise und friedliche Mittel gehemmt werden möchte.“ So Unna und Tecklenburg. Dortmund will noch mehr. Eibenscheid hat „mit großem Erstaunen, Unwillen und tiefem Schmerz“ von der Mindener Erklärung Kenntnis genommen, und bekräftigt, daß deren Annahme zur Aufhebung der Union führe. Hamm besorgt davon die Sprengung der einen Provinzialsynode in drei, der Geistliche, der unter Umständen darnach verfahren, soll aus der Provinzialkirche ausscheiden, und erklärt die kirchliche Gemeinschaft dahin, daß die Glieder der Evangelischen Kirche nicht lutherisch und nicht reformirt communiciren, der Tisch des Herrn nicht Tisch der Kirche sei. — Dagegen hatten, und wie man sieht, sehr richtig, auf den Kreisynoden in Minden-Ravensberg mehrfache Bedenken gegen die Deutung und Anwendung der drei Paragraphen sich geltend gemacht, und waren von hier aus mehrere Anträge auf Declaration derselben an die Provinzialsynode gerichtet. Ein Antrag begehrt: „Erlaß einer Declaration der drei Paragraphen, daß denselben im Verwaltungswege keine Deutung gegeben werden dürfe, welche die dem Bekenntnis kirchenrechtlich zustehende Berechtigung beeinträchtigt.“ Eine andere Synode stellt denselben Antrag spezieller ausgeführt dahin: „daß zur Beruhigung derjenigen Geistlichen, Gemeinden und Glieder unserer Provinzialkirche, die an ihrem Sonderbekenntnis festhalten, eine Declaration gegeben werde, wodurch näher bestimmt werde, wie die dort ausgesprochene vollständige Kirchengemeinschaft zu verstehen sei, und worin namentlich ausgesprochen werde: a) daß zwar die verschiedenen Gemeinden den Gliedern von Gemeinden eines anderen Bekenntnisses auf deren Wunsch die Theilnahme am heil. Abendmahl in ihren Kirchen gewähren, daß aber Geistliche nicht verpflichtet sind, das h. Abendmahl in Kirchen eines anderen Bekenntnisses auszuteilen; ebenso auch Gemeinden nicht geächtigt sind, von Geistlichen eines anderen Bekenntnisses das Abendmahl abzunehmen zu lassen.“

b) Daß ferner Geistliche, die in einer lutherischen, reformirten etc. Gemeinde angestellt sind, ohne vorherigen Confessionswechsel nicht an eine Gemeinde des gegentheiligen Bekenntnisses berufen werden können.

c) Daß lutherische oder reformirte Superintendenden nicht verpflichtet sind, die Ordination von Candidaten des gegentheiligen Bekenntnisses zu vollziehen, und diese berechtigt, die Ordination durch Geistliche ihres Bekenntnisses zu verlangen.

d) Daß auch in anderen Beziehungen des kirchlichen Lebens, wie z. B. in den liturgischen Sachen, bei Ertheilung des Confirmanden-



unterrichts 2c. Gewissensausstößen der Betheiligten nach Möglichkeit billige Rücksicht zu gewähren sei.

Hervorgehoben durch die drei Paragraphen waren Anträge mehrerer Synoden:

„Wir beklagen es tief, daß die Kirchenordnung in den drei Paragraphen Zusätze erhalten hat, die leicht große Verwirrung anrichten können, weil sie über die Maßen an innerer Unklarheit und Unordnung leiden. Um nun wenigstens für andere Gegenden zur Klarheit zu kommen, so beantragen wir, Hochwürdiges Consistorium wolle bei der höchsten Kirchenbehörde die Erklärung erwirken, daß hin lautend, daß die Gemeinden Minden-Ravensbergs — ausgenommen die fünf reformirten Gemeinden — in Betreff des Bekenntnisses in unveränderter Zugehörigkeit zur lutherischen Kirche stehen.“ —

Die von beiden Seiten an die Provinzialsynode gerichteten Anträge wurden, ehe sie im Plenum der Synode verhandelt, der Bekenntnißcommission zur Verathung überwiesen. In der zehnten Sitzung kamen dieselben vor der Synode zur Verhandlung und Beschlußnahme, zunächst die von Minden-Ravensberg eingebrachten auf eine Declaration der drei Paragraphen. Der erste im allgemeinen gestellte Antrag auf Erlass einer Declaration wurde nach dem Antrage der Commission: da der Antrag zu allgemein gestellt und es keine Fassung des Gesetzes gebe, welche eine mögliche Mißdeutung ausschliesse, concrete Fälle nicht angegeben seien, die einzelnen Bedenken aber in den nachfolgenden Anträgen weiter zum Austrage kommen müßten, — wenn gleich dagegen hervorgehoben wurde, daß ja eben die Unklarheit der Paragraphen in der verschiedenen Auffassung, die sie gefunden unter Geistlichen, in Gemeinden, Synoden und in den Kirchenbehörden so offenbar vorliege, daß sie nicht ignorirt werden könne, und Declaration erfordere, um dem Mißverständniß zu begegnen, — von der Majorität abgelehnt. — Der weiter gestellte Antrag: „auf Declaration, was §. 2. unter vollständiger Gemeinschaft der unirten Gemeinden unter sich zum Unterschiede der in §. 3. genannten Gemeinschaft sämmtlicher evangelischen Gemeinden, lutherischer, reformirter und unirter, unbeschadet des verschiedenen Bekenntnißstandes zu verstehen sei, führte zu sehr ernster Discussion über Union und das Recht der Confession. Es wurde hervorgehoben, eine wie weit greifende Bedeutung das Wort habe: vollständige Gemeinschaft am Gottesdienste, den Sacramenten und kirchlichen Gemeinberechten. Wenn die Union das geltend machen wolle für sämmtliche Gemeinden, was da noch übrig bleibe von dem Recht der Confession? Das setze eine Union in der Lehre und im Bekenntniß voraus, die nicht vorhanden. Der Consensus des Bekenntnisses sei noch nicht gefunden, und werde schon anticipirt. Wenn Zwang statt finde bis zur Gemeinschaft am Abendmahle des anderen Bekenntnisses, so bleibe der Confession kein Raum mehr unter der Union. Offenes Aussprechen noch ungelösten bestehenden Gegensatzes sei dem Frieden und der Gemeinschaft ja viel förderlicher und heilsamer, als Verdunkelung und Verdeckung desselben. Die herrschende Unklarheit des Unionsbegriffs, die unbestimmte Fassung der Paragraphen müsse

zu Conflicten und kirchlichen Uebelsständen führen und erfordere eine unzweideutige Erklärung um des Gewissens, um des Amtes, um der Gemeinden willen. — Die Entgegnung, hauptsächlich nur durch den Referenten der Commission geführt, suchte nachzuweisen, daß eine Lehr- und Bekenntnisonion in den Paragraphen nicht festgesetzt, der Consensus in der Geltung der kirchlichen Bekenntnisschriften für die Confessionsgemeinden anerkannt, daß Geistliche und Gemeinden bei Anstheilung und Genießung des h. Abendmahls mit den Worten des Herrn keine Gewissensbedenken haben könnten, die Möglichkeit derselben aber von der Commission zugegeben und deshalb beantragt sey, daß in solchen Fällen das Kirchenregiment mit Schonung der Gewissen das Nöthige veranlassen möge, wie dies ja auch in Angelegenheiten der Agende schon früher geschehen sei. — Dem entgegen beehrte ein Deputirter Minden-Ravensbergs Anerkennung der kirchenrechtlichen Geltung der Confession; diese sei functionirt in der Cabinetsordre von 1834 und 1852, und dürfe und könne durch die Paragraphen nicht beschränkt werden, ohne die bedauerlichsten kirchlichen Zerwürfnisse hervorzurufen. Er habe sich in sein lutherisches Bekenntniß nicht hineinstubirt, sondern hinein gelebt, seit er Christum gefunden, es sei sein Leben, wer sein Bekenntniß kirchlich beschränken wolle, der greife an sein Leben. Eben dasselbe glaube er von seinen Brüdern im Ravensbergischen und den Gemeinden bezeugen zu dürfen. Er habe die erste Erweckungszeit geistlichen Lebens im Ravensbergischen mit durchgemacht, es sei nicht gefragt zuerst nach dem Bekenntniß, sondern nach Christo. Aber das Leben habe sich, ohne Beeinträchtigung der brüderlichen Liebe zum kirchlichen Bewußtsein und Bekenntniß entwickelt und kirchlich gestaltet in den Bahnen kirchlicher Ordnung, wofür dem Herrn zu danken, die Gemeinden seien lutherisch, das Amt werde im lutherischen Bekenntniß in denselben verwaltet, und der Herr habe sich an ihnen bezeugt nach seiner reichen Barmherzigkeit, daß sie sich erbauet in Frieden. Nun gehe die Besorgniß, daß durch die Paragraphen über den Bekenntnißstand das Bekenntniß beschränkt und gefährdet werde, die Verhandlungen der letzten Synoden geben davon Zeugniß. Man möge die laut gewordenen Bedenken nicht bestätigen durch Verjagung der begehrten Anerkennung der vollberechtigten Confession. Er bekenne sich von Herzensgrunde auch zu einer Union, zu der, die der Herr mit blutigem Todesschweiß erbeten Joh. 17., seine Seele begehre erfunden zu werden an jenem Tage in der großen Versammlung derer, die vor dem Stuhle Gottes und ihre Kleider gewaschen im Blut des Lammes, Offb. 7; er wisse, daß diesen allen gewiß und wahrhaftig, und ebenso gewiß nur diesen die Himmelsthür geöffnet; aber ihm bange davor, dem Herrn vorgreifen und eine Kirche setzen und machen wollen, die nur er machen und zeugen könne, man möge darum beten und auf ihn warten, aber nicht etwas selbst machen und dann dafür streiten, daß es der Herr gethan. Er richte an die Synode den Antrag: „die Erklärung abzugeben, daß den drei Paragraphen über den Bekenntnißstand keine Deutung gegeben werden dürfe, welche die in den Bestimmungen der Allerh. Cab. Ord. vom 28. Febr. 1834 der Confession functionirte Berechtigung beeinträchtige.“ Dieser Antrag



wurde von der Synode einstimmig angenommen. Dadurch ist die Deutung und Anwendung der drei Paragraphen beschränkt auf den Inhalt dieser Cabinetsordre, die ihre weitere Declaration wieder findet in der Cabinetsordre vom 6. März 1852.

Bei den nun folgenden oben genannten speziellen Anträgen stimmte die Majorität der Synode dem Gutachten der Commission zu, und erklärte ad a) „daß das Gesetz in den angegebenen Fällen keiner Declaration bedürfe, bei vorkommenden Mißverständnissen und Gewissensbedenken das Kirchenregiment mit Schonung der Gewissen das Nöthige veranlassen werde.“

ad b) daß innerhalb der unirten Kirche ein Confessionswechsel nicht statfinde, der Antrag durch den untern 11. Febr. d. J. genehmigten Beschluß 231 der siebenten Provinzialsynode seine Erledigung finde. — Dieser Beschluß lautet: „Zu einer Gemeinde mit Sonderbekenntniß kann ein Geistlicher anderer Confession zum Pfarrer berufen werden, wenn die Gemeinde dieser Berufung nicht widerspricht. Der neu erwählte Pfarrer muß sich demnächst auf das Symbol der berufenden Gemeinde verpflichten lassen. Bei Gemeinden, die auf dem Consensus stehen, muß sich derselbe auf die §. 2. der revivirten K. D. angegebenen reformatorischen Bekenntnisse in ihrer Einheit verpflichten lassen.“ — ad c) erklärte die Majorität der Synode, daß der Antrag in seiner Consequenz zur Aufhebung des Synodalverbandes und der bestehenden Union führen werde, ad d) wurde mit Majorität Bezug genommen auf die Erklärung ad a. —

Ein weiterer von mehreren Kreisynoden an die Provinzialsynode resp. die hohen Kirchenbehörden gerichteter Antrag betrifft die Anstellung auf die Confession verpflichteter Professoren an den theologischen Facultäten. Er lautet: „Da zu verschiedenen Malen der Bekenntnißstand der lutherischen Gemeinden anerkannt ist, so ist es auch dem Rechte und der Billigkeit angemessen, daß die angehenden Diener derselben auf den Universitäten solche Dozenten vorfinden, welche auf dem Bekenntniß, worauf die Studirenden künftig verpflichtet werden, stehen und darauf docirt werden. Hochw. Provinzialsynode und die hohen Kirchenbehörden werden ersucht, sich diese dringend nöthige Fürsorge für unsere Kirche angelegen sein zu lassen, selbstredend, daß der reformirten Kirche dasselbe zu gewähren. Es erscheint dieser Antrag so sehr, nicht bloß in der Billigkeit, sondern in der Natur der Sache begründet, daß man wohl sagen darf, eine Kirche werde ihn nur dann nicht stellen, wenn sie nicht existirt.“ — Die Majorität lehnte den Antrag ab mit der Motivirung: „daß den Theologie Studirenden auf allen Universitäten des Vaterlandes Gelegenheit gegeben werde, die kirchliche Dogmatik beider Confessionen kennen zu lernen.“ Auch den als Zusatz eingebrachten Antrag, die Worte einzuschalten: „bei bekennnißtreuen Dozenten die kirchliche Dogmatik kennen zu lernen“, so wie das Amenbement: „zu erklären, daß die Synode damit das gute Recht der Bekenntnisse nicht beeinträchtigen wolle“ lehnte die Majorität als nicht erforderlich ab, obgleich geltend gemacht worden, daß nach den Bestimmungen des §. 2. über den Bekenntnißstand die Anstellung solcher Professoren als ein Recht gefordert werde und zugestanden werden müsse, die Union, wenn sie Bekenntnissicherung in Wahrheit gewähren wolle, sich ja davor nicht zu fürchten brauche; und nochmals gewarnt worden, wie bedenklich es sei, eine Kirche zu machen und dem Herrn vorgeizen zu wollen, statt auf Ihn zu harren. — Ueber die oben genannten von einigen Kreisynoden der Mark und von Tecklenburg gestellten beiden

Anträge: 1. Die Mindener Erklärung über die drei Paragraphen über den Bekenntnißstand als unberechtigte und unrichtige zu verwerfen, und 2. die hohen und höchsten Kirchenbehörden zu bitten, daß die confessionelle Strömung nicht durch noch mehrere Zugeständnisse gefördert, sondern durch weise Mittel gehemmt werden möchte“ ging Synode ohne weitere Discussion mit Bezugnahme auf die vorhergegangenen Verhandlungen zur Tagesordnung über. —

Ein anderer Antrag beantragt den Austritt aus der Union zum Confessionsbekenntniß. Schon im vorigen Jahre hatte eine Kreisynode bei dem Consistorium beantragt: „daß, wie auf der siebenten Provinzialsynode ein Weg festgesetzt worden, wie reformirte und lutherische Gemeinden aus ihrer Sonderstellung heraus und der Union beitreten könne, so auch ein Weg festgestellt und gesichert werde, wie unirte Gemeinden aus der Union heraus und in ihre historisch rechtliche Stellung als reformirte und lutherische Gemeinden zurücktreten können.“ Das Consistorium hatte darauf beschieden, „daß, da bekanntlich der Beitritt zur Union nicht einen Confessionswechsel in sich schließe, auch ein Rücktritt aus der Union nicht dazu erforderlich sei, um eine lutherische oder reformirte Gemeinde als solche erscheinen zu lassen, obgleich sie der Union beigetreten, übrigens der Antrag an die Provinzialsynode zu richten sei.“ Demgemäß war der Antrag an die Provinzialsynode gestellt. Diese gab in ihrer Majorität die Erklärung: „Sie bestritte zwar die rechtliche Zulässigkeit eines Austritts der im Beschluß 219 der siebenten Provinzialsynode bezeichneten unirten Gemeinden (— combinirte, nengebilde evangelische Gemeinden und solche, die mit Ablegung des Confessionsnamens und unter Annahme des Unionsritus aber mit Vorbehalt ihres Bekenntnisses der Union beigetreten —) aus der Union nicht, halte sich aber nicht heraus, eine solche Norm des Austritts aufzustellen, vielmehr zur Pflege der Union.“ — Auf einen von der Rheinischen Provinzialsynode eingebrachten Antrag „die Formulirung eines Lehrconsensus“ betreffend, glaubte die Synode weder formell noch materiell eingehen zu dürfen, da die siebente Provinzialsynode diesen Consensus in der Augustana anerkannt habe, Beschl. 214 u. 215, wo in Betreff des 10. Artikels die von 1540 mit der von 1530 gleichberechtigt erkannt wird. — Ebenso wurde ein anderer von daher eingebrachter Antrag: „eine Commission zu ernennen zur Abfassung eines kleinen Katechismus“ abgelehnt. Es stellte sich hierbei die innere Verschiedenheit in der confessionellen Stellung bei der Provinzialsynoden heraus, die Rheinische gerichtet zur Bildung einer Lehr-Union, die Westphälische entschieden weiter zum kirchlichen Bekenntniß der Confession, woher es auch gekommen sein mag, daß dies Mal überhaupt keine gemeinsamen Verhandlungen gemeinschaftlicher Commissionen und auch weiter keine äußerliche Communication statt gefunden, als die übliche gegenseitige Begrüßung und die gemeinsame Beiwohnung an der General-Versammlung und Jahresfeier der Rheinischen Missionsgesellschaft zu Barmen.

In sehr ernster Haltung und geheiligter Stimmung waren diese Verhandlungen geführt worden, die Sache im Auge behaltend, es wurde namentlich den das Bekenntniß der Kirche in großer Einsamkeit vertretenden Deputirten Minden-Ravensbergs von der landes- Seite mit so offener Anerkennung ihrer im Glauben und Leben begründeten Confessionsstellung begegnet, daß Namens derselben ein deputirter Pfarrer sich gedrunken fand, dies dankend auszusprechen.



und die ganze Synode sich erhob, ihre Freude darüber zu bezeugen. Hat der Gegenstand in den Verhandlungen seine Erledigung nicht gefunden, so ist doch die gegenseitige Stellung offen und wahr dargelegt, was ja stets mehr zum Frieden dient, als viele Künste, zu verdecken und zu umgehen.

Das liegt vor und stellt sich als Ergebnis heraus, eine Synode muß eine feste und zwar historisch kirchenrechtliche Grundlage des Bekenntnisses haben, wenn sie der Kirche frommen soll, es ist mehr als bedenklich, neben dem „geschichtlichen“ einen „gegenwärtigen“ Bekenntnißstand zu formuliren und zum kirchenrechtlichen Bekenntniß machen etwa nach Majoritäts-Erklärungen in den Gemeinden und darnach Gemeinden und Synoden zu organisiren. Es muß eine aus verschiedenen Confessionen zusammengesetzte Synode in Sachen des Bekenntnisses nicht im Allgemeinen nach der Majorität entscheiden dürfen, sondern in Bekenntnissachen die Confession gesondert werden, wie es die Tab.-Ordn. von 1852 für die Behörden vorbereitet, wenn die Synode in den großen Reichssachen und in den bevorstehenden Kämpfen der uns näher rückenden Zeit einträchtig unter einem Banner des Herrn Kriege führen soll. Der Herr wolle das Weitere versehen.

Aus den weiteren Verhandlungen beschränke ich mich auf einzelne Mittheilungen. Von den Kreissynoden Unna und Hagen war beantragt: „Provinzialsynode möge an des Königs Majestät das Gesuch stellen, drei Candidaten für die Wiederbesetzung der General-Superintendentur vorschlagen zu dürfen.“ Es wurde dagegen geltend gemacht, daß die Tab.-Ordn. vom 13. Juni 1853 die von der ältesten Provinzialsynode gestellten Anträge auf Theilnahme bei Besetzung des Kirchenregiments, so wie jede Beschränkung der landesherrlichen Rechte durch die Synode abzuweisen befohlen, und lehnte die Majorität der Synode die Anträge ab. In einer späteren Sitzung wurden indeß die Anträge in anderer Weise wieder aufgenommen, und dahin gestellt, „in der bisher üblichen Adresse an Se. Majestät das zuversichtliche Vertrauen auszusprechen, es werde die Allerh. Gnade und Weisheit die Wahl zur Wiederbesetzung der erledigten General-Superintendentur aus solchen Männern des Vertrauens der Provinzialkirche treffen, welchen es Herzenssache sey, die Provinzialgemeinde bei ihrer eigenthümlichen Verfassung und ihrem geschichtlich gewordenen Bekenntnißstande auf Grund ihrer Kirchen-Ordnung, insbesondere der drei Paragraphen über den Bekenntnißstand unverrückt in Einigkeit und Liebe zu bewahren.“ Es entspann sich über die Tendenz dieses Antrages eine längere Discussion, nachdem jedoch derselbe von dem Königl. Commissarius für unbedenklich erklärt, wurde er von der Majorität angenommen, wogegen ein Separat-Votum von der anderen Seite Verwahrung einlegte. — Ueber einen ähnlichen Antrag von Soest: „Provinzialsynode wolle die Erwartung aussprechen, daß das Hohe Kirchenregiment nur solche Männer in das Provinzial-Consistorium berufen werde, welche die Union im Sinne der drei Bekenntnißparagraphen aufrecht zu erhalten sich angelegen seyn lassen“, ging die Majorität mit Bezugnahme auf die Adresse zur Tagesordnung über. — Von mehreren Kreissynoden, Hagen, Dortmund, Bochum, gestellte Anträge, „daß Provinzialsynode in dem Falle, daß eine Landesynode berufen werden sollte, sich ihre Rechte in Betreff der Ernennung der Vertreter der Provinzialgemeinde reserviren möge“, wurden durch den mitgetheilten Erlass des Ober-Kirchenraths beseitigt, daß es noch gar nicht feststehe, ob es zu einer Landesynode kommen werde. —

Die General-Kirchenvisitations-Ordnung hatte einige Synoden veranlaßt, verschiedene Aenderungen zu beantragen. Eine Kreissynode, welche dem Oberkirchenrath für die ihr angewandte Visitation einmüthig ihren Dank auszusprechen, und diesen Dank zu betheiligen zu dem erneuerten Gelübde sich verbunden, nach allem Vermögen, welches der Herr darreichen werde, eifrigst dahin zu arbeiten, daß das erste Visitationswerk eine reiche Segensfrucht bringe zum ewigen Leben, hatte Bedenken gegen die Art und Weise der in der Visitations-verhandlung angeordneten Vernehmung der Gemeindeglieder. „Wenn man nämlich“, so heißt es in dem Berichte, „schon der Kirchenordnung die demokratische Grundlage als ihre bedenklichste Seite zum Vorwurf macht, so ist dieser Grundlage ohne Zweifel ein noch viel breiterer Raum gegeben bei einer Visitationsordnung, nach welcher alle versammelten Hausväter der Gemeinde berechtigt und aufgefordert werden, öffentlich über das kirchliche und christliche Gemeindeleben, beziehungsweise über die Förderung und Hemmung desselben durch die psarramtliche Thätigkeit ihre Meinung auszusprechen. Angemessener erscheine die in der Kirchen-Ordnung §§. 144–146. enthaltene Vorschrift für die Spezial-Kirchenvisitations-Verhandlung. Darnach solle erst das Presbyterium über Lehre und Leben des Pfarrers befragt werden, desgleichen der Pfarrer über das Verhalten der Presbyter. Dann sollen diejenigen Glieder der Gemeinde, welche sich mit Anliegen und Beschwerden eingefunden und nach vorheriger Anzeige bei dem Presbyterium keine Remedur gefunden haben, vorgelassen und gehört werden. Bei der General-Kirchenvisitations-Ordnung wurde das Presbyterium amtlich ganz übergangen. Förderlicher erscheine eine Ordnung, etwa in der Weise: Die Visitation beginne mit Vernehmung des Presbyterii über die zuvor schriftlich beantworteten Visitationsfragen. Es werden bei der Ankündigung der Visitation hierzu auch diejenigen Gemeindeglieder beschieden, welche Anliegen und Beschwerden vorzubringen haben und mit oder ohne Pfarrer und Presbyterium vernommen. Nach Befund der in diesen Verhandlungen gewonnenen Ergebnisse über den kirchlichen und christlichen Zustand der Gemeinde erfolgen dann die paränetischen Ansprachen an die Gemeinde. Dieser Modus bezweckt: 1. das bedenkliche demokratische Element der generellen kirchlichen Gemeindevernehmung zu entfernen, 2. statt dessen das presbyteriale Element kirchenordnungsmäßig zur Geltung zu bringen.“ Die Provinzialsynode beschloß: „das Hohe Kirchenregiment des dringlichsten zu ersuchen, die hier gewünschten Aenderungen der General-Kirchenvisitations-Ordnung für die Provinz Westphalen in Zukunft eintreten zu lassen.“

Die Errichtung eines Prediger-Seminars für Rheinland und Westphalen betreffend beharrte Provinzialsynode bei dem von der siebenten Provinzialsynode gefaßten Beschlusse 74, daß sie die Anstellung von Kreissynodal-Candidaten für ein dringenderes Bedürfnis halte, und erneuerte die Bitte um Gewährung der dazu erforderlichen Mittel, event. aber, falls das hohe Kirchenregiment anderer Meinung sey, sprach Synode den dringenden Wunsch aus für Verlegung des Seminars in die Provinz Westphalen, damit auch diese Provinz einen theologischen Centralpunkt habe.

Der in der vorigen Synode zur Sprache gebrachte Antrag, daß jeder Candidat vor seinem zweiten Examen unter Leitung eines mit Genehmigung des Consistoriums zu erwählenden Pfarrers sich ein Jahr praktisch für sein Amt vorzubereiten habe, so entsprechend derselbe, war nicht ausführbar gefunden, ohne auch die Mittel der Subsistenz anzuweisen. Diese



würden sich indeß bei den geeigneten Pfarrern gewiß am geringsten stellen, und würden die betreffenden Candidaten zugleich zur Aushilfe als Synodal-Candidaten bestimmt, was wohl ausführbar, so würde beiderlei Zweck dadurch erreicht, die praktische Vorbereitung der Candidaten und die Aushilfe für die Synode. — In Folge eines Beschlusses der vorigen Provinzialsynode hat das Consistorium die Superintendenden angewiesen, den Candidaten und Theologie Studirenden die musikalisch-liturgische Ausbildung dringend zu empfehlen, und richtete die gegenwärtige Synode das Gesuch ans Consistorium, durch die Gymnasial-Directoren schon zeitig diejenigen Gymnasialisten, welche sich dem Studium der Theologie widmen, darauf aufmerksam machen zu lassen.

Von mehreren Kreissynoden waren Anträge eingebracht, daß Kirchenordnungsmäßig festgestellt werde, daß kein Freimaurer ein geistliches Amt bekleiden könne. Es wurde keine Stimme laut, welche die Mitgliedschaft evangelischer Geistlichen an dem Freimaurerorden in Schutz genommen hätte, darüber nur fand ein Austausch der Meinungen statt, ob eine derartige Verordnung erforderlich sey. Von einer Seite wurde dieselbe nicht für nöthig gehalten, da von einer Theiligung der Geistlichen in der Provinz an dem Orden, oder von einer Hineinigung derselben zu dem Orden nichts bekannt geworden, und die Tagesordnung beauftragt. Da von der anderen Seite dagegen geltend gemacht, daß ein Zeugniß einer kirchlichen Versammlung, wie die gegenwärtige, sowohl im Blick auf die Provinzialkirche, als fürs Allgemeine heilsam und erwünscht sey, so lehnte die Provinzialsynode die beantragte Tagesordnung ab, und nahm von dem Antrag auf Erlass einer Verordnung nur in der ausgesprochenen Voraussetzung Abstand, daß innerhalb ihres Bezirks Geistliche dem Orden nicht angehören.

Bei den Verhandlungen über kirchliche Vereine erklärte die Provinzialsynode in Betreff des bekannten Beschlusses der Bergischen Bibelgesellschaft, keine Bibeln mehr mit Apocryphen oder doch nur zu erhöhten Preisen verbreiten zu wollen, daß die betreffende Bibelgesellschaft sich mit dieser Beschlußnahme vom kirchlichen Boden entfernt, und empfahl die Wuppertthaler Bibelgesellschaft, die sich deshalb neu gebildet, und die Märkische Bibelgesellschaft. Der Beschluß jener Gesellschaft widerspreche den Regeln und der Praxis der ganzen Kirche, nicht nur der Lutherischen, sondern auch Reformirten Kirche in Deutschland und selbst den Niederlanden, und könne nur als aus einem Ultra-Standpunkte hervorgegangen bezeichnet werden. Die Apocryphen seyen im Neuen Testamente, in Katechismen und Gesangbüchern berücksichtigt, viele Sprüche seyen in das Leben des Volks übergegangen, wer dieselben dem Volke nehmen wolle, erschüttere das Ansehen der Schrift, und es werde ohne Noth ein Band, welches die Kirche verbinde, zerrissen. Es solle zwar nicht vergessen werden, daß die Gesellschaft mit großer Aufopferung seit Jahren auch in unserer Provinzialkirche gewirkt. Wenn aber eine Bibelgesellschaft so alle Achtung und Rücksicht gegen die Kirche vergesse, sey ihr mit Entschiedenheit entgegen zu treten und die Verbindung mit ihr abubrechen, bis sie von ihren Beschlüssen zurückkomme. Mit dieser Erklärung beschloß Synode zugleich, dem Consistorium für den gegen das Verfahren der genannten Gesellschaft ergangenen Erlass vom 20. Juni 1854 ihren Dank zu bezeugen. —

So entschieden die Gegensätze in den die Confession betreffenden

Verhandlungen waren, was wir keineswegs bedauern, sondern für Gewinn halten, so beeinträchtigte das doch nicht die Einmüthigkeit der in der Confession getrennten, im christlichen Glauben vereinigten Synodalen bei den nach der Synodal-Ordnung festgestellten Verhandlungen über die allgemeinen Reichsachen, innere Mission, Kirchenzucht und das Leben in den Gemeinden.

### Die neunzehnte allgemeine Conferenz des evang.-luth. Provinzialvereins in Schlesien den 21. und 22. Oct. in Breslau.

Unserer Herbst-Conferenz geht immer die Missionsfeier voran. Noch ehe unser Verein ins Leben trat, war eine Pastoral-Conferenz damit verbunden. Die Entwicklung des kirchlichen Lebens zur Confession ist aber auch hier zu Tage getreten. Die jetzigen Pfleger der Mission in Breslau gehören, wenn nicht alle dem Verein, doch der confessionellen Richtung an. Diesmal waren das Fest und die Conferenz besonders zahlreich besucht und beides hat einen recht gesegneten Verlauf gehabt, jenes durch das gesalbte Gebet unseres lieben Consistorialraths Gaupp, die erbaulichen Mittheilungen der beiden Missionare Thren und Artopé und durch die überaus innige, herzliche und geistvolle Predigt des Br. Frühbush, der uns die Mission als „ein Werk der Kinder Gottes“ aus- und ans Herz legte. Es war eine in dem Herrn selige Mariastunde, die wir da erleben durften. Die Conferenz sodann am Nachmittage und am andern Morgen brachte uns wichtige Vorlagen; eingehende Referate und aus dem Geist und Glauben kommende Besprechungen und Beschlüsse. Br. Wähldt eröffnete sie mit einer Ansprache, in welcher er uns die Tageslosung: „Joseph tröstete seine Brüder und redete freundlich mit ihnen“, zu Gemüthe führte. Ausgehend von der Sünde der Brüder Joseph zeigte er uns die unsere, — unsere persönlichen, unsere Amts- und Vereinsünden an unserem himmlischen Joseph und legte es uns aufs Gewissen, zu bedenken, wie alle Furcht vor der Zukunft in der Sünde der Vergangenheit wurzle, damit wir vor allem, wenn uns, was da werden wollte und kommen sollte, das Herz bedrückte, in dem bußfertigen Bekenntniß uns heugen lernten: „Das haben wir an unserem Bruder verschuldet.“ Dann würde uns für die göttliche Traurigkeit der göttliche Trost nicht fehlen, der da stehet in Vergebung der Sünden, und

Erlang' ich dies Eine, das alles ersetzt,  
So werd' ich mit Einem in Allem ergötzt.

Dann werden wir auch ohne besondere Zeichen, Zeugnisse und Zusagen feste Herzen bekommen, die da fröhlich singen:

Es wird Ihn nicht gereuen.  
Was er vorläßt gedeut't,  
Sein' Kirche zu erneuen  
In dieser bösen Zeit.  
Er wird herzlich anschauen  
Ihr Jammer und Elend,  
Sie herzlich wieder bauen  
Durch's Wort und Sacrament.

Heiliger Herr Gott, heiliger, starker Gott, heiliger, barmherziger Heiland, du ewiger Gott, laß uns nicht entfallen von des rechten Glaubens Trost! Und was damit erbetet war, das hat uns in der nun folgenden Besprechung, welche Br. Wendel leitete, nicht gefehlt.

(Schluß folgt)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Mittwoch den 10. December.

N<sup>o</sup> 99.

## Ueber Ehescheidung und Wiederverehelichung.

(Fortsetzung.)

Die Evang. Kirche hat das von Anfang an anerkannt. Zwar ihre symbolischen Bücher erklären sich über die Voraussetzungen, unter welche die Scheidung zulässig sey, nicht; und wenn wir deshalb zuerst die in den Schriften der Reformatoren gelegentlich vorkommenden Aeußerungen ins Auge fassen, so werden wir zugeben müssen, daß sie allerdings Scheidungsgründe statuiren, von denen die Schrift nichts weiß. Die Prot. K. Z. freut sich, versichern zu können, daß Luther deren nicht weniger als zehn kenne; darunter selbst „Unverträglichkeit.“ „Solch Scheiden läßt der Apostel gewißlich zu, daß er der Christen Schwachheit durch die Finger sieht, weil sich zwei nicht mögen mit einander vertragen“; und Melanchthon vertheidigt in seinem Examen ordinandorum auch Scheidungen wegen Sävittien, Giftmischerei und lebensgefährlicher Nachstellungen. Wir könnten nun entgegnen, Privatmeinungen Einzelner, und wären es selbst die Reformatoren, seyen keineswegs auch darum schon Lehren der Kirche. Indessen ist's nicht nöthig, diesen Ausweg einzuschlagen. Es ist weder Luther noch Melanchthon in den Sinn gekommen, jene Gründe als solche zu bezeichnen, die die Kirche anerkennen mußte. Ja das weltliche Regiment, das nicht bloß über Christen herrsche, sondern auch über „Juden, Heiden, Türken und allerlei Geschmeiß“ (Brenz.), soll die Befugniß haben, und darüber wird weiter unten noch ein Wort zu finden seyn, von der Erlaubniß Gebrauch zu machen, die Mose gegeben war. Wo es sich um einen Fall und eine Person handelt, die die Kirche nichts angeht (non pertinente ad ecclesiam), da soll die politische Obrigkeit das Gesetz walten lassen. Denn es sey ein Unterschied zwischen Gesetz und Evangelium, und man habe die Widerspenstigen und Gottlosen anders zu regieren, als die Glieder der Kirche, die dem Evangelium gehorchen wollen („qui sunt membra ecclesiae et volunt obtemperare evangelio.“ Melanchth.). „Die zweien weltlich Magistrat, Mose und Kaiser, lassen ein Unrecht und Uebel zu, daß ein größer Unrecht und Uebel verhütet werd... Aber einem Ecclesiast, so Gottes Wort predigt, und einem Pfarrherr, so nach dem Worte Gottes die Kirchen regiren soll, gebühret stracks nach Anweisung göttlichen Worts zu handeln und unter ihrem Regiment, d. i. der christl. Kirchen Niemand, so

einen ungöttlichen Stand lebt, für einen Christen zu halten.“ (Brenz.) Luther: „Die Christum nicht hören, wäre noch wohl so gut, daß Mosis Gesetz ginge, ehe man das Leiden müßte, daß zwei Eheleut keine gute Stunde mit einander hätten. Aber dabei müßt man ihnen sagen, daß sie niemals Christen wären, sondern im heidnischen Regiment. Bist du aber ein Christen, mußt du dich nicht scheiden.“ Wo also noch andere Scheidungsgründe für zulässig erklärt werden außer den oben genannten Ehebruch und bössliche Verlassung, zu welcher Luther allerdings auch schon die hartnäckige Verweigerung der ehelichen Pflicht rechnet, da werden Rathschläge gegeben für die Behandlung der Ehesachen durch das weltliche Regiment bezüglich derer, die „Christum nicht hören wollen“, d. i. um es mit Melanchthons Worten deutlicher auszudrücken, qui non sunt membra ecclesiae et nolunt obtemperare evangelio, und es ist aus ihnen nichts weiter zu schließen, als daß sie, wenn man ihnen Folge gegeben hätte, schon damals die moderne Civilehe für die bezeichneten Fälle und Personen hervorgerufen haben würden. Die Kirche aber hat andern Grundsätzen zu folgen, sie hat die Vorschriften des Evangelii zu realisiren, und wie weit die Reformatoren entfernt waren, ihr Anerkennung dessen zuzumuthen, was der Staat auf seinem Gebiete für besondere Zustände für nöthig hält, geht u. A. auch daraus hervor, daß Brenz für die widerkirchlich Geschiedenen keinen andern Rath hatte, als ihnen „einen ordentlichen concubinischen Beistz“ zu vergönnen. „Aber ein ander Eheweiß zu nehmen kann nicht zugelassen werden, denn solche Ehe wird von der Kirchen nicht angenommen und noch weniger eingesegnet.“

Noch deutlicher ergibt sich die Meinung der Kirche aus den ältesten Kirchen- und Consistorialordnungen. „Die einzelnen Ehescheidungsgründe betreffend, sagt Dr. Götschen in Herzog's Realencyclopädie s. v. Ehe, nennt die Nördlinger R.-Renovation 1525, die Württemberg. E. O. 1537, die R. O. der Niederländer zu London 1550, die Frankf. Liturgie 1554, lediglich den Ehebruch, d. h. die Verletzung der ehelichen Treue durch einen während der Ehe mit einer andern Person als dem Ehegatten vollzogenen Beischlaf. Bei weitem in den meisten R. O. des 16ten Jahrh. aber findet man das bössliche Verlassen, die malitiosa desertio auch noch außer dem Ehebruch als Scheidungsgrund mit Rücksicht auf 1 Cor. 7 bezeichnet.“ Es werden nun deren 11 namhaft gemacht. „Dagegen, heißt es weiter,



erscheint es als eine Singularität der Preuß. Conf. D. 1584, daß, ohne Zweifel mit Hinblick auf das Röm. Recht, auch Lebensnachstellung bereits als Scheidungsgrund angeführt wird.“ Zwar läugnet nun Götschen gegen das früher vom Kronsyn- dicate abgegebene Gutachten, daß in diesen Ordnungen eine rein kirchliche Gesetzgebung der Evangelischen vorliege; er sieht in ihnen nur „weltliche Anordnungen“, die der Fürst nicht in seiner Dualität als oberster Bischof, sondern kraft seiner weltlichen Gewalt erlassen habe (cf. d. Gutachten). Wenn dem so ist, was wir hier nicht weiter bestreiten, obwohl wir es keineswegs zugeben, so erhellt daraus nur um so deutlicher, daß es dem Staate sehr wohl möglich ist, in dieser Sache mit der Kirche Hand in Hand zu gehen. Die erwähnten Kirchenordnungen sind meistens von Theologen verfaßt; und wenn in einigen allerdings „auch auf das bürgerliche Recht zum Theil unter Hervorhebung einzelner darnach geltender Scheidungsgründe hingewiesen wird“, so fassen sie doch „in wesentlicher Uebereinstimmung die Frage so auf, daß vornämlich nur die heilige Schrift als Grundlage deren Beantwortung gilt.“ (Strippelmann, das Ehescheidungsrecht. Cassel 1854. S. 78.) Die Kirche hätte dann diese, obwohl eigentlich von fremder Hand dargebotenen Ordnungen als ihren Grundsätzen gemäß angenommen und wir würden trotz des ursprünglich weltlichen Charakters derselben die in ihnen verzeichneten Scheidungsgründe, wie ja auch Dr. Götschen selber thut, als die kirchlich gültigen zu betrachten haben. Nun sind freilich auch diese Ordnungen nicht alle schlechthin eins. Die Zürcher Ehe- oder Ehegerichts-Ordnung v. J. 1525 und die Baseler Ordnung 1529 gehen noch weiter, als die bereits erwähnte Preuß. Conf. D. Sie überlassen es dem Arbitrium des Ehegerichts, welche andere Gründe er den in der Schrift gegebenen gleichstellen will, und führen als weitere Beispiele nicht nur Sündtaten, sondern auch unverschuldete, während der Ehe sich ereignende Thatsachen, z. B. Wahnsinn und aus- sätzliche Krankheit (cf. Götschen l. c.), an. Es ist das aber eine vollständige Abnormität in damaliger Zeit, die ihre Erklärung wohl nur in dem Umstande findet, daß die erstere von Zwingli verfaßt ist und die andere wenigstens seinen Grundsätzen huldigt. Sehen wir von diesen wenigen Ausnahmen ab, so ergibt sich uns volle Einstimmigkeit bezüglich des Princips, daß kein Scheidungsgrund auf kirchl. Gültigkeit Anspruch machen dürfe, er sey denn der heil. Schrift gemäß und sodann auch bezüglich der Gründe selbst, als welche überall nur namhaft gemacht sind: Ehebruch und bössliche Verlassung.

Im weiteren Verlaufe des 16ten und während des 17ten Jahrhunderts blieb diese Doctrin überall die herrschende. Die angesehensten Dogmatiker, Joh. Gerhard, Abraham Calov, David Hollaz, haben sie vertheidigt, und wenn letzterer wie auch Luther die hartnäckige Verweigerung der ehelichen Pflicht noch anerkannt wissen will, so bemerkt er doch sogleich, daß diese nur eine Art der bösslichen Verlassung und gleichbedeutend mit derselben sey. Hand in Hand mit den Theologen gehen die Juristen. Insbesondere waren es im 17. Jahrh. J.

v. Beust, Carpzov, Brunnemann und Schilter, welche in wesentlicher Uebereinstimmung mit der Lehre der Reformatoren nur die beiden in der heiligen Schrift angeführten Scheidungsgründe als feststehend annahmen (Strippelmann S. 83), dagegen tritt mit Ende des 17ten und Beginne des 18ten Jahrhunderts ein verhängnißvoller Wendepunkt ein. Man fängt überall an, an der Profanation der Ehe zu arbeiten. Samuel Strypf, einer der ersten dieser Richtung, will den Ehestand nicht mehr einen heiligen genannt wissen; die Ehe sey eine bürgerliche und keineswegs heilige Sache und jene Bezeichnung sey papistisch. Kaiser, in Halle unter Böhmers Präsidium 1715 disputirend, bezeichnet die Ehe als einen bloß menschlichen Contract und will, daß man schon Ungleichheit der Gesinnungen als Scheidungsgrund anerkenne; eine Auffassung, die zwar von Böhmer selbst noch angefochten wird, sich aber doch immer weiter verbreitet und das geltende Recht zu bestimmen anfängt. Wir haben nicht nöthig, diesen Auflösungsprozeß weiter zu verfolgen. Es liegt vor Augen, wohin wir gerathen sind. Als bei der Redaction des Allg. L. R. ein Märkischer Edelmann die Zulassung der Polygamie beantragte und solche mit der Bibel zu begründen suchte, ward ihm erwidert, auf die heilige Schrift und deren Aussprüche über die Ehe komme es hier überall nicht an. Und die Kirche, deren Diener ohne Widerspruch dem Strome folgen — hat sie ihre Lehre geändert, ihre Ordnungen als ungültig bei Seite gelegt? Der Pietismus mit seinem Territorialismus, der Rationalismus mit seinem Collegialismus haben sie in sich so verwirrt, daß sie hier an ihrem eigenen Daseyn zweifelt und dort sich nur als eine menschliche Gesellschaft betrachten kann, deren Glieder ihre Angelegenheiten nach ihren eigenen Gedanken ordnen. Was soll sie thun? „Die heilige Schrift ist in Preußen niemals ein verschlossenes Buch gewesen; nichtsdestoweniger haben viele Geistliche . . . bis vor Kurzem alle geschiedenen Personen ohne Bedenken eingesegnet.“ Allerdings. „Die heilige Schrift ist in Preußen niemals ein verschlossenes Buch gewesen; nichtsdestoweniger haben viele Geistliche bis vor Kurzem“ — nichts weiter als Rationalismus gepredigt. Eine todte Kirche weiß auch mit der Schrift nichts anzufangen; wo aber der Herr das rechte Leben wieder in ihr erweckt durch seine Gnade und ihr wieder zum Bewußtseyn dessen verhilft, was sie ist und was sie soll, da eröffnet sich ihr auch wieder das rechte Verständniß der heil. Schrift und sie erhebt von Neuem ihre Stimme, Zeugniß zu geben für ihr göttlich Haupt, das als König in jedem Lebensverhältnisse anerkannt seyn will. Die wieder wach gewordene Kirche muß gegen die herrschende Profanation der Ehe reagiren und zwar hat sie hier wie überall keine Wahl, wie und was sie reden soll: sie kann und darf nur das geltend machen, was ihr als göttliche Wahrheit übergeben worden ist.

Wir wissen also für die Lösung der gegenwärtigen Frage keinen anderen Rath, als daß man auf die Lehre und Praxis der Kirche zurückgehe, wie sie in den älteren Consistorial- und Kirchenordnungen ausgesprochen und geregelt ist. Die Nebel der



jetzt sich durchkreuzenden Ansichten und Meinungen zerstreuen sich ganz von selbst, sobald man diesen Boden betritt, und schon das Vorwort hat mit Recht darauf verwiesen, „daß in dem ältesten protestantischen Kirchenrechte uns eine Doctrin in Beziehung auf die Ehescheidung entgegentrete, die nicht minder fest sey, wie die der Rath. Kirche und dabei auf solidestem Fundamente ruhe, auf der richtigen Deutung der Aussprüche des N. T.“ Hiernach hätten dann natürlich auch die Pfarrer zu verfahren und überhaupt nur dem unschuldigen Theile eines geschiedenen Ehepaares und diesem die kirchliche Trauung auch nur dann zu gewähren, wenn die frühere Ehe auf Grund des Ehebruchs oder der bösslichen Verlassung geschieden worden ist. Dabei würde es sich von selbst verstehen, daß der Begriff der bösslichen Verlassung in seiner früheren Strenge, nach welcher eine solche nur da vorliegt, wo der Entwichene schlechterdings nicht mehr zu erreichen ist, gefaßt werden müßte, weil im entgegengesetzten Falle dieser Grund nach wie vor dem bisherigen Leichtsinne die Thüre offen halten würde.

Was hindert uns nun eigentlich, diesen Weg jetzt einzuschlagen?

„Die Evang. Kirche ist berechtigt, in Auslegung der heil. Schrift die Ehescheidungsursachen überhaupt und somit noch andere festzusetzen.“ (v. Strampff.) Das setzt voraus, daß es deren noch mehrere geben könne, und was hier vorerst nur als möglich gesetzt wird, ist Andern bereits ganz sicher und gewiß. „Es ist unzweifelhaft, daß durch viele andere Vergehungen das Wesen der Ehe ebenso gründlich vernichtet werden kann, als durch sinnliche Untreue.“ (Prot. R. Z.) Aehnlich schon Origenes. Er meint, es sey doch auch Vergiftung, Kindermord, ja selbst heimliche Veraubung des Mannes ebenso schlimm, als der Ehebruch; versteht es aber noch, seine Gedanken in den Gehorsam Christi zu geben und sagt deshalb, daß, wenn er auch diese Schwierigkeit nicht heben könne, es doch gottlos sey, dem Willen des zuwider zu handeln, was der Heiland lehre. — Auch Dr. Vogt zählt Lebensnachstellungen und lebensgefährliche Mißhandlungen mit zu den Vergehen, welche das Wesen der Ehe zerstören. Wir aber meinen, es sey nichts weniger als zweifelhaft, vielmehr gradezu falsch, noch andere Störungen der Ehe dem Ehebruche gleich zu achten. Mögen die Spiritualisten von der Naturseite der Ehe noch so gering denken, sie ist nichtsdestoweniger ihr eigentliches Fundament. So zart und fein und geistig die Beziehungen seyn mögen, die die Ehe sonst noch umschließt, sie ruhen grade auf diesem Grunde, und darum liegt es in der Natur der Sache, daß keine andere Vergehungen, wie schwer sie auch sey, die Ehe so in ihrem innersten eigenen Wesen verlegt, als die ihren Grund zerstörende *πορνεία*. Am wenigsten wird man sich, um noch andere Gründe zu gewinnen, auf die Schrift berufen dürfen. Man hat freilich zu dem Ende das Wort *πορνεία* im weitesten Sinne zu nehmen gesucht; man hat es mit Bezug

auf das Wort des Herrn Matth. 5, 28: „wer ein Weib ansieheth, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen“, nicht bloß auch von der bösen Begierde und allem buhlerischen Wesen verstanden, sondern zugleich darauf verwiesen, daß auch der Götzendienst in der Schrift als Hurerei bezeichnet werde, und da Col. 3, 5 wieder der Geiz Götzendienst heiße, auch den Geiz und nun auf diesem Wege weiter schreitend „quaslibet illicitas concupiscentias, quae animam corpore male utentem a lege dei aberrare faciunt et perniciose turpiterque corrumpi“ (Augustin) als Scheidungsgründe geltend machen zu können geglaubt.

(Schluß folgt)

## Nachrichten.

**Die neunzehnte allgemeine Conferenz des evang.-luth. Provinzialvereins in Schlesien den 21. und 22. Oct. in Breslau.**

(Schluß.)

Zuvor aber gedachte noch Br. Frühlufz zweier Vereinsgenossen, welche der Herr seit der letzten Gnabenberger Conferenz abgerufen: den einen, Br. Krüger aus Breslau, nach längerer Krankheit, die er zur Ehre des Herrn in aller Geduld ertragen und in lebendiger Hoffnung überwunden hat; den andern, Br. Schneider aus Peterswalbau nach kurzem Krankenlager, auf welchem er nicht aufgehört hat, Gott und dem Lamm Psalmen zu singen. \*) Wir sangen mit bewegtem Herzen: Wenn ich einmal soll scheiden etc., den Entschlafenen zum Gedächtniß, uns zum Trost. Der Vorsitzende erlebte hierauf einiges Geschäftliche und ließ die Vierteljahrscurrende der Pommerschen Brüder und die von Frühlufz Namens des Vereins gegebene Antwort zum Vortrag kommen. Bei der letztern knüpfte sich eine Discussion über das Verhalten der luth. Vereine, und insonderheit des Schlesischen, zur Fassung der Vocation an, wobei noch immer zum Theil mit großer Willkühr verfahren wird. Man war geneigt, das Königl. Consistorium mit einer Petition um Abhilfe anzugehen und zwar in der Art, daß dasselbe eine Form vorschriebe, nach

\*) Beide Brüder waren treue, tief in Gottes Wort gegründete luth. Herzen. Der theure Br. Schneider, dem Referent durch 9 Jahre nicht bloß örtlich, sondern auch herzlich nahe gestanden und dem er viel Förderung auf seinem Glaubenswege verdankt, war ein treuer Zeuge Jesu Christi und hat seine Schmach reichlich getragen, — ein Peter wie wenige! Er ist unter dem Geleite des Psalmworts aus dieser Welt gegangen: „Die Er zu Lande gebracht hat nach ihrem Wunsche, sollen dem Herrn danken und Ihn bei der Gemeinde preisen.“ (Ps. 107, 30 — 32.) Br. Kolffs aus Schweidnitz hat ihn über diesen Text die Leichenpredigt gehalten. „Weinet nicht“, hatte der Sterbende die Seinen getröstet, „es ist so der seligste Weg für mich und euch, wenn ich hingehe.“ „Er ist nicht an der Krankheit, sondern am Heimweh gestorben“, hatte der Arzt gesagt.



welcher ins Künftige die Vocationen abzufassen sehen. Auf die Bemerkung des Baron Richthofen aber, daß dies seine große Schwierigkeiten haben würde wegen der vorhandenen Patronatsrechte; auch manches Sondergute auf diesem Wege beseitigt werden möchte, sah man davon ab und gab die Angelegenheit weiterer Erwägung anheim, da die Versammlung auf eine Debatte der Art gar nicht vorbereitet war. Hierauf folgten die Referate über die Denkschriften des Ev. Ober-Kirchenraths, zunächst das von Br. Wendel über die Berufung einer allgemeinen Landessynode. Dasselbe suchte die drei Fragen zu erledigen: 1. Was hat der Ev. Ober-Kirchenrath für Grundsätze zur Berufung einer allgemeinen Landessynode proponirt? 2. In wie weit stimmen diese Grundsätze mit denen unserer Evang.-Luth. Kirche zusammen? 3. Was hat, wenn die Grundsätze des Ev. Ober-Kirchenraths durchgehen, die Confession zu hoffen, und was haben wir also zu thun? — Hatte sich Br. Wendel leblich an die Denkschrift gehalten und aus ihr dargelegt, wie die Confession von einer so berufenen Landessynode nichts zu hoffen habe, so kam Correferent Klopsch auf dasselbe Resultat, indem er, vom Wesen der Kirche ausgehend, die Bedingungen für eine gedeihliche Synode entwickelte und aus dem dormaligen Zustande der Landeskirche, wegen Vermischung der Confessionen, die Hoffnung einer solchen geeigneten Synode nicht gewinnen konnte. Wenn auch anders und besser als 1846, so stillen wir doch noch nicht so, daß sich von einer Generalsynode die Anerkennung des vollen Rechts, welches der Confessionskirche zukommt, erwarten lasse. Daher gebühre es uns, — darin kamen beide überein, — betende Herzen und Hände aufzuheben und eingedenk zu seyn unseres protestantischen Namens. Im Anschluß hieran zeigte nun Br. Frühbusch, dem das Wort zuerst gegeben wurde, mit beredten Worten und aus bewegtem Herzen die Gefahr, welcher die Lutheraner bloßgestellt seyn würden, wenn eine Generalsynode jetzt zu Stande käme. Und so tief drangen seine Worte in die Herzen der Versammlung, daß dieselbe einstimmig unter Gebet und Flehen auf den von ihm bezeichneten Weg einging, auch den Segen dazu in täglichen Gebeten für die in Berlin zur Berathung zusammentretende Conferenz zu ersuchen gelobte. — Br. Dümichen, welcher ein Referat über die Denkschrift, die Einsegnung geschiedener Ehegatten betreffend, vorberichtet hatte, drängte dasselbe wegen vorgerückter Zeit in wenige Sätze zusammen. Da dieser Gegenstand schon einige Male auf der Conferenz ausführlich zur Sprache gebracht worden war und die Denkschrift neue Gesichtspunkte dafür nicht aufgestellt hatte, so folgte eine weitere Besprechung derselben nicht, und Br. Maydorn konnte den Tag, der vom frühen Morgen bis zur späten Abendstunde gesegnet war, mit Loben und Danken beschließen. Derselbe Bruder referirte am andern Tage, nachdem Br. Rogge den Morgensegen gehalten hatte, nach der bezüglichen Denkschrift über Diaconie und Diaconat, und faßte schließlich seinen Vortrag in folgende fünf Punkte zusammen: 1. Die Diaconie oder die durch Laien kirchenrechtlich verwaltete Laienpflege ist eine wesentliche Lebensäußerung der Kirche; 2. die gliedliche Gestalt, zu welcher die Diaconie in dem Organismus der Kirche sich herauslebt, ist der Diaconat; 3. die Lebensstufe, auf welcher gegenwärtig die Diaconie in ihrer Entwicklung zum Diaconat

sich befindet, hat zu ihrem Inhalt die Mission, zu ihrer Form die Vereine; 4. den Begriff der Diaconie hat nur die Luth. Kirche, daher ist auch der Diaconat nur in dieser Kirche möglich; 5. die Luth. Kirche hat die Pflicht, die Diaconie in den Vereinen zu erkennen und dieselbe durch kirchliche Belebung und Leitung dem Diaconat entgegenzuführen. — In der darüber geführten Debatte wurde namentlich der erste und vierte Satz mehrfach mit Waffen der Schrift, der Bekenntnisse und der Geschichte angefochten. Doch behauptete Br. Maydorn sowohl das „wesentlich“ des ersten, als das „nur“ des vierten Satzes, indem er das Erste aus dem Wesen der Kirche überhaupt und das Zweite aus dem der Luth. Kirche insonderheit entwickelte und zeigte, wie in dieser allein beide, das geistliche Amt und die Gemeinde, die rechte Stellung zu einander hätten und Raum ließen für den Diaconat, der ihr allerdings zur Zeit factisch noch fehle, den sie aber bei ungehemmter Entwicklung sicher aus sich heraus gestalten würde. Demnach hielt Br. Klopsch seinen Vortrag über die Denkschrift des Ev. Ober-Kirchenraths, die Gemeindeordnung betreffend. Da aber zu dieser Frage die Stellung des Vereins im Wesentlichen klar ist und die Verhandlung über die Denkschrift, welche die liturgischen Bedürfnisse der Landeskirche bespricht, viel wichtiger erschien, so wurde alsbald dazu übergegangen. Der Vorsitzende referirte, und sowohl der Inhalt seines Referats, als das Resultat der daran geknüpften Besprechung stellten sich in folgenden Sätzen dar: 1. Die Conferenz bedauert, daß in der Denkschrift des Ev. Ober-Kirchenraths die Ergebnisse der heutigen liturgischen Wissenschaft nicht die erforderliche Berücksichtigung gefunden haben; 2. die Conferenz erklärt, daß durch die Denkschrift das Recht der Confession nicht nur nicht gewahrt, sondern mehrseitig verletzt werde, sonderlich was das Sacrament des Altars anlangt; 3. die Conferenz zweifelt nicht, daß die von Sr. Maj. dem Könige zur Berathung berufenen Männer die bezeichneten Uebelstände beseitigen werden. — Hiermit war die Tagesordnung bis auf den Vortrag des Br. Helmkauf über das Verhältniß der Taufe zur Confession erfüllt. Derselbe soll auf die Tagesordnung der nächsten Versammlung in Gnadenberg kommen. Die Opfer des Dankes, wie die Bitten der noch versammelten Brüder trug Br. Kolffs zum Throne der Gnade. — Inzwischen sind die Gutachten zu den Denkschriften des Ev. Ober-Kirchenraths in unsere Hände gekommen. Sie haben einerseits ihren beruhigenden und erhebenden, andererseits ihren niederschlagenden oder mehr noch überaus raschenden Eindruck nicht verfehlt. Was namentlich die Gutachten über die brennendste Frage der Gegenwart, die liturgische, anbelangt, so dürfte kaum irgend ein Zeugniß für die innere Unwahrheit und praktische Unausführbarkeit des Unionsgedankens, nach seiner vulgären Auffassung schlagender seyn, als diese Gutachten. Nur einig (mit Ausnahme des Schmiederschen Votums) in der Opposition gegen das bestehende Recht der Confession, sind sie sachlich völlig unvereinbar, weil der Ausdruck einer alles Maaß übersteigenden Willkühr, und machen sich wechselseitig nach Verdienst gründlich zu Schanden. Wir hätten gedacht, daß es der Berliner Conferenz unmöglich seyn werde, auf diesem Wege auch nur einen Schritt weit zu folgen.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Sonnabend den 13. December.

N<sup>o</sup> 100.

## Ueber Ehescheidung und Wiederverheirathung.

(Schluß.)

Aber so richtig es auch ist, daß die böse Begierde und das buhlerische Wesen mit zur Sünde der Hurerei gehört und in gar vielen Fällen eben so schwer wiegen mag, wie diese selbst, so vollzieht sich doch die Sünde für uns Menschen erst mit der That. Der Mensch siehet, was vor Augen ist, Gott aber siehet das Herz an. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, spricht der Herr und darum ist es ein alter Satz: de occultis ecclesia non judicat. Daß aber der Herr hier unter Hurerei nur das fleischliche Vergehen versteht, folgt aus dem Zusammenhange, folgt aus dem Umstande, daß er hier von der Ehe spricht und demgemäß haben auch die bei Weitem meisten Interpreten, namentlich auch die bedeutenderen ältesten Väter es von nichts weiterem verstanden, als von dem eigentlichen Ehebruche. Die Kirche aber, soweit sie sich in ihren Ordnungen und öffentlichen Urkunden ausgesprochen hat, ist über die Bedeutung und den Umfang des Ausdrucks sich nie unklar gewesen und wir begreifen nicht, wie man behaupten kann, es sey das Alles „eregetisch gar sehr noch die Frage.“ Wenn alles das noch fraglich seyn soll, was je einmal von irgend einem angezweifelt worden ist, so ist geradezu **nichts** mehr sicher, so ist schlechthin **alles** fraglich und wir sind in jedem Stücke der Schrift- und Kirchenlehre rein an uns selbst gewiesen. — Wir geben zu, daß die Kirche das Recht hat, „in Auslegung der heiligen Schrift noch andere Scheidungsursachen festzusetzen“; aber wir glauben, daß sie, so lange sie wirklich nur die heil. Schrift zur Norm nimmt, nie in die Lage kommen kann, von diesem Rechte Gebrauch zu machen. Wohl aber dürfte das Gegentheil möglich seyn, daß sie sich nämlich veranlaßt sieht, die bisher gültigen zwei Scheidungsgründe auf einen zu beschränken. Es ist mit der bösslichen Veranlassung in der That eine zweifelhafte Sache. Der Apostel hat sie als Scheidungsgrund klar anerkannt, doch nur für bestimmte durch die damaligen Verhältnisse gegebene Fälle. Ob das apostol. Wort auf alle bössliche Verlassung, aus welchen Ursachen und unter welchen Umständen sie auch erfolge, ausgedehnt werden dürfe, erscheint uns mindestens fraglich und es könnte wohl Sache der Kirche werden, namentlich den praktischen Folgen gegenüber, die die Verschiedenheit der Meinungen über diesen

Punkt schon jetzt gehabt hat, sich hierüber von Neuem zu äußern. Bis dahin aber, daß dies geschieht, gilt jedenfalls das bisherige kirchliche Recht und es ist in hohem Grade zu mißbilligen, wenn der Einzelne nicht dieses, sondern seine Privatmeinung über dasselbe zur Norm seines amtlichen Verhaltens macht. Er vertheidige seine Meinung schriftlich und mündlich, wo und wie er kann, aber er hüte sich bis dahin, daß die Acten darüber geschlossen sind, in seinem Amte darnach zu handeln. Er hat die Pflicht mit Selbstverleugnung zu dienen, und in dieser Sache um so mehr, als die Verwirrung ohnehin groß genug ist und es ja schon ein unberechenbarer Segen seyn würde, wenn nur erst das bisherige Recht wieder zu allgemeiner Geltung gekommen wäre.

Erweist sich nun das Wort der Schrift in seiner einfachen allein richtigen Fassung zur Begründung anderweitiger Scheidungsgründe als widerstrebend, so sucht man es sich durch die Art und Weise gefügiger zu machen, wie man sich berechtigt glaubt, es anzuwenden. Die Worte des Herrn namentlich in der Bergpredigt sollen nur Rathschläge seyn und zwar Rathschläge für die geförderten Christen. Der Herr sey dabei, das Ideal eines Bürgers im Reiche Gottes darzustellen und zeige daher, wie hier überall so auch in seinen Aussprüchen über die Ehe ihr in allmählichem Fortschritte sittlicher Entwicklung zu erreichendes sittliches Ziel. Es sey „ein auf Mißverständnis göttlichen Wortes beruhender Zelotismus“, es heiße das Evangelium Jesu in ein Joch verkehren, „schwerer als was einst Gottes Gesetz hier auferlegte“, wenn man dies „willigen und begnadigten Jüngern gesteckte Ziel ursprünglicher Gottesordnung in Unauflöslichkeit der Ehe“ zu erreichen suche „durch eine Satzung oder sogenannte Disciplin, welche das Angekommenseyn am Ziele völliger Herstellung dessen, was von Anfang an zwangsweise von jedermann fordern.“ (Stier.) Die Erreichung sittlicher Ziele liege lediglich in dem Fortschritte sittlicher Gesinnung und hiernach habe die Kirche als religiöse Gemeinschaft nichts weiter zu thun, als durch Erregung der Frömmigkeit die rechte Gesinnung zu erwirken, bezüglich der Ehe dadurch, daß sie das von Christus ausgesprochene, im Wesen der Ehe begründete Ziel der Ehe den Jüngern einprägen und sie so innerlich stärken durch Lehre, Vorbild, Liebe. Halte sie diesen Gesichtspunkt der Allmähligkeit der Entwicklung fest, so werde sie die mannigfaltigsten auch untergeordneten sittlichen Verhältnisse in sich dulden, so lange nur noch in den betreffenden Gliedern



irgend etwas von dem Glaubensgeiste des Gemeinwesens vorhanden sey. (Prot. R. 3.) Man solle doch von Paulus lernen „die Ehe zugleich so hoch im idealen Verufe stellen und so nüchtern praktisch in ihrer Wirklichkeit behandeln.“ Wie er „prototypisch für Auslegung und Anwendung des Herrenwortes auf 2ter Stufe, den entstandenen Verhältnissen in Freiheit des Geistes Rechnung zu tragen, die biblische Verlassung augenscheinlich auch für scheidenden Ehebruch erkläre, gleich also trete in dem 3ten Stadium der herabgestimmten Verhältnisse späterer Christenheit, die man wohl beklagen könne, aber als vorhanden hinnehmen müsse, mit gleichem Rechte innere Zerrüttung der Ehe hinzu und in dieser 3ten Kategorie müsse, als dem Ehebruche im geistlichen Verstande gleich zu achten, alles seinen Platz finden, was von dem Cataloge des Landrechtes in der That berechtigt bleibe bis zu der freilich zu laz benannten unüberwindlichen Abneigung.“ (Stier.)

Wir erwidern, daß wir weder einer „quäkerischen Auffassung der Bergpredigt“ huldigen noch es bestreiten, daß deren Aussprüche sich zunächst an die Gewissen richten und religiös sittliche Vorschriften für die einzelnen Seelen enthalten. Wozu nur diese immer erneuten Declamationen über die Nothwendigkeit sittlicher Gesinnung zur Erreichung sittlicher Zwecke und über die Unmöglichkeit das rechte Leben zu erwirken durch bloß äußerlichen Zwang! Kein Mensch zieht das in Zweifel. Wir wissen, daß nicht „überall, wohin Christi Name und Wort kommt, fortan Jedermann geboten werden könne: du sollst und mußt dich erlösen, dir das harte Herz wegnehmen lassen!“ (Stier), daß die Liebe des Gesetzes Erfüllung ist, und daß die Wahrheit Gottes überall in den einzelnen Lebensverhältnissen sich nur allmählig und in dem Grade verwirklicht, als es gelingt, sie zu gründen in der Tiefe des Gemüths. Die gesammte Arbeit der Kirche richtet sich überall auf den inwendigen Menschen, auf diesen Boden streut sie ihren heiligen Samen; aber es ist zugleich ihr ernstester Wille, daß er von dort aus seine Pflanzen treibe auch in das Licht des äußerlichen Lebens. Die Kirche ist keineswegs bloß „die Gemeinschaft des heiligen Geistes in dem Herzen der Gläubigen.“ So wir im Geiste leben, so laßt uns auch im Geiste wandeln; und was dieser Wandel im Geist von Jedem erheische, wie er in den einzelnen Verhältnissen sich zu gestalten habe, darüber hat die Kirche sich klar und bestimmt zu äußern. Sie kann nicht dabei stehen bleiben, etwa das Evangelium zu predigen und nun es dem Einzelnen überlassen, wieviel von demselben er sich frei aneigne; lehret sie halten Alles, was ich euch befohlen habe, spricht der Herr; es gilt das Halten, die thatächliche Verwirklichung der ganzen Wahrheit Gottes im Leben der Christen, die Kirche hat sie mit allen Mitteln, die ihr zu Gebote stehen, und dazu gehört zwar nicht der Zwang, aber wohl die Zucht, die „Sagung und die Disciplin“, zu befördern und sie kann diese Aufgabe um so weniger fallen lassen, als sie die Verheißung hat, daß der Herr bei ihr ist alle Tage bis an der Welt Ende. Welches aber sein Wille an alle diejenigen sey, die durch die Taufe Glieder

seiner Kirche geworden sind, das sagt er uns u. A. namentlich auch in der Bergpredigt. Die Bergpredigt ist im Allgemeinen eine Darstellung des christlichen Sittengesetzes. Sie ist kein neues Gesetz, dessen es gar nicht bedurfte, weil der Wille Gottes schon durch Moses geoffenbart worden war. Wohl aber bedurfte es gegenüber den Mißdeutungen und Entstellungen, die das Gesetz durch die Pharisäer erfahren hatte, einer neuen Deutung, einer Darstellung des Gesetzes in seiner ganzen vollen Wahrheit; und der Herr giebt sie in der Bergpredigt. Diese enthält also mit Nichten bloß Rathschläge an die vollkommenen Christen. Wie das Mosaische Gesetz allen Gliedern des Alten Bundes gegeben war, und diese das eigends anerkannten mit den Worten: alles, was der Herr geredet hat, wollen wir thun! so gelten auch diese Worte Christi allen Gliedern des Neuen Bundes und diese haben das dadurch anzuerkennen, daß sie dieselben zur Richtschnur nehmen für ihr Leben und ihren Wandel. Die Bergpredigt ist kein „Rechtscode.“ Wichtig! die heil. Schrift ist keine Dogmatik und keine Kirchenordnung und keine Verfassungsurkunde, aber sie ist Norm und Quelle für Alles das. „Also haben auch die Sophisten in den hohen Schulen sich daran gestoßen . . . und ist also ihr **giftiger Irrthum** in alle Welt eingerissen, daß jedermann solche Lehre Christi für Rätze an die Vollkommenen und nicht für nöthige Gebot, **allen** Christen gemeint, hält.“ (Luther.) „In der ganzen Bergpredigt ist kein einzig Gebot und Verbot, welches nicht unbedingt und unter allen Umständen gültig wäre, von dessen Haltung die Kirche unter Umständen dispensiren dürfte, kein Gebot und Verbot, was nur den Wiedergeborenen gälte. Man hat dies überall nur angenommen, weil man den Gegensatz gegen die Pharisäische Moral nicht beachtete, welche der Herr im Auge hat. Die Pharisäer beförderten den Leichtsin im Fluchen und Schwören des gemeinen Lebens. Gegen den Leichtsin und die Sophistik im Schwören erklärt sich der Herr. Er stellt für Kirche und Staat die unverbrüchliche Regel auf, daß der Eid heilig gehalten werden soll. Die Pharisäer eröffneten der Nachsicht freien Spielraum, Christus dagegen verurtheilt jede Handlung der Nachsicht, jedes aus Selbstsucht hervorgehende Bestreben, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, jede Selbstsucht und Kargheit. Als eine bloße Ausflucht aber muß die Behauptung, daß das Verbot der Ehescheidung nur für die Wiedergeborenen oder nach dem Ausdrucke der 'Schleiermacherianer' „für die Sittlichen“ gegeben sey, um so mehr angesehen werden, da der Herr dies Verbot zum zweitenmale in Matth. 19 im Angesichte solcher ausspricht, die gewiß nicht unter die Wiedergeborenen und unter „die Sittlichen“ zu rechnen sind, der Pharisäer, die zu keinem andern Zwecke kamen, als um ihn zu versuchen.“ (Vorwort.) In der That, das ist entscheidend. Stier glaubt zwar, behaupten zu dürfen, der Ausspruch des Herrn habe „allein seine wurzelnde Stellung und Bedeutung“ in der Bergpredigt und müsse deshalb nach der Bedeutung ausgelegt werden, die diese habe. Wir aber meinen,



es sey gerade umgekehrt. Die Pharisäer begehren keine Auskunft darüber, wie „willige und begnadigte Sünder“ sich zur Ehescheidung zu stellen haben, sie wollen ein Urtheil über eine damals streitige auf bestimmte vorliegende Verhältnisse sich beziehende Frage, ein Urtheil über eine Praxis in Ehesachen, wie sie von ihnen selbst gehandhabt wurde; und nun soll der Herr bloß von ideellen Zuständen geredet und also in seiner Antwort den eigentlichen Kern der Frage ganz außer Acht gelassen haben? Gerade der Umstand, daß er hier derselben Worte sich bedient wie in der Bergpredigt, wirft ein Licht auf ihre Bedeutung dort und beweist, daß sie überall auf die Verhältnisse der Gegenwart zu beziehen sind. Und überdem, sind das ideelle Zustände, verträgt es sich mit einem „Angekommen-seyn am Ziele völliger Herstellung dessen, was vom Anbeginn“ war, daß die Menschen noch Hurer und Ehebrecher sind? — „Das Ziel kann nur allmählig erreicht, die Herzenshärte nur nach und nach gebrochen werden, es ist unrecht, wenn die Kirche das verkündet und Ordnungen trifft, die „für die herabgestimmten Verhältnisse späterer Christenheit“ einmal nicht passend sind.“ Gewiß; aber wenn auch Wahrheit in dieser Rede liegt, dürfen wir darum schon uns als Juden und Heiden gebühren? Der Herr sagt mit klaren Worten: Wer sein Weib entläßt, es sey denn um der Hurei willen und freiet eine andre, der bricht die Ehe. Er sagt das nicht einmal, sondern unter verschiedenen Umständen mindestens drei mal. Nicht minder klar und einfach ist das andere Wort: „du sollst nicht ehebrechen!“ Ist nun irgend ein noch so „herabgestimmtes“ Verhältniß denkbar, kann es irgend einen auch nur scheinbaren Grund geben, wodurch wir uns bestimmen lassen dürften, ein so schweres mit so harten Strafen überall bedrohtes Verbrechen, das wir allerdings nicht schlechthin hindern können, nun auch gut zu heißen und mit dem Segen der Kirche zu bedecken? Stier fühlt die Bedeutung dieses Einwandes und glaubt ihm dadurch begegnen zu können, daß er als eine „Maßregel von durchgreifend ausgleichender Bedeutung“ für die widerrechtlich Geschiedenen ein verändertes Trauformular in Vorschlag bringt. Aber es ist vollkommen richtig, was hiergegen von Gerlach sagt, daß nämlich „eine solche Tapferkeit in Worten, welcher keine That folgt, sondern welcher die That widerspricht als protestatio facto contraria die Kirche noch mehr bloßstellen und zu dem ohnehin großen Aergerniß noch den nicht unbegründeten Spott der Welt, zunächst den Spott des ehebrecherischen Paares selbst hinzufügen würde.“ Stier glaubt, um der herabgestimmten Verhältnisse willen auf eine 3te Stufe herabsteigen zu dürfen. Was kann er dagegen haben, wenn ein Anderer die Verhältnisse noch für viel mehr herabgestimmt, als er erklärt und deshalb gleich zur 4ten oder 5ten Stufe weiter geht? Wer das Wort des Herrn aus allerlei Rücksichten in seiner Anwendung modificiren zu müssen glaubt, der hat die allein sichere Norm darangegeben und ist auf einen Weg gerathen, der mit Nothwendigkeit immer tiefer abwärts führt.

Die in der Herzenshärte der Menschen begründete sitt-

liche Noth ist nicht zu leugnen; aber gerade sie verlangt dringend, wie wiederum v. Gerlach mit Recht bemerkt, nicht eine Begünstigung des Ehebruchs, nicht eine Verwandlung dieses Verbrechens in ein unschädliches Uebel, sondern die Herstellung der Ehe. Darin besteht „die eigenthümliche Noth unserer Zeit, daß der Begriff der Ehe selbst, ihr Wesen, ihre Heiligkeit aus den Gemüthern besonders der niedern Stände getilgt ist, und daß an diesem Tilgungsprozesse seit mindestens 1782 Staat und Kirche thätig mitgearbeitet haben und noch weiterarbeiten . . . Weit sind Gesetzgebung und Kirche dem Verfall der Sitten vorausgeeilt und haben ihm den Weg gewiesen.“ Wie sehr hat nicht die leichtsinnige Trennung der Ehe deren leichtsinnige Schließung gefördert! und wenn nun so „die Wurzel aller menschlichen Gemeinschaftsordnung dem Schalten des menschlichen Beliebens preis gegeben bleibt, dürfen wir dann noch hoffen, den Baum dieser Ordnung in Familie, Staat und Kirche schützen zu können gegen den unbändigen Uebermuth und die Zügellosigkeit menschlichen Gelüstes? Wer Wind sät, sollte nicht Sturm erndten? Es ist von der allerhöchsten Bedeutung, daß unser Volk, daß wir alle ohne irgend eine Ausnahme uns von Jugend auf wissen und fühlen lernen innerhalb solcher Ordnungen, welche schlechthin über uns stehen, welche sich nicht bequemen nach unserem Belieben, sondern von unserem Belieben fordern, daß es sich unbedingt nach ihnen bequeme.“ (Zul. Müller). Geradezu schmachvoll aber ist es zu behaupten, das christliche Volk vertrage nun einmal eine solche Eheordnung jetzt nicht mehr. Die kath. Kirche hat viel schärfere Bestimmungen, die ältere Evang. Kirche hat, wie wir gesehen haben, von einer laxen Praxis in Ehesachen niemals etwas gewußt, in England sind in den Jahren v. 1800 — 30 nicht mehr Ehen geschieden worden, als deren 90; fogar bei den Germanen war der Ehebund heilig und unauflöslich, bei den Römern kam in den ersten Jahrhunderten kein Ehebruch vor und selbst bei den Griechen waren die ursprünglichen Grundsätze so rein und streng, wie die alte deutsche Sitte. Und die Evang. Kirche im Besitze aller Gnaden und Gaben des Herrn und darum im Stande, der Herzenshärte ganz anders zu begegnen, als Mose zu der Zeit des A. B., sie soll nun jetzt so an sich selbst verzweifeln, daß sie wieder zurückgeht zu den dürftigen Anfangsgründen, den *στοιχείοις τοῦ κόσμου*, ihnen von Neuem zu dienen, sie soll jetzt ihren Gliedern Concessionen machen, die viele Heiden nicht einmal für sich in Anspruch nahmen? Ungerechtfertigte Concessionen sind allemal vom Uebel. Sie haben sich immer und überall nur als sehr geeignete Mittel erwiesen, die menschliche Zügellosigkeit zu steigern und können daher auch in dieser Sache keine andere Wirkung äußern.

Die einzige Bedingung, unter welcher das Wort Gottes es verstattet, der Herzenshärte der Gatten eine Concession zu machen, sagt uns Paulus 1. Cor. 7, 11. „So sie sich aber scheidet, daß sie ohne Ehe bleibe“, und der Apostel ist dabei, wie sich von selbst versteht, in voller Uebereinstimmung mit den Worten seines Meisters, dessen Aussprüche alle weniger



gegen die Trennung, als vielmehr gegen die Wiederverehelichung der willkürlich Geschiedenen gerichtet sind. Die Trennung ist freilich auch sündhaft. Es ist Pflicht der Gatten beisammen zu bleiben, bis der Tod sie trennt und alle ehelichen Differenzen in Liebe auszugleichen. Je vertrauter ihre Gemeinschaft ist, um so mehr werden die Sünden und Gebrechen des einen Theiles dem andern fühlbar werden. Ehestand, Wehestand! Es gehört zum Zwecke der Ehe, daß einer den andern auch sittlich zu fördern suche und darum Geduld zeige und Vergebung übe. Indessen ist die Trennung der Ehe noch kein Bruch der Ehe. Dieser tritt erst ein mit der Schließung eines neuen Verhältnisses, alle vier Stellen des Evangeliums stimmen darin überein, daß sie erst denjenigen, der von Neuem freiet, als den Ehebrecher und also die neue Verbindung als ein ehebrecherisches Verhältniß bezeichnen. Wo also die Gatten schlechterdings nicht beisammen bleiben wollen und können, ohne daß doch ein eigentlicher Grund zur Scheidung gegeben ist, da gestatte man mit Paulus deren Trennung. Wir meinen, daß diese namentlich in all den Fällen werde eintreten dürfen, über deren Behandlung die „Gutachten“ vielfach schwanken, wo nämlich Lebensnachsstellungen, lebensgefährliche Mißhandlungen, schwere Verbrechen und Aehnliches vorgekommen sind und dem einen (namentlich dem weiblichen) Theile Schutz gegen die Nothheiten des andern gegeben werden muß. Dr. Merkel will es dem Ermessen der Kirchenbehörde anheimgestellt wissen, ob in solchen Fällen der unschuldige Theil von Neuem getraut werden könne. Dr. Jacobson rechnet Vergehungen der bezeichneten Art zu den „als bedingt anzuerkennenden Scheidungsgründen.“ Der Geistliche soll nicht gezwungen werden dürfen, den separirten unschuldigen Theil zu trauen, dem Consistorium aber die Vermittelung obliegen. Dr. Vogt zählt, wie schon bemerkt, Lebensnachsstellungen und lebensgefährliche Mißhandlungen zu den Vergehungen, welche das Wesen der Ehe zerstören und verlangt also auch hier Scheidung mit dem Rechte zu einer neuen Heirath. Wir können es auf Grund der heil. Schrift nicht für rathsam halten, über die Gestattung einer bloßen Trennung hinaus zu gehen; — „nur daß sie ohne Ehe bleibe, oder sich mit dem Manne versöhne!“ — und sehen nicht ein, weshalb man auf eine solche, die Versöhnung offen lassende bloße Trennung nicht eingehen will. Es giebt Verhältnisse genug im Leben und nicht immer hat man sie verschuldet, die Ehelosigkeit zur Pflicht oder doch nothwendig machen. „Es ist besser freien, als Brunst leiden;“ aber wer da meint, es sey ohne Frau nun einmal nicht durchzukommen durch die Welt und den specifisch ehelichen Verkehr für so nothwendig hält, wie essen und trinken, eine Meinung, die freilich auch schon dagewesen ist, der huldigt einem Grundsatz, gegen den wir uns wenigstens verwahren müssen. „Man wird auch nicht sagen dürfen, daß diese Separation eine kathol. Einrichtung sey, die man dem protest. Volke nicht aufbringen dürfe. Eine zeitweise Separation hat auch die Evang. Kirche behalten und gepflegt. Sie findet sich von Anfang bis

jetzt bei allen theol. und kirchenrechtlichen Autoritäten der Protestanten; in allen Compendien des Kirchenrechts, in den Gesetzgebungen aller prot. Länder. Sie ist nur dem Landrechte fremd, weil dieses für alle, ja die geringsten Anlässe der Unzufriedenheit gleich die Scheidung selbst gewährte, wo denn kein Bedürfnis für die Separation übrig blieb.“ (Stahl, Ausführungen über das Ehescheidungs-gesetz. S. 52). Dr. Merkel nennt sie „ein eben so berechtigtes als segensreiches Institut“; und jedenfalls hat sie das für sich, daß sie biblisch begründet ist.

Aber der dann drohende Conflict mit dem Staate, mit der bürgerlichen Gesetzgebung — wie sollen wir ihm begegnen? Der Staat, sagt man, kann hier nicht folgen, er ist berechtigt und verpflichtet, nach „den in verschiedenen Zeiten verschiedenen Bedürfnissen seiner Unterthanen die Ehegesetze zu ordnen“, und wenn er nun rechtskräftig scheidet, die Kirche aber solche Geschiedene zu trauen sich weigert, so ist das ein abnormer Zustand, welcher ganz nothwendig alles Unheil der Trennung zwischen Staat und Kirche zur Folge haben müßte. Die Furcht vor diesem Unheile treibt Dr. Stier bis zu der Behauptung, daß auch im „schlimmsten Falle“ einer vom Staate ausgesprochenen Scheidung die ganze Kirche nicht officiell gegenüber treten dürfe. Es ist natürlich auch unsere Meinung, daß eine doppelte Ehegesetzgebung ein sehr großer Uebelstand seyn würde. Der Staat ist mit den Kirchen der Reformation zwar nicht in eine Ehe getreten, wie Dr. Stier es darstellt, denn die Kirche ist des Herrn Braut, aber es ist eine Verbindung eingeleitet und geschichtlich befestigt worden, von der man nur sagen kann, daß ihre Aufrechterhaltung im Interesse beider Theile liegt. Es wäre tief zu beklagen, und wahrlich nicht bloß um der Kirche willen, wenn das Band sich lösen sollte, obwohl wir freilich immer sagen müssen, daß, wenn einmal der Conflict unvermeidlich wäre, Gottes Gesetze höher stehen, als des Staats Gesetzes. Indessen die Gefahr scheint uns in der That so groß nicht zu seyn. Es heißt auch hier: Fürchte dich nicht, glaube nur! Der Preussische Staat, um den es sich doch in dieser Frage allein handelt, ist ein christlicher Staat. Die Meinung, der Staat sey nichts weiter, als eine äußerliche Rechtsanstalt zum Schutze seiner Bürger, und nicht bloß alles Religiöse, sondern selbst alles Sittliche liege ganz außer seinem Kreise, wird zwar von der Prot. K. Z. mit sehr großem Geschrei noch immer vertheidigt, ist doch aber ganz sichtlich im Verschwinden und hat deshalb auch in dem Herrnhaufe bei der Generaldiscussion über das neue Ehegesetz nicht einen Vertreter gefunden. Je mehr aber der Staat, wie er muß, wenn er sich selbst versteht, wenn er sich nicht entchristlichen und damit sein eignes Fundament zerstören will, in seiner Gesetzgebung dem göttlichen Worte folgt, um so mehr ergibt sich ein Zusammengehen mit der Kirche ganz von selbst. Die Anregung zu einer ernsteren Gesetzgebung in Ehesachen ist vom Staate ausgegangen, der Staat ist früher mit der Kirche Hand in Hand gegangen, wir können nicht glauben, daß das nicht auch jetzt geschehen könne. Die Rückkehr



auf den rechten Weg mag unter den gegenwärtigen Verhältnissen nach einer so weiten Verirrung ihre Schwierigkeiten haben, für unmöglich können wir sie nicht halten, und sie wird gewiß um so eher erfolgen und um so leichter werden, je lauter und einmüthiger die Kirche ihre Stimme erhebt und für die rechte Ordnung Zeugniß gibt. \*) So weit also das weltliche Regiment über Christen herrscht, so regiere es sie christlich und erkenne keine Ehen an, die Gottes Wort verbietet. Aber es sind auch da „Juden, Heiden, Türken und allerlei Geschmeiß.“ Wie stehts mit ihnen? Der Staat wird um so weniger umhin können, sie zu berücksichtigen, als das Recht der Religionsfreiheit urkundlich gesichert ist. Die Kirche hat Ungläubige auch in ihrer Mitte, aber so lange sie noch ihre Glieder sind und bleiben, so lange sie sich nicht offen und thatsächlich als solche darstellen, die dem Evangelio nicht gehorchen wollen, müssen sie auch als Glieder der Kirche nach den Ordnungen und Rechten der Kirche behandelt werden. Sind sie aber ausgetreten, haben sie Christo den Gehorsam gradezu aufgekündigt, so haben sie allerdings sich ein gutes Recht erworben, als „Geschmeiß“ betrachtet und behandelt zu werden, und für diesen Fall wissen wir nichts weiter anzurathen, als was schon Brenz gerathen hat: „Da war ein weltlich Obrigkeit entschuldigt, wenn sie nach dem Exempel Mose dem Halsstarrigen, so sich in keinem Weg keuschlich halten wollt, einen ordentlichen concubinischen Beistitz vergönnet, damit heimlich Ehebruch mit andern Eheweibern und unordentliche Hurerei verhütet werde.“ Die Civilehe ist insonderheit überall da, wo geschichtliche Verhältnisse sie hervorgerufen haben, sofern sie nur eine wirkliche Ehe, eine dem Worte Gottes gemäße Verbindung ist, etwas durchaus Anerkennenswerthes, und es kann keine Frage seyn, daß auch die Kirche sie als Ehe anzuerkennen hat. Die Kirche ist es nicht, die durch ihren Segen die Ehe zur Ehe macht. Nicht bloß nach dem älteren canonischen, sondern auch nach dem gemeinen Evang. Kirchenrechte

ist es der Consensus maritalis, der die Ehe begründet. Aufgebot und Trauung sind zunächst nur kirchliche Zucht und Ordnung und dann eine der Formen, unter denen die Ehe auch öffentlich und bürgerlich gültig wird. Es liegt kein Grund vor, weshalb der Staat der Kirche das bisherige Recht, durch ihre Trauung der Ehe auch bürgerliche Gültigkeit zu geben entziehen und also Civilehe einführen sollte. Würde er es dennoch thun, so würde die Kirche sich darein zu ergeben haben. Ganz anders aber verhält es sich mit jenen Verbindungen, die man jetzt auch Civilehen nennt. Sie sind keine Ehen. Sie sind und bleiben Concubinate und weder der Segen der Kirche noch das Gesetz des Staates kann sie zu etwas anderm machen. Sie sind als Ausnahmefälle, als nothwendige Uebel unter denen zu dulden, die von der Kirche abgefallen sind; in der Kirche selbst können sie keine Stelle finden und diese hätte, wenn wirklich Verbindungen dieser Art auf ihrem Gebiete Anerkennung zu gewinnen strebten, aufs allerentschiedenste sich ihrer zu erwehren. Sie würde mit der Excommunication gegen diejenigen ihrer Glieder einschreiten müssen, die in solche Verhältnisse treten, und je weniger sie schon jetzt im Stande ist, in dieser Weise Zucht zu üben, um so nothwendiger ist es, sie mit einer Civilehe solcher Art zu verschonen und deren Gültigkeit auf die bezeichneten Fälle zu beschränken.

## Leiden und Freuden Rheinischer Missionare, von J. S. Wallmann, Inspektor der Rheinischen Missionsanstalt. — Halle, Verlag von Julius Fricke, 1856.

Das evangelische Missionswerk unter den Heiden sammt aller Thätigkeit der für dasselbe gestifteten Anstalten und Gesellschaften, unterliegt, was seinen sittlichen Werth vor Gott anlangt, trotz seines weltumfassenden Umfangs, doch denselben Bedingungen, wie der allergeringste, auf eine Spanne Raumes beschränkte Dienst, womit hier etwa ein altes Mütterlein, dort etwa ein junges Knäblein ein gutes Werk an seinem Heilande thun will. Die Mission ist ein gutes Werk, wenn und soweit sie die dankbare Liebe zu Christo zu ihrer Triebkraft hat. Nur in dieser Liebe besteht das Leben der Mission. Es leuchtet ein, daß wir dieses Missionsleben von dem, was man heut zu Tage insgemein Missionsleben nennt, sehr zu unterscheiden haben. Wer nüchtern siehet, dem kann es nicht entgehen, daß hinter all' dem Thun und Treiben in unsern christlichen Missionskreisen, so rührig und vielgeschäftig dasselbe an vielen Orten auch geworden ist, so hoch auch die Zahlen der Hilfsgesellschaften, der beitragsenden Missionsfreunde, der Missionsfeste, der

\*) Für den Fall, daß Staat und Kirche über die Scheidungsgründe jetzt nicht einig werden sollten, erscheint uns der Vorschlag von Strampff's sehr beachtenswerth. Der Staat scheide nach seinem Rechte und spreche dem Geschiedenen die Befugniß zu einer neuen Heirath zu; erkläre ihm aber zugleich, daß er als Glied der christlichen Kirche von dieser Befugniß keinen Gebrauch machen können, weil kein Geistlicher gehalten sey, ihn von Neuem zu trauen. v. Strampff weist darauf hin, daß das weltliche Regiment oft in dem Falle sey, das richterlich anerkannte Recht nicht verwirklichen zu können und daß die Rechtshülfe sich nicht weiter erstreckt, als der weltliche Arm reiche. Auch werde der also Geschiedene sich nicht beschwert fühlen können, weil ja die Grundsätze der Religionspartei, zu welcher er sich bekenne, die Wiederverheirathung ihm nicht gestatten, und ihm der Austritt unverwehrt sey.



Missionsblätter und ihrer Leser bereits gestiegen sind — doch verhältnismäßig noch immer nur wenig Missionsleben ist. Wollten wir uns durch die Größe und Ausdehnung, durch die Anerkennung und Ehre, welche das Missionswesen in manchen evangelischen Ländern schon erlangt hat, einen Augenblick blenden lassen, so würde uns die einfache Thatsache genugsam enttäuschen, daß doch trotz dem Allen und trotz der Tausende unserer schon bestehenden Missionsstationen das alte Zahlenverhältniß der Christenheit zur nichtchristlichen Völkervelt (300 Millionen Christen gegen 700 Millionen Nichtchristen) bis jetzt noch keine wesentliche Aenderung erfahren hat. Wohl ist der schon eingebrachte Erndtesegen unserer evangelischen Heidenmissionen dennoch ein großer und herrlicher, aber er würde ein unvergleichlich größerer seyn, wenn's nicht namentlich in den Gesellschaften selbst an wirklichem Missionsleben noch so sehr mangelte. — In vielen Vereinen unseres Vaterlandes wird die Mission hauptsächlich als ein Mittel und Werkzeug zur eignen Erweckung und Erbauung benutzt: als ein Liebeswerk für die armen Heiden wird sie noch selten ins Auge gefaßt und geübt. So auch in den Kirchen. Wir sind nun keineswegs der Meinung, als ob ein solcher Missionsbetrieb, aus Gründen der Selbsterbauung und im kirchlichen Interesse, ein an sich unzulässiger wäre. Hat doch Gott der Herr die Heidenmission unserer Tage gerade nach dieser Seite hin — als ein Mittel zur Wiederbelebung der Christenheit — so deutlich legitimirt, daß es Thorheit wäre, eine Einwendung dagegen zu erheben. Möge man also ja fortfahren, Missionsbetsunden und Missionsfeste auch in solchen Gemeinden zu halten, wo nach Menschengedanken nur wenige dankbare Liebhaber Christi sich finden, und sollte gar der Pastor die einzige Seele darin seyn, die dem Heilande danken und der Heiden sich wirklich erbarmen kann. Ist es der Mission vom Herrn gegeben, hier in der Kirche Leben zu wecken und Liebe zum Erlöser zu entzünden, so kann und mag sie sich ihre rechten Freunde selbst mit erziehen. Aber lediglich als Mittel zu kirchlichen Zwecken, und ohne mit aufrichtigem Ernst auch den eigentlichen Missionszweck dabei im Auge zu haben, soll man die Heidenmission nie und nirgend in die Hand nehmen, wenn man sich nicht versündigen will. Sonst bleibt doch alles Predigen und Zeugen für die Mission, alles Beschreiben des heidnischen Sammers und alles Lobpreisen der Gottesthaten unter den Heiden, es bleibt auch das Gabensammeln und Beiträgegeben mehr oder weniger der Mission selbst fremd, und es ist, um nicht mehr zu sagen, jedenfalls ein bedenklicher Umstand, wenn die Sache, die bei dem Allen aufscheinend im Vordergrund steht, in Wahrheit kaum im Hintergrunde ihren Platz hat. Es ist vielmehr die heilige Pflicht aller Missionsvereine, das Bewußtseyn vom eigentlichen Missionszweck unter ihren Gliedern mehr und mehr zu wecken, und es nach und nach dahin zu bringen, daß die Gemeinden der Mission dienen, nicht bloß von ihr sich dienen lassen. Dazu bedarf es aber unter anderm auch der rechten Fürsorge für die Nahrung des in den Gemeinden etwa erwachten Missionslebens. Die Zufälligkeit

und Planlosigkeit, womit bei der Auswahl der Missionsmittlungen für Betsunden und Feste so häufig verfahren wird, ist gewiß vom Uebel. Auch hier gilt es, recht theilen. So kann es der heiligen Sache auch nicht dienlich seyn, wenn man der Gemeinde immer nur Blüthensträuße und Süßigkeiten aus der Missionsgeschichte hinreicht, statt dieselbe seiner Zeit, sobald sie's vertragen kann, außer mit den Freunden auch mit den Leiden der Mission bekannt zu machen, und ihr die Dinge zu zeigen, wie sie wirklich sind. Ohne die Mission in ihrer Wirklichkeit zu kennen, kann ja doch Niemand die rechte Liebe zu ihr haben und gewinnen. — Zu einiger Entschuldigun der sehr schlechten Oekonomie, welche mit dem Material der Missionsnachrichten im Allgemeinen noch getrieben wird, und die nicht selten den Charakter einer, mit der Würde des Predigantes unvereinbaren, Oberflächlichkeit und Leichfertigkeit trägt, dient freilich der nicht zu läugnende Umstand, daß die Missionsliteratur an recht bündig nahrhaften Schriften und Büchern immer noch arm ist. Die vielen Missionsjournale mit der langen Reihe ihrer Jahrgänge bieten zwar einen massigen Stoff dar, aber es fehlt an Büchern, worin dieser Stoff, sey es in wissenschaftlicher oder in populärer Weise, für die Missionsfreunde verarbeitet wäre. Wir sind immer recht bald am Ende, wenn wir nach solchen Hülfsmitteln gefragt werden, namentlich mangelt es auch an solchen Büchern, aus denen der Missionsfest-Prediger, Reiseprediger oder Stundenhalter ohne einen großen Aufwand von Zeit und Arbeit, ein reichliches Material entnehmen kann.

Allen, denen an guter Nahrung für's Missionsleben gelegen ist, namentlich auch allen Pastoren, die für sich und ihre Gemeinden danach suchen, können wir die oben genannte Wallmann'sche Schrift aufs Wärmste empfehlen. Sie ist am Epiphaniastage dieses Jahres in den Druck gegeben, im Frühjahr erschienen, und wie wir vernehmen, schon in vielen Kreisen mit Freude aufgenommen. Ein rechtes Epiphaniast-Kind. Dasselbe bietet dem Missions-Publikum in 30 Erzählungen eben so viele Genrebilder aus dem Leben der Rheinischen Mission dar. „Einem größern Publikum“, und nicht etwa bloß den Mitgliedern der Rheinischen Missionsgesellschaft. Denn diese Lebensbilder sind interessant, lehrhaft und erbaulich genug, um auch in weitem Kreisen Beachtung zu finden und Segen zu bringen. Es ist dem werthen Verfasser gelungen, ihnen eine Durchsichtigkeit zu geben, vermöge deren sie als treue Bilder der allgemeinen Freuden und der allgemeinen Leiden unserer heutigen evangelischen Missionen dienen sollen und können. Wahrhaftige, heilige und treue Missionsliebe zu wecken und zu nähren, eine Missionsliebe, die sich über jede Segensfrucht herzlich freut, die sich aber nicht daran ärgert, daß die Heidenwüsten noch nicht lauter Gnadenfelder geworden sind und es auch niemals werden — sondern die sich's daran genügen läßt, daß draußen wie hier „Wenige selig werden“: das ist der Zweck des Buches durch und durch. Möge er bei vielen Lesern erreicht werden! — Mit der Rheinischen Missionsgesellschaft wollen wir uns darüber freuen, daß sie eine reichliche Vorrathskammer von Segenserfahrungen



hat, denn davon gibt das Buch Zeugniß. Möchten auch andere Gesellschaften aus ihrem Schatz Aehnliches herausgeben können! Brächte eine jede herbei, was sie eben kann und hat, so würde ohne Zweifel eine schöne literarische Collecte zusammenkommen, deren Werth und Wichtigkeit weit über die literarischen Gränzen hinausginge.

Im Uebrigen schließen wir zu unserm eigenen und anderer Leser Missionstrost mit den Schlußworten des Buches: „der Herr thut, was die Gottesfürchtigen begehren, er höret ihr Schreien und hilft ihnen.“ „Und ob's auch scheint, als wollte er nicht — das laß dich nicht erschrecken; denn wo er ist am Besten mit, da will er's nicht entdecken.“

B.

M.

**Das christliche Gymnasium.** Von C. Niese, geistlichem Inspector in Porta. Naumburg 1855. 107 S.

**Ueber den Unterricht in der Religionslehre auf evangelischen Gymnasien.** Ein Gutachten von Dr. K. W. Bouterwek, Director und Religionslehrer am Gymnasium in Elberfeld. Gütersloh 1855. 66 S.

Diese beiden kleinen Schriften legen wiederum Zeugniß ab von dem Leben, welches sich in unseren Gymnasien zu regen anfängt; wem das Wort wiederum unverständlich ist, den verweisen wir auf das was wir in der Ev. K. Z. Jahrg. 1853, Nr. 101 sq. über einige thattsächliche Fortschritte im Gymnasialwesen berichtet haben. „Das christliche Gymnasium“ — damit bezeichnet der Verfasser der ersten Schrift nicht das eine oder andere Gymnasium welches man in den letzten Jahren so genannt hat: das Epitheton „christlich“ soll vielmehr das innerste Wesen und die höchste Aufgabe eines jeden Gymnasiums ausdrücken; das Gymnasium soll seinem Begriffe und seiner Bestimmung nach ein christliches sein, stets und überall, sonst ist es gar kein rechtes und kein eigentliches Gymnasium. Das ist sehr richtig und sehr gut. Und wie in kurzer Zeit die Vorstellungen und Begriffe klar und rectificirt worden sind! Vor einigen Jahren konnte ich sagen, schon das bloße Wort „christliches Gymnasium“ hat nach allen Seiten hin etwas Chokirendes und Frappirendes, und macht auf viele beim Schulwesen Betheiligte den Eindruck von etwas Unangenehmen, Unbequemem, Ungelegenem — wo möglich von etwas ganz Ungehörigem: jetzt wird in einer philosophisch gehaltenen Deduction von einem Manne, der an einem der berühmtesten deutschen Gymnasien arbeitet, nachgewiesen, daß ein jedes Gymnasium, wenn es anders seinem Begriffe entsprechen wolle, ein christliches seyn müsse. Im vorigen Jahre nannte Landferman, der Schulrath der Rheinprovinz, in einer Zeitschrift den Ausdruck „christliches Gymnasium“ einen „stolzen Namen“, indem er meinte es werde damit das Beste und Höchste gesagt, was man von einem Gymnasium sagen könne.

Wir wollen jetzt in der Kürze den Hauptinhalt der ersten Schrift mittheilen. Herr Niese sagt in dem Vorwort: „Die Frage über den Begriff eines christlichen Gymnasiums wurde vor einigen Jahren mit einer gewissen Heftigkeit behandelt. Unsere Landesgymnasien, welche bis dahin kein besonderes Gewicht darauf gelegt hatten, christliche Gymnasien genannt zu werden, fühlten sich verletzt, daß ihnen gegenüber Schulen aufgethan werden sollten, welche vorzugsweise christliche genannt seyn wollten. Sie glaubten es nicht leiden zu dürfen, daß sie auf diese Weise gewissermaßen als unchristliche sollten bezeichnet werden. Allein so ist es dem Christenthum oftmals ergangen: Die Menschen geben nicht viel darauf, daß sie Christen sind, aber wenn ihnen der Name abgesprochen werden soll, dann verwundern sie sich darüber und fühlen sich beleidigt. Als ob es eine Verunehrung für uns seyn könnte, wenn uns ein Prädikat abgesprochen wird, auf welches wir selbst nicht so gar viel gegeben haben.“ In dem ersten Abschnitt Nr. 27 handelt er von der wissenschaftlichen Aufgabe der Gymnasien und betont mit besonderem Nachdruck den Satz „Gymnasien sind Schulen für die Wissenschaft“; wir stimmen ihm vollkommen bei, wenn er sagt: „Man muß die Wissenschaft lieben, wenigstens hochhalten, wenigstens eine Ahnung von ihrer hohen Bedeutung für die Entwicklung des Menschengeschlechts, namentlich unseres Volks, haben, wenn man für die Pflege, Förderung und Vervollkommnung der Gymnasien etwas Heilsames thun will. Wenn man den religiösen oder sittlichen oder nationalen Mängeln an ihnen Abhülfe schaffen will, ohne das charakteristische Moment der Wissenschaft dabei im Auge zu behalten, dann mag man alles Andere an ihnen fördern, aber das Ganze, das Gymnasium selbst, diesen bestimmten und so wichtigen Theil unseres Schul- und Unterrichtswesens, das fördert man damit nicht. Im Gegentheil, je mehr Heilversuche dieser Art man an ihnen vornehmen würde, ohne Anerkennung und Hochachtung dessen, was das Gymnasium zum Gymnasium macht, um so entschiedener würde man das Gymnasium nicht fördern, sondern man würde es zu Grunde richten. Darum sage ich, man muß die Wissenschaft kennen, ehren, lieben, wenn man den Gymnasien dienen, helfen, förderlich seyn will. Indes folgt daraus keineswegs, daß die bloße Liebe zur Wissenschaft Gymnasien gründen, einrichten erhalten und zu immer höherer Vollkommenheit führen könne.“ Uebrigens hätte der Verfasser in diesem Abschnitt sich etwas kürzer fassen und manche Deduction bei Seite lassen können; dasselbe gilt auch von den folgenden Abschnitten S. 28—54 über Christenthum im Allgemeinen und über das Verhältniß von Glauben und Wissen; diese Erörterungen sind jedenfalls nur für solche Leser bestimmt, die in den Dingen des Glaubens und der Theologie noch wenig bewandert sind. Erst mit S. 55 kommt der Verf. zu seinem Gegenstande selbst, zum christlichen Gymnasium; er unterscheidet mehrere Grade desselben; in dem Sinne, sagt er, könne wohl jedes Gymnasium unseres Vaterlandes ein christliches genannt werden, daß für den christlichen



Religionsunterricht bestimmte Lehrstunden angeordnet sein, daß jeder Tag mit Gesang und Gebet beginne, daß die Schüler den öffentlichen Gottesdienst besuchen und in Gemeinschaft mit ihren Lehrern das heilige Abendmahl feiern; aber diesen christlichen Einrichtungen legt er mit Recht nur geringen Werth oder gar keinen bei, wenn nicht Lehrer und Schüler vom christlichen Geiste durchdrungen sind. Vor allen die Lehrer. „In den Lehrern muß auf einem christlichen Gymnasium vorzugsweise das Christenthum lebendig sein, damit die von ihnen gehaltenen Andachtsübungen ernst und feierlich begangen werden, ihre Gebete erhebend, ihre Gegenwart im Gottesdienste Weihend, ihre Mitfeier des heiligen Abendmahls heiligend auf die Schüler wirke. Denn der Lehrer ist und bleibt für den Schüler die nächste und täglich auf ihn einwirkende und in fast allen Dingen ihn bestimmende Autorität. Was der Lehrer hochstellt, wird auch der Schüler hochstellen, was ihm von Werth und Wichtigkeit ist, wird es gewiß auch dem Schüler sein und wenn das schon bei einzelnen Unterrichtsgegenständen der Fall sein wird, wie vielmehr wird es bei denjenigen, worvor alle Lehrer in gleicher Weise ihre ungeheuchelte Ehrfurcht an den Tag legen sollen, nämlich bei dem Christenthume der Fall sein müssen. Ohne diese ernste und aufrichtige Theilnahme des Lehrers an den Gebeten und Andachtsübungen der Schüler müssen alle religiösen Einrichtungen und Anordnungen nothwendig ohne Segen bleiben.“ Für einen solchen Lehrer aber muß, da er zugleich auch ein wissenschaftlich gebildeter Mann ist, die nächste Aufgabe nun die sein, die Beziehung und Verbindung seines einzelnen Unterrichtsgegenstandes mit dem Christenthum sich selbst klar zu machen und auch seinen Schülern zu zeigen. Mit Recht wendet Herr Niese auf diesen Punkt seine ganze Aufmerksamkeit: hierdurch allein wird es möglich den Religionsunterricht aus seiner isolirten Stellung, in der er zu einem indifferenten Lehrgegenstand geworden ist, herauszubringen und ihn, d. h. die Erkenntniß der göttlichen Wahrheit, zu dem Mittelpunkt zu machen, in welchem schlechthin alles Wissen sein Ziel wie seinen Grund findet; in diesem Sinne muß „das Christenthum zum höchsten Lehrgegenstande erhoben und ihm alle die Ansprüche zuerkannt werden, welche das Gymnasium als eine Schule der Wissenschaft an die Behandlung seiner Lehrgegenstände macht.“ Ebenso richtig ist, was er S. 69 sagt: „der Glaube läßt sich nicht verbergen noch verläugnen, er äußert sich in Wort und That, und giebt sich kund in allen Vorkommnissen des Lebens; wie sollte doch der Lehrer keine Gelegenheit finden, bei jedem Unterrichtsgegenstande seinen Glauben immer und immer wieder an den Tag zu legen?“ Und S. 72: „Es gehört doch eine Verwöhnung sondergleichen dazu oder eine völlige Umnachtung des Geistes in göttlichen Dingen, oder gar eine entschiedene Verfeindung gegen das Evangelium, wenn in dem naturwissenschaftlichen, geographischen und geschichtlichen, in dem classischen und deutschen Unterrichte niemals Gottes und

seiner Wunder, Christi und seines Heiles, der christlichen Kirche und ihrer Segnungen gedacht werden sollte. Im Gegentheil, ein Lehrer, dessen ganze Welt- und Lebensanschauung von dem Lichte des Christenthums erleuchtet und verklärt worden ist, wird sich bewachen müssen, daß er im naturgeschichtlichen oder auch im physikalischen Unterrichte nicht zu häufig auf die wunderbare Weisheit Gottes und Gesetzmäßigkeit seiner Schöpfungen aufmerksam macht, oder in der Geographie und Geschichte die Beziehungen zum Christenthum in seiner Entwicklung, oder bei der Auslegung der griechischen und römischen Klassiker die Vergleichung mit den Wahrheiten und der Ausdrucksweise des Evangeliums zu stark vortreiben läßt, oder im deutschen Unterricht christliche Fragen zu vorherrschend zum Gegenstande der Bearbeitung aufgiebt, und dadurch entweder den nächsten Zweck seines jedesmaligen Unterrichtes aus dem Auge verliert, oder doch den Gegenstand desselben zu einseitig und unvollständig seinen Schülern zur Anschauung bringt.“

Herr Niese weiß sehr gut, daß das Christenthum eines Gymnasiums nicht von Gesetzen und Vorschriften, sondern von den Persönlichkeiten der Lehrer abhängt; haben diese allesamt ein ehrliches christliches Bekenntniß, so ist ein solches Gymnasium ein christliches zu nennen. Das sagt im Anfang auch Herr Niese; nachher aber sagt er, es könne, auch wo dieser Fall eintrete, vorläufig kein einziges Gymnasium unseres Vaterlandes auf diesen Namen Ansprüche machen, so lange nicht der Religionsunterricht „eine weitere Ausdehnung und gymnasialere Durchbildung“ gefunden habe, als es bei den jetzigen Einrichtungen geschehe S. 76—78. Bei der Art und Weise, wie er davon spricht, wird man gespannt und erwartungsvoll steht man seinen Vorschlägen entgegen, die nun folgen. Er entwirft einen Lehrplan für den Religionsunterricht in den allgemeinsten Umrissen, aber er selbst sagt am Ende S. 85, daß die Praxis, soll heißen die gesetzlich vorgeschriebene, wenigstens in Preußen, im Ganzen diesem Plane bereits schon entspreche. (Nebenbei sey bemerkt, daß einige seiner Vorschläge keinen Beifall verdienen; z. B. daß der „kirchengeschichtliche Unterricht“ wo möglich schon in den unteren Klassen seinen Anfang nehme; gleich darauf erwähnt man, daß damit vielleicht bloß die Apostelgeschichte gemeint ist, gegen die natürlich nichts einzuwenden wäre, sobald man nämlich bereits die Geschichten des A. und N. T. bis dahin durchgenommen hat; aber man hüte sich doch vor solchen hochtrabenden Ausdrücken, sonst tragen wir noch „populäre Dogmatik“ in Quinta vor, wenn wir den Katechismus Lutheri aussagen lassen; ferner verlangt er für die mittleren Klassen Lesen des N. T. in der Ursprache und für die oberen „systematische Darstellung der Heilslehre“; beides ist von den bedeutendsten Autoritäten mit Recht verworfen worden; dagegen hätte er fordern sollen, daß die Augustana mit den Primanern durchgenommen werde, was er nicht thut.) (Schluß folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Mittwoch den 17. December.

N<sup>o</sup> 101.

**Das christliche Gymnasium.** Von C. Niese, geistlichem Inspector in Pforta. Naumburg 1855. 107 S.

**Ueber den Unterricht in der Religionslehre auf evangelischen Gymnasien.** Ein Gutachten von Dr. R. W. Bonterwek, Director und Religionslehrer am Gymnasium in Elberfeld. Gütersloh 1855. 66 S.

(Schluß.)

Dann fordert er, daß dieser Lehrplan von dem Lehrer also ausgeführt werde, daß „nicht bloß das Wissen befriedigt und die Erkenntniß gefördert, sondern der ganze Mensch für Gott und sein Reich in Anspruch genommen wird“ und muß S. 89 auch hier eingestehen, daß dies wohl hie und da geschehe und daß dann ein solches Gymnasium den Namen eines christlichen verdiene. Was er also zuerst ohne Berechtigung allen Gymnasien vorenthalten will, gesteht er schließlich selbst einige Seiten nachher ziemlich vielen ein, da seine Forderungen in thesi nichts Neues und Unbekanntes enthalten; was Anderes und freilich ungleich Wichtigeres ist die Ausführung. Aber noch einmal spannt er die Erwartung der Leser; er zeigt von S. 90 die letzte Stufe der christlichen Gymnasialbildung, die bisher noch von keiner Anstalt erreicht worden sey; er fordert auf dieser Stufe „die eigene geistige Beschäftigung der Schüler mit dem Evangelio“, er fordert „regelmäßige Aufgaben und freie Arbeiten über christliche Lehre und Geschichte“ — „Selbststudium und Privatstudium der heiligen Schrift“, namentlich des Neuen Testaments in der Ursprache, und das Alles in derselben wissenschaftlichen Weise, in welcher die übrigen Disciplinen des Gymnasiums getrieben werden. Nirgends mehr, als bei diesem Abschnitt, merkt man an der Darstellungsweise, daß die Vorschläge des Herrn Verf. mehr aus Wünschen, als aus Erfahrungen hervorgegangen sind; brauchbar oder praktisch, d. h. ausführbar, sind bekanntlich aber nur solche Vorschläge, die bereits wenigstens einmal schon ausgeführt sind; S. 99 fordert nun der Herr Verf. alle Lehrer hinsichtlich seines eigenen Vorschlags auf: „man mache diesen Versuch und man wird Schaaren von Jünglingen auf ihr ganzes Leben für Gottes Wort gewonnen haben“; — aber durch manchen Umstand wird man veranlaßt, anzunehmen, der Herr Verf. habe in Wirklichkeit selbst noch nicht den Versuch gemacht. Solche rein in der Vorstellung und vermittelt der Vorstellung gemachte Vor-

schläge können ihrer Natur nach auch nur einen Werth haben für die Vorstellung, aber nicht für die Wirklichkeit, auf die es uns, wie gegenwärtig die Sachen liegen, ganz allein ankommt. Sehen wir übrigens von einigen hochgehenden Ausdrücken ab, die offenbar seinen ernstlich gemeinten Vorschlägen nicht förderlich sind, so ist das, was er auch auf dieser „höchsten Stufe“ verlangt, nur billig, nothwendig und ausführbar, auch wenn Herr Niese selbst nicht weiß, daß es schon ausgeführt ist. Alle seine Forderungen sind nämlich leicht auszuführen, wenn nur die erste Bedingung — die er freilich schon für die unterste Stufe stellt — in Erfüllung geht, die, daß alle Lehrer wirklich vom christlichen Geiste erfüllt sind, und daß alle vom Staate gegebenen Anweisungen wirklich ausgeführt werden. Er fordert nämlich im Grunde — und das ist nur zu loben — auch auf dieser seiner höchsten Stufe nichts anderes, als „daß die heil. Schrift auf unseren Gymnasien künftighin mehr wahres Eigenthum wird“ — „daß unsere wissenschaftlich zu bildende Jugend mit dem göttlichen Worte vertrauter wäre und an seinen Lehren und Aussprüchen Geist und Herz prüfen, üben und läutern gelernt hätte“; und mit Recht beklagt er, daß, was Bekanntschaft mit der heil. Schrift anlangt, „unsere Gymnasien bisher hinter der geringsten Volksschule zurückgestanden.“ Um solcher Noth abzuhelpen und um diese billigen Forderungen zu erfüllen, bedarf es meines Bedünkens keiner neuen Organisationen und „gymnasialeren Durchbildung des Religionsunterrichtes“; aber bei dem bisher meist üblichen isolirten Religionsunterricht, auch wenn er von dem besten Theologen ertheilt wird, läßt sich auch dieses bescheidene Ziel nicht erreichen; aus der Isolirung wird der Religionsunterricht aber lediglich und ganz allein herausgezogen, wenn der Lehrer der Religion auch in anderen wichtigen Disciplinen unterrichtet, und wenn alle anderen Lehrer auch in der Religion unterrichten, wenigstens was Gesinnung und Erkenntniß anlangt, unterrichten könnten. Wie viel aber daran fehlt, obwohl es durch die Gesetze des Staates gefordert wird, können wir beispielsweise den Wünschen des Herrn Niese abmerken; S. 102: „Sobald der Schüler mit dem göttlichen Worte bekannter geworden, wird auch der Lehrer bei Ausführung biblischer Sprüche und christlichen Lehren in den Gebetsandachten strenger und besonnener, bei seinem Urtheile über christliche Wahrheiten in seinem Unterrichte behutsamer und gewissenhafter zu Werke gehen müssen. Sobald der Schüler in dem göttlichen Worte heimischer geworden ist,



wird er Wahrheiten desselben in seine freien Arbeiten einschlechten, um dieselben damit zu schmücken und die Richtigkeit seiner Beweisführungen damit zu bestätigen; alsdann wird der Lehrer sich davor hüten müssen, daß er sich bei seiner Beurtheilung derselben keine Blößen gebe und irgend einer Unkenntniß des göttlichen Wortes schuldig mache; das wird er aber nicht anders können, als wenn er sich selbst mit dem göttlichen Worte vertrauter gemacht hat. Es wird hier nicht der Fall stattfinden, wie bei andern Unterrichtsgegenständen, daß es dem Lehrer bei seinen Schülern keinen Eintrag thut, wenn er in dem einen oder anderen Fache entweder nur geringe oder auch keine Kenntnisse besitzt, sobald er nur in seinem Unterrichtsfache tüchtig ist; denn Kenntniß des Christenthums, Verständniß des Evangeliums werden sie dann von einem jeden ihrer Lehrer verlangen. Es wird also eine Nothwendigkeit werden, daß die Lehrer des Gymnasiums künftig in einen innigeren Verkehr mit dem göttlichen Worte treten müssen. Und wie viel wird allein schon hiernit gewonnen sehn, da gewiß auch unter ihnen so manche sind, welche das Evangelium nicht lieben, einzig und allein aus dem Grunde, weil sie es nicht kennen.“

So lange der Religionsunterricht eine isolirte Disciplin ist, kann er nicht viel mehr leisten, als was andere Disciplinen mit gleicher Stundenzahl, etwa Naturwissenschaften und Physik, Geschichte und Geographie leisten; aber auch wenn man die Religionsstunden verdoppelt und sie demnach mit vier wöchentlichen Stunden der Mathematik gleichstellt, die als Hauptdisciplin und einflußreich auf den Ausfall des Abiturienten-Examens betrachtet wird, kann dennoch der Religionsunterricht wesentlich in seiner Isolirung verbleiben; aus derselben kann er nur auf die oben angegebene Weise gezogen werden. Wenn aber nun alle Lehrer ein gutes und ehrliches Bekenntniß haben, dann sind Arbeiten über christliche Lehre und Geschichte, die Herr Niese mit vollem Recht als etwas Nothwendiges fordert, eine sich ganz von selbst ergebende natürliche Folge, ebenso wie daß dann auch durch alle Lectionen die Erkenntniß der göttlichen Wahrheit mehr oder minder mitgefördert wird, ohne daß diesen Lectionen nur irgendwie ein Eintrag geschieht. In der Provinz Westfalen (sowie in der Rheinprovinz) wird unter den schriftlichen Arbeiten der Abiturienten auch ein Religionsaufsatz gefordert, der später dem Consistorio oder bei den Römisch-Katholischen dem Bischof vorgelegt wird; demgemäß muß auch halbjährlich unter den Probearbeiten ein solcher Religionsaufsatz sich befinden; Director Bouterweck spricht sich ausführlicher für die Beibehaltung und allgemeine Einführung desselben aus. Das ist ein Anfang, aber man kann weiter gehen. Die Themata der lateinischen Arbeiten, die ich in Prima gebe, beziehen sich zur Hälfte auf die Griechisch-Römische Welt, zur Hälfte auf die Geschichte des Reiches Gottes; auf das letztere beziehen sich bei uns oft auch die Themata der Deutschen Arbeiten in allen Klassen; es ist ja nichts natürliches und nothwendiger, als daß ein Schüler, wenn er die göttliche Wahrheit in seinen Verstand und in sein Herz aufgenommen hat, darüber sich auch äußere und ausspreche; außerdem

veranlaßt ein solches Thema stets den Schüler, diesen Gegenstand genauer kennen zu lernen. Auch bei den Extemporalien und Exercitien ist es sehr zweckmäßig, hin und wieder ähnliche Stoffe zu wählen, z. B. die Lebensgeschichte der Glaubenshelden; auch aus ganz allgemeinen pädagogischen Gründen ist dies wünschenswerth, denn wenn die Schüler von der untersten bis obersten Klasse in solchen Stylübungen von nichts Anderem als von Griechen und Römern hören, so ermüdet sie das mit der Zeit dergestalt, daß sie gar nichts mehr von dem Gegenstand merken, über den sie eben schreiben. Seit Jahren habe ich beobachtet, wie erfrischend solche christliche Stoffe auf die Schüler wirken; wir gebrauchen sie in Gütersloh in allen Klassen neben den allgemeinen historischen. In reicher Fülle findet man solche Stoffe bei Teipel in seinen Anleitungen zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Latein (1. Th. für Tertia und Secunda 1855; 2. Th. für Prima 1854; das letztere ist fast eine zusammenhängende Kirchengeschichte der letzten Jahrhunderte); der Verfasser ist Katholik; was aber specifisch Römisches sich in Ton und Worten findet, läßt sich leicht beseitigen.

Die griechische und lateinische Sprache haben für menschliche Bildung und Wissenschaft gethan, was keine andere Sprache der Welt gethan hat; sie sind die beiden großen Cultursprachen der Menschheit; zwei Jahrtausende legen Zeugniß für ihre Macht und Wirkung ab; einem solchen Beweise der Kraft kann nur der Unverstand widersprechen\*); der größte und edelste Dienst aber, den diese beiden Sprachen geleistet, ist der gewesen, daß in ihnen das Evangelium auf dem orbis terrarum, dem Morgenland und Abendland ist verkündigt worden, daß in ihnen das Evangelium zum ersten Male seine folgenreichsten Siege über alle menschliche Bildung und Weisheit und Philosophie erstritten hat, daß in ihnen die ganze Offenbarung zum erstenmale zu wissenschaftlicher Fassung gelangt ist. Erst dadurch haben die griechische und lateinische Sprache ihre wahre Weihe erhalten, sie sind recht eigentlich heilige Sprachen neben der hebräischen geworden. Man kann deshalb schwerlich in Zweifel darüber sehn, weshalb diese beiden Sprachen seit Jahrhunderten in allen höheren Schulanstalten als das Hauptstück des Unterrichts gegolten haben: können demnach wirklich wissenschaftliche oder pädagogische Bedenken Jemanden abhalten, diese Sprachen in den Gymnasien gegenwärtig noch auch zu dem Dienste mit zu gebrauchen, den sie einst der ganzen Christenheit in großartigster Weise geleistet haben?

Herr Niese will das Ideal eines christlichen Gymnasiums aufstellen, und construirt dasselbe, wie er mit Nachdruck wiederholt sagt, aus den Begriffen von Wissenschaft, Schule, Christenthum. Ich halte das nicht für den richtigen Weg; es ist gar

\*) Wenn eine der neueren Sprachen auf gleichen Rang und gleiche Ehren Anspruch machen wollte, so müßte jede erst doch noch einige Säcula hinter sich haben, und zwar Säcula mit Thaten, wie sie die griechische und lateinische Sprache vom Mittelalter an aufzuführen kann.



zu abstrakt. Wir haben Ideale in unserer Vergangenheit; diese können uns als wirkliche und noch jetzt lebendige Thatfachen mehr Muth zur Nachfolge oder zum Nachhelfen geben, haben auch mehr Kraft, uns zu beschämen. Ich will ein solches Ideal nennen. Sehr viele Kirchenlieder, und darunter die Lieder ersten Ranges, sind in dem 16ten, 17ten und im Anfange des 18ten Jahrhunderts von Männern gedichtet worden, die längere oder kürzere Zeit als Lehrer oder Rectoren in unseren Gymnasien arbeiteten. Nur einige Beispiele:

Jerusalem du hochgebaute Stadt 2c.

von Mehjart, Rector in Coburg.

Meinen Jesum laß ich nicht 2c.

von Rehmman, zuletzt Rector in Zittau.

O heil'ger Geist fehr bei uns ein 2c. und

Nun jauchzet all ihr Frommen

von Schirmer, Conrector am grauen Kloster zu Berlin.

Seh Gott getreu, halt seinen Bund 2c.

Ach wie wichtig, ach wie flüchtig

von Michael Frank in Coburg.

Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren 2c.

Komm, o komm du Geist des Lebens 2c.

Der Tag ist hin, mein Jesu bei uns 2c.

und viele andere herrliche Lieder von Joachim Neander, der eine Zeit lang Rector in Düsseldorf war.

Was Gott thut, das ist wohlgethan 2c.

von Rodigast, zuletzt Rector des grauen Klosters in Berlin.

Halt im Gedächtniß Jesum Christ 2c.

von Cyriacus Günther in Gotha.

Der am Kreuz ist meine Liebe 2c.

von Greding, Rector in Hanau. Es gehören ferner hierher die Lieder von A. H. Franke und Freyhlinghausen, den Directoren des Hallischen Waisenhauses; von Herrnschmid, der auf eine Zeit lang die Frankeschen Stiftungen leitete, haben wir außer anderen namentlich

Lobe den Herren, o meine Seele 2c. und

Gott wills machen, daß die Sachen.

Bekannt sind die Lieder von Joachim Lange, der zuerst Rector des Friedrichs-Werderschen Gymnasiums in Berlin war; die ganze pietistische Richtung folgte gerne dem Beispiele A. H. Franke's und wirkte in den Schulen; und wie viele Lieder wir von ihnen haben, sieht man leicht aus Koch's Geschichte des Kirchenliedes, II. S. 366, die Lieder von Woltersdorf und Bengel, brauchen wir nicht anzuführen, wollen aber daran erinnern, daß der erstere Director des Bunzlauer Waisenhauses war und der zweite die beste und längste Zeit seines Lebens dem Gymnasio widmete, worin ihm vielfach seine Schüler, ebenfalls Liederdichter, folgten; vgl. Koch, II. S. 151 sq. Den zahlreichen pietistischen Liederdichtern stellt Koch S. 400 sq. als orthodoxe, kirchliche Dichter fünf angesehenen gelehrte Schulmänner (Rectoren) entgegen, Deßler, Masius, Wengel, Hübner und Greding. Noch fügen wir folgende Lieder hinzu:

Aus meines Herzens Grunde 2c.

von Matthäus, der eine Zeit lang Rector zu Joachimsthal war.

Allein Gott in der Höh' sey Ehr 2c.

O Lamm Gottes unschuldig 2c.

von Nic. Decius, der nach seinem Uebertritt zur Reformation Lehrer in Braunschweig war.

Wer sind die vor Gottes Throne 2c.

das herrliche Seitenstück zu Mehjarts „Jerusalem du hochgebaute Stadt 2c.“ hat ebenfalls einen Lehrer zum Verfasser, Heinr. Theob. Schenk.

Von Gott will ich nicht lassen 2c.

Ihr Eltern hört, was Christus sagt 2c.

von Ludw. Helmbold, der lange Schulmann war. Ueber Schneefing (Chionus), den Dichter des Liedes

Allein zu dir Herr Jesu Christ 2c.,

sagt Koch I. S. 112: „er war ein frommer und gelehrter Mann, besonders treu und eifrig im Unterricht der Jugend, der er vor Allem seine Thätigkeit zuwandte, sie zu weihen als die Lämmer Christi.“ Ebenso arbeitete der berühmte Gottesmann G. Conr. Nieger lange in dem Gymnasium; ferner Joh. Agricola, Seb. Heyd, Bronn, Knöpfen, Nic. Hermann, Andr. Gryphius, Simon Dach, Buchholz, Mantisch, Sigm. Birken, Schwänlein, Hoffmann, Richter, Roitsch, Schlicht, Lehr, Weissenensee, Fischer u. A. — sie alle waren als Lehrer thätig; ihre Lieder kann man bei Koch oder in den verschiedenen Gesangbüchern finden. Ist diese Menge nicht ganz überraschend groß? Zur Erklärung dieser Erscheinung dient unter anderm, daß Männer von poetischer Begabung gern den alten Klassikern sich zuwenden und wohl schon deshalb eine Stellung an den Gymnasien gesucht haben. Aber welch ein Geist muß einst in den Schulen gelebt haben, wenn aus den Herzen der Lehrer Lieder in solcher Fülle und in solcher Herrlichkeit hervorquellen? Herr Niese wünscht am Schlusse den Gymnasien, daß sie Uebungen in christlicher Dichtung anstellen sollten; wir haben nichts dagegen; aber voran muß gehen, daß die Schüler unsere Kirchenlieder kennen lernen, und daß die Kernlieder durch Auswendiglernen gradezu Eigenthum derselben werden; es läßt sich ausführen, daß etwa 25—30 der vorzüglichsten Lieder jeder Abiturient im Gedächtniß hat. —

Jetzt nur noch wenige Worte über das Schriftchen des Herrn Directors Bouterweck; sein Gutachten schließt sich genau an die in unserem Staate geltende Gymnasialordnung an und zeigt, wie innerhalb derselben der Religionsunterricht in gedeihlicher Weise getrieben werden kann; es ist geschrieben mit einer aus dem Herzen kommenden, lebendigen Theilnahme, mit thätiger Sachkenntniß und aus eigener, langer Erfahrung heraus. Der Verfasser will den kirchlichen Bekenntnissen gegenüber auf einem neutralen „protestantisch-biblischem“ Boden seinen Standpunkt einnehmen; in Wirklichkeit aber tritt der reformirte Typus ziemlich deutlich hervor; daneben zeigt sich auch viel Subjectives, auf welches wir jedoch hier ebenso wenig eingehen können, wie auf das, was er über oder gegen das Confessio-



nelle sagt. Seine pädagogischen und methodischen Bemerkungen im Einzelnen werden einem jeden Lehrer anregend und förderlich seyn. Hinsichtlich seiner Auslassungen über den Ausdruck „christliches Gymnasium“ verweisen wir ihn auf das Schriftchen von Niese. Da er aber selbst S. 9 folgendes Bekenntniß macht: „Die erworbene facultas docendi und bürgerliche Unbescholtenheit reichen vollkommen hin, um einem Gymnasium einen Lehrer für dessen Lebenszeit zu geben, und es möchte schwer seyn, seinen Einfluß, sobald seine Ueberzeugung gegen die Kirche und den Grund, auf dem sie errichtet ist, in einem bewußten Gegensatze steht, zu überwinden oder zu regeln, ohne der Förderung der Gymnasialzwecke wesentlich zu schaden und eine traurige Zerrüttung herbeizuführen. Wie es möglich zu machen seyn möchte, daß alle Gymnasiallehrer in ihren Beruf eine entschiedene und auch öffentlich bekannte Achtung vor dem Christenthume mitbringen und im Anbau einer verwandten Richtung in den Gemüthern der Jugend eine ihrer Hauptaufgaben erblicken, ist schwer zu sagen“ — wenn er selbst also über den bisherigen Zustand in dieser Weise urtheilt, dann sollte er sich nicht verwundern, wenn allgemein das Verlangen nach Gymnasien ausgesprochen wird, in welchen mit jenem Ausdruck Ernst gemacht werden soll.

Noch Etwas, was scheinbar eine Kleinigkeit ist, aber gewiß mit den tiefsten Schäden der Zeit genau zusammenhängt; Herr Dir. Bouterwek nennt einmal die Schüler der obersten Klasse „junge Männer“; wollte man diesen Ausdruck irgendetwas ernstlich nehmen, so müßte die ganze Gymnasialdisciplin umgeworfen werden. Ich weiß, man gebraucht diesen Ausdruck wie so viele andere gedankenlos, und folgt unbewußt dem schlechten Tone der Zeit; sehr oft habe ich ihn schon von ersten Christen gebrauchen hören; deshalb scheint mir eine öffentliche Bemerkung hierüber an der Zeit. Wer ganz auf den Höhen der Zeit sich bewegt, nennt aber bereits jeden Quartaner schon einen „jungen Mann“ und unter Umständen kann diese Ehre sogar einem geistreichen Quintaner zu Theil werden, der mit seinem stämmigen Körperbau noch nicht höher sich hat aufschwingen können. Man weiß nicht, was das Widerlichere in dieser Sprechweise ist, der Hochmuth oder der Unverstand. Ist nicht „Jüngling“ der schönste, der herrlichste Name? Kann selbst ein Student oder jeder andere dieses Namens sich schämen, wenn er noch in diesen Jahren steht? Ein ernster Mann sollte erschrecken, wenn ihm das Wort „junger Mann“ zur Unzeit über die Lippen will; dieser ekelhafte Sprachgebrauch hilft mit, den Deutschen Mann seiner schönsten und höchsten Ehren zu entkleiden; wer will noch Mann sich nennen lassen, wenn nach diesem Modeton jeder Bube „junger Mann“ genannt wird? Seit wir nach diesem Sprachgebrauche eine ungeheure Menge an „jungen Männern“ haben, ist ein ganz bedenklicher Mangel an wirklichen Männern eingetreten, dagegen ein ganz bedenklicher Ueberfluß an solchen Individuen männlichen Geschlechts über 30 Jahre, denen eine solche Unreife und Charakterlosigkeit anklebt, daß man sie nur nach der bekannten figura: lucus a non lucendo — Männer nennen kann.

G.

Dr. R.

## Nachrichten.

### Berichtigung und Verwahrung.

In einem, der Presbyterial- und Synodalverfassung unangünstigen Schreiben aus dem Ravensbergischen (Beilage zu Nr. 96 d. Bl.) wird des an die achte Westphäl. Prov.-Synode gestellten Antrages der Kreissynode Minden wegen Abänderung der Kirchenvisitations-Ordnung in einer Weise gedacht, welche der Berichtigung zur Steuer der Wahrheit bedarf. Es soll nämlich in diesem

Antrage „unserer berühmten Kirchenordnung die demokratische Grundlage zum Vorwurf gemacht werden, ohne daß selbst die synodalen Markaner sich daran gestoßen hätten.“ Leider hat aber die Kreissynode Minden das Gegentheil gethan, indem sie verlangte, „daß das bedenkliche demokratische Element der bisher üblichen generellen kirchlichen Gemeindeverwaltung aus der Generalkirchenvisitations-Ordnung für den Gebrauch in hiesiger Provinz entfernt und statt dessen das presbyteriale Element der Kirchenordnung in geeigneter Weise bei derselben zur Geltung gebracht werde.“

Indem Einsender dies Versehen \*) aus den Acten berichtigen zu müssen glaubt, fühlt er sich zugleich gedrungen, gegen den in Nr. 95 d. Bl. mitgetheilten, „Einige Erfahrungen aus dem Gebiete der Presbyterial-Verfassung“ überschriebenen Artikel insofern Verwahrung einzulegen, als darin behauptet wird: „die Repräsentativ-Verfassung unserer Kirchenordnung sey in dieser Zeit der Entkirchlichung und Verweltlichung der Massen ein Haupthinderniß für die Entwicklung der Ausgestaltung kirchlichen Lebens und kirchlicher Ordnung.“ Es ist einmal unrichtig, wenn im Verlaufe gesagt wird, „die Rhein. Westph. Kirchenordnung lege bekanntlich die Pfarrerwahl in die Hände der Gemeinde-Representation.“ Die K. D. thut das doch „bekanntlich“ nur da, wo die Gemeinde herkömmlich bereits das Wahlrecht hatte, und wird also dadurch das vermeintliche Uebel nicht vermehrt, sondern insoweit vermindert, als der in die Repräsentation gewählte Kern der Gemeinde ohne Zweifel stimmfähiger ist, als die ganze ungeordnete Masse aller im Sinne des Landrechts stimmberechtigten Gemeindeglieder dies früher gewesen. Wird hin und wieder dieser Kern der Gemeinde nicht in die Repräsentation berufen so liegt das offenbar nicht an der Rhein. Westph. K. D., welche dafür in §§. 10 und 22 hinreichende Garantien bietet, sondern an der schlechten Handhabung derselben, welche nicht sowohl den Gemeinden, als dem Kirchenregimente in seinen verschiedenen Stufen zur Last fallen wird. Macht aber die Repräsentation wirklich den Kern der Gemeinde, wie sie nun auch seyn mag, im Wesentlichen aus, dann ist zum Andern nicht hinzusehen, wie diese Verfassungsform ein Hinderniß der Entwicklung des kirchlichen Lebens und der kirchlichen Ordnung seyn soll. Die Repräsentation hat als solche mit den inneren Angelegenheiten der Kirchengemeinde Wenig oder Nichts zu schaffen, und auch das Presbyterium wird ein solches Hinderniß um so weniger abgeben können, als dasselbe die Hauptkraft des Pfarramts in Lehre, Seelsorge und Vereinsthätigkeit amtlich zu brechen oder zu hemmen, nicht in der Lage ist, auch wenn es den Willen dazu hätte. Wenn Schreiber dieses aus seiner Erfahrung ein Wort mitreden darf, so würde er es aufs Tiefste beklagen, wenn die im Presbyterio und der Repräsentation — bei allen Mängeln und Gebrechen — ihn umgebende Mauer hinweggenommen, oder eingerissen werden. Nur in einem Falle ist allerdings eine aufhaltende und lähmende Wirksamkeit der Gemeindevertretung gegenüber der pfarramtlichen Thätigkeit denkbar, — wenn nämlich die letztere confessionellen Sonderbestrebungen nachgeht, und grade in diesem Falle dürfte, — ich rede natürlich zunächst vom Standpunkte unserer Provinzialkirchen aus —, eine solche Hemmung Seitens des Laienelementes so berechtigt, als heilbringend seyn.

Daß die Repräsentativ-Verfassung als solche kein Leben geben, daß unter Umständen der unkirchliche Geist auch durch diese Form der kirchlichen Ordnung hindernd und schädlich einwirken kann, wird ohne Weiteres zugegeben. Das trifft aber jede Form der kirchlichen Verfassung, und die Geschichte hat sattam gezeigt, wie das Kommen des Reiches Gottes weder an diese oder jene äußere Ordnung der Dinge gebunden ist, und ebenso deutlich, daß sich der Antichrist so gut auf Kanzel, Thron und Bischofsstuhl, als auf die Presbyterialbank setzen kann.

G.

\*) Es handelt sich in der That nicht um ein Versehen, sondern um einen abkürzenden Ausdruck, der durch den gleich darauf erscheinenden Bericht über die Westphälische Provinzialsynode bereits seine Ausfüllung und seinen Commentar erhalten hat. Dem Herrn Eins. hat dieser Bericht noch nicht vorgelegen. Anm. der Red.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Sonnabend den 20. December.

№ 102.

## Die Evangelische Allianz. \*)

Wir geben hier zuvörderst eine Uebersetzung einiger Stellen aus einem Englischen Briefe, der von dem beabsichtigten Jahresfeste der Evang. Allianz ausgehend die Allianz beleuchtet. Der Schreiber des Briefes, wie aus demselben hervorgeht, ein Mitglied der Englischen Kirche, gehört allerdings der hochkirchlichen Richtung an, ist aber durchaus kein Pusehit, wenigstens kein Pusehit in dem Sinne derer, die sich von dem Fanaticismus der Un- und Antikirchlichkeit fern halten. Das Urtheil dieses auch äußerlich eine bedeutende Stellung einnehmenden Mannes wiegt um so mehr, da er an der Schwermüdigkeit, ja Unfähigkeit so vieler Engländer in Beurtheilung des Auslandes durchaus nicht leidet, sondern die kirchlichen Verhältnisse Deutschlands sowohl aus eigner Anschauung kennt, als sich stets darüber au fait erhält und mit gesundem Blicke sie beurtheilt. Die bezüglichlichen Stellen lauten folgendermaßen:

Was nun die Allianz betrifft, so werden Sie sicherlich nichts Gutes, möglicherweise aber sehr viel Schaden von der Heimfuchung im nächsten Jahre zu erwarten haben. Das Band, welches ihre Glieder unter einander verbindet, ist auf der einen, der positiven Seite ein engherziger, bigotter Calvinismus und zwar nicht in der Gestalt, in der Calvin selbst oder irgend eine der Bekenntnisschriften des 16ten Jahrh. das System uns darstellen, sondern als ein süßlich sentimentaler Antinomianismus, — nach der andern negativen Seite hin ist das wirklich zur Schau getragene und lebendige Band ein eingewurzelter Widerspruchsgeist gegen alle kirchliche Ordnung, gegen jeglichen Grundsatz

von sacramentaler Gnade\*), gegen Alles, was das Lutherische System vom Calvinistischen unterscheidet, gegen das System der Lehre, das die Englische, die besten Lutherischen und die Kirche der ersten Zeiten (primitive church) zu einem lebendigen Leibe vereinigt. Sie können sich darauf verlassen, daß grade so weit, als der Einfluß der Evangelischen Allianz reicht, er alle Anstrengungen zur Verbreitung, Ausdehnung und Kräftigung der Grundsätze, die allein die Deutsche Evangelische Kirche zu ihrem wahren, hohen Range unter den Kirchen der Christenheit wieder erheben können, — im Keime ersticken wird. So viel über das, was ich und mit mir Tausende hier über die Evang. Allianz denken. Was nun den Zustand der Allianz in England anbelangt, so kann ich Ihnen die Thatfache verbürgen, daß wirklich nur sehr Wenige selbst von der extremsten Partei unter den Geistlichen irgend etwas mit ihr zu thun haben wollen. Ich stehe in intimer Bekanntschaft mit zahlreichen Geistlichen von den allerverschiedensten Ansichten, — ich kenne solche, die die Allianz vertheidigen, kenne unter den niedrig kirchlichen (low churchmen) Viele, die es nicht wagen würden, Opposition dagegen zu machen, — aber ich kenne Niemanden, der ihr beigetreten ist. Ich glaube wirklich, daß in ihrem Herzen alle Mitglieder unserer Kirche nur mit Verdacht und Unwillen auf sie schauen. Alle gemäßigten Leute aber, um von den eigentlich hochkirchlichen noch gar nicht zu reden, gewahren in ihr nichts Anderes als eine Täuschung oder ein gefährliches Blendwerk (sham or dangerous delusion). Sie ist von Anfang bis zu Ende in unserm Lande eine Bewegung ohne, ja im Gegensatz gegen die Kirche. Natürlich haben die Dissenters eine andere Meinung darüber. Sie haben ganz recht zu glauben, daß sie ihren Plänen eine Zeit lang entsprechen wird und ich kann es mir sehr wohl erklären, daß einige ihrer leitenden Persönlichkeiten sich der Sache mit großer Wärme annehmen. . . . . Das weiß ich, daß von allen Dissenters die Baptisten den weitesten Blick, daß sie die thätigsten, geschäuftesten, aber auch engherzigsten (bigotted) sind. Sie sind die ächten Repräsentanten der alten Puritaner und Schwärmer, die einst versuchten, unsere Kirche über den Haufen zu werfen und an der ihrigen die Fundamente zu unterminiren.

\*) Es thut dem Herausg. leid, eine Polemik gegen eine Vereinigung von Männern eröffnen zu müssen, mit denen er sich in dem Glauben an Christum als den Heiland der Sünder eins weiß. Er hat es geflissentlich vermieden, so lange sie sich von unseren Gränzen fern hielten. Jetzt aber, da sie ihre Wirksamkeit auch auf Deutschland ausdehnen wollen, wird es die unabweisbare Pflicht kirchlicher Blätter, vor ihren bedenklichen Tendenzen zu warnen. Sie haben gewußt, daß dieser Kampf, der in der That nur Nothwehr ist, ihrer wartete, aber sie haben deshalb von ihrem Vorhaben nicht abstecken wollen. So mögen sie nun auch in christlicher Liebe und Milde das Unvermeidliche hinnehmen. Es gilt für uns die Wahrung des eigenthümlichen Gutes Deutscher Reformation, das uns als ein Depositum zu trennen Händen anvertraut worden ist. Ann. der Red.

\*) Sacramental grace bedeutet, daß Gott in den h. Sacram. an die sichtbaren Zeichen besondere himmlische Gnadengüter geknüpft hat.



Widerstand leisten können Sie nur durch eine kühne, jegliche Concessionen abweisende Vertheidigung der festen Grund= lehren der Kirche, — Widerstand leisten nur dadurch, daß sie in Kraft und Leben daran arbeiten, die Massen, die durch den Rationalismus in Auflösung gerathen sind, wieder zu belehren und auf den Glauben der Väter zu gründen, — dadurch, daß Sie predigen und beten und sich zu allen Werken der Liebe und des Glaubens vereinigen. . . . Ich glaube wirklich, daß wenn die Evang. Allianz und die tüchtigsten Männer aller Ihrer Parteien sähen, wie verschieden die Grundsätze sind, nach denen sie beiderseits handeln, man würde eiligst abbrechen. Die Gefahr besteht darin, daß man sich über die Meinungsverschiedenheiten hinwegsetzen und somit der pseudoliberalen Bewegung, die unter der Maske Evangelischer Freiheit die letzten Reste der Kirche über den Haufen zu stürzen sucht, ein neuer Aufschwung gegeben werden wird.

Sey es vergönnt, diesem Briefe einige Bemerkungen hinzuzufügen. Es gibt kein Land, in dem man es meisterhafter versteht, seine Waaren anzupreisen, als England. Was man in Deutschland darin leistet, ist nur schwach dagegen. — Man staunt über die maaslosen Plakate in den Straßen Londons, staunt über die mit ihnen überdeckten Omnibus, Eisenbahnwagen &c. Noch mehr staunt man über die Kunst in der Abfassung aller dieser Annoncen. Es gehört wirklich einige Ueberwindungskraft dazu, sich dadurch nicht imponiren zu lassen und wirklich zu glauben, diese angepriesenen Waaren seien die einzig brauchbaren, die einzigen in der ganzen Welt. — Die Evang. Allianz erinnert an diese Placatkünstler. Meisterlich verstehen sie es, sich selbst auszuposaunen, meisterlich Reden zu halten von „Decumenischen Concilen aller Evang. Christen, die den Thron des Papstes zu Rom würden erzittern und ihn selbst erleichen machen, da ja nun auch eine Einigkeit in der Evang. Kirche entstanden sey, mindestens ebenso herrlich, als die der Römischen Kirche in ihren glorreichsten Zeiten.“ Durch diese Redensarten, die in Gyeterhall, der Freimaurerhalle &c. gemacht und natürlich mit ohren- und nervenerschütterndem Applaus begleitet worden sind, hat man denn nun wirklich manche ehrliche Deutsche glauben gemacht, die ganze Evang. Christenheit Englands, Nordamerika's und umliegender Länder habe sich bereits vereinigt. Man habe die trennenden Schranken durchbrochen, Evang. Christen aller Confessionen hätten allen Hader vergessen. Wir saßen noch in unserm entlegenen Winkel, namentlich wir Norddeutschen, mindestens um ein Jahrhundert hinter der Entwicklung der Zeit zurück, noch nicht des Segens dieses Englischen Werkes theilhaftig. Was kann natürlicher seyn, als daß das imponirt? Wer fühlte nicht in sich die Sehnsucht, einmal unsere arme zerrissene und zerspaltene Evang. Kirche in wahrer Einigkeit, als einen stattlichen Bau, der weit erglänzt über die Lande, ja bis an und über das blaue Meer, mit seinen Augen zu schauen. Dieser Nimbus wird allerdings gewaltig zerstört,

wenn man näher zusieht. Es geht uns mit der Evang. Allianz nicht viel besser, als hätten wir, durch jene Anschlagezettel verlockt, die angepriesenen Waaren gekauft. Es ist daher vor allen Dingen nöthig, die Sache einmal nüchtern zu betrachten. Der Herr Verfasser des obigen Briefes hat in Beziehung auf die Bethheiligung der Anglicanischen Kirche bei der Allianz vollkommen recht. Das muß ihm jeder, der mit den Verhältnissen des Landes vertraut ist, zugeben. Er geht allerdings zu weit darin, daß er sagt, daß gar keine Geistliche der Englischen Kirche sich der Allianz angeschlossen hätten. Es gibt solche, ja sobald man nicht berücksichtigt, daß die Gesamtanzahl der Englischen Geistlichen eine gar große ist, möchte man sagen, daß sie eine ganz anständige Anzahl bilden. Aber eine andere Frage ist die, ob diese Leute innerhalb der Kirche eine Macht bilden? Die Frage kann selbst ein Freund dieser Bestrebungen nur mit Nein beantworten. Es sind eben die extremsten Mitglieder der sog. Evang., niedrig = kirchlichen Partei. Man kann sie wohl vergleichen mit unsern Pietisten oder mit denen, die wir in Süddeutschland hauptsächlich finden und die sich selbst „Gottesreichler“ nennen. Jeder, der diese in Süddeutschland kennen gelernt hat, wird ihre herzinnige Frömmigkeit erkannt, sich an dem persönlichen Verhältniß, in dem Viele unter ihnen zum Heiland stehen, erbaut haben. Grade so sind diese Theilnehmer an der Evang. Allianz innerhalb der Engl. Kirche. Eine persönliche Herzensfrömmigkeit wird jeder, der Bekanntschaften unter ihnen gemacht hat, an ihnen rühmen, eine Herzensfrömmigkeit, die dem Gaste in den ersten Minuten des Zusammenseyns wohlthuend entgegentritt. Aber der Gefahr sind diese Christen in der Engl. Kirche erlegen, daß wenn man diese persönliche Herzensfrömmigkeit zu seinem Ein und Alles macht, man den weiteren Blick verliert und zu einer kleinlichen Anschauungsweise gelangt. Ueber der persönlichen Stellung zum Erlöser vergißt man der Lehre von der „einen heiligen, allgemeinen Kirche.“ Für die besonderen Vorzüge ihrer Kirche haben diese Engl. Christen, so zu sagen, das Organ verloren, ja das, was ihre Kirche von den Secten unterscheidet, das, was auch der, der ihr nicht angehört, an ihr als ehrwürdig, ja imposant bewundert, sind sie nur zu geneigt, als Pusehismus zu verdammen. Nur ganz äußerlich und locker hängen sie mit der Kirche zusammen. Der geringste Anlaß trennt sie von derselben. Man kann sie hinreichend charakterisiren durch Erwähnung des Umstandes, daß sie alljährlich zur Vermehrung der Dissenters ihren Contingent stellen, daß fast ausschließlich aus ihrer Mitte die Plymouth = Brüder und Darbyisten sich gebildet haben und noch jährlich sich vermehren. Und das Wesen dieser letzteren besteht ja in Nichts weiter, als daß sie einem süßlich = sentimentaln Nühen in dem Verdienst, in den Wunden Christi jede Kirchen-, ja jede Gemeindebildung zum Opfer gebracht haben.

Wir werden weiter unten Gelegenheit haben, zu sehen, wie in der Engl. Kirche ganz allgemein dieselbe Geistesströmung, wie bei uns, vorwaltet, das „kirchliche“ Bewußtseyn zu heben und zu stärken. Die schwache Minorität in ihr, die sich diesem



Streben widersetzen, werden wir nun und nimmermehr als Repräsentation der Engl. Kirche betrachten können, und wenn es nun noch dazu feststeht, daß, obwohl in dieser Minorität Sympathieen für die Evang. Allianz sich finden, dennoch nur eine schwache Minorität dieser Minorität beigetreten ist, so sind wir wohl mit dem Schreiber obigen Briefes zu der Behauptung berechtigt, daß die ganze Anglikanische Kirche der Evang. Allianz fern steht und Nichts mit ihr zu schaffen haben will.

Man wendet ein: mag auch die Engl. Kirche sich bei dieser Bewegung nicht theilhaftig haben, so bleibt dennoch diese Vereinigung von Christen aus den übrigen Evang. Denominationen Englands, Nordamerika's u. s. w. u. s. w., diese Vereinigung, die namentlich auch in den verschiedenen Schottischen Kirchen so lebhaften Anklang findet, imposant genug. — Ich bedaure sehr, auch diesen Nimbus zerstören zu müssen. — Wir würden doch dann nur berechtigt seyn, diese Vereinigung imposant zu finden, wenn sie wirklich der also Vereinigten Lebenselement geworden, ihnen so zu sagen in Fleisch und Blut übergegangen wäre, wenn wir sähen, wie die Gedanken der Einheit im Geiste mit all' den Uebrigen der Kern und Mittelpunkt des ganzen kirchlichen Lebens in jeder Gemeinschaft geworden wäre, deren Glieder der Evang. Allianz beigetreten sind. Davon ist aber wenig zu spüren. Nicht nur mit Gliedern der Engl. Kirche, sondern auch mit Dissenters kann man Wochen, ja Monate verkehren und selten, in der Regel nur, wenn man selbst davon anfängt, werden sie die Unterhaltung auch nur auf die Allianz bringen. In Schottland, das sich doch durch den sel. Dr. Chalmers der Vaterschaft der Evang. Allianz und seiner stets so regen Theilnahme rühmt, hat man viel zu viel mit seinen eigenen Angelegenheiten zu thun, als daß man ihr seine Kräfte weihen könnte. Es wäre gewiß unrecht, die Begeisterung für diese Sache als ein charakteristisches Merkmal des kirchlichen Lebens in Schottland zu bezeichnen. Wirklich praktische, wirklich erfreuliche Resultate von ihr in Schottland zu gewahren, dürfte schwer seyn. Wohl sitzen bei den Versammlungen Geistliche und Laien der verschiedenen Kirchen, der Staatskirche, der freien Kirche u. s. w. bei einander und feiern Verbrüderung — und dennoch bleibt Alles beim Alten! Nach wie vor bleibt die alte Eifersucht, die alte Bitterkeit und Gereiztheit der verschiedenen Kirchen gegen einander ein charakteristisches Merkmal im kirchlichen Leben Schottlands. Die einzelnen Männer, die wirklich von Herzen des Grolls vergessen können, würden auch ohne Evang. Allianz Freunde mit einander seyn.

Der beste Beweis für das Gesagte dürften die kleineren Meetings seyn, die das ganze Jahr hindurch bald hier, bald da gehalten werden. Von großer Begeisterung ist da wenig zu spüren, die Theilnahme matt, und die ganze Sache leidet meist an Langweiligkeit. Zwei solcher Meetings stehen in diesem Augenblick vor meinem Gedächtniß. Das eine zu Edinburgh. Vergleicht man die Menschenmenge bei anderen kirchlichen Versammlungen, z. B. der General-Assembly und hier, so war der Ab-

stand groß und doch hatte man zur Herbeiziehung größeren Publikums noch ein besonderes Reizmittel gebraucht. Es ist nämlich gebräuchlich bei kirchlichen Meetings in England, Behufs größerer Theilnahme des Publikums irgend ein Mirabile herbeizuschaffen, entweder ein lebloses, irgend ein Monstrum von Größe oder ein lebendiges, z. B. was außerordentlich imponirt, ein paar bekehrte Schwarze oder Indier im Naturalcostüm, die dann Englisch radebrechen. Diesmal diente diesem Zwecke ein evangelischer Grieche in vollem Nationalcostüm, der mit grotesken Gesticulationen die Versammlung haranguirte und sich in confusen Reden erging. Doch er hatte eben sein Nationalcostüm zc. So wurde er weiblich beklatscht und alle Damen schüttelten Hände mit ihm. Das ist Evangel. Allianz. Dem folgte ein Bericht von Dr. Steane, Baptistenprediger in London, einem der Secretaire, der in ihren Angelegenheiten reist. Er gab einen Bericht über die grausamen Baptistenverfolgungen in Deutschland, ohne freilich auch nur mit einem Worte der Art Erwähnung zu thun, wie die Baptisten in Deutschland Propaganda machen. Mit diesem Berichte schloß das Meeting. Daß auch anderwärts die Evang. Allianz wohl vorhanden, aber doch durchaus nicht eine Pulsader ist, an deren kräftigem Pulschlage man erkennen könnte, daß sie ein Lebensprincip bildet, sieht man aus den Versammlungen, wie sie z. B. in der Französischen Schweiz, in Lausanne u. s. w. gehalten werden. Auch diese leiden an Schlaffheit und man kann in ihnen viel weniger Frische, viel weniger vom Wehen des heil. Geistes spüren, als in den meisten gottesdienstlichen Zusammenkünften der dortigen freien Kirche. Wenn auch besonders im Waadtlande man sich rühmt, die Evang. Allianz sey ein Vereinigungspunkt für Geistliche der National- und freien Kirche und also ein Mittel zur Einigung dessen, was getrennt ist, so gilt davon auch das so eben über Schottland Gesagte, daß die, die einmal den Trieb zu gegenseitiger Annäherung im Herzen verspüren, demselben auch gewiß ohne Evang. Allianz folgen würden.

Des kann sich danach die Evang. Allianz nicht rühmen, daß sie wirklich in fester und dauernder Einigung des Getrennten ein Fundament gegründet habe, auf dem sich nun bereits inmitten der verschiedenen Denominationen ein neuer statthafter Bau erhebe. Wenn ihre Redner und ihre Organe der Presse nun dennoch mit diesen Redensarten vom zitternden Thron und erbleichenden Papste, von Vereinigung von Evang. Christen aus aller Herren Länder auftreten, worauf kann das bezogen werden? Auf nichts anderes, als auf die großen Jahresfeste, namentlich auf die bei Gelegenheit der Londoner und Pariser Gewerbeausstellung, dann auch z. B. auf das diesjährige zu Glasgow; denn diese bleiben allein das in die Augen fallende Lebenszeichen der Evang. Allianz. Exterhall-Meetings aber nun gar welt-historische Ereignisse nennen zu wollen, ist doch wirklich stark. Daß zuerst Christen verschiedener Länder dazu zusammenkommen, ist nicht mehr so sehr imposant. Ist's wunderbar, daß sich einige Deutsche, die übrigens noch lange nicht die Deutsche Evang. Kirche repräsentiren, einfinden? Wunder-



bar, daß ein ganzer Theil mehr Franzosen da sind, wenn man in 12 Stunden von London nach Paris fährt? Und selbst Amerikaner können uns nicht mehr imponiren, seit alljährlich ganz Europa von ihnen überfluthet wird. Es würde uns aber dies Zusammenkommen dennoch freuen, wenn nur nicht der Charakter dieser Greterhall=Meetings zu manchen Bedenken Anlaß gäbe. Leider sind viele Reden dort ein hohler und oberflächlicher Wortschwall, nur darauf berechnet, einen augenblicklichen Analeffekt hervorzubringen und auf die beifallspendenden Organe der Zuhörermenge, Kehlen, Hände, Füße, Stöße, Regenschirme, zu wirken. Es muß wohl in der Luft oder vielmehr in der Sucht nach dem allerdings rauschenden und vielleicht berausenden Beifall der Menge liegen, daß man, statt etwas Gebiegenes zu liefern, sich in diesen Rodomontaden gefüllt. Versallen doch selbst unsere Deutschen Landsleute, die doch dort vornämlich durch ihre Reden den in England gerühmten Ernst und die Gründlichkeit Deutscher Theologie bezeugen sollten, zuweilen auf diesen Plattformen bei Engl. Meetings in diese Gefahr des hohlen Phrasenmachens. — Sollen wir nun also in allen jenen Declamationen vom Fallen der trennenden Schranken, in jenem, durch den donnernden Applaus noch künstlich gesteigerten Schauffement des Augenblicks, die längst gehegte Sehnsucht der Evang. Christenheit erfüllt sehen? — Oder sollen wir, um noch einmal auf besagtes Wort zurückzukommen, uns wirklich träumen lassen, daß, wenn da einer der berühmtesten Plattform=Redner nach dem anderen mit Löwenstimme seine Bannflüche gegen Rom schleudert, den Papst erblicken und seinen Thron erzittern läßt, und das Alles durch die Evang. Allianz, nun auch wirklich, gleich den Wänden des Recals von dem Getöse des Redners und dem noch viel größeren der enthusiastischen Menge, auch besagter Thron erzittern und besagter Papst erblicken werde?! — Oder sollen wir uns durch die allerbings in großen Massen hinzuströmende Zuhörerschaft blenden, durch ihren Applaus u. einreden lassen, die Sache sey etwas Großes und habe in dem kirchlichen Volksleben Wurzel gefaßt? Es gibt auch in England unter dem christlichen Publikum Viele, die stets darauf bedacht sind, etwas Neues zu hören, Leute, die mit Aufgeben der weltlichen Vergnügungen die Vergnügungssucht nicht aufgegeben haben. Für diese Klasse sind die Meetings wie gemacht. Ein wahrer „Ohrenschmaus“ wird ihnen durch die berühmtesten Plattform=Redner verheißen, für die anderen oben erwähnten Requisite eines gedeihlichen Meetings ist durch die ausländischen Gäste, deren Namen in Plakaten mit riesengroßen Buchstaben an allen Ecken zu lesen sind, hinreichend gesorgt und dem Verlangen der Hände, zu klatschen, wird kein Hinderniß in den Weg gelegt. Vor den lästigen Worten, wie Buße und Demuth, ist man ohnehin sicher. Schreiber dieses erinnert sich wenigstens nicht, in einem Meeting etwas davon je gehört zu haben. — Uebrigens stehen wir in diesem Urtheil nicht bloß auf Deutschem Standpunkt, der sich in die Englischen Eigenthümlichkeiten nicht finden kann.

Gemäßigte und nüchterne Leute aller Richtungen auch in England, namentlich aus der Kirche Englands, sind diesem Schauffement ebenso abgeneigt. Und so viel steht fest, daß, so lange das Leben der Evang. Allianz sich auf diese Worte beschränkt und sie nach alle dem Gesagten, was wahrlich nicht aus der Luft gegriffen ist, sondern auf, — Schreiber dieses darf, da er stets in England sich über die Ev. Allianz zu informiren gesucht hat, sagen, sorgsamer — Beobachtung ruht, — nicht ein Lebensprincip ihrer Anhänger geworden ist, — wir um dieser echauffirten Jahresfeste willen uns nicht für die Allianz zu echauffiren brauchen. — Doch, wir wollen gern den Engländern, den Greterhall=Leuten ihre Eigenthümlichkeit lassen, nur sollten sie uns ihr Wesen und Treiben nicht aufdrängen wollen. Jedenfalls brauchen wir Deutsche und besonders wir Norddeutsche, die für kirchliche Versammlungen den gehörigen Ernst und die gehörige Würde lieben, uns nicht allzusehr danach zu sehnen, diese theatralischen Meetings bei uns importirt zu sehen.

Doch es gibt Solche, die einen unverwüßlichen Glauben an die Evang. Allianz haben und sich auch nicht durch jenen Brief, auch nicht durch das eben Ausgeführte daran irre machen lassen. Sie glauben noch immer jenen ausposaunten Selbstruhm der Evang. Allianz als eines über die Maßen großartigen Werks. Es sey Bedürfniß, sich der Allianz zu nähern; man sey ohnehin so weit hinter dem Leben der Evang. Kirche anderer Länder zurückgeblieben u., man müsse seine Anschauungen erweitern, von seiner Engherzigkeit ablassen. Dazu ermahnten uns durch ihren Beitritt alle Glieder der Evang. Allianz. — Wer ist denn aber der Evang. Allianz beigetreten? Woher entnimmt sie ihre Anhänger? Ehe man eine Gesellschaft freudig begrüßt, ehe man ihr beitrith, muß man doch wissen, in was für Gesellschaft man sich begiebt. Man erlaube hier noch einige Bemerkungen. — Vor allen Dingen ist es ein Irrthum, zu meinen, daß die Glieder verschiedener Evangelischer Secten, die sich in der Allianz zusammengethan haben, wirklich so große Opfer gebracht haben. Alle jene Kirchen und Secten, die wir dort zusammen sehen, sind schon längst vor der Allianz bis auf unendlich kleine Differenzen einig, ja eins gewesen und zwar eins dadurch, daß sie die reichsten Schätze der christlichen Kirche über Bord geworfen haben. Es ist die Allianz eine Allianz von verarmten Leuten auf kirchlichem Gebiet, eine Allianz der Unja der Antikirchlichkeit. Eine Allianz, die unter der Maske des Kampfes gegen Rom und Pusehismus jedem Rest kirchlichen Lebens, jedem Ausblühen von Kirchlichkeit sogar den Krieg erklärt hat. Der Verfasser unseres Briefes weist auf diese Seite der Evang. Allianz hin in den Worten: Daß das Band, das die Allianz zusammenhält, nichts ist als „ein eingewurzelter Widerspruchsgeist gegen alle kirchliche Ordnung, gegen „all principles of sacramental grace“, gegen Alles, was das Lutherische System vom Calvinistischen unterscheidet u.“



Heben wir das über die „sacramentale Gnade“ Gesagte hier zunächst heraus und fangen wir mit der heil. Taufe an. Man wird allerdings sagen, es sey doch etwas Großes, daß die, die über so eine wichtige Frage wie Kindertaufe oder nicht einander widersprechen, dennoch in der Allianz sich die Hände reichen. Es läßt sich das Große aber so leicht nicht finden. Denn das stelle ich voran, daß alle die Secten und Kirchen, die bis jetzt als an der Evangel. Allianz theilhaftig bekannt sind, darin einig sind, daß die Wassertaufe und die Geistestaufe, daß Taufe und Wiedergeburt zwei Dinge sind, die nun und nimmermehr zusammengehören. Blicken wir z. B. in die in so vieler Hinsicht ehrwürdigen, so vielfach uns tief beschämenden, mit so besonderen Gnadengaben ausgerüsteten Schottischen Presbyterianischen Kirchen hinein, denen durch Dr. Chalmers die Ehre der Gründung der Allianz gebührt, wie stehts in ihnen um die Lehre von der heil. Taufe? Es liegt vor uns eine so eben im Schooße der freien Kirche erschienene kleine Broschüre, die nach dem, was man in Schottland selbst durch jedes Gespräch hören kann, nicht die Stimme eines einzelnen Mannes, sondern die kirchliche Ansicht dort repräsentirt. Die Taufe sinkt danach zu einem bloßen Besprengen mit Wasser herab. Der Befehl an die Jünger bei der Himmelfahrt des Herrn ist eigentlich die einzige Stelle des N. T. in der von der Wassertaufe geredet ist. In allen den Stellen, die die Taufe und Wiedergeburt in Zusammenhang setzen, z. B. Röm. 6, 3 ff., Tit. 3, 5, ist jegliche Erklärung, die in dieser Taufe das „Wasserbad im Wort“ sieht, durchaus zu verwerfen. Hier ist allein von der Geistestaufe, ohne Zusammenhang mit der Wassertaufe die Rede. Daran ist nicht zu denken, daß durch die heilige Taufe besondere himmlische Gnadengüter vermittelt werden. Das Kind stehe durch seine Geburt von frommen Eltern im Bunde mit Gott; die Taufe sey nur dazu da, um den Eltern, die dem bloßen Wort nicht so trauen könnten, eine in die Augen fallende Versicherung zu geben, daß, wenn sie, und dies bedingende wenn muß beachtet werden, das Kind zur Gottesfurcht auferzögen, dann Gott ebenso gewiß, als sie des Kindes Besprengung mit Wasser gesehen hätten, es in seinem Bunde erhalten werde! Wo bleibt da das Sacrament? Wo eine reale Mittheilung himmlischer Gnadengüter durch die Taufe? Wo bleibt da das köstliche Wort von der Taufgnade? Die Praxis entspricht der Theorie. Kinder gottloser Eltern werden nicht getauft, uneheliche Kinder, ob sie schon die Aussicht haben, später in Kirche und Schule Gottes Wort zu lernen, werden zum Sacrament der heil. Taufe nicht zugelassen.

Was wir hier von der Schottischen Kirche gesagt haben, ist im Wesentlichen, wenn auch vielleicht nicht ganz die pietistische Anschauung. Wo man die Frage, bist du unwiedergeboren oder wiedergeboren so in den Vordergrund schiebt; wo man nicht

mehr, wie die Kirche früher, die nicht den Geburtstag, sondern nur den Taustag in die Kirchenbücher schrieb, den Taustag, sondern den Tag der Bekehrung den geistlichen Geburtstag nennt, da erklärt man ja auch, daß die Taufe nicht das Bad der Wiedergeburt ist. Es ist gewiß sehr richtig, was auf einer der letzten Gnadauer Conferenzen über die moderne Anschauung von der Confirmation als einer Wiedertaufe ohne Wasser geredet ward. — Daß bei solchen Anschauungen auch alle Pietisten, und wir sehen es ja an den schwärmerischen Verehrern der Allianz in Süddeutschland, z. B. Baden oder den Pietisten innerhalb der Anglic. Kirche, eben so wenig als die Schotten und die anderen Theilhaftigen, die noch die Kindertaufe festhalten, Anstand nehmen mit Baptisten zu fraternisiren, kann uns durchaus nicht befremden. Und daß ihrerseits auch die Baptisten, ganz abgesehen von ihrer später zu besprechenden Neigung zur Evangel. Allianz, als Gelegenheit, im Trüben zu fischen, kein Bedenken tragen, auch Anhängern der Kindertaufe die Hand zu reichen, ist ebenso klar. Denn das weiß ja jeder mann, daß sie Baptisten sind nicht etwa, weil sie aus Schriftgründen meinen die Kindertaufe verwerfen zu müssen, sondern weil sie als Glieder der Kirche nur wirklich Wiedergeborene annehmen wollen. Die Taufe der Erwachsenen ist ihnen ja auch nur ein äußeres Zeichen des Hinzutretens zu ihrer Gemeinschaft, ein Zeugniß des erfolgten Beitritts. Daß da, wo einmal die erwähnten Anschauungen von der Taufe gangbar sind, die Vereinigung von Baptisten und Anhängern der Kindertaufe gar nichts Wunderbares mehr hat, zeigt uns am Auffälligsten die freie Kirche in Genf und im Waadtlande. Man hatte anfänglich in das Bekenntniß die Kindertaufe als Glaubensartikel aufgenommen, aber ich glaube, es war noch kein Jahr darüber hingegangen, als das Kind wuchs und das Kleid zu enge wurde. Aus der aufgestellten Lehre von der Kirche folgte die von der Taufe der Erwachsenen. Als bald meldete sich ein Geistlicher, der Baptist war. Es wurde ihm zu Liebe das Bekenntniß erweitert. Er wurde in der freien Kirche angestellt. Ihm folgten Mehrere. Wie unter den Geistlichen, so auch unter den Gemeindegliedern. Man lebt in guter Harmonie zusammen. Hat eine Gemeinde einen baptistischen Geistlichen, so wird zum Nachbar geschickt, wenn ein Kind zu taufen ist. Will der Nachbar auch nicht oder wohnt er zu weit, so wird für diesen Fall der Geistliche der Staatskirche in Anspruch genommen.

Schwerlich möchten sich unter den Mitgliedern der Evang. Allianz solche finden, die etwas tiefere Anschauungen von der heil. Taufe hegen. Ganz abgesehen von Lutherisch Gesinnten, die auf Grund der heil. Schrift in der heil. Taufe das Bad der Wiedergeburt erkennen und wissen, was Taufgnade ist, schwerlich selbst solche, die, wie ja auch Calvin thut, noch etwas vom Sacrament in ihr schauen. Man sehe also hier, was es



mit der Behauptung auf sich hat, daß trotz aller Verschiedenheiten sich die Glieder der Allianz die Hand der Einigkeit gereicht hätten. Nicht ein einziger hat ein Opfer gebracht, die Sache ist die, daß sie alle in Beziehung auf die heil. Taufe höchst gleichgültig gegen die Lehre der heil. Schrift sind. Ueber gleichgültige Dinge kann man sich leicht einigen.

Von dem Sacrament der Taufe gehen wir über zu dem heil. Abendmahl. Wir können auch hier nur sagen, daß die Evang. Allianz in allen ihren Gliedern eine Grundrichtung repräsentirt. Es ist ebenso wie die Lehre von der Taufe und von der „baptismal regeneration“ die Lehre vom Abendmahl und die Frage über die wahrhaftige Gegenwart Christi „real presence of Christi body and blood“ durch die Puseyitischen Streitigkeiten geradezu ein Schibboleth geworden. Wenn schon ganz allgemein die Freunde der Evang. Allianz den, der sich offen und ehrlich für die „baptismal regeneration“ ausspricht, mit einem gewissen Horror ja mit einer Art von wehmüthsvollem Mitleid als einen Krypto-Papisten anschauen, so muß der, wer gar eine reale Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl bekennt, diesen Horror, dies Bezweifeln seiner Evangelischen Rechtgläubigkeit, noch weit mehr über sich ergehen lassen. Wer in der Lutherischen Anschauung groß geworden ist, wer stets in solchen Kreisen gelebt hat, wem das Geheimnißvolle im heiligen Nachtmahle sich eingeprägt hat, wer auch den Gedanken verloren hat, dies wunderbare Geheimniß der Mittheilung des Leibes und Blutes Christi unter Brod und Wein mit seinem armseligen Verstande begreifen zu wollen, und in aller Schwachheit versucht, im demüthigen Glauben sich in dies hochheilige Geheimniß zu versenken, der glaubt sich plötzlich in eine andere Welt versetzt, wenn er in ganz Schottland und auch in England, so weit die Liebe zur Evang. Allianz geht, seinen Glauben als baaren Puseyismus, als Papismus verdammt und ihm gegenüber entschiedensten Zwinglianismus als kirchliche Anschauung sich geltend machen sieht. Dort würde auch ein strenger Lutheraner, selbst wenn er in Deutschland vielleicht absprechend genug gegen die Reformirte Lehre, wie sie z. B. im Heidelberger Katechismus ausgeprägt ist, gewesen wäre, trotz aller noch bestehenden Differenzen wie eine Dase in der Zwinglianischen Wüste den begrüßen, der Calvins Ansicht hegt und die Seele sich zum Himmel erheben läßt, dort den verkörperten Leib und Blut Christi zu empfangen. Solche Dase, geschweige denn ein der Lutherischen Lehre ähnlicher Lehrtropus, sind aber selten. Und wenn du sie nach langem Suchen gefunden hast, sey sicher, die Lust der Evang. Allianz umweht dich da nicht mehr. Solche Dase würden ein von der Evang. Allianz verbotenes Terrain sehn, sie würde vor ihnen warnen, sie als Puseyitisch insicirt bezeichnen, was ungefähr denselben Effect auf alle Ev. Allianz-Leute haben würde, als die Inschrift an einem Hause: hier sind die Pöden! — Es läßt sich voraussetzen, daß kirchliche, daß christliche Leute in Deutschland etwas tiefere Anschauungen als die Zwinglischen haben. So setze ich voraus, daß grade dieser Umstand, daß die Evang.

Allianz eine Repräsentantin dieser Richtung ist, ihr nicht grade Freunde erwerben wird. Wenigstens können einen Solchen einige Disputationen mit jenen Leuten gar sehr abkühlen. Es werden die Schotten, Irländer und gleichgesinnten Engländer grade beim Reden über das h. Abendmahl vielfach so ungeistlich, sie sind so schnell bei der Hand, die Idee, daß man eine reale Gegenwart des Leibes und Blutes Christi glauben sollte, die man nicht mit seinen Sinnen schmecke oder sehe, ins Lächerliche zu ziehen (wie kann man sich unterfangen, die eigne Rechtgläubigkeit gegenüber der vom Nationalismus insicirten Deutschen Theologie so zu preisen, wenn man hier selbst im Nationalismus gefangen sitzt), sind so schnell mit gradezu frivolen Witzen bei der Hand, daß man sobald als möglich abbricht. Habe ich es doch gehört, daß ein Stadtmissionair in Dublin bei einer Disputation mit einem Katholiken die Lehre von der „realen Gegenwart“ zerpfückte, um sie den rohen Spötereien des Dubliner Gassenpöbels recht bloß zu stellen.

Man sage nicht, daß in diesen Ausfällungen über Taufe und Abendmahl der Evang. Allianz das nicht aufgebürdet werden dürfe, was den einzelnen ihrer Glieder, die noch dazu nicht als Glieder ihrer verschiedenen Denominationen, sondern als einzelne Christen ihr beigetreten sehen. Es kommt hier nicht darauf an, die ausgesprochenen Grundsätze der Evang. Allianz noch einmal zu Papier zu bringen, das könnte einfach auf einer Seite durch einen Abdruck ihres Programms geschehen, — es kommt darauf an, die in ihr herrschende Geistesströmung klar zu machen. So gewiß aber eine fieberhafte, eine nervöse Angst vor Rom und Allem, was Römisch ist, sie durchzieht, so gewiß einmal baptismal regeneration und the real presence of the Lords body and blood der Glaube an sacramental grace zu einem Kennzeichen romanisirender Geistesrichtung gestempelt worden sind, so gewiß ist es richtig, die Geistesströmung in der ganzen Ev. Allianz als eine Opposition gegen alle sacramentale Gnade zu charakterisiren. Ihre Glieder haben sich zusammengefunden, weil sie gleichgültig gegen ihre Differenzen sind. Aber darüber sind sie nicht gleichgültig, darin sind sie einig, darin eins, daß alle die, die noch an sacramentaler Gnade festhalten, Römlinge und also ihre Feinde sind.

Ist einmal dieser eingewurzelte Haß gegen Alles, was nach ihrer Meinung romanisirend, puseyitisch, nach unseren Begriffen kirchlich ist, der Allianz charakteristisch, so ergibt sich ein fernerer Vereinigungspunkt von selbst. Wir halten den Puritanismus in hohen Ehren, aber er hat auch seine Schattenseite. Wer hätte nicht schon von kahlen puritanischen Gotteshäusern gehört, von kahlen puritanischen Gottesdiensten, von kahlen puritanischen Privathäusern, in denen keine Bilderbibel, kein Bild aus der heiligen Geschichte, sonderlich keine Madonnen, und wären's auch die schönsten Kupferstiche nach den schönsten alten Gemälden, und keine Christusbilder geduldet werden. Es ist interessant, die schon bei dem Bekenntniß zur baptismal regeneration erwähnte sittliche Entrüstung bei den Gliedern aller der Secten zu bemerken, die sich an der Allianz betheiligt haben, wenn man



ganz unbefangen zu erzählen anfängt von unseren Kirchen und daß wir einen Altar hätten. Schon hier wird man unterbrochen mit dem Ausrufe des Schreckens: „einen Altar? Ach!“ und dann gehen die ängstlichen Fragen weiter: „und wohl gar ein Kreuz auf dem Altar?“ Ja gewiß. „Ach! und wohl gar brennende Wachslichter?“ Und dann haben sie wohl gar auch chanting? (chanting ist, die Psalmen in der Weise zu singen, wie sie jetzt nach den alten Kirchentönen von Reithardt besonders für den Dom herausgegeben sind, — to chant ist „psalmodiren“). — Schon hierbei sehen sich in der Regel die verschiedenen Trager mit unruhigen Blicken an und als Resultat dieser unruhigen Blicke ergibt sich dann: die sind ja ganz puseyitisch! Dasselbe hört man von denen, die etwa im Dome zu Berlin gewesen. Sie hätten nicht gewußt, ob sie in einer Katholischen, Puseyitischen oder Protestantischen Kirche gewesen wären? (Das mag sich der Dom zu Berlin auch noch nicht gedacht haben, daß er nun gar „puseyitisch“ seyn soll.) — Unter diesen eben geschilderten sind auch die oben erwähnten Glieder der Evang. Allianz aus der Engl. Kirche mitbegriffen. Wenn man den Horror der Anderen gegen eine feststehende Liturgie, in den sie ja natürlich nicht mit einstimmen können, ausnimmt, so leiden sie an ganz derselben Einseitigkeit, sind vielleicht die allereinstseitigsten.

Wieder wirft man mir vor, ich wolle die Allianz charakterisiren, ich gebe aber nur einzelne Skizzen einiger einseitiger Leute. Das thue ich nicht. Ausgesprochenes Princip der Ev. Allianz ist jene Opposition gegen alles, was römisch und puseyitisch ist. Altar, Kreuze in den Kirchen, Häusern und auf den Gräbern, Richte &c., kurz alles das Genannte und noch ein ganz Theil mehr sind Reminiscenzen an Rom. Ja noch mehr, die Puseyiten haben in letzter Zeit angefangen, diese Dinge — allerdings in einer etwas bedenklichen Fülle und doppelt bedenklich in einem Lande, das so viel auf die Form gibt, — in ihre Kirchen hineinzubringen; so gehört mit der ganzen Opposition gegen den Puseyismus eine wirklich fanatische Opposition gegen diese Dinge zu den wesentlichen Merkmalen der in der Allianz zur Geltung gekommenen Geistesströmung und eine kleine Schilderung derselben ist gewiß an ihrer Stelle da, wo man über die Allianz schreibt. Ich erinnere mich, in einem Engl. Berichte über die Pariser Versammlung gelesen zu haben, daß darüber geklagt wurde, daß einige der Sitzungen in dem Luth. Kirchengebäude gehalten worden wären. Man sey höchst schmerzlich durch die Ueberbleibsel Römischen Antichrists (Altar, Kreuz) beirrt und erst wieder wohl geworden, als man in einer Reformirten Kirche zusammengekommen sey, wo diese Dinge einen nicht so fatal an Rom und Puseyismus erinnert hätten. Wir sagten so eben „fanatische Opposition“ und wollen den Ausdruck auch keineswegs zurücknehmen. Sehen die Puseyiten in ihrem Gange an dem Formenwesen zu weit und zuweilen fast ins Lächerliche über, so ihre Gegner auch. Die Ev. Allianz repräsentirt uns die Richtung in der Kirche, die gegen jedes Hineinziehen der Kunst in das kirchliche Leben protestirt. Jedes

Bestreben, schöne Kirchen zu bauen, jedes Bestreben, die Kirchen so auszuschnüden, daß man sogleich weiß, man tritt in keinen Judentempel, sondern in eine christliche Kirche, ist für diese Richtung vom Uebel, — jede Verschönerung der Gottesdienste durch Hebung des liturgischen Elements, jedes Zurückgehen auf die unerschöpflich reichen liturgischen Schätze der alten Kirche ist ihr zuwider, — denn die Römischen haben ja auch so viel davon, — darum ist es ihnen mit der Signatur des Antichrist gezeichnet. —

Aber wenn schon diese ganze Richtung der Ev. Allianz, die sich gegen alle sacramentale Gnade, gegen jede Verklärung der Kunst durch die Kirche wendet, ihre ernste Seite hat, — so ist doch darin unseres Erachtens noch nicht das eigentliche Wesen der Allianz zu sehen. Die Ev. Allianz ist hervorgegangen aus einer sehr bedenklichen Grundrichtung unserer Zeit, sie ist als ihre Repräsentantin anzusehen. Welches ist diese Grundrichtung? Mit dieser Frage wollen wir uns in einem zweiten Artikel beschäftigen.

## Der Kirchentag.

Nachdem der zu Lübeck versammelte Deutsche Evangelische Kirchentag die Berufung der nächsten Versammlung den vereinigten Ausschüssen anheim gestellt hat, machen wir hierdurch vorläufig bekannt, daß dieselbe, so Gott will, im kommenden Jahre 1857 in der Woche vom 21. bis 25. September zu Stuttgart, wohin sie von den bürgerlichen und kirchlichen Behörden freundlich eingeladen worden, statthaben wird.

Berlin und Hamburg, den 12. December 1856.

Die vereinigten Ausschüsse des Deutschen Evangelischen Kirchentages und für innere Mission.

Dr. von Bethmann-Hollweg.

## Von Taufzeugen.

Wie die heilige Taufe in unserer Kirche jetzt so gering geachtet wird, darüber müssen die Klagen immer lauter und allgemeiner werden, daß da helfe, wer helfen kann. Das sind vor allen die Diener der Kirche. Es ist höchst traurig, wie viele Geistliche, auch berühmte Prediger, die Tausen so rasch und gleichgültig, so ganz herzlos abmachen, als wären sie gar unbedeutend.

Sollte nicht in dieser Behandlung der Taufe ein Grund zu finden seyn davon, daß die Wiedertäufer jetzt an so vielen Orten beim Volke leichten Eingang finden? Wird doch in nicht wenigen Gemeinden das Tausen der lieben Kindlein abgemacht wie Fabrikarbeit, und nur etwa die Tausen der — Reichen und Vornehmen in der Welt machen davon eine Ausnahme.

Das muß anders werden, dem Geistlichen zunächst muß die Taufe ein heilig Werk seyn, das Sacrament der Wieder-



geburt. Es ist nicht recht, wenn der Geistliche alle Vorbereitung zur Taufe dem Küster überläßt, sich um Täuflinge und Pathen gar nicht bekümmert. Da ist doch auch Seelsorge zu treiben. Zu welchem Unwesen das Pathenwesen mancher Orten in unsern östlichen Provinzen herabgesunken ist, darüber braucht man nicht viel zu sagen, es ist entsetzlich. Noch ist's nicht überall so. Schon in Thüringen (Erfurt) ist der eine Pathe eine bleibende Respektperson, ein Mitvater, der seinem einzugesunden Pathe eine Bibel, Gesangbuch, oder ein ander Andachtsbuch verehrt, Vormund wird u. \*) Der Ueberzahl der Pathe (20 Personen und mehr wurden häufig in der Mark geladen) ist endlich etwas entgegengearbeitet worden, aber es ist dagegen lange noch nicht genug gethan. Zeugnisse dagegen in Predigten und persönlichen Besprechungen helfen bald. Aber das einfachste Mittel, dem Pathenunwesen zu steuern, ist, dasselbe den Hebammen zu entziehen, denen es jetzt fast ganz überlassen ist, die es denn meist mit gar unsauberem Geiste behandeln. Der selige Claus Harms fühlte sich gedrungen, ein Hebammen-Büchlein drucken zu lassen.

Es wäre gewiß viel gewonnen, wenn die Bestellung der Taufe, die Anzeige der Pathe nicht weiter, als etwa in Nothfällen durch die Hebammen geschehen dürfte. In den meisten Gemeinden könnte der Geistliche diesen Uebelstand ohne alles Aufsehen abstellen. Wie viel besser wäre es, wenn der Vater selbst seinem Kinde die Taufe erbäte, oder ein anderes verständiges Familienglied! Wie viel zuverlässiger würden dann die nöthigen Angaben fürs Kirchenbuch. Dabei hätte der Geistliche erwünschte Gelegenheit zu geistlicher Besprechung und Einwirkung — auch auf die Zahl und Wahl der Pathe.

Es ist erfreulich, daß man endlich wieder den Pathenbriefen Aufmerksamkeit schenkt, die ganz den Buchbindern überlassen waren und so schlecht wurden, daß man lieber nichtsagende Visitenkarten dazu brauchte, die Taufzeugen zu erbitten. Wenn auch der Pastor nicht selbst die Gevatterbriefe zu besorgen hat, sondern an vielen Orten der Küster, oder ein anderer Diener der Kirche, so hat doch der Pastor Recht und Pflicht, diese Briefe zu beaufsichtigen, für gute zu sorgen, womit er sich Dank verdienen wird und helfen zur Erbauung der Gemeinde. Die Einladung zum Taufmahle, zum Essen, gehört nicht in einen ernstern Gevatterbrief, steht sie im Formulare, so muß sie ja in vielen Fällen, bei Armen, ausgestrichen werden, und das ist widerlich, oft anstößig. Diese Einladung kann der Ueberbringer des Briefes besorgen, oder sie wird mit ein paar Worten unten hingeschrieben. Formulare sind um Zeit zu sparen nothwendig; sie müssen so eingerichtet seyn, daß möglichst wenig hinein zu schreiben ist, sie müssen kurz und klar, auch schön gedruckt seyn.

\*) Es wäre erfreulich, wenn ein Amtsbruder aus dortiger Gegend Kunde geben wollte von alter, guter Sitte und Ordnung.

Pathe für uneheliche Kinder können nicht mit denselben Formularen erbeten werden, und doch ist's gewiß sehr zu rathen, daß der Pastor grade für solche Briefe sorge. Darum mögen hier für beide Fälle Formulare zur Prüfung und Besserung folgen: 1. Für eheliche Kinder:

Gnade und Friede zuvor in Jesu Christo, unserm Herrn!

Der allmächtige Gott hat mein Haus gesegnet und uns durch die glückliche Geburt eine . . . . . erfreut. Dies unser Kindlein hoffen wir mit Freunden am nächsten . . . . . um . . . Uhr in den Schooß der christlichen Kirche durch das Bad der Wiedergeburt aufnehmen zu lassen.

Wir bitten . . . nun freundlich, bei der heiligen Taufe unser Kind mit andächtigem Gebet und gutem Bekenntniß zu vertreten, als treuer Taufzeuge ihm ferner christliche Liebe und Fürbitte zu schenken und so zu helfen, daß es zu Gottes Ehre und seiner Seligkeit lebe; daß es, erlöst durch Christum, verkündigen lerne die Tugenden des, der uns berufen hat zu seinem wunderbaren Licht.

Mit freundlichem Gruße und hoffend auf Gewährung des erbetenen Liebesbeweises verbleibe ich

. . . . .  
dankbarer

## 2. Für uneheliche Kinder:

Gnade und Friede sey mit uns in Christo Jesu, unserm Herrn und Erlöser!

Der Tod ist der Sünden Sold, aber die Gabe Gottes ist das ewige Leben. Gott will ja nicht den Tod des Sünders, sondern daß wir uns bekehren und leben. Seine Barmherzigkeit hat mich verschonet und mir eine . . . gegeben. Ich habe diesem, meinem in Sünden und Unehren gebornen, Kindlein die heilige Taufe erbeten, welche es am nächsten . . . . . erhalten soll. Dazu wende ich mich an . . . mit der demüthigen Bitte, meinem armen Kinde ein liebender Taufzeuge zu werden, bei dem heiligen Sacramente der Wiedergeburt es mit Gebet und gutem Bekenntniß zu vertreten, ihm für sein ferneres Leben christliche Liebe zu schenken, sonderlich betend im Namen Jesu Christi sein zu gedenken und im Falle der Noth zu helfen, daß es im Worte Gottes unterwiesen und zu seiner Ehre auferzogen werde.

Der himmlische Kinderfreund, auf dessen Tod auch mein Kind getauft soll werden, hat ja gesagt: Wer ein solch Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf.

Mit herzlichem Danke werde ich solche Wohlthat ehren und verbleibe in Hoffnung auf Gewährung meiner Bitte

. . . . .  
dankbare



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Mittwoch den 24. December.

N<sup>o</sup> 103.

## Die gegenwärtigen religiösen Erweckungen und Bewegungen in der Schwedischen Kirche.

Die Schwedische Kirche, eine seit der Reformation auf rein Lutherischem Boden sich entwickelnde Landeskirche, befindet sich in unseren Tagen in einer großartigen Bewegung, die zwar mit den Bewegungen und der Zeitströmung in der Protestantischen Kirche überhaupt sehr verwandt ist, aber dennoch in mehreren Beziehungen einen sehr eigenthümlichen Charakter hat. Man bemerkt zwar heut zu Tage in Schweden, wie in den meisten Ländern Europa's, ein neu erwachtes großes Interesse für religiöse und kirchliche Gegenstände und ein allgemeines Zurückgehen zu tieferer Auffassung des Christenthums in Lehre und im Leben; aber die Momente dieser Bewegung und die Kämpfe, die aus derselben hervorgehen, sind in Schweden überhaupt ganz andere, als in den meisten anderen Ländern. Wir haben keine Unionsstreitigkeiten; denn, da die ganze Schwedische Kirche mit kaum zu nennenden Ausnahmen von der Reformation an lutherisch ist, so haben wir zur Union keinen Anlaß gehabt und sind dadurch von den in Deutschland durch die Union hervorgerufenen Streitigkeiten ganz verschont geblieben. Bei uns findet man auch den größten Theil der übrigen dogmatischen und confessionellen Streitigkeiten nicht, welche die Lutherische Kirche in Deutschland zerreißen und in Zwietracht bringen. \*) Dagegen haben

\*) Die theologischen Kämpfe, die in unserer Zeit in Schweden geführt werden, sind zum größten Theil unserem Lande und unserer Kirche eigenthümlich, und haben in den gegenwärtigen Verhältnissen und Zuständen der Kirche ihren Grund. Sie beziehen sich theils a) auf den Baptismus, gegen welchen eine große Zahl von Streitschriften erschienen ist, theils b) auf den Rationalismus, der zwar im Ganzen und Großen in der Kirche seine Macht und Bedeutung verloren hat, aber dennoch nicht ganz ausgestorben ist, sondern noch hier und da Vertreter findet und oft mit dem Swedenborgianismus in Verbindung steht, theils endlich auch c) auf einige mit den religiösen Erweckungen zusammenhängende praktische Fragen, wovon mehr unten. — Außer diesen aus den Zeitverhältnissen in Schweden selbst hervorgegangenen Kämpfen haben wir doch noch einen aus Deutschland nach Schweden verpflanzten Streit über den Begriff der Kirche. Es erschien nämlich am Ende des vorigen Jahres in einer von einigen Professoren in Lund herausgegebenen theologischen Zeitschrift ein ausführlicher Aufsatz, welcher den Inhalt der „Acht Bücher von der

die gegenwärtigen Bewegungen in der Schwedischen Kirche mehr als in anderen Ländern eine rein praktisch = religiöse Richtung eingeschlagen und sich nicht hauptsächlich unter den stimmführenden Theologen und den Geistlichen, sondern auch ebenso und an manchen Orten noch mehr unter den Laien und Ungelehrten ausgebreitet. Diese Bewegungen, die als religiöse Erweckungen und damit zusammenhängende Bestrebungen hervortreten, sind ohne Zweifel das Wichtigste und Interessanteste, was ein Ausländer in der Schwedischen Kirche finden kann. Wir glauben daher den Ausländern, die sich für die Entwicklung des Reiches Gottes auf Erden interessieren, einen Genuß dadurch zu bereiten, daß wir sie durch eine kurze Schilderung dieser Bewegungen in die gegenwärtige religiöse Stellung der Schwedischen Kirche hineinblicken lassen. Wir müssen es aber bedauern, daß Mangel an Uebung in der Deutschen Sprache uns in der Ausführung dieses unseres Vornehmens ein großes Hinderniß ist.

Die fraglichen jetzigen religiösen Bewegungen in Schweden enthalten eine große Menge von verschiedenen Momenten und bieten überaus viele Seiten und Gesichtspunkte dar, von denen sie betrachtet werden können. Wir beabsichtigen es aber nicht, diese Bewegungen in allen Beziehungen vollständig darzulegen, sondern wollen uns auf das Hauptsächliche beschränken und, um in Kürze alles Wesentliche zusammenzufassen, 1. von der Entstehung und Ausbreitung der religiösen Erweckungen und Bewegungen in der Schwedischen Kirche, und dann 2. von den durch sie hervorgerufenen oder wenigstens mit ihnen in Verbindung stehenden religiösen Richtungen handeln.

### I. Die Entstehung und Ausbreitung der religiösen Erweckungen und Bewegungen.

Den ersten Anfang der gegenwärtigen religiösen Erweckungen in der Schwedischen Kirche bemerkt man schon im Beginn

Kirche von Dr. Th. Kliefoth“ jedoch mit einigen Veränderungen und Modificationen wiedergab. Gegen die hier vorgetragene Lehre von der Kirche trat ein Professor zu Upsala auf, der behauptete, daß diese Lehre theils unzusammenhängend und sich selbst widersprechend, theils in mehreren Punkten mit den symbolischen Büchern der Lutherischen Kirche unvereinbar sey. Ein gelehrter Pfarrer L. Lundgren, der neuerdings über die Kirche ein bedeutendes Werk geschrieben, hat sich auch gegen diese Lehre ausgesprochen. Die Lund'sche Zeitschrift aber hat auf diese Angriffe noch nicht geantwortet.



dieses Jahrhunderts, zu der Zeit, da der Einfluß des Rationalismus, ob er gleich in Schweden viel weniger Eingang gefunden hatte, als in manchen anderen Ländern, dennoch nicht unbedeutend war. Es war damals unter den Predigern eine verflachende und wägrige Predigtweise an manchen Orten ziemlich herrschend geworden, und im Volke überhaupt, am meisten aber in den gebildeten Klassen der Gesellschaft hatten sich große Gleichgültigkeit gegen die Religion und pharisäische Selbstzufriedenheit und Gesetzesgerechtigkeit sehr ausgebreitet. Wir heben dies hervor, weil es nicht zu übersehen ist, daß die entstehenden Bewegungen insofern auf den vorhandenen Zustand der Kirche Beziehung hatten, daß sie ihn zu beseitigen und zu überwinden suchten und als eine Art von Reaction gegen die Einflüsse einer ungläubigen Zeit anzusehen sind.

Schon im ersten Decennium dieses Jahrhunderts finden wir religiöse Erweckungen unter den Bauern im hohen kalten Norden am Ufer des Bothnischen Meerbusens. Durch das Lesen erbaulicher Schriften hatten sie die Wahrheit tiefer kennen gelernt, und diese hatte ihre Herzen so getroffen, daß sie nicht nur erweckt, sondern auch viele unter ihnen zur wahren Bekerung und Erneuerung gebracht wurden. In dieser Weise sammelte sich bald unter den Bauern eine Schaar gläubiger Christen, die sich selbst in der Wahrheit zu befestigen, aber auch andere zu bekehren und die ihnen selbst so theuer gewordene Wahrheit weiter zu verbreiten suchten. Da sie fleißig die Bibel, die Schriften Luthers und andere Erbauungsbücher lasen, wurden sie bald Leser genannt, und gaben somit den ersten Anlaß des jetzt in ganz Schweden verbreiteten Lesernamens.\*) Sie sind auch dadurch merkwürdig, daß sie die ersten waren, die laut ihre Stimme gegen „die neuen Bücher“, die neue Agende, den Katechismus und das Gesangbuch der Schwedischen Kirche erhoben. Sie behaupteten, daß diese Bücher falsche Lehre enthalten und daß die Kirche durch die Annahme und durch den Gebrauch derselben von der reinen Lutherischen Lehre abgefallen sey.\*\*)

\*) Man irret sich sehr, wenn man glaubt, die Leser in Schweden seyen eine besondere Secte. Der Name ist nur ein allgemeines Wort, womit man alle diejenigen zu bezeichnen pflegt, die auf ein andächtiges Lesen und Hören des göttlichen Wortes und hienach auf ein lebendig praktisches Christenthum dringen. Daher werden fast alle gläubige und wahre Christen von den Ungläubigen Leser genannt. Unter den Gläubigen selbst aber kommt dieser Name nur selten vor. Einige von ihnen brauchen jedoch dies Wort, um damit solche Bewegungen zu bezeichnen, welche zum Separatismus oder zu anderen Verirrungen gekommen sind; und nur ausnahmsweise und sehr selten geschieht es, daß es von denen, welchen es beigelegt wird, aufgenommen wird, so daß sie sich selbst Leser nennen.

\*\*) Diese Beschuldigung ist sehr übertrieben. Das aber muß zugegeben werden, daß besonders die Agende und der Katechismus, die aus dem ersten Decennium dieses Jahrhunderts stammen, unbestimmte, schwankende und zweideutige Redensarten haben, die leicht mißverstanden werden können. Dieser Fehler ist auch schon allgemein an-

verschiedene neue Erweckungen mehrte sich immerfort die Zahl dieser „Leser“ und die Bewegung breitete sich allmählig längs des Bothnischen Meerbusens gegen Norden und gegen Süden zu immer mehr aus. Bald standen auch an einigen Orten ausgezeichnete junge Geistliche an ihrer Spitze und wirkten segensreich zugleich zur Ausbreitung eines lebendigen Christenthums und zur Abwehr solcher Irthümer, die sich unter geistlich erweckten Leuten, denen es an seelsorgerischer Pflege mangelt, leicht einschleichen können. Um unter der nicht unbedeutenden Zahl dieser Geistlichen die noch Lebenden nicht zu erwähnen, mag es genügen, beispielsweise nur zwei Männer zu nennen, welche mit vielem Segen gearbeitet haben, die Prediger Brandell und Selahn.

Die Erweckungen und Bewegungen gehen in diesen nördlichen Gegenden bis in die Gegenwart fort. Sie scheinen zwar mitunter an einigen Orten in der Abnahme zu seyn, aber treten dann oft an anderen Orten nur um so kräftiger und deutlicher hervor. Hier und da stehen sie mit den Predigern in gar keiner Verbindung und treten sogar mißtrauisch oder feindselig gegen sie auf. An anderen Orten werden sie von frommen Predigern hervorgerufen, schließen sich ihnen an und lassen sich von ihnen leiten. Es herrscht in diesen kalten und rauhen Gegenden großes Leben in religiöser Beziehung. Unter dem wahrhaft Guten aber, was hier reichlich vorhanden ist, bemerkt man doch auch nicht selten traurige Erscheinungen, namentlich Spaltungen, Parteisucht u. dergl. In diesen Gegenden traten die ersten Separatisten auf, indem sie aus der Landeskirche austraten und sich selbst aus ihrer Mitte Lehrer wählten.

Zu derselben Zeit, da diese Bewegungen im hohen Norden angingen, trat im südlichsten Theile Schwedens, in der Stadt Lund, ein merkwürdiger Mann, der Probst Heinrich Schartau, auf. Dieser Mann zeichnete sich als christlicher Psycholog insbesondere dadurch aus, daß er die subjectiven religiösen Zustände und Erfahrungen mit außerordentlicher Schärfe und Genauigkeit auseinanderlegte. Er war durch die praktische Betonung der inneren christlichen Lebensentwicklung und der Heiligung verwandten Geistes mit dem alten Deutschen Pietismus, dessen Fehler er jedoch vermied, indem er die reine Lehre streng handhabte, das kirchliche Amt hochachtete und über die Aeußerungen des religiösen Lebens strenge Selbstzucht üben hieß. Gleich ausgezeichnet als Prediger, Katechet und Seelsorger wirkte er weit umher auf die Kirche und sogar auf die Universität zu Lund wohlthätig ein. Nach seinem Tode aber hat er durch seine Schriften eine größere Bedeutung für das ganze Land gewonnen. Die Früchte seiner Wirksamkeit findet man jetzt in fast allen Theilen Schwedens, am meisten aber in den westlichen Provinzen von Schonen aus bis nach der Norwegischen Gränze. Besonders in diesen Gegenden hat nämlich Schartau unter den Predigern eine große Zahl von Verehrern und Anhängern ge-

erkannt und Vorschläge zu einer neuen Agende und einem neuen Landeskatechismus von einem dazu ernannten königl. Comité gemacht.



wonnen, die, von seinem Geiste belebt, schon seit längerer Zeit mit gewissenhafter Treue und großem Segen gearbeitet haben. Durch die Wirksamkeit solcher Schüler und durch die Schriften Schartau's sind in diesen Provinzen allmählig mehrere religiöse Erweckungen entstanden und eine in einigen Beziehungen nach dem Vorbilde Schartau's eigenthümlich gefärbte \*), aber schöne, ernste und kräftige Frömmigkeit hervorgerufen.

Von der Mitte des zweiten Decenniums dieses Jahrhunderts an, finden wir im inneren Theile des südlichen Schwedens, in der Provinz Smaaland, noch einen anderen für die Belebung der Schwedischen Kirche sehr bedeutenden und einflussreichen Mann, den Comminister (Unterpfarrer oder Diaconus) P. L. Selligren. Mit reichen Gaben ausgerüstet, führte er vor seiner Bekehrung ein sehr weltförmiges Leben. Seitdem aber Gott an ihm seine Gnade erwiesen hatte, wurde er einer der treuesten und gesegnetsten Diener Gottes am Worte, die je in Schweden gewesen sind. Sein Wirkungskreis beschränkte sich nicht auf die nächste Umgebung. Auch von fernen Orten und sogar von anderen Provinzen kamen Zuhörer zu ihm, um sein Zeugniß von der Wahrheit Gottes zu hören. Selligren hatte auch die Gelegenheit, weit umher einzuwirken dadurch, daß er mit vielen Personen an den verschiedensten Orten in brieflichem Verkehr stand; und die wegen der großen Bevölkerung Smaalands oft stattfindenden Auswanderungen wurden ein neues Mittel, die durch Selligren in Smaaland hervorgerufene Erweckungen weit umher zu verpflanzen. Merkwürdig ist auch sein segensreicher Einfluß auf manche junge Geistliche, die durch ihn bekehrt, im Glauben gestärkt und durch sein Beispiel zu guten Predigern und Seelforgern gebildet wurden. Mehrere von diesen arbeiten jetzt in verschiedenen Provinzen, wo sie als Prediger angestellt sind. Andere haben nach dem Tode Selligrens in der Provinz Smaaland unter den ihnen mit herzlicher Liebe und Vertrauen anhängenden früheren Zuhörern und Freunden Selligrens sein Werk mit großem Segen fortgesetzt. — In manchen Thälern und Wäldern Smaalands hat man nicht selten geglaubt, die in religiöser Beziehung schönsten und merkwürdigsten Gegenden Schwedens gefunden zu haben. \*\*)

Nach Stockholm wurden schon vor mehreren Jahrzehnten die in Smaaland und besonders die in den nördlichen Provinzen Schwedens entstandenen Erweckungen und Bewegungen verpflanzt. Sie haben sich seitdem dort, auch unter Einfluß von anderen Orten \*\*\*), sehr vermehrt und in alle Klassen der Gesellschaft

verbreitet. Besonders merkwürdig in religiöser Beziehung ist aber Stockholm in der letzten Zeit dadurch geworden, daß in dieser Stadt sehr viel für die Beförderung und weitere Ausbreitung der religiösen Erweckungen gethan wird. Es ist eine große Menge von religiösen Schriften und Tractaten von Stockholm aus in alle Theile des Landes verbreitet. Es erscheinen dort religiöse und erbauliche Zeitungen, die in fast allen Gegenden Schwedens mit großer Begierde gelesen werden und es bestehen mehrere Gesellschaften und Vereine, die den Zweck haben, die praktische Belebung des Christenthums in allen Theilen des Landes zu befördern. Von der Hauptstadt des Landes geht in dieser Weise ein stets steigender Einfluß auf das ganze Land aus. \*)

Es gab wohl schon früh in diesem Jahrhundert noch mehrere Personen, die durch ihre Bedeutung für die religiösen Erweckungen in Betrachtung kommen konnten und noch mehrere Orte, wo dergleichen religiöse Bewegungen schon frühzeitig entstanden sind. Allein die jetzt genannten sind bei Weitem die bedeutendsten. Hauptsächlich von ihnen aus haben sich die Erweckungen in das ganze Land verbreitet. Ja man kann sogar an den meisten Orten den geschichtlichen Gang der Ausbreitung verfolgen und die Wege nachweisen, auf denen die Bewegungen von diesen Hauptorten ausgebreitet sind. Es finden sich jetzt in allen Provinzen Schwedens große religiöse Erweckungen. Wir wollen uns aber damit begnügen, nur beispielsweise noch einige Orte hervorzuheben, wo in der letzten Zeit besonders merkwürdige Bewegungen entstanden sind.

Am südlichsten Ende Schwedens, in der flachen fruchtbaren Provinz Schonen finden wir eine Bevölkerung, die in den benachbarten Provinzen als phlegmatisch gilt. Es mögen in dieser Provinz schon seit langer Zeit mehrere Einzelne erweckt worden seyn. Es mag auch mehrere gute Prediger gegeben haben. Aber erst in der letzten Zeit (etwa in den zehn letzten Jahren) sind dort große Bewegungen entstanden, bei denen man vieles Eigenthümliche bemerkt und die deshalb sehr die Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben. Einerseits zeichnen sich nämlich die Erweckten in dieser Provinz als überaus praktisch thätig

\*) Die meisten Gesellschaften und Vereine in Stockholm sind jedoch in den letzten Jahren in einer Lage gewesen, die ihrem Ansehen und ihrem Einflusse sehr ungünstig gewesen ist. Es haben sich namentlich der Separatismus und der Baptismus auch unter den Mitgliedern dieser Gesellschaften verbreitet und somit inneren Zwiespalt hervorgerufen. Einige Vereine sind dadurch aufgelöst. Andere haben sich, wenn auch nicht ohne Schwierigkeit, durch die Mehrzahl der Mitglieder auf lutherisch-kirchlichem Boden behauptet. In anderen wiederum besteht der innere Kampf noch fort. — Es ist in diesem Sommer ein Versuch gemacht, die religiösen Vereine in Stockholm überhaupt zu reorganisiren, eine organische Verbindung zwischen ihnen einzuführen und mit bestimmter Ausschließung aller fremden Elemente und Einflüsse dieselben auf einen entschieden lutherischen und kirchlichen Boden zu stellen.

\*) Siehe unten die Beschreibung der Schartau'schen Richtung.

\*\*) Die in den Jahren 1843 und 1844 in Smaaland und Westgothland vorkommende sonderbare Erscheinung des „Besserungsrufens“ oder die sogenannte Predigttrankheit (Schwed. Predikostjukan) war eine bald vorübergehende Krankheitserscheinung, von welcher seitdem gar keine Spuren gefunden sind.

\*\*\*) In den dreißiger Jahren wirkte eine kurze Zeit in Stockholm ein Engländer Methodist, der die schnelle Ausbreitung der Erweckungen sehr befördert hat. Von den Eigenthümlichkeiten des Methodismus finden sich jedoch jetzt in Stockholm keine Spuren.



thige Leute aus. Sie wirken besonders eifrig und unermüdet für Belehrung der noch Schläfrigen und Gleichgültigen, für innere und äußere Mission, für Verbreitung religiöser Schriften und Tractate u. dergl. Reiche Bauern unter ihnen haben zur Abhaltung von Conventikeln und anderen religiösen Zusammenkünften besondere Bethäuser oder Bethsäle bauen lassen. — Andererseits tritt unter ihnen ein Organisationstrieb hervor, den wir (außer bei den Separatisten) sonst in Schweden nirgends gefunden haben. Sie halten nicht nur ihre Conferenzen, bei denen Geistliche und Laien (Schullehrer, Bauern u. s. w.) zusammenkommen, sich über religiöse und kirchliche Angelegenheiten berathschlagen und Beschlüsse fassen; sondern sie lassen sich auch nach außen (z. B. bei gewissen Festen religiöser Vereine in Stockholm) durch Abgeordnete vertreten. Da sie haben sogar unter sich eine Art von Kirchenzucht eingeführt, indem sie, wenn Jemand unter ihnen gleichgültig und nachlässig wird oder irgend einer Art von Unsitlichkeit sich ergibt, denselben durch ihre s. g. Aeltesten warnen und wenn er sich nicht bessert, ihn anklagen, daß sie ihn nicht mehr als einen Bruder in Christo anerkennen wollen. Sie haben also eine gewissermaßen förmlich organisirte Ecclesiola in Ecclesia gebildet.

Nach der Insel Gothland kamen vor einigen Jahren Smaaländische Bauern, um sich dort häuslich niederzulassen. Bis zu dieser Zeit war die Insel den sonst in ganz Schweden verbreiteten religiösen Erweckungen fast ganz verschlossen. Durch diese Bauern aber geschah es, daß auch hier auf dieser entlegenen Insel bedeutende religiöse Bewegungen hervortraten, gegen welche sich aber auch ein großer Widerstand erhob. Später sind aus Stockholm und anderen Orten Männer nach Gothland gegangen; durch welche diese Bewegungen noch mehr angefaßt und ausgebreitet wurden. Da schon auf der Insel Geistliche sich den Erweckten angeschlossen haben und an einigen Orten an der Spitze derselben stehen, so scheint dadurch sowohl eine noch bedeutend größere Ausbreitung der Erweckungen zu erwarten zu sein, als auch die Gefahr gemindert, daß durch den heftigen Kampf und durch ungeschickte und unverständige Führer die Erweckungen entarten und sich von der Wahrheit verirren möchten.

In Dalecarlien wurden vor einigen Jahren die ersten größeren Erweckungen durch Einwirkung von den nördlichen Provinzen hervorgerufen. Die Fehler, die besonders in diesen Provinzen unter den Erweckten oft bemerkt werden, namentlich Parteilichkeit und ein allzu stilles und unverständiges Eifern gegen Alles, was ihnen unrecht zu seyn scheint, mögen sich auch von Anfang an mit den Erweckungen nach Dalecarlien verpflanzt haben. Denn es entstanden dort bald überaus große Streitigkeiten und Verwickelungen, und es sahen sich sogar die öffentlichen Behörden veranlaßt, einzugreifen\*), wobei dann in

\*) Einige Personen hatten bei einer öffentlichen Hauskatechisation durch öffentliches Widersprechen den Pfarrer unterbrochen und ihn in der Ausübung seines Amtes gestört, und wurden deswegen zur öffentlichen Kirchenbuße verurtheilt. Da sie aber Kirchenbuße nicht thun wollten, wurden sie nach einem damals noch bestehenden, jetzt aber

der Hitze des Streits durch Unverstand und Uebereilung mehrerseits gefehlt wurde. Während dieser Streitigkeiten aber gelang es einigen Männern meistens aus Stockholm auf die Bewegungen in Dalecarlien einen großen Einfluß zu gewinnen. Da aber diese Männer selbst dem Separatismus und Baptismus zugethan waren, so haben sie leider den Einfluß dazu benutzt, um diesen Richtungen in Dalecarlien Eingang zu verschaffen. So sind an einigen Orten in Dalecarlien die Erweckten fast allgemein Separatisten geworden und von den Separatisten sind dann sehr viele (vielleicht die Mehrzahl) zum Baptismus übergetreten.

Die religiösen Erweckungen in Schweden sind nicht innerhalb des eigentlich Schwedischen Volkes geblieben. Auch zu den Lappen haben sie sich ausgedehnt. Der Pfarrer einer im äußersten Norden Schwedens gelegenen Lappengemeinde hat zuerst diese Erweckungen unter ihnen hervorgerufen, die sich seitdem in einer merkwürdigen Weise von Ort zu Ort und sodann über den Rösen nach den benachbarten Norwegischen Provinzen ausgebreitet haben. Es wurde unter den Lappen an mehreren Orten von dieser Bewegung nicht nur die Mehrzahl, sondern fast die ganze Bevölkerung ergriffen.

Die Bedeutung dieser in ganz Schweden verbreiteten Erweckungen und Bewegungen ist, wie sich ziemlich von selbst versteht, zunächst eigentlich nur eine unmittelbar religiöse. Es handelt sich zunächst nur darum, die einzelnen Mitglieder der Kirche von ihrer Gleichgültigkeit und geistlichen Erstorbenheit zum wahren lebendigen Glauben und zum heiligen gottgefälligen Wandel zu bekehren. Aber abgesehen davon, daß sich an manchen Orten durch Separatismus und Sectirerei mehrere eigentlich kirchliche Fragen eingemischt haben, sind dennoch diese Bewegungen zu groß und zu allgemein verbreitet, um nicht auch in manchen Beziehungen auf die Kirche im Großen und Ganzen einen bedeutenden Einfluß zu üben. Sie haben an manchen Orten den Predigern den Anlaß gegeben, ja sie so zu sagen genöthigt, in die Wahrheit tiefer einzudringen und sich mit der heil. Schrift und dem Bekenntnisse der Kirche genauer bekannt zu machen, und haben dadurch eine sich immer mehr in der Kirche verbreitende tiefere und ernstere Auffassung des Christenthums veranlaßt und befördert.\*) Selbst diejenigen Erweckungen und Bewegungen, in welche sich viel Unrichtiges und Irrthümliches eingemischt hat, haben in dieser Weise auf die Gesamtheit der Kirche weckend und anregend eingewirkt. Und es ist ziemlich offenbar, daß im Allgemeinen das Zurückkehren vom Nationalismus und Unglauben und das immer steigende Interesse für religiöse und kirchliche Gegenstände mit diesen Erweckungen und Bewegungen in wesentlichem Zusammenhang stehen. Ohne Zweifel ist daher der allgemeine Einfluß dieser Bewegungen auf die kirchlichen Zustände als sehr erheblich und wohlthuend anzusehen, obgleich nicht zu läugnen ist (wie wir in der folgenden Abtheilung näher sehen werden), daß beides die Wahrheit und die Kirche durch Uebertreibungen, Einseitigkeiten und eingemischte Irrthümer oft auch nicht wenig gelitten haben.

(Schluß folgt)

seit zwei Jahren aufgehoben, Gesehe durch Gefängnißstrafe dazu genöthigt. Dies ist der wirkliche Thatbestand der vor einigen Jahren in den meisten Ländern Europa's verühten s. g. Verfolgungen gegen „die Leser“ in Dalecarlien.

\*) Es ist eine Thatfache, daß die Prediger in denjenigen Gegenden, wo die religiösen Erweckungen eine größere Macht und Ausbreitung gewonnen haben, gewöhnlich reiner, kräftiger und besser das Wort Gottes predigen, als anderen Orten.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Sonnabend den 27. December.

N<sup>o</sup> 104.

## Die gegenwärtigen religiösen Erweckungen und Bewegungen in der Schwedischen Kirche.

(Schluß.)

- II. Die durch die religiösen Erweckungen und Bewegungen hervorgerufenen oder wenigstens mit ihnen in Verbindung stehenden religiösen Richtungen.

Da es der allgemeine Charakter der bis jetzt beschriebenen Bewegungen ist, daß sie im Gegensatz zum Unglauben und der geistigen Erstorbenheit ein gläubiges Festhalten an der christlichen Wahrheit und ein tieferes Durchdringen- und Erneuern durch dieselbe fordern und zu befördern suchen, so gibt es unter ihnen mehrere Parteien oder Richtungen, die entweder diese Forderung verschieden auffassen oder in verschiedener Weise dieselbe durchsetzen wollen. Wir können uns hier nur mit solchen Richtungen beschäftigen, denen eine größere Zahl von Anhängern zugethan ist und die eine solche Ausbreitung gewonnen haben, daß sie für die Kirche von Bedeutung sind.

Diese Richtungen zerfallen in solche, welche von vornherein eigenthümliche, dogmatische, von der Kirchenlehre abweichende Meinungen und praktische Grundsätze angenommen haben und somit außerhalb der Kirche stehen, und in solche, welche, wenn sie auch bei einzelnen Personen und in einzelnen Stücken sich mitunter von der Kirchenlehre leicht verirren können, dennoch im Ganzen auf dem Boden der reinen Lutherischen Lehre sich befinden und innerhalb der Kirche bleiben wollen.

Zu der letzteren Klasse gehören besonders zwei merkwürdige Richtungen, die in Schweden in der letzten Zeit unter den Namen Schartanismus und Evangelicismus bekannt worden sind.\*)

Der Schartanismus hat seinen Namen von dem obengenannten Probst H. Schartau, und ist die Frucht seiner außerordentlich großen Einwirkung auf einen bedeutenden Theil des

Schwedischen Volks, der sich nach ihm gebildet hat, seine Lehrweise angenommen und ihn als einen außerordentlich erleuchteten und gesegneten Boten Gottes an die Menschen verehrt.

Was zuerst die eigenthümliche Lehrweise der Schartanauer betrifft, so sind die persönlichen Eigenthümlichkeiten des Meisters allzu sehr auf seine Schüler übergegangen. Dieses zeigt sich oft schon in der äußeren Form und Anordnung einer Predigt. Da namentlich Schartau als Homilet sich oft durch eine gewisse Ungenauigkeit in der logischen Disposition, durch eine große Menge von Abtheilungen und Unterabtheilungen und durch sehr strenge Scheidung zwischen der Abhandlung und dem Ufsus oder der Nutzenanwendung auszeichnet\*), so haben manche seiner Schüler sich diese Methode und überhaupt den Gedankengang und die Eigenthümlichkeit des Meisters so genau und vollständig angeeignet, daß man oft nur sehr wenig von einer Predigt zu hören braucht, um den Prediger als einen Schüler Schartau's zu erkennen. Noch bedeutungsvoller ist aber eine andere Eigenthümlichkeit dieser Richtung, die sich mehr auf den Inhalt der Predigt bezieht. Da die durchgreifendste theologische Bedeutung Schartau's, wie schon oben bemerkt ist, darin besteht, daß er die subjectiven religiösen Zustände und Erfahrungen der Menschen mit der größten Tiefe und Genauigkeit erörtert hat, so ist es ein Kennzeichen der nach ihm benannten Richtung, daß sie diese Erörterung in der christlichen Predigt sehr betont und die subjective Entwicklung der christlichen Frömmigkeit nach der Weise und oft ganz genau in den Ausdrücken Schartau's mit besonderer Vorliebe auseinandersetzt. Die Heilsordnung bildet daher einen immer sehr hervorragenden Hauptpunkt in den Predigten. Man zeigt nicht nur mit großem Fleiß, daß der Mensch, um selig zu werden, berufen, erleuchtet, zur Armuth im Geiste, zur Rechtfertigung und Heiligung geführt und dann in der Gnade bewahrt werden muß, sondern auch, wie dieses geschehen

\*) Da diese beiden Richtungen sich gewöhnlich als den eigentlichen Kern der Lutherischen Kirche betrachten, so wollen sie in der Regel selbst keinen besonderen Namen haben. Den Gebrauch der hier angeführten Namen findet man daher gewöhnlich nur theils unter denen die zu keiner von diesen Richtungen gehören, und theils in der Weise, in den Richtungen selbst, daß jede, ohne selbst einen Namen haben zu wollen, dennoch die andere Richtung mit dem betreffenden Namen bezeichnet.

\*) Nachdem in dem vorbereitenden Theil der Predigt ein Bibelspruch (der Eingangsspruch) sehr genau und vollständig analysirt und erklärt ist, wird in den Predigten Schartau's zuerst, nach der Vorlesung des Textes, das Thema, das gewöhnlich, oft wörtlich, aus dem Eingangsspruche genommen ist, in allen seinen Theilen ohne Anwendung und Application sehr objectiv, ruhig und theoretisch durchgeführt, und dann folgt erst am Ende der Predigt die Nutzenanwendung durch eine besondere Ansprache an die verschiedenen Hauptklassen der Zuhörer, die Gottlosen, die Erweckten und die bereits Gläubigen.



soll, wobei dann ausführliche Beschreibungen und genaue Kennzeichen der verschiedenen Abtheilungen und Unterabtheilungen des Heilsweges gegeben werden, damit der Mensch sich nicht zu schnell als ein Kind Gottes betrachte und sich die Seligkeit der Gotteskindschaft in todttem, falschem Glauben aneigne, sondern sich nach den Kennzeichen, die er an sich aufzusuchen hat, prüfe und dadurch wisse, welche Verheißungen oder Drohungen auf ihn Bezug haben.

Ueber das äußere religiöse und kirchliche Benehmen der Schartauischen Richtung ist Folgendes zu bemerken:

Die Schartauaner sind sehr streng in der Auswahl von Erbauungsbüchern und lesen außer der Bibel vorzugsweise die Schriften von Luther, dem Württembergischen Prälaten M. F. Roos und insbesondere die von Schartau. Sie verwerfen den größten Theil der sonst in der Schwedischen Kirche anerkannten und gebrauchten Erbauungsschriften. Ein ungelehrter, der dieser Richtung angehört, liest gewöhnlich keine Bücher, die nicht von einem in der Richtung angesehenen Mann empfohlen sind. — Im Verkehr mit anderen Menschen, die nicht zu ihrer Partei gehören, es mögen sonst noch so lebendige und gute Christen seyn, sind die Schartauaner sehr verschlossen und zurückhaltend, lassen sich aber, wenn sie sprechen wollen, lieber in eine anständige und würdige Unterredung über weltliche Dinge ein, als über geistliche, theils um nicht geistliche Dinge durch viel unnützes Sprechen zu profaniren, theils, um der Gefahr zu entgehen, durch geistliche Unterhaltung mit falschen oder schwankenden und unbefestigten Christen selbst Schaden zu nehmen oder ihnen Anlaß zu geben, das Gesagte zu mißbrauchen. — Sie verwerfen die Conventikel, weil durch dieselben Oberflächlichkeit, Schwankungen und Ausschweifungen in der Lehre leicht befördert werden, und weil sie gewöhnlich mehr dazu dienen, das Gemüth des wahren Christen zu zerstreuen und seinen Sinn vom Inneren weg und auf das Äußere hinzulenken, als wahre und gründliche Erbauung zu befördern. — Sie nehmen nicht Theil an der freien Vereinswirksamkeit für sittliche, religiöse und kirchliche Zwecke, an Mäßigkeits- und Enthaltensvereinen, an Missionsvereinen, Traktat- und Bibelgesellschaften und dergleichen; und als Gründe dieser Theilnahmlosigkeit führen sie an theils die durch eine solche Wirksamkeit entstehende geistliche Zerstreuung und die Gefahr, durch Betheiligung an solchen Vereinen mit falschen und unbefestigten Christen in einen schädlichen Verkehr zu kommen, theils die schwer zu vermeidende Gefahr, die freie Vereinswirksamkeit als Kennzeichen lebendigen Christenthums anzusehen und dadurch verleitet zu werden, sich selbst und andere Mitglieder der Vereine als wahrhafte Christen zu betrachten und zu begrüßen, da doch vielleicht die Meisten kaum die ersten Schritte auf dem zum wahren Christenthum führenden Wege gemacht haben, und theils endlich auch mehr objectiver Zweifel über die Zweckmäßigkeit und Berechtigung einzelner sich verbindender Personen in solchen Sachen einzugreifen, die nicht die Pflicht der Einzelnen, sondern die Gesamtpflicht der Kirche sind.

Dieser Richtung gegenüber steht jetzt in Schweden die f. g. Evangelische.

Wie der Name andeutet, zeichnet sich diese durch eine freiere evangelische Anschauung und Auffassung des Christenthums aus. Es ist aber nicht leicht, diese Partei genau und richtig zu beschreiben, weil sie, da sie keinen bestimmten, zu ausschließlicher Anerkennung und Autorität gekommenen Hauptführer hat, sondern durch mehrerlei Einflüsse von verschiedenen Personen und Orten getragen und fortgeführt wird\*), eines bestimmt und genau ausgeprägten Charakters entbehrt und in sich mehrere Alliancen und Verschiedenheiten hegt. Als einen allgemeinen Charakter können wir jedoch im Gegensatz zum Schartauismus folgendes bezeichnen.

Diese Richtung betont am meisten die objective Versöhnung Christi. Was er für uns gethan und gelitten hat, die hohe Bedeutung und Gültigkeit seines Leidens und Wirkens, unser Recht und unsere Pflicht freudig alle Zweifel, alle Sorge und Betrübnisse zu überwinden und dreist und freimüthig an Christum und die Vergebung unserer Sünden durch ihn zu glauben, diemeil wir, wenn wir nur dies thun, gerechtfertigt und selig werden, — das sind die immer wiederkehrenden Grundgedanken dieser Richtung. Die Schartauische Lehrweise von den Stufen der Bekehrung wird ganz und gar verworfen, weil sie, wenn auch insofern wahr und richtig, daß das Christenthum bei den Einzelnen sich oft in dieser Weise ausbildet, dennoch praktisch schädlich sey, sowohl darum, weil man durch diese Predigtweise den Geist Gottes an eine bestimmte Methode binden will, da er doch nicht immer die Menschen in ganz derselben Weise zum Glauben und zur Seligkeit führt, als darum, weil der Mensch durch diese Lehrweise unter dem Joche des Gesetzes gehalten wird, da er, weil er dieses oder jenes Moment der Schartauischen Heilsordnung nicht gehörig durchgemacht hat, nicht an Christum zur Seligkeit glauben darf, sondern warten soll, bis die vorgeblich noch fehlenden Erfahrungen eingetreten sind; — und endlich noch darum, weil der Mensch durch diese Betonung der inneren Lebensentwicklung und die stete Aufmerksamkeit auf die damit verbundenen Erfahrungen allzu leicht dazu verleitet wird, den einzigen Grund unserer Seligkeit aus dem Auge zu verlieren und in selbstgerechter Weise seine Seligkeit auf sich selbst, seine Buße, seine Erfahrung und Entwicklung zu bauen. Da die Schartauische Richtung, aus Furcht, daß der Mensch zu schnell glaube und sich voreilig als ein Kind Gottes ansehe

\*) Als einen einflußreichen Mann dieser Partei, der zugleich als Hauptführer einer in Schweden und in Finnland verbreiteten Fraktion derselben anzusehen ist, nennen wir einen Finnländischen Geistlichen Hedberg, der sich besonders durch eine sehr heftige Polemik gegen den Pietismus bekannt gemacht hat, der aber in seinem Eifer nicht nur Spener, Schartau u. dergl. Männer, sondern überhaupt alle solche Kirchenlehrer als Pietisten bekämpft, welche in ihren Predigten in irgend einer Weise die Nothwendigkeit der Buße hervorheben und die herkömmliche Lehre von der Heilsordnung vortragen.



und dadurch in eine Sicherheit einschläfe, die um so gefährlicher ist, je mehr sie den Schein des wahren Christenthums hat, die Menschen vorzüglich zu tiefer und ernster Selbstprüfung auffordert und sie vor einer zu schnellen Tröstung durch das Evangelium und einem voreiligen falschen Glauben warnt und überhaupt einen ernsten, warnenden und züchtigenden Charakter hat, so zeichnet sich die evangelische Richtung dadurch aus, daß sie, aus Furcht, daß ein geängsteter und betrübter Sünder ohne Trost und Hülfe in seiner Noth verschmachten möchte und die ihm bestimmte und im Evangelium enthaltene Tröstung ihm entzogen werde, die Menschen vorzüglich tröstet und aufrichtet und überhaupt einen fröhlicheren und liebevolleren Charakter hat, wobei es aber mitunter geschieht, daß manche \*) die Tröstung so weit trieben, daß sie die Nothwendigkeit der Buße übersehen und sich in dieser Weise des Antinomismus schuldig machen.

Auch in Bezug auf die äußere Bethätigung des Christenthums ist die evangelische Richtung in manchen Beziehungen der grade Gegensatz des Schartauismus. Sie erlaubt sich in der Regel eine weit größere Freiheit und Unabhängigkeit in Bezug auf das Lesen religiöser Bücher und Schriften. Die Mitglieder dieser Richtung lesen gern alles, wodurch sie sich in irgend einer Weise geistlich erleuchtet und gefördert glauben. Nur die Schriften von Schartau u. dergl. können sie natürlicher Weise nicht lieb gewinnen und empfehlen, obgleich einzelne Personen auch von diesen Schriften Kenntniß nehmen. — Im Verkehr mit Anderen sind „die Evangelischen“ heiterer und fröhlicher, als die Schartauaner, und sehen es als eine theure und liebe Pflicht an, vor allen Menschen von der Liebe Gottes und der ihnen zu Theil gewordenen Gnade zu zeugen; und finden sie irgendwo Jemanden, der in der Hauptsache mit ihnen einig zu seyn und die Gnade Gottes erfahren zu haben scheint, so sind sie mit den liebevollsten und bedeutungsvollsten Anreden, wie z. B. „lieber Bruder in Christo“ u. dergl., nicht sparsam, da die Schartauaner dagegen, aus Furcht, möglicherweise einen Heuchler als Bruder in Christo zu begrüßen und ihn dadurch in sei-

\*) Zu der Zahl dieser gehört der obengenannte Hedberg. Er läugnet zwar theoretisch die Nothwendigkeit der Buße nicht, gibt sich aber überhaupt in seiner praktischen Wirksamkeit damit nicht ab, durch die Predigt des Gesetzes Buße und Reue hervorzurufen, sondern scheint fast die ganze Welt als lauter bußfertige und reuige Sünder, als lauter beängstete und zerbrochene Gewissen anzusehen, die man nur zu trösten und zu beruhigen und zum freiwilligen Glauben zu ermuntern hat. Mehrere seiner Anhänger, besonders unter den Ungelehrten, gehen noch weiter, und scheinen ganz und gar die Buße zu verwerfen. In der Provinz Helsingland in Schweden gab es vor einigen Jahren eine kleine Partei (und es gibt wahrscheinlich noch einzelne), bei welcher diese antinomistische Gesinnung in einer eigenthümlichen Weise hervortrat. Sie behaupteten nämlich, daß ein Christ nicht beten soll, weil dies etwas gesegliches sey und nur denen zustehe, die die Gnade Gottes nicht empfangen haben. Ein Christ dagegen, der schon die Gnade und die Seligkeit hat, solle nur danken, loben und frohlocken.

ner Heuchelei zu bestärken, sich fast niemals eine solche Anrede erlauben. — „Die Evangelischen“ lieben und besuchen fleißig die Conventikel, die unter ihnen in fast allen Theilen des Landes gehalten werden. Sie interessieren sich sehr für christliche Vereinswirksamkeit und bilden an manchen Orten die Hauptstütze der jetzt in Schweden bestehenden christlichen Vereine.

Es leuchtet ein, daß diese beiden so eben beschriebenen Richtungen, welche in Schweden eine bedeutende Ausbreitung gewonnen haben, in manchen Beziehungen mit dem Methodismus und Herrnhutismus verglichen werden können. — Die Schartauische Richtung hat sich, wie der Einfluß Schartau's überhaupt, am meisten in den westlichen Provinzen Schwedens verbreitet. Die evangelische Richtung dagegen ist unter den Erweckten in den nördlichen Theilen des Landes besonders vorherrschend geworden. Es sind aber jetzt diese beiden Richtungen in fast allen Provinzen Schwedens verbreitet. Wo sie an einem Orte neben einander bestehen, treten sie oft ziemlich scharf und abstoßend gegen einander auf. An anderen Orten werden sie durch die gegenseitige Verührung abgeschwächt, nähern sich einander und bilden in dieser Weise eine vermittelnde Richtung. — Es sind in Schweden und in Finnland, wo dieser Streit besonders lebhaft geführt ist, mehrere Schriften erschienen, welche entweder eine der streitenden Parteien vertreten oder einen vermittelnden und versöhnenden Standpunkt einnehmen.

Von anderen unbedeutenderen religiösen Richtungen in der Schwedischen Kirche nennen wir nur im Vorbeigehen den Hoosianismus und einen von Jacob Böhme stammenden Mysticismus. Bei dem Hoosianismus, der unter den Bauern in einer Provinz vorkommt und durch den heftigen und erschütternden Bußprediger Hoof seit den ersten Decennien dieses Jahrhunderts hervorgerufen ist, finden wir geringere Gemüthstiefe und ein ziemlich einseitiges Betonen von Aeußerlichkeiten (Tracht, Gebethen u. dergl.), sonst aber keine besondere Eigenthümlichkeiten. Der Mysticismus stammt aus älterer Zeit her und steht mit den neueren Bewegungen überhaupt in keinem anderen Zusammenhang, als daß er an einigen Orten sich ihnen angeschlossen, aber auch durch sie einige seiner übrigens nicht zahlreichen Mitglieder verloren hat.

Wir gehen nun zu denjenigen Parteien über, die sich außerhalb der Schwedischen Landeskirche befinden. Wir können uns über diese kürzer fassen, da es eigentlich nur bekannte Parteien sind, die in Schweden keine andere Eigenthümlichkeiten haben, als daß sie mit den obengenannten religiösen Erweckungen und Bewegungen in Verbindung stehen.

Unter diesen nennen wir zuerst die Separatisten, die, ohne von der lutherischen Lehre abzufallen, sich von der Landeskirche getrennt haben, entweder wegen vorgeblicher Irrthümer in der Agende und dem Katechismus der Schwedischen Kirche oder weil die Kirche zu viel Gottlosigkeit in sich duldet. Die Zahl dieser Separatisten, die man besonders in Dalecarlien und einigen nördlichen Provinzen findet, ist nicht so bedeutend, und da man damit beschäftigt ist, diejenigen Gebrechen, über welche sie



sich mit einigem Rechte beklagen konnten, abzustellen, so werden sie wahrscheinlich nicht lange als eine getrennte Partei bestehen können. Viele von ihnen sind auch bereits durch den Einfluß ausgezeichneten Prediger zur Landeskirche zurückgetreten. Der größte Schaden, den sie der Kirche gethan haben, besteht darin, daß sie dem Baptismus den Weg bahnten.

Der Baptismus hat sich in den letzten Jahren ziemlich schnell in Schweden verbreitet, hauptsächlich an denjenigen Orten, wo vorher Separatismus entstanden war. Da die Separatisten, die meist Bauern sind, wegen der Separation sich der Hilfe der Kirche oder ihrer Geistlichen zur Vertheidigung und zur Widerlegung der baptistischen Lehrlätze nicht mehr bedienen konnten oder wollten, sondern ohne tiefere Kenntnisse, ohne theologisches Wissen sehr vereinzelt da standen, wurden sie in der Regel den Baptisten eine leichte Beute. Diese haben es auch nicht unterlassen, sich dieser Gelegenheit zu bedienen, sondern vorzüglich an solche Orte ihre Missionare gesandt, wo zwischen der Kirche und einzelnen ihrer Glieder in irgend einer Weise Zwiespalt entstanden war. Ohne diese ihnen so günstige Lage würden sie nie eine solche Ausbreitung gefunden haben. Da die Baptisten noch nicht öffentlich aufgetreten sind, sondern sich noch als eine heimliche Secte im Lande verbreiten, können wir ihre Zahl nicht näher bestimmen. Die Angabe eines Baptisten, daß die Zahl bereits 1000 Personen betrage, scheint übertrieben zu seyn.

Den Mormonismus, der auch in Schweden Eingang gefunden hat, finden wir nur in Stockholm und in der Provinz Schonen. Diese Secte ist durch eine Mission aus Dänemark nach Schweden verbreitet und bildet eine besondere, von den obengenannten Erweckungen ganz unabhängige religiöse Erscheinung. Die Zahl der Mormonen ist in Schweden unbedeutend, und manche von ihnen, wenigstens in Stockholm, wissen von den Mormonischen Lehrlätzen nichts mehr, als daß sie Buße thun sollen und sich wieder taufen lassen.

Da die übrigen Confectionen Secten und Religionen, die in Schweden sind (Ratholiken, Reformirte, Swedenborgianer, Herrnhuter, Juden), nicht mit den hier auseinandergesetzten Bewegungen in Berührung stehen und sonst nichts Neues und Eigenthümliches darbieten, brauchen wir von ihnen hier nicht zu reden.

## Ueber die seelsorgerliche Einwirkung der Geistlichen auf die ihnen untergeordneten Lehrer.

Aus einem Conferenz-Vortrage.

Die christliche Schule ist in ihrem Ursprung und Wesen ein rein kirchliches Institut und der christliche Volksschullehrer

ein eigentlicher Diener der Kirche und Gehülfe des geistlichen Amtes. Erst in ihrer weiteren geschichtlichen Entwicklung ist die Kirche in eine theilweise, die Schule aber in eine vollständige Abhängigkeit vom Staate gekommen, so daß nach den gegenwärtig bestehenden Verhältnissen wir Geistliche als „Schulinspectoren“ sammt unsern Lehrern zunächst nicht der geistlichen, sondern der weltlichen Behörde verantwortlich sind, gleichwie auch die Lehrer sowohl in Rücksicht auf ihre Berufung und Bestätigung, als auch in Rücksicht auf die Sicherung ihrer äußeren Substanz allein von der staatlichen Behörde abhängen. Aber das hindert uns nicht, die Schule als das anzusehen, was sie nach ihrer innersten Bedeutung ist, nämlich als ein kirchliches Institut, und die Lehrer als das anzusehen, was sie nach ihrem eigentlichen Beruf seyn sollen, nämlich als Diener der Kirche, als Helfer des geistlichen Amtes, als Erzieher an unserer Statt, als unsere Stellvertreter in der Erziehung der Jugend. Unsere nächste Forderung an die Lehrer muß also dahin gehen, daß sie den ihnen anvertrauten Kindern das sind, was wir ihnen seyn würden, wenn unsere Zeit und Kraft uns gestattete, das Lehr- und Erziehungsgeschäft selbst zu verrichten, und da wir selbst Christi Diener und Botschafter an Seiner Statt sind, so kann das eigentliche Ziel, zu welchem wir unsere Lehrer hinarzuföhren haben, kein anderes seyn, als daß sie, durchdrungen von dem lebendigen Bewußtseyn, wie sie unsere und demnach auch Christi Diener und Stellvertreter sind, ihr ganzes Lehr- und Erziehungsgeschäft an Christi Statt, in Christi Sinn und Geist, in Christi Kraft und Vermögen verrichten. Christus selbst und Sein Geist muß sich in dem Lehrer und durch ihn den Kindern offenbaren. Nur so und nur dann ist er, was er seyn soll, ein christlicher Lehrer und Erzieher der Jugend.

Demnach hängt die Würdigkeit und Tüchtigkeit eines Lehrers nicht ab von natürlicher Begabung, von vielen Kenntnissen, von einem gewissen Lehrgeschick, von einer empfehlenswerthen Unterrichtsmethode, selbst nicht einmal von äußerer Kirchlichkeit, von äußerer Orthodorie, von äußerlich rechtsschaffenem Wandel. Das Alles ist freilich einem jeden Lehrer dringend zu wünschen und wird, wo es sich findet, seinen großen Nutzen haben. Wir behaupten sogar, daß zur genügenden Qualification des Lehrers ein gewisses Maaß von dem Allen vorhanden seyn muß. Aber dies Alles ist doch nur von untergeordneter Bedeutung und kann sogar dem Lehrer und seinen Kindern zum Schaden reichen, wenn es nicht dem Einen großen Hauptberuf des Lehrers dient, die Kinder für Christum und Sein Reich zu erziehen. Um diesen Beruf zu erfüllen, kommt es wahrlich nicht so sehr auf das an, was gelehrt wird, als vielmehr auf den Geist, in welchem gelehrt wird.

(Schluß folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1856.

Mittwoch den 31. December.

N<sup>o</sup> 105.

## Ueber die seelsorgerliche Einwirkung der Geistlichen auf die ihnen untergeordneten Lehrer.

(Schluß.)

Jean Paul sagt irgendwo: „Beim Lehrer kommt es nicht auf die Einsicht an, sondern auf den Charakter, und dazu gehört nicht mehr als ein rechtschaffener Mann.“ Diesem Ausspruch müssen wir unsere volle Zustimmung widerfahren lassen, wenn es uns gestattet ist, ihn vom Standpunkt des Christenthums dahin zu beleuchten, daß wir sagen: beim Lehrer kommt es nicht auf das viele Wissen an, sondern auf die christliche Persönlichkeit, und dazu gehört nicht mehr, als ein rechtschaffener Glaube. Mit dem rechtschaffenen Glauben aber ist gemeint, daß der Lehrer nicht bloß recht=gläubig, sondern auch recht=gläubig sey. Gewiß, daran liegt nichts, daß der Lehrer vielerlei wisse; es liegt aber Alles daran, daß er Eines recht wisse. „Si Christum discis, nihil est, si aliud nescis; si Christum nescis, nihil est, si aliud discis.“ Dieser Ausspruch, mit welchem Augustinus das tiefste Lernen und Wissen bezeichnet, heißt, um mich einer bekannten Niederstrophe zu bedienen, auf Deutsch: „Ach, wenn ich nur Jesum recht kenne und weiß, so hab ich der Weisheit vollkommensten Preis.“ Dieser vollkommenste Preis der Weisheit, nämlich das lebendige erfahrungsmäßige Wissen von Christo bildet den Menschen zu einer christlichen Persönlichkeit, und in dieser, nicht in irgend einer von Menschen erfundenen Methode, liegt der Schwerpunkt aller wahren und wirksamen Lehr- und Erziehungsthätigkeit. Lebte doch schon im gewöhnlichen Leben eine jede Persönlichkeit, je nachdem sie beschaffen ist, einen vortheilhaften oder schädlichen Einfluß auf die Umgebung aus. Jedwede Persönlichkeit ist eine inficirende. Wie sollte dies nicht im höchsten Grade der Fall seyn in Rücksicht auf die influirende Persönlichkeit des Lehrers, mit welchem die Kinder, die überdies das Bewußtseyn der unmittelbaren Abhängigkeit in sich tragen und mit den feinsten Fühlhörnern für die innerste Gesinnung des Lehrers begabt sind, den größten Theil des Tages im innigsten Verkehr stehen. Da ist es jedenfalls nicht die Lehre allein, sondern noch vielmehr die ganze persönliche Erscheinung und Haltung des Lehrers während seines Beisammenseyns mit den Kindern in und außer der Schule, wodurch ein erziehender oder verziehender Einfluß auf die letzteren ausgeübt wird. Ist der Lehrer eine christliche Per-

sönlichkeit, lebt er in Christo und Christus in ihm, so ist er für die Kinder ein Magnet zu Christo und es geht von ihm ein Hauch des neuen Lebens durch die ganze Schule hindurch. Lebte aber ein Lehrer außer Christo mit der Welt, so ist es im günstigsten Falle möglich, daß er eine äußere Disciplin in der Schule herbeiführt und seine Schüler mit allerhand nützlichen oder unnützen Kenntnissen bereichert, aber eine Thätigkeit zum wahren Heil und Frieden der Kinder wird er nicht ausüben. Ich unterschreibe in dieser Hinsicht von ganzem Herzen, was Pestalozzi in seinem „Renhard und Gertrud“ sagt: „Jeder Unterricht und jede Erziehung, die von unserer Sünde und Selbstsucht ausgeht, ist wie verflucht.“ — Mir sagte einst ein Gemeindeglied: „Wie der Pastor, der Lehrer und der Schulze ist, so ist die ganze Gemeinde.“ Gegen diese Behauptung, wenn sie in absoluter Fassung genommen wird, mag sich Vieles einwenden lassen; aber sie hat ihre relative Wahrheit und findet ihre besondere Anwendung auf den Lehrer und seine Schule. Göthe sagt: „Wie der Herr, so der Knecht; wie der Krieger, so das Gefecht; wie die Wiese, so die Weide; wie der Acker, so das Getreide.“ Ebenso kann man sagen: wie der Lehrer, so die Schule! Auch möchte ich hier an jenes stimmungsvolle Wort erinnern: „Wenn die Rose selbst sich schmückt, schmückt sie auch den Garten.“ Hierin liegt der Hauptgrund, weshalb die Persönlichkeit des Lehrers von unberechenbaren einflussreichen Folgen ist. Der Geist des Lehrers ist mehr oder weniger der Geist seiner Schule. Den Geist der Schule tragen die Kinder mit nach Hause, wo dieser Geist in der Familie missionirend fortwirkt. Aus der Schule geht die Gemeinde hervor, so daß sich aus dem Geist der Schule allmählig der Geist der ganzen Gemeinde herausbildet. Es ist gewiß keine leere Hypothese, sondern beruht auf einer durch tausendfache Erfahrungen bestätigten Thatfache, wenn behauptet wird, daß die Persönlichkeit eines Lehrers je länger je mehr in der ganzen Gemeinde, die ihre Kinder zu ihm in die Schule schickt, sich abdrückt und abspiegelt.

Wie wir Geistliche also auf unsere Lehrer einwirken, so wirken wir auf unsere ganze Gemeinde ein. Keinen gesegneteren, umfassenderen und nachhaltigeren Erfolg unserer geistlichen Wirksamkeit können wir uns versprechen, auf keinem sichereren Wege können wir unsere Gemeinden dem vorgestellten Ziele entgegenführen, als wenn wir unser seelsorgerliches Hauptaugenmerk darauf richten, daß wir, so viel an uns ist, unsere Lehrer zu



Persönlichkeiten bilden, deren Sehn und Wesen, Lehren und Leben ein von Christi Geist durchdrungenes und darum ein Säen auf den Geist ist. Wir können es nicht hoch genug anschlagen, wie das, was von unseren Lehrern auf den Geist gesäet wird, uns nachher als eine reife Garbe in die Arme fällt.

Das ist eine Betrachtung, die uns die ganze gewichtvolle Verantwortlichkeit unsers amtlichen Verhältnisses zu den Lehrern empfinden läßt. Es gilt ja nicht bloß, die Seele des Lehrers wie die eines jeden andern Gemeindegliedes zu retten; es gilt auch, für alle die Tausende, auf welche der Lehrer einen unmittelbaren oder mittelbaren Einfluß ausübt, ewigen Schaden zu verhüten und ewigen Segen zu stiften. Wenn diese Anschauung nicht im Stande ist, unsern Eifer in der Seelsorge an den Lehrern anzuspornen, dann wird es noch viel weniger etwas helfen, wenn wir durch das Landrecht an unsere Pflicht erinnert werden in jenen Paragraphen, wo es heißt: „Die Schulaufsichter müssen darauf Acht haben, daß der Schulmeister sein Amt mit Treue und Fleiß abwartet.“ — „Der Prediger des Orts ist schuldig, nicht nur durch Aufsicht, sondern auch durch eigenen Unterricht des Schulmeisters sowohl als der Kinder zur Erreichung der Zwecke der Schulanstalten thätig mitzuwirken.“ —

Fassen wir nun aber die sowohl bei den Lehrern als auch bei uns selbst vorhandenen Hindernisse, die sich unserm seelsorgerlichen Einfluß auf die Lehrer entgegenstellen, näher ins Auge.

Wir erfahren es Alle, wie in unserm Stande etwas ist, was uns der Gefahr eines gemächlichen und bequemen Lebens aussetzt. Diejenigen amtlichen Funktionen, die unumgänglich nothwendig von uns verrichtet werden müssen, nehmen im Ganzen nur einen geringen Theil unserer Zeit in Anspruch. Wenn wir unsere ganze amtliche Thätigkeit nur auf die gottesdienstlichen Handlungen in der Kirche und auf die geistlichen Funktionen in den Häusern, wohin wir gerufen werden, beschränken, so bleibt uns selbst in dem Fall, daß wir eine große und zerstreute Gemeinde zu bedienen haben, immer noch viel freie Zeit übrig. Wie nahe liegt da die Versuchung, daß wir die viele freie Zeit, wenn ich anders von einer solchen reden darf, — im Grunde haben grade wir Geistliche gar keine freie Zeit — nicht dem theologischen Studium und der speciellen Seelsorge, sondern dem gemüthlichen Familienleben oder der Beschäftigung mit allerhand Liebhabereien oder der Theilnahme an geselligen Vergnügungen widmen. Wir meinen oft, daß wir für heute das Unrige gethan und uns nun wohl die Ruhe und Erholung gönnen dürfen, während uns der himmlische Hausvater mit strafenden Blicken ansieht und zuruft: „Was stehst du den ganzen Tag müßig!“ — Wäre die Versuchung zu einem bequemen und gemächlichen Leben in unserm Stande nicht da, und unterlägen nicht so Viele derselben, woher käme sonst das in der Welt allgemein verbreitete Urtheil — Vorurtheil darf ich nicht einmal sagen —, daß die Geistlichen das beste und bequemste Leben führen können? Stehen wir nun gegen diese

Versuchung nicht auf unserer Huth und thun wir an unsern Lehrern nur das, was wir um der Behörde willen thun müssen, damit ihren gesetzlichen Vorschriften genügt werde, nicht aber das, was wir um Gottes Willen zu thun haben, damit Sein Reich gemehret werde, dann wird freilich von dem, was seelsorgerliche Einwirkung genannt zu werden verdient, kaum noch eine Spur bei uns anzutreffen seyn.

Die eigenthümliche Versuchung, welche mit dem Lehrerstande verbunden ist, ist anderer Art. Hier ist die Versuchung zum Hochmuth und zur Eitelkeit diejenige Klippe, an welcher die meisten Lehrer und unter ihnen oft sogar die gutgesinnten scheitern. Der Lehrer-Hochmuth ist fast sprichwörtlich geworden, und man muß schon gründliche Beweise vom Gegentheil haben, ehe man sich in Betreff eines einzelnen Lehrers der Ueberzeugung hingibt, daß er eine Ausnahme von der Regel macht.

Der allen Adamskindern angeborne Hochmuth findet im Lehrerstande eine besondere Nahrung. Der Lehrer — ich habe hier natürlich hauptsächlich den Elementar- oder Volksschullehrer im Auge — muß zur Qualifikation in seinem Beruf einen gewissen äußeren und inneren Bildungsgrad erreichen. Diese von ihm zu erlangende und zu verlangende Bildung ist einerseits nicht bedeutend und umfassend genug, um ihn zu dem Prädicat eines Gelehrten zu berechtigen, andererseits aber auch wieder bedeutend und umfassend genug, um über den gewöhnlichen Bauer und Bürger hervorzuragen. Die Ausbildung, wie sie von dem Elementarlehrer gefordert und ihm auf den Seminarien oder durch anderweitige Präparation gegeben wird, ist nur eine halbe Bildung. Das aber ist das Eigenthümliche der Halbbildung, daß sie die Einbildung erzeugt. Der Ungelehrte weiß, daß er nichts weiß. Der gründlich und wahrhaft Gelehrte weiß auch, daß er nichts weiß. Nur der halb oder oberflächlich Gelehrte bildet sich ein, daß er etwas wisse. Hierzu kommt, daß der Lehrer es Tag für Tag mit Kindern zu thun hat, die in der unmittelbarsten Abhängigkeit von ihm stehen, und von denen er den pünktlichsten Gehorsam zu fordern hat. Wie leicht kann es da geschehen, daß sich seines ganzen Wesens eine gewisse Herrschsucht und Anmaßung bemächtigt, die nicht bloß seine Schüler zu fühlen bekommen, sondern die er auch im anderweitigen Verkehr und Umgang nicht mehr zu unterdrücken vermag. Endlich liegt auch in dem Bewußtseyn der wichtigen, einflußreichen und ehrenvollen Stellung des Lehrers ein besonderer Reiz für das schon an sich so hochmüthige Fleisch. Dieses Bewußtseyn wird freilich dem unter der Zucht des heiligen Geistes stehenden Lehrer den Segen einer täglichen und gründlichen Demüthigung bringen; aber den Lehrer, der nichts weiß und wissen will von dem Kampf des Geistes gegen das aufgeblasene Fleisch, wird es je länger je mehr dem Hochmuthsteufel in die Arme führen. Dieser durch die angedeuteten Ursachen genährte Hochmuth des Lehrers ist es hauptsächlich, der sein Herz gegen die seelsorgerlichen Einflüsse absperrt, was um so mehr der Fall ist, je mehr sich ein Lehrer auf das allerverbärmlichste Kunststück



versteht, seinen inwendigen Hochmuth in den äußeren Schein der Demuth einzuhüllen, wie denn namentlich in der Lehrerwelt dergleichen Beispiele nicht selten anzutreffen seyn dürften, wo man sich der seelsorgerlichen Zusprache des vorgesetzten Geistlichen gegenüber höchst devot und dankbar bezeugt, während man sich gleichzeitig innerlich oder hinterher auch äußerlich ins Häuschen lacht. Gegen den offenbaren Hoffahrtsflug und Dünkeltrug läßt sich mit den Waffen Gottes kämpfen; aber wie will man demjenigen beikommen, der mit der Demuth Hoffahrt treibt!

Außer diesen inneren Hindernissen gibt es auch äußere Hindernisse mancherlei Art. Am stärksten sind diese vorhanden, wenn die Zeit und Kraft eines Geistlichen durch die vielen anderweitigen Geschäfte in einer großen und zerstreut liegenden Gemeinde in Anspruch genommen wird. Wir Geistliche haben, wie wir oben bemerkten, Ueberfluß an Zeit und Kraft, wenn wir nur den menschlichen oder obrigkeitlichen Anforderungen genügen wollen; sobald wir den Forderungen des allwissenden Herzenskundigers zu genügen trachten, da geht die Klage an: „ach, wo nehm' ich her die Kräfte zum Geschäfte, dazu ich verbunden bin!“ Mit dieser Klage verliert sich so leicht die nöthige Ruhe und Besonnenheit des Geistes zu einer richtigen Unterscheidung und Auswahl der wichtigeren und hauptsächlichsten Geschäfte von den unwichtigeren und nebensächlichen. Der Geist geräth in Unruhe, Hastigkeit und Verworrenheit, die zur Folge hat, daß über den Gedanken an die vielen und schwierigen Geschäfte, die auf uns warten, die gegenwärtige Handlung handwerksmäßig abgemacht und über das Knie gebrochen wird. Wo bleibt da die von dem Herrn so hoch gepriesene Treue im Kleinen, auf welche bei unserm amtlichen Wirken zuletzt doch Alles ankommt! Wir können uns in dieser Hinsicht nicht besser raten lassen, als wenn wir uns für unsere gesammte seelsorgerliche Praxis das *nōn multa, sed multum* zur Regel und Richtschnur machen. Es ist tausendmal besser, daß wir nur Weniges, aber das Wenige so thun, daß unser ganzer Mensch dabei ist, als daß wir uns durch das Vieleserlei und Alleserlei unsers Schaffens und Wirkens vor Gott und unserm eigenen Gewissen den Vorwurf der Oberflächlichkeit zuziehen.

In welcher Weise sollen wir die seelsorgerliche Einwirkung auf die Lehrer ausüben?

Gott wolle uns bewahren vor der nichtssthunenden Vielthuererei, vor der nichtserschaffenden Geschäftigkeit, vor dem hastigen, unruhigen Wesen der Martha, die das Eine, was Noth ist, nicht hatte.

Es kommt bei Allem, was wir an unsern Lehrern thun, zunächst nicht auf das Was, sondern auf das Wie an. Das Wie aber ist absolut bedingt durch unsere Persönlichkeit und den Eindruck, den sie hervorruft. Es können zwei Geistliche unter ganz gleichen äußeren Verhältnissen durch die gleichen äußerlichen Mittel auf ihre Lehrer einzuwirken bemüht seyn, so wird dennoch der beiderseitige Erfolg in dem Grade verschieden

oder entgegengesetzt seyn, wie die Persönlichkeit des Einen mehr oder weniger eine vom heiligen Geiste und die des Andern mehr oder weniger eine vom eigenen Geiste erfüllte ist. Sind wir Geistliche nur wirklich geistliche und nicht ungeistliche Geistliche, sind wir nur wirklich vom heiligen Geist so durchdrungen und gesalbt, daß sich in uns spiegelt des Herrn Klarheit mit aufgedecktem Angesichte, dann wird dieser uns inwohnende Geist, der ja ein Geist der Zucht ist, durch unser jedesmaliges Zusammentreffen mit unsern Lehrern einen züchtigenden Einfluß auf sie ausüben, ja schon die bloße Erinnerung an unser Daseyn überhaupt wird nicht ohne heilsame Einwirkung bleiben.

Ohne die Liebe ist unser Predigen und Ermahnen, unser Rathen und Helfen nichts weiter, denn ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Darum gilt es, daß wir uns täglich prüfen und fragen, ob wir beseelt sind von jener Liebe, die sich dem Lehrer liebend hingibt und ihn im Herzen trägt, — von jener Liebe, die für alle Mühen und Beschwerden des Lehrers und besonders auch für seine oft so arme und drückende Lage das rechte Mitgefühl, für alle seine Leiden das rechte Mitleiden empfindet, — von jener Liebe, die dem Lehrer mit Freundlichkeit, Herzlichkeit und Brüderlichkeit entgegenkommt, die dem herrschsüchtigen, hochmüthigen und sich eitel geberbenden Lehrer gegenüber die schöne Gebehrde der Einsalt, Demuth und Selbstverleugnung blicken läßt und auf das Haupt des feindseligen Lehrers glühende Kohlen zu sammeln versteht, — von jener Liebe, die mit allen Fehlern und Schwachheiten des Lehrers unsägliche Geduld hat, und seine etwaigen Untreuen, Nachlässigkeiten und Veräumnisse nicht zur Unzeit, sondern zur rechten Zeit, nicht mit fleischlichem, sondern im heiligen Eifer aufzudecken versteht. — Sind wir von dieser Liebe beseelt? das ist die Frage. Wir werden an unsern Lehrern nur so viel ausrichten und erreichen, als wir von ihnen geachtet und geliebt werden; wir werden aber nur so viel von ihnen geachtet und geliebt werden, so viel wir ihrem Stande die gebührende Achtung und ihrer Person die lautere Liebe entgegenbringen. Soweit dies letztere geschieht, haben wir sie gewiß auf unserer Seite, und soweit dies der Fall ist, haben wir an ihnen gewiß offene Ohren und Herzen für Alles, was wir zum Heil ihrer Seele und ihres Berufs an ihnen thun und mit ihnen treiben.

Ein freudiges Liebeswerk, nicht ein Werk des gesetzlichen Zwanges sehen uns zunächst die Lehrer-Conferenzen. Sie sind von der größten Wichtigkeit. Je vereinsamter die Stellung des Lehrers besonders auf dem Lande ist, desto mehr bedarf er einer derartigen Zusammenkunft und Vereinigung mit seinen Kollegen und dem vorgesetzten Geistlichen, wodurch ihm Gelegenheit geboten wird, immer wieder aufs Neue an seinen Beruf und seine Berufspflicht gemahnt zu werden und einen Antrieb zur ferneren Ausbildung seines Geistes und Herzens für das Amt und den Beruf zu empfangen. Dies kann freilich nur dann geschehen, wenn die Conferenzen im rechten Sinn und Geist geleitet werden, so nämlich, daß das eigentliche Augenmerk darauf gerichtet wird, wie die Lehrer von jeder Konferenz



eine segensreiche Frucht für das innere Leben mitnehmen. Damit soll keineswegs gesagt seyn, daß die Lehrer-Conferenzen eigentliche Bet- oder Andachtsstunden seyn sollen. Das nicht! Aber Versammlungen im Namen Jesu sollen sie jedenfalls seyn, und es ist unerläßlich, daß sie mit Gebet und Gesang, woran sich eine Ansprache des Geistlichen auf Grund einer Bibelstelle in erspriesslicher Weise anschließen dürfte, begonnen werden. In den meisten Fällen läßt man einen und den andern Lehrer mit etlichen Schülern eine Katechisation halten, worüber nachher von dem Geistlichen in Gemeinschaft mit den übrigen Lehrern Kritik geübt wird. Ich halte das nicht für recht. Welcher Lehrer wäre wohl im Stande, eine solche Katechisation zu halten, ohne der Versuchung zum Paradenmachen zu unterliegen, ohne wenigstens von der Einfalt abgeführt zu werden! Wird es für nöthig und nützlich erachtet, daß ein Lehrer von dem andern lernt, wie man's machen oder auch nicht machen muß, so ist es vollkommen hinreichend, wenn die alljährlich abzuhaltenden öffentlichen Schulprüfungen dazu benützt werden. Dagegen erscheint es mir in hohem Grade erspriesslich, wenn in den Conferenzen vorzügliche, in das pädagogische Fach einschlagende Bücher durchgenommen und besprochen werden. Nicht minder segensreich wird es seyn, wenn wir die Lehrer über aufgegebenen Themata schriftliche Abhandlungen zum Vortrag für die Conferenzen anfertigen lassen. Die zu stellenden Themata müssen jedoch so gewählt seyn, daß die Lehrer durch die Bearbeitung derselben nothgedungen zur Selbstprüfung und zum Nachdenken über ihre Amtsführung veranlaßt werden. Ich will des Beispiels wegen einige von den Aufgaben, welche ich von meinen Lehrern habe bearbeiten lassen, hier speciell bezeichnen.

1. Warum dem christlichen Lehrer vor Allem die Salbung des Geistes Noth ist?
2. Wie der Lehrer in allen Unterrichtsgegenständen den Zweck der Erziehung ins Auge zu fassen hat.
3. Bedarf es auch für den geübten Lehrer noch der besonderen täglichen Vorbereitung auf die in der Schule zu behandelnden Lehrgegenstände?
4. Ueber die rechte Weise, wie ein Lehrer die geisteschwachen Schulkinder zu behandeln hat.
5. Ueber die in der Schule anzuwendenden Zuchtmittel.
6. Der vornehmste Beruf des Lehrers.
7. Der Lehrer außer der Schule.
8. Die Lectüre des Lehrers.
9. Ob und wie der Lehrer in der Schule und Schulgemeinde die Enthaltenssache zu treiben hat?
10. Ob und wie der Lehrer auf die Eltern Behufs der häuslichen Erziehung ihrer Kinder einzuwirken hat?

So viel von den Conferenzen. Ein anderer Liebesdienst, den wir unsern Lehrern zu erweisen haben, ist der, daß wir ihnen zu einer heilsamen häuslichen Lectüre behülflich sind, wobei wir, in Rücksicht auf die düsterte Lage unserer meisten Lehrer, ein kleines Opfer unsererseits nicht scheuen sollten. In dieser Hinsicht erschienen mir als besonders empfehlenswerth die Volks-

schriften von Claudius, von Jeremias Gotthelf, von C. Stöber, von Pestalozzi (Rienhard und Gertrud), auch wohl von A. Stolz (Kalender für Zeit und Ewigkeit), ferner folgende sich ganz auf pädagogischem Gebiete haltende Bücher: L. v. Raumer's Geschichte der Pädagogik, die für aufgeweckte Lehrer um so anregender ist, da sie meistens nur Biographisches mittheilt, — Bormann's Schulkunde, welche in den rechten Sinn der Regulative einführt, — die beiden Bücher von Kellner „Pädagogik der Volksschule“ und „Pädagogische Mittheilungen aus dem Gebiete der Schule und des Lebens“, worin die innersten Lebensfragen der Schule und des Lehrers auf anregende Weise besprochen werden, — endlich das Buch „Mitgabe für christliche Volksschullehrer zur Belehrung und Erbauung von C. Heinrich.“ Auch haben wir die Biographien anerkannt tüchtiger und gottseliger Männer, wie das Leben Luther's, Spener's, Franke's, Zinzendorf's, Spangenberg's, Bogatsky's, L. Hofacker's u. s. w., den Lehrern in die Hände zu geben.

Ein fernerer Liebesdienst, den wir unsern Lehrern schuldig sind, ist das unermüdliche Bitten und Ermahnen, daß sie sich von gewissen Dingen, die unter allen Umständen einen nachtheiligen Einfluß auf das innere Leben ausüben oder dasselbe gar nicht aufkommen lassen, wie vom Branntwein, vom Kartenspiel, vom Tanz gänzlich losmachen, und daß sie sich den Gebrauch eines dreifachen Gnadenmittels, wodurch dem inneren Leben eine reiche Nahrung zufließt, nämlich des täglichen Bibellesens, der regelmäßigen Hausandacht und der fleißigen Theilnahme am Gottesdienst und Sakrament zum festen Gesetz machen. So lange wir unsere Lehrer dahin noch nicht gebracht haben, daß sie jenen dreifachen Stein des Anstoßes und Aergernisses gänzlich vermeiden, und aus dieser dreifachen Segens- und Lebensquelle trinken, sind sie nicht unsere Helfer, die uns banen helfen; sondern Helfer des Fürsten dieser Welt, dem sie niederreißen helfen, was wir aufbauen.

Das Beste aber, was wir an unsern Lehrern thun können, ist — die tägliche Fürbitte für dieselben.

B.

II. B.

## Die kirchlichen Zustände im Königreich Sachsen.

Neue Folge. Vierter Brief. Die Erneuerung der Kirchenvisitationen.

Ich darf das Jahr 1856 nicht zu Ende gehen lassen, ohne Ihnen in der Kürze Bericht zu erstatten über ein Ereigniß, wodurch demselben, wie wir zu hoffen wagen, auf lange hinaus eine bedeutungsvolle Stelle in unsern kirchlichen Annalen zugesichert ist. Ich meine die Wiederbelebung der Kirchenvisitationen.

Daß das Institut der Kirchenvisitationen in Sachsen so alt ist, als die Reformation, ebensowohl ein natürliches Erzeugniß, **Beilage.**



als kräftiges Beförderungsmittel derselben, ist hinlänglich bekannt. Als bekannt ist ebenfalls anzunehmen, daß in der Sächsischen Kirchenordnung von 1580, die für mehrere andere evangelische Länder das Vorbild gewesen ist, die Kirchenvisitation den eigentlichen Mittelpunkt derselben und die Hauptaufgabe des Superintendentenamts bildet, so daß sie auch wohl Superintendentenz genannt wird. Weniger bekannt aber wird seyn, daß die durch jenes kirchliche Grundgesetz festgestellten und niemals aufgehobenen Bestimmungen gleichfalls im Laufe der Zeit dermaßen außer allem Brauch gekommen sind, daß ein unter der Autorität des Kirchenregiments erschienener Codex des im Königreich Sachsen geltenden Kirchen- und Schulrechts vom Jahre 1840 sie als „der heutigen Verfassung nicht mehr angemessen“ gradezu weglassen konnte.

Wenn und wie es dahin gekommen, ist nicht so leicht zu sagen. Man muß so billig seyn, den Verfall dieses wichtigen Instituts nicht bloß der neueren Zeit, der Herrschaft des Nationalismus, der Verweltlichung der Kirche, der Ueberladung der Ephoren mit Bureaugeschäften zuzuschreiben, sondern man muß sich erinnern, daß die Klage über die Vernachlässigung der Kirchenvisitationen Jahrhunderte alt ist und zu wiederholten Malen einen Gegenstand der ständischen gravamina gebildet hat. Ja es ist erlaubt, anzunehmen, daß die Sache niemals so ganz in den vollen Gang gekommen ist und daß der Grund davon zum Theil in den zwar sehr treu gemeinten, aber zu umständlich angelegten Bestimmungen, in der Ueberspannung der Forderungen, wenigstens im Verhältniß der zu Gebote stehenden Kräfte, zu suchen ist. Wer die einschlagenden Bestimmungen der Kirchenordnung von 1580 \*) und den Umfang der Ephorieen in Sachsen kennt, wird dies zugeben müssen.

Was von der ursprünglich gewollten Einrichtung noch vorhanden war, war ein bloßes Schattenbild. Möchte auch in einigen Ephorieen und von einzelnen Ephoren noch etwas davon erhalten worden seyn, so war dies nur ein Anhängsel des rein weltlichen Geschäfts der Kirchrechnungen, welche aus einem die Ephoren ursprünglich kaum berührenden Nebengeschäft zur Hauptsache geworden waren, und welche mit ihren luxuriösen Mahlzeiten und gewaltigen Liquidationen nicht wenig dazu beigetragen haben, das Ephorenamt zu discrediren. \*\*)

Was die Kirchenvisitationen bei uns aufs Neue ins Leben gerufen hat, ist nicht sowohl der Vorgang anderer Evangelischer Landeskirchen, als vielmehr ein durch unsere ganze Zeit gehender Zug, ein Bedürfniß fester Ordnungen. Schon vor dem

Beginn der Visitationen in Preußen wurde die Sache von einer Sächsischen Pastoralconferenz angeregt, und eine von dem Oberhofprediger Harleß im J. 1850 durch einen Theil von Sachsen gemachte Rundreise und Abhaltung von Ephoralsynoden kann als ein Vorläufer der nun neuerstandenen Kirchenvisitationen betrachtet werden. Seit jener Zeit hat das Kirchenregiment diese Angelegenheit nicht aus den Augen verloren, und hat sich durch alle Abmahnungen derer, welchen die Sache unbequem war, ebensowenig wie durch die gehässige Opposition und Verdächtigung einer kirchenfeindlichen Presse abhalten lassen, sie schließlich doch noch durchzuführen, wenn auch in anderer Gestalt, als man anfänglich beabsichtigt hatte. Vor zwei Jahren nämlich lag bereits ein Entwurf vor, nach welchem durch zu bestellende Commissionen eine Generalvisitation, etwa in der Weise der Preussischen, in vielen Beziehungen aber auch wieder anders, im ganzen Lande vorgenommen werden sollte. Dem Vernehmen nach sind die darüber von den geistlichen Mittelbehörden und Ephoren erforderten Gutachten zum größten Theile ablehnend ausgefallen. Wenn man auch vermuthen darf, daß die Gründe der Ablehnung zum Theil in einer Abneigung gegen die Sache selbst zu suchen waren; so läßt sich doch nicht läugnen, daß dieser Entwurf manches Bedenken zuließ, daß namentlich die Sache dadurch sehr weitaussehend wurde und an den praktischen Schwierigkeiten leicht ganz scheitern konnte. Nachdem dieser Entwurf zurückgezogen war, wurde wieder Alles still und man meinte, die ganze Sache sey bei Seite gelegt. Um so größer — ich will fürs Erste noch nicht sagen, um so freudiger — war die Ueberraschung, als im Frühjahr dieses Jahres das Ministerium seine Absicht kund werden ließ, die Visitation doch noch vorzunehmen, die Visitations-Ordnung veröffentlichte und alle Einleitungen traf, die Sache sofort ins Werk zu setzen.

Sehen wir uns vor allem die Visitations-Ordnung selbst an: sie ist so einfach und kurz gefaßt, daß es das Beste seyn wird, gleich den Wortlaut derselben zu geben, so daß der Leser selbst darüber urtheilen kann. Sie lautet:

§. 1. Nach Maafgabe der in der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsens seit 1580 gesetzlich getroffenen Einrichtung sollen innerhalb der nächsten drei Jahre sämtliche Parochieen in den Erblanden einer Kirchenvisitation durch ihre Ephoren, jedoch unter Aufsicht eines von dem Kirchenregimente zu bestimmenden Geistlichen unterworfen werden. — §. 2. Der Zweck dieser Visitation soll in Berücksichtigung der hier einschlagenden älteren Bestimmungen und des gegenwärtigen Bedürfnisses folgender seyn: 1. den allgemeinen kirchlichen und sittlichen Zustand der einzelnen Gemeinden und die in dieser Beziehung sich ergebenden Gebrechen und Bedürfnisse, sowie 2. die amtliche Wirksamkeit der Geistlichen und Schullehrer in ihrem ganzen Umfange, ihr Verhältniß zu einander, wie zur Gemeinde etc. genauer kennen zu lernen; 3. eingerissene Mißbräuche zu ermitteln, und, soweit dies in der Amtsbesugniß des Ephorus liegt, sofort abzustellen, oder doch die zu deren Abstellung erforderliche Einleitung unverweilt zu treffen; 4. das kirchliche Leben kräftig anzuregen und namentlich auch das Bewußtseyn des innigen Zusammenhangs der

\*) Bei Richter, die Evang. Kirchenordnungen des 16. Jahrh. II. 401.

\*\*) Die beßalligen Mißbräuche sind jedoch in Sachsen schon längere Zeit abgestellt. Anderwärts, z. B. im Oldenburgischen, mögen sie noch immer im Schwange gehen.



einzelnen Gemeinden mit der gesammten Kirche lebendiger zu machen. — §. 3. Das Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichts bestimmt, in welchen Ephorien in jedem Jahre die Visitation abgehalten werden solle, damit demselben die Fähigkeit geboten werde, nach eigenem Ermessen einen Commissar, sei es aus seiner eignen Mitte, sei es aus dem evangelischen Landesconsistorio oder aus der Consistorialbehörde des betreffenden Bezirks zeitweise an derselben Theil nehmen zu lassen. — §. 4. Dem Superintendenten bleibt zwar überlassen, über die Reihenfolge, in welcher er die einzelnen Parochien seiner Ephorie visitiren will, selbstständig Bestimmung zu treffen, er hat jedoch von der getroffenen Anordnung dem Ministerio durch die Kreisdirection rechtzeitig Anzeige zu machen. Den betreffenden Pfarrer hat er von der bevorstehenden Visitation vierzehn Tage vor Beginn derselben in Kenntniß zu setzen, ihm dabei zugleich den Text, über welchen er predigen soll, zu bezeichnen und ihn zu veranlassen, daß er acht Tage zuvor in angemessener Weise die bevorstehende Visitation unter Aufforderung zur Hülfsleistung bei dem öffentlichen Gottesdienste abkündige. Die besonders formulirten Visitationsfragen mag er sämmtlichen Geistlichen seiner Ephorie im Voraus mit der Veranlassung übergeben, die schriftliche Beantwortung derselben spätestens acht Tage vor Beginn der Visitation einzureichen. Auch der betreffende Kirchenpatron ist von dem Superintendenten rechtzeitig schriftlich zur Theilnahme einzuladen. — §. 4. Die Visitationen, deren jede in der Regel zwei Tage dauert, sind nicht bloss am Sonntage, sondern auch an Wochentagen abzuhalten und ist in solcher Weise die Visitation der Ephorie möglichst bald, jedenfalls aber in demselben Jahre, in welchem sie begonnen worden, zu Ende zu führen. — §. 6. Die Visitation beginnt jedesmal mit einem vollständigen öffentlichen Gottesdienste, bei welchem der Ortsgeistliche, oder wo mehrere an einer Kirche sind, der erste unter ihnen, die Predigt hält. Nach derselben folgt eine Ansprache an die Gemeinde durch den Ephorus oder den assistirenden Geistlichen nach deren Uebereinkommen. Ist ein Commissar des Kirchenregiments gegenwärtig, so kann derselbe nach eigenem Ermessen die erwähnte Ansprache übernehmen, hat aber davon den Ephorus zuvor in Kenntniß zu setzen. Die Liturgie wird theils von dem Pfarrer, resp. Diaconus, theils von dem andern Visitor gehalten. Am Nachmittage hält der Pfarrer, resp. Diaconus, Katechismusexamen mit der erwachsenen Jugend, nach dessen Beendigung derjenige der Visitatoren, welcher früh nicht gesprochen hat, noch eine kurze Prüfung über einen verwandten Gegenstand und am Schlusse eine Ansprache hält. Der übrige Theil des Nachmittags wird zu Besprechungen mit der Gemeinde verwendet, an denen die Kirchväter, sowie die Stadträthe, Gemeinde- und Schulpfstände Theil zu nehmen verpflichtet, außerdem aber alle Hausväter in der Abkündigung zur Theilnahme einzuladen sind. Am zweiten Tage ist in der Kirche Katechismuslehre mit der schulpflichtigen Jugend durch den Schullehrer abzuhalten. Den Abschluß, über welchen derselbe katechisiren soll, hat der Superintendent Tags zuvor aus den in den leztvergangenen Monaten behandelten Katechismuslehren zu bestimmen und die Prüfung selbst mit einer kurzen Ansprache zu schließen. Sind Nebenschulen vorhanden, so wird mit diesen eine gleiche Prüfung vorgenommen. Hieraus ist das Pfarrarchiv zu revidiren und endlich noch eine Besprechung mit den Geistlichen und Lehrern zu halten, wobei nicht bloss auf die einzelnen Zweige ihrer Amtsthätigkeit speciell einzugehen ist, sondern auch ihre persönlichen und — soweit dies von Einfluß auf die Amtsführung sein kann — ihre häuslichen Verhältnisse, die theologischen Studien des Geistlichen, seine Theilnahme an Conferenzen etc. ins Auge zu fassen und die erforderlichen Winke und Mahnungen zu ertheilen sind. Zu dieser, wie zu der Besprechung mit der Gemeinde wird die bereits früher eingegangene Beantwortung der Fragebogen eine geeignete Unterlage bilden. — §. 7. Nicht nur die Mutterkirchen, sondern auch die Filiale sind einer besonderen Visitation zu unterwerfen. Hat das Filial seinen besondern Geistlichen, so predigt dieser, wo nicht, so hält der assistirende Visitor die Predigt. Wo mehrere Filiale sind, werden sie in einer der Kirchen zu einer gemeinsamen Visitation vereinigt. — §. 8. Bei dem öffentlichen Gottesdienste haben die Visitatoren ihre Aufmerksamkeit zunächst der Predigt und zwar sowohl auf ihren Inhalt, namentlich ob sie schrift- und bekenntnißgemäß sei, als in Beziehung auf Form und Vortrag zuzuwenden; sodann aber auch die ganze Haltung des Geistlichen und der

Gemeinde, insonderheit auch bei den einzelnen liturgischen Handlungen, sowie die Leitung des Gesanges durch den Cantor oder Schullehrer ins Auge zu fassen. — §. 9. In der Unterredung mit den Gemeindegliedern wird die vorausgegangene Beantwortung der Visitationsfragen die Fähigkeit darbieten, auf Beseitigung sich etwa ergebender Mängel und vielleicht tief gewurzelter Uebel ernstlich hinzuwirken. Auch soll hierbei den Gemeindegliedern Gelegenheit geboten werden, etwaige Wünsche in kirchlicher Beziehung vorzubringen. — §. 10. Die Ansprachen und Predigten der Visitatoren sollen besonders erweckliche Glaubenszeugnisse sein und zur Anregung der Geistlichen, wie der Gemeinden dienen, eben deshalb aber von aller nutzlosen Polemik sich fern halten; jedoch sollen auch besondere in der Gemeinde gemachte Wahrnehmungen zu speciellerem Eingehen benützt werden. — §. 11. Eigentliche und formelle Protokolle sind nur dann aufzunehmen, wenn wegen etwaiger Beschwerden oder eingetretener Mißlichkeiten nach dem Ermessen des Superintendenten sofort Verhandlungen eröffnet worden sind, welche nur durch höhere Entscheidung ihre Erledigung finden können. Jedoch haben sowohl der Superintendent, als der assistirende Geistliche spätestens nach Ablauf von vier Wochen jeder einen gesonderten Bericht über den Befund der Visitation an die betreffende Consistorialbehörde zu erstatten, welche denselben, nach Befinden unter Beifügung ihrer Bemerkungen, mit möglichster Beschleunigung an das Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichts einzureichen hat.

Man sieht auf den ersten Blick, wir haben es hier nur mit Specialvisitationen zu thun und es handelt sich dabei nicht um Neugestaltung (Reformation) des ganzen kirchlichen Wesens, zu welchem Ende allerdings Generalvisitationen gehalten werden müssen, sondern nur um Erhaltung und Belebung (Restauration) des Bestehenden. Daß die erstere nicht noth thue, soll nicht etwa behauptet werden, wohl aber, daß es weise gehandelt war, sich auf die letztere zu beschränken. Was man nicht durchführen kann, soll man lieber nicht anfangen; wiederum aber auch das Geringere nicht unterlassen, weil man das Höchste nicht wagen darf. Ferner ist es als sehr angemessen zu betrachten, daß die Visitationsordnung sich zwar auf die gesetzlichen Bestimmungen der Kirchenordnung von 1580 gründet und an dieselben anlehnt, gleichwohl aber eine ganz andere Form vorschreibt, denn so treu gemeint auch die Bestimmungen der R. D. über die Visitation sind, so sind sie doch viel zu weitschichtig, und sind nicht bloß für unsere Verhältnisse nicht mehr geeignet, sondern es möchte als ein Grundfehler derselben zu bezeichnen seyn, daß die Visitation nach denselben gar zu sehr nur den Charakter der Erforschung (Inquisition) an sich trägt und nicht den einer Heimsuchung mit Gottes Wort. Eine Visitation muß nicht bloß fordern, sie muß auch geben. Zwar kann ein mit wahrhaft bischöflichem Sinn und Gaben ausgerüsteter Visitor auch nach den Bestimmungen der alten Visitationsordnung erwecklich auf Geistliche und Gemeinden einwirken; aber es ist ihm dazu viel weniger Gelegenheit geboten, vielmehr liegt es gar zu nahe, die Sache mehr in dem gewöhnlichen geschäftlichen Wege wie eine Art geistlicher Expedition abzumachen. Diese Gefahr würde in unserer Zeit und unter unsern Verhältnissen noch viel näher gelegen haben. Dem beugt die dermalige Visitationsordnung vor, und alle einzelne nach derselben vorzunehmende Handlungen, wenn sie auch den Zweck haben, daß sich die Visitatoren dabei informiren sollen, geben



doch nicht allein Raum für das erbauende Element, sondern stellen dasselbe größtentheils oben an. Die Visitation zieht alle Glieder und Stände der Kirche herbei, sie beginnt in dem weitesten Kreise mit dem Gemeindegottesdienst und zieht sich in immer engere Kreise zurück, um in der Studierstube des Pfarrers zu enden. Dazu kommt, daß sich die Visitationsordnung auf die Grundzüge und wesentlichen Anordnungen beschränkt und nicht durch casuistische Vorschriften die Visitatoren beengt. Die Ausführung hat denn auch die Zweckmäßigkeit dieser V. D. am besten bewiesen. Nur eins wäre zu vermissen, ein Abschluß der Visitation für jede Ephorie, wo durch einen Schluß-Visitationsgottesdienst und eine Ephoralssynode die einzelnen Eindrücke und Erfahrungen zusammengefaßt und zu einem Gemeingut der Diöcesanen gemacht werden können. Daß etwas der Art nicht festgestellt worden ist, liegt vielleicht daran, daß das Kirchenregiment über die Visitation der Ephoralstädte und Ephoralämter noch nicht schlüssig war und in Betreff derselben sich weitere Anordnung vorbehalten hat. — Daß die Visitation in ihrer Gestalt als Specialvisitation auch vorzugsweise in die Hände der Ephoren gelegt werden mußte, versteht sich von selbst, und wenn auch die Besorgniß nahe lag, daß unsere Ephoren unter den obwaltenden Verhältnissen und bei der Ueberbürdung mit äußerlichen Geschäften zu sehr Bureauämner geworden und an ein solches rein geistliches Geschäft und bischöfliches Werk wenig gewöhnt seyen; so konnte doch diese Besorgniß das Kirchenregiment keinesfalls bestimmen, ihnen die Ausrichtung eines Werkes vorzuenthalten, für welches ihr Amt ganz eigentlich gegründet ist und von dem sie selbst den Namen haben. Im Gegentheil war es dabei eben ein ausdrücklich erklärter Endzweck des Kirchenregiments, auf diese Weise „das Ephorenamt in sein ursprüngliches Aufsichtsrecht wieder einzusetzen.“ Auf der andern Seite aber war es gewiß sehr zweckmäßig, ja fast unerlässlich, daß man, wie geschehen, den Ephoren zu einem Werke, das ihnen selbst ganz neu war und in jeder Beziehung die Kräfte eines Mannes überstieg, Gehülfen beordnete. Hat ja auch das Ausfenden von je Zween das Beispiel des Herrn und der apostolischen Zeit für sich, und ist namentlich in diesem Falle durch die gemeine Erfahrung gerechtfertigt, daß vier Augen mehr und richtiger sehen als zwei. Dabei lag es auch in der Absicht des Kirchenregiments, durch Aufträge dieser Art nicht bloß nutzbare Kräfte zu verwenden, sondern auch Gaben und Kräfte zu wecken und geeignete Organe heranzubilden.

Nach dieser Charakterisirung des Entwurfs wird es noch übrig bleiben, über die Beurtheilung, welche die ganze Angelegenheit gefunden und über die Ergebnisse der Visitation selbst, soweit sich diese übersehen lassen, ein Wort zu sagen. Was das Erstere betrifft, so kann man sich denken, daß Alles, was einer lebensvollen Entwicklung der Kirche auf ihrem Schrift- und Bekenntnißgrunde feind ist, auch einem Institute feind seyn mußte, welches ja darauf vornehmlich gerichtet ist: am lauteften trat dagegen auf ein verkommenen Liberalismus, der jetzt, wo er auf staatlichem Gebiete sich ziemlich eingeengt sieht, sein altes in der vormärzlichen Zeit so wohlgelungenes Manöver

wieder hervorsucht, und seine Minierkünste auf kirchlichem Gebiete treibt. Da es ihm nicht möglich war, die Sache zu hindern, redete er wenigstens dem Visitationswerke so viel Böses als immer möglich war, nach. Daß ein fauler Conservatismus, der nichts gelernt und nichts vergessen hat, thöricht genug war, dieser kirchenseindlichen Partei hierin wenigstens innerlich beizustimmen, ingleichen daß Alles, was von dem Rationalismus \*) insicirt und dem Schlenbrian ergeben ist, ebenfalls scheel zu der bevorstehenden Visitation sah, läßt sich gleichfalls wohl begreifen. Auch wird man es unter den obwaltenden Umständen nicht verwunderlich finden, wenn nicht bloß viele Geistliche, sondern auch manche Superintenden ten der Sache im Stillen nichts weniger als hold waren. Dagegen ist es als ein merkwürdiges Zeichen der Zeit zu betrachten, daß selbst manche unter denjenigen Geistlichen, welche sich doch sonst so lebhaft dafür interessiren, daß die Kirche mit ihrem Bekenntniß und ihren Institutionen zu ihrem Rechte komme, und die wohl oft den Wunsch ausgesprochen haben, das Kirchenregiment möge entschlossener auf der Bahn der kirchlichen Restauration vorwärts schreiten, gleichwohl eine dahin abzielende Maßregel desselben nicht freudiger begrüßten, vielmehr Bedenken über Bedenken dagegen hatten. Wohl mögen dieselben nicht gegen die Sache an sich, sondern nur gegen die Modalität gerichtet, zum Theil wohl auch in einer gewissen Verzagttheit gegründet gewesen seyn, und in beider Hinsicht ihre Erlebigung gefunden haben; allein es kam dabei auch eine Wahrnehmung zu Tage, die man auch sonst wohl zu machen Gelegenheit gehabt, wie sehr nämlich der Begriff der Autorität in unsern Tagen auch unter den Gläubigen abhanden gekommen ist, und wie diejenigen, welche sonst wohl viel von Zucht reden, doch so wenig geneigt sind, auch an sich selbst Zucht zu üben und üben zu lassen. Unsere Pastoren sind so an ihre Selbstherrlichkeit gewöhnt, daß um deswillen eine Kirchenvisitation, so nöthig sie ihnen im Uebrigen erscheinen mag, nicht ohne Vorurtheil von ihnen angesehen wird.

Je ungünstiger aber die Aussichten für die Visitation zu seyn schienen, um so mehr hat man Ursache, mit dem Erfolge derselben zufrieden zu seyn. Eine Reugeburt der Kirche wird man ja doch un-

\*) Ad vocem Rationalismus will ich hier ganz gelegentlich eines neuerlichen Products desselben erwähnen, nämlich des Christthens eines gewissen Pfarrers Hehe: Die Uebertreibungen auf dem Gebiete der Protestantischen Kirche und Theologie. Nicht etwa, als ob diesem Pamphlet irgend welche Bedeutung beizumessen, es ist vielmehr — und das will gewiß viel sagen — das Klüglicste, was der Rationalismus vulgaris hervorgebracht hat; sondern bloß um deswillen, weil dieses Schriftchen, offenbar nur durch seinen Titel, eine große Verbreitung gefunden und in kurzer Zeit eine zweite Auflage erlebt hat, und weil es trotz seiner offen zu Tage liegenden Schwachsinngkeit von dem Liberalismus bloß um deswillen willkommen geheißen worden ist, weil es geeignet ist, Scandal zu machen. Ich muß aber alle Leser der *Ev. R. Z.*, denen es etwa zu Gesichte kommen sollte, bitten, unsern Eächsischen Rationalismus nicht nach dem Maassstabe dieses Buches zu beurtheilen: unsere Rationalisten sind nicht bloß guten Theils viel zu gut unterrichtet, als daß sie sich nicht selbst eines so Unwissenden und ungeschickten Vertreters von Herzen schämen sollten, sondern es gibt unter ihnen nicht wenige, in ihrer Art ehrenwerthe Männer, welche, obwohl vielfach befangen in den Fesseln ihres Systems, es doch mit ihrem Amte treu meinen und in mancher Beziehung selbst nicht ohne Segen gewirkt haben, und unter denen viele wohl nicht auf dem Standpunkte stehen bleiben werden, den sie überkommen haben. Freilich fehlt es auch nicht an wissenschaftlich und sittlich Verkommenen einer- und an Verhärteten und Verbissenen andererseits.



ter allen Umständen von einer einzelnen Maßregel und Einrichtung nicht erwarten dürfen, es ist schon dankenswerth, wenn sie nicht ohne irgend welche heilsame Anregung bleibt, wenn das Gefühl geweckt wird, daß es nicht so um uns stehe, wie es solle, wenn alte Schäden und Mißbräuche abgestellt oder doch aufgedeckt, verfallene Ordnungen aufgerichtet, neue hergestellt, die gelöste kirchliche Verbindung befestigt, das Zeugniß erprobter Diener des göttlichen Wortes bekräftigt und da, wo es an der rechten Verkündigung des Evangeliums fehlt, wenigstens einmal nachdrücklich bezeugt werde, was allein der Kirche noth thue. Daß dieß in den meisten Fällen irgend wie geschehen sey, läßt sich mit gutem Grund annehmen und es bürgt dafür einigermaßen die mit großer Umsicht und Personalkennntniß getroffene Wahl der Assistenten, welche offenbar dahin gerichtet gewesen ist, daß der eine der Visitatoren den andern ergänze, wo man etwa eine Einseitigkeit oder einen defectus voranzusehen Ursache hatte. Ob freilich nicht, wenn schon beim besten Willen, hier und da der rechte Eindruck verfehlt worden ist, ob man sich nicht oft durch den äußeren Schein hat blenden lassen, und ob nicht auf diese Weise Gemeinden und Geistliche in ihrer Selbstzufriedenheit bekräftigt worden sind, ob auch nicht aus all zu großer Rücksicht und Bedachtsamkeit alte böse Schäden zu sanft angerührt worden sind, wer wollte das behaupten, wer wollte das auch verlangen? Die Gaben und Kräfte sind verschieden und für Alle war die Sache eine völlig neue: es mußte überall erst Bahn gebrochen, Erfahrungen gesammelt, Uebung erlangt werden. In Zukunft wird die Sache hoffentlich noch besser gehn, inzwischen hat der Anfang die Vorhersagungen der Widersacher zu Schanden gemacht, die Beschränkungen die Kleinmüthigen beschämt, die Hoffnungen der Freunde übertroffen. Es sind freilich nur sehr vereinzelte Nachrichten, welche zur Kenntniß des Berichterstatters gekommen sind, aber sie klingen so übereinstimmend, daß es wohl erlaubt ist, daraus einen Schluß auf das Ganze zu ziehen. Besonders erfreulich ist die Aufnahme, welche die Visitation in den Gemeinden gefunden hat. Es war nichts versäumt worden, Mißtrauen und Vorurtheile dagegen zu erwecken, und es hat sich daher auch wohl anfänglich eine gewisse Zurückhaltung der Gemeinden gezeigt; aber als man erst die Sache in der Nähe und mit eigenen Augen gesehen und von ihrem Zwecke und ihrer Art und Weise eine Vorstellung bekommen hatte, gab sich bald eine ganz entgegengesetzte Stimmung kund, und mit großer Einstimmigkeit hat man sich in den verschiedensten Gegenden dahin ausgesprochen, wie erfreulich es sey, daß man sich um die einzelnen Gemeinden und ihre Angelegenheiten bekümmere, daß eine derartige Einrichtung längst noth gethan habe, daß aber auch eine solche Visitation, wenn sie etwas fruchten solle, bald wiederkehren müsse. Die Kirche ist in ihrer Gesamtheit und in ihrem Zusammenhang den einzelnen Gemeinden wieder näher getreten, dieß ist offenbar ein wichtiges Resultat der Visitation. Neben der allgemeinen geistlichen Anregung, welche dieselbe an vielen Orten zurückgelassen hat, fehlt es aber an den meisten auch nicht an irgend welchen einzelnen, thatsächlichen Resultaten, und es wird nun theils von dem Kirchenregimente, theils von den Pfarrern abhängen, ob ein bleibender Nutzen daraus erwachsen wird. Dem Kirchenregimente wird durch die Berichte der Visitatoren ein reiches Material zugeführt, um die Zustände, Gebrechen und Bedürfnisse der gesammten Landeskirche wie der einzelnen Gemeinden kennen zu lernen, und es steht mit Sicherheit zu erwarten, daß man diese Erfahrungen nicht in den Actenschränken aufspeichern,

sondern zum Nutzen der Kirche verwerthen und daß es allenthalben in den der Visitation unterworfenen Ephorien kund werden wird, daß die mit Aufwand von so viel Kräften betriebene Sache nicht pro forma geschehen sey. Die Pfarrer aber konnten inne werden und ihrer viele sind wohl auch inne geworden, daß sie an einer solchen Visitation eine mächtige Stütze und starken Rückhalt für ihre geistliche Amtswirksamkeit haben, und an ihnen wird es hauptsächlich seyn, die Früchte von der Aussaat einzusammeln, welche durch die Visitation geschehen. — Den nächsten und unmittelbarsten Gewinn haben wohl die Visitatoren selbst von der Visitation davon getragen und es ist mit Gewißheit anzunehmen, daß dadurch vielmehr geistliche Kraft geweckt als consumirt worden sey. Es haben mehrere Ephoren bekannt, daß sie dabei erst ein richtiges Bild der Zustände ihrer Ephorie bekommen und dabei erst in die rechte Bedeutung ihres Amtes eingedrungen seyen und dasselbe recht lieb gewonnen hätten; eben so haben die Assistenten von diesem Geschäft eine Fülle von Erfahrungen heimgetragen, welche sie auf keine andere Weise hätten sammeln können, und zwischen den Visitatoren haben sich in der Gemeinschaft der Arbeit und des Gebets Freundschaftsbündnisse gebildet, welche von höherem als nur persönlichen Werthe und Nutzen seyn werden. Ueberhaupt wird so Vieles, was sich sonst ferner sehen bleibt, durch eine solche Visitation näher gerückt, und es ist unmöglich, daß daraus nicht vielfach ein bleibender Gewinn hervorgehen sollte. Das Wichtigste aber ist, daß bei einem Acte, wie die Visitation, die Kirche, welche für viele zu einem todtten Abstractum zusammengeschrunpft ist, als eine geistige Macht lebendig und lebhaftig hervortritt. Und daß es an diesem Eindrucke nicht gefehlt hat, das ersieht mir als das bedeutendste Resultat, was gewonnen worden ist.

Es sind allerdings ziemlich allgemeine Umrisse, welche Ihr Berichterstatter hier gegeben hat und ich muß fürchten, es werde vielen Lesern Ihres Blattes wenig damit gedient seyn. Man wird lieber Näheres, Specielles, einzelne Thatfachen und Erfahrungen hören wollen. Dergleichen ließt sich viel interessanter. Ich weiß es auch den Berichterstattern in der Ev. K. Z., welche uns aus ihren Erfahrungen bei der Generalvisitation so lehrreiche und anziehende Bilder zusammengestellt haben, vielen Dank, und doch siehe ich selbst von dem Versuche, es ihnen nachzutun, ab, obwohl es mir an Material nicht gänzlich gebricht; denn ich muß offen gestehn, daß ich fürchte, es könne ein solches öffentliches Besprechen von einzelnen Vorgängen und speciellen Zuständen mehr schaden als nützen. Lassen wir zuvörderst wenigstens die Sache ihren stillen Weg gehen. Doch ist damit nicht gesagt, als ob nicht manche einzelne Gegenstände, immer aber mit Vermeidung des Persönlichen und Localen, auch öffentlich zur Sprache gebracht werden könnten, und ich behalte mir ausdrücklich vor, auf das Eine oder Andere später zurückzukommen. Für jetzt schließe ich mit der Bemerkung, daß im Laufe dieses Jahres die Visitation in einem Drittel des Landes, in 10 Ephorien, so wie in einigen Bezirken der Oberlausitz (welche die Ephorialverfassung nicht hat) vollendet worden ist, und im Interesse derer, welche außerhalb Sachsen doch mit Sachsen genauer bekannt sind, will ich auch die Namen der Ephorien hersetzen. Es sind dieß: Meissen, Pirne, Oschatz, Waldheim, Leisnig, Frankenberg, Schneeberg, Glauchau, Plauen und Mark-Neukirchen.

Den 15. Decbr. 1856.





3 2400 00276 2791

v. 58-59  
1856

pac

Evangelische Kirchenzeitung.

v. 58-59  
1856





